(88) A

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

-5

IV. Jahrgang.

Nro. I.

Redigirt für A. Schmalfuß von C. Höfler.

Inhalt:

1. Über die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes. Von J. Peters.
2. Sittenbilder böhmischer Torfbewohner. Von A. Jäger.
3. Böhmens Betheiligung am Welthandel. Von C. Höfler.
4. Nekrolog Anton Luhe's.
5. Miscelle. Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. Von H. Gradl.
6. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr. 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 24. Juli 1865.) 1867

Eigenthum des Vereines.

Nur mit dem tiefsten Bedauern erfüllen wir die Pflicht, unseren HH. Mitgliedern die Nachricht von dem am 1. dieses Monates erfolgten, nicht unerwarteten, aber doch plötzlich eingetretenen Tode des bisherigen Redakteurs dieser Zeitschrift,

Herrn Anton Schmalfuß,

mitzutheilen. Bereits war der erste Bogen dieses Heftes gesetzt, als eine Lungenlähmung seinem rastlosem Wirken im 45. Lebensjahre ein Ziel setzte. Es ist ein ungemein schmerzlicher Gedanke, daß ein bis zum kräftigsten Mannesalter unter Entbehrungen und Mühen aller Art fortgeführtes Dasein in dem Augenblicke unter der Last schwerer Arbeiten zusammenbrach, als es an das Leben die Anforderung stellen konnte, auch ihm Ruhe und wohlverdienten Genuß zu bereiten. Wir beklagen den Verlust eines höchst redlichen, kenntnißreichen, um den Verein hochverdienten Mannes, welcher ungleich mehr war, als seine äußere Erscheinung zu erkennen gab; der erfüllt von dem ernstesten Streben, den Werth des Lebens nur in der Arbeit, in dem geistigen Schaffen erblickte und die ihm von der Vorsehung angewiesene bescheidene Stelle rastlos zum Besten Anderer auszufüllen bemüht war. Darum möge auch sein Andenken in Friede und Liebe unter uns weilen, und, wie er stets hoffte, ein besseres Jenseits ihm die Mühen seines Erdenwallens vergelten! — Ein ausführlicher Nekrolog von Freundes Hand wird in einem der nächsten Hefte folgen.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Eigenthum des Vereines.

Prag, 1866.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne

DB
191
V48
Jg. 4-5

LIBRARY
DEC -6 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Über Sprachalterthümer des Böhmerwaldes. Von J. Petters. 1
Sittenbilder böhmischer Dorfbewohner. Von A. Jäger 5
Böhmens Betheiligung am Welthandel. Von C. Höfler 24
Jakubek von Wřesowitz. Von Dr. Hallwich 33
Böhmische Dorfindustrie. Von A. Jäger 51
Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst. Von A. Z. I. II. III. 66, 97, 129
Skizzen aus dem Böhmerwalde. Von L . . . r. (III. Prachatitz. IV. Wolinkathal.) . 72, 178
Uralte Sympathiemittel. Von Dr. Grohmann 79
Joseph Sebastian Grüner (Biographie). Von Bernhard Grueber 82
Böhmen vor der Einwanderung der Čechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen.
Von Dr. Schlesinger. 105, 138
Zur Geschichte des böhmischen Glashandels. Von J. A. Hegenbart 101, 142
Historische Reflexionen. Von Dr. C. Höfler 161
Die Junghherren von Prag. Von B. Grueber 172
Die Ferdinandeische Landesordnung. Von J. Winter 193
Böhmische Zigeuner. Von Dr. Födisch 200

Miscellen.

Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. Von H. Gradl 26, 151
K. Mathias verleiht der Stadt Böhmisch Wiesenthal ein Stadtwappen. Von Dr. A. C. Tobias 59
Ursprung der böhmischen Krönungssteuer. Mitgetheilt von Göhlert 61
Sagen aus Hirschberg. Mitgetheilt von E. C. 61
Zur Geschichte der Bergwerke in Böhmen. Von Göhlert 118
Sagen aus Petersburg und Umgegend. Von Dr. Födisch 120
Volkspoesie aus Prachatitz. Von L . s . r 123
Wiedertäufer in Mähren. Von Dr. L. Schlesinger 149
Graslitz i. J. 1821 184
Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend. Von Werner . 187
Ein Streit um einen Kirchenstuhl. Eine histor. Anekdote. Von Dr. Franz Kürschner 209
Karl Hugo Rößler. Biographische Skizze von K. Viktor Hausgirg 215

Correspondenz.

Leitmeritz. Filialausstellung des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie . . . 157

Nekrolog.

Anton Luhe 25
P. Lambert Mayer 94

Geschäftliche Mittheilungen 28, 63, 95, 127, 160, 191, 222

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt für
A. Schmalfuß von E. Höfler.

Vierter Jahrgang. Erstes Heft.

I. Über die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes.

Unser berühmter Landsmann Joseph Rank (aus Friedrichsthal bei Neumark) hat in der Österr. Wochenschrift (Jahrg. 1864 N. 53) unter dem Titel: „Deutsche Sprachalterthümer im Dialekte des Böhmerwaldes" einige Proben seiner Dialektstudien veröffentlicht, denen, wie er verspricht, ein besonderes Werkchen über den Dialekt seiner Heimat folgen soll.

Wir können uns nur freuen, daß die umfassendere Arbeit in den Dialekten unsers Landes gerade an einem Punkte beginnen soll, wo die Sprache des Volkes ein ebenso ehrwürdiges Alter aufweist, wie die Riesenstämme des Urwaldes, dessen Lichtung in ferner Vorzeit den friedlichen Ansiedelungen der Menschen Raum gewährt haben. Ranks Forschung wird gewiß mancherlei zu Tage fördern, was weder in Schmellers Wörterbuche, noch in dessen ungedruckten Nachträgen (die ja auch noch ans Licht treten werden) zu finden ist und wenn sie uns auch eine Menge bekannten Stoffes bringen sollte, so muß sie dennoch herzlich willkommen sein, denn es wird uns freuen zu erfahren, daß wir dieses oder jenes alte Sprachgut mit dem Tiroler, Oesterreicher, Baiern u. s. w. gemein haben.

Was jedoch trotz allem freudigen Interesse für Ranks größere Arbeit die ernsteste Erwägung verdient, will ich mir in unsern „Mittheilungen", die im 4. Hefte d. 3 Jahrg. einen Auszug aus Ranks Aufsatz gebracht haben, des Nähern zu besprechen erlauben; wenn unserm geehrten Landsmanne (den ich brieflich nicht zu erreichen wußte und in der Wochenschrift selbst nicht erreichen durfte) diese meine Bemerkungen zu Gesichte kommen, möge er zugleich die Versicherung entgegennehmen, daß ich meine unbefangene Kritik einzig und allein im Dienste der guten Sache, frei von jedem unedlen Beweggrunde, ausübe. Darum nichts für ungut, wenns auch etwas übel klingt, es ist doch die Wahrheit!

Ich muß es nur rund heraussagen: Rank hat sich bisher auf dem Felde der „schönen Literatur" nichts als Ehren erworben, in Sachen der deutschen Sprachforschung ist er aber nur ein Anfänger; man kann ja nicht überall excelliren!

338653/55

Den Beweis für mein ungünstiges Urtheil soll gleich ein einziger Buchstabe liefern. Rank hat das unglückliche h, dem heutzutage schon so viel Abbruch geschehen ist, auch im Alt- und Mittelhochdeutschen für ein müßiges Dehnungszeichen angesehen. Er findet so die vollste Übereinstimmung zwischen seinem Friedrichsthaler knet und dem mhd. kneht (vgl. Schmellers Grammatik §. 432), zwischen ahd. durah und mundartlich dura (das jedoch nicht das bloße durch, sondern vielmehr durchher vorstellt, wie ofza-aushér), ja sogar zwischen dem gothischen ahva und mundartlich ahva (was wol afa zu lesen sein wird). Oder: Rank stellt das mundartliche bletzen mit dem mhd. blœzen zusammen, ohne zu wissen, daß e und œ im System der deutschen Vokale weit auseinander gehören; bletzen weist auf ein ursprüngliches a, blœzen auf u zurück.

Mit dem Worte ahva wollen wir auf die öfters mislungene Deutung der Idiotismen aus der alten Sprache übergehen. Rank gibt zugleich mit gothischem ahva anevar und urvar, zwei incognito reisende mittelhochdeutsche Wörtchen, zur Erklärung von friedrichsthalisch ahva, auhva. Soweit ich in Nordböhmen die Dinge zu beurtheilen vermag, ist afa (ahva) mit nasaliertem ersten a das mhd. anevar, aufa aber das mhd. uover, gothisch ahva oder mhd. urvar weder das eine noch das andere Wort.[1])

Daß am Böhmerwalde leit für Licht gesagt und ebenso das englische light ausgesprochen wird, trifft wunderbar zusammen, steht aber in keinem engern Zusammenhang; die Analogie verläßt uns auch gleich bei dem nächsten besten Reimworte, z. B. cnight und knet, nicht kneit. Wenn es in der Mundart leit, aber nicht kneit lautet, so hat das eben auch seinen guten Grund, denn leit ist mhd. liehte nicht liht, gerade so wie eiz = mhd. ieze.— Zum gothischen himins ist höchst bedenklicherweise das Himalaya gebirge als „Himmelsgebirge" gestellt; Himalaya heißt aber, richtig aus dem Sanskrit, nicht aber aus dem Deutschen erklärt: Heimat des Schnees und der deutsche Himmel hat mit dem Namen gar nichts zu schaffen. Solche etymologische Weitsprünge sind schon viele, viele Jahre aus der Mode und können nur noch bei solchen Forschern Anklang finden, die z. B. unser Grimmsches Wörterbuch ein „klägliches" Werk nennen (wie leider hier im Böhmerlande auch schon geschehen ist).

Soweit wie Indien liegt uns Island nicht; Rank hat aber trotzdem kein Recht zu der Behauptung, daß bei vielen Worten das Zusammenstimmen mit dem isländischen Idiome auffallend sei. Das Isländische wird gewiß ebensoviel oder ebensowenig mit dem Friedrichsthalischen zusammenstimmen, wie das Dänische oder Holländische. Das Wörtchen einlutz (oalaz) braucht auch seine Verwandtschaft nicht gleich hoch im Norden zu suchen; wir Nordböhmen sind mit unserm elitzigh d. i. einlützig jedenfalls näher (in Posen und Schlesien ebenso), oder die

1) Mittelhochdeutsch uover = friedrichsth. aufa, wie tuost, thust = daust, kuo, Kuh = kau (vergl. Schmellers Grammatik §. 378, aus der bairischen Nachbarschaft am Regen).

Kärnther mit ândlaz, die Deutschen der italienischen Alpen mit onlaize (Einsamkeit) u. s. w.

Wie wenig Rank mit allem Rüstzeuge der Germanisten vertraut ist, das beweist ein ungeheuerliches Versehen: wenn er von „Sumerlatens Sammlung von Glossen" spricht (S. 1670 und 1672), so klingt das gerade so, wie man von Quickborns plattdeutschen Gedichten sprechen könnte oder von einem mittelhochdeutschen Dichter Tristan (wofür in den Mittheilungen zweimal Tristian zu lesen stand, vgl. Schlendrian, Grobian). Sumerlate ist ein mhd. Wörtchen, das sich Hoffmann von Fallersleben zum sinnigen Titel seiner Sammlung auserwählt hat und das Rank auch in seinem Ziemann finden mußte, wenn er S. 446 von mhd. sumer weiter gelesen hätte. Höchst überflüssig ist bei dem mundartlichen suma, das dem mhd. sumer, nicht dem ahd. sumar an die Seite zu stellen ist, eine Verweisung auf Graffs Diutiska (woraus Ziemann sumer unde winter aufgenommen hat); einige Zeilen weiter sagt Rank, daß Kidel, Weiberrock, noch ganz so lautet, „wie es in Graffs Diutiska, besonders in den Gebeten des 12. Jahrhunderts, geschrieben vorkommt" — muß das nicht einen ehrlichen Christenmenschen höchlich in Staunen versetzen, daß der Kittel im mhd. Zeitraum in Gebeten so häufig genannt wurde? Der wunderbare Spaß rührt aber daher, daß Ziemann, dieser arge Verführer, bei seinen Abkürzungen vorn erklärt hat, Diut. bedeute: Graffs Diutiska, besonders die Gebete aus dem 12. Jahrhundert!

Hätte Rank statt des mangelhaften Wörterbuches von Ziemann das seinem baldigen Abschluße entgegengehende Wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke zu Rathe gezogen, so hätte er dort zwar sumer nicht gefunden (weil der Buchstabe s erst bis stande fertig ist), aber in den meisten Fällen eine weit gründlichere Belehrung holen können als aus dem Ziemannischen. So hätte Rank beispielsweise im großen mhd. Wörterbuche (ohne welches eine eingehende Dialektforschung geradezu aufs Trockene gesetzt wäre) den sichern Aufschluß über ertac, friedrichsthalisch ierda, im 3. Bande S. 5 erhalten, wo mhd. ertac, erctac mit: „eigentlich Tag des Gottes Zio oder Er" erklärt und auf Grimms Mythologie S. 113. 183. 1209 verwiesen wird. Was in Ranks Probe bei diesem Worte mit der dunkeln Stelle aus Bertholds Predigt von den sieben Planeten (Pfeiffer S. 54, Z. 16 ff.) gewonnen sein soll, ist nicht gut einzusehen.

Es wird nach allem oben Gesagten kaum überraschen, wenn ich noch sage, daß Ranks Angabe, daß dieses Wort häufig, jenes aber nur selten zu treffen sei, einer sehr genauen Controle zu unterziehen ist. Das läßt sich schon an wenigen Beispielen darthun. Unter die selteneren Worte stellt Rank unter andern: himaza, Blitz, kerren, durchdringend tönen, känten, zünden, pfrenga, drängen, pfinzta, Donnerstag u. s. w. Gleich das erste dieser Worte hat seine Seitenstücke, von der allernächsten Nachbarschaft, Baiern, ganz abgesehen, in Österreich, in Kärnthen und Tirol (sieh Schmellers bair. Wörterbuch 2, 197; Höfers österr. Wtb. 2, 52; Maretas Proben eines Wörterbuches der österr. Volkssprache S. 32; Lexers

kärnthisches Wörterb. S. 141; Schöpfs tirol. Idiotikon Sp. 265; Mareta gibt zwei poetische Belege aus Kaltenbrunner und Stelzhamer); kerren ist nicht nur friedrichsthalisch, auch österreichisch, tirolisch, fränkisch (sieh Frommanns Deutsche Mundarten, von Rank nirgends zu Rathe gezogen, 5, 104, 37) und sogar schriftdeutsch (als kirren, sieh Weigands vorzügliches Wörterbuch 1, 585); känten, mhd. künten, künden (Ziemann 201, Benecke-Müller 1, 914) ist nicht nur bairisch (kenden Schmeller 2, 308), sondern auch österreichisch, kärnthisch, cimbrisch, (Mareta 34; Höfer 2, 126; Lexer 157; Schmellers cimbr. Wtb. 202); das Wort ist darum von besonderem Werthe, weil es den seltenen Wechsel von k und z (künden, zünden) darstellt, worüber sich Hildebrand im Grimmschen Wörterbuche 5, 4 c vernehmen läßt, wo auf kenden d. i. unser känten in der nächsten Lieferung hingewiesen ist. Tirolisch gibt es Kentel, Kienspan, Kendel, kleiner Kamin in Bauernstuben, sieh Schöpfs Idiotikon 311 und 312.

Pfrenga ist gleichfalls in Österreich, in Baiern, Tirol und Schwaben zu finden (Höfer 2, 331; Mareta 6; Schmeller 1, 332; Schöpf 502; Birlinger, schwäbisch-augsburgisches Wtb. 94), Mareta citiert z. B. aus den Briefen des neuangekommenen Eipeldauers: „Napoleon hat überall gschaut, sein' Familie durch Mariaschen in die höchsten Häuser einz'pfrengen." Über pfinzta verweise ich einfach auf Mareta S. 5; Schmeller 1, 321; Benecke-Müller 3, 6; Schöpf 498; Lexer 24; Frommanns Mundarten 6, 26; Grimms Mythologie 113; pfinzta ist der fünfte Tag, ἡ πέμπτη.

Schließlich möchte ich mir ein paar Anfragen an die Leser dieses Blattes erlauben. Unter den von Rank aufgeführten Worten sind mir besonders fünf als gründlicher Betrachtung werth erschienen, nämlich ausaven, das auf keinen Fall mit französisch avenant zusammen gehört, diazeln, gawizl, lak und sam; ich kann hier nur über drei derselben meine Vermuthungen aussprechen und würde einen genauern Aufschluß über den Gebrauch der Worte und etwaige Nebenformen von anderwärts dankbar aufnehmen. Ausafen ist vielleicht nichts anderes als ins Schriftdeutsch umgesetzt ausaufen von dem einfachen aufen, das J. Grimm im Wörterbuche 1, 636 aufführt mit der Bedeutung von aufbringen, in die Höhe bringen, hochhalten; vermuthlich stimmt auch das gleichfalls von der Präposition auf ausgehende schweizerische aufligen, zu Kräften kommen, munter werden (Stalder 1, 117; im Gegensatz zu abligen, gebildet von einem Adjectivum, wie angelsächsisch upplic, was oben ist, himmlisch). Von den zwei Wortformen, die Rank mit der Bedeutung von Wolgeruch aufführt, scheint mir Lak die richtige zu sein (es steht einmal Ak, wol nur wegen der alten Minnesingerstelle, wo man übrigens für ac, was die Pariser Handschrift gibt, smac liest, das zweite Mal aber l'Ak, wo das l doch kein französischer Artikel sein kann). Das Wort scheint mir, um mich poetisch auszusprechen, die flammende, lodernde Pracht des Frühlings (bei vollem Lichte) bezeichnen zu wollen und es lehnt sich vielleicht mit dem cimbrischen lög, låg (Flamme) an mhd. louc an; glänzen und brennen sind ja eng-

verwandte Begriffe. Sâm ist vermuthlich nichts anderes als das volksübliche süddeutsche Saum, mhd. soum, zu welchem Saumroß, Saumpfad u. s. w. gehören (Weigand 2, 546); nahe liegen besonders die Citate im Mhd. Wtb. 2, 2, 473: einen boum, der einen wünneclichen soum von loube bar und der bluomen bî mir stuont vil manic soum; das gäbe einen Sam Laub, Blumen (wenn das Wort ein Masculinum ist, worüber Rank nichts gesagt hat). In vereinzelten Spuren lebt übrigens auch in Nordböhmen, wie in Hessen, ein altes Wort sange in der Bedeutung von Büschel Ähren, was zu dem Fremdworte soum nicht gehört; ich habe Letzteres in meinen „Andeutungen" S. 32 besprochen. Auch in Schwaben, wo viel Verwandtes zum friedrichsthalischen Deutsch zu finden ist, lebt Sang, „fasciculus von Ähren, Kräutern," wie Dr. Birlinger im Augsburgischen Wörterbuche erklärt.

Leitmeritz, 24. April 1865.

Ignaz Petters.

II. Sittenbilder böhmischer Dorfbewohner.

Aus der demnächst erscheinenden zweiten Lieferung von A. Jägers Dorfchronik. (Gesch. von Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald. Reichenberg 1865).

Die Nahrung der hiesigen Einwohner bestand vor 100 Jahren hauptsächlich aus Brot von Gemenge (Korn, Gerste und Haber), aus Milch, Hülsenfrüchten und groben Mehlspeisen. Fleisch kam, außer an Festtagen und bei Hochzeiten, selten auf den Tisch, Kaffee war unbekannt; dafür hatte man bei festlichen Gelegenheiten Warmbier. Die Kartoffeln waren noch selten und wurden auch nicht beachtet. Statt derselben baute man häufig schwarze Bohnen, welche wie ein Urprodukt des hiesigen Bodens, dem das Klima besonders zusagt, reichen Ertrag gaben. Sie liefern wohl eine rauhe Speise, sind aber wegen ihres reichlichen Stickstoffgehaltes viel besser als die Kartoffeln geeignet, die Fleischnahrung zu ersetzen. — Auch das liebe Brot war nicht in allen Familien fürs ganze Jahr zulänglich; in manchen Haushaltungen wurden zur Winterszeit Käse in die Milch gebrockt, um Brot für den Sommer, als die Zeit der schweren Feldarbeit, zu sparen. — Sauerkraut ist von jeher ein allgemeines und beliebtes Nahrungsmittel gewesen; man aß es auch roh zu Erbsen gleich einem Salat. — In vielen Bauernhäusern hatte man Graupenstampfen, ausgehöhlte Holzblöcke, in denen mit einem Stößel die Hülsen von der Gerste getrennt wurden. Die so fabricirten Graupen nannte man ihrer Größe wegen auch Kälberzähne, denn sie hatten gekocht viele Ähnlichkeit mit solchen. Man aß sie gekocht als Brei, oder auch mit Erbsen gemischt, welches Gericht Steinrücke hieß. Auch that man Graupen in siedende Milch, welche dann abgekühlt sehr dick wurde.

Die Kleidung bestand fürs Gewöhnliche meist aus grober Leinwand und Zwillich, selbst gesponnen, selbst gewebt; denn Flachsbau und Leinweberei waren ursprünglich hier zu Hause. Hemd und einfache Hosen, letztere von Sackleinwand, waren nebst etwa einer Jacke fast die einzigen Kleidungsstücke des Knaben, in denen er heranwuchs; bei rauher Witterung diente ein weiter Sack als Mantel; Fußbekleidung wurde — außer im Winter — gar nicht als nothwendig erachtet. Unter so leichter Bekleidung mußte sich der Körper gegen die Einwirkung rauher Witterung abhärten. Fest angelegte Naturen hielten das aus, und gaben desto gesündere und

stärkere Menschen; schwache dagegen unterlagen und starben frühzeitig dahin.[1]) — Einen Tuchrock schaffte sich der Bursch oft dann erst, wenn er Bräutigam war, (gewöhnlich schön hellfarbig); der hielt aber dann fürs ganze Leben aus. Bei solcher Einfachheit bestand das Sprüchwort: er hat einen Rock und einen Gott.

Nebst dem Rocke mit breiten Aufschlägen und Taschendeckeln bestand der Sonntagsstaat des männlichen Geschlechts aus einem Kamisol und langer Weste; ersteres (welches nur Wohlhabende trugen) war ebenfalls lichtfarbig; die Weste aber gewöhnlich roth. Diese Kleidungsstücke waren mit Reihen thalergroßer blanker Metallknöpfe besetzt; bei Reichen waren diese (wie auch die großen Schuhschnallen und die Stockbeschläge) von Silber. Dabei trug man kurze Kniehosen aus (gelbem oder schwarzem) Leder, Tuch, später auch Manchester, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Die langen Haare waren rückwärts hinter die Ohren gescheitelt und mit einem Messingkamm zusammengehalten, das Haupt deckte ein dreieckiger Hut, und in der Hand wurde ein spanisches Rohr geführt.

Die Kleidung der Frauen war eben auch aus schönfarbigem Zeuge gemacht: Spangenleibchen, kurze, faltenreiche (oft härene) Röcke, Taffetschürze, und Jacke mit engen Ärmeln, rückwärts eine Menge strotzender Falten, auf dem Kopfe eine weiße, silberne oder auch goldene Kappe, hinten mit einer Quaste von breitem Bande, dessen Enden über den Rücken hinabhingen.

Auf solche Kleidung wurde mitunter (besonders bei den Frauen) Beträchtliches verwendet; aber alles war solid und dauerhaft; spinnwebähnliche Stoffe kannte man nicht. Zur Erleichterung bei mancherlei Tyrannei war man jenerzeit doch von einer verschont: von der närrischen Tyrannei der Mode.

Im armen Neuwald mußte man sich mit den billigsten Kleiderstoffen begnügen; um so mehr Aufsehen erregte hier einmal das Erscheinen eines jungen vornehmen Mannes, (Michael Appelt aus Jerschmanitz), der sich hier ankaufte. Er war in glänzender Tracht, mit Bortenhut und goldbetreßter rother Weste aus der Fremde heimgekehrt, und redete „ausländisch." Auch hatte er Haare auf den Zähnen und Dukaten in der Tasche, und wurde fortan der reiche Michel genannt. Seines Zeichens ein Zimmermann, baute er sich am Saume des Swiganer Waldes aus mächtigen Fichtenstämmen ein geräumiges Haus (Nr. 11) nach Jägerart, welches heute noch wohlerhalten dasteht, wenn auch nicht immer ein reicher Michel drinnen wohnte. Diese festen Holzwände haben der Witterung nun schon beinahe anderthalb Jahrhunderte mit Erfolg widerstanden.

Die durchgehends ebenerdigen Wohnungen wurden allgemein von Holz aufgeschroten und mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Bei Auswahl der Bauplätze sah man vorzüglich auf gute Quellen, und opferte einer solchen zu Liebe nicht selten andere Bequemlichkeit. — Ein Haus nach altem Style enthielt in der Mitte das Vorhaus mit dem Eingange; auf einer Seite (gewöhnlich gegen Südost) die Stube, auf der anderen Seite den Stall und eine Kammer; hinterwärts war ein Schupfen, bei den Gärtnern die Scheuer angebaut, welche aber bei den Bauernhäusern (wie auch jetzt) vom Hauptgebäude abgesondert stand. Kleine Fenster, niedrige Thüren, der Fußboden im Vorhaus (oft auch in der Stube) von festgestampftem Lehm; die Dielen wurden niemals gescheuert. Links von der

1) Das könnte zur Erklärung des Widerspruchs dienen, wonach die Menschheit mit dem Fortschreiten der Kultur an Kraft und Gesundheit abgenommen haben soll, während doch die Sterblichkeit gegen früher verhältnißmäßig geringer ist.

Aerzte waren jener Zeit nicht in allen Städten, geschweige auf den Dörfern. Unwohlsein behandelte man aufs Gerathewohl mit Hausmitteln; bei ernstlichen Erkrankungen wurde höchstens eine kluge Frau oder ein Quacksalber zu Rathe gezogen, damit die Kranken nicht ganz ohne Beihülfe starben.

Stubenthür befand sich der mächtige Kachelofen, der mit langen Holzscheiten und Reisig vom Vorhause aus geheizt wurde. Die hinterwärts breite Ofenbank hieß hier das Haarel, über dem Ofenhals war das Wendel, zwischen Heizofen und Wand der Backofen. War aber dieser (wie sehr gewöhnlich) unter dem Heizofen, so hieß der Raum zwischen diesem und der Wand die Hölle (nicht Helle, denn es war hier dunkel). — Auf dem Backofen oder in der Hölle, und auf dem Haarel waren Winterszeit die behäbigsten Plätze der Stube, wo die Großältern den horchenden „Eninkeln" in seliger und weh'liger Rückerinnerung Geschichten aus alter Zeit, oder Mährlein aus dem Wunderland erzählten. — Nicht zu vergessen ist das Feuerzeug. — In der linken Stubenthürpfoste war das gestählte Feuereisen eingeschlagen, an welchem mit dem Feuerstein der Funke in den Zunder des Pulvernappels geschlagen, und dann mit dem Schwefelhölzel zur Flamme gebracht wurde. Diese Geräthschaften wurden in einem viereckigen, 6 Zoll großen Loche in der Wand neben der Stubenthür verwahrt.

Ein ständiges Möbel einer alten Stube war das blauangestrichene Himmelbett mit Landschaften oder Figuren und mit Vorhängen. Eine Reihe auf Glas gemalter Heiligenbilder an der Wand über dem Tische, das mittlere im Winkel besonders mit einem Vorhang geziert, fehlte nirgends.

Dieses war die Einrichtung hiesiger Wohnungen in früherer Zeit; das kommende Geschlecht wird sie kaum mehr kennen, da nunmehr in der Bauart, und besonders in der Einrichtung des Ofengeräthes, manche Veränderungen eingetreten sind.

Da die Kamine meist von Holz waren, Stuben und Ställe mit Holzspänen beleuchtet, überhaupt auch mit Feuer und Licht nicht vorsichtig umgegangen ward, so ist es zu verwundern, daß nur selten Feuersbrünste entstanden. Es gab in der That Ortschaften, wo seit Menschengedenken kein Schadenfeuer ausgekommen war.

Vergnügungen, Lustbarkeiten, Feste und Gebräuche.

Die Vergnügungen der großen Städte: Theater, Konzerte, Bälle, Casino's und dgl. wurden hier nicht schmerzlich vermißt. Unsere Dorfleute wußten sie zu ersetzen, indem sie sich nach ihrer ungezwungenen Art und Weise unterhielten.

1. Die Spinnstube spielte auch hier eine vorzügliche Rolle. Junges und altes Volk beiderlei Geschlechtes kam abwechselnd in dem und jenem Hause zusammen mit Spinnrad und Rocken, des Tages „zum Rocken," in den langen Winterabenden „zum Lichte." Diese Lichtgänge besonders bilden einen Glanzpunkt im gesellschaftlichen Leben des Landvolkes jener Zeit, und standen an Werthe weit über vielen raffinirten Vergnügungen der vornehmen Welt.

Unweit dem Ofen stand in der Stube ein langer hölzerner Leuchter mit brennendem Holzspan; rings im Kreise saßen die Gäste und ließen die Räder schnurren. Wie angenehm verging da die Zeit unter Singen, Scherzen, Lachen, Räthselfragen und Mährchenerzählen! Die Lieder waren theils in der heimischen Mundart gedacht und gemacht, (es verlohnt die Mühe sie zu sammeln), theils waren es allgemein bekannte, „so weit die deutsche Zunge klingt." Wer diese alten Volkslieder kennt, der sieht ein: es mußten schöne Gefühle sein, denen sie entsprangen. — Eine Aufgabe von besonderer Wichtigkeit hatte der Mährchenerzähler, gewöhnlich ein alter Großvater, der sie in der Regel mit wunderbarer Meisterschaft vollzog. — Je nach dem Stoffe der Erzählung machte er den Zuhörern die Haut schaudern und die Haare sträuben, oder das Zwerchfell erschüttern. Zur Abwechslung machte man verschiedene Spiele und Leibesübungen; man trieb die edle Turnerei von Alters her. Ein Spaßmacher durfte niemals fehlen; eben so wenig ein Simplicissimus, den Alle necken und hänseln konnten. Ein Anderer, mit vorzüglichem Nachahmungstalent begabt, kopirte zum allgemei-

nen Ergötzen fremde Persönlichkeiten und Charaktere. — Wenn nun unverhofft aus einem Winkel der Stube die lieblichen Töne des Cymbals oder der Geige ertönten, so wirkte das wie Oberons Horn.

„Und wie ein Wirbel ergriff sie Alle die Luft zu tanzen."

Zuweilen wurde „die lange Nacht" gesessen. Da nahm man um 12 Uhr einen Imbiß, zu welchem jeder Theilnehmer einen Beitrag steuerte. Er bestand freilich nicht aus Braten und Wein, oder aus magenverderbendem Zuckerwerk, sondern aus Butterbrot, rohem Sauerkraut, ausgefrorenen Ebereschenbeeren, kalten Bohnen und gedörrtem Obst.

2. Leichten Kaufes kamen die jungen Leute auch zum Vergnügen, wenn sie Sonntags in die Schenke zum „Bierabend" gingen; nur mußte man sich hüten, die Herrschaftsgränze zu überschreiten, indem es dann Strafe setzte. Auch hitzige Raufereien entstanden alsdann zwischen den jungen Burschen verschiedener Ortschaften, die einander als Fremde behandelten; denn das Volk war leider gelehrig im Partikularismus. — So durften z. B. die Neuwalder nicht über die Neisse zum Proschwitzer Scholzen „zum Biere" gehen, und hatten deshalb ihren „Strich" in die Kohlstatter Schenke. Dort aßen sie gekochte schwarze Bohnen, die sie in der Tasche mitgenommen, als Konfekt zum Biere, dann tanzten sie im gemüthlichen Walzertakt:

Sinsdorf und Jaberlich
Kumm' ne zesomm u. s. w., auch:
Will denn dos Roberradel
Gor ne mieh gihn?
Loß's a bessel stihn,
's werd schun gihn,
's werd wieder gihn.

Solchen Ball hat mancher für einen Siebenkreuzer ausgehalten, Alles in Allem, Zeche und Musikanten.

3. Mit ausnehmender Lustigkeit wurde die Faschingszeit begangen. Da, wo die Tanzmelodien eine besonders unwiderstehliche Wirkung haben, hielten es auch ernsthafte Leute nicht unter ihrer Würde, an dem närrischen Treiben Theil zu nehmen. Hirsebrei und Pfannkuchen waren an Fastnacht obligate Gerichte; nach letzteren suchten die maskirten Faßnachtsnarren sogar in den Ofenröhren jener Häuser, wo sie ihnen nicht freiwillig verabreicht wurden.

Da sitzt an einem Faschingstage eine Bauernfamilie bei Tische, Vater, Mutter, Kinder und Dienstboten beisammen. Wie sie im Essen begriffen sind, erklingen Harfentöne aus dem Vorhause. Sichtbarlich erheitern sich die Mienen der Tischgesellschaft, eine lebhafte Erregung ist wahrzunehmen, die Aufmerksamkeit wird vom Essen abgelenkt, der Gehörsinn thut dem Geschmackssinne auffallend Abbruch. Die Löffel vergessen den Weg zur Schüssel, und bewegen sich nach dem Takte der Musik in der Luft auf und nieder; dort wird gar einer auf den Tisch geworfen, und die Hand, die ihn gehalten, beginnt energisch mit den Fingern zu schnalzen. Vorzüglich auf die robuste Magd äußert der gemüthliche Walzer eine elektrische Wirkung; sie fühlt ein Zucken in den Zehenspitzen, und kann sich bald nicht mehr halten. Wie sie sich erhebt, ergreift sie — etwa den neben ihr sitzenden Großknecht? — o nein, keck entschlossen holt sie gleich bei letzter Instanz die Entscheidung — das am Fenster liegende grüne Manschesterkappel des Hausvaters ergreift sie, und wirft es, platsch! in die Buttermilchschüssel auf dem Tische, daß deren Inhalt Allen ins Gesicht spritzt. — Nun den bejahrten Hauspatron umfaßt, und mit ihm im Kreise herum zum allgemeinen Ergötzen. — Die übrige Tischgesellschaft ermangelt nicht, das lustige Intermezzo zu vervollständigen.

4. Vorzüglich glänzend mit Schmaus und Tanz wurden auch die Kirmsen gefeiert, zu welchen Freunde und Verwandte aus benachbarten Ortschaften sich gegenseitig einluden und bewirtheten, bevor Kaiser Joseph II. (um dem damit ver-

bundenen Aufwande zu steuern) die sogenannten Kaiser-Kirmes auf einen Sonntag fürs ganze Land festgesetzt hatte. — Der Gebrauch des Hahnschlagens am Kirmes-Montage ist in unseren Ortschaften beinahe eingegangen; kaum daß sich noch zuweilen eine Anzahl Jungen vereinigen, um statt des Hahnes einen alten Topf auf den Wiesenplan zu stellen, auf dem sie mit verbundenen Augen, einer um den andern mit erhobenem Dreschflegel losgehen.

5. Das wichtigste und schönste Fest in allen Christenlanden ist immer Weihnachten gewesen. — Am Tage vor dem Feste, dem heil. Abend, wurde vor Zeiten streng gefastet bis zur Abendmahlzeit. Dabei gabs dann Gelegenheit, das Versäumte reichlich einzubringen, denn in vorgeschriebener Ordnung kamen 9 Gerichte auf den Tisch, wobei Hirsemus und Mohnmilch die vornehmsten waren, die auch dort genossen wurden, wo die anderen Armuthshalber fehlten. — Nach dem Essen bis zur Christnacht wurden eine Unzahl Gebräuche geübt, deren Aufzählung ermüden würde.

6. Um Epiphania gingen Männer zu dreien in theatralischer Königstracht, Kronen von Goldpapier auf den Häuptern, an einem Stängel einen dergleichen Stern vor sich hertragend, als h. 3 Könige in den Häusern herum, Hymnen singend. — Drei hiesige Männer hatten einmal in dieser Eigenschaft das Gebirge durchstreift, wo sie mit Flachs, Werg und anderen Gaben betheiligt worden waren. Auf dem Heimwege wohnten die Majestäten in ihrem Ornate am Dreikönigstage in einer Kirche dem Gottesdienste bei. Der Prediger hatte sich aber das Thema des Festtages gewählt, und begann mit dem Spruche: „Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?" — Da stutzten unsere Weisen, und sahen sich betroffen an, ob das wohl sie anginge? — Nach einer Pause wiederholte der Prediger: „Ich frag' euch zum Zweitenmale: Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?" — Jetzt stießen sie einander an: „Hansmichel, wenn er noch einmal fragt, müssen wir antworten." — Als nachdem das pathetische: „Ich frage euch zum Dritten- und Letztenmale: Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?" erscholl, da platzte Einer heraus: „Vo der Pauerhötte mit Warke." [1])

In ähnlicher Weise ging vor Weihnachten der h. Bischof Nikolaus herum lobsingen; ihm zur Seite der Knecht Ruprecht (Ruprich), welcher die Kinder in Schrecken setzte, wenn er im umgekehrten Pelze mit Strohverbrämungen unter Kettengerassel in die Stube kam:

„Plietz Plaatz Faderwiesch,
Draußen ös mers gor ze frisch,
Muß mich ei de Stube machen,
Muß sahn wos de Kinder machen.
Die Biesen nam'ch mitte,
Dau holst keine Bitte u. s. w."

Endlich wehrte der fromme Bischof der Gewalt des protzigen Gesellen, und thät seine milde Hand auf, die geängstigten Kinder zu beschenken.

7. Von solchen Umgängen haben sich bis jetzt noch die Christkindel erhalten. Diese schöne Sitte wäre werth kultivirt zu werden, indem man die Mädchen ihre uralten, ganz eigenthümlichen Weisen angenehmer vortragen lehrte, als dieses gewöhnlich geschieht. — Ein gleichfalls noch üblicher alter Brauch ist das Hausiren des Winters und Sommers, die sich im gereimten Vortrage um die Herrschaft streiten. Nachdem endlich der rauhe, bärtige, mit dem Dreschflegel bewaffnete Winter dem milden im Engelsgewande neben ihm hergehenden Sommer sich untergeben, singen Beide zusammen schließlich ein Loblied, „dem höchsten Gott zu Ehren." In Herrmanns Geschichte von Reichenberg (I. B. S. 75 u. f.) ist das vollständige Zwiegespräch der Beiden zu lesen.

---

1) Bauerhütte — ein kleiner Ort im Gebirge.

Desgleichen gingen früher auch ein Bürger und Bauer im Streit herum, wo der Bauer obsiegte durch die Drohung, die Städte auszuhungern.

8. An manchen Orten wurde zur Fastenzeit von einheimischen Gesellschaften die Passion aufgeführt, auf die Art, wie es jetzt noch (in größerem Maßstabe) von 10 zu 10 Jahren zu Ober-Ammergau in Baiern geschieht. — Auch in unserem Neuwald gab es vor 100—70 Jahren eine solche Passionsgesellschaft, und sie mag als eine Merkwürdigkeit aus jener Zeit gelten. Es leben noch Leute, die als einstige Zuschauer darüber berichten können, und nach einzelnen Szenen, die man aus jenem Passionsspiel rezitiren sah, wie nach den Berichten der Augenzeugen läßt sich urtheilen, daß gar nicht schlecht agirt wurde. In der That wurde von unseren Dilettanten das volksthümliche Spiel mit wunderbarem Geschick ausgeführt, und der Zulauf war ein außerordentlicher. Im Heimatsorte wurde begonnen, dann zogen sie auf den Nachbardörfern herum, und unternahmen selbst weitere Streifzüge, allenthalben aber, wo sie in Schenken oder sonstigen Häusern mit großen Stuben die Schaubühne errichteten, war der Andrang der Zuschauer sehr groß.

Im Hause Nr. 8 in Neuwald wurden die Proben gehalten, und in Nr. 1 war noch vor 30 Jahren der vollständige geschriebene Text des Stückes vorhanden, den ich als Knabe gelesen habe. Auch Theater und Garderobe ward im selbigen Hause aufbewahrt; nunmehr ist aber alles bis auf wenige Blätter von der Rolle Maria Magdalena's verschwunden. Die Bogen des Manuskriptes dienten bei Kindestaufen zu Kuchenpapier; die Toga des römischen Landpflegers, der Purpurmantel des Königs Herodes und die faltigen Talare der hohen Priester aber waren früher noch zu Bettzeug und profanen Gewändern verwendet worden. Am längsten erhielten sich die Bischofmützen von Annas und Kaiphas, dann die Krone des Herodes, welche zuletzt zu Maskerade und Fastnachtspossen gebraucht wurden. Das brachte indessen auch ihnen den Untergang, denn ein altes Mütterchen aus dem Hause, (die alte Juliane), mochte im frommen Eifer die Profanation der ehrwürdigen Sachen nicht leiden, entriß sie dem jungen Volke und übergab sie dem Feuer.

Manche Stücke der Tragödie wurden gesungen nach der Weise wie die Passion in der Kirche. So auch der pathetische Prolog, dessen Eingangsworte mir noch im Gedächtnisse sind; dieser fing an:

Als Julius Cäsar im Rath
Erbärmlich erstochen und umgebracht worden war,
Nahm Markus Antonius sein blutiges Kleid,
Hebt' es in die Höh und zeigt' es Jedermänniglich u. s. w."

(Hiebei wurde eine blutige Toga emporgehoben.) Nachdem nun das Tragische der Ermordung Cäsars durch Brutus gehörig ans Licht gestellt war, wurde gezeigt, wie jenes folgenschwere Ereigniß doch nur unbedeutend sei gegen das Erlösungswerk unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi durch sein schmerzhaftes Leiden und Sterben, welches hier zur andächtigen Beherzigung der Zuschauer dargestellt werden solle.

Sodann begann das Vorspiel, den Sündenfall der ersten Menschen im Paradiese darstellend, welchem ein Streit zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, personifizirt durch Gott den Vater und Gott den Sohn, nachfolgte. Nachdem in diesem Streite die Gerechtigkeit gesiegt, wird das Erlösungswerk zur Nothwendigkeit, dem sich der Heiland in seiner unendlichen Liebe zur gefallenen Menschheit bereitwillig unterzieht.

Nach einigen Szenen aus dem Leben Jesu beginnt nun die Leidensgeschichte mit dem Abendmale und endigt mit dem Kreuzestode. — Die Wirkung auf die Zuschauer war eine erschütternde, die Rührung allgemein, und oft erfüllte lautes Weinen das Haus. Aber auch komische Zwischenfälle wurden zuweilen vom Zu-

falle improvisirt, und nachdem die einfache Anschauungsweise im Volke durch den Zeitgeist verändert worden, konnte die Wirkung solcher Schauspiele leicht ins Gegentheil von der bezweckten umschlagen, weßhalb ihnen in der Josephinischen Zeit von Amtswegen entgegengewirkt wurde. In der That wurden von muthwilligen Wirthshausgesellschaften zum Spaße verschiedene Scenen des Stückes nachgespielt, wozu sich wegen des eigenthümlichen Dialektes besonders die Judenszenen eigneten.

Man kennt hier noch ziemlich die Rollenvertheilung. Der uns bekannte Michel-Wenzel aus Nr. 11 spielte den Pilatus, welche Rolle nach ihm auf Joseph Wagner Nr. 1 überging. Doch Keiner aus der Gesellschaft hat von seiner Rolle den Namen behalten, selbst Judas nicht, (so geläufig auch im Volksmunde der Ausdruck: falscher Judas, ist), als nur allein der Darsteller des Heilands, Christian Jäger aus Nr. 38, welcher fortan Herrgott geheißen wurde bis an sein seliges Ende; selbst nachher blieb dieser Name noch lange Zeit am Hause haften, indem man es „beim Herrgott" nannte. — Dieser schon durch seine Persönlichkeit für die Rolle vorzüglich geeignete Mann spielte dieselbe mit meisterhafter Natürlichkeit; einmal aber begegnete ihm der Unfall, daß er in der Schwüle des überfüllten Hauses, als die römischen Kriegsknechte allzu unsanft mit ihm umgegangen, wirklich ohnmächtig wurde, worauf der Vorhang fallen mußte.

Von der großen Vorliebe für dieses Passionsspiel zeugen verschiedene Versuche, welche, (obwohl erfolglos) noch lange Zeit nach seinem Eingehen hier für dessen Erneuerung gemacht wurden.

9. Bei den Hochzeiten gings in der That hoch her; nur der Freitag hinderte, daß eine solche die ganze Woche gedauert hätte. Nach der Copulation hielt man den Trauzug in die Schenke; da wurde getanzt bis das Mahl bereitet war. Bei diesem selbst kam die Anzahl der Gerichte in großen Portionen auf die Tafel. Was der starke Appetit der Gäste nicht sofort bewältigen konnte, das wanderte in bereit gehaltene Töpfe; fest und flüssig, süß und sauer, alles wie Kraut und Rüben untereinander, und wurde mit nach Hause genommen. Bei der Unterhaltung war Spaß und Lachen vorherrschend, angeregt und im Fluß erhalten durch den Hochzeitbitter, in welcher Eigenschaft öfters der Schulmeister fungirte. Nach dem Mahle und der Beschenkung der Braut (wobei viel Jux) Tanz bis an den Morgen; wem die Sohlen rissen, der tanzte alsdann barfuß. Nach einigen Stunden Schlaf fand man sich wieder zusammen zu erneutem Schmaus und Tanz. Da wurde die Braut gekappt, indem ihr der Hochzeitbitter unter lächerlichem Hokus-Pokus und kauderwelschen, auf den Braut- und Ehestand bezüglichen Prophezeihungen feierlich die Kappe aufsetzte, womit sie unter die Genossenschaft der Frauen aufgenommen war. — So gings mit Tanz und Fröhlichkeit fort bis Freitag früh; Sonntag war noch eine kleine Nachhochzeit für die nächsten Verwandten der Brautleute: das Muttereſſen bei der Brautmutter. — Bei solchen Gelegenheiten floß das Bier in Strömen, und es ist kaum glaublich, welche Massen von Bier oder Branntwein einzelne Männer zu sich nehmen konnten. Man erzählt von Trinkhelden, die sich vor den berühmten Humpen der alten Ritter nicht im Geringsten gescheut haben würden, da so Einer 60 Halbe Bier in einer Nacht zu vertilgen im Stande war.

Bei Hochzeiten ärmerer Brautleute konnte freilich nicht so reichlich gastirt werden; wenn's aber, wo Schmalhans Küchenmeister war, auch im Essen und Trinken knapper hergehen mußte, suchte man desto mehr andere Gelegenheiten sich zu ergötzen. Ein Spiegel von Silberpapier mit Kiefernrinde eingerahmt, als Brautgeschenk, gab (wenn auch nicht der Braut, doch der Hochzeitgesellschaft) mehr Vergnügen, als ein geschliffener in Goldrahmen, und man brauchte damit gar nicht subtil umzugehen. Ließ ihn der (hiezu instruirte) Uiberbringer zur Erde fallen, so war der Schade nicht groß; es gab keine Scherben, aber desto mehr

Schläge (vom zornwüthigen Hochzeitbitter), desto mehr Gelächter. — Oft erschien während des Essens eine Afterbraut mit einem Balge als Wickelkind, welche den Bräutigam in möglichste Verlegenheit zu bringen suchte, bald jammernd die Hände ringend, bald wieder zornig und schimpfend dem Ungetreuen mit gerichtlicher Klage und Rache drohend. — Auf solche Art erlustigte man sich, und das arme junge Ehepaar konnte dann doch auch etwas von seiner Hochzeit erzählen.

10. Ein Segen wird solchen Verbindungen gewöhnlich in reichem Maße zu Theil: nämlich der Kindersegen. (Arme haben die Kinder, Reiche die Rinder, sagt ein Sprüchwort.) Was bei vermöglichen Leuten ein Gegenstand der Beglückwünschung ist, das möchte man den Armen oft lieber zum Vorwurfe machen. Wo viel mehr Anlaß zu banger Sorge, als zu festlicher Fröhlichkeit vorhanden ist, dort kann's für eine Kunst gelten, jene zu verscheuchen, und diese herzurufen. Dieses Kunststück ist bei den Kindtaufen armer Leute oft vollendet worden, wovon mir mehre Beispiele der heitersten Art in der Feder schweben, die jedoch Kürze halber hier wegbleiben. Die Philosophie dieser Leute fußet auf den Sätzen: „Gibt Gott ein Häschen, so gibt er auch ein Gräschen," — „Sehet die Vögel unter dem Himmel" ꝛc. — „Schauet die Lilien auf dem Felde" ꝛc. (Math. 6. C. 26. — 29. V.) — Solche Zuversicht ist allemal gut, wenn der Mensch dabei auch redlich das Seine thut.

Bei bemittelten Leuten wurden die Kindtaufen immer als wichtige Familienfeste gefeiert, wozu 8 — 10 Gevattern geladen wurden, die sämmtlich ihre Ehehäften mitbrachten. Nach der Taufe kehrten die Pathen in der Schenke ein, wo getrunken und oft auch getanzt wurde. Bekannt ist die Anekdote, wie solche einmal Winterszeit ohne Kind ins Gevatterhaus zurückkehrten, sie hatten's in der Seligkeit des Rausches unterwegs unbemerkt vom Schlitten verloren. — Die Taufessen (Geiben) bestanden aus verschiedenen Breien, mit Syrup übergossen; der dazumal hier noch unbekannte Kaffee wurde durch kräftiges Warmbier ersetzt.[1]) — Ein junger Pathe Hansel ist bei solcher Gelegenheit einmal gegen eine zum Vertrinken gespendete Gebühr in Hans umgetauft worden; davon die Gewohnheit, die jungen Leute, die zum erstenmal Pathe sind, zu hänseln.

Von solchen Tauffesten erzählt man mancherlei ergötzliche Anekdoten. — Ein Politikus pflegte zu sagen: Wenn ich taufen lasse, so nehm' ich nicht meine Freunde zu Gevattern, die sind mir ohnehin gut; lieber laß' ich meine Widersacher holen, da werd' ich mit ihnen gut Freund. — Ein Anderer lud gern seine Gläubiger, um sie nachsichtig zu erhalten. Einer davon verstand aber einmal unrecht, und legte in das Pathenbrieflein statt des Pathengeldes einen Denkzettel mit dem Vers: Zuvorgenommen kann nach nicht kommen. — Ein Kindelvater fand in einigen Pathenbriefen harte Thaler; in anderen nur wenig kleine Münze. Da sprach er während des Mahles seinen Gästen zu: „Eßt, eßt, ihr Gevattern, die ihr ganze Thaler eingebunden habt!" Andere sehr drastische Vorfälle dieser Art lassen sich auch in einer Dorfchronik nicht gut nacherzählen.[2])

11. Vom gegenseitigen Beschenken mit Ostereiern schreibt sich die Gewohnheit her, die Kinder, besonders die Pathen um diese Zeit mit Geschenken zu erfreuen. Bei uns geschieht das am Ostermontage, in einigen Nachbardörfern am Gründonners-

1) Wollte sich ein Kindesvater hervorthun, so machte er eine Fleischgeibe.

2) Kaiser Joseph II., der seine Völker wohlhabend wünschte, setzte 1784 durch eine Verordnung die Zahl der Pathen bei einer Taufe auf 2, höchstens auf 3 herab, um die Gelegenheit zum Aufwande abzuschneiden. Auch für Begräbnisse wurden manche, auf Ersparungen hinzielende Anordnungen getroffen. Die Leichen sollten ohne Schmuck, wie der Leichnam Jesu in ein Leintuch gehüllt, und in einem Gemeindesarge mit beweglichem Boden zu Grabe gebracht werden. Dieser Boden war über dem Grabe zu öffnen, und die Leiche hindurch zu lassen. Dergleichen Verordnungen, welche gegen die Gewohnheiten des Volkes verstoßen, sind aber sehr schwer durchzusetzen. Manche mußten bald wieder aufgehoben werden; so auch die letztere schon im nächsten Jahre.

tage; in der Stadt haben sie das im Mai lieber. — Wie jetzt an Ostern, oder auch an Christi Himmelfahrt, von manchen Dörfern die Saatgänger um die Felder ziehen, machte man früher diese Prozessionen gern zu Pferde. Die Saatreiter nahmen dann alle Gäule und alle Sättel in Anspruch, die nur aufzutreiben waren. Die elendesten Mähren kamen gewöhnlich an die Musikanten. Vorsicht halber pflegte jeder „Bläser" vor dem Besteigen sein Pferd zu probieren, obs den Trompetenton vertragen könne, indem er ihm vor jedem Ohre einen kurzen kräftigen Tusch blies.

12. Bei derlei Kavalkaden war mitunter auch manch Ritter von der traurigen Gestalt zu sehen. Manch ungeübter Reiter wurde bügellos und hopste jämmerlich auf dem Pferde, an den Mähnen mühsam sich im Sattel haltend; mancher wurde gar in Staub oder Koth abgesetzt. Nicht wenig komische Szenen wurden von neckenden Theilnehmern zum Ergötzen der Menge absichtlich improvisirt. — Als der Zug einmal einen morastigen Dorfweg entlang ritt, versanken die Pferde mit den Beinen tief in den zähen Lehm, und schienen Mühe zu haben, dieselben herauszuziehen. Was that da ein jovialer Reiter? — Im tiefsten Kothe saß er ab, bückte sich vor seiner geduldigen Rosinante, und bemühte sich mit scheinbar großer Anstrengung einen Vorderfuß um den andern Schritt vor Schritt aus dem Kothe herauszuziehen. Also war er unter dem Beifall der Andern mit starken Fäusten seinem ermüdeten Gaule im Gehen behilflich.

13. Am 1. Mai wurde früh vor Sonnenaufgang auf dem Kirchthurme türkische Musik gespielt, welcher Gebrauch (wie das Saatreiten) in den 30ger Jahren einging. — Auch pflegte man vor den Häusern Maibäume aufzurichten (lange geschälte Stangen mit grünen gezierten Tannenwipfeln), womit auch Liebhaber ihre Mädchen verehrten. Diesem trat das Interesse des Forstwesens entgegen.

14. Am Pfingstsonntage zündete man auf den Bergen große Pfingstfeuer an, zur Erinnerung an die feurigen Zungen über den Häuptern der Apostel. In der Kirche ließ man während der Predigt eine weiße Taube fliegen als Sinnbild des h. Geistes. Hievon erzählte man eine sehr komische Anekdote, die sich aber hier nicht mittheilen läßt.

15. Ein uralter Brauch war das Bockstürzen. Das geschah am Jacobstage oder den Sonntag drauf also: Ein alter Ziegenbock wurde mit Blumen bekränzt im höchsten Giebelfenster der Schenke auf ein bewegliches Brett gestellt. Das Thier schaute verwundert von der ungewohnten Höhe auf die zahlreiche Zuschauermenge herab und begann da gewöhnlich zu meckern. Bei allgemeinem Zujauchzen fiel nun die Musik ein. Nachdem das Thier genug beschaut und bewundert worden, neigte man bei athemloser Spannung der Zuschauer das Brett allmälig, bis daß die abschüssige Fläche desselben die Stellung des Opfers unhaltbar machte. Furchtsam sich sträubend glitt es endlich aus, stürzte von der Höhe herab und wälzte sich mit gebrochenen Gliedern schmerzhaft am Boden. Dabei Trompetentusch und allgemeiner Applaus. — Wie nun der bereitstehende Metzger das unglückliche Thier abstach, kamen die Leute herbei und fingen das Blut auf, um es zu trinken oder eingetrocknet aufzubewahren, denn es galt als vorzügliches Mittel gegen die fallende Sucht, auch gegen allerhand Zauberei. — Den Schluß machte ein Bierabend mit Tanz.

Dieser Brauch erinnert an die grausamen Opferfeste des heidnischen Alterthums, und um ihn ist es am wenigsten schade. — Ein Fleischer in Proschwitz machte vor etwa 10 Jahren den Versuch ihn aufzufrischen, fand jedoch keinen Anklang. Bloß ein Schwarm neugieriger Kinder bildete das Publikum bei dem thierquälerischen Schauspiel. — Ist es schon schwierig, altgewohnte Bräuche abzustellen, so ist's noch viel schwerer, abgestorbene wieder zu erneuern; dieser Umstand gilt auch als guter Damm gegen reaktionäre Bestrebungen.

16. Bei anziehenden Gewittern pflegte man vormals mit allen Glocken zu läuten, indem man das Nahen derselben durch den Gockenschall verhindern zu

können glaubte. Dieser Mißbrauch wurde von Kaiser Joseph II. 1784 abgeschafft. Manche Leute waren bei diesem Gewitterläuten vom Blitz erschlagen worden, welcher bekanntlich gern nach hohen Gegenständen zielt. — Da früher bei uns die Gewitter viel heftiger waren als jetzt, und unter furchtbarem Donner oft Tage lang zwischen den Bergen standen, so meinen Viele, das Gewitterläuten habe ihren Stillstand bewirkt, und ihre Entladung verzögert. Andere wollen das aus dem ehemaligen Waldreichthum der Gegend erklären.[1])

Sonstige Umwandlungen in Natur und Leben.

Vor Alters sind in hiesigen Gebirgsthälern zuweilen sinnes- und geistesschwache Menschen vorgekommen, ähnlich den sogenannten Kretins in manchen Alpenthälern. — Wenn so ein Kind heranwuchs, ohne daß es gehen, allein essen, reden lernte, und ohne daß der Verstand sich entwickelte, so nannte man's einen Wechselbalg. Man hielt nämlich dafür, das rechte Kind sei von einem bösen Geiste oder Zauberer gegen dieses erbärmliche Wesen ausgewechselt worden, da es etwa einmal unbewacht in der Wiege gelegen. Als Schutzmittel dagegen band man den kleinen Kindern rothe Bandel um die Händchen. — Auch Kröpfe waren hier, besonders in Neuwald, vor Zeiten ziemlich häufig; aber weder diese, noch so schwachsinnige Kinder, daß sie sich dem Kretinismus näherten, kommen jetzt allhier noch vor. Was ist die Ursache? — In den Alpenländern fanden die Naturforscher selbige im (kalthaltigen) Boden, im Wasser, welches aus demselben hervorquillt. Boden und Wasser sind aber bei uns dasselbe geblieben, nur die Wälder wurden gelichtet, wonach etwa die Sonne mehr einwirken, die Luft sich verändern konnte.[2]) So viel steht fest, daß früher die eigentlichen Kröpfe hier häufig zu sehen waren, jetzt schier ganz verschwunden sind, und daß dieses Verschwinden eine Ursache haben muß, die außer der menschlichen Willensmacht liegt, denn man konnte sie nicht ablegen wie eine Angewöhnung.

Dieses konnte man wohl mit dem Dialekte thun, der sich seit einem Jahrhundert ebenfalls merkbar verändert hat. Statt der Endsilbe el hörte man in Neuwald, (wie auch in Jerschmanitz, Langenbruck und Oberdörfel) allgemein den (keineswegs angenehmen) zwischen a und o schwebenden Laut. (Die Riesengebirger gebrauchen dafür das a, die Schweizer das i.) Wie man sonst sagte: „Antouno, soi's 'n Gröito, so sou Hanson die poor Lümpo mandon;" spricht man jetzt: „Antounel, soi's 'n Gröitel, se soll Hansln die poor Lümpel mandeln." — Das l konnte man gar nicht rein aussprechen, es wurde halb verschlungen, beinahe wie u gesprochen; wiu, Mühuwe, (das h verschwindend) Maauw, Pöuze, spricht man jetzt: will, Mühle, Mahl, Pötze.[3])

Auch von dem was da kreucht und fleucht, und was grünt und blüht auf Erden, ist mit der Zeit manches gekommen und manches gegangen oder seltener geworden. — Daß die früher in der Neisse häufigen Forellen und Krebse sich sehr vermindert haben, hat seinen Grund in der Verunreinigung des Wassers durch Walken, Färbereien u. s. w. 'Eben so ist die Aalraupe (der größte Fisch

1) In der Massersdorfer Kirche wurden jährlich an St. Johann und Paul um Abwendung schädlicher Gewitter 2 heil. Messen gelesen, welcher Gebrauch sich in den Wirrnissen des Jahres 1848 verloren hat.

2) Quellwasser gebraucht man jetzt mehr als früher, wo man zum Kochen gern das Flußwasser nahm, welches aber jetzt durch Walken und Färbereien verunreiniget ist.

3) Hiergegen ist zu bemerken, daß manche scharf ausgeprägte Familien-Eigenheiten sich lange in den Geschlechtern forterben. Da gelten die Sprüchwörter: Art läßt nicht von Art; wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme u. s. w. — Ist der Sohn dem Vater weniger ähnlich im Aussehen, Charakter und Neigung, so gleicht oft der Enkel wieder desto mehr dem Großvater. „Das ist ein N.-Kopf," sagt man, wenn einer der Eigenthümlichkeit seiner Stammfamilie gemäß handelt.

in der oberen Neisse) hier nirgends mehr zu finden; die klüftigen Steine im wilden Fußbett, zwischen denen sie sich bargen, sind theilweis ausgesprengt, oder sie liegen den größten Theil des Jahres trocken, da nunmehr ein Kunstgraben dem anderen das Wasser gleichsam vom Munde wegnimmt. Die vielen grauen Flußmuscheln, deren Schalen man im Wassersande findet, waren jedoch schon vor Einwirkung dieser Ursachen ausgestorben, und niemand weiß zu sagen, warum ihnen das Leben hier nicht mehr gefallen hat. — Dafür erscheint nun der Weißfisch, der sonst hier fremd gewesen.

Die Alten erzählten, daß sie als Knaben viel starke Hirschkäfer fanden, die sie zum Spiel vor Wäglein spannten, und ziemliche Lasten fortziehen ließen. Auch nach ihnen sucht man jetzt vergebens. — Die allenthalben willkommenen Staare, welche jetzt im ganzen Thale (nur leider nicht ungestört) nisten, wagten sich früher nicht über die Kirche herauf. Dagegen bemerkt man eine auffallende Verringerung der Schwalben.

Solche Beispiele ließen sich auch im Pflanzenreiche auffinden. Namentlich scheint auf den nächsten Bergen der Wachholder an Ausbreitung zu verlieren; die Preißelbeere zu gewinnen. Als Waldbaum war früher die Tanne häufiger, die Kiefer seltener als jetzt. (Der Lerchenbaum wurde eingeführt, worauf wir noch kommen.)

Die Alten erzählten oft der jungen Welt zum Vorwurfe, welch große, Aufsehen erregende Seltenheit es ehedem war, wenn ein Mädchen zu Falle kam. Eine solche ward dann wie anrüchig gemieden; hatte sie aber Geld, so gab es ein Mittel, der Schmach ledig zu werden. Sie brauchte nur in Prag einen sogenannten eisernen Brief zu lösen, der war ein Schild gegen jede Verunglimpfung, und niemand durfte sich dann unterstehen, ihren Fehltritt ihr vorzuwerfen. Für einen solchen Schutzbrief war die Gebühr von 12 fl. zu entrichten; die Behörde, welche diesen wohlfeilen Preis auf die (in der Volksmeinung so hoch im Kurs stehende) Unschuld gesetzt, wurde in der Erzählung nicht genannt. Kaiser Josph II. hat diesen Mißbrauch abgeschafft.

In Proschwitz ward im Jahre 1761 ein Mädchen, Elisabeth Möllerin, in Umständen befunden, wie man sie jetzt bei hohen Damen interessant zu nennen pflegt, die aber für eine arme Magd oft recht fatal sind. Diese ward deßwegen gefänglich eingezogen. Das Gerücht bezeichnete einen nachbarlichen Bauer, Hans Georg Bergmann, als Theilnehmer ihrer Schuld, und beide wurden in peinliches Verhör genommen. Die interessante Gerichtsverhandlung über diesen Gegenstand ist ins Proschwitzer Schöppenbuch eingetragen; sie ist aber von der Art, wie sie im öffentlichen Verfahren hinter verschlossenen Thüren gepflogen werden, da in alle Einzelheiten des Casus genau eingegangen wird und die Delinquentin sehr einfältige Antworten gibt. — Es ergab sich indessen die Schuldlosigkeit des verdächtigten Bauern, und wurde der wahre Thäter ermittelt. Wer den gerechtfertigten Bergmann noch ferner in dieser Art verläumden würde, sollte nach Urtheil der gnäd. Obrigkeit 20 Schock, den Proschwitzer Gerichten 6 Schock Strafe erlegen, an die Maffersdorfer Kirche aber 20 Pfd. Wachs abliefern.

Michel-Wenzel Nr. 11 in Neuwald borgte einmal von seinem Nachbar Joseph Jäger Nr. 10 einen Spanhobel, wie man sie zum Schneiden der Leuchtspäne gebrauchte, die sich jeder Hauswirth aus Buchenholz für seinen Bedarf selber anfertigte. In den Spinnstuben beleuchteten solche Späne viel gemüthliche Unterhaltung, viel harmlose Fröhlichkeit der guten Dorfleute. Diesesmal aber ließen sie desto mehr Elend und Jammer sehen, denn die Jahre 1771 und 1772 mit ihrem Gefolge von Noth und Tod brachen darüber herein. Der Wirth des Hauses Nr. 10 wurde sammt seiner Frau von der im ganzen Lande herrschenden ansteckenden Seuche dahingerafft; das Haus wurde verkauft, und die Kinder in die Welt zerstreut.

Nach mehr als 30 Jahren nahm ein Sohn des früheren Eigenthümers das Haus wieder in Besitz, ein guter Oheim hatte es für die Familie erhalten; man hielt viel auf die Heiligkeit des Stammbesitzthums. — Da kommt eines Tages der indeß zum Greise gewordene Nachbar aus Nr. 11 treuherzig mit dem Hobel unter dem Arme zum neuen Hausbesitzer und spricht: „Diesen Spanhobel habe ich in der theuren Zeit von eurem Vater geborgt, und nachdem diesen der Tod hinweggenommen, war niemand da, dem ich ihn zurückstellen konnte; nehmt ihr ihn jetzt, er gehört euch.“ Gerührt über diese Grundehrlichkeit nahm ihn der Mann als theures Andenken und einziges Erbstück von seinem Vater in Besitz.

Von der Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit jener Leute zeugen verschiedene Sprüchwörter, die unter ihnen gang und gäbe waren, wie: ein Schwefelhölzel — ein Kratzelpfucken hilft wirthschaften; ein Faden die Spanne lang ist besser als ein Müssiggang. — Man erzählte von einem Hauswirthe, der so sparsam war, daß er sogar alle Topfscherben auffammelte, obgleich er nichts damit anzufangen wußte. Bei seinem Ableben fand man auf dem Bodenraume einen großen Haufen davon. — Am wenigsten ließ man einen Brocken Nahrung zu Grunde gehen; das hätte als Versündigung gegolten. „Der Reiter muß vom Pferde steigen, um einen Mundbissen Brot vom Wege aufzuheben.“

Nicht so nachahmenswerth war die liebloſe Gewohnheit, jedes dem Nächsten zuschlagende Uebel als Strafe Gottes auszudeuten, die Sucht zu verleumden und fremde Fehler bloßzulegen, und dann das Vergnügen an Streit und Hader. — Die Feindschaften zwischen verschiedenen Familien spannen sich oft durch mehrere Menschenalter fort und man hörte nicht selten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit aufgeführtes Gezänk. Das gilt besonders von den Weibern, welche derartige Erlustigungen mitunter mit eben nicht ehrbaren Gestikulationen illustrirten; doch auch die Männer brüllten zuweilen ihren Baß dazu.

Hieher gehört ein Vorfall, welcher (auch ohne Benennung der Personen) vielen Proschwitzern noch erinnerlich sein wird. — In einem Hause daselbst wohnte eine besonders zankſüchtige Familie, die einem friedliebenden Nachbar sehr beschwerlich fiel. Bei aller Behutsamkeit von seiner Seite zogen die Händelsüchtigen oft den Anlaß gleichsam bei den Haaren herbei, um ihre Zankübungen anstellen zu können. Dann kamen alle vom Größten bis zum Kleinsten aus dem Hause, und erhoben durch einander ein so entsetzliches Geschrei, daß es schier dem Kriegsgeheul der Indianer zu vergleichen war. Unmöglich war's, ein Wort dagegen aufzubringen; es half auch nichts, wenn der Angegriffene sich in sein Haus retirirte und die Thür hinter sich verriegelte; die erbosten Gegner umschwärmten dasselbe mit herausforderndem Toben, und wie sie des Belagerten ansichtig wurden, ging der Heidenlärm wieder in doppelter Stärke los.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte jener geplagte Mann einen klugen Einfall,

„den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und bellatschen sollt.“

Er ergriff nämlich die Flachsbrechе, ging damit vor die Thür hinaus und begann aus Leibeskräften zu brechen, daß das Echo von den Bergen wiederhallte. — Dieses Mittel war probat; das musketenfeuerähnliche Geknatter dieses Werkzeuges war auch mit der zornwüthigsten Anstrengung nicht zu überschreien. Der Feind strich die Segel und konnte so bei späteren Anfällen leicht wieder verscheucht werden.

Nicht leicht konnte ein Hinderniß vom regelmäßigen Kirchenbesuche abhalten. — Wenn im Winter die Wege der abgelegenen Dorftheile vom (damals viel reichlicher fallenden) Schnee verweht, die Häuser bis an die Dächer eingeschneit waren, sammelten sich Sonntags die Bewohner zu einer Reihe, und die stärksten Männer gingen abwechselnd voran Bahntreten zu Kirchwege. Die Ehrfurcht vor dem Priesterstande war so groß, daß man sagte: Wenn Jemanden zugleich ein Engel und ein Geistlicher begegnen, muß er diesem die Hand küssen, bevor

er den Engel grüßt, denn der Priester kann die Consecration ausüben, nicht aber der Engel.

Die Schattenseite solcher Frömmigkeit war Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Das Lutherthum wurde verabscheut als der Weg zur Hölle. Männer aus Sachsen hausirten hier zuweilen mit Hollundersaft. Wenn ein solcher das Haus verließ, da pflegte die fromme Hausmutter sich zu bekreuzen, als hätte Satan selber die Schwelle überschritten, und salbungsvoll den Kindern zu sagen: „Das war ein lutherischer Magen, der kann nicht in den Himmel kommen." — Die Enkel jener Leute, die man nach der Weißenberger Schlacht mit Gewalt in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgetrieben, waren nun so eifrige Katholiken, wie man sie heut zu Tage nur etwa noch in Tyrol und in Spanien findet. Dazu hatten die Jesuiten viel beigetragen, welche dem Siege ihrer Lehre den besten Vorschub zu geben vermeinten, wenn sie dem Volke Abscheu vor dem Protestantismus einpflanzten.

Die Jesuiten reisten im Lande herum, und hielten Missionspredigten, wozu die vorzüglichsten Redner ausgewählt wurden. Diese schlugen ihre Kanzel unter freiem Himmel, gewöhnlich neben der Kirche auf, und erreichten bei ungeheurem Andrange des Volkes Erfolge, die an Johann Kapistrano erinnern. — Daß dergleichen Missionspredigten jener Zeit in sittlicher Beziehung von Nutzen waren, dürfte kaum in Abrede zu stellen sein. Spiegel und Schmucksachen wurden häufig zum Verkaufe für die Armen eingeliefert; erbitterte Feinde fielen sich vor allem Volke versöhnend um den Hals.

1732 vom 17. August hielten vier P. Jesuiten durch 8 Tage eine solche Mission in Reichenberg. Eben so ließ Dechant Kopsch 1750 daselbst wieder eine Volksmission abhalten. Vom 28. Sept. angefangen, predigten die Jesuiten Pichler, Otto, Stephani, Meizensky durch 8 Tage, und die Zuhörer erschienen so zahlreich, daß die Kanzel unter freiem Himmel bei dem Meisterhause auf der Neustadt errichtet wurde. An 20 Beichtväter waren täglich von früh bis Abends mit Beichthören beschäftigt. Am Schlusse der Mission, den 7. Oktober, wurde das Missionskreuz vor dem Thore des Kreuzkirchhofes errichtet. [1]) Bei diesem Kreuze mußten nachher die gefallenen Mädchen eine gewisse Zeit verweilen und Buße thun, nachdem man sie vorher in der Kirche von der Kanzel herab öffentlich beschämt und einen Strohkranz auf ihren Kopf gesetzt hatte. [2])

Nach der Stadt strömte auch vieles Volk am Feste der schmerzhaften Mutter Jesu, wo eine Prozession aus der Dekanatkirche in die Kreuzkirche glänzendes Schaugepränge darbot, (wie oben bei den Nachrichten über die Kreuzkirche gesagt wurde). Eben so am Charfreitage, wo fromme Büßer mit verlarvtem Angesicht schwere Kreuze trugen und sich geißeln ließen. Man hielt solche für reiche Sünder, die da Buße thaten; für die gaffende Menge wars ein Schauspiel. Fatal war, wenn einem bei dieser Pönitenz die Larve vom Gesicht fiel, was einmal einem Töpfer widerfuhr, welcher den Namen Herrgottstöpfer davon trug. [3]) Wer am Charfreitage drei Kirchen besuchte, und in jedweder am h. Grabe betete, der hatte das Verdienst einer Wallfahrt nach Jerusalem. Unsere Dorfleute waren so politisch, sich diese Stufe zum Himmel ohne viel Mühe und Kosten aufzubauen: sie gingen in die Kirchen von Maffersdorf, Röchlitz und Reichenberg, in einem halben Tage wars abgethan.

Neben Gebetbüchern mit wunderlichen Titeln, und mit Formeln, geeignet Steine zu erweichen, waren verbreitete Hausbücher Pater Cochem's Leben der Heiligen und Leben Christi. In einem Anhange zu letzterem waren die entsetzlichen Höllenstrafen in haarsträubender Weise geschildert, und auf beige-

1) P. Ant. Hoffmann, Gesch. d. Kreuzkirche.
2) Dr. Bonté, Kalender aus Reichenberg. 3) Dr. Bonté.

druckten Bildern sah man, wie schauderhaft die Verdammten im glühenden Höllenpfuhle von den Teufeln gepeinigt werden. Dabei war zu lesen, daß die Seelen zu jeder Zeit so dicht wie Schneeflocken im Wintersturme zur Hölle fahren, während nur selten eine zur himmlischen Glorie emporsteigen kann. Aengstliche Gemüther sollen durch so schreckhafte Vorstellungen zur Verzweiflung gebracht worden sein. Was half es, daß daneben die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems bis in die Einzelheiten beschrieben, und die unaussprechlichen Freuden der Seligen mit den Farben von 1001 Nacht aufgetragen waren. Die Hoffnung sie zu erlangen war doch allzugering.

Da wollten es denn Manche mit dem Beten zwingen; bei jeder Arbeit, auf allen Wegen und Stegen bewegten sich ihre Lippen im Gebet, so oft die Hände frei waren, glitten die Kügelchen des Rosenkranzes durch die Finger. Sie bedachten nicht die Worte der Schrift: „Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr; werden ins Himmelreich eingehen," oder: „So du beten willst, geh in dein Kämmerlein; " [1]) 2c. — Doch mag ein Jeder über den Werth solchen Lippengebetes nach seiner Weise urtheilen. — Wurde so ein Betbruder durch Vorfälle, wie sie das Leben bringt, in augenblicklichen Zorn versetzt, so geschah es zuweilen, daß ihm mitten im salbungsvollen Gebet ein schneller Fluch entfuhr, worauf dieses sogleich wieder langsam fortgesetzt wurde. Verschiedene komische Beispiele dieser Art sind erzählt worden; es ist jedoch hier nicht darauf abgesehen, solche zu sammeln. — Betbrüder und Betschwestern zu Bruderschaften vereinigt, die sich Amulette umhängten und (gleichsam sich für den Himmel zu assekuriren) verpflichteten, täglich eine Anzahl Gebete herzusagen, gab es aller Orten. Durch Kaiser Joseph II. wurden 1784 diese Bruderschaften aufgelöst, und ihre Kapitalien bei den Landständen zum Besten der Armen angelegt.

Bettelmönche durchzogen das Land und hielten reichlichen Ernte. Wenn ein solcher das Haus betrat, wurde das Beste hervorgesucht, was Küche und Kammer zu liefern vermochte: Eier, Schmalz, Käse, Mehl u. dgl. Sie hatten ihre Träger bei sich, denen sie diese von den Hausfrauen reichlich gespendeten Artikel aufluden. Dagegen theilten sie ihre geistlichen Schätze aus: nützliche Traktätlein, schöne Gebetlein mit Ablaß, kräftige Segen und vortreffliche Scapuliere, alles approbirt. In manchen Haushaltungen haben sich bis heute Überbleibsel von derlei heiligen Sachen erhalten.

Allgemein waren die Wallfahrten; je weiter der Gnadenort, für desto verdienstlicher galten sie. In Prozessionen zogen die Wallfahrer von hier nach Haindorf, Politz, Albendorf, einzeln bis Maria Zell. Letztere Wallfahrt brachte die meisten Gnaden ein, und wurde von manchen Personen jährlich unternommen; unterwegs wurden auch verschiedene andere Wallfahrtsorte besucht. Eine sehr allgemeine Wallfahrt ging auch nach Prag zum Johannesfeste, (16. Mai). Es galt auch, wenn man Andere für sich wallfahrten schickte; da gab es Personen, die sich ein Geschäft daraus machten, den ganzen Sommer um Lohn zu wallfahren.

Da mit dem Wallfahren viel Mißbrauch und Unfug getrieben wurde, beschränkte sie ein kaiserl. Dekret vom 27. Juli 1775; Kaiser Joseph II. verbot sie endlich ganz (21. März 1784). Beschränkung und Verbot haben jenerzeit nicht gründlich gewirkt; auch hat dieses Kaiser Franz nachher wieder aufgehoben. Der sittliche und pekuniäre Nachtheil der Wallfahrten mag zuweilen übertrieben worden sein; jetzt wär es ein müßiges Geschäft, gegen eine Sitte zu eifern, die ohnedieß der Zeitgeist allmälig verschwinden macht. — Man packte ein Hausbrot und einen Mätzeltopf (Butter und Quark untereinander) auf den Rücken; über dieses brauchte man für Zehrung nicht viel. Also zog man fürbaß in die Welt hinein

1) Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen, wie die Heiden. (Math. 6. C. 6. 7 V.)

mit Beten und Singen; in erfreulicher Hoffnung auf den Himmel sah man gelegenheitlich mehr von Gottes schöner Erdenwelt, und erfuhr manches, was man außerdem nicht gesehen und erfahren hätte.

Führen wir nun Einiges aus dem reichen Gebiet des Aberglaubens an.

Wenn ein Messer die Schneide aufwärts gekehrt auf dem Tische liegt, beeilt sich Jedermann, dasselbe umzulegen; die armen Seelen fallen in die Schneide. — Dieser einfältige Wahn verhindert den Schaden, den Einer haben könnte, der zufällig durch ein Glied seines Körpers mit der scharfen Schneide in Berührung käme.

Für Diejenigen, so die Brosamen vom Tische sammeln, wird alle Jahr eine Messe gelesen, und wenn Einer einen Bissen Brot am Boden liegen sieht, und nicht aufhebt, so entsteht Theurung; — eine eindringliche Ermahnung, nichts Nutzbares zu Grunde gehen zu lassen.

Wer in Geschäften ausgeht, und umkehren muß, weil er etwas vergessen hat, der hat kein Glück bei diesem Gange. — Ganz richtig! er hat seine Sache nicht gehörig im Kopfe; darum wird sie nicht gelingen.

Sehr lieblos ist aber die Meinung, es bringe Unglück, wenn Einem beim Ausgehen zuerst ein altes Weib begegnet. Es ist geschehen, daß rohe Menschen, indem sie vom vorgehabten Gange umkehrten, die unschuldige Ursache ihres Verdrusses verwünscht und verlästert haben.

Bekannt sind die heidnischen Aberglauben der Walpurgisnacht, wo die Hexen auf Besen durch die Luft reiten. Eben da konnte man aber ihren Zauberkünsten durch richtige Beobachtung gewisser Gebräuche fürs ganze Jahr erfolgreichen Widerstand leisten. Ein eben so gutes Zeichen war am Charfreitage. Das ist aber ein trauriges Thema, von den Hexen, wenn man bedenkt, wie viele vor Zeiten als solche unschuldig gefoltert und hingerichtet wurden. — Obgleich nunmehr der Hexenglaube zum Kinderspott geworden ist, verwirrt er doch immer noch die Köpfe einzelner unwissender Menschen. — Possierlich wars, wenn zwei Weiber sich gegenseitig für Hexen ansahen. Wenn aber der übernatürliche Spuck und das Unheil, so sie von einander argwöhnten, nur in der Einbildung bestand, war doch die natürliche Kränkung, die sie deßwegen sich zufügten, leidige Wirklichkeit.

Wenn ein Kind, oder auch ein erwachsener Mensch kränkelte, ohne daß man die Ursache davon einsah, so hieß es: er hat das Maaß verloren. Eine weise Frau mußte kommen, um seinen Körper mit einer Schnur in verschiedenen Richtungen zu messen. Da fehlten regelmäßig einige Zoll zum richtigen Verhältniß; aber das Messen half.

Fehlte dem Vieh etwas, wollte es nicht fressen; gab die Kuh zu wenig Milch, oder gar Blut mit derselben, ging die Butter nicht zusammen, so wars verhext. Die Hexe war im Stande, in ihrem Hause, an den Zipfeln eines Grastuches eine entfernte Kuh auszumelken. Leute, die solchem Zauber „Widerstand" zu thun vermochten, gab es allenthalben; aber man weiß: kein Prophet gilt in seinem Vaterlande. Der Ruf solcher Nothhelfer wuchs mit der Entfernung. Auf Antrieb der Frau mußte der Mann erforderlichen Falls nolens volens meilenweit einen solchen herbeiholen. Je mehr dieser geheimnißvollen Hokus-Pokus machte, desto größer ward sein Ansehen.

Nach Sonnenuntergang verkauften vorsichtige Weiber weder Milch noch Butter, sonst hätte die Zauberei Anfug gehabt. — Viele Uibel konnten durch kluge Leute besprochen oder versendet werden; wer solches, und viel anderen Unsinn nicht glaubte, galt für gottlos. Alle glaubten es aber doch nicht, und es gab denn doch helle Köpfe, die geneigt waren, sich darüber lustig zu machen. Ein solcher ists gewesen, der folgende Anekdote ersann.

Ein Pfarrer entließ seine alte Köchin. Diese jammerte in großer Bekümmerniß, was sie nun anfangen, wie sie in ihren alten Tagen sich ernähren solle? Der

Pfarrer gab ihr den Rath, sie solle *versenden* gehen. — „Was muß ich dabei sagen?“ fragte sie; und der Pfarrer lehrte sie den Spruch: *Birkenreisig und Buchenreisig brennt so gut wie ander Reisig.* — Die Köchin aber that nach diesem Rathe; wo im Dorfe Jemanden an der Gesundheit was fehlte, bot sie ihre Hilfe an, murmelte unter obligaten Bekreuzungen leise den geheimnißvollen Spruch, und die Kranken genasen wie von sich selber; ihr aber half der Spruch zu einem guten Nahrungszweig.

Wer etwa wegen überladenen Magen im Schlafe auf dem Rücken liegend Beklemmungen empfand, dem konnten Traum oder Phantasie ein Wesen vorstellen, welches sich mit großer Last auf ihn legte und ihn zu ersticken drohte. Dieses Wesen erschien gewöhnlich in Gestalt eines grauen Männleins, und hieß der *Alp*, und sein tückisches Geschäft das *Alpdrücken*. Menschen, die im Geruch der Zauberei standen, hatte man auch wohl im Verdacht, daß sie zu neckischem Zeitvertreib zur Nachtzeit im Dorfe hausirten, um als Alp die Leute zu äffen. — Eine herzhaftige Frau in Neuwald berühmte sich, mit einem derlei Alp einen hitzigen Strauß siegreich ausgefochten zu haben. Der Quälgeist erschien ihr in Gestalt einer alten Magd aus Hayn, welche für sie Wolle spann, und die sie nicht wohl leiden konnte. Die Gedrückte, welche viel mehr Kurasche hatte als Verstand, schöpfte Verdacht, und nahm sich vor, sich zu rächen. Als sie schlafen ging, legte sie sich die Mangelkeule neben das Bett, und beschloß, dem frechen Gespenst aufzulauern. Richtig! kaum beginnt sich der Schlummer auf ihre Augenlieder zu senken, da scheint sich ein Fensterflügel etwa drei Finger breit zu öffnen, zu dieser Spalte herein schlüpft die bekannte Gestalt, und will sich gemächlich über die Schläferin ausstrecken. Aber diese, jähzornig wie sie war, ermannt sich schnell, ergreift die Mangelkeule, schwingt sie gleich einem Tomahawk, und beginnt damit die unglückselige Aelpin entsetzlich zu zerbläuen mit Stoßen und Hauen; vorzüglich gegen die Rippen derselben richtet sie die kräftigsten Stösse. Nichts half alle Gegenwehr; die Hexe mußte das Feld räumen und froh sein, durch die Fensterspalte wieder das Weite zu gewinnen.

Wer nun lange Zeit nicht nach Wolle kam, das war die Hayner Magd; es hieß: sie sei die Bodentreppe herabgestürzt und habe drei Rippen zerbrochen. Unsere Heldin aber kannte den Sachverhalt besser, und erzählte den Vorgang vertrauten Personen; das sind für solche Leute alle, mit denen sie ins Gespräch kommen. Kein Alp hat fernerhin gewagt, sich ihrer Bettspende zu nahen; schon der Triumph über ihren Sieg ließ keine Beklemmung mehr aufkommen.

Auch im Aberglauben wechselt die Mode. — Wie man jetzt durch *Tischrücken* und *Geisterklopfen* in die Geheimnisse des Jenseits einzudringen versucht, so hatte man früher *Höllenzwänge*, aus Doktor Fausts Schule; man kannte Formeln, mit denen man Geister citiren, andere, womit man von ihnen Geld erbeten konnte. Auch wußte man *Diebsegen*, die, über einen Gegenstand ausgesprochen, den Dieb zwangen, dabei stehen zu bleiben. Der böse Müller *Bienert* in Neuwald rühmte sich, eine Höllenzwang zu besitzen, niemand hat ihn aber zu Gesichte bekommen. Auch einen geschriebenen Diebsegen besaß er; dieser war noch vor 20 Jahren vorhanden, und es ist recht schade, daß er nun verloren gegangen ist.

Beim Aufbewahren solcher verfänglicher Sachen war große Vorsicht nöthig; Uneingeweihte konnten damit viel Unheil anrichten. Dieses erfuhr einst ein gewisser *Kittel* in Schumburg. Das war ein weiser Arzt,

„Der hat sich der Magie ergeben,
Ob ihm durch Geisteskraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund,
Daß er erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält.“

Vom eifrigen Studieren ermüdet, ging er einst ins Freie hinaus, und ließ aus Versehen ein schwarzes Buch auf dem Tische liegen,

„Und dieß geheimnißvolle Buch
Von Nostradamus eigner Hand"

schlug nun sein kleiner Sohn neugierig auf, und begann darin seltsame Formeln abzulesen. Der arglose Knabe gewahrte nicht, wie von allen Seiten schwarze Raben auf das Haus zuflatterten, immer zahlreicher, je weiter er im Lesen kam; „sie schweben hin, schweben wieder — auf und nieder." — Wie nun der Vater von seinem Gange über Feld heimkehrte, sah er mit Schrecken das ganze Dach seines Hauses mit den unheimlichen Vögeln bedeckt, die es überdieß in dichten Kreisen krächzend umschwärmten. Augenblicks erkannte er in denselben die seelenlüsternen Dämonen der Unterwelt; — „die Geister, die du hergerufen, wie werden wir sie los?" — Schnell gefaßt, holte er eine Scheffel Hirse vom Boden, streute ihn auf weitem Plane aus, und gebot den Kindern Belials, ihn bis auf das letzte Körnlein aufzupicken; sodann entriß er dem erschrockenen Knaben das Buch, und beeilte sich, die abgelesenen Seiten Buchstabe für Buchstabe zurück zu lesen. Darüber wurden der Raben immer weniger; nach und nach, wie sie gekommen waren, flogen sie wieder davon, und glücklicherweise gelang es Kittel, auf diese Art alle zu bannen, bevor sie die aufgegebene Arbeit ganz vollendet hatten. (Nach einer anderen Version befahl Kittel den verkappten Geistern, die Steine von den Feldern zusammenzutragen, die in dortiger Gegend auf den Rainen aufgeschichtet sind; genug, der Zauber wurde unschädlich gemacht).

Aus Dankbarkeit für diese Rettung baute Kittel dem Herrn eine Kirche mit der heiligen Stiege von 33 Stufen, über welche die frommen Wallfahrer im Gebete kniend hinauf rutschen; das gefährliche Buch aber soll er dem Feuer übergeben haben.

Drei glaubensstarke Männer in Neuwald vereinigten sich einmal zu dem Geschäfte, um Geld zu beten. Der lahme Hübelschuster aus Nr. 26 leitete dieses eigenthümliche Industrie-Unternehmen, welches im Hause Nr. 47 in Ausführung gebracht werden sollte. Nacht und Stunde wurden nach den besten Auspicien gewählt, und alle Vorbereitungen mit größter Sorgfalt getroffen. St. Christophorus war als starker Patron erwählt, und als die drei in erwerbsüchtiger Andacht hinter verriegelten Thüren die kräftigsten Formeln hersagten, lugte einer um den andern in gespannter Erwartung durch die verhängten Fenster, ob die mildthätigen Geister in Gestalt weißer Tauben bald herniederschweben würden.

Endlich erschien eine Gestalt in weißem Gewande, und umschlich mit langsamen, feierlichen Schritten das Haus. Furcht und Hoffnung erfüllte die Gemüther der eifrigen Beter, die nun mit Hast den für diesen Fall vorgeschriebenen Hokus-Pokus vollbrachten. Indessen wurde das Gespenst lebhafter und machte allerhand seltsame Kapriolen. Endlich, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, erhob der Hübelschuster mit aller Macht seine Stimme und rief: „Bist du ein guter Geist, so sei uns gnädig und verleih uns deine Schätze; bist du aber ein böser Geist, so hebe dich von hinnen!" — Das wirkte; jach und krach flog ein gewichtiger Sack zum Fenster herein und zerplatzte auf den Dielen, so daß der Inhalt sich klirrend über den Fußboden verbreitete.

Der Geist huschte nachdem über den Hügel hinunter und war verschwunden; grausam aber war die Täuschung unserer Freunde, welche, wie sie jetzt sich hastig ans Auffammeln des Schatzes machten, statt der erbetenen „elfmalhunderttausend Thaler gangbare Münze, sei es in Silber oder Gold", — eitel Scherben in die Hände bekamen.

Der Nachbar, der ihnen diesen Streich gespielt hatte, war ein Spaßvogel sonder Gleichen, von dessen launigen Einfällen und Ausfällen ein Buch geschrieben werden könnte.

Andere nach verborgenen Schätzen begehrliche Leute waren zu bescheiden, als daß sie wie Fortunatus mit dem Wünschhütlein, oder wie Rolands Kappen, die Bescheerung auf bloßen Wunsch vor sich zu haben hofften. Sie ließen sich die Mühe nicht verdrießen, mit Hacke und Schaufel im Erdboden darnach zu suchen. Schatzgräber von Profession waren gern bereit, gegen einen anticipando bezahlten Antheil hiezu die nöthige Anleitung zu geben. Ihr größtes Kunstück war: sie machten sich unsichtbar, nachdem sie den Lohn in der Tasche hatten.

Man erzählte, diese Gegend sei in der Vorzeit reich an edlen Steinen gewesen, welche das eingeborne Volk nicht kannte. Wälsche kamen daher aus fremden Landen, suchten mit Kennerblick die Edelsteine in unseren Bergen auf, und kehrten als reiche Leute in ihre Heimat zurück. Sie pflegten zu sagen: in Böhmen wirft mancher Hirt einen Stein nach seiner Kuh, welcher mehr werth ist als die Kuh. — Solche Sagen wurden zuweilen von Betrügern benützt, um die Leute hinters Licht zu führen. So erschien einmal ein Fremder und pries die Swiganer Waldberge ob ihres Reichthums an Edelsteinen. Nachdem er die Neugier und Erwartung der Leute gehörig gespannt, zeigte er einen Plan für ein Bergwerk im Swiganer Walde, und fand leichtgläubige Glücksnarren, welche Kuxe oder Antheile auf dessen Betrieb übernahmen; mit den dafür eingenommenen Geldern aber ging er auf und davon, ohne einen „Hacks" zu machen.

Auf dem Mühlberge in Neuwald findet man viel Quarzsteine mit Glimmer, (sogenanntem Katzensilber). Manche derselben sind von regelmäßiger Form und theilweise durchsichtig; sie hielt man für unreife Edelsteine. Vor 80 Jahren grub der Müller Bienert in Gemeinschaft mit seinem Nachbar Herrgot beim Hause Nr. 35 einen Schacht, um fertige Edelsteine zu suchen. Als sie in der Tiefe auf Wasser stießen, war ihr Projekt im wahren Sinne des Wortes zu Wasser geworden.

Eine andere in Neuwald passirte Geschichte nahm einen mehr tragischen Ausgang. Daselbst lebte vor 100 Jahren ein Mann, der sich durch verschiedene Eigenheiten vor andern Menschen unterschied. So hatte er z. B. seinen eigenen selbstgebauten Sarg 20 Jahre lang auf dem Boden bereit stehen; (er pflegte gedörrtes Obst und andere Sachen darin aufzubewahren). Während nun dieser Mann einmal im nächtlichen Schlafe lag, schlich sein Feind mit der Sense aufs Feld hinaus, und hieb ihm in gottloser Rache die Krautpflanzen um. Als der Eigenthümer der Pflanzng am nächsten Morgen das Unheil besah, konnt' ers nicht verschmerzen. Er geht hinein, holt einen Topf, gräbt eine Fußspur des vermeintlichen Frevlers aus, gibt die Erde in den Topf und verfährt damitnach einem Zauberrezept.

„Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unter kaltem Steine lag,
Monatlange Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!
Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf diesem Herd!
Froschzeh'n thu ich auch daran,
Fledermanshaar, Hundeszahn,
Otternzungen, Stacheligel,
Eidexpfoten, Eulenflügel,
Zauberhalber werth der Müh,
Sied' und koch' wie Hellenbrith.
Thu auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Türkennasen thu hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben.
Werf auch, dann wirds fertig sein,
Ein Gekrös vom Tiger drein.

Geister schwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt,
Rührt nun alles um genau,
Was ihr rühren könnt!"

Kurz darauf bekam dieser Mann einen unheilbaren Schaden am Fuß, woran er sterben mußte. Die Leute glaubten, daß er in der Haft des Unwillens seinen eigenen Fußstapfen zum Hexengebräu verwendet habe.

Von übernatürlichen Wesen, welche mit den Menschen in Berührung kamen, kannte man hier die Elfen unter dem Namen Holzmannel und Holzweibel. Das waren winzige Kreaturen, die sich gern zu einsamen Hirten gesellten, sich mit ihnen unterhielten, ihnen Mährchen erzählten und Lieder vorsangen. Wogegen sie kleine Dienstleistungen verlangten. Waren die Hirten gutherzig, gefällig und freundlich, so wurden sie beschenkt, oft mit einer Schürze voll Laub, das sich dann zu Hause in Gold verwandelte; grobe und boshafte aber wurden bestraft mit allerlei Schabernack nach Rübezahls Manier. — Manche Leute hielten dafür, dieß harmlose Völkchen sei schon nach der Schlacht am weißen Berge aus Böhmen ausgewandert, und Einzelne wußten den Vorgang zu erzählen. Am Ufer der Moldau hatte sich die Schaar der kleinen Leute gesammelt, und sie gingen einen Schiffer an, daß er sie für Geld und gute Worte zusammen überfahre. Das mochte dieser nicht wagen, denn es waren ihrer so viele, daß er Uiberladung des Schiffes besorgte. Da wurden sie Handels einig, daß er zuerst den Häuptling allein aufnehme, und der Schiffer stieß ab. Wie staunte er aber, als er sein Fahrzeug bis an den Bord einsinken sah. Das Wunder erklärte sich erst durch ein zweites Wunder, denn beim Aussteigen sah der Schiffer, daß er das ganze kleine Heer über den Fluß geschifft hatte; unsichtbar waren alle mit ihrem Königlein ins Schiff gestiegen. — Abziehend sangen sie im Chor:

„Wir kommen nicht wieder in dieses Land,
Bis daß es kommt in eines Herzogs Hand."

So wurde die Sage von den Holzmanneln hier erzählt; ihre Auswanderung wurde aber sehr bedauert, denn es hieß, sie hätten die gute Zeit mitgenommen.

Nicht so gemüthlich war der Wassermann, der hier auch sein Wasserweibel hatte, welches sich in der Dämmerung an der Neiße plätschernd mit der Wäsche beschäftigte, aber sogleich ins Wasser sprang, wenn es Jemandens ansichtig wurde. Der Wassermann zeigte sich stets in grauer Matrosenjacke und rother Mütze; von ihm glaubte man, daß er jährlich aus dem Dorfe ein Opfer heische, gewöhnlich ein unvorsichtiges Kindlein. — Der Wassermann hielt sich gern unter dem Neißestege nächst Philipp Schmidt's Fabrik in Proschwitz auf, und hat daselbst viele Leute zum Fürchten gemacht. Ein Mädchen aus Neuwald hat sogar vom Schrecken den Tod davongetragen. Einmal passirten diesen Steg zwei alte Männer aus Neuwald, wie sie des Abends aus Proschwitz heimgingen. Da hörten sie ein Plätschern im Wasser, und als sie sich umsahen, erblickten sie deutlich den Wassermann, wie er den Oberleib abwechselnd aus dem Wasser erhob und wieder untertauchte. Entsetzt eilten die Beiden den Berg hinauf, und kamen athemlos zu Hause an, wo sie ihr Abenteuer erzählten. — Zwei vorwitzige Burschen gingen hin, um zu sehen, obs auch der rechte Wassermann gewesen sei, denn öfters soll auch der Fischotter dessen Rolle gespielt haben. Wie die Jünglinge auf Ort und Stelle kamen, sahen sie einen Ast, der in eine Mauerspalte unter dem Stege eingespießt, mit angeschwemmtem Schlamme und Reisig beschwert, vom Strome auf und nieder gespielt wurde, und so das plätschernde Geräusch verursachte.

Der Wassermann ist noch nicht ganz ausgestorben, Manche glauben noch an ihn; doch scheint er in der neueren Zeit scheuer geworden zu sein. Vielen ist er heut zu Tage nur noch ein brauchbarer Popanz für die Kinder, welche durch die Furcht vor ihm besser, als durch Ermahnungen zur Vorsicht gegen das Wasser abgehalten werden.

Auch der wilde Jäger, hier Nachtjäger geheißen, ließ sein „Horidoh und Hussassah!“ häufig in den finsteren Wäldern erschallen. Viele haben mit Entsetzen berichtet, wie sie, bei steter Gefahr das Gesicht auf den Nacken gedreht zu bekommen, Nachts von ihm aus dem Walde gehetzt wurden. — Die Existenz des Nachtjägers bildet gegenwärtig noch eine Streitfrage, wie manch andere Glaubensartikel aus diesem Bereich.

Nebst anderem wäre nur noch der feurige Drache zu erwähnen, der, mit der Hölle verwandt, durch die Luft einherzog und gottlosen Leuten Geld brachte. Seinen Einzug in die Häuser pflegte er durch den Kamin zu nehmen. — Die Irrlichter, welche Diejenigen, so ihnen folgten, bei Nacht und Nebel in Sümpfe verführten, galten für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder. — Den Berggeist Rübezahl kannte man hier meist nur vom Hörensagen der Gebirgsleute.

III. Böhmens Betheiligung am Welthandel. Ein Vorschlag.

Man hat uns einmal von wohlwollender Seite den Vorwurf gemacht, daß wir zu wenig in die Ereignisse der Gegenwart einzugreifen uns bemühten. Wir wollen demselben begegnen, indem wir einen Versuch machen, der nächsten Zukunft wo möglich eine Wendung zu verleihen, die, wie wir glauben, für Böhmen und Oesterreich von großer Bedeutung werden könnte. Man gestatte uns dem Gedanken seine Entwicklung zu geben und sei es auch, was, wir nicht glauben, nur ein Traum, nun so sei es ein freundlicher Traum gewesen.

Jedermann weiß, daß Oesterreich mit seinem Seehandel d. h. mit seiner Betheiligung am Welthandel einerseits an das adriatische Meer, andererseits an die Donau angewiesen ist. Letztere läuft in einen Sack aus, das schwarze Meer, dessen Zugriemen nicht in unseren Händen sind. Wer Herr vom schwarzen Meere, wer Herr des Bosporus ist, ist auch Herr des österreichischen Donauhandels. Noch schlimmer ist das Verhältniß in Bezug auf die Adria. Das Nachtheiligste, was für uns geschehen konnte, ist eingetreten, da sich alle Häfen von Ancona südlich in den Händen einer uns feindlichen Macht befinden, deren Bedeutung dann hervortritt, wenn man sich klar macht, was Italien schon zwei Male in der Weltgeschichte war. Seine Stellung zwischen der Balkanhalbinsel und der pyrenäischen, zwischen Oesterreich und Frankreich ist so maßgebend, so einflußreich, daß der Beherrscher des letzteren Landes vielleicht noch den Tag verwünschen wird, an welchem er Italien geschaffen. Jetzt und noch für lange ist aber alle Ungunst der neuen Schöpfung gegen uns gerichtet und da auch die jonischen Inseln, deren Erwerb im J. 1815 für uns so nahe gelegen, an Griechenland kamen, befinden sich die österreichischen Besitzungen am adriatischen Meere in einem Cul de sac, in einem Sacke, dessen Schnürriemen unsere größten Gegner besitzen, Griechen und Italiener, welche ihre Flotten, ihren Handel, ihre Betheiligung an der größten Wasserstraße dreier Erdtheile, dem mittelländischen Meere, täglich mehren. Nun kommt noch etwas dazu. Italien steht auf dem Punkte sich der ostindischen Uiberlandpost zu bemächtigen. Von Alexandria wird dieselbe nach Brindisi, früher und Jahrhunderte lang der große Stapelplatz zwischen Orient und Occident, geleitet; dann geht die Verbindung der Pulsader Italiens, der großen Eisenbahn entlang an den Mont Cenis, dessen Perforationsarbeiten ebenso ruhig und sicher vor sich gehen, als ruhig und sicher die Verlegung der Hauptstadt Italiens von Turin nach dem den österreichischen Waffen unzugänglichen Florenz erfolgte. Ist auch die ostindische Post für Italien gewonnen, so hat sich die Straße des Welthandels festgesetzt, Italien, Frankreich, Großbritannien stehen mit einander in der directesten Verbindung und Oesterreich ist dahin gebracht, wohin es seine Feinde längst bringen wollten, außerhalb der europäischen Ereignisse zu stehen, ein Staat zweiten Ranges, um welchen man sich bei der Einrichtung europäischer Angelegenheiten nicht mehr zu kümmern braucht. Drei

Dinge konnten meiner Uiberzeugung nach hier helfen. Zwei sind politischer Natur und werden ebendeshalb hier nicht erwähnt; das dritte ist rein commerciell und soll hier als Plan vorgelegt werden.

Die indisch europäische Post und damit also die commercielle Verbindung Europas mit Südasien wendet sich von Alexandria, wenn sie Italien erreichen will, Creta und der Westküste von Griechenland zu, um durch das jonische Meer Brindisi zu erreichen. In gleicher nördlicher Breite liegt nun am östlichen Winkel des Meerbusen von Saloniki, das alte Thessalonike, in macedonischen Zeiten wie im Mittelalter eine durch ihre Lage am Meere und am Einflusse des Vardar in dasselbe wichtige, gegenwärtig selbst sehr blühende Handelsstadt, der natürliche Hafen von Bulgarien und Serbien, einst das beständige Ziel der serbischen Könige, welche die Nothwendigkeit wohl erkannten, mit dem südlichen Meere in Verbindung zu treten. Die Stadt von etwa 70000 E. liegt an der westlichen Spitze eines Dreieckes, das nordöstlich durch Constantinopel, südöstlich durch das wichtige Smyrna geschlossen wird. Die Bai von Smyrna, diesem Haupthandelsplatz der Levante, und der Busen von Saloniki sind selbst nur die Enden eines von der Natur mitten im Archipelagos angelegten großen Canales. Besitzt Saloniki eine fast unvergleichliche Lage was das Meer betrifft, so daß, was immer für Störungen durch Krieg, Blokade 2c., im adriatischen Meere vorfielen, der Handelsweg mit der Levante und Alexandrien, wenn er einmal zwischen Österreich und Saloniki durch eine Eisenbahn eröffnet wurde, davon unberührt bliebe, so bietet die Nord- und Landseite eine nichts weniger als schwierige Verbindung mit unseren ungarischen und damit auch dem böhmischen Eisenbahnnetze dar. Die Entfernung von Saloniki bis Semlin beträgt in gerader Linie etwa 70 deutsche Meilen. Die Eisenbahn würde zuerst den Vardar nördlich bis zu dessen Quellen ziehen, dann unschwer in das Thal der Morava einlenken und dieser entlang gehend endlich die Donau in der Nähe von Semendria oder Belgrad erreichen. Ist einmal das österreichische Gebiet erreicht, so handelt es sich nur mehr darum, die weitaus gehenden Bahnen zu vermeiden und über Wien und Prag die kürzeste Linie nach Leipzig zu gewinnen. Für Oesterreich selbst würde dadurch die große Lücke ausgefüllt, welche zwischen der Adria und Constantinopel vorhanden ist, die nächste Verbindung mit Alexandria gewonnen und jedenfalls mittelst Saloniki die Verbindung mit der Levante offen erhalten, wenn die auf der Adria oder dem schwarzen Meer gesperrt wird. Endlich wird Ungarn und den Südslaven für ihre Producte ein neuer Weg bereitet und wie ich nicht zweifle, Griechenland mit seinen unternehmenden Kaufleuten in ein gemeinsames Interesse zu Oesterreich gebracht, Italien aber der Handelsweg entzogen, welcher Österreich Verderben bringen könnte, bringen müßte; für uns, die kürzeste Verbindungslinie zwischen England und dem Orient gewonnen, eine neue und direkte Verbindung mit dem letzteren hergestellt. Wir empfehlen unseren Handelskammern die Angelegenheit zur reiflichsten Erwägung. **Hösler.**

IV. Nekrolog.

Anton Luhé wurde im Dezember 1794 zu Prag geboren. Nach absolvirten Gymnasialstudien widmete er sich der Ökonomie, trat im Jahre 1815 in die Dienste des Fürsten Ferdinand von Lobkowitz und wurde die ersten 3 Jahre auf der Herrschaft Hochchlumetz, die folgenden 7 Jahre auf der Herrschaft Neundorf bei der Landwirthschaft und beim Rechnungsfache verwendet, wo derselbe durch seinen regen Eifer, durch fortwährend emsiges Studium und äußerst humanes Benehmen sich nicht nur der vollsten Anerkennung seiner Vorgesetzten erfreute, sondern sich überhaupt die ungetheilteste Achtung aller jener erwarb, die ihn kannten. Im Jahre 1825 kam derselbe als Rechnungsführer zu dem fürstl. Lobkowitz'schen Industrialamte zu Bilin, welchem er seit dem Jahre 1839 als Direktor vorstand. Unter seiner vortrefflichen Leitung hob sich die Versendung der Mineralwässer und der daraus erzeugten Chemikalien nicht allein, sondern

unter ihm wurden auch die „Pastilles digestives de Bilin“ erzeugt, die gegenwärtig so beliebt sind und von Jahr zu Jahr größere Aufnahme und Verbreitung finden. Volle 40 Jahre verlebte derselbe zu Bilin. Sein vollendet humanes Benehmen, sein warmes Gefühl für Alles, was schön, gut und nützlich ist, bei dessen Begründung und Durchführung er sich jederzeit in erster Linie betheiligte, erwarben ihm die Achtung und Liebe der ganzen Bevölkerung und diese fanden ihren Ausdruck darin, daß er schon vor vielen Jahren zum Ehrenbürger der Stadt Bilin ernannt wurde. Nach einem längeren Krankenlager verschied derselbe am 9. Februar 1865 im 71. Lebensjahre, allgemein auf das tiefste betrauert.

Sit ei terra levis!

V. Miscelle.

Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. — Die Boten des Todes.

Ein unbestrittener Charakterzug des deutschen Volkes ist der, daß es seine Religion tiefer und gefühlvoller faßt, als es andere Völker zu thun gewohnt sind. Aus diesem Grunde ist auch der Reichthum an Sagen, Mährchen, Aberglauben, seltsame Sitten nirgends so groß wie in Deutschland. Als die germanischen Stämme, sei's nun durch Kreuz, sei's durch Schwert, christianisirt worden waren, hatten die alten heidnischen Götter ihren Platz im Germanengeiste fortbehalten, nur gieng die religiöse Scheu von ehedem allmälig in abergläubische Furcht über; die vom Christenthume als heidnische Götzen Verfehmten erschienen dem Volkgeiste von nun als Gespenster, wilde Jäger, Heren, Kobolde u. dgl. Psychologisch war es, wenn sich diese neue Gefühlsrichtung meist an das Schaurige und Furchtbare knüpfte, und so kamen auf leicht erklärbare Art die abgesetzten Götter zumeist mit dem Unglücklichen im Menschenleben zusammen, besonders mit dem Tode, der das Leben, das dem Volke immer noch „der Güter höchstes“ ist, und mit ihm sein Erdenglück abschneidet. Die äußeren Anlässe zu dieser Sagenverbindung entsprachen der innern Idee und wir begegnen dem doppelten Wege, diesem Gräßlichen nur furchtbare Begleiter beizugeben und andererseits alles Schaurige als Vorbedeutungen des Todes aufzufassen. Darum sind die Boten des Todes nach dem Volksglauben widerwärtige Gegenstände, der Farbe nach dunkel, schwarz, grau, dem Tone nach mißklingend, dissonirend.

Außer den vielen speciellen Gespenstern einer jeweiligen Familie, eines Bezirkes u. s. w. gibt es gewisse allgemeine, über das gesammte deutsche Land verbreitete. Gleicherweise wie anderwärts ist auch im Egerlande die Klagemutter[1]) ein bekannter Todesbote. Der hiesigen Sage nach ist sie der verwünschte Geist einer Hebamme, die, einer dicht und zottig behaarten Kugel (besser einem Cylinder) ähnlich, sich ohne Füße durch Rollen und Kollern fortbewegt; ihr Aufenthalt ist immer an Kanalöffnungen,[2]) in denen sie bei etwaigen Störungen verschwindet. Oft verbirgt sie sich auch hinterm nächsten Eckstein; ihr Schrei ist langgezogen und kläglich. Der Volksmund kennt (soviel ich erfuhr) keinen bestimmten Namen; doch sind in der Sage deutliche Erinnerungen an alte Gottheiten, wenn auch verwischt. Erwiesenermaßen hängt die alte Holla, Hulda theilweise noch mit der Erdgöttin Hela zusammen, die später ihres Aufenthaltes wegen in eine Todesgöttin überging[3])

1) Doch muß ich gleich bemerken, das die beiden Namen klôghamouda' (Klagemutter) und klougha mouda' (kluge Mutter) im Egerlande gleicherweise, letzterer vielleicht noch öfter, vorkommen. Jener bezieht sich mehr auf die Art der Erscheinung, dieser mehr auf das Hexenartige dieser Persönlichkeit des Volksglaubens.

2) Egerl. „ouseh“ genannt, eines der sehr seltenen Worte, die wir aus dem Czechischen entlehnten. Vergl ouzlabí, ouzký u. s. w.

3) Darnach ist die Herleitung des Namens Holla, Hulla von Hela besser, als die von hold. Übrigens zeigt auch schon der erste Name deutlich die mythologische Fortbildung.

Zu ihrem und dem Holla-Mythus stimmen nun alle Züge unserer Sage. Daß ihr Erscheinen an die Umgebung eines Kanals gebunden ist, scheint mir bloße Verderbung des Umstandes, daß Holla den Aufenthalt in Seen und Brunnen liebe [1]) und in Nisthel einen eigenen Hollabrunnen habe.[2]) Dieses Moment hat noch weitere Beziehungen. Als man die Erdgöttin als Todesgöttin zu fassen begann, weil sie den todten Staub wieder aufnahm, mußte man sie auf der andern Seite auf demselben Grunde mit der Geburt des Menschen in Verbindung setzen. Aus ihrem Brunnen in Nisthel, der die Seelen der Todten aufnahm, kamen auch die Seelen der neugeborenen Kinder.[3]) Noch heutzutage benützt man bekanntermeise diese Sage, um gewissen Fragen neugieriger Kinder zu begegnen, denen man die Brüderchen und Schwesterlein aus dem Brunnen kommen läßt. In Eger selbst besitzt der Brunnen des alten Schlosses, der nach der Meinung des Volkes unergründlich tief ist und auch andere reiche Schätze verbirgt, dieses Monopol. Unsere Sage von der Klagemutter gibt diesen Umstand auch noch dadurch wieder, daß sie jenes Wesen als den Geist einer ehemaligen Hebamme auftreten läßt. Ebenso bezeichnend ist die Gestalt, in der die Klagemutter erscheint. Dem Volksglauben nach sind die Früchte der Verbindungen des Teufels (der an Wuotans Stelle tritt) und der Hexen[4]) als deren eine Vorsteherin Holla verschiedentlich erscheint,[5]) keine menschlichen Gebilde, sondern niedrigere Thiere, Schmetterlinge, Raupen und Würmer. Im Egerlande heißen nun gewisse Arten von Raupen, die dichtbehaart und schwarzbraun sind, klöghamouda'n.[6]) Mir scheint selbst die Gestalt, unter der die eigentliche Klagemutter auftritt, nichts weiter als diese vergrößerte Raupenform, der nebenbei noch die Füße fehlen, so daß sie, die in andern Gegenden als fliegend gedacht wird,[7]) bei uns durch Rollen oder Kollern sich fortbewegt. Daß das Wimmern der Klagemutter einen Todesfall in der Umgebung bedeute, ist erst sekundärer Glaube. Holla ist auch ein Pseudonym für Frigg,[8]) die um ihren entflohenen Gemahl weint. Als solche vervielfältigt sie sich in den Klagefrauen und aus ihren Zügen, um den Flüchtling zu finden, entwickelten sich später die Hexenfahrten, weshalb Holla, wie schon erwähnt, mit den Hexen in naher Verbindung steht, worauf auch ihr Name „kluge Mutter" hindeutet. Schließlich zu erwähnen wäre noch, daß der Zug in unserer Sage, nach welchem die Klagemutter gern bei Eckſteinen verweile, auch sonst im Hollamythus erscheint. Steine unter verschiedener Bezeichnung (Grenz-, Spiel-, Kunkel-, Rocken-, Freisteine) [9]) spielen darin ihre Rolle.

Neben dieser eigentlichen Wehklage und dem Eulenschrei, der, wie allerwärts, auch bei uns für ein Anzeichen nahendes Todes gilt, existiert noch eine andere, über deren hervorbringende Ursache man meistentheils wenig zu sagen weiß. Meinem Wissen nach ist das lailâd[10]) (so heißt dieser Ruf) nichts anderes, als die allgemeine Bezeichnung der Wehklage.

---

1) Grimm, Myth. 2. Aufl. Göttingen, 1844. 2 Bände, S. 246.

2) Simrock, Myth., Bonn, 1855, S. 415. Man könnte darin selbst noch eine Erinnerung an die alten Nornen und ihren Urdha-brunnen erblicken. Vergl. ebenda S. 381, wo auch S. 382. 385 über den Zusammenhang zwischen Hela und den Nornen gehandelt wird. Dazu paßte auch die egerl. Bezeichnung „kluge Mutter" ebenso, wie der der „Heilräthinnen." Simrock S. 383.

3) Simrock S. 415.

4) Ebendaselbst S. 479.

5) Obgleich „die Hexenfahrten aus den Umzügen der Holla . . . entstanden sind und Nornen und Walkiren den Hexen zu Grunde liegen, so sind doch in den Hexenglauben auch noch von andern Göttinnen Züge aufgenommen, namentlich von Riesen und Elben, was um so weniger verwundern kann, als Frau Holla die Königin der Heinchen und Elben ist." Simrock, 497. Den Namen Heinchen kennt auch unser Dialekt (das hâi ch-l), andere Benennungen traf ich noch nicht.

6) Vergl. unter Nr. 2.

7) Ebendaselbst S. 416. 417. Grimm, S. 1088. Vergl. auch 403.

8 Simrock, S. 416.

9) Ebendaselbst S. 418. Vergl. auch den Frau-Hollen-Stein bei Fulda, dessen Furchen durch ihre Thränen entstanden sein sollen. J. Wolf, hessische Sagen. Göttingen, 1853. S. 12.

10) Merkwürdiger ist die Form dieses Namens. Sie ist nach einem uralten Gesetze gebil-

Die Verwandtschaft der Katzen und Hexen, ihre Verwandlung von dieser in jene Gestalt, [1]) ist bekannte Thatsache. Ihr wimmerndes Miauen, das, bei Nacht gehört, selbst einen Unbefangenen schaurig berührt, mußte umsomehr dem Volksglauben als Jammerklage oder Todesruf erscheinen. Da dieses Klagen indeß zum Schrecken aller gesunden Ohren sehr häufig gehört wird, so begnügte sich der Volksglaube, durch dasselbe überhaupt ein Unglück (außer Tod also auch Krankheiten u. s. w.) anzeigen zu lassen.

Zusammenhängend mit der Klagemutter erscheint im Egerlande als weiterer Todesbote das s. g. Erdhühnel. [2]) Auch den lausitzischen Wenden erscheint nach Grimm (404) ihre Wehklage (Klagemutter) als weiße Henne. Nach unserer Sage dagegen ist das Thier von schwarzer Farbe, erscheint nur bei Todesfällen im Zimmer, gackert, ist aber nicht zu fangen.

Als Variation der Sage von der Todtenuhr, die der Engländer ebenfalls kennt, tritt nebstdem noch der Erdschmied auf, dessen Hanthieren unter der Erde oder in der Wand vernommen wird, sobald jemand in der Nachbarschaft sterben soll.

Speciell hat, wie überall, so auch in Eger mancher einzelne Stadtbezirk oder ein einzelnes Haus seinen besonderen Todespropheten. So erscheinen beim „alten Schlosse" ein weißer Pudel und ein Wagen, dessen Lenker den Kopf unterm Arme trägt. Dieser Kutscher (in andern Sagen tritt ein Reiter auf [3]) ist Wuotan und die ganze Fahrt bloß ein Miniaturbild der wilden Jagd. In der „langen Gasse" erscheint im Falle eines Todes in der Nachbarschaft ein Ritter. Sonstige Gespenster dieser Art sind auch einzelne weibliche, die aber seltener weiß, meist grau oder schwarz auftreten. Die Vergleichung dieser weiblichen Gespenster mit Holla-Berchta ist bekannt genug.

H. Gradl.

Geschäftliche Mittheilungen.

Generalversammlung, abgehalten am 30. Mai 1865.

In derselben wurde der Geschäftsbericht wie auch das vom Ausschuße vorgeschlagene Budget unverändert angenommen.

Die einzelnen Posten des letzteren sind:

1.	Mittheilungen	2000 fl.
2.	Größere Publikationen	500 fl.
3.	Bibliothek	200 fl.

det, wonach die Reduplikation als Verstärkung verwandt wird. Solche Bildungen sind in heutigen Dialekten schon äußerst selten. Aus dem Egerländischen kann ich für den Augenblick nur noch kaiakalk anführen, das aus althochdeutsch vîvaltra verdeutscht wurde (Feuerfalke). Das egerl. lailad entspricht genau einem alten lîleit, dessen Bedeutung aber schon ungeschickterweise durch leibleid erklärt wird.

1) Grimm, Myth. 634.

2) Hühner als weissagende Vögel und Götterthiere schon bei den Römern. Plinius, hist.nat. Terentius Phormio IV. 4, 30: „gallina cecinit". Man vergl. auch den schwarzrothen Hahn in den Wohnungen der Hela („sôtraudhr hani at sölum Heljar" Völuspa 39, was Herder in seinen Stimmen der Völker mit „graulich" übersetzt. Anderwärts in Deutschland heißt auch die Wehklage „Leichhuhn." Grimm S. 1088.

3) Dieser fehlende Kopf Wuotans sehr häufig in der Sage. E. Meier, schwäb. Sagen S. 99 fg.; Wolf, hess. Sagen 16. Vernaleken, Alpensagen 70 fg.; Pröhle, Harzsagen 64; Wolfs Zeitschr. für deutsche Mythol. I, 316 u. a.

4.	Antiquarium	100 fl.
5.	Archiv	100 fl.
6.	Honorar des Schriftführers	350 fl.
7.	Gehalt des Vereinsdieners	300 fl.
8.	Miethzins für die Vereinslokalitäten	465 fl.
9.	Nachschaffung von Einrichtungsstücken	100 fl.
10.	Heizung, Beleuchtung u. Reinigung der Vereinslokalitäten	210 fl.
11.	Allgemeine Verwaltungsausgaben	640 fl.
12.	Für die Durchforschung von Archiven	150 fl.
13.	Extraordinarium	300 fl.

Im Anschluße an das Budget wurde auch beschlossen, dem Schriftführer außer dem Honorare freie Wohnung, Heizung und Beleuchtung zu bewilligen.

Ferner hat die Generalversammlung folgende Anträge des Ausschusses zum Beschlusse erhoben:

I. Das Vereinsvermögen hat von nun an

a) in das Stammvermögen, welches unangreifbar, stets fruchtbringend zu erhalten ist und von welchem nur die Jahresinteressen verwendet werden dürfen, dann

b) in das übrige zur Deckung der Vereinsauslagen bestimmte, verfügbare, kurrente Vermögen zu zerfallen.

II. Das Stammvermögen soll gebildet werden:

a) durch die Einlagen der stiftenden Mitglieder,

b) aus jenen Beträgen, welche der Vereinsausschuß alljährlich aus den Ersparnissen des kurrenten Vermögens jenem zuwendet und

c) aus Beiträgen, welche einzelne Vereinsmitglieder der Vereinskassa mit der ausdrücklichen Widmung für das Stammvermögen übergeben.

III. Als Stammvermögen werden mit Schluß des Vereinsjahres 1864/65 erklärt:

a)	die Einlagen der bisherigen 33 stiftenden Mitglieder à 100 fl.	3300 fl.
b)	ein Betrag aus den bisherigen Ersparnissen mit	4700 fl.
	Im Ganzen	8000 fl.

Zu Rechnungscensoren wurden gewählt die Herren: V. P. **Erben**, em. Landesarchiv-Direktor, W. **Gruß**, Professor am Conservatorium und M. **Mayer**, Kaufmann.

Nachdem die geschäftlichen Berathungen und Beschlußnahmen erfolgt waren, entwickelte H. Appellationsrath Schmied von Bergenhold in einem längeren Vortrage eine Reihe von Bemerkungen über den Verein, dessen Wirksamkeit und Leitung und schloß endlich eine Anzahl von Anträgen an diese an, welche der Ausschuß, da das verehrte Vereinsmitglied sein Promemoria demselben nicht übergab, auch nicht mit vollster Genauigkeit mitzutheilen vermag. Einem öffentlichen Blatte zufolge (Tagesbote aus Böhmen. 8. Juni 1865. Nr. 157), welches die Handschrift vor sich gehabt zu haben scheint, betreffen die Bemerkungen vermeintliche Gebrechen: 1. in Bezug auf die Vereinsbibliothek, 2. in Bezug auf den Mangel an geregelter Vereinsthätigkeit, 3. über den Gehalt der Vereinsschriften, welcher gering sei, da der Absatz bisher gering sei, und 4. über die unvollständige Mittheilung der Sitzungsprotocolle, indem es ja selbst an den gehörigen Instructionen für den Ausschuß gebreche. Namentlich aber verlangte der H. Appellationsrath einen festen Plan für Herausgabe der Vereinszeitschrift, Niedersetzung eines Comités zu diesem Zwecke, Herausgabe einer Geschichte der Deutschen in Böhmen und Aufstellung geschichtlicher Preisaufgaben. Da das erwähnte Blatt ferner angeführt hatte, daß über den gehaltenen Vortrag „ohne eine gründliche Erörterung, Widerlegung und Debatte der eben angeführten Thatsachen und Anträge von der kaum mehr noch beschlußfähigen Anzahl der Vereinsmitglieder auf Antrag zur Tagesordnung übergegangen worden sei" — welcher Vorgang als „ein Räthsel" bezeichnet wurde, „dessen Lösung dem Scharfsinne eines jeden Einzelnen überlassen werden muß," so wurde sogleich von dem Ausschusse eine Erwiderung veröffentlicht, welche die Unwahrheit der Schlußbehauptungen des erwähnten Artikels darlegte. Obwohl es dabei sein Bewenden haben könnte, glaubt der Ausschuß doch Nachfolgendes den Mittheilungen beifügen zu müssen. Unmittelbar nachdem der H. Antragsteller seinen sehr ausgedehnten Vortrag geendet, erhob sich der der Generalversammlung vorsitzende Prof. Dr. Höfler, um Punkt für Punkt, Beschwerde wie Anträge zu erörtern. Er dankte zuerst dem H. Appellationsrathe für den großen Antheil, welchen derselbe an dem Gedeihen des noch jugendlichen Vereines durch eine so mühevolle Erforschung aller — freilich vermeintlichen Gebrechen bethätiget, bemerkte aber zunächst, daß der Ausschuß und der Herr Antragsteller sich in den beiderseitigen Wünschen begegneten und zwar so, daß, was Letzterer als

erst zu erreichen darstellte, von Ersterem bereits in das Leben eingeführt worden sei. Eben sei eine Preisaufgabe gestellt worden; der Plan, eine populäre Geschichte Böhmens zu verfassen, sei in der ersten Section unter Beifall und Zustimmung des Hrn. Antragstellers selbst von dem Vorsitzenden gefaßt, von der Section beifällig begrüßt worden. Einen festen Plan zur Herausgabe der Vereinsschriften könne aber Niemand entwerfen, da er von der Thätigkeit der Vereinsmitglieder abhänge, welcher man dankbar entgegen kommen, die man aber nicht anordnen und anbefehlen könne. Wohl aber existire nicht nur eine Instruction für den Redacteur, sondern auch ein gedrucktes, vielfach verbreitetes Programm über die selbstständigen Publicationen. Kein historischer Verein der Welt entwickele ferner eine lucrative Thätigkeit und der Rückschluß von dem Absatze der Vereinsschriften auf ihren geistigen Gehalt sei überall ein Fehlschluß. Die Hauptabnehmer seien wieder historische Vereine, denen die Vereinsschriften auf dem Wege des Tausches zugeschickt würden. Gerade die seit drei Jahren mit so großen persönlichen Opfern von Seiten der Einzelnen entwickelte literarische Thätigkeit habe bewirkt, daß unser Verein mit einer ganz ungemeinen Anzahl von anderen Vereinen in Correspondenz getreten sei und bereits einen ehrenvollen Platz unter diesen einnehme. Das sei auf demjenigen Wege errungen worden, welchen der Herr Antragsteller so bitter tadle. Selbst für die anerkannt gründlichsten Forschungen, wie z. B. Gruebers vortreffliches Werk über Eger, habe derselbe nur Worte des Tadels. Jetzt nachdem diese Stellung gewonnen sei, handle es sich um Popularisirung und beginne ein zweites Stadium der Entwicklung. Hier fehle es aber weder an Plan, noch Ordnung, noch Übersicht; die richtige Leitung erweise sich aber nicht blos in Instructionen und ähnlichen Dingen, sondern in der Erkenntniß des Erreichbaren und in der Durchführung desjenigen, wozu die Kräfte vorhanden sind. Die gewünschten Instructionen seien längst vorhanden, für eine Mittheilung der Sitzungsprotocolle sei möglichst Sorge getragen. Alle 4 Monate würden die Sitzungsprotocolle der Sectionen regelmäßig im Auszuge veröffentlicht; noch weiter zu gehen erlaube der Umfang der Mittheilungen nicht. Was aber eine Veröffentlichung der Protocolle des Ausschusses betreffe, so werde sich kein Ausschuß finden, welcher dasjenige, was seiner Natur nach privater Art ist, der Veröffentlichung übergebe. Die Thätigkeit des Vereins werde geregelt, nämlich durch die Sectionen, und die Plenarversammlung aller Sectionen; in dieser Beziehung leite der Verein sich selbst und dem Ausschusse komme es nur zu, nach den von dem Vereine selbst gegebenen Impulsen die einheitliche Leitung zu überwachen. Dafür sei er der Gesammtheit verantwortlich. Übrigens hätten die Generalversammlungen vom 6. Dec. 1862 und 6. Juni 1863 die Angelegenheit der Geschäftsordnung dahin geregelt, daß es den Sectionen und dem Ausschusse überlassen wurde, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu verfassen, die Generalversammlung sich darauf beschränkte, sich ihre eigene zu geben. Was endlich die Vereinsbibliothek betreffe, so könnte man dem Ausschusse nur dann einen Vorwurf machen, wenn er die Leitung derselben nicht den erfahrenen Händen anvertraut hätte, welchen er sie übergab. Der Antrag auf eine größere Dotirung der Bibliothek müsse aber, nachdem einmal das Budget festgestellt worden, als verspätet zurückgewiesen werden. Schließlich stellte der Vorsitzende den Antrag, die Generalversammlung möge beschließen, die vom Herrn Appellationsrath Schmied von Bergenhold gestellten Anträge sollen dem Ausschusse überwiesen werden, damit derselbe sie reiflich prüfe und, was sich Durchführbares in ihnen finde, sich aneigne. Obwohl nun hierauf dem Hr. Appellationsrath noch das Wort gegeben worden war, um, wenn keine „gründliche Erörterung, Widerlegung oder Debatte" stattgefunden hätte, diesen Mangel seinerseits hervorzuheben und die geschehene Replik zu widerlegen, so gelang es demselben doch nicht, die in hinreichender und zur Abstimmung in vorgeschriebener Anzahl anwesenden H. H. Mitglieder zu überzeugen. Es wurde vielmehr selbst der wohlwollende Antrag des Vicepräsidenten des Vereines durch den auf Übergang zur Tagesordnung beseitigt und somit die ganze Reihenfolge der erwähnten Anträge von der Versammlung abgelehnt. Dasselbe geschah auch mit dem Antrage, die einzelnen Ausschußmitglieder auf eine längere Anzahl von Jahren zu wählen, wogegen sich der Ausschuß selbst in corpore verwahrte.

Die Wahl für den Ausschuß, für welche im Ganzen 260 Stimmzettel abgegeben worden waren, hat folgendes Resultat ergeben:

Präsident: Herr J. U. Dr. **Franz Pelzel**, Landesadvokat . . . mit	259	Stimmen.
Vice-Präsident: Herr Ph. Dr. Const. **Höfler**, k. k. Univ.-Prof. . . .	248	„
Ausschußmitglieder: Herr J. U. Dr. Ant. **Banhans**	257	„
Herr J. U. Dr. Alois **Brinz**, k. k. Univ.-Prof., Abgeordneter des Reichsrathes	250	„
„ Th. Dr. Ferd. **Hecht**, k. k. Gymn.-Prof.	256	„
„ Ph. Dr. Karl **Pickert**	252	„
„ Gust. **Rulf**, k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath .	257	„
„ Ph. Dr. Ludwig **Schlesinger**	252	„
„ Ant. **Schmalfuß**, Redakteur	253	„

Herr Ph. Dr. W. **Volkmann**, k. k. Univ.-Prof. . . . . 259 Stimmen
„ Ph. Dr. A. **Wiechovsky** . . . . . 253 „
„ J. U. Dr. Karl **Zdekauer** . . . . . 252 „

Ersatzmänner: Herr R. **Benedikt**, Kaufmann . . . . . 248 „
Herr Ph. Dr. J. **Holzamer**, Prof. a. d. höh. Handelslehranstalt 256 „
„ M. **Pfeiffer**, Sekretär d. Buschtěhrader Eisenbahngesellschaft 237 „
„ J. U. Dr. P. **Prinzl** . . . . . 259 „
„ Franz **Theumer**, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt . . . . 246 „

Antiquar: „ Heinr. **Bank**, Historienmaler . . . . . 254 „

Archivar: Herr Ph. Dr. A. **Wiechovsky** . . . . . 257 „

Bibliothekar: Herr Rud. **Glaser**, Skriptor an der k. k. Univ.-Bibliothek 260 „

In der ersten Sitzung des neugewählten Ausschusses, die am 2. Juni stattfand, hat Ph. Dr. A. **Wiechovsky** die Ämter des Schriftführers und Hausverwesers, Herr Rechnungsrath Gust. **Rulf** die Kassaführung übernommen.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen Ende Mai 1865.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Biedermann** Gust., fürstl. Lobkowitz'scher Industrial-Amts-Direktor in Bilin.
„ P. **Bräuer** Adolph, Pfarrer in Hermannseifen bei Trautenau.
„ **Czernicky** Aug., dirigirender Hauptschullehrer, in Liebenau.
„ **Czyhlarz** Albrecht, Dampfmühlen-Verwalter in Bilin.
„ **Emer** Wenzel, Kaufmann in Eger.
„ **Emminger** Emanuel, Jur. St. in Prag.
„ **Goppold v. Lobsdorf** Heinrich, in Prag.
„ **Goppold von Lobsdorf** Rudolph, Inspektor in Prag.
„ **Hübner** Ferd. Jos., Kaufmann in Reichenberg.
„ **Jäger** A., in Massersdorf.
„ **Jirkn**, Büchsenmacher in Reichenberg.
„ **Kerpal** Otto, Jur. St. in Prag.
„ **Krämling** Joh., Braumeister in Kuttenplan bei Plan.
„ **Lagler** Edmund, gräfl. Thun'scher Obergärtner in Tetschen.
„ **Launa** Adalbert jun., in Prag.
„ **Löwenstein** Ab., gräfl. Domänenarzt in Kuttenplan bei Plan.
„ **Maschke** Ferd., pens. k. k. Hauptmann in Bilin.
„ **Milsimer** Jos., Verkehrs-Chef der südl. Staatsbahn in Agram.
Herr **Perschkowitz** Franz, jun. Kaufmann in Reichenberg.
„ **Pohl** Wilhelm, Kunstglasmaler in Leonorenhain bei Kuschwarda.
„ **Reif** Joh., Holzwaarenfabrikant in Kuschwarda.
„ Dr. **Ricard** Anselme, Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.
„ P. **Schlein** Vinc., bischöfl. Bezirksvicär u. Personaldechant in Gartitz bei Außig.
„ **Schmid** Georg, Ph. St. in Prag.
„ **Schmidt** Eduard, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Schmidt** Jos., Dampfmühlen-Pächter in Bilin.
„ **Schubert** Jos., Hauptschullehrer in Außig.
„ **Spietschka** Theodor, Glasfabrikant in Liebenau.
„ **Weigel** Wenzel, städt. Rechnungsführer in Bilin.
„ **Werunski** Albert, Jur. St. in Prag.
„ **Wessely** Gustav, Privatier in Bilin.
„ **Wesseli** Joh., Holzwaarenfabrikant in Tuffet bei Kuschwarda.
„ **Wokaun** Viktor, J. U. C. in Prag.
„ **Wussin** Ludw., fürstl. Lobkowitz'scher Sekretär in Bilin.

Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. April bis 31. Mai d. J. bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke").

Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München.
Herr **Bank** Heinr., Historienmaler in Prag.
„ **Bellmann** Karl, Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag.
Deutsches Casino in Prag.
Herr **Dominikus** H., Verlags-Buchhändler in Prag.
„ **Dotzauer** Rich., Großhändler in Prag.
„ **Ehrlich** Friedr., Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Ehrlich** Ludwig, J. U. C. in Prag.
„ **Goldschmidt** Jak. S., Leder-Fabrikant in Prag.
„ **Goppold v. Lobsdorf** Heinrich in Prag.
„ **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.
„ **Habel** Jos., Steindruckereibesitzer in Prag.
„ **Heller** S. in Leitmeritz.
„ **Hofmann** Ludw., Hörer d. Technik in Prag.
„ **Holzamer** Jos., Ph. Dr., Lector publicus an der k. k. Universität in Prag.
„ **Höfler** Const., Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag.
„ **Hübner** J. A. in Prag.
„ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag.
„ **Klutschak** Gottfr., J. U. C. in Prag.
„ **Kolařik** Ant., k. k. emer. Gymn.-Direktor in Leitmeritz.
„ **Korschelt** G., Lehrer an der Bürgerschule in Zittau.
„ **Krell** Aug., Med. Dr., Prof. an d. höh. Handelslehranstalt in Prag.
„ **Laube** A., Badeinspektor in Teplitz.
Lesehalle der deutschen Studenten in Prag.
Herr **Liebisch** Franz X., Steindruckereibesitzer in Prag.
„ **Maasch** Karl, Verlagsbuchhändler in Pilsen.
„ **Mainl** Jg. in Elbogen.
„ **Maschka** Jos., k. k. Auskultant in Prag.
Germanisches Museum in Nürnberg.
Herr **Neumann** E. W., königl. bayer. Oberlieutenant in Regensburg.
„ **Neumann** Jos., k. k. Landes-Gerichts-Rath in Prag.
Herr **Pelzel** Franz, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag.
„ **Pfeiffer** M., Sekretär der Buschtiehrader Eisenbahn-Gesellschaft in Prag.
„ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.
Frau **Pokorny** Maria, geb. Freiin Piatoli von Treuenfeld, in Prag.
Herr **Reinhold** Jul., Verlagsbuchhändler in Böhm.-Kamnitz.
„ **Satow** H. C. J., Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Scheinpflug** B., Professor a. d. deutsch. Oberrealschule in Prag.
„ **Schlesinger** Ludw., Ph. Dr. in Prag.
„ **Schneider** Ant., Apotheker in Prag.
„ **Seidan** Thom., Bildhauer in Prag.
„ **Seutter von Lötzen** Eduard, Direktor der Filiale der Creditanstalt in Prag.
„ **Steinhauser** A. G., Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Stocklöw** Jos., J. U. C. in Prag.
„ **Teweles** Phil., Cult.-Gemeinde-Sekretär in Prag.
„ **Tobias** C. A., Ph. Dr., Gymn.-Prof. & Stadtbibliothekar in Zittau.
Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer **Bremen** und **Verden** und des Landes **Hadeln** in Stade.
Histor. Verein für das Großherzogthum **Hessen** in Darmstadt.
Histor. Verein für Krain in Laibach.
Histor. Verein von und für Oberbayern in München.
Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens in Breslau.
Histor. Verein für Steiermark in Graz.
Herr **Weitenweber** W. R., Med. et Chir. Dr. in Prag.
„ **Wiechovsky** Alex., Ph. Dr. in Prag.
„ **Zink** Ant., Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.
„ P. **Zodl** Valent., Professor an der Oberrealschule in Reichenberg.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Juli 1865.

14.

E. Deutsche Geschichte.

Fickers Urkunden zur Geschichte des Römerzuges K. Ludwigs. (Schluß.)

Nun tauchte gerade damals, in den letzten Zeiten des 1334 verstorbenen P. Johanns das Gerücht auf, der Papst habe Italien von Deutschland trennen wollen. Es war dieß aber nicht blos die Lösung einer Union, welche von den Tagen Otto's I. bestand und Mitteleuropa seine Bedeutung verliehen hatte; es war der verdeckte Plan, Deutschland das Kaiserthum zu entziehen, welches sich eben ohne Italien nicht behaupten ließ, und dasselbe demjenigen zuzuwenden, dem Italien zugewendet wurde. Die Sache scheint geheim betrieben worden zu sein. Erst im J. 1338, als K. Ludwig zu Frankfurt wider die päpstlichen Processe sich erhob, wird der Bestimmung als einer zwar öffentlich erfolgten, dem Könige jedoch nur vom Hörensagen bekannten erwähnt. Doch darf uns dieser Ausdruck nach dem, was schon früher gesagt ist, nicht befremden. Der König spricht von dieser Bulle, daß sie erlassen und in der ganzen Welt verbreitet sein soll, [1]) weil sie ihm officiell nicht zugekommen war. Das jedoch benimmt der Bemerkung nichts von ihrer Thatsächlichkeit.

Wollte man etwa die Frage aufwerfen, ob der Papst hiezu berechtigt war, so muß dieselbe nach der Ansicht der Decretalisten des XIV. Jahrhunderts unbedingt bejaht werden. Hatte einmal der Papst „nach seinem Gutdünken" das Kaiserthum an die Deutschen gebracht, das Churfürstencollegium begründet, wie es ja die deutschen Könige selbst zugegeben hatten; war er im Geistlichen wie im Weltlichen „Universalherr", so gab es für ihn nur mehr Rücksichten der kirchlichen Zweckmäßigkeit und konnte er unbedingt das Werk seiner Vorgänger ändern, ja geradezu zerstören und eine neue Ordnung der Dinge schaffen! Dahin war es wenigstens theoretisch gekommen! Man kannte nun die Existenz einer derartigen Bulle seit Langem, obwohl sie der päpstliche Annalist nicht anführt. Alberich von Rosate erwähnt ihrer und zwar mit dem Anfange: ne praetereat. Baluzius hat den Schluß (obwohl auch diesen nicht vollständig) abdrucken lassen. Aus ihm Olenschlager. [2]) Giovanni Villani endlich deutet an, daß der Papst dem Verlangen des französischen Königs nachgebend, ihm die Herrschaft von Italien und das römische Kaiserthum zugestanden habe. [3]) Alle kommen darin überein, daß dieß eine der letzten Thaten P. Johanns war, an deren Durchführung ihn glücklicher Weise erst der Streit über den Grad der Seligkeit der abgeschiedenen Seelen, welchen er selbst veranlaßt hatte, und dann sein eigener Tod verhinderten. Die Bulle, welche ich in Florenz auffand, beginnt mit Quia in futurorum und macht zuerst aufmerksam, daß dasjenige, was anfänglich für sehr vernünftig und gut angesehen wird, doch sich häufig durch die Erfahrung anders erweise. Der allgemeine Satz wird dann auf das Kaiserthum angewendet.

Wie viele Kaiser hätten nicht die Kirche bekämpft? Nachdem der eigentlichen Christenverfolgungen gedacht worden, heißt es, wie wenige Kaiser von Constantin an der Kirche hold gewesen, wie viele hingegen sie verfolgt hätten. Man möge nur auf Otto von Sachsen (Otto IV.) blicken, der selbst das Königreich Frankreich angegriffen habe, jedoch in diesem Kriege seinen Sündenlohn erlangte, da er darin unterging, ohne daß sein Körper wieder zum

1) Quasdam literas sub bulla sua dicitur fecisse et per mundum publice transmisisse, in quibus asserit, se totam Italiam ab imperio et regno Alemanniae separasse, insinuans per sua scripta et dicta, quod Papa tanquam Dominus universalis — possit ad suum libitum disponere et ordinare. Olenschlager S. 195.

2) l. c. n. LXXI.

3) 1333. l. X. c. 226.

Vorschein gekommen wäre! Man möge sich da an den Undank Friedrichs II. erinnern, vor dessen Tyrannei P. Innocenz nach Lyon habe flüchten müssen. Es sei aber nicht nothwendig sich älteren Zeiten zuzuwenden, sondern es genüge auf dasjenige zu blicken, was in den jüngsten Tagen unter P. Clemens V. geschehen sei, als Heinrich VII. unbekümmert um seine Eide das Königreich Sicilien habe angreifen wollen. Nachdem so der Grund des Bestandes und der Erhaltung des Kaiserthums sich in das Entgegengesetzte verändert, wolle der Papst Italien gänzlich von Deutschland trennen und, da beide Länder zu regieren für Einen Mann zu viel sei, so wolle er mit Zustimmung der Cardinäle für die Regierung der von Deutschland getrennten Theile sorgen. Endlich erkläre er auch, daß das Königreich Deutschland von dem Königreich Frankreich durch klare Grenzen getrennt sei, die er nach dem Beschlusse der Cardinäle bestimmen wolle.

Es ist nun doch wohl keine Frage, daß, wenn die Senteuz der Trennung Italiens von Deutschland eine Folge des Auftretens K. Ludwigs gewesen wäre, dieses genannt, die Ursache bezeichnet und der Vorwand, welchen dasselbe dem Papst gegeben hätte, nicht verschleiert noch verschwiegen worden wäre. Das lag in der Natur der Sache und der Römerzug gab P. Johann mehr als einen Anlaß zu energischem Einschreiten. Wenn aber von Ludwig keine Rede ist, sondern der letzte historische Hinweis auf K. Heinrich VII. geht und die bekannte Entscheidung P. Clemens V. betrifft, die von Heinrich geschworenen Krönungseide seien wirkliche Eide der Treue, so kann sich die erwähnte Urkunde nur auf die erste, nicht aber auf die letzte Zeit P. Johanns beziehen. Selbst die aus Villani angeführte Stelle entscheidet hiefür nicht, da sie eben nur sagt, daß P. Johann gegen das Ende seiner Tage den K. Philipp VI. zum Herrn von Italien und zum römischen Kaiser zu erheben gedachte. Hievon ist aber in der erwähnten Urkunde keine Rede, und ebensowenig in dem, was K. Ludwig daraus anführt. Jedermann sieht auch, daß die Trennung Italiens von Deutschland principiell lange vorausgehen konnte, ehe man sich zum zweiten Schritte entschloß, für Italien einen eigenen Herrn aufzustellen, und daß 2) zu einer Verfügung über das Kaiserthum zum äußersten Nachtheile der deutschen Nation noch anderes vorangegangen sein mußte, als was hier von Heinrich VII. in Rede ist, wenn auch das Ganze die Absicht, das Reich umzustürzen, schon ziemlich deutlich erblicken läßt.

Die Ächtheit der nicht datirten aber von mehr wie einer Seite beglaubigten Urkunde vorausgesetzt, möchte ich daher folgende Schlüsse daran knüpfen:

1. Sie gehört nicht der letzten, sondern der ersten Zeit P. Johanns an.

2. Sie enthält das politische Programm, welches der Papst gleich anfänglich aufstellte, und dem er, wie Villani zeigte, bis zum Ende seines Lebens treu blieb.

3. Sie erklärt, warum der Papst Ludwigs erstes Anerbieten, im Dienste der Kirche nach Italien zu ziehen, nicht annahm, obwohl das dem Papste die größten Vortheile verhieß, wenn er wirklich die Absicht hatte, an der bisherigen Ordnung der Dinge nichts Wesentliches zu ändern.

4. Erklärt sich auch, warum P. Johann mit einem Male den scharfen Proceß wider Ludwig erließ, als der Sieger von Ampfing die Rechte des Reiches auch in Betreff Italiens geltend machen wollte.

5. Geht von selbst hervor, daß eine Verständigung auf dieser Basis eine Unmöglichkeit in sich schloß und ganz abgesehen von der Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Schritte K. Ludwigs — worüber sich vieles sagen läßt, — der Papst, welcher eine derartige Absicht verfolgte, darauf hinsteuern mußte, Ludwig zur Abdankung zu zwingen.

6. Da nun, wie wir gesehen haben, in den Processen P. Johanns ein sehr consequent durchgeführtes System liegt, welches scheinbar unmotivirt, mit einem Male hervortritt, so gewinnen wir durch diese Urkunde, was uns bisher fehlte, den Ausgangspunkt desselben, wie durch die Stelle Villanis das Ende.

Es war der stärkste Angriff, welchen die deutsche Nation bisher in ihrer europäischen Stellung zu bestehen hatte.

*

18. **Dr. Anton Gindely, Rudolf II. und seine Zeit.** 1600—1612, Erster Band 354 S. 1863. Zweiter Band. 362 S. 1865. Prag. Carl Bellmanns Verlag.

Man kann nicht sagen, daß die Böhmen ihren Königen, welche auch römische Könige und Kaiser wurden, in der Regel ein sehr erfreuliches Dasein bereiteten. Als Ottokar II. wiederholt die deutsche Krone angeboten wurde, entstand eine so gewaltige Opposition gegen die Annahme der Krone, daß der König davon abstehen mußte und nun statt der Premysliden die Habsburger deutsche Könige wurden, was erstere wie bekannt, bitter bereuen mußten. Aber gleich als hätte es nicht genügt, den König in eine schiefe Stellung gebracht zu haben, erfolgte auch noch seine Preisgebung in der Entscheidungsschlacht, so daß Ottokar die Thorheit, seiner Umgebung mehr als seinem natürlichen Interesse gefolgt zu haben, mit dem Verluste der Hälfte seiner Länder, des Thrones und des Lebens büßte. Welche Schwierigkeiten der böhmische Adel Kaiser Karl IV. bereitete, wie er ihn hinderte, die Majestas Carolina durchzuführen und sein Werk damit zu krönen, ist bekannt. Wenzel, sein Nachfolger, wurde von den Böhmen gefangen gesetzt, in dem Kriege mit seinen Gegner Ruprecht von der Pfalz beinahe völlig preisgegeben, zuletzt, wenn man einer Nachricht Glauben schenken darf, vergiftet. Wenzel's Nachfolger, der römische König Sigmund, hatte den größeren Theil seiner Regierung mit seinen böhmischen Unterthanen zu kämpfen. Gegen Sigmunds Nachfolger, den vortrefflichen König Albrecht wurden die den Böhmen sonst so verhaßten Polen in das Land gerufen. Nichts desto weniger trachtete K. Georg Poděbrad mit allen Kräften nach der deutschen Königskrone. Als dann nach langer Pause und systematischem Ausschlusse vom böhmischen Throne wieder ein Habsburger denselben erlangte, welcher gleichfalls die römisch-deutsche Krone gewann, entstand auf's Neue eine jener Scenen, welche die böhmische Geschichte zuletzt einem gewaltsamen Ende zuführen mußten und die das Jahr 1547 mit den Jahren 1419 und 1620 in Verbindung brachten. Nur die Zeit Maximilians II. verstrich ruhiger, während unter Rudolf II. die Dinge sich ärger als je gestalteten. Wie klagte doch am 24. Mai 1611 der Churfürst von Mainz dem Erzherzoge Albrecht, daß der Kaiser in seinem Zimmer bewacht werde, „in der Böhmen Verhaftung und Gewalt" sich befinde; Wenzel Kinský aber, der sich „aller dieser Sachen ein Anfänger und Urheber" genannt, den Mainzischen Abgesandten erklärt habe, „wenn dem Reiche mit einem solchen Herrn und Regenten so wohl gedient sein, so sollten sie ihn (K. Rudolf) nur hinnehmen und behalten, so lange wir wollten und könnten. Sie, die Böhmen begehrten seiner nicht mehr, wollten ihn auch nicht länger haben und hätten sich auch sonst so verfaßt, daß sie seiner wohl entrathen könnten." (Höfler fränkische Studien n. 169.)

(Schluß folgt.)

---

19. **Regesten des Hauses Schönburg, vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326. Ein Beitrag zur Adels- und Spezialgeschichte Sachsens und Böhmens.** Von Dr. Phil. **Carl Anton Tobias.** Zittau bei Richard Menzel 1865.

Bei Klösterle gewinnt das Egerthal einen eigenthümlichen, dem Reisenden mannigfache Reize bietenden, fast romantischen Charakter. Das Erz- und Riesengebirge treten fort bis zum Flußufer heran, fallen oftmals gegen dasselbe in steilen Felswänden ab und nöthigen den eingeengten ohnedies gefällreichen Strom zu immer eiligerem Laufe. Kegelförmige, bis oben dichtbewaldete Ausläufer, welche hie und da die schroffen Ufergebirge durchbrechen, tragen auf ihren spitzen Kuppen verfallene Schlösser alter, ehemals in der Gegend mächtig gebietender Herrengeschlechter. Auch die einstigen Sitze der reichen, eine Zeit lang das ganze Egerthal beherrschenden Schönburge, Schönburg und Neuschönburg, liegen gegenwärtig in Ruinen. — Eine kritische Geschichte dieses „fast durch 700 Jahre und vielleicht noch länger, in entscheidenden Epochen der sächsischen und böhmischen Geschichte einflußreichen und noch heute in allen Ehren blühenden Geschlechtes" kann auch dem böhmischen Geschichtsfreunde nur erwünscht sein und steht nach dem uns vorliegenden Regestenwerke von dem emsigen Forscher Herrn Dr. C. A. Tobias zu erwarten.

Derselbe veröffentlicht in seinem allen Anforderungen der kritischen Geschichtsforschung entsprechenden Werke über hundert theils noch unbekannte oder wenigstens noch ungedruckte Urkunden in Art der Regestenform und verbreitet sich in gründlicher Weise, streng auf diplomatischem Boden über die ältere Geschichte des Hauses Schönburg vom Jahre 1182 — 1326,

Die urkundlichen Schätze der Archive von Dresden, Glauchau, Zwittau, Brünn und anderer Orte, sowie die vorhandenen gedruckten einschlägigen Quellenwerke und Chroniken sind von dem fleißigen Verfasser, der sich durch ein halbes Menschenalter mit Vorliebe dem Studium der Schönburgischen Geschichte widmete, gründlich und wohl bis zur Erschöpfung benützt.

Gegen die Ansicht Palacky's und Soltaus, welche das Schönburgische Geschlecht aus Meißen stammen lassen, leitet der Verfasser den Ursprung desselben von der Burgwart Schönburg bei Naumburg ab (p. 5) und bezieht ein Familientradition, welche einen Přemysliden, den Bruder des böhmischen Herzogs Wratislav, Theobald mit Namen, als Urahnen betrachtet, auf die (p. 21) nachgewiesene Thatsache, daß die Schönburger einfach mit dem Geschlechte der Kunstate, dem bekanntlich Georg von Poděbrad entsproß, in naher verwandtschaftlicher Beziehung standen.

Die diplomatisch nachweislich zuerst in der Oberlausitz begüterte Familie gelangt in den Besitz böhmischer Herrschaften gegen Ende des 13. Jahrhunderts. (Nach Palacky wahrscheinlich unter Wenzel I. oder Ottokar II.) Im J. 1295 treffen wir Schönburge im Besitz von Udwitz (bei Kommotau), aus welcher Zeit Herr Dr. Tobias die Erwerbung böhmischer Güter durch die Familie datirt, sei es durch Verwandtschaft mit der Familie Riesenburg oder Egerberg. (p. 35.) Von Pürstein, Byrrsenstein, Pirschenstein schreibt sich zuerst die Familie Schönburg-Crimischau im J. 1343, von Haffenstein zuerst 1350, während Trautenau erst 1470 nach Hans von Warnsdorf Tode erblich auf Friedrich von Schönburg-Pirschenstein überging. [1]) (p. 35.) In dieser Zeit gingen auch die Forderungen des Hans von Warnsdorf auf den Gütern der Riesenburge an Friedrich von Schönburg-Pirschenstein.

Als sich Albrecht von Österreich zum Gegenkönig Adolfs von Nassau aufgeworfen hatte, verpfändete er um 50.000 Mark Silbers den Egerdistrikt, das südliche Pleißenland, die Reichsstädte Chemnitz, Altenburg und Zwickau und das Markgrafenthum Meißen an die Krone Böhmen, und nach erfolgter Wahl nahm Wenzel die Huldigung an. So wurden neben anderen auch die Schönburger Reichsafterlehenträger von Böhmen. König Wenzel stellte wahrscheinlich um 1300 den Dynasten Friedrich von Schönburg als Oberhofrichter des Pleißenlandes in Altenburg an (p.31 und 32). Die jetzigen Schönburgischen Reichsherrschaften waren früher reichsunmittelbare Lehen und kamen erst unter Karl IV. in ein Lehensverhältniß zu Böhmen. (p. 9.) Im Jahre 1317 ist ein Friedrich von Schönburg Unterkämmerer des Königreiches Böhmen und gegenwärtig bei der Berathung, die K. Johann am 12. November in Elbogen veranstaltete (p. 38). 1318 verklagt der Leitmeritzer Propst Heinrich von Schönburg den Prager Bischof Johann von Dražic wegen Beschützung der Ketzerei u. s. w. (p. 39). Im selben Jahre unterschreibt Ernst von Schönburg die von K. Johann dem Bisthume Prag ertheilte Erneuerung und Bestätigung der Privilegien (p. 39); 1319 begleiten drei Brüder Schönburg den König Johann auf seinem Zug gegen den Herzog von Jauer. Im Jahre 1322 verpflichten sich 8 adelige Herren mit und für den König Johann von Böhmen gegenseitig, daß derselbe dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu Handen dreier genannter Herren, unter welchen Friedrich von Schönburg Herr in Crimischau, die Stadt Kadan mit 10 Mark Prager Groschen übergeben werde, in der Weisung, wie es im Heirathskontrakte der Tochter Johanns, Jutta, mit dem jungen Landgrafen ausgedrückt ist. (Dat. Commotau 1322 XI. Cal. Jun. Orig. Urk. Hpt. St. A. Dresden.

Noch andere auf die böhmische Geschichte bezügliche Daten könnten wir aus dem reichhaltigen Regestenwerkchen anführen; das Citirte mag indeß genügen. Die in Aussicht stehenden Fortsetzungen der Regesten, namentlich die des 15. und 16. Jahrhunderts werden natürlich noch weit mehr einschlägiges Material bringen. Dem Verfasser dürften für diese Zeit manche Stadtarchive Böhmens (z. B. Kommotau, Kaden) eine lohnende Ausbeute gewähren.

---

1) Trautenau, eine königliche Leibgedingstadt, erlangten die Schönburge nur als Pfandsinhaber und Burggrafen, indem Hans von Warnsdorf den Herrn Friedrich von Schumburg 1470 als Erben seiner Forderungen auf den Trautenauer Gütern einsetzte und König Wladislaus ihm das Burggrafenamt von Trautenau verlieh. (S. Gesch. der königl. Leibgedingst. Trautenau von Julius Lippert p. 15). L. S.

In Bezug auf die Form der Schönburgischen Regesten, die uns auch in würdevoller äußerer Ausstattung entgegentreten, würden wir die von Böhmer eingeführte Behandlung der Regesten als eine für den praktischen Gebrauch besser handzuhabende bezeichnen.

L. S.

Czechische Literatur.

Inhalt: Die slavische Kultur vor dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. — Gindely's Sammlung czechischer Historiker. — Die Historische Bibliothek. — „Er" und sein „Cäsar."

Unter den in das Fach der Geschichte einschlagenden Novitäten der czechischen Presse, welche wir heute für das deutsche Publikum zu registriren haben, stellen wir Wocel's Schrift „über den Kulturgrad der Slawen in ihren Urſitzen" billig voran. So bescheiden der Umfang dieser Abhandlung, so vielverheißend, so lockend für das wissenschaftliche Interesse ist die Neuheit ihres Gegenstandes. Der Verfasser hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, jene Entwicklungsstufe zu erforschen und zu fixiren, deren die Slawen schon damals sich erfreuten, als sie noch zwischen dem baltischen und schwarzen Meere in ungetrennter, kompakter Einheit lebten. Die Zeit dieses Zusammenlebens liegt jenseits des 5. Jahrhunderts der christlichen Aera, da im 5., 6. und 7. Jahrhundert einzelne Slawenstämme — wie die Czechen, Lausitzer, Lutizer, Obotriten, Serben, Chorwaten u. s. w. — sich vom Gros des Slawenthums ablösten und die gemeinsame Urheimat verließen, um theils im Westen, theils im Südwesten neue und getrennte Wohnsitze aufzuschlagen. Da Wocel bei der Lösung seiner Aufgabe weder an schriftliche Zeugnisse der Geschichte, noch an sonstige Denkmale appelliren konnte, so nahm er seine Zuflucht zum ältesten und treuesten Spiegel der Volkspersönkeit wie der Volkskultur — zur Sprache. Alle Wandlungen und Fortschritte sowohl im materiellen als im sittlichen Leben der menschlichen Gesellschaft (sagt Wocel) sind in der Sprache wie in einem Archiv aufbewahrt und aus diesem Urkundenschatze wird die Zukunft Erkenntnisse schöpfen, die in Zeitalter zurückreichen, über denen in den Büchern der Geschichte Todtenstille webt. Auf solcher Grundansicht fußend, stellt Wocel den Satz auf: Jene Begriffe und Objekte des Kulturlebens, wofür die Slawen noch heutzutage gemeinsame Ausdrücke haben, müssen ihnen schon in der Urheimat geläufig gewesen sein, weil die Gemeinsamkeit dieser Termini lediglich die Folge des räumlichen Zusammenlebens sämmtlicher Slawen, nicht aber das Ergebniß philologischer Kongresse sein kann, welche etwa von den räumlich schon getrennten Slawenstämmen berufen worden wären, um derlei allgemeinslawische Bezeichungen zu vereinbaren. Wocel stellt nun mehre, verschiedenartigen Lebens- und Kultursphären entsprechende Reihen panslawischer, folglich aus der baltisch-kaspischen Urzeit herstammender Ausdrücke zusammen.

So zitirt er z. B. als Zeugen urslawischer Baukunde die in allen slawischen Idiomen identischen Termini: ves (Dorf) — dům (Haus) — střecha (Dach) — stěna (Wand) — krov (Decke) — okno (Fenster) — vápno (Kalk) u. s. w.

Daß die Slawen schon in ihrer Urheimat Gewerbe und Ackerbau trieben, folgert Wocel aus den panslawischen Benennungen: železo (Eisen) — zlato (Gold) — stříbro (Silber) — měd (Kupfer) — olovo (Blei) — kov (Metall) — kovati (Metalle bearbeiten, schmieden) — dláto (Meißel) — kleště (Zange) — sekera (Beil) — nůž (Messer) — pila (Säge) — ratiště (Lanzenschaft) — meč (Schwert) — ostruha (Sporn) — plátno (Leinwand) — sukno (Tuch) — rub (Gewand) — košile (Hemd) — říza (Oberkleid) — plášt (Mantel) — tkadlec (Weber) — hrnčíř (Töpfer) u. s. w.; dann aus: pluh (Pflug) — rádlo (Hackenpflug) — lemeš (Pflugschar) — kosa (Sichel) — srp (Sense) — motyka (Karst) — lopata (Schaufel) — vůz (Wagen) — kolo (Rad) u. s. f.; weiter aus den bei allen slawischen Stämmen gleich klingenden Namen der Getreide und Obstarten: žito (Korn) — pšenice (Weizen) — ječmen (Gerste) — oves (Hafer) hrách (Erbsen) — čočka (Linsen) — mák (Mohn) — jabloň (Apfelbaum) — hruši (Birne) — višni (Weichsel) — sliva (Pflaumen) — ořech (Nuß) u. s. w.

Für die Bekanntschaft der Urslawen mit verschiedenen Künsten führt Wocel die altslawischen Bezeichnungen an: obraz (Bild) — hudba (Musik) — husle (Geige oder ähnliches Saiteninstrument) — trouba (Trompete) — buben (die Trommel) u. s. w.

Hiebei bemerkt Wocel: Die Urslawen brauchten dieses oder jenes Kulturobjekt, weil sie es kannten, nicht auch selbst erfunden zu haben. Die Trommel sei beispielsweise kaum slawischen Ursprungs; so erzählt Apollodor in seiner

„Mythologischen Bibliothek“ (I, 9, 7), der König Salmoneus, der in seinem Hochmuth es dem höchsten Gotte gleich thun wollte, habe auf einem Wagen einen Kessel, worüber ein Fell gespannt war, mit sich herumgeführt und durch den Schall des erschütterten Fells den Donner nachgeahmt. Von den Parthern schreibt Justinus (XLI, 2), bei ihnen sei das Zeichen zur Schlacht nicht mit der Trompete gegeben worden, sondern mit der Trommel (tympano). Nun waren aber die Parther nach Justin (XLI, 1) und Isidor (Orig. IX, 2) ausgewanderte oder verbannte Skythen, und diese wieder Nachbarn der am Asow'schen Meer siedelnden Slawen; daher können die letzteren ihre Trommel von den Skythen entlehnt haben, ohne darauf warten zu müssen (fügt Wocel mit einem strafenden Seitenblicke bei), bis die Kenntniß dieses Tongeräths im späten Mittelalter von den Mahomedanern oder Deutschen zu ihnen gelange.

Nachdem Wocel mit der Leuchte panslawischer Terminologie noch verschiedene andere Gebiete des ältesten slawischen Lebens betreten und durchschritten, gelangt er zu dem Schlusse: „Schon damals (d. h. vor dem 5. Jahrhund.) hatten die Slawen fast alle Werkzeuge zum Häuserbau, zum Betrieb der Gewerbe und der Feldwirthschaft, wie auch die Kleiderstoffe und Hausgeräthschaften, deren sich das frühere Mittelalter bediente. Sie regierten sich nach Rechten und Gesetzen, kannten die Schreibekunst, pflegten das Marktwesen, ja selbst von Kunstbestrebungen legt ihre Sprache uraltes Zeugniß ab. — Wir sehen zugleich, wie weit die Czechen bei ihrer Einwanderung nach Böhmen in der Kultur fortgeschritten waren.“ — Der letztere Beisatz zielt gegen jene, welche die in Böhmen eingewanderten Czechen als eichelfressende Wilde darstellen, wie der alte Cosmas von Prag, oder ihnen doch nur den niedrigsten Grad von Entwicklung zugestehen wollen, wie neuerer Zeit Kalina von Jäthenstein, in dessen bekannter Monographie über Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer unter andern die folgende Stelle vorkommt: „Steinerne Gebäude und Mauern zu bauen, haben die Böhmen überhaupt erst am Anfange des 10. Jahrhunderts angefangen, und zwar war die Einfassung der Stadt Altbunzlau mit einer hohen Mauer nach der Erzählung Cosmas' beim J. 932 das erste Werk dieser Art, zu welchem — als einer ganz ungewohnten Arbeit — Herzog Boleslaw seine Unterthanen gegen ihren Willen gezwungen hatte. Diesen Bau aus Stein nannte man den römischen, opere Romano aedificare, zum Unterschied des landesüblichen von Holz. Steinerne Gebäude, welche ein Bindungsmittel, sei es Kalk oder Lehm oder Erde haben, sind somit in Böhmen in der christlichen Zeit gebaut.“

Obschon der Schreiber dieser Zeilen sich zunächst nur referirend zu verhalten hat, so will er doch die vorliegende Abhandlung mit einigen kurzen Bemerkungen begleiten. Es ist nicht zu läugnen, daß für jene technischen Wortformen, die sich als Gemeingut aller slawischen Idiome erweisen, die Präsumtion eines hohen Alterthums spricht und daß den ältesten Bestandtheilen des Sprachschatzes über das Leben und die Sitten vorgeschichtlicher Jahrhunderte so mancher dankenswerthe Fingerzeig abgewonnen werden kann. Das haben Grimm, Rückert, Leo, Kuhn, Weber u. s. w. hinsichtlich germanischer und indischer Urzustände hinreichend dargethan. Nichts desto weniger erheischt die Benutzung der Sprache als Geschichtsquelle große Vorsicht. Wie viele Gefahren bedrohen hier nicht den klaren Blick, das unbefangene Urtheil des Forschers! Wir wollen nur drei dieser Wahrheitsklippen ins Auge fassen.

Ein Attribut der Kultur kennen und es besitzen: wie himmelweit sind diese zwei Fälle verschieden und wie leicht werden sie nicht verwechselt! Ein junger Volksstamm kann z. B. von der Schreib- oder Malerkunst Kunde haben, weil vielleicht beide dem älteren und gebildeteren Nachbarvolk eigen sind: aber folgt aus dieser theoretischen Kunde, daß er auch selbst die Schreibekunst üben müsse? Aus einer sprachlichen Bezeichnung für Schreiben und Schrift läßt sich bei dem jungen Volksstamme lediglich auf einen Begriff vom Schreiben, nicht aber auf den Gebrauch der Schreibekunst ein sicherer Schluß ziehen.

Ferner wechseln manche uralte Ausdrücke im Laufe der Zeit ihre Bedeutung, indem sie sich vom Sinnlichen ins Geistige erheben oder vom Allgemeinen zum Besonderen determiniren. Wie leicht begeht nun nicht der historisirende Sprachforscher einen Anachronismus der Wortbedeutungen! Wie leicht baut er dann nicht auf diesen Anachronismus luftige Hypothesen! Wenn z. B. schon die ältesten Slawen das Wort ráj (Paradies, Eden) kannten (was auch kaum zu bezweifeln ist), folgt daraus — wie Wocel

will, — daß sie an die Unsterblichkeit der Seele und ein jenseitiges Fortleben geglaubt haben müssen? Verbanden denn die ältesten Slawen mit dem Worte ráj in der That eine der christlichen analoge, also transzendentale Vorstellung? Das wäre eben erst zu erweisen.

Endlich kamen die indogermanischen Völker nicht als barbarische Horden nach Europa, sondern brachten aus ihrer asiatischen Heimat eine von den Ariern überkommene Summe von Fertigkeiten, Kenntnissen und Kulturkeimen mit herüber. Untersucht man nun die älteste Entwicklungsphase, die ihnen in den neuen, europäischen Sitzen eignete: wie schwierig ist es da zu unterscheiden, was in dieser Entwicklung alt-arisch und was darin europäisch ist! So manches kann dem Forscher als neues, spezifisch-germanisches oder spezifisch-slawisches Kulturerwerbniß erscheinen, da es doch vielleicht nichts weiter ist als ein — alt-arisches Erbstück. —

Wocel's Schrift bleibt trotz mancher Fragezeichen, die man zu ihren Schlußfolgerungen beizusetzen hätte, ein beachtungswerther Versuch, dem überdies die Ehre der bahnbrechenden Initiative gebührt; denn bisher hatte die czechische Literatur in jener Richtung so gut wie nichts aufzuweisen, da Šafařik den 2. Theil seiner „Slawischen Alterthümer," der das älteste Kulturleben der Slawen aufzuhellen bestimmt war, ungeschrieben ließ. — — — — —

Der rastlose Gindely betreibt mit anerkennungswürdigem Eifer die Herausgabe der Monumenta historiae bohemica, deren Prospect wir in diesem Blatte bereits mitgetheilt haben (siehe: Mittheilungen. III. Jahrg. 1. Heft p. 55.) Im Laufe dieses Jahres sind davon erschienen: Beschlüße und Entscheidungen der Brüderunität (1. Band). — Paul Skála's Kirchengeschichte (1. Band und 4 Hefte des 2. Bandes) — Memorabilien des Wilhelm Grafen Slawata (5 Hefte). Die wichtigeren Einzelwerke dieser Quellensammlung werden wir, sobald sie nur zum Abschluß gelangt sind, unserem Versprechen gemäß der Reihe nach näher beleuchten. —

Vor drei Jahren trat die Buchhandlung Kober mit einem groß angelegten Unternehmen, der „Historischen Bibliothek," hervor, in der Absicht, unter diesem Gesammttitel dem czechischen Publikum eine Auswahl der hervorragendsten Geschichtsschreiber aller Nationen in guten Bearbeitungen nach und nach vorzulegen. Das Programm der „Historischen Bibliothek" umfaßt nicht allein die Koryphäen der neueren und modernen Geschichtsschreibung, wie Macaulay, Prescott, Thierry, Machiavelli, Bogdanović u. s. w., sondern erstreckt sich auch auf die altgriechischen und altrömischen Historiker. Bis jetzt hat die „Historische Bibliothek" von Macaulay's Geschichte Englands (in Zeleny's Uebersetzung) 6 Bände, und von Prescott's Geschichte der Regierung Philipps II. (übersetzt von Tey řowsky) 1 Lieferung gebracht. Uebrigens bilden auch Gindely's oben erwähnte Monumenta einen integrirenden Bestandtheil der „Historischen Bibliothek." —

Der gegenwärtige Beherrscher von Frankreich hat als Geschichtsschreiber sein Glück gemacht, zwar nicht in der Wissenschaft, dafür aber beim großen Publikum. Sein Buch über Cäsar haben sich nicht allein fast alle europäischen Literaturen, sondern sogar auch die Araber . . . . . adnektirt. Eine czechische Uebertragung, besorgt von Lesseticky, Nowotny, Šebek, Tonner und Schulz, ist so eben mit dem Erscheinen der 4. und 5. Lieferung beendet worden. Wie eine Bibel-, so gibt es jetzt auch eine Cäsar-Polyglotte! Dieser äußere Erfolg des Buches paßt so recht zum Standpunkte des Verfassers, der auch im Staatsleben nur den Erfolg gelten lassen, ja sogar für ein unantastbares Gottesurtheil angesehn wissen will. In seinem Cäsar bemüht er sich, die Geschichte so zu deuten oder zu deuteln, daß sie den Helden gelungener Staatsstreiche nicht etwa zur Apologie, sondern zur Glorifikation diene. Und diese Art von Deutung ist gerade keine Hexerei: es kömmt lediglich auf ein Bischen Gewaltsamkeit und Sophistik in der Darstellung oder Verwerthung der Thatsachen an. Welcher für den Kultus des Erfolgs befähigte und begeisterte Mann wird z. B. so simpel sein, in Cäsar einen Usurpator zu erblicken? Mußte auch Cäsar erst über 100.000 verfaßungstreue Mitbürger schlachten, um sich der höchsten Staatsgewalt zu bemächtigen, so that er dieß einfach kraft seines Privilegiums als — Initiator. Freilich wendet eine befangene Geschichtsauffassung ein, Cäsar sei allerdings Initiator — aber der Verwesungsperiode des Römerthums; indeß ist solch ein Einwurf durchaus irrelevant: Initiator bleibt Initiator, daher kann man Cäsar mit Karl dem Großen, der auch ein Initiator, wenn auch in etwas anderem Sinne war, ohne weiters auf

gleiche Linie stellen; einige Differenzpünktlein kommen bei zwei solchen geschichtlichen Größen, wie Cäsar und Karl d. G., nicht in Betracht.....

Doch ich schlage ja den Ton eines Labienus an, darum will ich lieber gleich aufhören: denn Labienus ist zwar keine katilinarische, wohl aber eine — konfiskable Existenz.

A...z...r.

Vom böhmischen Büchermarkt.

In erster Reihe kommen hier die Schriften über die böhmischen Bäder zur Besprechung. Unter ihnen des als Arzt wie als Mensch gleich ausgezeichneten Dr. Emil Kratzmann: Marienbad. (Handbuch für Kurgäste, mit 12 Stahlstichen. Prag, 1864. Friedrich Ehrlichs Buch- und Kunsthandlung) und Prof. Dr. Löschner's, des hochverdienten Protomedicus: Mineralquellen von Königswart vom physicalisch-chemischen und medicinisch-therapeutischen Standpunkte, (Prag. H. Dominicus 1865); das Eine eine Anweisung zum richtigen Gebrauche eines europäisch berühmten Bades, das Andere um ein neues Bad in Aufnahme zu bringen. Bei letzterer Schrift müssen wir, wo von der fürstlich Metternichischen Schloßkapelle in Königswart die Rede ist und von dem Altare von blauem Marmor, einen störenden Druckfehler rügen S. 4 — „dem blauen Marmor der Säulen der im J. 1823 abgebrannten basilica Ostiensis S. Paul — statt basilica Ostiensis (an der via Ostiensis), Skt. Paul. Die Säulen von Skt. Paul waren übrigens von Granit und sprangen durch die große Hitze des Brandes, so daß sie bei dem Neubau nicht mehr gebraucht werden konnten. — An diese beiden Werke schließt sich seiner Natur nach an, Ferd. Nahlik, Führer durch die böhmische Schweiz als Anschluß an die sächsische Schweiz. Verlag von Jul. Reinhold in Böhmisch Kamnitz mit 4 Abbildungen. Ein Führer ohne Karte und ohne Angabe von Preisen (was Bädecker so populär machte) bewirkt nur, daß man noch eines Führers bedarf, dessen Discretion obes Indiscretion der Reisende dann geradezu verfällt. Anton Procop Schmitts Sagen, Märchen und Erzählungen von Elbogen bei Karlsbad und dessen Umgebungen. (Selbstverlag. Leihbibliothek in Elbogen 1864) versprechen nicht mehr als sie leisten. Das Büchlein ist eine ganz nette Lectüre in den schattigen Wäldern von Karlsbad. — Als in ihrer Art ganz interessante Monographien mögen P. Anton Hoffmann's Geschichte der Kreuzkirche in Reichenberg (Reichenberg 1864), und Vincenz Kulhanek, Geschichte des Klostes der slawischen Benediktiner und der Skt. Nikolauskirche auf (in) der Altstadt Prag (Prag 1865) bemerkt werden. Ein in seiner Weise schreckliches Werk ist: Adolf Helfferich, der culturgeschichtliche Sinn der altböhmischen Sagenwelt. Prag, 1865. Commissionsverlag von F. A. Credner's k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung. Wir haben es nicht für möglich erachtet, daß Jemand, welcher auf gesunden Sinn Anspruch macht und eine literarische Bildung besitzt, einen solchen Mangel an den einfachsten Principien der Wissenschaft zeigen, einen so baaren Unsinn schwätzen kann. Es genügt hervorzuheben, daß das Wort Böhmen, bekanntlich doch ein modernisirter Name aus dem alten Beheim, Bojohemum abgeleitet wird aus be (pe, Vieh) und om, ohm (geaichtes Mostfaß) und auf Viehzucht und Weinculur deute. Ohm ist enthalten in Jerusalem, aber namentlich in — Salomo, der den Tempel in Jerusalem vom Mostzehnten oder „Ungelt" erbaute. — Der in Böhmen häufig vorkommende und mit dem Pflug — r (Poper) anklingende Name Popel (Poppe, Popo u. s. w. ist dasselbe was die Boji waren: Viehzüchter, Senner. — Worlik gehört den Schwarzenberg, einer Abzweigung der fränkischen Seinsheim oder Weininnungsheimer. (In Franken weiß aber Jedermann, daß die Seinsheim früher Schweinsheim, Sauenheim hießen; allein Schwein und Wein scheint dem Verf. identisch zu sein.) In Böhmen wurden aus den Sensheims Schwarzenberg (sa-far-zen) — wie schmeichelhaft für die Betheiligten! — Weinzüchter und Ackerbauer, die ihren eigen Rechtsberg oder Gerichtsplatz hatten. So geht der Unsinn 30 S. fort, um endlich sich dahin zu sublimiren, daß němec von nemo abgeleitet wird. Wir schließen mit dem Bedauern, daß die Schrift nicht in der Dinkasprache abgefaßt worden sei, beiläufig gesagt, einem Dialekt Centralafrika's. Die deutsche Literatur mit dieser Schrift zu beglücken, war sehr unnöthig.

(Wird fortgesetzt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von C. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache**, **Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder**, **Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie**, **Statistik**, **Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von **Pr. A. C. Höfler**. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1865.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. II.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Jakaubek von Wřesowitz. Von Dr. Hallwich.
2. Böhmische Dorfindustrie. Von A. Jäger.
3. Miscellen. K. Mathias verleiht der Stadt Böhmisch-Wiesenthal ein Stadtwappen. Mitgetheilt von Dr. A. C. Tobias. — Ursprung der böhmischen Krönungssteuer. Mitgetheilt von J. V. Göhlert. — Sagen aus Hirschberg. Mitgetheilt von E. C.
4. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 15. September 1865.)

Eigenthum des Vereines.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe.**

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Zweites Heft.

Jakaubek von Wřesowitz.

(Ein Beitrag zur Geschichte der husitischen Bewegung.)

Von Dr. **Hallwich.**

Bereits zwei Jahre zerfleischte der fürchterlichste Kampf das Innre von Böhmen; nur der äusterste Nordwesten des Landes war bisher verschont geblieben. Von Komotau bis nach Tetschen finden wir kaum eine Spur der husitischen Bewegung. Der deutsche Ritterorden, welcher seit 1252 im Besitz von Komotau war, die bis zu dieser Zeit streng katholische Familie Wartemberg (=Děčinský), dazu die benachbarten sächsischen Herren, Friedrich der Streitbare und Wilhelm der Reiche, die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts hier, von Brüx bis Außig hin, mehr als eine Besitzung erworben hatten; mit ihnen der Herr von Graupen, Albrecht von Kolditz, der seit dem Jahre 1407 auch die Stadt und Burg Bilin besaß; endlich die frommen Klosterjungfern in Teplitz und die in Schwaz: sie Alle wachten sorgsam, daß kein Hauch des bösen Geistes in die Gegend drang. Nur ein einziger Punkt des weiten schönen Thals scheint vor dem Jahre 1421 in husitische Hände gekommen zu seyn. Das ist die Burg über Kulm, die Geiersburg, seit dem Jahre 1335 ein Besitz der Prager (Erz=) Bischöfe, die der vielgeschmähte Conversus Konrad, wie eben vieles andere Erzbischöfliche, bereits zu Gelde gemacht zu haben scheint; die Burg wird kurz nachher das Eigenthum eines eifrigen Husiten, Rytkeř Polenzk von Wřesowitz, genannt.

Da fiel am Palmsonntage 1421 Komotau in die Hände Zizka's; was da lebte in der unglückseligen Stadt, ward von der wüthenden Horde entweder erschlagen oder verbrannt, und unaufhaltsam wälzten sich die taboritischen Haufen durch den durchbrochenen Damm in unser Thal. Zu eben dieser Zeit jedoch erkrankte Zizka und kehrte um mit seinem Heere; da sammelten aber die Prager zahlreiche Schaaren und setzten fort, was Zizka begonnen hatte. Schon am Samstag vor Margaretha (d. i. am 12. Juli) erschienen die Prager vor Bilin, begannen zu stürmen und nahmen die Stadt sogleich, am folgenden Tage aber fiel auch die Burg; „da wurden viele Priester und Bürger erschlagen und noch viel mehr in's Feuer geworfen, wo sie elendiglich verbrannten;" der Schloßhauptmann ward gefangen davon geführt. — Nach einander fielen nun Dux die Stadt, auch ein Besitz der Meißner Herren, und gleich darauf die Klöster Ossegg, Teplitz, Doxan „und so weiter." [1])

1) Anon. chron. boh. in Scr. rer. boh. II, 463. — Chron. Trebon. in Font. rer. Austr. (Scr. II), 52. — Colleg. Prag. ibid. p. 84. — M. Laur. Březowa. ibid. 490. — M. Joan Leonis. „Die Historien der Auß Saczung des herlichen fests der lob-

Es war am Sct. Jakobsabend (Donnerstag 24. Juli), als die Prager vor Brüx erschienen. Es galt, den bedeutendsten Punkt der Gegend, der noch Widerstand leistete, zu werfen. Die Stadt aber, wohl verschanzt, war zugleich durch eine starke Besatzung in der Burg vortrefflich gedeckt; und so vergingen zwölf Tage, ohne daß die angestrengten Bemühungen der Prager die Übergabe der Burg erzwungen hätten; doch war, wie es scheint, die Besatzung schon auf's Äußerste gebracht.

Früh am dreizehnten Tage der Belagerung, es war am Tage Mariä-Schnee (5. August), erschien die Rettung. Friedrich und Wilhelm, die Herzöge Sachsen's, führten über das Gebirge ein stattliches Heer, mit ihnen Wilhelm Herzog von Braunschweig und viele böhmische Herren, darunter Siegmund von Wartemberg, der Herr von Tetschen. Schon stieß die Vorhut der Meißner unter Otto Pflug auf das Heer der Prager. Ein fürchterlicher Kampf begann, bis in die Nacht anhaltend. Da fielen die Bürger von Brüx aus der Stadt und die Besatzung aus der Burg den Pragern in den Rücken, und diese flohen, so sehr sie konnten, mit Hinterlassung ihrer Wagen und Wurfmaschinen und mehr als 3000 Erschlagener. Das Heer der Meißner verfolgte die Fliehenden nicht, wol aus Furcht, in einen Hinterhalt zu fallen; aber bald darauf eroberte es Komotau, Kaden und andere Orte wieder zurück, war jedoch nicht im Stande, Bilin auch wieder einzunehmen.[1]) Das Eine aber war die bedeutende Folge der Schlacht bei Brüx, daß der Beweis geliefert war, die husitische Macht sei nicht unüberwindlich, und noch gebe es deutsches Land in Böhmen.

Beinahe durch vier Jahre herrschte, soweit das in der bewegten Zeit eben möglich war, wieder Ruhe und Ordnung in der Gegend. Die Wunden begannen zu heilen. Donnerstag nach Sonntag Quasim. (15. April) 1423 hatte König Siegmund Herrn Friedrich von Sachsen zu der Pfandschaft Brüx auch die von Außig ertheilt;[2]) das deutsche Element nahm wieder mehr und mehr in der Gegend überhand; Albrecht von Duba, der letzte Landkomthur des deutschen Ordens in Böhmen, begab sich mit seinem Besitzthum Kostenblatt bei Bilin und Albrecht Schenk von Landsberg mit dem Schlosse Blankenstein bei Außig 1424 in den Schutz und Schirm Friedrichs des Streitbaren.[3])

Schon das Jahr 1425 aber brachte neue Wirren in die Gegend.

Eine Schaar Husiten von nicht viel weniger als 4000 Mann erschien vor Dux; ein Meißner Heer von 6000 M. zog zum Entsatze heran; die Stadt ward verrathen von ihrem Hauptmann, wurde genommen und geplündert.

Die Meißner aber verzweifelten nicht und griffen an; 3000 Husiten wurden erschlagen. Es ist wohl anzunehmen, daß das siegreiche Heer die eben verlorene

---

samen Schneefeyer Marie in der Stadt Brüxs." (Mscr. 3 D. 23 des böhmischen Museums in Prag.)

1) Bezügl. der Zeitrechnung bei den obigen Daten hielt ich mich ganz an M. Joan. Leonis l. c., dem die von J. G. Horn („Lebens- und Heldengeschichte Friedrichs des Streitbaren" S. 499 u. fg.) benützten Quellen nur bis auf ein Geringes widersprechen. Uiber die Schlacht selbst gedenke ich s. Z. ausführlich zu sprechen; sie wird von M. Doering (ap. Mencken III, col. 1. bei Horn Handbibl. IV, p. 361) in das Jahr 1423, von dem Jüngeren Cochlaeus (hist. Husit. a. h. a.) auf 1424, von Bartoschek (ap. Dobner mon. I., 152) gar auf 1426 verlegt, so daß Palacky (G. v. B. III. Bd., 2. Abth. S. 147 und 418) sich veranlaßt gesehen, zwei Schlachten bei Brüx, die eine vom 5. Aug. 1421, die andere vom 5. Aug. 1426, zu erzählen, was sich mir als ein leicht nachweisbarer Irrthum herausstellt.

2) Orig. im Hauptstaatsarch. Dresden liber union. 1 f. 77. — Unter einem Tage gab K. Siegmund dem Churfürsten alle von ihm „den Ketzern abgenommenen Güter, Erb- oder Lehen-, bis auf Widerruf, die von ihnen besessenen Klöster- und Kirchengüter aber bis zu Endigung des Kriegs." Das. Wittenb. Arch. II., 93.

3) J. G. Horn a. a. O. 803 u. fg.

Stadt seines Kriegsherrn sogleich auch wieder in Besitz nahm.[1]) Der Erfolg war nur von kurzer Dauer. Schon im folgenden Jahre Anfang Juni scheint es, als hätte die gesammte hussitische Macht sich das Verderben unseres Landstriches gelobt. Der Leitmeritzer Kreis ist überschwemmt von ihren Truppen; nachdem Rohač von Duba Weißwasser eingenommen, „mit unmenschlicher Tyrannei," wandte Prokop der Kahle sich gegen Trebnitz und nahm es, und bald darauf fielen Dux, Teplitz, Graupen „und dergleichen Örter" in dieselben Hände.[2])

Wie aus der Erde gewachsen, erscheint in dieser Zeit des Schreckens ein neuer Führer der schon in mehr als sechs Parteien getrennten Hussiten, der „kleine Jakob aus Mähren" („Jacubke" oder „Jacubellus de Moravia"), wie man ihn nannte, bekannter unter dem späteren Namen Jakaubek von Wřesowitz. Er ist es, der in dem Folgenden unsre Aufmerksamkeit vor allem Anderen in Anspruch nimmt, indem wir den Faden der Erzählung einzig in dem Thun und Treiben dieses Mannes finden. Jakaubek legte sich, während Prokop weiter gegen Brüx vordrang, vor Außig, den wichtigsten Punkt des ganzen Thales nächst der Veste Brüx. Da wird er auch bereits der Herr von Bilin genannt („Bielinský"). Trotz aller Anstrengung vermochte er aber nicht, das heldenmüthig von den Bürgern der Stadt und der Meißner Besatzung vertheidigte Außig zu nehmen. Da stieß auch Prokop zu ihm und bald darauf kamen die Prager unter Siegmund Korybut — zur selben Zeit, als ein von Katharina, der Gemalin des neuen Herzogs und Churfürsten Friedrich des Streitbaren, bei Freiberg gesammeltes Heer das Gebirge überschritt, um Außig zu entsetzen. Das Heer ward bekanntlich in der fürchterlichen Schlacht vom 16. Juni 1426 auf's Haupt geschlagen. „Wie beim Schnitte die Garben auf dem Felde lagen die Leichen dicht bei einander bis zu Gebirge." Unser Jakaubek wird gepriesen als einer der Rührigsten in der Schlacht, zugleich als der Einzige, der in dem allgemeinen Morden ein menschliches Erbarmen fühlte. Er nahm Herrn Waldenberg von Wolkenstein, um ihn zu retten, hinter sich auf das Pferd; „aber er vermochte nicht, ihn fortzubringen, denn die Taboritenschützen, es bemerkend, durchschoßen Den von Wolkenstein auf dem Pferde hinter Herrn Jakaubek. Als der Deutsche sterbend vom Pferde stürzte, fehlte nicht viel, daß er Herrn Jakaubek mit sich vom Pferde gerissen hätte, und da wäre dieser im Gedränge auch mit erschlagen worden."[3]) — Kurz vor der Schlacht, wenn nicht während derselben, ging Sieg-

1) H. Corner (ap. Eccard II, 1267). — Ich behalte mit Horn (a. a. O. 513) das von Corner angegebene Datum mitsammt allen Einzelnheiten bei, trotz der Behauptung Palacky's (a. a. O. 410), das Ganze gehöre in das Jahr 1426, da das Jahr 1425 „nach böhmischen Quellen minder wahrscheinlich" sey; Nachrichten aber von allen den Kämpfen um Dux, Weißwasser, Bilin, Teplitz (von welchen letzteren ich gleich sprechen werde), wie Palacky kurz zuvor selber sagt, „finden sich erst bei Zach. Theobald," also in böhmischen Quellen gar nicht. Nimmt man aber alle Einzelnheiten das von Corner erzählten Kampfes an, warum nicht auch das von den nicht existirenden böhmischen Quellen auch nicht bestrittene Datum? — Im Übrigen gehörte, entgegen der Angabe Palacky's, die Stadt Dux nach dem J. 1412 allerdings den Markgrafen von Meißen, wie uns neben den im Hauptstaatsarch. Dresden auch die in dem Stadtarchive zu Dux vorfindlichen Urkk. belehren.

2) G. Fabricius (orig. Saxon. p. 699). — Zach. Theobald („Hussitentrieg" I. 326). — Cfr. Balbin (Epit. p. 467); Pessina de Czechorod (Mars Morav. I. 519) u. a. m.

3) Letop. české str 69. — Uiber die Schlacht bei Außig habe ich ausführlich gesprochen in den „Mittheilungen des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen" (2. Jahrg. S. 184 u. fg.); ich füge hier, am passendsten Orte, jenem Aufsatze einige nothwendigere Ergänzungen bei. Zu S. 191: Das Wortspiel, durch welches Hussiten und Gänse identificirt werden, kommt auch in deutschen Liedern und schon des 15. Jahrhunderts vor: s. Soltau's deutsche historische Volkslieder (2. Hundert. S. 10 — 14). — Zu S. 192: Die Reihe der hussitischen Helden, wie sie in dem čechischen Liede von der Schlacht bei Außig aufgeführt wird, ist ganz und gar dieselbe, die in Weleslawjna „Kalendař hystorycký" (1590)

mund Wartemberg, der Herr von Tetschen, zu den Hussiten über, und noch am Abend nach dem heißen Tage nahm derselbe durch Verrath den festen Schreckenstein über der Elbe; aus Furcht, sich nicht halten zu können, ergab sich auch die Meißner Besatzung auf Blankenstein, wol am Tage darauf, an denselben Siegmund von Wartemberg. [1]) In der Nacht zum 17. Juni ward Außig gestürmt, die Besatzung niedergemacht und die Stadt bis auf den Grund zerstört. Das Alles entschied das Loos des nordwestlichen Böhmens. Von nun an hat der Hussitismus auch hier die festesten Wurzeln gefaßt. Und nicht das allein. Nicht lange darauf, und die meisten Punkte des weiten Thals von Außig hinauf bis Komotau und weiter sind in der Hand eines einzigen, noch vor Kurzem in Böhmen ganz unbekannten Mannes, doch nicht mit Einem Schlage.

Der Hauptsturm des Hussitenkriegs hat sich für einige Zeit aus unserer Gegend gezogen, und während fern in den blutigsten Schlachten der große Kampf seiner Entscheidung entgegen geht, sind es zwei Männer, die während dieser Zeit im „kleinen Kampfe" hier ihren Besitz zu erweitern suchen; es konnte nicht fehlen, daß Beide bald, obwol die Helden einer Partei, wie das zu geschehen pflegt, wo Egoismus die Farbe giebt, einander als die erbittersten Feinde gegenüber standen. — Wie die Herren von Tetschen kurz nach der Außiger Schlacht wiederum in dem Besitze von Blankenstein und Schreckenstein erscheinen, so hat Jakaubek von Wřesowitz außer der Burg und der Stadt Bilin auch Teplitz zu gleicher Zeit in Besitz genommen und mit der Stadt gewiß auch den festen Punkt darüber, den wir heute „Schloßberg" nennen, damals und schon lange „Daubrawská hora" genannt, dessen zertrümmerte Wälle und Mauern er wieder hergestellt zu haben scheint. [2]) Nicht genug damit. Kurze Zeit nach der Erwerbung von Teplitz setzte sich Jakaubek, wir wissen nicht durch welche Mittel, in den Besitz der Güter des genannten Rytker Polenzk von Wřesowitz, so daß er nicht nur Wřesowitz erwarb, das für die Zukunft ihm und seinem Geschlechte den Namen geben sollte, [3]) sondern

---

str. 329 hergezählt wird (Vergl. auch Balbin Misc. dec. II. lib. I. p. 67). Findet sich kein Mscr. des Liedes, das über 1590 zurückreicht, so ist dasselbe der Hauptsache nach nichts anderes als eine Versificirung des Weleslawinschen Berichtes über die Schlacht, was meine S. 195 ausgesprochene Meinung über die Entstehungszeit des Liedes nur bekräftigen würde. — Zu S. 193: Wohl sprechen auch Hajek und Balbin und, z. Th. ausdrücklich nach diesen, Andere von „beinahe 50.000" vor Außig erschlagenen Deutschen; gleichzeitige Quellen gehen über die von mir gegebenen Ziffern nicht hinaus, außer etwa der Anonymus bei Dobner (Mon. III. 60), der „fast 20.000" zählt, was jedoch die Angabe des Prager Collegiaten nicht eben übersteigen muß. — Das von G. Köhler im J. 1839 abgedruckte „Spottgedicht auf einen Feldflüchtigen vor Außig" erschien schon im Jahre 1778 u. z. in dem bezügl. Jahrgange des „deutschen Museums" S. 456 unter dem Titel: „Gesang wider die so vor Außig flüchtig worden. 1426." Eine flüchtige Vergleichung beider Publicationen läßt einige Erläuterungen Köhler's als höchst überflüssig erscheinen. —

1) Bartoss. (Dobner mon. I., 151) nennt ein „castrum Hangstein", das die Meißner, „qui per plura tempora ipsum in sua habebant potestate," an Siegmund Wartemberg überlieferten; ich verstehe mit Heber (V., 94, 228) in der Bezeichnung die Burg Blankenstein; die Uiberrumpelung des Schreckensteins erzählt Zach. Theobald I., 328 u. fg. — Die beiden Nachrichten Bartoscheks und Theobalds fallen wohl kaum, wie Palacky will, in Eine zusammen. — Die Angabe Balbin's (Epit. 471) bezügl. der Geiersburg ist ein Irrthum; ich will mich selber berichtigen (s. „die Herrschaft Tirmitz" I., 11).

2) Nach Thomas Mitis („Idyllion de thermis Teplicensibus" ed. A. Chr. Eichler p. 15) wäre der „Erbauer" des genannten Schlosses „Wržesowicia de stirpe Joannes Hylburgus," worunter kein Anderer zu verstehen wäre als ein noch zu erwähnender Enkel Jakaubek's. Da jedoch Jakaubek zuverlässig Teplitz im Besitz, des Besitzes aber sich fort und fort im Kampfe zu versichern hatte, so ist unmöglich anzunehmen, er selber hätte die herrenlose Burg nicht zu benützen gesucht, was nicht ausschließt, daß seine Söhne oder Enkel auch das Ihre zur Befestigung der Burg beigetragen haben. — Im Uibrigen sei auf die Worte J. A. Riegger's (Arch. d. Gesch. u. Stat. 2. Thl., S. 52, 62 u. fg.) über die Quellen zur Geschichte des Teplitzer Schloßbergs hingewiesen; dieselben haben noch heute ihre volle Geltung.

3) J. Schaller Topogr. III., 35 nennt das Wřesowitz im ehem. Prachiner Kreise den Stammsitz des gleichnam. Geschlechts.

auch Geiersberg, das, wie es scheint, am wenigsten versehrt in den letzten Stürmen, so nahe zugleich bei Außig, den dort aus Meißen nach Böhmen führenden Paß vortrefflich deckte.[1]) Bald darauf muß Jakubek mit dem Wiederaufbau des zerstörten Außig begonnen haben; im Jahre 1429 steht die Stadt, ein Besitzthum Jakubeks, mit Thürmen und Mauern versehen, schöner als vorher da.[2]) — Andere Orte dagegen scheinen zur selben Zeit das Augenmerk Jakubeks von Wřesowitz sowohl als Siegmunds von Wartemberg auf sich gezogen zu haben. Die Bergstadt Graupen und die „Rosenburg," mitsammt dem „Althof," dem Vorwerk der Stadt, lagen in Trümmern; darnach begehrte Keiner. So auch das Kloster Ossegg. Darüber aber die Riesenburg stand ungebrochen unter dem Vogte Gelfried von Trachenfels;[3]) und auf der andern Seite, auf Kostenblatt, hielt sich noch immer Albrecht von Duba der Landkomthur. Die eine wie die andere Burg ward wiederholt, bald von Jakubek, bald von Siegmund von Wartemberg bedrängt. Beide Männer sind gemeint, wenn Albrecht von Duba seinem Hochmeister klagt, wie sehr er zu leiden habe von unruhigen Nachbarn.[4]) Da aber Siegmund von Wartemberg noch 1426 von seinem eigenen Vetter Johann, genannt Ralsko, auf einige Zeit gefangen gehalten wurde,[5]) so hatte Jakubek einen hübschen Vorsprung. Schon 1427 hat er im Elbogner Kreise den Herren von Sternberg die Stadt Luditz weggenommen und hält sie besetzt. Da sammelten sich eben in der Gegend von Eger und Elbogen die deutschen Heere zum vierten großen Zuge wider die Husiten. Sie warfen sich plötzlich auf Luditz in bedeutender Menge. Jakubek aber dachte nicht daran, sich zu opfern, und floh was er konnte. Luditz wurde von den Deutschen genommen und Herrn Aleš von Sternberg zurückgestellt.[6]) Jakubek ist auf einige Zeit verschwunden. Wir finden ihn erst wieder auf dem großen Zuge der Husiten von Prag über Teplitz und Graupen nach Meißen im Winter 1429; mit Prokop dem Großen und Anderen verwüstet er bis Torgau und weiter das Land der Söhne Friedrichs des Streitbaren,[7]) den, wie es heißt, der Gram über die vor Außig verlorene Schlacht vor Kurzem nach langem Leiden getödtet hatte. — Kaum zurückgekehrt, ist unser Held der Herr der Veste Engelhaus bei Karlsbad, wie der Stadt Rudig im Saazer Kreise, und Luditz hat er wieder.[8]) Da fiel Herzog Siegmund, Bruder des Churfürsten von Sachsen, Anfang des Jahres 1432 über Graupen in Böhmen ein und eroberte Bilin zurück. „Über hundert Dörfer um Bilin und Graupen gingen da in Feuer auf."[9]) Während dessen scheint es gewesen zu seyn, daß Siegmund von Wartemberg sich der Burg Kostenblatt bemächtigte. Jakubek aber war auch nicht müßig. Es gelang ihm, einen Sonderbund zu Stande zu bringen zwischen den Städten Saaz, Laun, Leitmeritz und Schlan, ihn an der Spitze. Die Bedeutung

1) Den Erwerb der Geiersburg (s. Mikowec Alterth. und Denkw. Böhmens I., 171. Leider giebt M. hier keine Quelle an, während er dies, oft zu ganz unbedeutenden Nachrichten, gerne thut; vielleicht durfte ihm hier die nun im archiv český II., 464 abgedruckte Note (im Geiste) vorgelegen seyn, wenn wir unter „Caisberg" unser „Geiersberg" verstehen dürfen. Daß Jakubek die Burg erworben, und noch vor und nicht „nach des Husitenkriegs Beendigung," geht aus dem Folgenden mit Gewißheit hervor.

2) Letop. čeští str. 69. — J. A. Fichtenbaum „Usta delineata carmine" (1614) lib. V., p. 66. doch nennt T. statt Jakubeks dessen Sohn „Joannes Bielynsky" den Erbauer. — Balbin Misc. dec. I., lib. IV., p. 169 sq.

3) Siehe Hauptstaatsarch. Dresden (Wittenb. A. V., 200).

4) M. Millauer „der deutsche Ritterorden in Böhmen" S. 70.

5) Z. Theobald I., 319 fg. u. A. m.

6) Bartoss l. c. 154.

7) Monachus Pirnensis ap. Mencken II., col. 1517. — Ann. Targav. ibid. 580 sq. — W. Kropf Mic. S 33 erzählt ausdrücklich, Jakubek hätte vor dem Zuge nach Meißen die Geiersburg auf das Stärkste befestigt.

8) Palacky a. a. O. 2. Abth. 445, 3. Abth. 122. Siehe weiter unten.

9) Fabricius l. c. 747 sq. Thamm. chron Coldic. ap. Mencken II., 676.

dieses Bundes ist nicht zu unterschätzen. Während mehr und mehr die zahlreichen Parteien der Hussiten in zwei großen Lagern sich zu sammeln beginnen und einen Bürgerkrieg auf Leben und Tod zum Ausbruch drängen, erhält sich Jakaubek — immer beobachtend — eine ungeschwächte Kraft, die sich sogar von Tag zu Tag zu mehren scheint. Neben Jakaubek treten nun auch zwei Söhne desselben, Johann und Jaroš, auf, von denen der Erstere schon im Jahre 1432 auch das Schloß Rothenhaus bei Görkau, der Andere auch wieder Bilin im Besitze hält, von wo er fort und fort mit der Bürgerschaft von Brüx, resp. mit dem Churfürsten von Sachsen und den anderen Herren des Thals, so mit den Herren von Kolditz, in Fehde liegt.

Ein Schiedsrichterspruch, gesprochen zu Brüx am Vorabend vor Mariä Geburt 1432 (7. September), berichtet von zahlreichen Neckereien, Verwüstungen der Felder, Wegnahme von Pferden, Tödtung von Unterthanen u. s. w. und macht Friede zwischen Jakaubek und Dem von Kolditz auf Graupen bis zum Sct. Wenzelstage (28. September); „das Getreide bei Türmitz sollen Beide bis zum genannten Tage stehen lassen;“ mit den Markgrafen von Meißen aber sollen Jakaubek und seine Söhne Friede halten bis auf St. Martin über zwei Jahre (11. November 1434).[1]) Von diesen Söhnen Jakaubeks wird Johann künftighin stets als Herr von Komotau bezeichnet; Jaroš erscheint nicht wieder. — Indessen plünderten von Tollenstein und von Grafenstein, die Wartemberge Siegmund und Ralsko die Oberlausitz auf die empörendste Weise.[2]) Jakaubek, der schon im Mai 1432 sich unter den neunzig Abgesandten der hussitischen Partei zu den Verhandlungen nach Eger befunden hatte, geleitet im Juli 1433 die von Prag rückkehrenden Baseler Gesandten von Luditz bis Eger;[3]) er will nirgends etwas versäumen; als sich noch 1433 vor Pilsen die sämmtlichen hussitischen Heere zur Belagerung der Stadt vereinigten, zog auch Jakaubek vor diese Stadt und machte durch ununterbrochene Streifzüge von hier bis Baiern die Gegend unsicher. Während bei Hiltersried die Taboriten Ende September eine schwere Niederlage erlitten, überfiel Herr Jakaubek das ehedem sehr reiche Kloster Waldsassen an der Grenze; der „schlechte Ketzer, verwegen in der Verübung jedes Frevels,“ brach ganz unvermuthet in die Schüttböden und die Speisekammern des geheiligten Ortes und, „was noch lasterhafter ist,“ nahm jede Reliquie, allen Zierrat und die heiligen Gewänder, die Kelche, die Bücher, die Glocken, kurzum Alles, was er vorfand, so daß den frommen Brüdern kaum übrig blieb, was sie zum Lebensunterhalte für einen Tag bedurften; den ganzen Convent sperrte er ab, mit der Drohung, ihn in Brand zu stecken, bis der Magistrat von Eger durch die Bürgschaft für 1400 Goldgulden das schon vor drei Jahren einmal ausgeplünderte Kloster vor der gänzlichen Zerstörung rettete.[4])

Das Jahr 1434 ist bekanntlich der Wendepunkt in der Geschichte des Huſi-

1) Orig. Hauptstaatsarch. Dresden (W. A. III. 877 c.) — Dem vorausgegangen war ein Friedensspruch zwischen Siegmund und Friedrich von Sachsen einerseits und den taboritischen Führern anderseits, gesch. vor Friedstein 23. Aug. 1432 (Hauptstaatsarchiv W, A. II., 42). — In dieselbe Zeit gehört auch eine Urk. des Hauptstaatsarch. (W. A. III., 880), der zufolge die Hauptleute zu Freiberg, Riesenburg und Brüx den Taboriten das Versprechen geben, ihnen (den Letzteren) einen Friedebrief mit den Herzögen zu Sachsen binnen vier Wochen verschaffen zu wollen, gleichlautend dem von ihnen (den Hauptleuten) gegebenen Briefe.

2) Joh. v. Guben in Scr. rer. Lusat. I. (1839) p. 59 und die Erläuterungen das. S. 171 fg. — Vergl. Käuffer Abr. der oberlaus. Gesch. II., 95 fg., Pescheck Handb. der Gesch. v. Zittau II, 528 fg

3) Palacky a. a. O. 3. Abtheil. S. 122.

4) Otto chron. Waldsass. ap. Oefele rer. Boic. Scr. I., 75 sq.: „Jaculko (sic) haereticus quidam pessimus & in omne scelus audax“ .... „Jacubicus, (Jacubke), ein hartnickir keczir czu Behmen,“ sagt der Pirnaer Mönch (bei Menken l. c.), „vorbrante das closter waltsachsen (MCCCCXXXIII) vnderm abte Johanne von Weydawe.“ Der Prior Otto aber sagt ausdrücklich, Jakaubek habe das Kloster nicht verbrannt.

tismus. Bei Lipan fanden, getreu ihrer Sache, die einstigen Gefährten Jakaubeks den Tod, Prokop der Große und die Seinen. Der „kleine Jakob" aber beschäftigte sich unterdessen mit Angelegenheiten von weniger allgemeinem, aber desto mehr besonderem Interesse. Eben als die Heere der Herren und der Städte gegen Lipan zogen, überfiel er mit seinen Verbündeten die Burg Kostenblatt. Allein Herr Siegmund Wartemberg scheint gefaßt gewesen zu seyn und hielt sich. Und als ein Theil des siegreichen Heers des Herrenbundes gegen Leitmeritz gezogen kam, wandte der Bedrängte sich an die Führer dieser Truppen, die ihm willfahrten. Jakaubek aber besann sich nicht lange und ging dem Heere entgegen. Bei Rentsch (unweit Straschitz im Rakonitzer Kreise) kam es zum Treffen; Jakoubek ward geschlagen, kehrte um und — legte sich wieder vor Kostenblatt. Er nahm es ein, trotz alledem.[1]) Damit war Siegmund von Wartemberg aus dem Außig-Biliner Thale hinausgedrängt; er wandte mit den Seinen wieder die volle Aufmerksamkeit der Oberlausitz zu. Der Schreckenstein, der bald darauf wieder an Die von Kladno überging, und der Blankenstein verloren ihre Bedeutung für die Gegend. Jakaubek ist der factische Herr des genannten Thals.

Noch im December 1434 unterhandelt er und sein Bund zu Tabor mit den Taboriten; er war trotz seiner raschen Wendungen nie zu rasch; aber die „Ultra" waren wirklich geschlagen, das mochte Jakaubek bei diesen Unterhandlungen vollständig erkennen, und hatten keine Aussicht mehr, ans Ruder zu kommen, da ging er im Juni des nächsten Jahres (1435) mit den Gesandten des böhmischen Landtags an den Kaiser nach Brünn. Damals besaß er, heißt es ausdrücklich, die Burgen und Städte Bilin, Kostenblatt, Geiersberg, Luditz, Außig an der Elbe und Teplitz.[2]) Wol wäre der giltige Beweis der Richtigkeit des Besitztitels über alle diese Orte Herrn Jakoubek nicht leicht gewesen. Noch 1434 sind Hans und Timo von Kolditz wieder im Besitz von Bilin und bestätigen am 2. Feber d. J. die Privilegien dieser Stadt.[3]) Jakaubek aber gab sich von nun mit ganzer Seele dem Kaiser hin, und bald ist er im vollen rechtlichen Besitze aller der genannten Burgen und Städte und noch manches Anderen dazu. Nur Bilin, die Burg und die Stadt, versprach er am 10. December 1436 den Herren von Kolditz wiedergeben zu wollen;[4]) nach wie vor aber nennt er sich den Herrn der Stadt („Bielinsky"). Am 27. November 1437, wenige Tage vor des Kaisers Tode, erhielt er von Siegmund für sich und seine Erben nicht nur die Einkünfte des Klosters Teplitz, sondern auch die Stadt Komotau und das (dortige) „Kloster der preußischen Kreuzritter," sowie Milau, Ploschkowitz, Pátek, Schalan, Kauz, Liebschitz und andere kleine Orte, wie es heißt „zu Pfande" und für die Summe von 5000 Schock Gr.;[5]) in welchem Verhältniß aber steht die Summe zu allen den Besitzungen, und wie man in den Tagen K. Siegmunds den Begriff Pfandschaft verstand, dafür haben wir genügende Belege. Jakaubek jedoch wußte sich auch dankbar zu erweisen; als K. Siegmund starb und dessen Schwiegersohn Albrecht den Thron von Böhmen bestieg, hielt der Überläufer so treu an dem neuen Könige, wie er ehedem gegen dessen Schwiegervater gestritten hatte. Im Lager K. Albrechts vor Tabor im August 1438 finden wir auch Herrn Jakaubek; neben diesem aber zugleich Siegmund vom War-

---

1) Joh. von Guben l. c. p. 64. — Bartossius l. c. p. 189 sq. — Die Ansicht, daß Siegmund von Wartemberg nicht als (rechtmäßiger oder unrechtmäßiger) Besitzer, sondern als „Schirmvogt" des Landkomthurs vertheidigt habe, finde ich weder im Charakter Siegmunds begründet, noch in den Quellen ausgesprochen, die den Hergang des Ganzen wie oben erzählen.

2) Bartoss l. c. 193.

3) Landtafel Instr. Nr. 557 lit. L 27.

4) Archiv český III. 514, 515.

5) Archiv český II, 452, 453. Cfr. arch. č. I., 495; II., 192; III., 523 etc.

temberg, der nun auch zu den „Gemäßigten" übergegangen war; — mit welcher Überzeugung Beide zu dem neuen Banner geschworen, bewies der Eine nur zu bald. Siegmund von Wartemberg ward „der Untreue willen, die er in dem Heere vor Tabor that," verhaftet und Herrn Meinhard von Neuhaus übergeben, der ihn im Thurme des Schlosses Neuhaus des Hungertodes sterben ließ. [1]) Behutsamer als Siegmund, sein Gegner und Gesinnungsgenosse in einer Person, wußte Jakaubek seine Rolle zu spielen. Begreiflich, daß er mit der Schwenkung zur königl. Partei sich von dem Bunde mit den Saazern, Launern u. s. w. losgesagt; er bedurfte ihrer nicht weiter; sie aber wurden seine geschworenen Feinde. 1438 im September kam Jakaubek im Geleite des Kaisers mit dem sächsischen Herzog Friedrich und dem Herzog Wilhelm von Braunschweig nach Prag; da nahmen die Herzöge Urlaub von dem Kaiser, der ihnen den Ritter Jakaubek und eine starke Bedeckung zur Begleitung gab, mit der man gegen Meißen aufbrach.

Davon hörten die Launer und Saazer; und Peter von Sternberg, Sohn des Herrn Aleš, legte sich mit Jenen in den Hinterhalt. In Lobositz übernachteten Herzog Friedrich und Jakaubek. Da erhielt der Letztere Kundschaft. Und am nächsten Morgen zog er wohlgeordnet aus, den Wegelagerern entgegen. Die standen, eine Wagenburg und eine große Menge Reiterei, im Ganzen an 5000 Mann, zwischen Brüx und Bilin bei dem Dorfe Selnitz. Jakaubek ritt vor, mit den Böhmen zu unterhandeln. Dem Herzog Friedrich wurde bange; er hatte nicht mehr als an 2000 Mann bei sich und dazu fürchtete er — wir finden das begreiflich — von den eigenen Begleitern verrathen zu werden. Herzog Wilhelm von Braunschweig that indeß Alles, für das Äußerste bereit zu sein; auf offenem Felde kniete eine Schaar der auserlesensten Edlen Sachsens nieder und empfing von Herzog Wilhelm den Ritterschlag: der Herzog Friedrich selbst, die Grafen Heinrich von Schwarzburg, Otto von Leisnig und Ludwig von Gleichen, die Herren Veit von Schönburg, Heinz und Nikolaus Pflug, vier Herren von Maltitz, Siegfried von Schönfeld, Hans, Nikolaus und Siegfried von Schönberg, Heinrich und Rudolf der Ältere von Bünau, Günther Loser u. v. A., im Ganzen 70 an der Zahl. — Die Unterhandlungen Jakaubeks waren fruchtlos. Da brach das Meißner Heer — es war schon Vesperzeit — in die böhmische Wagenburg und zerriß sie. Als die Nacht hereinbrach, lagen vor Selnitz bei 2000 Böhmen erschlagen und eben so Viele waren gefangen; unter Diesen Peter von Sternberg. [2])

---

6) Joh. v. Guben l. c. pag. 67. — M. Döring bei Horn Handbibl. IV., 364. — Contin. Pulkavae ap. Dobner mon. IV., 172. — Zach Theobald II., 52. — „Kurzgefasste Gesch. der Landschaft Tetschen" (Mš.) Bl. 8.

1) Siehe Beilage I. — Das Datum und den Ort der Schlacht bei Selnitz geben die Quellen übereinstimmend; s. Joan. v. Guben (l. c. 66), Mat. Doering (l. c.), Bartoss. (l. c. 203; Dr. E. F. Haupt in Scr. rer. Lus. I. (1839) p. 181 citirt unrichtig), Colleg. Prag. (l. c. p. 99), chron. terrae Misn. (ap. Mencken II., col. 357), dann der Pirnaer Mönch (a. a. O. Sp. 1614) u. A. m., wie Fabricius (orig. stirp. Sax. 752 sq.), Zach. Theobald II., 55 — 57, die letop. čeští (str. 111, 112) ꝛc. ꝛc. — Nicht so gleichlautend sind die Erzählungen des Hergangs der Schlacht. Die letop. č. und der Prager Collegiat vindiciren das alleinige Verdienst um den Sieg unserm Jakaubek; Bartoschek und die meisten deutschen Quellen schweigen dagegen ganz von diesem Manne; doch sind sie in der Hauptsache eben alle einig: der Sieg der Deutschen war ein vollständiger. Nur bezüglich der Zahl der Erschlagenen und Gefangenen herrscht eine große Differenz; die geringste Ziffer geben die letop. čeští (550 Todte, 500 Gefangene) und nach ihnen Palacky (G. v. B. III., 3. Abth. S. 320 fg.), der sich merkwürdig bei dem obigen Factum einzig und allein an diese Quelle (Cop. aus dem 17. Jahrh.) hält und dadurch zu Resultaten kömmt, wie wir sie fast buchstäblich schon bei Hajek finden; Joh. von Guben zählt 2200 Todte, 2100 Gefangene, Döring 3000 T., 2000 Gef.; „cum quingentis mille interfecit (Marchio) et similiter, ut dicebatur, eorum (Bohem.) equitum, et in mille quatuor centena et ultra captivos secum in Misnam abduxit." (Bartoschek); der Pr. Collegiat nennt „ad dimidium alterum millenarium" an Getödteten; nach dem Pirn. Mönch, der 6000 böhmische Streiter zählt, wie Fabri-

„In Haufen, wie die Hunde," heißt es, „zusammengekoppelt, wurden die Ketzer hergetrieben vor dem Heere der Meißner," um in den Thürmen der Meißner Städte, in Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Altenburg, Leipzig u. s. w., oder in der Hand des Siegers Jakaubek ihrem Schicksal entgegen zu gehen. „Zweihundert blieben ihrer in den Thürmen todt." [1]) — Mit dieser That hatte unser Jakaubek sich auf den Gipfel seines Glücks geschwungen. Seine Widersacher alle waren zu Boden geworfen, er aber in Gunst und Ansehen bei dem Kaiser und dem Könige des Landes wie bei dem Herzog in der Nachbarschaft. Bald darauf erscheint er als Hauptmann des Leitmeritzer und Saazer Kreises.

Eben so bald sollte der Ruhm des neuen Hauptmanns sich bedeutend verdunkeln. Noch im October 1438 erhielt er von K. Albrecht den Auftrag, die Städte Laun und Saaz mit Gewalt zu nehmen; er drang in die Vorstadt von Laun; da ward er aber geschlagen und mußte fliehen. [2])

Am 27. October 1439 starb K. Albrecht. Am 26. December d. J. schloß Jakaubek und mit ihm Herr Hans von Kolditz auf Bilin und Johann, der Sohn Jakaubeks, auf Komotau, Nikolaus von Lobkowitz auf Hassenstein, Jetřich von Kladno auf Schreckenstein und die Städte Leitmeritz, Brüx, Kaden, Außig und Andere mehr mit Herrn Aleš von Sternberg auf Bürglitz und dessen Verwandten einen Friedensvertrag auf die Zeit von — zwei Wochen. [3]) Um nur zwei Wochen lang Ruhe zu haben, mußte man in aller Form einen schriftlichen Vertrag abschließen; das zeigt uns am deutlichsten, wie der Tod des Königs in die kleinsten Theile seiner ausgedehnten Länder wieder die größte Verwirrung brachte. Die Fehden hatten kein Ende. Im Juni 1441 überfielen die Saazer die Burg Rudig (wie gesagt auch eine Besitzung Jakaubeks), nahmen sie weg und erschlugen Alle, so Viele sie dort fanden, „weil er nicht mit ihnen halten wollte."—[4]) Ja, mit wem halten? Die schwere Frage trat wieder hart an unsern Ritter heran. Herr Ulrich und Herr Meinhard, Beide hatten viel zu sagen in dem herrenlosen Lande, der Eine bei den Katholiken, der Andere bei den „Compactatisten", und so viel wie Bedřich von Strážnitz in dem kleinen Reste der Taboriten galt Herr Ptaček von Pirkstein bei dem großen Haufen der „Utraquisten;" zu alledem mehrte sich von Tag zu Tag das Ansehen Georg's des jungen Herrn von Kunstat. Jakaubek ging nach Prag. Daselbst war zu Anfang 1440 ein allgemeiner Landtag zusammengetreten, der am 29. Jäner d. J. einen „Versöhnungsbrief aller Stände des Königreichs" beschloß. Dem trat Jakaubek unbedingt bei, da war wenig zu wagen; ja, man ernannte ihn unter Einem zum Hauptmann des Leitmeritzer Kreises, und eben so war er unter den

---

cius, „komen nur ir XL davon." — Ich hielt mich, bei Erzählung der Schlacht alle wichtigeren Quellen berücksichtigend, bezüglich der Ziffern ganz an das dem vorliegenden Aufsatz beigedruckte Copial des Hauptstaatsarchivs in Dresden, das wohl schon A. Wock („der Chur-Fürstl. Sächs. Haupt-Vestung Dresden Beschreib- und Vorstellung." Nürnberg 1680. S. 120, 121) doch nur zum Theil und sehr ungenau benützt hat.

1) Betreffs der bei Selnitz gefangenen Böhmen giebt die umfassendste Nachricht ein bisher noch nicht benütztes Schriftstück des Hauptstaatsarch. Dresden (Local. 9132), über 120 Bl., betit. „Die bei Brüx gefangnen Böhmen betr. 1438. 1439." Schon vom 29. Nov. 1438 berichten der Amtmann in Großenhain und der Vogt in Meißen an den Churf. Friedrich: „ . . Sundern ezliche gefangin seind fuste machteloß worden vnd ouch besorgen (wir) Ezliche gefangin mochtin vorlamen addir sterbin wer abir sache das eyn frost queme so kundt es yn keinweis gefelen, der frost worde grossen schaden an en thun." . . — Siehe das. das vollständige Verzeichniß der Orte, in denen die Gefangenen aufbewahrt wurden, ich nenne hier nur noch Brüx, Riesenburg, Königstein.

2) Palacky a. a. O. 323. — So waren auch zwischen den Meißnern und Jakaubek und dessen Sohne Johann bald nach dem Siege bei Selnitz, vielleicht schon bei der Theilung der Beute, Irrungen entstanden, ja sogar Thätlichkeiten vorgefallen, die erst am 26. Juni 1439 wieder gut gemacht wurden. Hauptstaatsarch. Orig. 6539.

3) Archiv český III. 523, 524.

4) Let. čeští str. 124.

Rittern, die auf dem Landtag im Mai dieses Jahrs ernannt wurden zur Ausübung der Königswahl.[1]) Wenn überhaupt Herr Jakaubek in dieser Zeit zu einer Partei zu zählen ist, so will es allerdings scheinen, er habe sich zu der des Meinhard von Neuhaus am meisten hingeneigt.[2]) Im Jahre 1442 aber war das Übergewicht Herrn Heinrich Ptačeks ganz entschieden; im selben Jahre ging Jakaubek mit Heinrich Ptaček an den römischen König Friedrich, um von diesem den jungen Ladislaw zu erbitten.[3]) Dann nehmen ihn kleinliche Grundstreitigkeiten und Zeugenschaften in Anspruch,[4]) oder er kämpft als Bundesgenosse der Lausitzer wider die Herren von Wartemberg, die nun mit Wilhelm Ilburg, dem Herrn der Veste Kelch bei Leitmeritz, gemeinschaftliche Sache gemacht. War schon 1441 durch die Lausitzer und den Herzog von Sachsen der Blankenstein, doch ohne Erfolg, bestürmt worden,[5]) machte sich nun (1444) Jakaubek auf gegen Tetschen, dessen festes Schloß seit Langem voll Raubgesindel lag, das die Gegend unsäglich drückte. Verstärkt durch die Prager, nahm Jakaubek nach kurzer Belagerung das Schloß mit stürmender Hand; was nicht erschlagen wurde, ward gefangen. Jakaubek aber ließ die Gefangenen alle hängen und das Schloß zusammen reißen.[6]) — Das Alles fällt in dieselbe Zeit mit zahlreichen Kämpfen der Herzöge Sachsens mit den Herren Berka von Duba auf Hohenstein, in welchen u. A. Hohenstein in die Gewalt der Herzöge fiel.[7])

Mittlerweile starb Heinrich Ptaček (27. August 1444) und Meinhard von Neuhaus kam wieder an's Ruder; da hielt sich Jakaubek an Meinhard von Neuhaus und ging mit Diesem 1444 zu Kaiser Friedrich, bekanntlich ohne Erfolg für das Land.[8]) Am 30. August 1445 gab Meinhard „im Namen des Königs" die Erlaubniß dazu, daß Wilhelm von Netluk den „wackeren Jakob von Wřesowitz, gesessen auf Luditz, und Johann dessen Sohn" zu Erben seiner Lehengüter, Burg und Dorf Stiedra, Worka und Dubrawitz im Elbogner Kreise ernenne.[9]) In einem Schreiben vom 31. August desselben Jahrs läßt Herr Prokop von Rabstein Herrn Ulrich von Rosenberg von Prag aus wissen: „Herr Jakob war hier und hat viel mit mir gesprochen, daß es ihn freuen würde, wenn Ew. Gnaden mit ihm unterhandeln wollten, da er und die Seinen gerne zu Euch halten möchten."[10]) — Das ist das schlagendste Exempel, wie der Achselträger fort und fort mit der einen wie mit der andern Partei sein Spiel trieb. Da wurde von einem Theil des Landes Georg von Podiebrad zum Statthalter Böhmens erwählt; im September 1448 war der Sieg desselben über Meinhard von Neuhaus entschieden, der Letztere gefangen. Ulrich von Neuhaus aber rüstete, den Vater zu rächen; er verband sich mit Ulrich Rosenberg, der für ihn Bundesgenossen warb. Am 25. October schrieb dieser an unsern Jakaubek als bisherigen Freund, und forderte ihn auf, bei einer auf den Dienstag nach Allerheiligen (5. November) festgesetzten Zusammenkunft in

1) Archiv český I. 245, 248, 263.
2) Vide Archiv český I., 265, Palacky G. v. B. V., 1. Abth. S. 47.
3) Let. čeští str. 131.
4) Archiv č. III., 27, 31, 49, 50, 58, 528, 530 atd.
5) Die von Sonnewend Gesch. v. Aussig S. 33 zum J. 1442 berichtete, von Heber (V., 226) zu gläubig nacherzählte „Eroberung" des Blankensteins, von der auch die Materialien W. Kropf's (Mscr. der Tetschner Schloßbibliothek), doch zum J. 1443, sprechen, ist aus Hajek (Ausg. 1718, S. 755) genommen, reducirt sich aber sicherlich auf das Obige, wie sich aus den weiter unten anzuführenden Quellen ergibt.
6) Scr. rer. Lusat. I. (1839) p. 70 sq., 247 sq. — Let. čeští str. 137. — Kurzgefaßte Gesch d. Landschaft Tetschen Bl. 9, 10.
7) Siehe M. W. L. Götzinger Gesch. und Beschreibung des Churf. Amts Hohnstein mit Lohmen . . S. 30 fg. und die dort angeführten Quellen.
8) Let. čeští str. 135.
9) Arch. český III. 352.
10) Arch. český II., 431; cfr. ibid p. 23.

(Böhmisch-) Budweis sicherlich zu erscheinen. Jakaubek gab von Luditz aus am 30. Oct. die Antwort: „Es sind, mein Herr, wichtige Ursachen, die mir das (Erscheinen) für diesmal ganz unmöglich machen. Zu allererst ist mir die Sache nicht gelegen und dann auch nicht sicher; als ich (vor einiger Zeit) zu Herrn Georg gesandt war, da hatte ich ein Gefolge bei mir und doch schon bei der Scharka drangen sie hie und da auf mich ein, 40 Pferde stark; aber sie merkten, daß ich ihnen überlegen sey an Berittenen, denn ich hatte an 100 Pferde, und da ließen sie mich in Ruhe. . . . Auch erheben sich gegenwärtig in unsrer Gegend außerordentliche Stürme: so überziehen Herr Plichta und Herr Aleš von Schönburg die Saazer mit Brand. . . . Herr Ignaz Krušina (streitet) mit Herrn Wajdowsky. Und da ich jetzt unter ihnen an Ort und Stelle eine Unterhandlung eingeleitet und Frieden auf zwei Wochen gemacht, so denke ich mit Gottes Hilfe, das mit ihnen zu Ende zu führen. Darum hoffe ich, daß Ihr geruht, mir's nicht übel zu nehmen; wenn Ihr mir aber etwas Gutes in einer Versammlung mitzutheilen habt, so wollet mir einen näheren und zugänglicheren Ort bestimmen, und ich werde nicht versäumen, dahin zu kommen. . . ." [1]) Es ist unbekannt, ob Die von Neuhaus oder Rosenberg nach diesem Schreiben ihres „Bundesgenossen" noch für nöthig erkannt, seiner letzteren Bitte nachzukommen. Nicht lange darnach, als, offenbar unter den günstigsten Auspicien für Georg Podiebrad, der Kampf aufs Neue losbroch, ist Jakaubek, wieder Hauptmann des Saazer Kreises, entschieden auf Seite Georg's und damit, nachdem am 22. März 1450 Herzog Friedrich von Sachsen mit dem katholischen Herrenverein in Böhmen ein Bündniß wider Georg geschlossen, ein Gegner des Herzogs von Sachsen. [2]) Als Georg im Sept. 1450 gegen den Herzog zu Felde zog, befand sich mit Wilhelm Ilburg auch der Sohn Jakaubek's, Johann von Wresowitz, im Heere Georg's; sie überfielen Brüx bei Nacht, ohne es nehmen zu können, nahmen Dux und Ossegg und rückten gar über's Gebirge, bis es zu Krimitschau zu einem Waffenstillstand kam. [3]) Anfang 1451 endlich kam eine Aussöhnung der Parteien in Böhmen zu Stande; unser Jakaubek war auch anwesend auf dem Prager St. Katharina-Landtag, von dem er mit Anderen wieder an Kaiser Friedrich nach Wiener-Neustadt gesendet wurde. [4]) — An Herzog Albrecht von Baiern schickte Jakaubek (nun wieder Hauptmann des Leitmeritzer und Saazer Kreises) mit anderen Freunden Georg's seinen Fehdebrief; ein Kreistag zu Pilsen im October d. J. schlichtet diese Streitigkeit. [5]) In dem Kampfe mit Friedrich von Schönburg 1451 war Jakaubek mit Aleš und Peter von Sternberg (seinem Gegner in der Schlacht bei Selnitz), Johann Čalta von Steinberg u. A. m. einer der thätigsten Gegner Des von Schönburg, zog mit den Genannten vor Pürstein (bei Klösterle), gewann das Schloß und nahm Friedrich gefangen. [6])

Inzwischen rührten sich auch wieder Die von Duba auf Hohenstein [7]) und die von Wartemberg auf Tetschen und Blankenstein. Nach dem Tode Albrecht's von Kolditz, des Herrn von Graupen und Landvogts der Oberlausitz († 1448), war dessen Vetter Hans von Kolditz in fast ununterbrochener Fehde mit Jon von Blankenstein und Johann dem Jün-

1) Archiv český III., 49, 50.
2) Urkundl. Beiträge zur Gesch. Böhmens im Zeitalter Georgs von Podiebrad (Font. verum Austr. II. Abth. XX. Bd., p. 1 sq.)
3) Daſ. S. 8 fg. — Arch. český IV., 390, 406. — Ap. cod. Bartossii (Dobner mon. I, 217).
4) Arch. český II., 287 sq., III., 546 sq.
5) Urk. Beitr. a. a. O. 24 fg.
6) Daſ. S. 18 u. fg.
7) Berkler hist. Hovor. p. 116.

geren von Wartemberg auf Tetschen; von 1448 bis 1452 ward alljährlich Friede geschlossen mit den Genannten und alljährlich brach der Krieg immer wieder von Neuem los. [1])

Beide Wartemberge gehören auch schon 1450 dem Podiebrader Bunde an. [2]) Jakaubek ist ganz und gar Utraquist geworden. Er bietet sich im Namen der „neuen Regentschaft Böhmens" dem Rokycana zum Geleite nach Prag an. Der wiederausbrechende Krieg mit Sachsen gab Gelegenheit zu ununterbrochener Thätigkeit. Und in der That scheint in dem ganzen Kampfe böhmischerseits neben Georg Podiebrad Keiner von solcher Rührigkeit gewesen zu sein, als Jakaubek. Fast in jedem der zahlreichen Waffenstillstands- oder Friedensschlüße wird vor Vielen der Name des Letzteren genannt. [3]) Nachdem am 31. März 1451 zu Eger Waffenstillstand geschlossen, dann am 27. Juni d. J. zu Brüx bis 25. Juli und endlich zu Weimar am 23. Juli bis zum 24. August d. J. derselbe verlängert worden war, hatte der Kampf auf's Neue begonnen, bis, vor Allem durch die Verwendung des „wohlgebornen und edlen Ritters Herrn Jakob von Wřesowitz, Hauptmanns des Saazer Kreises", Freitag nach Ostern (14. April) 1452 zu Teplitz ein neuer Schied zwischen Böhmen und Sachsen zu Stande kam, [4]) dessen einzelne Punkte allerdings auch wieder nicht weiter zur Ausführung kamen, als daß eben für eine kurze Zeit die Feindseligkeiten ruhten. Wenige Tage darauf, 27. April 1452, wird Georg von Podiebrad zum Reichsverweser erwählt und fehlt begreiflicher Weise Jakaubek auch nicht unter den Wählern; derselbe wird sogar zugleich mit eilf Anderen zum Rathe des Verwesers ernannt. [5]) Die auf das Innere des Landes gerichtete Thätigkeit des neuen Gubernators veranlaßte denselben, schon am 1. November d. g. J. den Waffenstillstand mit Sachsen, wie Herzog Friedrich es wünschte, bis zum Dreikönigtage des folgenden Jahrs zu verlängern. [6]) Wohlweislich vergaß bei alledem der Herzog Friedrich nicht, seine böhmischen Besitzungen in gutem Stand zu erhalten. Wie bisher immer, blieb die Riesenburg einem Amtmann überlassen, dessen Stelle am 16. Mai 1451 an Günther Karaß auf drei Jahre übergeben worden war mit der Weisung, die Burg wie die ganze Pflege auf das Sorgfältigste zu bewachen; [7]) am Dienstag nach Sonntag Oculi (6. März) 1453 bestätigte der Churfürst der Stadt Brüx alle derselben von seinem Vater verliehenen Befreiungsbriefe, um so die Bürgerschaft, die übrigens unter der treuen Obhut des Burgvogts stand, desto fester an sich zu fesseln. [8]) Mit dem letzten Waffenstillstande aber ging auch zu Anfang 1453 der Friede wieder zu Ende. Im Frühling d. J. war unser Thal vom Bewaffneten wieder überfüllt. Der erste Schlag in dem Kampfe ging von Blankenstein aus und war gegen Pirna gerichtet. Es „kamen die Böhmen," heißt es, „ungewarnt, bei nachtschlafender Zeit, verstohlen, gesammelt auf dem Schlosse Blankenstein, Willens, das Schloß (von Pirna) zu ersteigen an St. Gertrudabend in der Fasten" (16. März). Wohl versehen mit

1) S. Lausitzer Magazin (1776) S. 182 fg.; Verzeichnis oberlauf. Urkk. I. Band, 6. Heft, S. 67; Urkundl. Beitr. a. a. O. 34 fg.
2) Arch. český II., 283.
3) Der Krieg zwischen Böhmen und Sachsen vom Jahre 1450 u. fg., den man gewöhnlich mit dem „ewigen Frieden" zu Eger vom J. 1459 als beschlossen bezeichnet, charakterisirt den Gubernator und König Georg ganz besonders; ich beschränke mich im Gegenwärtigen darauf, das auf Jakaubek von Wřesowitz Bezügliche aus dem Kampfe hervorzuheben, dabei selbst das bereits in den genannten „Urkundlichen Beiträgen" u. s. w. Veröffentlichte, das sich vielfach ergänzen läßt, nur obenhin berührend.
4) Orig. (čech.) 7238 im Hauptstaatsarch. Dresden. — Siehe das. (Witenb. Arch. III, 686) Revers Georgs v. P., den Frieden bis Martini halten zu wollen.
5) Archiv český II., 309 — 313.
6) Hauptstaatsarch. Dresden (Witenb. V., 295). Vergl. die Urk. Beitr. S. 50.
7) Hauptstaatsarch. (Cram. Extr. R. 686).
8) Das. Lib. un. I. f. 81.

Leitern und anderem dergl. Geräthe, wurden sie aber „wunderlich erschreckt und verjagt.“ [1] . . . Der Vorfall steht wol nicht vereinzelt; doch ward vorläufig schon im Mai d. J. Waffenstillstand geschlossen mit Georg, Dem von Blankenstein und Anderen mehr, die augenblicklich wider den Sachsenherzog im Felde lagen; am 13. Juni ward zu Meißen der Friede beredet, der bis zu König Ladislaws Krönung dauern sollte. [2] Die Krönung war noch nicht vollzogen und der Streit hob wieder an. Wir hören von steten Plünderungen in der Gegend von Teplitz, wohin zunächst die aus Sachsen vertriebene Familie Vitztum geflüchtet war, die an dem Gubernator Georg einen Beschützer fand. Zahlreiche Schriften, die auf zwei zu Teplitz Dienstag nach divis. apost. (17. Juli) und Mittwoch nach Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) durch Zbyněk Haše von Hasenburg, Jakob von Wřesowitz und Andere „vermittelten“ Zusammenkünften ausgewechselt wurden, lassen uns tiefe Blicke in die ganz unseligen Verhältnisse jener Tage werfen. [3] Wir lernen in denselben vor Allen die Hauptfeinde unseres Jakaubek kennen, den „kleinen Dubsky“ (von Duba) auf Hohenstein [4] und den Hauptmann von Lauenstein, welche Beide nach mannigfachen Raub und Mord durch die Leute Jakaubek's, besonders in letzter Zeit, auf eigene Faust sich Genugthuung zu verschaffen gesucht hatten, was denn einen Zustand in der Gegend herbeigeführt, von dem wir gegenwärtig kaum eine Ahnung haben können.

Die Verhandlungen zogen sich immer mehr in die Länge. Zu Ende des Jahr's ward in Prag berathen, wohin im October d. J. der König Ladislaw gekommen war, um am 28. d. M. die böhmische Krone zu empfangen, und wo wir auch den „alten Jakaubek“ finden. [5] Es schien, als wollte wieder Ordnung in die Landesangelegenheiten kommen. Als aber noch im Jahre 1453 von König Ladislaw eine allgemeine Revision des Güterbesitzes im Lande angeordnet wurde, da mochte unserm Jakaubek gar schwül zu Muthe werden. Bezüglich Ludiz war er, der sich übrigens immer noch „Bielinsky“ nannte, wol im Stande, sein Recht auf den Besitz des Ortes und die Mauth daselbst nachzuweisen u. z. durch Briefe von Kaiser Karl her; betreffs Kostenblatt brachte er eine Schrift von König Wenzel bei und „eine Verschreibung des Herrn Albrecht von Duba und von Kostenblatt, welcher dem Jakaubek und dessen Sohne Johann (Jankowi) sowie ihren Erben den Kauf der Burg Kostenblatt bezeugt“; dazu einen Majestätsbrief Kaiser Siegmund's, der die königl. Briefe und den Kauf bestätigt. Auf Geiersberg wies er eine Schuldurkunde des Erzbischofs Konrad vor, worin dieser „dem Rytker von Polenzk bezeugt, daß ihm und seinen Erben auf der Burg Geiersberg 3000 Schock Gr. und 52 Sch. 40 Gr. in Rechnung verblieben seien.“ Eben so leicht wußte sich Jakaubek wegen des Besitzes von Komotau zu rechtfertigen; doch schon im J. 1455 erscheint der bereits genannte Johann Culta von Steinberg im Besitze dieser Stadt, wenn auch Johann, Jakaubeks Sohn, noch lange nachher „Johann von Komotau“ genannt wird. [6] — Bei einzelnen Documenten

---

1) Mon. Pirn. l. c. col. 1593. — Daselbst col. 1534 wird derselbe Vorfall allerdings in das Jahr 1471 verlegt und Bubitschka (Chronol. Gesch. Böhmens VI. Thl., 1. Bd., S. 524) und Andere setzen die Thatsache in das Jahr 1454; allem Folgenden gemäß paßt das Ganze nur in das oben angeführte Jahr.

2) Urkundl. Beitr. 57 fg.

3) Die den ersteren Tag betr. Urk. (Hauptstaatsarch. W. A. VI., 167) ist in den „Urkdl. Beitr.“ 63, 64 einzuschalten. — Vergl. 24 Zettel in W. A. III., 297, sowie elf Schriften sämmtlich Friedensbrüche zwischen Böhmen und Sachsen betr. W. A. II., 288 a — l.

4) U. z., wie ich vermuthe, Niclas B. v. D. (s. Beilage II. a). Durch den Namen allein findet Götzinger a. a. O. eine wesentliche Ergänzung, wenn derselbe S. 35 sagt: „man findet von der Zeit der Einnahme des Hohnsteins an (1444) noch lange nicht die geringste Spur, daß die Birken zu Hohnstein gewohnt hätten.“

5) Urkundl. Beitr. S. 69.

6) M. Millauer a. a. O. 67.

vermißte die königl. Commission entweder das „große kaiserl. Insiegel" oder den „guten Willen" der betreffenden Aussteller; [1]) über Auffig und Teplitz schweigen die registra zápisův. Zugleich kam Jakaubek in Streit mit einem der Herren Commissäre, Niklas von Lobkowitz, der ihn verklagte, aber wegen eines Formfehlers in der Klage vom Könige abgewiesen wurde. [2]) Die Leute von Worka klagten auch und die von Semtěs, daß er (Jakaubek) die dortigen Felder wol zum Theil bebauen lasse, wenn aber die Ernte zur Vertheilung in die Scheuern geführt werde, nehme er immer Alles für sich, und die Wälder um Stiedra nütze er einzig und allein für sich selber aus; den Hof von Semtěs habe er gar davongeführt und von den Steinen die Burg bei Luditz aufgebaut u. s. w. [3]) — Fast die ganze Regierungszeit des Königs Ladislaw steht Jakaubek vor Gericht; nur Schade, daß die Entscheidungen der Gerichte für oder wider ihn nicht auch erhalten sind.

Indessen dauerte noch immer der Krieg mit Sachsen, der sich zu Anfang 1454 in die Gegend von Brüx und Laun gezogen; die sächsischen Besitzungen in Böhmen wurden mehr und mehr gefährdet. Montag nach Aegidi (2. Sept.) d. J. sagten auch die Herren von Graupen, welche Stadt sich wieder einigermaßen gehoben, sich von den Herzogen los, [4]) wodurch dieselben nun ganz vereinzelt in der Gegend stehen; Hans Rechenberg, der Vogt zu Brüx, hatte einen gar harten Stand. Am 8. September 1455 fiel die Stadt, die am 11. August zuvor eine Feuersbrunst beinahe vernichtet hatte, in Georg's Hände, was zu Anfang des Jahrs 1456 auch mit dem Schlosse selbst geschah. Der zu Ofen am Pfinztag nach Mathäi (23. Sept.) d. l. J. beredete Friede ward im Vorhinein nur bis Georgi (24. Apr.) nächsten Jahrs festgestellt. [5]) Da kamen 1457 die Fehden Niklas von Lobkowitz und die Streitigkeiten Heinrichs Burggrafen zu Meißen mit Herzog Friedrich, an denen auch unser Jakaubek seinen Antheil nahm. [6]) Da starb am 23. November d. J. der jugendliche König Ladislaw — und wieder zerriß die alte Zerfahrenheit alle Verhältnisse Böhmens. Es eilte, wer da im Trüben fischen wollte. Das Volk jedoch verlangte einen König, Herzog Wilhelm von Sachsen warb um die Würde und schrieb zahlreiche Briefe an seine „Freunde" in Böhmen, auch an Jakaubek von Wřesowitz, der aber das Schreiben keiner Antwort würdigte; [7]) am 2. März 1458 ward Georg von Podiebrad König von Böhmen, unter dessen Wählern Jakaubek gleichfalls erscheint. [8]) Bald darauf ist unser greise Held schon wieder Besitzer der Stadt Bilin, deren Privilegien er am 25. Juli 1458 vermehrte, wie er auch zwei Jahre darauf die Bestätigung dieser Privilegien von König Georg sich zu verschaffen wußte, und damit die Anerkennung dieses seines Besitzes. [9]) Er muß dem neuen Könige nicht unwesentliche Dienste geleistet haben; als ihn der Kanzler Prokop von Rabstein vor Gericht belangte und ihm die Stadt Luditz streitig machte, fand er (Jakaubek) vor König Georg einen sehr gelinden Richterspruch und blieb der Herr von Luditz. [10]) Doch übergab er diese Stadt für die Zukunft seinem

1) Arch. český II., 453, 464, 465, 475. Zum Theile sind die Belege für das Obige schon bei früherer Gelegenheit citirt worden.
2) Arch. český IV., 550.
3) Ibid. I., 68.
4) Hauptstaatsarch. (W. A. III., 681).
5) Urkundl. Beitr. S. 91 u. fg. — Cfr. A. Fabricius orig. st. Sax. p. 77 3 sq. — Ausführliches über die auf Brüx bezügl. Vorfälle geben u. A. 12 Schriften des Hauptstaaatsarch. (W. A. II., 243 a — m) und ferner 6 Schriften daselbst (W. A. II., 252 a—f). Vergl. auch W. A. III., 668.
6) Urkundl. Beitr. S. 111 fg.
7) Daselbst S. 124.
8) Daselbst S. 132.
9) Landtafel Prag Instr. Nr. 557 lit. L 27.
10) Archiv český III., 330, 352.

Sohne Johann, der bis 1456 im Besitz von Komotau gewesen war. — Am 26. April 1459 kam endlich zu Eger der Friede zwischen Böhmen und Sachsen zu Stande, dem wir nur entnehmen, daß durch denselben die Stadt Brüx mit der Burg auf dem Schloßberg daselbst, die Riesenburg und das Städtchen Dux sammt Zugehör endgültig zur böhmischen Krone geschlagen wurden. [1]) Mittlerweile hatte Wilhelm von Netluk sich mit Jakaubek überworfen — die Klagen seiner einstigen Unterthanen in Stiedra mochten ihm zu Herzen gehen — und verschrieb ohne weitere Rücksicht auf die Verschreibung vom Jahre 1445 diese Burg sammt Zugehör seiner Gemalin Anna von Waldeck. Dagegen erhoben alsogleich Jakaubek von Wřesowitz und sein Sohn Johann entschiedene Einsprache. Wilhelm von Netluk starb bald nachher, am 24. Mai 1463 wird Johann, der Sohn Jakaubek's, auf Stiedra als Besitzer eingeführt, „zufolge einer Schrift vom Jahre 1445," wie es ausdrücklich heißt. Wir sehen, daß der Sohn wie der Vater um eine Sache, darauf sie einiges Recht besaßen, nicht leicht zu bringen waren. Umsonst protestirte wieder die Witwe Wilhelms und Ulrich Metek von Waldeck, ihr Vater. [2])

Um dieselbe Zeit, oder doch bald darauf, ging eine Veränderung mit Teplitz, dem seitherigen Besitz der Wřesowitze, vor sich. Sey es, daß das unserm Jakaubek durch König Siegmund verliehene Pfandrecht erloschen war oder durch K. Georg die Pfandschaft wieder eingelöst wurde; im Jahre 1467 erscheint die Gemalin Georg's, Johanna, als Herrin der Stadt, deren Privilegien sie am 1. October 1467 dahin erweitert, daß „sie (die Bürger daselbst) aller Freiheiten, Begnadungen und Gerechtigkeiten, gleich wie die Bürger und Inwohner der Stadt Leitmeritz ... sich gebrauchen." . . „Jedoch mit dieser Verordnung und Meinung," wie es weiter wörtlich heißt, „daß berührte Bürger und Stadt Teplitz zu diesem unsern Kloster und Schloß und nicht zu unsrer Kammer und Burggrafenamt ewig zugehörig seyn sollen." [3]) Unserm Jakaubek und dessen Erben blieb jedoch der Schloßberg über der Stadt und die Amtmannschaft in der Letzteren, was uns den allerdings in der auf uns gekommenen Fassung etwas confusen Schlußsatz des genannten Privilegiums der Königin Johanna sehr erklärlich macht: . . „Befehlen auch Allen und Jeden, insonderheit unsern Amtleuten und Unterthanen, bevorab Inhabern unsers obbemeldten Schlosses, der zur Zeit seyn möchte, auf daß mehrerwähnte Bürger und ihre Nachkommen in obberührten Freiheiten und Gerechtigkeiten auf keine Weise gehindert, noch Andern solches zu thun gestatten." — In dieselbe Zeit jedoch, von der wir sprechen, fällt eine neuerliche Reihe von Beschwerden, die unserm Helden mit sammt dessen Sohne Johann, der (bezeichnend genug „der junge Ehren Jacoff" genannt) seinem Vater prächtig nachgerathen zu sein scheint, eine Menge Gewaltthätigkeiten vorwerfen, die dieselben in der Nachbarschaft von Teplitz, das hier ausdrücklich „Ehren Jakobs Stadt" heißt, bis nach Sachsen hinein sich hatten zu Schulden kommen lassen, was einen guten Schluß zuläßt auf das Gebahren der beiden Männer in ihrer Würde als Amtsverwalter in Teplitz. [4])

1) Orig. 7611 (mit 58 Siegeln) im Hauptstaatsarch. Dresden. — Siehe Fr. M. Pelzel „Ueber die Herrschaft der Böhmen in Meißen." Abhdl. der böhm. Gesch. der Wissenschaften Jahrgang 1787, S. 66 — 68. — Ueber den damaligen Stand der Riesenburg giebt uns das Hauptstaatsarch. (W. A. V., 201) einige Nachricht. — K. Georg bestätigte schon am 12. Sept. 1460 zu Prag die Privilegien der Stadt Dux, sowie am 18. und am 26. März 1462 die von Brüx (Originalurkk. in den Archiven der gen. Städte).

2) Archiv český III., 570, 571.

3) Copie in dem „Memorialbuch" I. (p. 90, 91) des Magistratsarchivs in Teplitz. Die eine Urkunde modificirt sehr wesentlich die in fast alle histor. Monographien bezügl. Teplitz übergegangenen Worte Balbin's (Epit. p. 377), K. Georg habe Teplitz „den heiligen Orte mit Allem, was einst den heiligen Jungfrauen daselbst gehört . . . ohne alles Recht im Jahr, 1467 den Rittern von Wřesowitz verschrieben" u. s. w.

4) Siehe Beilage II. A. B.

Und wie der Vater und der Sohn war auch der Enkel. Jakaubek erlebte die Freude, den Geist, der ihn belebte, noch in den Enkeln wirken zu sehen. Sein Sohn Johann hatte zwei Söhne, Jaroš und Johann, von denen der Letzte, mit dem Beinamen „Ilburg," zur Zeit auf dem Schlosse Budenitz saß (im Rakon. Kr.), von wo er, wie der Großvater und der Vater im Leitmeritzer und Saazer Kreise und weiter, im buchstäblichen Sinne des Wortes die Gegend unsicher machte.[1]) Da starb auch König Georg; der fünfte böhmische König, den Jakaubek von Wřesowitz überlebte. Mit Georg ist der gute Stern des alten Jakaubek untergegangen. Es ist vorbei mit seiner Herrlichkeit. Als im September 1471 das Kloster Schwaz eine Klage gegen ihn anhängig machte, da er demselben „neun Dörfer weggenommen und an Zinsen wie an den Wäldern vielen Schaden zugefügt habe," so erkannte König Wladislaw II, obwol Jakaubek sich bezüglich der Dörfer auf einen „schriftlichen Vertrag" berief, gegen ihn, und Jakaubek mußte die Leute jener Dörfer aus der Unterthänigkeit entlassen, die Zinsen, die er von ihnen bezogen hatte, innerhalb zwei Wochen dem Probst des Klosters zurück erstatten, die Schäden aber festzustellen, die der königl. Kammer aus dem Ganzen erstanden, behielt sich der König vor.[2])

Es bleibt uns nur noch eine einzige Nachricht über Jakaubek übrig. Sie giebt dem Ganzen einen recht drastischen Schluß: Jakaubek, heißt es, „ward mitsammt Zweihundertundfünfzig — gehenkt."[3]) — Die Nachricht, obwol noch einer näheren Bestätigung bedürftig, ist nicht unwahrscheinlich, wenn wir das Bild des Mannes, wie uns dasselbe sein Leben bietet, noch einmal im Geiste betrachten. Jakaubek ist nicht werth, an die Seite eines Prokop des Großen, oder auch nur eines Johann Rohač von Duba gestellt zu werden, wie man dies wol gethan hat, und doch war bekanntlich eben der Letztgenannte schon am 9. September 1437 denselben schmählichen Tod gestorben, wie er von Jakaubek von Wřesowitz gemeldet wird. Ist nicht zu leugnen, daß die unselige Zeit, in welcher Jakaubek lebte, jedem Bannerherrn das Recht der Selbsthilfe gab, sobald er sich eben gefährdet glaubte, so ist doch — mit einer einzigen Ausnahme — alles Kriegen Jakaubeks nicht defensiv, nur aggressiv, ein gemeines Plündern und Morden; von einer das Selbst aufopfernden Hingabe aber an den Zweck der Verherrlichung seines Vaterlandes ist bei dem durch und durch egoistischen Manne nicht die Spur. Wir rechnen Jakaubek zu jenen „Originalen" — „nach dem Beispiele Johann Zizka's,"[4]) wie Heinrich Raubik von Hlawatetz oder Račck Kočowsky und anderen schlechten Kopien des genialsten böhmischen Feldherrn. — Im Sturme, der das Meer durchwühlt, was kömmt da nicht Alles an die Oberfläche, ja mit den thurmhohen Wellen thurmhoch über den gewöhnlichen Meeresspiegel; tausend Dinge, die bei ruhigem Wetter ewige Zeit auf dem schlammigen Grund verborgen geblieben wären.

Doch ging mit Jakaubek von Wřesowitz nicht auch das Geschlecht zu Grunde, als dessen Ahnherr er zu betrachten ist. Sein Sohn Johann, wie gesagt, hinterließ zwei Söhne, Jaroš und Johann Ilburg,[5]) von denen der Erste vor Allem die Burg Geiersberg, der Andere den Schloßberg bei Teplitz mit der Amtmannschaft in dieser Stadt und, wie es scheint, auch Kostenblatt

1) Daselbst C.
2) Arch. český V., 263.
3) Monach. Pirn. l. c. — Jammerschade ist es, daß Lindner (der Mönch schrieb 1530) das Todesjahr Jakaubeks nicht gekannt oder doch nicht genannt hat; es gäbe eine solche Angabe bei Ermangelung jeder anderen Quelle den einzigen Anhaltpunkt für die Glaubwürdigkeit der obigen Nachricht. Auf alle Fälle ist es gründlich falsch, wenn Mikowec (a. a. O. S. 77) von 1458 als dem muthmaßlichen Todesjahre Jakaubeks spricht.
4) Palacky G. v. B. V. Bd., 1. Abth. S. 167. — Vergl. daf. III. Bd., 2. Abth. S. 407 und 409.
5) Archiv český III., 570, 571. — Der Beiname „Ilburg," über welchen Balbin (Misc.

erbte.[1]) Von ihnen gehen die noch durch mehr als zwei Jahrhunderte bestehenden Linien des Stammes Wřesowitz, „Kisperský“ und Kostomlacký“ aus. Doch, ist Johann Ilburg bereits im J. 1479 mit dem Fürsten Hynek Münsterberg, dem Sohne Georgs von Podiebrad, in Gerichtsstreitigkeit über die Rechtlichkeit seines Besitzes oder richtiger über seine Berechtigung zur Verwaltung von Teplitz.[2]), so erscheinen noch vor Ablauf des 15. Jahrhunderts die sächsischen Herren Bitztum in dem unbeschränkten Besitz der Stadt Teplitz.[3]) Doch den Schloßberg behielten die Wřesowitz und erwarb im J. 1507 Wilhelm von Wřesowitz „und von Doubrawská hora“ denselben mitsammt dem nun auch ganz verfallenen Rittersitze Schedeporsch bei Welwet als Allodialbesitz;[4]) 1543 aber, Freitag St. Veit (15. Juni), erkaufte Wolf von Wřesowitz, Unterkämmerer und Hauptmann auf dem Prager Schlosse, für 1000 Schk. Gr. auch Teplitz wieder von Johann von Hirschau,[5]) bis nach dem Tode Bernhard's, Bruders des letztgenannten Wolf, die eine wie die andere Besitzung auf immer für die Familie verloren ging,[6]) zugleich mit der Geiersburg, die bereits vor 1522 nach Albrecht Kyspersky an die Graupner Patrizier Glatz vom Altenhof, später allerdings auch wieder durch den genannten Wolf von Wřesowitz an die Wřesowitz gekommen war, doch schon im J. 1579 von der Familie Kekule von Stradonitz erworben wurde.[7]) Komotau kam nach 1455 nicht wieder an die von Wřesowitz; in Bilin bestätigt am 3. Mai 1475 Timo von Kolditz wieder als Herr der Stadt die Privilegien derselben[8]) und kam auch nach eben diesem Kolditz Bilin an die Familie Lobkowitz, bei der es bis zum heutigen Tage verblieb. So war auch Engelhaus bei Karlsbad bereits unter Kaiser Siegmund den Wřesowitzen verloren gegangen, Luditz aber kam vor dem Jahre 1563 an die Burggrafen von Meißen.[9]) Am längsten blieb von den Erwerbungen Jakaubeks die Burg Kostenblatt bei seinem Geschlechte, die, durch Christoph von Wřesowitz in einen Allodialbesitz verwandelt (1562),[10]) nach der Schlacht auf dem weißen Berge den Brüdern Ulrich und Peter Kostomlacky genommen wurde und dem Fiscus verfiel.[11]) Doch vegetirte, wie gesagt, sowol die eine als die andere Linie Wřesowitz noch lange Zeit in Böhmen.

---

dec. I., lib. V., p. 162) in größter Verlegenheit ist, kann nur in Verbindung gebracht werden mit der Stadt und Festung Eilenburg, auch Ilburg genannt, in der k. preuß. Prov. Sachsen; Andr. Chr. Eichler „Teplitz vor 300 Jahren oder der böhmische Dichter Thomas Mitis“ (S. 45) übersetzt das „Hylburgus“ mit „Heilburger,“ dessen allerdings „bisher noch nirgends erwähnt worden ist.“

1) Arch. český IV., 444 ꝛc. Hauptstaatsarch. Dresden. Orig. 8335.
2) Arch. český IV., 326. Siehe auch Originalurk. 8463 des Hauptstaatsarchivs.
3) U. z. im J. 1482 Burghard, 1488 Georg, dann Felix und 1502 Apel oder Apollonius v. B. — (Liber manualis (fol. 28) in Graupen, Stadtbuch I. (p. 198) daselbst; „Memorial-Buch“ I. (p. 105) in Teplitz.
4) Landtafel Prag Instr. Nr. 2, lit. E 9.
5) Landtafel Nr. 4 lit. F F 30.
6) Landtafel Nr. 16 lit. K 18, Nr. 63 lit. ff. 21. fg., Nr. 129 lit. C 20 u. fg. — Vergl. „Mem.-Buch“ I. (p. 109 u. fg.) in Teplitz.
7) Stadtbuch I. (p. 402 u. fg.) in Graupen. — Landtafel Instr. Nr. 65 lit. E 14.
8) Landtafel Instr. Nr. 557 lit. L 37. Die von mir oft erwähnte Urk. erscheint auch bei Schaller Top. V., 119 citirt, doch nicht genau, und sind die derselben entnommenen Excerpte daselbst vielfach unrichtig.
9) Dr. Märcker Burggfth. Meißen I., 381.
10) Landtafel Instr. Nr. 14 lit. K 9.
11) (Riegger) Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen IX., 37.

Beilage I.

Victoria domini ff. ducis Saxonie contra Bohemos 1438 feria 3ia post Mauricii.

Noch gots geburt Tusent vierhundert vnd in dem achtvndrissigisten Jare am dinstage nach Mauricy vnd das dorff Selnicz genant, zcwisshir Brux vnd Belin gelegin nahe bie resperczyt habin die hochgebornen Furstin Herre Fridrich Herczog zcu Sachsen des heiligen Romischen Riches Erczmarschalk lantgraue In doringen vnd Marcgraue zcu Missen vnd herre Wilhelm Herczog zcu Brunswig die Behemen In einer wagenburg mit irem Reisigen geczuge geslagen vnd gefangen, derselben Behemen in der wagenburg waren nahe bie funf Tusenten zcu Rosse vnd zcu Fusse wehirhaftiger lute vnd die Herrn obgnant hatten nicht mehir an Reisigem geczuge domitte sie die Behmen alleyne flugen denn bie zcweytusent. doch habin sie der Behemen mit hulffe gotts bie zcweytusent erslagen vnd ouch sovyl gefangen vnd nemlich den Jungen von Sterrenberg Trefliche polaken. vnd andere houptlute die iczunt nicht stehen alle zcunennen. vyl redelicher Burger vy den Steten Sayczsch vnd lune vnd andern vmbleginden Steten vnd dorffern mehir die alle iczunt nicht wol stehen zcunennen, vnd eher zcu dem Strite gegriffen wart wurden zcu Ritter geslagen durch den hochgeborn Furstin herren Wilhelm Herczogen zcu Brunswig vorgnant disse nachgeschriben herren Grauen vnd Menne Czum erstin

Friderich Herczog zcu Sachsen.
Graue Heinrich von Schwarczburg.
Friderich Schengke von Sydaw.
Heinrich von Gera der Junger.
Otte Grave von lißnigk.
Byt von Schonemburg.
Heinrich Russe.
Ludewig Grave von Glichen.
Busse Schencke zcu Tutemberg.
Hans Schencke zcu Sumen.
Ticze von Milticz.
Jorge von Milticz.
Hencze pflug.
Nickl pflug.
Günther loser.
Hans von Schonenberg.
Nickel von Schonenberg.
Jhan von Stynicz.
Albrecht von Hugewitz.
Caspar von Malticz.
Hans von Malticz.
Heinrich von Malticz.
Peter von Malticz.
Conrat vom Stein.
Nickel pflug zcum knuthain.
Heinrich von Bunaw.
Laurin Röder.
Mennelin von Ertmanstorf.
Jorge pflug zcu Strelin.
Augstin Truxsesse.
Jorge von Bernegkel.
Nickel von Wolffistorf der alde.
Nickel von Wolffistorf der Junge.
Hencze von Birkich.
Sifrid von Schonenfelt.
Friczsche Thüne.
Cuncze vom Ende.
Bernhart von Kochperg.
Ditherich von Tutihinrode.
Herman von Harras.
Lorencze von Holbach.
Herman von Grussen.
Hans von Kutzelenbin.
Conrat von Kochperg.
Ditherich Hopfgarte.
Claus von Bangheim.
Thile von Sebech.
Friedrich von Ebirsperg.
Rudolff marschalg.
Albrecht von Brandenstein.
Heinrich von Lichtenstein zcum Hoenstein.
Hans von Schauwenberg zcur Luterborg.
Swipolt von Brandenstein.
Egkarius Schotte.
Rudolf von Bunaw der elder.
Tilich vom Hoensperge.
Albrecht von Lyndenaw.
Busse von Morungen.
Gerhart von Nossen.
Albrecht von Lipczk.
Gunther von Holdow.
Jorge Bose.
Werner von Harraß.
Fritsche von herde.
Caspar von dietstete.
Heinrich von husen.
Hildebrand von Eynsedil.
Hans Brisacher.
Luppolt von der Ruthe.
Siffrid von schonberg.

(Aus dem Hauptstaatsarch. Dresden Cop. 40, Bl. 24.)

Beilage II.

Churfächsische Beschwerden.

A. Dem alden Jacubken.

Item der Jacob hat einen verteidingt genant Melba fur sinen diener, vnd derselbe hat lute gefurtt, dem Smolikenn.

Item etliche sint ermordet vnd die Hende abegehau — wenn nemlich hafergast, geschcen durch ern Jacoffs Manne vnd diener, gnant die Buffen, vnd die Buwer zu Burffan, den, vnd ander verwandelt vnd gebessert nach fridebruchs Rechte,

Item, als dy Hoflute genomen haben vf pechaurcz Ogrecz, vnd wider heimgeritten, als sint die gebuwern vß des Toffen dorffe, der ern Jacoffs diener ist, gelouffen vnd vnser Hofeluten ein pferd erschossen vnd einen gewunt,

Item, des voits zcum Lauwenstein diener ein, ist an sent Johans tag nestuergangen, vf dem Jarmarckte, zcu Toplicz von ern Jacoffs luten, iij Rinische gulden, vnd xj Groschen, j gartel, ein Hut genomen vnd dorczu hertlich geslagen wurden, vnd er meint, der wert by deme er geczert hat, sulle wissen, were das getan habe,

Item er Jacoff, hat den Beschedigern lasen nachfolgen, vnd sint genolget durch das Stetlin Lauwenstein, des yn vnser voit doselbst gunste, Aber, als sie wider heimczogen, zcunte siner diener einer, genant Nymptsche, vnsern arme luten, zcu forstenaw zcwen huser an, vnd verbrante dy Im friden,

Item als er Niclas Bircke fur Brux rante vnde pferde nam, waren alsbalde doby ern Jacoffs dienere,

Item zcwey pferde, sin genomen wurden, dem wenczel Behem vß ern Jacoffs Stad Taplicz vnd sin ir nach gegangen vß der Stat

Item, der derlick von Sebnicz, des Jacubken man, ist auch bie der name fur Brux mitte geweft

Siben vnser Burger von Oderan haben dem Jacobken ein recht gefengniß mussen globen, vnd sich wider zcugestellen mit iren pferden, aber hundert schock zcugeben vnd haben das vorborget, dieselben Burgen gefangen wurden, die der Jacubk den yenen abedrang die sie fingen, das dieselben siben Burger von Oderan, vnd ire borgen, irer gefengnis vnd der Borgeschafft auch ledig vnd loß gesaget werden.

B. Dem Jungen, ern Jacoffe.

Item, als Beda, was zcu Comitaw, vnd wolde vns warnen, von der name wegen, die der Smolike gethan hatte, do hat er mussen globen, ern Jhan von Comitaw, das er nicht weg ryte, es were denne, mit sinem wissen, vnd da er ym zuwissen hatte getan, das er wolde, zu den vnsern gein Brux ryten, do hat er ym zcwene nochgesant von Eysenberg die an der zcit, bie ym, an der stat waren, als er sagt vnd die haben yn gefangen, 1 pferd, ein panczer vnd gerete genomen, der smolik, was doselbst vnser vihunt nicht wurden, Summa xvm ßß.

C. Dem von Jleburg.

Item der von Jlburg, hat einen gnant cleynen fenczil aber fenczel laurin, herauß geschickt, kuntschafft vßzcutragen, so danne wolt derselbe von Jlburg durch sulche kuntschafft, In vnser gleite hauwenn, zcwischen dem lichtenstein vnd der lunckewicz als derselbe fenczel Im gefenguisse zu voitsperg vngemartert bekant hat, vnd nach bekennet, derselbe danne, die zcyt ern Nicolaen von lobkowicz besessen man geweft ist,

Item Bernd von Trebin hat ein Burger von kempnicz gnant hans Arnolt, vor einem Jare, an vnser liben frauwenn abent, Natiuitatis, In einem fride, zcwischen kempnicz und Penigk gefangen yn zcehn ß genommen, yn gein Budenicz zcu deme von Jlburg gefurt, da angesmit, vnd er hat xxr ßß g. zu schaczunge mussen geben.

Hauptstaatsarchiv Dresden (Wittemb. A., Böhmen. Kapf. VI. Bl. 159 b.—161 b.).

Böhmische Dorfindustrie.

Aus der demnächst erscheinenden zweiten Lieferung von A. Jägers Dorfchronik (Gesch. v. Massersdorf, Proschwitz und Neuwald. Reichenberg 1865.)

1. Die Leinenindustrie.

Unser heimatlicher Gau ist kein gelobtes Land, in welchem die Natur in verschwenderischer Fülle ihre Gaben spendet. Das Klima, obwohl seit hundert Jahren merklich milder geworden, wird dennoch den Charakter eines ziemlich rauhen Gebirgsklimas nie verlieren und der unebene Boden, durch welchen hie und da die Granitmassen des Erdinnern hervorbrechen, wird jederzeit den Weizenfeldern des Flachlandes an Fruchtbarkeit weit nachstehen.

Schon als die Menschen hier dünne gesäet waren, und ihre einfachen Bedürfnisse an Kleidung und Wohnung meist eigenhändig besorgten: damals schon waren sie nicht im Stande, den rauhen steinigen Bergabhängen hinreichende Nahrung abzugewinnen. Sie mußten den Abgang an Brodfrüchten durch Zufuhr aus den Flachlande decken und die Mittel zu dem Ankaufe derselben durch gewerbliche Thätigkeit zu gewinnen suchen. „Was der Acker nicht trägt, muß der Buckel tragen," sagt ein Sprichwort.

Der erste recht eigentlich naturwüchsige Industriezweig dieser Gegend war die Leinweberei. Man baute Flachs, spann denselben und wob aus dem Garne Leinwand. Die hiesigen Häusler, Feld- und Auengärtner hatten genug Zeit übrig, für die Bewohner des Flachlandes, welche den Winter über mit Dreschen zu thun hatten, zu spinnen und zu weben. Fast in jedem Hause traf man daher einen oder mehrere Webstühle und die Neigung für dieses friedliche Gewerbe mit dessen Hilfsarbeiten der Familienvater die Angehörigen unter seiner Aufsicht in der warmen Stube beschäftigen konnte, war sehr allgemein und tief gewurzelt. Da waren hier oft nicht Hände genug für die vielen Webstühle das nöthige Garn zu liefern; aber auch die Bewohner des Flachlandes spannen in langen Winterabenden fleißig. Zu ihnen giengen unsere Weber und hausierten das Garn zusammen, die ärmeren wirkten um Lohn die „Hausleinwand" aus den übernommenen Garnen, die vermöglicheren „Garnmänner" dagegen kauften das Garn, um es auf eigene Rechnung zu verarbeiten. Jeder hatte schon seinen bestimmten Bezirk im „Lande" oder im „Böhmischen" mit gewissen Kunden, die sich durch Generationen forterbten und diese Beziehungen sind manchem heute noch erinnerlich. Einzelne brachten es im Spinnen und Weben zu besonderer Kunstfertigkeit. An den feinsten Strähnen hatten die Knäufe kaum die Größe von Kaffehbohnen und ein Stück (Strähne) konnte man durch einen Fingerring ziehen. Daraus wurden die glänzenden feinen Weben verfertigt, die eine gesuchte Waare auf dem Weltmarkte abgaben. Die Wiesen an der Neisse boten Gelegenheit zum Bleichen, auch wußte man das Garn für gemusterte Zeuge zu färben.

So bestand die Weberei in unseren Dorfschaften.[1]) Kaum dürfte noch jemand wissen, daß die erste Kunstweberei in Berlin durch einen Maffersdorfer begründet wurde. Das hat sich aber so zugetragen. Vor etwa hundert Jahren lebte hier ein Weber, der mochte wohl irgendwo in der Fremde die Damastweberei erlernt haben. Zu Hause richtete er sich einen Stuhl mit vielen Trittlingen ein und wirkte gezogene Tücher. Nnn hörte er reden vom preußischen Könige Friedrich II., wie dieser geschickte Gewerbsleute schätze und lohne. Da gieng unser Weber ans Werk und fertigte ein kunstreiches Tafeltuch, darauf war in gezogener Arbeit zu sehen ringsum das ganze Tafelservice, Teller, Messer, Löffel, Gabel und alles Zubehör; in der Mitte sah man Josua und Kaleb, wie sie an einer großen Stange die große Weintraube aus dem gelobten Lande ins Lager der Israeliten tragen. Nachdem das Kunstwerk vollendet war, machte sich der Meister sammt seinem Weibe auf und sie wanderten fürbaß gegen Potsdam, wo der König residirte und dort ließen sie sich dem Könige vorstellen und überreichten ihm das Geschenk. Unser Weber hatte sich nicht verrechnet. Der König nahm ihn huldvoll auf, belohnte ihn reichlich und bewog ihn sich in Berlin niederzulassen und allda eine Damastweberei zu errichten. Bei der wirksamen Unterstützung der Regierung gedieh das Unternehmen, der strebsame Mann hatte damit sein Glück gemacht und ist nimmer in sein Geburtsdorf zurückgekehrt. Schade, daß meinem

1) Nach einem Verzeichnisse von 1630 waren in Maffersdorf R. S. 24, in Proschwitz 15, Kunnersdorf 10, Reinwitz 8, Lurdorf 4. Gränzendorf 1, Friedrichswald 7 Weber. Die eigentlichen Weberdörfer waren auf Gut Siebendorf, und jene, die nicht am fließenden Wasser liegen, wo Fabriken errichtet werden konnten, wie Langenbruck, Jerschmanitz u. a. sind es bis heute geblieben.

Gedächtniß sein Name entfallen ist, ich habe die Begebenheit als Knabe oft erzählen gehört, fand aber damals keinen Anlaß, mit der Aufmerksamkeit des einstigen Berichterstatters darauf zu achten.

Wie in den umliegenden Dörfern war auch in der Stadt Reichenberg ehemals die Leinweberei in großer Blüte. Im J. 1748 zählte die dortige Zunft (auf der Herrschaft) 330, im J. 1785 sogar 400 Meister. Die Leinwebergesellen in der Stadt spielten ihren Meistern einmal einen merkwürdigen Streich, lange bevor noch jemand in Böhmen etwas von den Strikes in England wußte. Die Gesellen, welche wahrscheinlich wegen Zunftangelegenheiten unzufrieden waren, rotteten sich am 17. Aug. 1722 in der Frühe zusammen, holten in aller Stille aus dem Meisterhause die Zunftlade ab und trugen dieselbe auf den Lubokaier Berg, allwo sie im freien Felde vierzehn Tage dabei kampirten, alsdann zogen sie weiter auf den Kickelsberg bei Oberwittig und lagerten daselbst wieder acht Tage. Als den Meistern die Zeit lang wurde, kamen sie bei der Obrigkeit um Hilfe ein und Amtmann Leusner requirierte Militär. In der That zog eine Schwadron Kavallerie unter Rittmeister Koptik heran, um die widerspenstigen Gesellen einzufangen. Sie konnten jedoch nur 16 Mann davon erhaschen, welche geschlossen auf Wägen nach Reichenberg geführt wurden; die andern entkamen mit der Bundeslade nach Borkersdorf bei Ostritz. Inzwischen stieg die Verlegenheit der Meister; denn sie konnten weder Quartale halten, noch genug Waare liefern. Endlich nach Jahr und Tag konnten sie's nicht länger mehr aushalten; sie gaben ihren standhaften Gesellen gute Worte und diese stellten ihre Bedingungen zum Frieden. Sie verlangten einen neuen Vater, zwei neue Aelteste, eine neue Lade und Bestrafung jener Gesellen, welche nicht bei ihnen ausgehalten hatten. Alles wurde ihnen zugestanden, worauf die ausgewanderten Gesellen zurückkamen und sich am 29. August 1723 am Galgenberge (Töpferberge) aufstellten. Dorthin kam ihnen die ganze Meisterschaft mit der Lade entgegen und sie hielten unter klingendem Spiel ihren Einzug in die Stadt. Zu wünschen wäre, daß der Gewährsmann Rohn die Ursachen und Umstände dieses interessanten Vorfalls genauer berichtet hätte. Die Leinweberzunft ließ 1731 auf der vorgenannten Höhe zum Gedächtniß dieser Versöhnung das steinerne Steinbild des h. Johann von Nepomuk errichten, das 1781 erneuert wurde.

Wenn auch bei uns die Leinweberei keine so reichen Leute gemacht hat, wie z. B. vor 300 Jahren in Augsburg, wo ein Leinweber (A. Fugger) Millionär wurde und dem Kaiser mit Darlehen aushelfen konnte, so hat sie doch hunderten von Familien Wohlstand und behäbiges Auskommen verliehen. Aber Alles unter der Sonne ist wandelbar. Das früher so beliebte Linnen wurde nach und nach von den Baumwollwaren immer mehr verdrängt, der Verdienst unserer Weber wurde schmäler und schmäler, bis zuletzt die unermüdlichste Thätigkeit, welche das Schifflein von frühem Morgen bis nach Mitternacht rastlos hin und herschob, kaum mehr die kärglichste Nahrung zu erwerben vermochte. Die Weberei war zum Hungergewerbe geworden; wer Gelegenheit fand, griff nothgedrungen zu andern Beschäftigungen. Nachdem die Leinenindustrie lange darniedergelegen hatte, während welcher Zeit der Weber meist in Baumwolle arbeiten mußte: scheint sie in neuerer Zeit in der Maschinenflachsspinnerei ihre Auferstehung zu feiern. Die erste mechanische Flachsspinnerei errichtete hier Joseph Wondrak aus Maffersdorf in Dörfel 1861, welcher (wie auch sein Bruder Franz Wondrak in Langenbruck) in den südwestlich von Maffersdorf gelegenen Ortschaften mehrere hundert Weber beschäftigt. Eine zweite große Flachsspinnerei wird so eben (1865) in Maxdorf in Gang gesetzt. Diese Unternehmungen sind aufs freudigste zu begrüßen; denn nur auf diesem Wege kann unser erster einheimischer Industriezweig (dem nicht so leicht durch Kriege oder andere Zufälle der Bezug des Rohstoffes abgeschnitten werden kann) wieder verjüngt und zu Ehren gebracht werden.

2. Die Tuchindustrie.

Ein weiter sehr erheblicher Erwerbszweig für diese Gegend waren seit lange die Hilfsarbeiter für die Reichenberger Tuchmanufaktur.

Im J. 1255 zur Zeit als Zittau von Přemysl Ottokar II. zur Stadt erhoben und von den Herren von Berka Friedland erbaut wurde, kamen Flamänder aus den Niederlanden ins Neissethal gezogen und brachten (besonders in Görlitz) die Tuchmacherei und überhaupt die Wollweberei in Aufschwung. Von daher verbreitete sich hierauf dieser Erwerbszweig das Thal herauf bis in unsere Gegend. Bisher hat man immer geglaubt, der erste Tuchmacher in Reichenberg sei Urban Hoffmann gewesen, welcher am 11. Mai 1579 aus Seidenberg übersiedelte; indeß haben neuere Forschungen bereits für das J. 1410 Spuren einer Tuchmacherzunft in Reichenberg nachgewiesen. (Hübsch, Geschichte des böhmischen Handels Seite 284.) Die Abtretung Schlesiens an Preußen i. J. 1742 war für die hiesige Tuchmanufaktur von großem Vortheile; die Zahl der Tuchmacher wuchs und diese verdrängten nach und nach die Leinweber. Im Jahre 1748 zählte man in Reichenberg 329, im Jahre 1785 bereits 600 Tuchmacher. Das Tuchgarn wird anfangs wohl meist in der Stadt, zum Theil in den Familien der Tuchmacher selbst gesponnen worden sein. Da geschah es, daß in den französischen Kriegen die Nachfrage nach Tüchern außerordentlich vermehrt wurde. Die Zahl der Tuchmacher in Reichenberg stieg im Jahre 1795 bis auf 804, mit 480 Gesellen und 1232 Hilfsarbeitern. Während den Kriegen mit Napoleon, steigerte sich der Verbrauch des Tuches noch mehr und in gleichem Maße vergrößerte sich auch die Zahl der Meister. Für das Spinnen des Garnes nahm man allgemein die Beihilfe der umliegenden Ortschaften in Anspruch. Die Dorfbewohner trugen die Wolle auf dem Rücken aus der Stadt nach Hause, krämpelten sie mit Handkämmen auf dem bekannten Rössel, und spannen das Garn auf Handrädern. In dringenden Fällen kamen die Tuchmacher wohl auch selber um das Garn und brachten neue Wolle zum Spinnen. Das war die Zeit, wo das Geschäft gleichsam von selber gieng und sie ist heute noch vielen in sehnsuchtsvoller Erinnerung. Allein die Zeiten wechselten, und das Maschinenwesen hatte auch in diesem Industriezweige einen vollständigen Umschwung zur Folge.

Seit 1775 der Engländer Arkwright die Spinnmaschine erfunden hatte, reichte eine Vervollkommnung der andern die Hand und betriebsame Völker wetteiferten in deren Benützung. Als nun nach dem Wiener Frieden der Verkehr unter den Völkern freier wurde, wollten sich bald keine Käufer mehr auf unsere rauhen, aus grobem Handgespinnst gefertigten und dabei theueren Tücher finden, da bessere und billigere Waare genug auf den Markt gebracht wurde. In der That war denn auch bald die Zahl der Reichenberger Tuchmacher seit 1813 bis 1818 von 700 bis auf 300 gesunken und unsere Tuchindustrie hätte verkümmern müssen, wie die Leinenindustrie verkümmert war: wenn man nicht den Abgrund noch rechtzeitig erkannt und davon abgelenkt hätte.

Vereinzelte Anfänge zum fabriksmäßigen Betriebe der Tuchindustrie waren allerdings schon früher gemacht worden. Im J. 1800 hatte bereits J. G. Berger die erste Fabrik in Reichenberg errichtet. Im J. 1806 wurde von Franz Ulbrich aus Reichenberg die obere Bergmühle in Katharinberg in eine Tuchfabrik verwandelt, woraus die jetzige Fabrik von Anton Trenkler und Söhne entstanden ist. Im J. 1808 führte Ferd. Röhnheld in der Bergerschen Fabrik die ersten Maschinen ein. Die Katharinberger Bergschlucht, durch welche die schwarze Neisse mit einem Gefälle von mehreren hundert Fuß als Wildbach sich herabstürzt, bot der nahen Stadt eine Fülle von Wasserkraft zur Anlage von Spinnfabriken. Dort wurde denn auch gleichsam eine Fabrik an die andere gereiht und so das ganze

Thal in eine große Werkstätte umgewandelt. Wohl zwanzigmal wird hier das Wasser durch Wehre aufgestaut, die freien Fluten der Neisse werden gleichsam gefesselt und in die finstern Kerker der Radstuben geführt, um die schweren Räder umzudrehen und die Arbeit von tausend Menschenhänden zu verrichten. Im J. 1860 gab es hier 23 Fabriken, wo 85 Satz Krempeln, 203 Hand- und 85 Kraft-Spinnmaschinen mit 22,370 Spindeln betrieben wurden und 8500 Ctr. Streichgarn geliefert werden konnten.

Auch an der eigentlichen Neisse, und deren Zuflüssen wurden, wo nur irgend ein Wassergefälle sich vorfand, Fabriken errichtet. So setzte Franz Elstner in Maffersdorf die erste Spinnmaschine in der Mühle Nr. 78 um d. J. 1818 in Betrieb und baute sodann nach einander die zwei Spinnfabriken am Proschwitzer Floß in „Prads Hölle" und veranlaßte 1822 den Bau der Fabrik Nr. 228 neben der Neuwalder Mühle. Im J. 1824 baute Gottfried Hartig aus Reichenberg die Fabrik Nr. 117 neben der Proschwitzer Mühle, 1833 Joseph Trenkler die 1835 durch Philipp Schmidt in Betrieb gesetzte Tuchfabrik Nr. 42 in Proschwitz, im Brandelthale wurden einige Schleifmühlen in Fabriken umgewandelt.

Die Einführung dieser Spinnmaschinen erregte unter der Bevölkerung große Sorge. Die Bestürzung war eben so groß wie das Erstaunen, als man 60 und mehr und immer mehr Fäden auf einen Zug spinnen sah. Man glaubte nicht anders, als daß die Besitzer der durch jede Spinnmaschine entbehrlich gewordenen 59 Paar Hände zum Hungertode verurtheilt seien. Doch mit der vervollkommneten und vermehrten Produktion stieg auch der Waarenabsatz und alle Hände fanden auf diese oder jene Art leicht wieder Beschäftigung. Diese Erfahrung beruhigte anfangs die Gemüther, und dies um so leichter, als der Spinnerlohn, bevor eine hinreichende Anzahl Arbeiter eingeübt war, hoch stand und längere Zeit hindurch ein anständiger blieb.

Indessen wurde das Maschinenwesen immer mehr vervollkommt, die Krempeln und Spinnmaschinen vergrößert, die Scheermaschinen und Walken so eingerichtet, daß mit der gleichen Arbeitskraft das 10- bis 50fache geleistet wurde. Beim Tuchrauhen mit Handkarden (einer sehr anstrengenden Arbeit) hatten viele starke Männer von Radel und Reichenau Beschäftigung gefunden. Durch die Rauhmaschinen ward den meisten derselben ihr bisheriger Broderweb abgeschnitten. Die Erfindungskraft ließ keine Gränze wahrnehmen. Wenn nun zeitweilig Geschäftsstockungen eintraten und Lohnherabsetzungen stattfanden, bekamen die Arbeiter Angst, die Maschinen möchten am Ende Alles von selbst machen und sie um ihren Erwerb bringen. Mit Einführung jeder neuen Maschine geriethen sie dann in heimliche Wuth und brüteten über Plänen zur gewaltsamen Vertilgung derselben. Hiezu kam, daß das Verhältniß zwischen ihnen und den Fabrikanten keineswegs geregelt war, Krankenkassen und andere das Loos der Arbeiter sichernde Anstalten waren beinahe gänzlich unbekannt.

So geschah es, daß die Fabriksarbeiter im Katharinberger Thale, als wiederum neue Maschinen eingeführt wurden, zur Selbsthilfe greifen zu müssen glaubten. Am 3. Juli 1844 rotteten sie sich zusammen, zerschlugen in einigen Fabriken von Althabendorf, Machendorf, Hammerstein und Rosenthal die neuen Maschinen, verwüsteten Waaren und verübten andere Gewaltthätigkeiten. Der Zug war lavinenartig bis zu 1000 Mann angewachsen, als ihnen auf der Rosenthaler Brücke das Reichenberger Schützencorps unter Hauptmann Karasek entgegentrat, sie vom Einzuge in die Stadt abhielt und zerstreute. Am 4. Juli rückten 2 Escadrons Hardegg-Kürassiere und am 5. Juli 4 Kompagnien Wellington Infanterie in Reichenberg ein zum Schutze der Fabriken. Bei der über den Aufruhr eingeleiteten Untersuchung wüthete der Stock erbärmlich unter den irregeleiteten Arbeitern.

Seither hat man sich über die Fortschritte des Maschinenwesens wieder vollkommen beruhigt, da man eingesehen hat, daß die durch Maschinen entbehrlich ge-

machten Hände bald wieder eine neue Beschäftigung finden, und daß gegenwärtig schon vielleicht mehr Maschinen im Gange sind, als früher einzelne Spindeln gedreht wurden. Als der Maschinen zu viel wurden für die vorhandenen Wasserkräfte, wurde die Dampfkraft zu Hilfe genommen. Der von Karl Herzig 1833 gegründete Kohlenbau-Verein schloß die Braunkohlenschätze des Zittauer Beckens auf für die Betreibung von Dampfmaschinen und die im J. 1859 eröffnete Eisenbahn erleichterte vollends die Zufuhr des Brennstoffs aus entfernteren Gegenden.

Eine Hilfsarbeit der Reichenberger Tuchindustrie ist dem Maffersdorfer Thale fast ausschließlich eigen — die Tuchleistenfabrikation (Zwisten) Hier und in Prosch-witz leben eine Anzahl Familien von diesem Geschäfte und versorgen nicht nur die Tuchmacher von Reichenberg mit dem Garn für die Salbänder der Tücher, sondern manche führen es auch über die Gränze bis Görlitz, Sorau und Kottbus. Zu diesem Zwistengarn wird die geeignete starkhaarige Wolle aus Prag bezogen, zu manchen Sorten werden auch Ziegen- und Kälberhaare verwendet. Das Garn wurde früher ausschließlich auf Handrädern gesponnen, jetzt gibt man es mit Annahme der stärksten Sorten auch auf Maschinen. Es wird gezwirnt (gedoppelt), in Strähne (Stücke) zu 2 Pfd. geweift und entweder roh oder gefärbt (meist hochgelb) zum Verkauf gebracht.

Während die Männer den Wolleinkauf besorgen, geschieht der Vertrieb des Garns in die Stadt öfters durch Frauen, wodurch eine gewisse Gastfreundschaft zwischen ihnen und den Stadtfrauen unterhalten wird. Diese machen zur Sommerszeit mit ihren Kindern gern Ausflüge aufs Land, wo denn von ihren Lieferantinen Alles aufgeboten wird, um die geehrten Kundschaften mit Milch, Obst und Kaffeh angenehm zu bewirthen.

Die Dosenfabrikation in Reichenau.

Reichenau war früher ein Spinnerdorf. Tausende haben hier von der Kindheit bis zum Greisenalter am Rocken ihren Lebensfaden ausgesponnen.

Als nun die Baumwollindustrie die Spinnerei verdrängte und das Garn kaum mehr galt, als der Flachs kostete; da kam für die Reichenauer eine recht harte, traurige Zeit. Die kleinen Wirthschaften gaben ihren Besitzern nur ein dürftiges Auskommen, das Korn, das einer etwa zum Verkaufe erübrigen wollte, mußte abgedarbt und dafür desto mehr Hafer zum Brode verwendet werden. Gewöhnlich bestritt man die unentbehrlichsten Ausgaben vom Ertrage der Viehzucht, indem man die Butter verkaufte, statt sie zu genießen. Die Häusler mit wenig oder gar keinem Grundbesitz fristeten ihre kümmerliche Existenz durch mühsame, in der Nähe oder in der Ferne aufgesuchte Taglöhnerarbeit.

Es verdient daher jener Mann, welcher in diesem Orte eine neue gewerbliche Thätigkeit ins Leben rief, als Wohlthäter der Bevölkerung in dankbarer Erinnerung behalten zu werden. Dieser Mann war Johann Schöffel, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Reichenau die Dosenfabrikation einführte.

Schöffel gehört zu jenen Männern, welche bei Durchführung ihrer Pläne jederzeit mit außerordentlichen Schwierigkeiten, Hindernissen und Unfällen zu kämpfen haben. Schon sein Vater Johann Georg Schöffel hatte ein bewegtes Leben geführt. Früh verwaiset, stand er während der preußischen Kriege nacheinander in österreichischen, französischen, preußischen und endlich wieder in österreichischen Kriegsdiensten und ward dabei auf den Schlachtfeldern Deutschlands, der Niederlande und Italiens herumgetrieben. In seinem abenteuerlichen unstäten Leben war sein Weib Rosina stets seine treue Begleiterin. Als Invalid in seinen Heimatsort Reichenau zurückgekehrt, erhielt er von der Gemeinde ein Häuschen, worin er in Frieden sein Leben vollendete.

Nach seinem Tode trieb sich der 14jährige Johann während einer Theuerung

mit seiner vielgewanderten Mutter durch drei Viertel Jahre bettelnd in Oesterreich herum. Nachher kam er in Böhm.-Kamnitz zu einem Manne welcher aus Thon Figuren bildete und auch in Wachs poussirte. Der Bettelsjunge, der längst alle Schüchternheit verlernt hatte, griff nach dem bereitliegenden weichen Thon und versuchte eine Nachbildung und da er hiebei Talent zeigte, so behielt ihn der Kamnitzer Künstler bei sich. Als Schöffel seinem Meister alles abgelernt hatte, was von ihm zu lernen war, beschloß er auf seine Kunst zu reisen. So kam er nach Zittau, wo er in einem Gasthause Quartier nahm und den Gästen seine Dienste in Anfertigung von Wachsportraits anbot. Allein, da Schöffel ärmlich gekleidet war, hielt man ihn für einen Vagabunden und niemand zeigte Lust, bei ihm sein Ebenbild zu bestellen; er diente vielmehr zur Zielscheibe des allgemeinen Witzes. Endlich sprach die Magd des Hauses: Wenn er vier Groschen dafür nehmen wolle, möge er sie abkonterfeien, mehr werde seine Arbeit ohnehin nicht werth sein. Schöffel, dem es nur darum zu thun war, seine Kunstfertigkeit zu zeigen, gieng bereitwillig auf den Antrag ein, und als das Bildniß trefflich gelungen und bis auf die spöttische Miene der Magd täuschend ähnlich war, gieng die Verachtung der Spötter rasch in beifällige Bewunderung über. Zahlreiche gut bezahlte Bestellungen verschafften ihm bald die Mittel, neu gekleidet nach Dresden zu reisen. Dort lebte Schöffel in beständiger Ausübung seiner Kunst, worin er zu immer größerer Vollkommenheit gelangte. Er fertigte zahllose in Wachs poussirte Portraits, darunter die vieler hochgestellter Personen, da er selbst in Hofkreisen bekannt geworden war. Von den Portraits des Kurfürsten August III. von Sachsen und seiner Gemahlin, die ihm besonders gelungen waren, wurden zahlreiche Nachbildungen bei ihm bestellt. Am kurfürstlichen Hofe machte Schöffel auch die Bekanntschaft des Kammermädchens Katharina Beck aus Dobreschan in Böhmen, und verehelichte sich mit derselben. Viel Zeit verwendete Schöffel in Dresden auf Anfertigung von Formen zu mancherlei Menschen- und Thiergestalten. Als er aber nachher sein Glück weiter suchte, wurden ihm die vielen Thonformen zur Uiberlast, so daß er in Hamburg einige Kisten davon in die Elbe schüttete. Von nun an trieb er sich durch 18 Jahre unstät in allen Theilen Deutschlands umher, indem er überall seine Kunst nach Brot führte. Wie er nun seine Lust am Herumschweifen sattsam gebüßt, viel gesehen und viel erfahren hatte, und dabei älter geworden war, wandelte ihn die Sehnsucht an nach einer festen Existenz und geregelten Lebensweise. Er dachte an sein Heimatsdorf Reichenau, allenthalben in der Welt ist's schön, zu Hause aber am schönsten. Zur Ausübung seiner Porträtirkunst war aber Reichenau nicht der Ort und er mußte auf eine andere Beschäftigung sinnen. Da er mitunter auch in Papiermaché gearbeitet und die Verfertigung von Dosen aus diesem Stoffe gelernt hatte, so faßte er den Plan, in seiner Heimat, wo so viel Hände nach Arbeit verlangten, die Dosenfabrikation einzuführen.

Seine Geldmittel reichten hiezu jedoch nicht aus. Schöffel wandte sich daher bittweise an die Gutsherrschaft seines Heimatsortes und erhielt auch wirklich vom Grafen Philibert Emanuel Waldstein ein Darlehen von 300 fl. und nebstdem 500 Stämme Holz zum Bau eines Fabriksgebäudes. Mit einem ihm befreundeten Maler, Albert, und einem Kaufmanne, Griner aus Prag verbunden gieng Schöffel nun ans Werk. Während das Fabriksgebäude gebaut wurde, wurden vorläufig in vier anderen Häusern die Arbeiten aufgenommen. In einem dieser Häuser waren vier Drechsler, im anderu 16 Schleifer, im dritten unter Alberts Leitung 6 Malerlehrlinge, im vierten aber wohnte und wirkte Schöffel selber. Aller Anfang ist schwer, dieser wars besonders, die ersten Versuche in dem neuen Geschäfte gelangen nicht nach Wunsch und die Ablieferung der Waaren verzögerte sich weit über die bestimmte Zeit hinaus. Der Credit gieng zur Neige, oft wiederholte Vertröstungen verloren endlich ihre Wirkung, die Arbeiter murrten wegen rückständiger Löhne und wurden lässig, eine zum Lackfieden erbaute Hütte

gieng in Flammen auf und so häuften sich die Verlegenheiten und Unfälle. Der Maler Albert gab seinen Compagnon verloren und gieng bei Nacht und Nebel davon, auch der Kaufmann Griner verlor die Geduld und zog sich aus dem Geschäfte. An Schöffels Seite stand jetzt nur noch sein Bruder Ignaz. Mit dessen Hilfe kam es endlich dazu, daß dieser die erste Oefenlieferung nach Prag abführen konnte. Allein dort kam er übel damit an. Die früher ungeduldig auf die Oefen gewartet hatten, mochten nichts mehr davon wissen, indem sie mancherlei Fehler daran auszustellen hatten. Ignaz Schöffel mußte die Oefen verhausieren und von dem Erlös konnte kaum der vierte Theil der dringendsten Schulden bezahlt werden. Nach mehren vergeblichen Versuchen endlich glückte es Schöffel, seine Oefen den Pragern Kaufleuten recht zu machen. Er hatte eine Partie seiner Oefen an den Mann gebracht und nachdem er die Träger nach Hause abgeordnet und dem einen 80 fl. zur Bestreitung der dringendsten Zahlungen mitgegeben hatte, reiste er selber nach Dux, um sich dort seinem Gönner, dem Grafen Waldstein vorzustellen und ihn durch persönliche Auseinandersetzung zu fernerer Geduld zu bewegen, da er ihm nun schon 3300 fl. schuldig geworden war. Allein ein unglücklicher Zufall vereitelte abermals seine Hoffnungen. Auf der Rückreise von Prag kehrten seine Träger zu Münchengrätz in der Kirche ein und dort wurde dem einen das anvertraute Geld aus der Tasche gestohlen. Nun wuchsen dem vom Mißgeschick geplagten Manne die Verlegenheiten über den Kopf. Die Arbeiter, die er nicht bezahlen konnte, ergossen sich in Schmähreden gegen ihn und er war kaum in seinem eigenen Hause vor Mißhandlungen sicher. Das Geschäft stockte, die ihm von der Herrschaft gewährte Frist verstrich, ohne daß Schöffel im Stande gewesen wäre, seine Zusagen zu erfüllen. Seine Habseligkeiten wurden gepfändet; er selbst griff zum zweitenmale zum Wanderstabe, um wieder zu porträtiren. In Warmbrunn traf er viele reiche Cavaliere aus Polen und Rußland, die ihm seine Arbeiten gut bezahlten. Das Geld, was er auf diese Weise erübrigte, schickte er von Zeit zu Zeit nach Hause, um seine Schulden zu bezahlen und seinen ehrlichen Namen zu retten. Den zweiten Sommer machte er eine Kunstreise nach Wien und gieng von dort nach Venedig, wo er er drei viertel Jahr verweilte. Eben war er willens nach Rom zu reisen, und hatte seine Sachen schon gepackt, als er jählings erkrankte und zu seinem großen Verdruße zurückbleiben mußte. Sein Aerger aber verwandelte sich bald in Freude, als er kurze Zeit nachher vernahm, das Schiff, auf welchem er absegeln wollte, sei mit Mann und Maus zu Grunde gegangen.

So gut Schöffel durch seine Kunst sich ernährte, so ließ ihm der Gedanke an sein Oefengeschäft doch keine Ruhe. Er kehrte über Wien nach seiner Heimat zurück, um seinen früheren Plan nun zur Ausführung zu bringen. Damals wohl ist es auch gewesen, daß er mit Kaiser Josef zusammentraf, welcher ihn zur Wiederaufnahme seines Planes mit 2000 fl. unterstützt haben soll.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat warf sich Schöffel mit erneuertem Eifer, reicher an Erfahrungen und Mitteln, auf das Oefengeschäft. Langsam und sicher gieng er dabei zu Werke und als er die erste Partie Waaren vollendet hatte, reiste er damit selbst nach Prag, um sie da zu verkaufen. Hier spielte ihm nun das Schicksal seinen letzten Streich. In Prag angekommen setzte Schöffel nämlich sein Waarenpaquet im Gasthause zu den drei Amseln ab und gieng in der Stadt herum, Abnehmer zu suchen. Bei seiner Rückkehr aber war das Paquet verschwunden und er mußte sich mit Grobheiten abfertigen lassen. Er hatte nicht einmal so viel Geld, als er zur Heimreise bedurfte. Rathlos schlenderte er daher durch die Straßen und wußte nicht was anzufangen. In dieser Noth brachte ihn der Zufall mit zwei Männern zusammen, die ihn nicht nur wichtige Vortheile in der Oefenfabrikation lehrten, sondern auch mit ihm sich verbanden. Der eine, Georg Schmidt aus Schwaben, legte seine Baarschaft von 60 fl. im Geschäfte an,

der andere war aus Oberstein und brachte das Graffieren zu größerer Vollkommenheit.

Jetzt kamen die Tage der Ernte für Schöffels mühevolle Aussaat. In seiner letzten Lebenszeit konnte er sich an dem Gedeihen und Wachsen des von ihm begründeten Industriezweigs erfreuen, welcher sich besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts kräftig entwickelte. Schöffel starb am 7. Apil 1830, in einem Alter von 80 Jahren.

Nach seinem Tode übernahm sein Schwager Hofrichter das Geschäft, durch die Nachkommen seines Bruders Ignaz wurde die Dosenfabrikation weiter im Orte verzweigt.

Im J. 1864 waren bei der Dosenfabrikation in Reichenau 280 bis 300 Menschen beschäftigt welche des Jahres 12000 bis 15000 Dutzend Dosen aller Formen, auch Futterale, Federbüchsen und andere Sachen aus Pappendeckel anfertigten, hauptsächlich unter den Firmen Ed. Schöffel, Josef Schöffel, A. Schöffel und F. Hofrichter. Der Markt für die Erzeugnisse dieser Industrie ist vorzugsweise Italien, Rußland und Amerika. Die Arbeitslöhne sind jetzt freilich sehr herabgedrückt. Für die Vollkommenheit der Erzeugnisse sprechen die Auszeichnungen, die ihnen bei der Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte in Prag 1836, bei der Weltausstellung in London 1852 und bei der allgemeinen deutschen Industrieausstellung in München 1854 zu Theil wurden.

Eine Hilfsarbeit der Dosenfabrikation, die Malerei, hat sich in Reichenau zur Selbständigkeit entwickelt. 50 bis 60 Maler fertigen nicht nur die Dosengemälde, sondern auch mancherlei andere Malereien auf Blech und Leinwand, Fahnen und Heiligenbilder.

Maffersdorf. **A. Jäger.**

Miscellen.

Kaiser Mathias verleiht der Stadt Böhmisch-Wiesenthal ein Stadtwappen d. d. Prag, 3. October 1616.

Wir Matthias von Gottes gnaden Erwölter Romischer Khaiser zu allen Zeitten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungern, Behaimb, Dalmatien, Croatien vnnd Sclavonien ꝛc. Khunig Erzherzog zu Osterreich, Herzog zu Burgundt, Marggraff zu Märhern, Herzog zu Lutzemburg in Schlesien, zu Brabandt, zu Steyer Cärndten, Crain, Wierttemberg vnnd Tegkh ꝛc. Furst zu Schwaben, Marggraff zu Laufiz Gefürster Graff zu Habspurg, zu Tyrol, zu Pfierdt, zu Khyburg vnnd zu Görz, Landtgraf in Elsaß, Marggraff des Heyligen Römischen Reichs ob der Enns vnnd zu Burgaw, Herr auf der Windischen March zu Porttenaw vnnd Salms ꝛc. Bekhennen offentlich mit disem Brieff vnnd thuen khundt Allermenniglich Daß Vnns die Ersamben vnnsere liebe getreuen N. Richter vnnd Geschworne, sambt der ganzen Gemain des Percksstädtleins Wisenthal auf Behmischer Seitten, vnderthenigist furgebracht vnnd zu erkhennen geben wie daß durch die Gnad vnnd den Segen des Allmechtigen berüerttes Perchstädtlein Wisenthal nunmehr nicht allein an gebew vnnd Wohnheußern sondern auch an mennig des Volckhs vnnd andern der massen auf- vnnd zugenomben, daß Sy neben andern erlangten Perckhwercks freyhaiten auch aines Stadt Wappens vnnd Clainots bedürfftig weren, Mit gehorsambister bitt, Ihnen aus Khayser- und Khuniglichen Gnaden dergleichen aines von newen zuuerleyhen, vnnd Sy damit zu begaben vnnd zuuersehen, Wann Wir dann gnedigist angesehen solche Ihre vnderthenigiste bitt, auch betrachtet haben den khunfftigen nuz, so Vnns vnnd vnnserm Khünigreich Behaimb durch dieses Perckh-

städtleins auffnemben vnnd wolstandt entstehen khan, so wol daß solches zu erhaltung guetter Policey Ordnung vnnd allerseits richtigkait dienstlich, welches alles Wir dann nach dem besten zubefurdern, ohne das in gnaden genaigt sein. Derowegen aus wolbedachtem mueth, zeittigem vorgehabtem Rath vnnd rechter wissen, haben wir ermelten Perckhstädtlein Wisenthal diß hernach geschriebene Wappen vnd Clainot Mit Namben ainen nach der langs halb abgethailten Schildt, darinnen im grundt oder Thal aine gruene Wiesen, dessen Schildts hinderlinckhes thail weiß oder Silber in mitten desselben ain Rotter Palckhen oder Strassen vber Zwerch gehendt, Im vndern bemelten weisser feldt Schlegel vnnd Eyssen, Creutzweiß vbereinander geschrenckht, Im Obern aber ain Roth oder Rubinfarbe doppelte Lylien erscheint, Das vordorthail aber Roth oder Rubin: in welchem auf bernertter halber Wiesen ain weiß oder Silberfarber Löw für sich auffrechts stehendt in seinen bayden vordern Pranckhen ainen von ettlichen Metallen schein; oder glantz den Perckh'offen vbersich haltendt, mit offnem Rachen, Roth ausgeschlagner Zungen vnnd zurückh auffgeworffnen doppelten Schwanz, Vnnd vmb obgedachten Schildt außwerts mit ainem gruenen ausgeschnittenen Crantz getziert, bayderseits auf ainen gruenen Feldt Zweene Perckh Knappen gegenainander öber stehendt erscheinen, welcher vorder ohne Barth vnnd der Ander in ainem braunen Knebel Barth, vnnd genanten Schildt, als der Aine zur Rechten: mit der linckhen seitten mit der rechten handt halt: oder führendt, vnnd die andere bayde hännde auf die hüfft setz: oder stützendt, angethan in braunen Klaidern auf Teutsche Manier, vornen mit gelben Knopfflein am Wammes, auch weissen Strümpfe, vnnd schwartzen Schuehen, vmbgürttend mit ainem schwartzen Perckhleder, vnnd auf den Köpffen weisse spitzige Hauben habendt von schwartzen Pörtlein gebramt, Inmassen dann solich Wappen vnnd Clainot inmitten diß vnnsers Khayser: vnnd Khuniglichen Brieffs gemahlet, vnnd mit Farben aigentlicher ausgestrichen ist, von newem gnediglich verliehen vnnd gegeben, Verleyhen vnnd geben Ihnen solches aus Römischer Khayserlicher, auch Hungerischer vnnd Behaimbischer Khuniglicher Macht vnnd vollkommenhait hiemit wissentlich in Crafft diß Brieffs, Mainen, setzen vnnd wollen, daß Sy sich dessen in allen vnnd Jeden Ihren offnen vnnd verschlossenen Brieffen, Contracten, Schlueßhandlungen, Missiuen Khundtschafften, Ausschreibungen vnnd sonnst all andern Stadt Zierden, wie des namben haben, vnnd Sy für Erbar, Zimblich vnnd guet ansehen mag, gegen Menniglich hohes vnnd Nideres Standes, wie andere vnnseres Khunigreichs Behaimb vnnd dessen Incorporirten Länndter, Perckh vnnd andere Städte, so Wappens Privilegia haben, gebrauchen gemessen vnnd sich dessen erfreuen sollen vnnd mugen von Allermenniglich vnuerhindert, Vnnd gebietten darauf allen vnnd Jeden vnnsers Khunigreichs Behaimb, sambt desselben Incorporirten Lannden Vnderthanen, wes Wurden, Standts, Ambts oder weessens die sein hiemit Ernstlich vesstiglich, vnnd wollen, daß Sy nun hinfuro mehrermelte Innwohner vnnd gantze Gemain des Perckhstädtleins Wisenthal jetzige vnnd khunfftige an disem Ihren von Vnns redlich erlangten Wappen nicht hindern noch Irren auch solches niemandts andern von Ihrent wegen Zuthuen gestatten, sonndern Sy viel mehr darbey schutzen, schirmin, handthaben vnnd geruehiglich verbleiben lassen, Als lieb ainem Jeden sey vnnser schwere Ungnad vnnd darzue ainen Peen nemblich Funff vnnd Zwaintzigk Marckh Lottiges Goldts Zuuermeyden, die ain Jeder, so offt Er frauentlich hierwider thette, halb in vnnser Cammer, vnnd den andern halben thail vielberuertten Innwohnern des Perckhstädtleins Wisenthal Jetzigen vnnd khunfftigen vnnachlesslich Zubetzahlen verfallen sein soll, Doch andern, die villeicht disem vorgeschriebenen Wappen gar oder Zum thail gleichsfuhreten, an Ihren Wappen vnnd Rechten vnuergriffen vnnd vnschedlichen Zu Vrkhundt diß Brieffs besiegelt mit vnnserm Khuniglichen anhangenden Innsiegel, Geben auf vnnserm Khuniglichen Schloß Prag den dritten Tag des Monats Octobris Nach Christi vnnsers lieben Herrn vnnd Seeligmachers Geburtt in Ain Tausent Sechshundert vnnd Sechtzehenden Jar, Vnnserer Reiche des Römischem im

Junfften, des Hungerischen im Achten vnnd des Behaimbischen im Sechsten Jar. Matthias

mpr.

Pergamenturkunde, an welcher das kaiserliche Siegel fehlt, so wie die colorirte Abbildung des Stadtwappens von Wiesenthal, das in der Urkunde selbst beschrieben wird und zu welchem eine leere Stelle vorhanden ist. Wahrscheinlich kam dieses Diplom durch die Erulanten nach Zittau, wo dasselbe gegenwärtig in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird.

Zittau. Dr. **C. A. Tobias.**

Ursprung der böhmischen Krönungssteuer.

Im J. 1472 verwilligten die Stände zur Krönung Wladislaws von jedem Kopf eines wirklich angesessenen Unterthanen zwei Groschen. Im J. 1509 wurde nach der Krönung Ludwigs dem Könige verwilligt, vom Herrn- und Ritterstand, auch von allen jenen, welche Capitalien auf Interessen gehabt, die Hälfte des jährlichen Zinses, von den Prager und andern Städten zwei Groschen von jedem Kopf zu geben. Im J. 1562 wurde dem Könige Max zu seiner und der Königin Krönung bewilligt, erstlich dem König der einer jeden Obrigkeit von ihren Unterthanen um S. Galli verfallene halbjährige Zins und der Königin ein Viertel dessen, also im Ganzen drei Viertel des halbjährigen verfallenen Zinses. Im J. 1575 bewilligte man dem Kaiser Rudolf die Hälfte des halbjährigen Zinses, insoweit es die begüterten Inwohner betraf, diejenigen, so keine Güter hatten, gaben die Hälfte der halbjährigen Interessen ihrer Capitalien. In den Jahren 1611 und 1617 hielt man es auf gleiche Weise bei der Krönung des Königs Mathias und des Königs Ferdinand. Zur Krönung Ferdinands des III. im J. 1637 bewilligten die Stände die Hälfte halbjährigen Zinses, so die Unterthanen ihren Obrigkeiten zu geben pflegten (ungefähr 200000 fl.). Aus dem Archiv des k. k. Staatsministeriums.

Wien. **J. V. Göhlert.**

Sagen aus Hirschberg.

Der Saukamm.

Mitten in der Stadt Hirschberg erhebt sich ein Hügel, der sogenannte Saukamm. Der Name wird von folgender Geschichte hergeleitet. Vor Zeiten lief ein Fußsteig über jenen Hügel und mündete in die Gasse aus, die jetzt „die Steingasse" heißt. Dort mußte der Nachtwächter immer auf seinen nächtlichen Wanderungen hinübergehn. — Einmal kam er um Mitternacht an diesen Ort, da sah er plötzlich vor sich eine Sau, welche überall, wohin sie trat, feurige Spuren hinterließ. Als er näher kam, verschwand sie. Die Spuren ihrer Klauen konnte man, in den Stein eingedrückt, bis zum Jahre 1842 sehen, zu welcher Zeit die Stadt Hirschberg fast gänzlich niederbrannte.

Anmerkung. Sagen von einer gespenstigen Sau kommen vor: in Westfalen (Kuhn Westf. Sagen 1. 327 fg.) in Mähren (Vernaleken Mythen und Bräuche 135), wo ein feuersprühendes Schwein erwähnt wird, das an der Anhöhe Srčow auf Erlösung wartet, wie die weiße Frau, ferner im preuß. Samlande, wo der Teufel als Schwein sich tragen läßt (Reusch, Sag. 93) in der Schweiz (Rochholz Naturmythen 72) und in vielen anderen Gegenden. (Siehe Wolf Beiträge 2, 407 ffg.)

Der Königstuhl.

Auf der Burg Bösig, die ungefähr eine Stunde von Hirschberg entfernt ist, hielt sich gern König Karl (Kaiser Karl IV.) auf, um dort zu jagen. Auf einer dieser Jagden hielt er ein Mittagmahl auf einem an der Straße zwischen

Hirschberg und dem Dorfe Haidemühle gelegenen Steine, der seit dem Königstuhl genannt wird. Dort soll auch noch jetzt der Geist dieses Königs um Mitternacht umgehen.

Anmerkung. König Karl kommt in böhmischen Sagen selten vor, Karl d. IV nur in der Sage vom blinden Jüngling (Grohmann, Sagenbuch, 1, 60).

Der schwarze Pudel.

Am südlichen Ende der Stadt Hirschberg erhebt sich der Čepel, ein Felsen, an dessen Fuße ein Teich gleichen Namens liegt. Einst stand auf der Spitze des Felsens eine Kapelle, nach welcher, dem Stiftungsbriefe gemäß, jährlich eine Procession geführt werden sollte. Im Laufe der Zeit gerieth jedoch der Stiftungsbrief und die Procession in Vergessenheit. Zur Strafe dafür läßt sich jedes Jahr ein schwarzer Pudel am Teichdamme sehn und wenn dies geschieht muß jemand ertrinken.

Anmerkung. Die Sagen von gespenstigen schwarzen Hunden, deren Erscheinen einen Todesfall anzeigen, sind sehr allgemein vergl. Kuhn, Westf. Sagen, 1, 142 fg. Grohmann, Aberglauben, 1, 187. Die Heiden glaubten, der Todesgott schicke einen oder auch zwei Hunde aus, um die Seele des Menschen, welcher sterben sollte, abzuholen. Bei den Indern ist der eine dieser Hunde schwarz der andere scheckig (Atharva-Veda 8, 1, 9). Aus diesem heidnischen Glauben sind nun in christlicher Zeit die Sagen von den gespenstigen schwarzen Hunden entstanden.

Das Buschweibchen.

Auf dem Schattenberge unweit Hirschberg hielt sich sonst das Buschweibchen auf, von dem man sich viele Geschichten erzählt. So gieng einmal ein Mädchen in den Wald, um Blätter und Streu einzusammeln. Schon wollte sie sich wieder auf den Heimweg begeben, als sie plötzlich das Buschweibchen vor sich stehen sah, das warf ihr eine Handvoll Buchenlaub in die Schürze, das Mädchen jedoch warf aus Furcht das Laub weg und lief nach Hause. Dort sah es an der Schürze etwas funkeln. Einige Blätter Buchenlaub waren daran hängen blieben und hatten sich in Gold verwandelt. Von dem weggeworfenen Laube aber war keine Spur mehr zu finden. — Ein anderes Mal giengen zwei Leute von Hirschberg in der Nacht zum Fuße des Schattenberges, um einen Baum zu stehlen, den sie sich den Tag zuvor ausgesucht hatten. Als sie über den Kreuzweg schritten, der etwa 300 Schritte vom Schattenberge entfernt ist, sahen sie plötzlich ein schwarzes Pferd mit feurigen Augen, das sie anglotzte. Die Männer erschracken und liefen nach Hause. Das Buschweibchen hatte sich in das Pferd verwandelt, um den Holzfrevel zu verhindern. — Einst giengen einige alte Weiber in den Stadtwald um Holz zu sammeln. Da trat das Buschweibchen vor sie hin und sang:

Geht hinauf in den Schlattenberg,
Und nehmt euch Holz so viel ihr wollt;
Denn ich komm nicht mehr in dieses Land,
Als bis es kommt in Fürstenhand.

Darauf verschwand es vor ihren Blicken und ward seither nicht mehr gesehen.

Anmerkung. Die Sagen vom Buschweibchen auch in der Gegend von Rumburg (Vernaleken, Mythen und Bräuche S. 242) die Abschiedsverse des Buschweibchens werden sonst in der Regel von den abziehenden Zwergen gesungen. (Grohmann, Sagenbuch. 1, 177.)

Hirschberg. E. C.

Geschäftliche Mittheilungen.

Preisausschreibung.

Die vierte Section des Vereines hat, um zur Verwirklichung ihres im Feber 1864 veröffentlichten Programmes aufzumuntern, am 28. Juli 1864 den Betrag von 300 fl. ö. W. erlegt, mit der Bestimmung, daß hievon ein erster Preis von 200 fl. und ein zweiter Preis von 100 fl. für die besten als preiswürdig anerkannten Arbeiten ausgeschrieben werde, welche die Geschichte einer Zunft, eines Gewerbs-, Handels- oder Industriezweiges in Böhmen zum Vorwurfe haben, gleichviel ob die Arbeit sich auf einen Ort oder Bezirk in Böhmen beschränkt oder das ganze Land Böhmen berücksichtigt.

Als Preisrichter hat die Section Hrn. Dr. Ant. Banhans in Prag, Hrn. Prof. Dr. Fr. Makowiczka in Erlangen, Hrn. Handelskammer-Secretär Dr. Edmund Schebek in Prag, Hrn. Buchhändler Fried. Tempsky in Prag und Hrn. Prof. Karl Werner in Iglau erwählt.

Da die erwählten Preisrichter die Annahme des erwähnten Ehrenamtes zusicherten, so ergeht hiemit die öffentliche Einladung zur Konkurrenz um die vorstehenden Preise. Konkurrieren können auch Nichtvereinsmitglieder. Die Arbeiten sind in deutscher Sprache bis zum 14. Mai 1867 an den Ausschuß des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag Nr. 188—I. mit einem Motto einzusenden, und sind die Adressen der Konkurrenten versiegelt beizulegen. Die Namen derjenigen, welchen die Preise zuerkannt werden, kommen binnen Jahresfrist nach Ablauf des Einsendungstermines zur Veröffentlichung. Die preisgekrönten Arbeiten wird der Verein gegen Zahlung eines angemessenen Honorars publicieren. Den Zeitpunkt der Publikation behält sich der Ausschuß vor.

Das Programm der vierten Sektion ist im 5. Hefte des 2. Jahrg. der „Mittheilungen" enthalten, kann auch im Vereinslokale eingesehen und auf Verlangen zugesendet werden.

Prag am 30. August 1865.

Der Ausschuß.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen Ende Juli 1865.

Ordentliche Mitglieder:

Herr P. **Fischer** Ottomar, Cisterz.-Priester & Stiftskaplan in Marienthal in Sachsen.
„ **Gareis** Adam, k. k. Bezirks-Vorsteher in Böhm.-Kamnitz.
„ **Hartmann** Rud., Baumeister in Ostritz in Sachsen.
„ **Hutzelmann** Adolf, Oberkunstmeister und k. k. Bergrath in Buschtěhrad.
„ **Kolb** Alois Jos., Privatier in Pilsen.
„ **Krasnopolski** Horaz, Jur. St. in Prag.
„ **Lippmann** Alex., Banquier in Prag.
„ **Lippmann** Jos., Banquier in Prag.
„ **Mallner** Michael, Handelsmann in Budweis.
Herr **Neumann** S. S., Kaufmann in Gablonz.
„ **Portheim** Rudolph von, Porzellanfabrikant in Unterchodau bei Elbogen.
„ P. **Putschögel** Emil, Th. & Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor in Budweis.
„ **Richter** Jos., k. k. Grundbuchführer in Wildstein bei Falkenau.
„ **Schöpfer** Anton, Buchhändler in Reichenberg.
„ **Schubert** Karl, k. k. Notar in Böhm.-Kamnitz.
„ **Tužina** Joh., Professor an der Oberrealschule in Elbogen.
„ **Wolf** Leopold, Buchhalter in Prag.

Vom 1. März bis Ende Juli 1865 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren.

Herr **Anger** C. W., Gutsbesitzer in Karlsbad.
„ **Clauß** C. F. Rob., Buchhalter in Prag. († 24. Juli 1865.)
„ **Fiala** Lambert, Bürger in Budweis.
„ P. **Handlos** Ad., Cisterz.-Ordenspriester in Hohenfurth.
„ **Herkner** Andreas, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Luhé** Ant., Industrie-Direktor in Bilin.
„ **Mayer** Joh. von, Med. & Chir. Dr. in Geltschberg.
„ **Nitsch** Franz, Domkapitular in Budweis. († 19. Juni 1865.)
„ **Perner** Joh., k. k. Steuer-Einnehmer in Kaplitz.
„ **Reichel** Heinrich in Arnau.
„ **Sandhaas** Georg, J. U. Dr., k. k. Univ.-Professor in Graz. († 2. April 1865.)
„ **Schmalfuß** Ant., Redakteur in Prag. († 1. Juli 1865.)
„ **Schmidt** Franz, Tuchfabrikant in Reichenberg.
„ **Seyfried** Karl, Buchdruckereibesitzer in Prag. († 23. Juni 1865.)

Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. Juni bis 31. Juli 1865 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke").

Alterthums-Verein in Wien.
Herr **Becke** Fr., Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag.
Deutsches Casino in Prag.
Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.
Herr **Dominicus** H., Verlagsbuchhändler in Prag.
„ **Dotzauer** Rich., Großhändler in Prag.
„ **Ehrlich** Ludwig, J. U. C. in Prag.
„ **Fritsch** Friedr., Kanzellist der Handelskammer in Prag.
„ **Fürnstein** Georg in Falkenau.
K. k. Geographische Gesellschaft in Wien.
Germanisches Museum in Nürnberg.
Geschichts- & Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg.
Herr **Goldschmidt** Jak. S., Lederfabrikant in Prag.
„ **Goppold von Lobsdorf** Heinrich in Prag.
„ **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.
„ **Höfler** Const., Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag.
„ **Hübner** J. A. in Prag.
„ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag.
„ **Kloffetz** Joh., Hauptschullehrer in Friedland.
„ **Knothe** Herm., Dr., Prof. beim königl. Cadettencorps in Dresden.
Maatschapij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.
Herr **Neumann** Jos., k. k. Landesgerichts-Rath in Prag.
„ P. **Pelleter** J. Ant., Ph. Dr. in Prag.
„ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.
„ **Pyl** K. Th., Dr. in Greifswald.
„ **Schebek** Ed., J. U. Dr., Handelskammersekretär in Prag.
„ **Schmid** Georg, Ph. Stud. in Prag.
„ **Schneider** Anton in Prag.
„ **Steffan** Friedrich in Arnau.
„ **Tedesko** L., Med. & Chir. Dr. in Prag.
Histor. Verein für Krain in Laibach.
Histor. Verein für die Oberpfalz in Regensburg.
Herr **Volkmann** Wilh., Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag.
„ **Wahlberg** W. E., J. U. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Wien.
„ **Wiechovsky** Alex., Ph. Dr. in Prag.

☞ Da der bisherige Schriftführer des Vereines Herr Dr. **A. Wiechovsky** am 1. Oktober d. J. in Prag ein deutsches Privat-Untergymnasium errichten wird und in Folge dessen seine eigenen Angelegenheiten seine Zeit fast ganz in Anspruch nehmen werden, so sah sich derselbe veranlaßt, sein Amt als Schriftführer und Hausverweser des Vereines niederzulegen, und es wurde Dr. Karl **Pickert** zu seinem Nachfolger erwählt.

☞ Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 16. Mai beginnt, und dieselben werden ersucht, die Jahresbeiträge bis Ende Jänner 1866 einzuzahlen.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert.** 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von **Dr. Ferd. Hecht.** Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl,** k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler.** Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber.** Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.** I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von **Fr. A. C. Höfler.** Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1865.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. III.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.
Skizzen aus dem Böhmerwalde. 3. Prachatitz.
Alte Sympathiemittel aus Böhmen. Von Dr. J. V. Grohmann.
Joseph Sebastian Grüner. (Biographie.) Von Bernhard Grueber.
Nekrolog.
Geschäftliche Mittheilungen.

Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr 188. 2. Stock

(Ausgegeben am 15. November 1865.)

Eigenthum des Vereines.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Pr
erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern
das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist,
der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte**
gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache**, L
ratur und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder**, **Sagen**, Schilderun
von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie**, **Statistik**, **Ha**
und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „lit
rische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen we
mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Drittes Heft.

Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

I.

O Germania, muneris repertrix,
Quo nihil utilius dedit vetustas,
Libros scribere quae doces premendo!
Phil. Beroaldus.

Plutarch erzählt uns gelegentlich eine in mehrfacher Hinsicht interessante Anekdote. Als der Spartanerkönig Agesilaus zur nachdrücklicheren Förderung der politischen Interessen Sparta's i. J. 362 vor Ch. G. mit einer Söldnerschaar nach Aegypten gekommen war und in einen dort ausgebrochenen Thronstreit mit bewaffneter Hand eingreifen wollte, ersann er gegen die Muthlosigkeit seiner durch die Uebermacht des Gegners eingeschüchterten Krieger eine eigenthümliche List. Er ließ vom Priester eine Opferfeier bereiten, schrieb sich heimlich das Wort NIKH (Sieg) in rückläufiger Richtung mit Farbe auf die Flachhand, trat dann aus seinem Zelte zum Altar, ergriff die feuchte Leber des geschlachteten Opferthiers und hielt sie unter geheuchelter Spannung eine geraume Weile in der Hand. Plötzlich von der freudigsten Erregung ergriffen, zeigte er seinen aufjubelnden Soldaten die gebenedeite Leber, auf der ihnen der Himmel in deutlichen Schriftzügen die Bürgschaft des Sieges gewährte. Ein glänzender Waffenerfolg bewies der lebergläubigen Heerschaar die Wahrhaftigkeit der göttlichen Verheißung und sicherte dem von Agesilaus unterstützten Prätendenten Nektanabis gegen seinen von Persien begünstigten Nebenbuhler die ägyptische Herrschaft. [1])

Dieses religiöse Possenspiel des Agesilaus muß für die Freidenker des Alterthums einen äußerst pikanten Haut-goût gehabt haben und wird von ihnen sicherlich mit lukianischem Behagen glossirt worden sein. Wir Spätgebornen dagegen finden an dem Histörchen neben der pikanten auch eine ernstere und würdigere Seite; denn die Art, wie die farbige Leberinschrift entstanden, gemahnt uns so lebhaft an die Präludien der Typographie, daß gar mancher Leser der

1) Plutarchi Scripta moralia ed. Fred. Dübner. — Parisiis ap. Ambros. Firm. Didot 1841. 4°. Vol. I. pag. 261 & 262.

338640 | 55

plutarchischen Anekdote ausrufen dürfte: „Also fast vierthalbhundert Jahre vor Ch. G. schon Spuren eines Druckversuches!“ Der unsichtbare Faden, der von der Leberinschrift zur Druckkunst hinüberleitet, offenbart sich freilich nur uns, vermöge unseres nach-gutenbergischen Standpunktes: Agesilaus dagegen konnte nicht einmal ahnen, in seinem schnöden Trug schlummere der Keim zu einer für die Aufklärung und Sittigung der Völker, für die Propaganda der Wahrheit und Vernunft unabschätzbaren, wahrhaft göttlichen Erfindung.

Aehnlichen Anklängen an die Technik des Druckverfahrens begegnen wir im Alterthum noch öfter. So bestimmte z. B. zu Cicero's Zeiten ein Gesetz (die Lex Remmia), einem gerichtlich überwiesenen Verläumder solle auf der Stirne ein K (Kalummiator) eingebrannt werden. [2]) An derselben Stelle des Gesichtes stigmatisirte man in Rom ungetreue Sklaven zur Strafe für Flucht oder Diebstahl mit einem eingebrannten F (Fugitivus — Fur). Was war diese Brandmarkung anderes als ein Letterndruck durch metallene Stampillen? Nur tauchte man dabei die Stampille nicht in Farben, sondern in Feuergluten. Dagegen muß man offenbar an einen farbigen Abdruck denken, wenn Columella die römischen Landwirthe anhält, daß sie vermittelst eines mit flüssigem Harz oder Pech bestrichenen Stempels allen Ferkeln Einer Mutter denselben Buchstaben oder sonst ein gemeinsames Zeichen aufprägen, um einer Vermischung derselben mit anderen Ferkelfamilien vorzubeugen. [3])

Sogar mit beweglichen Lettern überraschen uns mehrfache Aeußerungen der Alten. In Cicero's Buche „vom Wesen der Götter“ bemerkt der Stoiker Balbus: wer sich da einbildet, diese so harmonisch geordnete und wunderherrliche Welt sei durch ein rein zufälliges Zusammentreffen der Atome entstanden, der müsse auch glauben können, die 21 Buchstaben des lateinischen Alphabets würden, wenn man sie in unzähligen Exemplaren durch einander schüttelte und dann auf den Boden hinstreuete, sich von selbst so gruppiren, daß die Annalen des Ennius, alsogleich lesbar, zum Vorschein kämen. [4]) Wen erinnert diese Stelle nicht an die Arbeit unserer Setzer? Was Cicero's Zufall nicht vermochte, das leistet der Setzer wirklich, wenn gleich seine Zeilen nur von rückwärts lesbar sind. — Der heilige Hieronymus ertheilt in einem Briefe vom Jahre 403 nach Ch. G. der edlen Römerin Läta den Rath, sie möge ihrem Töchterlein Paula zum Behuf des Lesenlernens Buchstaben, aus Buchsbaumholz oder Elfenbein geschnitten, als Spielzeug in die Hände geben, damit das Spiel selbst zum Unterrichte werde; auch solle sie die Reihenfolge der Buchstaben öfter ändern, weil dadurch nicht nur der Name, sondern auch die Gestalt der Lettern

2) Ein K und kein C. — Das graphische Zeichen K ist älter als C. Das letztere war ursprünglich die Abbreviatur für Kentum (= 100), entstanden durch Abrundung zweier übereinander gestellten L (= 50), nämlich $\frac{\Gamma}{L} = C$.

3) Columella de re rust. VII, 9, 12.

4) Cicero de nat. Deor. II, 37.

sich kräftiger der Kindesseele einpräge.[5]) Wie alt die hier von Hieronymus anempfohlene Unterrichtsmethode war, geht daraus hervor, daß schon Quintilian († um 100 nach Ch. G.) in seiner „Anleitung zum Studium der Beredsamkeit" elfenbeinerne Lettern als einen „bekannten" pädagogischen Behelf bezeichnet.[6])

Wenden wir den Blick vom Alterthum auf das christliche Mittelalter, so tritt uns in der ersten Hälfte desselben nirgend eine Erscheinung entgegen, die auf das Wesen der Druckkunst anspielen würde; denn die sogenannten trockenen Abdrücke von Siegeln, Münzstempeln, Gemmen u. s. w. in Wachs oder Thon kann man für ein Analogon des Bild- und Schriftdruckes eben so wenig gelten lassen als die bei Kaisern, Fürsten und Notaren des Mittelalters üblich gewesene Fertigung der Urkunden durch Patronen.[7]) Siegel, Gemmen, Münzstempel lassen auf weicheren Flächen kein farbiges Abbild zurück, sondern ein Haut- oder Basrelief; und Patronen liefern keinen Abdruck, sondern eine Urschrift, die allenfalls den Gegenstand eines Abdrucks bilden könnte.

Allein in der 2. Hälfte der 13. Jahrhunderts erhielt Europa vom fernen Osten her Andeutungen über eine Art von Druck. Der Franziskanermönch Ruysbroek, aus Brabant, unternahm auf den Wunsch König Ludwig's IX. von Frankreich, der die Tatarenländer gern dem Christenthume erschlossen hätte, im Jahre 1253 eine Reise in das Innere des mongolischen Großreiches und erreichte nächstes Jahr dessen Hauptstadt Karakorum, von wo er nach kurzem Aufenthalt (Juli 1254) wieder die Rückreise antrat, weil er bei dem Khan Mangu keine den Christen günstige Stimmung erzielen konnte. Er war der erste europäische Reisende, der über die Lage von Khathai (so hieß damals China bei den Mongolen), über die dortige Seidenfabrikation und das dort gebräuchliche Geld bestimmte Nachricht gab.

In seinem, Ludwig IX. zugeschickten Reiseberichte mag nichts so auffallend geklungen haben als die Notiz: das Geld, dessen sich die Chinesen bedienen, bestehe aus — Baumwollenpapier, worauf sie gewisse Linie oder Züge drucken.[8]) Was unter diesem „Drucken" zu verstehen sei, erfuhr man ge-

5) Sieh die Mauriner-Ausgabe der Gesammtwerke des heil. Hieronymus (Veronae 1734—1742. XI Bände in gr. Folio). Band I. Seite 675.

6) Quinctilian. Instit. orator. I, 2: Non excludo autem, id quod est notum, irritandae ad discendum infantiae gratia, eburneas etiam litterarum formas in lusum offere.

7) Patronen waren schon den Griechen und Römern bekannt (ὑπογράμμοι — laminae interrasiles). Bei den Römern bekamen die Kinder beim ersten Schreibunterricht Täfelchen mit eingeschnittenen Buchstaben, damit ihr Griffel in den Einschnitten wie in einem sicheren Geleise auf- und ab- fortschreitend sich einen festen Zug angewöhne. Sie darüber Quintilian und Hieronymus an den oben citirten Stellen.

8) Da von Ruysbroek's Bericht an Ludwig IX. das lateinische Original bis auf den heutigen Tag nicht edirt ist, so will ich seine Worte in der Fassung des Roger Baco, der in seinem Opus majus vielfache Excerpte aus jenem Bericht mittheilt, hier anführen: Et isto-

nau und ausführlich aus dem Reisewerke des berühmten Venezianers Marco Polo, der in Begleitung seines Vaters 18 Jahre nach Ruysbroek in dieselben Gegenden Asiens zog und die Gunst des Kublai Khan in so hohem Grade gewann, daß er von diesem nicht allein zu offiziellen Sendungen nach China verwendet, sondern sogar mit der Würde eines Statthalters der Provinz Kiang-Nan bekleidet wurde. Die einschlägige Stelle seines Reisewerkes ist so merkwürdig, daß ich sie hier ohne Kürzung anführen will: „In der Stadt Kambalu befindet sich die Münze des Großkhan's, von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er das Geheimniß der Alchymisten besitze, da er die Kunst versteht, Geld auf folgende Weise zu verfertigen. Es läßt die Schale von solchen Maulbeerbäumen abstreifen, deren Blätter zum Futter der Seidenwürmer dienen, und nimmt davon die dünne Rinde, welche zwischen der rauheren Borke und dem Holze des Baumes sich befindet. Diese läßt er einweichen und darauf in einem Mörser zerreiben, bis sie zu Brei geworden ist; daraus wird das Papier gemacht, welches dem aus Baumwolle verfertigten gleicht, aber ganz schwarz ist. Ist dieses fertig, so wird es in Geldstücke von verschiedener Größe zerschnitten, fast viereckig, aber zuweilen etwas länger als breit. Von diesen gilt das kleinste einen kleinen Pfennig (un denaro d'un picciolo tornese), dann ein etwas größeres einen Venezianischen Silbergroschen, ein anderes zu zwei Groschen, dann zu fünf und zu zehn, wieder andere für einen, zwei, drei bis zehn goldenen Byzantinen, und all dieses Papier wird mit großem Gepränge und Aufsehen gemacht, als wenn es lauter löthig Silber und klares Gold wäre; denn auf jedes Stück schreiben eine Anzahl Beamte, die dazu besonders angestellt sind, nicht allein ihre Namen, sondern drücken auch ihr Siegel darauf, und wenn dieses in regelrechter Weise von allen vollzogen ist, so taucht der oberste Münzmeister, der von Sr. Majestät dazu bestellt ist, das ihm anvertraute Siegel in Zinnober und stempelt damit das Stück Papier, so daß die Form des Siegels zinnoberroth darauf abgedruckt ist; auf diese Weise erhält es volle Kraft als giltige Münze, und wenn es einer nachmachen wollte, so würde er als Kapitalverbrecher gestraft werden" u. s. w. [9]) — Liegt in den durchschossenen Worten nicht ein deutlicher Hinweis auf die drei Grunderfordernisse des Buchdruckes: Stempel, Farbe, Papier?

Wenn nun das Alterthum schon einige Anläufe zur Druckkunst genommen; wenn die Idee derselben auch dem Mittelalter noch vor dem Schluß der Kreuz-

---

rum Cathaiorum moneta vulgaris est carta de Gambasio, in qua imprimunt quasdam lineas. — Sieh Roger Baco's Opus majus (Venetiis 1750. Fol.) Seite 175.

9) Sieh: Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Deutsch mit einem Kommentar von August Bürck. Leipzig 1855. 8°. Seite 324 ff.

Was übrigens Marco Polo oben im Widerspruch mit Ruysbroek über den Stoff des chinesischen Papiergeldes sagt, ist jedenfalls als das Richtige anzusehen, da ihm sein 20jähriger Aufenthalt im Großkhanat, und besonders seine begünstigte Stellung eine viel bessere Gelegenheit boten, sich über die chinesische Geldfabrikation zu unterrichten als dem Ruysbroek sein flüchtiger Besuch bei Mangu.

züge so nahe gelegt ward: warum ließ doch die Erfindung der Typographie so lange auf sich warten? Warum blieb sie dem 15. Jahrhundert vorbehalten?

Der Grund ist unschwer einzusehen. In den beiden erstgenannten Zeitaltern war das Maaß des aufzuzeichnenden Stoffes so bescheiden, daß die Leistungsfähigkeit der Feder allen an sie gestellten Anforderungen leicht gerecht werden konnte. In Hellas und Rom herrschte als allgemeinstes und beliebtestes Gedanken-Vehikel das — lebendige Wort. Schon die lächelnde, der Brutalitäten unseres nordischen Klima's unfähige Milde des Himmels ermöglichte den Griechen und Römern in der Agora oder auf dem Forum, unter den Säulenhallen oder vor den Tempelpforten so viel persönliche Begegnungen und Berührungen, daß dabei tausend öffentliche und private Angelegenheiten mündlich erledigt wurden. In die Einsamkeit des Gemaches zog sich — meist auf kürzere Zeit — nur der Dichter, Denker, Geschichtschreiber und Redner zurück, um die Eingebungen seiner Muse, die Erkenntnisse seiner Vernunft, die Schilderungen des Wechsels der Völkergeschicke und die Entwürfe seiner gerichtlichen Reden dem Griffel anzuvertrauen. — Nach dem Zusammensturz des Römischen Reiches hatte die Schreibekunst unter den halb-barbarischen Völkern des christlichen Europa anfangs eine sehr enggezogene Aufgabe: der Mönch in seiner Zelle kopirte auf Pergament gottesdienstliche Bücher und daneben die Klassiker des heidnischen Rom. Damals bot das Schreibepult — statt Anstrengungen zu beanspruchen — eher eine angenehme Erholung. Erst als die neueren Völker neben dem exklusiven Latein — dem Idiom der gelehrten Kaste — ihre eigenen Sprachen zu kultiviren unternahmen und nationale Literaturen schufen; als die Scholastik, die fruchtbare Mutter unfruchtbarer Spitzfindigkeiten, mit ihren dürren Abstraktionen und thöricht-scharfsinnigen Aporemen ganze Reihen dickleibiger Folianten füllte; als die wachsende Zahl der Hochschulen den Bedarf an literarischen Grundlagen und Hilfsmitteln des Studiums wie überhaupt so insbesondere in Deutschland außergewöhnlich steigerte; als die durch Italien vermittelte Bekanntschaft mit den Reichthümern der griechischen Geisteswelt seit Boccaccio's Tagen auch in Deutschland stätig zunahm; als in Europa jener schöne Geisterfrühling, der später Kunst und Wissenschaft nach langem Winterschlaf mit frischem Blütenschmuck umwand, dem Weckruf des Humanismus allmälig entgegenkeimte: erst da schwoll die Fülle des auf schriftliche Aufzeichnung angewiesenen Materials so gewaltig an, daß ihrer selbst der angestrengteste Eifer der Schreibergilden, trotz aller tironischen Noten, Abkürzungen und Ligaturen kaum mehr Herr werden konnte. Jetzt warf die Erfahrung ein Schlaglicht auf den Satz: die Schreibekunst sei ihrem Wesen nach geeigneter, den Gedanken zu fixiren als das einmal Fixirte zu — vervielfältigen.

Diese Unzulänglichkeit der Schreibekunst, damals vielleicht nirgend so hart empfunden als in dem emsigen Deutschland, lenkte den nach rascher Abhilfe umherspähenden Blick auf die — Briefmaler, die bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eines, wenn auch unvollkommenen, Vervielfältigungsmittels für Schriften sowohl als Bilder sich bedienten.

Der zahlreiche, zünftig organisirte Stand der Briefmaler befaßte sich, wie der Name andeutet, mit der Anfertigung von Briefen. Der Ausdruck „Brief", entstanden aus dem lateinischen breve, nämlich breve scriptum, bezeichnete im Gegensatze zu ganzen Bücherhandschriften oder Codices (deren Herstellung Sache der sogenannten Scriptoren war) kurze, oft nur auf ein einziges Blatt beschränkte, mit rohen Randzeichnungen oder Malereien verzierte Schriftstücke für den gemeinen Mann, z. B. Gebete, heilige und weltliche Lieder, Abecedarien, tabellarische Kalender, weiter aber auch Heiligenbilder und Spielkarten. Die Briefmaler waren demnach dasselbe für das Volk, was die Scriptoren für die gelehrte Welt. Als Werkzeug diente den Briefmalern bei Texten oder Bilderkontouren ursprünglich die Feder. Nun waren aber auf den Jahrmärkten, wo die Briefmaler ihre Erzeugnisse feil zu bieten pflegten, die Nachfragen nach einem und demselben Artikel meist so zahlreich, daß sie nur zum kleinsten Theil befriedigt werden konnten. Hunderte frommer Christen wollten das Bildniß ihres gemeinsamen Namenspatrons oder ein und dasselbe Loblied auf die Jungfrau Maria besitzen. Doch wie langwierig wäre nicht die Massenproduction eines solchen Artikels gewesen! Um daher von jedem einzelnen Erzeugniß ihrer Feder nicht allein einen zureichenden Vorrath, sondern denselben auch leichter und schneller zu beschaffen als es auf dem mühsamen und zeitraubenden Wege wiederholter Kopirung möglich war, schnitten die Briefmaler, der Eingebung irgend eines glücklichen Kopfes folgend, das Schriftstück oder Bild in eine Holzplatte verkehrt als Haut-relief, bestrichen die hervorragenden Stellen mit einer Farbe, breiteten darüber ein befeuchtetes Blatt Papier, ließen über dessen Rückseite die Hand, eine Bürste oder einen Lederballen (Reiber genannt) hin und hergleiten und erzielten durch diesen mechanischen Druck einen „Abdruck" der eingeschnittenen Figuren oder Schriftzeilen, die nicht mehr verkehrt, sondern in der rechten, d. h. ursprünglich beabsichtigten Lage dem Auge erschienen. Durch fortgesetztes Auflegen neuer Papierblätter konnte eine „Auflage" von 100 und mehr vollkommen gleichförmigen Exemplaren binnen kurzer Zeit fertig gedruckt werden: welcher Fortschritt, welcher Gewinn! Ohne Widerrede war mit dem Tafeldruck einer der wichtigsten Marksteine auf der Bahn kulturgeschichtlicher Entwicklung erreicht.

Die Briefmaler erhoben sich durch Anwendung der Holztafeln zu Briefdruckern oder Printers. Der Zeitpunkt, wann der Tafeldruck und die ihm dienstbare Formschneidekunst aufgekommen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Auf einem Mainzer Bannbrief v. J. 1356 erscheint unter den Zeugen schon ein Drucker, Namens Hartwich, und auf einem andern Bannbrief v. J. 1409 ist Arnold der Junge, als Drucker gefertigt; das Steuerbuch der Stadt Nördlingen führt i. J. 1428 einen gewissen Wilhelm Kegler als „prüfftrucker" an. Eine sorgsame Durchforschung der Bürger-, Zunft- und Steuerbücher in den Archiven der ehemaligen deutschen Reichsstädte würde möglicherweise ein noch über 1356 zurückreichendes Alter des Tafeldruckes sicherstellen.

Indeß, so entschieden auch der Holztafeldruck dem langsameren Naturell der Feder überlegen war, so litt er doch an einem nicht unwesentlichen Mangel: er eignete sich nur für kürzere Schriften und mußte voluminöseren Werken aus dem Wege gehen. Denn welche Opfer an Zeit und Müh hätte es nicht gekostet, eine mehre Folianten umfassende Handschrift Seite für Seite in Holztafeln zu schneiden! Wie viel tausend Holztafeln, zumal wenn man die Eventualität der Abnützung mit in Anschlag bringt, wären dazu nicht erforderlich gewesen! Und doch lagen dem Text aller Tafeln, man mochte sich ihrer noch so viele denken, immer nur dieselben 24 oder 25 wiederkehrenden Buchstaben des Alphabets zu Grunde!

Dieselben 24 oder 25 wiederkehrenden Buchstaben? Ja wohl, sie kehrten immer wieder, aber auf keiner Holztafel (oder Druckform) selbständig sondern überall nur innerhalb ganzer Worte, also gleichsam echt mittelalterlich an die Scholle des Wortganzen festgebannt: litera glebae adscripta! — Dieser Schattenseite des Tafeldruckes sann Gutenberg's rastloser Geist eben nach, als in ihm der Gedanke aufblitzte, die Holztafeln so zu zersägen, daß die einzelnen Lettern der eingeschnittenen Texte von einander abgesondert, somit des Wortverbandes ledig und selbständig würden. Gedacht, gethan! Aus ihrer ehevor unverrückbaren Stellung erlöst und zu jeder beliebigen Zusammensetzung befähigt, genügten die einfachen Elemente des Holzalphabetes nicht allein für den Wechsel der verschiedenartigsten Texte, sondern sie ließen auch den größeren Umfang eines Werkes nicht mehr als Druckhinderniß erscheinen, da einzelne Buchstaben in jeder dem Bedarf angemessenen Anzahl sich viel schneller in Holz schneiden ließen als ganze Schrifttexte. Durch Gutenberg's Genie mit einer neuen Errungenschaft — den beweglichen Lettern — bereichert, feierte die Druckkunst den Uebergang vom Tafel- zum Lettern- oder Typendruck, also zur eigentlichen Buchdruckerei oder Typographie. Seiner Erfindung, dem glor- und segensreichsten Ereigniß der Weltgeschichte, die Krone der Vollendung aufzusetzen, vertauschte Gutenberg die Holz- mit den dauerhafteren, gleichförmigeren und schärferen Metalltypen, die anfangs geschnitten, später gegossen wurden.

Jetzt erst nahte der Schreibekunst eine Retterin in der Noth: die Typographie. Und es war hohe Zeit! Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart genug bedrängt, hätte die Schreibekunst der Last ihrer Verlegenheiten bald darauf erliegen müssen. Die Typographie nahm sowohl der Schreibekunst als dem Tafeldruck eine Aufgabe ab, zu deren Durchführung den beiden letzteren die Kräfte abgingen, nemlich die Aufgabe einer raschen Vermittlung des geistigen Verkehrs, der in der Folge zu ungeahnter Großartigkeit sich entfalten sollte. Zwischen Schrift, Tafel- und Letterndruck herrscht dasselbe Verhältniß wie zwischen Floß, Ruderschiff und Dampfboot. Das Floß wird von dem raschern Ruderschiff überholt, aber beide läßt der fliegende Dampfer weit hinter sich zurück. Wie der Dampf der räumlichen Bewegung Fittige leiht, so die Typographie der Ideenverbreitung.

Skizzen aus dem Böhmerwalde.

III. Prachatitz.

Am klaren sternbesäeten Nachthimmel zieht der Mond und übergießt mit seinem Silberlichte das waldumgürtete Thal, und die kleine altersgraue Stadt zu unsern Füßen; — in lautloser Stille ruht Wald und Flur, nur von ferne tönt manchmal aus den an den Bergabhängen zerstreuten Gehöften das Bellen eines wachsamen Haushundes, oder von leisem Windhauch getragen, dringt vom Thale herauf das Rauschen des Baches, der sich zwischen erlumbüschten Ufern durch die Wiesen hindurchwindet, zu unserem Ohre. — Vom Thurme der alten ehrwürdigen Jakobskirche herab, verkündet in tiefen klangreichen Schlägen die Glocke die 10. Stunde, und kaum verklingt der letzte Ton, so schallt ein schrilles Läuten von der Stadt zu uns herauf, und versetzt uns zurück in die ferne Vergangenheit.

Als noch der „goldene Steig" mitten durch die unwegsamen Wälder der Grenzgebirge sich schlängelnd, eine der belebtesten Handelsstraßen war, und zahlreiche Händler von Passau her Salz in die reiche Handelsstadt brachten, von wo sie mit ihren mit Malz beladenen Thieren wieder nach Passau zurückkehrten, — wurde diese Glocke, die jetzt noch sogenannte „Saumerglocke" täglich durch eine volle Stunde, und zwar um 10 Uhr Abends geläutet, um denen, die sich zu so später Stunde noch in den weiten Forsten befanden, zur Richtschnur zu dienen, und sie an ihr Reiseziel zu leiten. — Wie oft mag manche Saumthierkaravane, die in den unwegsamen Waldungen von der Nacht überrascht, vom Wege abgeirrt war, ängstlich den rettenden Klängen der Saumerglocke gelauscht haben? — Nun ist freilich alles anders geworden; statt des engen Saumpfades führen gebahnte Straßen durch die gelichteten Gränzwälder, aber der Handel hat längst andere Bahnen eingeschlagen, die stolze Handelsstadt ist zum einsamen Gebirgsstädtchen herabgesunken, und weitab von dem stillen Gebirgsthal braust das Dampfroß, und keucht unter der Last der ihm aufgebürdeten Güter; — hier aber lebt noch immer das Andenken an die vergangenen besseren Tage, und nächtlich erinnert die Sumerglocke an Prachatitz's versunkene Größe.

Jetzt verklingen dahinsterbend die letzten Töne der Glocke, und wieder lagert die frühere Stille über dem Gefilde. Wie friedlich liegst du hier, gebettet im tiefen Thalgrunde, du arme kleine Stadt! nach so wechselvollem Schicksal, nach so furchtbaren Stürmen, die über dich dahin getobt, hast du endlich die ersehnte Ruhe gefunden? —

Dort das altergraue zinnengekrönte Gebäude neben dem piseker Thor, ist die altberühmte Litteratenschule, [1]) welche der Sage nach, auch Johannes Huß [2]) und

---

1) Schon im 14. Jahrhundert blühte dieselbe, damals nur eine Abtheilung einer größeren Lehranstalt, an welcher Künste und Wissenschaften überhaupt gepflegt wurden. — Seit Wilhelm von Rosenberg 1551—1592 ist diese Litteratenschule lediglich eine Sängergesellschaft zur Verherrlichung des Gottesdienstes; sie besitzt ein sehr interessantes Gedenkbuch, das die eigenhändig von Wilhelm von Rosenberg gefertigte erneuerte Stiftungsurkunde enthält, und in welchem die neu eintretenden Mitglieder sich eigenhändig eintrugen; es finden sich darin viele böhmische, lateinische und selbst griechische Gedenksprüche von den Eintretenden eingezeichnet. Anm. d. Verf.

2) Johannes Hußens Geburtsort Husinetz ist beiläufig 1 Stunde von Prachatitz entfernt. Sein Geburtshaus wird noch jetzt in Husinetz den Fremden gezeigt. Daß Huß in Prachatitz eine besondere Verehrung genossen habe, zeigt eine in dem Hofflügel des Rathhauses in der Höhe des II. Stockwerkes angebrachte Inschrift: A. d. 1571 na den mistra Jana Husa spadl jeden Vlach veza koleček z této výše. Anm. d. Verf.

Johann Zizka von Trotznow besucht haben sollen. — Wie schlecht hat dir der alte Hussitenführer dafür gelohnt! Schon wälzen sich seine blut- und beutegierigen Schaaren gegen deine Mauern, [1]) vergebens ist die verzweifelte Tapferkeit deiner Bürger, über die erstiegenen Wälle ergießen sich die wilden Sieger in die friedlichen Straßen, sengend, plündernd, und mordend. — In dem Heiligthume der ehrwürdigen Jakobskirche suchen die Fliehenden Schutz; — eitles Hoffen! Die Äxte der Taboriten erbrechen das gothische Eingangsthor, — noch heute sieht schaudernd der späte Enkel die Spuren jenes Schreckenstages, — nicht Alter nicht Geschlecht schützt vor der mörderischen Waffe; dort in der Sakristei stehen 85 Bürger Kopf an Kopf eng zusammengepfercht, das Todesloos ist über sie ausgesprochen, taub für alles Bitten und Flehen überschütten die Hussiten die armen Opfer mit Stroh und Pech, zünden es an, und vertilgen so die Eingeschlossenen, die in der Todesangst die starken Fenstergitter krumm biegen, um aus dem Flammenmeere zu entkommen. — Noch heute verkünden die verbogenen Eisenstäbe den Martertod der 85 Prachatitzer und die Blutgier des wilden Hussitenführers.

Zweihundert Jahre sind dahin gerollt, der Protestantismus hat feste Wurzeln gefaßt, [2]) am prager Schlosse hauft der Winterkönig, die Spuren der Verwüstung sind längst verwischt, von neuem ist in der alten Handelsstadt Glanz und Reichthum emporgeblüht. — Noch wiegt sie sich in trügerischer Sicherheit, und doch ist das Verderben schon nahe.

Von Wodňan und Barau her naht des Grafen Buquoi und des Baiernherzogs mächtiges Heer, kaum faßt das enge Blanitzthal die Menge der reisigen Schaaren; in weiten Ringen umgeben sie im Waffenglanz die zur Gegenwehr gerüstete Stadt; auf dem Punkte, auf dem wir stehen [3]), führt Graf Buquoi seine Feuerschlünde auf, sie schleudern Tod und Verderben in die geängstigte Stadt. [4]) Unter der Wucht der alles zermalmenden Geschosse stürzen die Mauern, der trotzige böhmische Löwe, mit dem Schlüsselpaar in der mächtigen Pranke [5]) sinkt in den Staub, und abermals überschwemmen feindliche Schaaren die Stadt, und hallen die Straßen wieder von dem Getöse des Kampfes, dem Gebrüll der entfesselten Soldateska, und dem Angstgeschei der Flüchtenden; mit übermenschlicher Anstrengung thuen endlich Graf Buquoi und der edle Freiherr von Harrach dem Morden Einhalt, und retten den Überrest der geängstigten Bevölkerung. [6])

Und wieder sind 200 Jahre entschwunden, die alte Größe ist unwiederbringlich verloren, und mühsam nur ringen sich deine Bürger zu einigem Wohlstand empor. Die Kriegsstürme haben ausgetobt, Friede ruht auf dem einsamen Waldthale, die sinkende Sonne beleuchtet ein Bild von Arbeit, Emsigkeit und Gedeihen — weh! da zuckt gefräßig die helle Flamme empor, ein starker Südwind facht sie an, und trägt die Flammenzungen fort über ganze Gassen und Häuserreihen, überall zündend, bald ist jede Hoffnung auf Rettung verloren, und die ganze Stadt von dem entfesselten Elemente ergriffen, mit übermenschlichen Anstrengungen

---

1) Nach Hájek und Schaller am 8. September, nach Palacky am 12. November, nach dem Chronisten Laurenz von Březova am 21. November 1420. Anm. d. Verf.

2) Zur Zeit der Eroberung Prachatitz durch die kaiserlichen und bairischen Truppen befanden sich hier nur 88 Katholiken, denen zu ihren gottesdienstlichen Übungen die kleine Seitenkapelle der heil. Barbara angewiesen war. Anm. d. Verf.

3) Die Skalka, eine Felsengruppe oberhalb der „Untervorstadt", welche die ganze Stadt beherrscht. Anm. d. Verf.

4) Nach Peregrin, einem deutschen Mönch, am 27. September, nach Martin Zigl, einem winterberger Bürger und Augenzeugen der Belagerung, am 28. September 1620. Anm. d. V.

5) Dieses Wappen wurde der Stadt Prachatitz als Grenzfestung im Jahre 1493 vom Kaiser Friedrich verliehen. Anm. d. Verf.

6) Nach Peregrin wurden bei dieser Erstürmung 1500, nach Zigl 1817 Personen getödtet, jedenfalls eine bedeutende Menge für eine so kleine Stadt. Peregrin führt den Baron Harrach an, als „qui forte a Cæsare ad Buquoium commissarius advenerat, clementissimus, ardensque affectus." Anm. d. Verf.

wird die ehrwürdige Jakobskirche gerettet, und schützt ihrerseits die hinter ihr liegenden Häuser, die ganze übrige Stadt aber fällt als Opfer der wüthenden Flammen, und die aufgehende Sonne des 14. April 1832 sendet ihre Strahlen auf einen qualmenden Trümmerhaufen.[1])

Und abermals stehen wir auf der Skalka, — vor dem hellen Lichte des Tages sind die Erinnerungen trüber Vergangenheit entflohen, und im hellen Sonnenglanz liegt die Stadt, rings umgeben von üppigen Wiesen und Feldern, rings umschlossen von hohen bewaldeten Bergen, welche nur gegen Osten eine schmale Öffnung freilassen, durch welche der Zinnybach sich durchschlängelt, und durch welche namentlich von dem, auf dem östlichen Abhang des Libin oberhalb der Stadt gelegenen Badhause, sich dem Auge eine reizende, im Hintergrund durch die piseker Waldungen abgeschlossene Fernsicht über das schmale, mit Ortschaften besäete Blanitzthal darbietet.[2])

Wir betreten die Stadt durch das wohlerhaltene piseker Thor, von dessen Höhe herab das Bild des mächtigen Gönners und ehemaligen Besitzers der Stadt, Wilhelms von Rosenberg, in voller Rüstung auf einem weißen Pferde dahin sprengend dem Beschauer entgegenglänzt. — Je alterthümlicher der Anblick der Stadt von außen, desto mehr wird man im ersten Augenblicke bei Betretung des Ringplatzes enttäuscht; — Baufälligkeit in Folge hohen Alters und der bei dem großen Brande erlittenen Beschädigungen hat die Abtragung mancher prächtiger Giebel und Erker veranlaßt, und eine auf Irrwege gerathene Verschönerungssucht zur Übertünchung alterthümlicher Malereien geführt, und dadurch den Ringplatz zu seinem Nachtheil stark modernisirt.

Nichts desto weniger hat derselbe, nebst einem wenigstens theilweise erhaltenen Privathaus, zwei prachtvolle Reliquien alterthümlicher Bauweise und Prachtliebe aufzuweisen, nämlich das Rathhaus — jetzt k. k. Bezirksamt — und das Bräuhaus. — Letzteres, das kleinere von beiden, prangt mit der in kühnen Umrissen entworfenen Darstellung eines blutigen, erbitterten Kampfes, — ersteres aber enthält auf der Frontmauer vom Gesims des Daches über beide Stockwerke hinab eine Fülle von Bildern und Inschriften.[3]) Es wurde im Jahre 1571 von der

---

1) Dieser furchtbarer Brand brach am 13. April 1832 gegen 7 Uhr Abends aus, binnen einer halben Stunde standen 137 Häuser, darunter auch das alterthümliche Rathhaus in Flammen. Gerettet wurden nur die Kirche, mit Ausnahme des Thurmes, dessen Dach abbrannte, dann 11 Privathäuser. Anm. d. Verf.

2) In dem jüngst in der prager Zeitung erschienenen Aufsatze: „Kleinnürnberg im Böhmerwalde" wird dieses Badhaus irrthümlich Grünschädel genannt. Grünschädel, richtig Gründschädel, ist ein nahe bei Sablat, beiläufig 2 Stunden von Prachatitz entferntes Bad, dessen Wasser besonders für Hautausschläge u. dgl. heilkräftig sein soll. Anm. d. Verf.

3) Es dürfte bei dem hohen Alter dieser Malereien und Inschriften nicht uninteressant sein, dieselben als einen Beitrag zur Beleuchtung damaliger Sitten, Gebräuche und Anschauungen hier vollständig mitzutheilen.

Am Gesimse unter dem Dache befinden sich 8 allegorische weibliche Figuren, nachstehende Tugenden vorstellend:

1. Die Geduld (im Schatten eines Baumes mit einem Lamme zu ihren Füßen).
2. Die Klugheit (mit einem in einen Spiegel schauenden Basilisken).
3. Die Mildthätigkeit (mit 2 Kindern neben sich).
4. Die Gerechtigkeit (mit Schwert und Waage).
5. Der Glaube (mit Kelch und Kreuz).
6. Die Hoffnung (gefesselt, mit einem Anker).
7. Die Tapferkeit (mit einem angeketteten Löwen).
8. Die Mäßigkeit (mit einem bei einer Schüssel mit Wasser stehenden Hunde)

Diese 8 Figuren wurden bei dem Brande im Jahre 1832 beschädigt, und sind renovirt worden. — Hierauf kommen nachstehende noch in ihrer Ursprünglichkeit vorhandenen Darstellungen: 1. Das Urtheil Salomo's. 2. Der Überfall der Susanna im Bade. 3. Die Verurtheilung der beiden jüdischen Alten, die Susanna verläumdeten. 4. Eine Versammlung von 12 Richtern. 5. Ein Richter, der wegen eines Vergehens auf Befehl des Königs lebendig geschunden wird. 6. Mit dieser Haut wird der Richterstuhl überzogen. 7. Ein Riese im

prachatitzer Stadtgemeinde, an Stelle des von Wilhelm von Rosenberg der Stadt geschenkten rosenbergischen Schlosses erbaut, und ist trotz der bei dem Brande im Jahre 1832 erlittenen Beschädigungen von Außen fast vollkommen wohl erhalten. Oberhalb des Thores trägt dieses hochinteressante Gebäude die Jahreszahl seiner Erbauung 1571. Außerdem befindet sich am Ringplatze noch ein merkwürdiges Gebäude — merkwürdig nicht wegen seiner Bauart, denn diese ist äußerlich wenigstens ziemlich modern, sondern der wichtigen Rolle wegen, welche dasselbe in den früheren goldenen Zeiten Prachatitzs spielte, — es ist dieß das mit dem Bilde Wilhelms von Rosenberg geschmückte ehemalige Salzmagazin, nunmehr theils Privatbesitz, theils zu Fleischkramstellen verwendet; es trägt an sich noch ein Stück Mittelalter, nämlich ein eisernes korbähnliches Gestell, in welches die zur Stadtbeleuchtung sonst dienenden Pechpfannen hineingesetzt wurden, und das sich nun neben den eleganten Petroleumlaternen ziemlich sonderbar ausnimmt.

Mehr Spuren des Alterthümlichen finden sich in den Seitengässen, wenn gleich mit dem ebenerwähnten Rathhause und Bräuhause nichts im Entferntesten verglichen werden kann. — Hohe Dachgiebel, Fenster in der verschiedensten Größe und wunderlicher Vertheilung, hie und da noch ziemlich erhaltene oder renovirte

---

Mund ein Schwert und eine Lilie, in der rechten Hand einen Säckel, mit der linken Geld ausstreuend. 8. Das rosenbergische Wappen, — die fünfblättrige rothe Rose mit 2 Bären als Schildhälter mit der Umschrift: Wilhelmus a Rosenberg 9. Ein keulenschwingender Riese (Herkules), der ein zu seinen Füßen liegendes Ungeheuer zu tödten im Begriffe ist. 10. Ein Richter, welcher im Rechtsprechen begriffen, von einer der vor ihm stehenden Parteien, ein Geschenk annimmt; hinter ihm steht ein Gerippe, welches den Knochenarm nach dem Richter ausstreckt.

Inschriften finden sich nachstehende vor:

Respublica nomen universae civitatis est, pro qua mori, et cui nos totos dare, et in qua omnia nostra ponere, et quasi consecrare debemus.

Eo omnis vitae nostrae ratio est transmittenda, ut magnam nominis nostri famam, ex maximis in rempublicam meritis collatis posteris relinquamus.

Ad rempublicam plurima veniunt commoda, si moderatrix omnium rerum praesto est sapientia; tunc ad ipsos, qui eam adepti sunt, laus, honor, dignitas convenit.

Est boni magistratus, commoda civium defendere, non divellere, atque omnes aequitate eadem continere.

Civis est is, qui patriam diligit, atque bonos omnes, salvos, incolumesque esse desiderat.

Civem oportet, aequo et pari cum civibus jure vivere, neque submissum neque abjectum sese efferentem; tum in republica velle, quae tranquilla et honesta.

Millies perire est melius, quam in sua civitate sine armorum praesidio vivere non posse; praesidium charitate et benevolentia civium, oportet non armis.

Illa non est civitas, cum leges in ea nihil valent, cum jura nocent, et cum mores depravantur.

Nihil est tam aptum ad jus conditionemve naturae, quam lex, sine qua nec hominum ullum genus stare, nec rerum natura omnis, nec etiam ipse mundus stare potuerit.

In omni civitate sunt tres species hominum, scilicet: divites, mediocres et pauperes, inter quos mediocres sunt optimi, quia medium semper est optimum.

Arbores vetulae et invidae arbusculas subnascentes, nonnunquam suis ramis impediunt, nec efflorescere sinunt.

Multorum improbitate depressa veritas tandem emergit in lucem. Sit faciunt quidam senes in magistratu, cum vident bonae indolis juvenem invidia capti variis modis deprimunt, nec eluctari sinunt.

Kdož pro daři kržiwy saudjš chudého,
Wytrhnu tě z saudu i lidu mého.
Nemužete práwa osudu zbijti
Gehož, čož žiwé gest, nemuž ugijti.
Bohatý chytrže, wida zlé, wyhne se
Chudý, před se gda, w sskodu uwalj se.
Práwem každy newinný býwá dawen
Skrz dary býwá winný pomsty zbawen.
Práwo pawučině se pržirownáwá
Giž brauk prorazj, musska w nj zustáwá.

kleinere Malereien, endlich bei vielen Häusern deutliche, durch die im Geschmak der Zopfzeit vorgenommene Übertünchung hindurch erkennbare Spuren der früher die ganze Wand bedeckenden Malereien, denen die Erlösung von ihrer unwürdigen Kalkhülle und ihre Wiederherstellung durch eine geschickte Hand zu wünschen wäre, zeigen, daß einst Reichthum und Geschmack hier herrschte.

Jahreszahlen sind bei den Malereien auf Privathäusern beinahe keine zu finden; nur auf einem neben der Dechantei gelegenen Hause ist das letzte Abendmal mit der Jahreszahl 1563 in grauer Farbe ausgeführt zu sehen. — Eine auf der äußern Kirchenwand befindliche schon sehr beschädigte Malerei, darstellend die Kreuzigung Christi in Gesellschaft der beiden Schächer, deren Seelen in Gestalt von kleinen Kindern ober den Häuptern der Gekreuzigten schweben, und von denen die links von einem ganz kleinen abenteuerlich aussehenden Teufel in Empfang genommen, die rechts aber von einem eben so kleinen Engel gegen Himmel geführt wird, scheint — so weit eine Erkennung möglich ist, — die Jahreszahl 1416 zu tragen. — Ein elegisches Gefühl beschleicht uns, wenn wir diese wenigen Überbleibsel einstiger Größe, die Spuren früheren Reichthums und großer Bedeutung der Stadt überblicken.

Ihr Verfall datirt sich von der Eroberung durch die kaiserlichen Truppen im Jahre 1620. Der bedeutende Menschenverlust bei der Belagerung, der Verlust der Eigenschaft einer königlichen Stadt, die Wegnahme ihrer sämmtlichen Besitzungen, von denen sie die Herrschaft Helfenburg nie mehr, den spärlichen Überrest aber erst bedeutend später zurück erhielt, die in den Jahren 1623 — 1626 durchgeführte Bekehrung der Stadt zum katholischen Glauben, aus welchem Anlaß sie abermals mehre ihrer Bürger, die freiwillig oder gezwungen auswanderten, verlor, der durch das Einströmen des gmundner Salzes nach Böhmen über Linz schwer beeinträchtigte und immer schwächer werdende Salzhandel von Passau, und die dadurch bedingte Abnahme des Absatzes von Malz und Branntwein dahin, alles dieß wirkte zusammen, daß sich Prachatitz von diesem Schlage nicht mehr erholen konnte, und noch im Jahre 1654 soll man 26 ganz herrenlose Häuser und 41 andere in Ruinen liegende gezählt haben, deren Besitzer nicht im Stande waren, sie wieder herzustellen. — Durch die im Jahre 1639 unter Ferdinand dem III. erfolgte Erhöhung des Zolles auf Salz, so wie die Errichtung einer kaiserlichen Niederlage Gmundner Salzes in Prachatitz, wurde der Salzhandel auf dem goldenen Steige immer mehr verringert, und erlitt endlich im Jahre 1692 durch das Verbot Kaiser Leopolds I., in Städte, wo sich kaiserliche Salzniederlagen befanden, fremdes, d. i. bairisches Salz einzuführen, den Todesstoß, nachdem er historisch nachweisbar über 600 Jahre gedauert, und durch mehr als 500 Jahre der Grund des Gedeihens und des Reichthums Prachatitzs gewesen war.

Damit in Verbindung hörte auch der Malzhandel auf, und nur die Erzeugung des seinerzeit in Böhmen eines guten Rufes sich erfreuenden prachatitzer echten Kornbranntweins dauerte bis in dieses Jahrhundert fort, und existirt selbst jetzt noch, obwohl in einem äußerst geringen Maßstabe, weil die fabriksmäßige Erzeugung des Alkohols, so wie die Verwendung wohlfeilerer Stoffe als des Kornes, dem einzelnen Privaten die Konkurrenz beinahe unmöglich macht. — Gegenwärtig wird in Prachatitz hauptsächlich eine auf ziemlich hoher Stufe befindliche Ökonomie, dagegen außer Strumpfwirkerei, Zündhölzchen- und Stärkefabrikation endlich Erzeugung von Posamentierwaaren für den aus Prachatitz gebürtigen, in Wien ansäßigen Posamentierwaarenfabrikanten Pachelhofer, kein Industriezweig in größerer Ausdehnung mehr betrieben, und die Stadt erhält eine höhere Bedeutung jetzt nur dadurch, daß sie durch ihre günstige Lage am Fuße des Hochgebirges des Böhmerwaldes, den Verkehr des Flachlandes, welches seine Feldprodukte dort an die Gebirgsbewohner absetzt, in sich konzentrirt, und dadurch abermals zu einer Art Stapelplatz namentlich für den Getreidehandel geworden ist; auch muß anerkannt werden, daß Pra-

chatitz durch die Bemühungen seines energischen Bürgermeisters, des M. Dr. Ernst Mayer, der für Eröffnung neuer Verkehrswege und Postverbindungen und für Verschönerung der Stadt vieles bereits bewirkt, eine Sparkasse, eine Mädchenschule und ein Realgymnasium ins Leben gerufen hat, in den letzten Jahren sich eines raschen Aufschwunges rühmen kann.

Ein besonderes Interesse gewährt Prachatitz durch seine Lage an der Grenzscheide zweier Nationalitäten. Es läßt sich zwar von einer scharfen Scheidung der 2 Landessprachen in dieser Gegend nicht reden, weil es einestheils Dörfer mit gemischter Bevölkerung giebt, wie z. B. Geisbühel, Grilling, Drislawitz, Soletin, Kliftau u. s. w., und weil anderentheils es an der Sprachgrenze Ortschaften giebt, deren Einwohner meistentheils beider Sprachen kundig sind, z. B. Altprachatitz, Wostrow, Wossek, Gahau u. a. m. Die beiläufige Sprachgrenze im prachatitzer Amtsbezirke beginnt an der Grenze des budweiser Kreises bei Großsmietsch, geht über Klenowitz, Frauenthal, Rohn, Prachatitz, Hummelberg, Sedlmin, Repeschin und tritt dort in den winterberger Amtsbezirk über. Die Stadt Prachatitz wird von der Sprachgrenze so zu sagen, durchschnitten, indem auf der „untern" Vorstadt beinahe Alles wohnt, was von čechischem Elemente in Prachatitz vorhanden ist. — Nachdem böhmische Ortschaften nördlich und östlich bis an die Thore der Stadt reichen, mehre von ihnen dahin eingepfarrt und eingeschult sind, und nachdem daher die Städter mit den Nachbarn čechischer Zunge in stetem Verkehr stehen, ja selbst die mehre Meilen ins Flachland hinein liegenden Ortschaften, die großen prachatitzer Getreidemärkte besuchen, so ist es natürlich, daß beinahe jeder Prachatitzer auch der böhmischen Sprache mächtig ist; nichts desto weniger ist die Stadt deutsch, und die Einwohner bedienen sich unter einander stets der deutschen Sprache, und sprechen böhmisch nur mit jenen, die sich dieser Sprache nicht bedienen können oder wollen. — Das čechische Element ist in Prachatitz numerisch nicht bedeutend, und von Eingebornen dürften sich darunter sehr Wenige, oder vielleicht gar Keiner befinden; es besteht vielmehr größtentheils aus Fremden, die durch ihren Beruf nach Prachatitz geführt wurden, z. B. Beamte, Lehrer, Geistliche u. s. w., oder aus den aus böhmischen Ortschaften eingewanderten Gewerbsleuten, die sich hier niederließen, oder endlich aus Gesellen, Taglöhnern und Dienstboten, die sich zeitweilig hier befinden. — In Folge dessen blieb Prachatitz von den leidigen Nationalitätsstreitigkeiten, die sich anderwärts im Laufe der letzten Jahre in schönster Blüthe entwickelten, bisher so ziemlich verschont, denn bei dem čechischen Landvolke existirt keine Spur von Animosität gegen seine deutschen Landsleute, und jene Fraction, die es sich zum Geschäfte macht, Nationalitätshader ins Leben zu rufen und zu entwickeln, ist hier vielleicht entweder gar nicht vorhanden, oder wenigstens so schwach vertreten, daß die Klugkeit sie nöthigt, sich in vollkommener Ruhe zu halten.

Prachatitz nebst Umgebung gehört übrigens zu den spätesten Erwerbungen des Deutschthums in Böhmen. Nicht nur sind viele Namen von Bergen und Bächen böhmisch, z. B. Libin, Vejrov, Proboštovice, Skalka, der Bach „Živny" die „mršina", ein sumpfiges, an die Stadt stoßender Wiesenthal, u. s. w. — sondern auch viele jetzt ganz deutsche Ortschaften haben ihre eigenen böhmischen Namen, z. B. Hummelberg Tremšin, Rohn Leptač, Wihorschen Lhota hlásná, Oberhaid Zbitiny, — ja selbst solche Ortschaften, welche durch ihre Namen deutlich die Spuren einer Anlage durch deutsche Ansiedler zeigen dürften, haben auch selbstständige böhmische Namen: z. B. Tonnetschlag Rohanov, Plochetschlag Blažejovice, Schreinetschlag Skřimšřov, Perletschlag Perlovice, Oberschlag Milejšice, Peterschlag Petrovice, u. s. w.

Was die Stadt Prachatitz selbst anbelangt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie frühzeitig auch schon eine wenn gleich bedeutend in der Minderzahl befindliche deutsche Bevölkerung besessen habe, und es ist dieß nichts Befrem-

des, sondern etwas ganz der Natur der Dinge Angemessenes, wenn erwogen wird, daß Prachatitz durch mehre hundert Jahre in lebhafter Handelsverbindung mit Deutschland stand, und diesem Verkehr seine damalige Größe und seinem Reichthum verdankte; es kommen auch wirklich in den verschiedenen alten Urkunden und Gedenkbüchern Namen rein deutschen Ursprunges schon seit dem 14. Jahrhundert vor, deren Träger mitunter auch zu dem Rathspersonale gehörten, so z. B. Kern, Weißenregner, Frumsgut, Mayer, Khornstuk, Ziegl, Strobl, Stieber, Schartl, Neuhauser, Schwarzauer, Glaser, Haidl, Mühlberger (ein um Prachatitzs Handelsverbindungen durch seine Reisen nach Passau, Salzburg, Nürnberg u. s. w. hochverdienter, und auch dafür geehrter, und durch die Wahl zum Rathsherrn wiederholt ausgezeichneter Mann), ferner: Scheffer von Schefferthal, Fürst, Draxler, Kurz, Reisinger, Stögbauer, Frühauf u. a. m. Am Kirchhofe findet sich auch unter andern Grabsteinen, einer vor, der in die Kirchenwand eingemauert, noch vollkommen lesbar ist, und also lautet: „Anno Domini 1578 den 7. Februar ist „gestorben der Erbr: Georg Rosenthaler, Argenist und Burger zu Prachatiz, dem „Gott sey genedig; und an dem jüngsten Tage Auferstehung. Amen."

Jedenfalls war aber diese deutsche Bevölkerung sehr in der Minderzahl, denn die officiellen Sprachen, in denen auch alle nachweisbar ältern Inschriften verfaßt sind, und welche auch die im modernen Sinne sogenannte „Amtssprache" waren, sind die böhmische und subsidiarisch die lateinische. Die ersten Spuren des Deutschen als Amtssprache sind erst im Jahre 1630 nachweisbar, in welchem Jahre bezüglich der Salzmaut deutsche Berichte an den Kaiser Ferdinand III. erstattet wurden. Auch alle ältern Urkunden und Privilegien, so weit wenigstens uns bekannt ist, sind in böhmischer Sprache abgefaßt; die erste deutsche uns bekannte Urkunde ist ein Privilegium, welches die Fürstin Anna von Eggenberg, eine geborne Markgräfin von Brandenburg, im Jahre 1652 der prachatitzer Fleischhauerzunft verlieh. Sonderbarer Weise wurde dieselbe über Ansuchen dieser Zunft vom strakonitzer Magistrate ins Böhmische übersetzt, mochten nun die ehrsamen Meister sothaner Zunft deutsch nicht verstehen, was mit Rücksicht auf das bereits Gesagte höchst unwahrscheinlich ist, oder mochte es damals schon Leute geben, die als Vorläufer ihrer jetzt lebenden Enkel, trotzdem daß sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren, ein Schriftstück deßhalb anzunehmen verschmähten, weil es deutsch abgefaßt war. — Ein bemerkbarer Fortschritt des deutschen Elementes in Prachatitz zeigt sich erst in dem letzten Decennium des 17. Jahrhunderts; — das im Gemeindhause aufbewahrte Gedenkbuch, welches bis zum Jahre 1692 ausschließend in böhmischer Sprache geführt wurde, überspringt einen Zeitraum von 2 Jahren, und beginnt sodann im Jahre 1695 plötzlich mit Aufzeichnungen in deutscher Sprache, welche von da an sich im Alleinbesitze behauptet. — Während in der Gottesackerkirche zu Sct. Peter noch im Jahre 1660 eine böhmische Inschrift einen Stuhl als dem ehrsamen Müllerhandwerke gehörig bezeichnet, ist bereits vom Jahre 1696 eine deutsche Inschrift auf der Rückseite des Hochaltars des Inhalts: Im Jahre 1696 haben zu Ehren der Allerheyligsten und Ungetheylten Dreyfaltigkheit wie auch der aller Selligsten und gebenedeytesten Mutter Gottes Mariä, dann des heyl. Petri und Pauli und aller lieben Heyl. Gottes die Pelykanische Erben, Nemblich Johann, Mattieg und Josef Pellykan wie auch Carl Frieauf, Burger und Fleischhakher in der hochfürst. Eggenberg. Statt Prachatiz dißes Altar auf ihre eigene Unkosten und Spesen, machen, anfrichten und anhero sezen lassen."

Nichts desto weniger scheint das čechische Element nur Schritt für Schritt zurückgewichen sein, denn z. B. das Protokoll, in welches die bestandene Fleischhauerzunft die neu aufgenommenen Meister verzeichnete, enthält die ersten deutschen Aufzeichnungen erst im Jahre 1734, und zur Alleinherrschaft gelangte das Deutschthum in demselben erst seit dem Jahre 1791. — In den Tauf-, Sterbe- und

literärischen Arbeiten ferne, bis der Eintritt dieser Herbstferien die gewünschte Muße herbeiführte.

Der um seine Vaterstadt hochverdiente, in ganz Deutschland durch seinen vertrauten Umgang mit Göthe wie durch seine eigenen schriftstellerischen Leistungen bekannte Joseph Sebastian Grüner entstammt einem uralten, in Eger ansässigen Altbürgergeschlechte, welches schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts genannt wird: die Grüner besaßen um das Jahr 1200 die Güter Kötschwitz und Großlehenstein, später zwischen 1487 bis 1500 das Gut Wogau, Besitzungen in der Nähe von Eger gelegen. Mehrere Glieder der Familie bekleideten angesehene Ämter, so war Georg Grüner um 1501 Rath und Geschworner des Landrechts. Im Verein mit der Familie Bachmann oder Daniel, welche beide das gleiche Wappen führten, stifteten die Grüner das vielbewunderte gothische Sakramentshäuschen in der S. Nikolaus- oder Hauptkirche zu Eger, wie die beiderseitigen dort angebrachten Wappen darthun, und hatten in dieser Kirche ihre Ruhestätte.

Der Vater unseres Grüner, mit Vornamen Siegmund, war Bürger und Hutmacher zu Eger, betrieb sein Gewerbe in großer Ausdehnung, indem er mit seinen Erzeugnissen auswärtige Märkte, sogar die Frankfurter Messe regelmäßig bezog, von wo aus die damals sehr beliebten egerländischen Hüte weiterhin in Handel gebracht wurden und in Westfalen wie in der Schweiz, ja sogar in Paris reichlichen Absatz fanden. Siegmund Grüner vermälte sich frühzeitig mit Margaretha Becker aus Eger, welche Ehe mit sechs Kindern gesegnet war, denen die sorgfältigste Erziehung zu Theil wurde. Unter diesen Kindern zeigte sich Joseph Sebastian (geb. am 16. Februar 1780) schon in frühester Jugend als das talentvollste; er wurde in allen Schulen mit Prämien ausgezeichnet und dieß sowohl, wie seine schwächliche Körperanlage veranlaßte die Eltern ihn den Studien zu widmen. Der Knabe kam an das Gymnasium zu Eger, welches damals mit Professoren aus dem aufgelösten Jesuitenorden besetzt war.

Auch hier gewann er rasch die Liebe aller seiner Lehrer. Vor allen andern aber war es Pater Anton Grassold, der auf den Bildungsgang des jungen Grüner einen großen Einfluß nahm. Grassold war nicht allein der lateinischen, sondern auch, was damals in Österreich selten war, der griechischen Sprache in bewunderungswürdigem Grade mächtig und besaß ein so außerordentliches Gedächtniß, daß die ganze Weltgeschichte immer wie aufgeschlagen vor seinem Geiste ausgebreitet war und er in Bezug auf chronologische Ordnung und Jahreszahlen niemals fehl griff. Das Lieblingsstudium Grassolds war die Geschichte von Eger und dem Egerlande und diese Vorliebe hat er auf seinen Schüler Grüner redlich übertragen. Grassold besaß übrigens nicht allein ungewöhnliches Wissen, sondern einen in jener Zeit sehr seltenen kritischen Sinn für Geschichte und Alterthumskunde, wie seine auf uns gekommenen schriftstellerischen Arbeiten, darunter „eine Beschreibung der Burg von Eger", „die Religionsnachrichten des egerischen Gebietes", welche letztere in dem von Riegger herausgegebenen Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen Th. I. S. 170 bis 395 veröffentlicht wurde, dann eine „Geschichte des deutschen Hauses," in anerkennenswerther Weise bestätigen. Leider wurden die werthvollen Manuskripte dieses Gelehrten, der es verschmähte seine Arbeiten herauszugeben, im Jahre 1809 ein Raub der Flammen, als ein Theil der Stadt, darunter auch die Dachungen der S. Nikolauskirche und die angrenzenden Gebäude abbrannten.

Während unser Grüner die dritte Gymnasialklasse besuchte, starb sein Vater. Von den sechs Kindern, die er hinterließ, war noch kein einziges mündig geworden. Da trat denn zum erstenmale die Sorge an den Knaben heran und oft zweifelte er, ob er seine Studien zu Ende führen würde. Indeß, als er mit dem besten Erfolge das Gymnasium zurückgelegt, faßte er den kühnen Entschluß, die Universität in Prag zu beziehen und dort seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen:

mit vier von seinen Schulkameraden machte er sich im Herbste 1797 zu Fuße auf den Weg, mit 40 Gulden und einem alten Golddukaten in der Tasche.

In Prag angekommen machte der Anblick der großen Stadt, welche er zuerst von der Schloßtreppe aus vollständig übersah, einen unbeschreiblichen Eindruck auf den siebzehnjährigen Jüngling und er fragte sich selbst, wie er in diesem Häusermeere unter den zahllosen Menschen ohne Freunde und nähere Bekannte sich zurechtfinden und durchbringen wolle. Indessen tröstete er sich mit den Worten des heiligen Augustin „Potuerunt hi et hae, cur tu non posses, Augustine?“ und mit diesem Spruche auf der Zunge schritt er muthig in die Stadt, wo er nur mit vieler Mühe eine billige Wohnung bei einem Musiker finden konnte, welche er sofort mit einem seiner Kameraden bezog. Er erzählte später oft, wie seine Garderobe nicht für den Winter eingerichtet gewesen und er gezwungen war, sich auf dem Tandelmarkt einen Rock zu kaufen, wobei er die unliebsame Erfahrung machte, daß nach dem ersten Regen der linke Aermel um eine ganze Handbreite kürzer wurde.

Die Prager Universität war damals sehr besucht, wie sich daraus entnehmen läßt, daß im ersten Jahrgange des philosophischen Kurses gegen 500 Hörer eingeschrieben waren. Nachdem Grüner sich eingerichtet und einige Häuser gefunden hatte, wo er Knaben unterrichtete, besuchte er die Vorträge der Professoren Seibt und Meißner, von denen der erste allgemeine Philosophie, der andere römische und griechische Literatur vortrug: Mathematik hörte er bei Widra und Geschichte bei Pokket. Nach absolvirten philosophischen Studien war Grüner längere Zeit unschlüssig, welchem Fache er sich widmen solle. Seine naturwissenschaftlichen Studien, seine Vorliebe für Mineralogie und Botanik, machten ihm Lust Medizin zu studiren. Ein geachteter Arzt aber, dessen Sohn Grüner unterrichtete, rieth sehr von dieser Berufswahl ab, und wie es scheint nicht mit Unrecht: denn trotz seiner Vorkenntnisse in den naturhistorischen Fächern hatte unser Josef Sebastian keine Neigung für Anatomie und verwandte Studien, weshalb es ihn auch nie gereut hat, den Gedanken an Medizin aufgegeben und die Rechtswissenschaft gewählt zu haben.

Im ersten Jahrgange seines juridischen Studiums machte er Bekanntschaft mit einem Rheinländer, einem aus Landau gebürtigen ehemaligen Theologen, der nach Prag gekommen war, um hier Medizin zu studiren: beide Studenten wurden bald befreundet und studirten mit einander Kant'sche Philosophie, welche damals nicht öffentlich vorgetragen werden durfte. In ihrem Verkehr erklärte Grüner einmal gelegenheitlich, daß er während der nächsten Ferien eine Rheinreise machen wolle, was den Mediziner so erfreute, daß er Grünern sein Portrait übergab, um es seiner in Manheim verheirateten Schwester zu überbringen, und an letztere das Ersuchen stellte, sie möge seinen Freund gut aufnehmen.

Diese Ferienreise, welche Grüner selbst in höchst anziehender Weise beschrieben hat, scheint den Grund zu der Weltgewandtheit und dem leichten Verkehr mit allen Menschenklassen, dessen der Besprochene in hohem Grade mächtig war, gelegt zu haben: er ging als befangener etwas pedantischer Student und kehrte als Weltmann zurück, der das Erlebte und Gesehene sich zu Nutzen gemacht hat. Die nun folgende Beschreibung der Reise, welche den Charakter Grüners genau bezeichnet und die zugleich ein interessantes Bild der damaligen politischen und geselligen Verhältnisse liefert, soll in einem gedrängten Auszuge aus seinen Aufzeichnungen und größtentheils mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden.

Ich reiste mit meinem Bruder zu Fuß bis nach Würzburg, besah dort die Merkwürdigkeiten der Residenz, untern andern die aus Moos gefertigten naturgetreuen und schönen Bilder des berühmten Plank, wurde dem alten Seibold vorgestellt, welcher damals so wichtige Kuren und Operationen vorgenommen hatte; besuchte die Kranken- und Irrenanstalten, dann die Festungswerke, in deren Nähe der Leisten- und Steinwein wächst und trug, um auch etwas Verdienstliches zu

thun, in einem Gefäße Sand auf die sogenannte Kappl (zum Bau der Dreifaltigkeitskirche).

Mein Bruder wanderte von Würzburg weiter nach Frankfurt am Main und ich bestieg mit einigen Akademikern, Handlungscommis und Andern das Marktschiff. Der junge Schiffer, welcher in ein an Bord befindliches Mädchen verliebt war, verfehlte in seiner Zerstreuung die richtige Wasserbahn und wir geriethen in der Gegend von Gmunden auf eine Sandbank, von welcher wir das Schiff nur mit großer Mühe, — es wurden 24 Pferde vorgespannt, — wieder flott machen konnten. — Wegen der unzähligen Krümmungen, die der Main bis Wertheim macht, ging die weitere Fahrt nur äußerst langsam von statten. Nachdem wir in Wertheim gelandet hatten, benützte ich die kurze Zeit, um dort das merkwürdige „fromme Käthchen" zu besuchen und nahm mir einige Flaschen Kreutzwerthheimer auf die Reise mit, dessen Qualität jener des Steinweins am meisten ähnlich war.[1])

Vor Aschaffenburg erlitten wir in der Nacht einen heftigen Sturm von häufigen Blitzen und Donnerschlägen begleitet und erreichten zum Glücke hohes Ufer, wo wir ankern konnten. Nach weiterer Fahrt landeten wir in Hanau, wo ich die wenigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm und war nicht wenig überrascht, daß ich als Fußgänger auf der dortigen Promenade außerhalb der Stadt „eine Brückenmauth" bezahlen mußte.

Endlich trafen wir in dem langersehnten Frankfurt ein und ich überzeugte mich bei meinen ersten Excursionen, daß ich mir von der alten berühmten freien Reichsstadt, wo die römischen Kaiser gekrönt wurden, einen viel zu hohen Begriff gemacht hatte. In Frankfurt am Main war damals in öffentlicher Hinsicht, namentlich für Verschönerung der Stadt gar nichts gethan worden; aus den stehenden Gewässern und faulen Schilfen der Stadtgraben entstiegen schädliche Dünste, in der Judenstadt herrschte die größte Unreinlichkeit, unmittelbar vor dem Brückenthurm am rechten Mainufer waren Schutt und Scherben in Haufen aufgeschüttet; das Pflaster in den Fahrstraßen der innern Stadt ist von den hölzernen Schleifen, auf denen die Waaren transportirt werden, förmlich glatt polirt worden, keine Monumente zierten die Stadt, nur vor dem Neuthor stand ein Denkmal aus Granitblöcken „den Hessischen Helden" gewidmet.

Von Künsten und Wissenschaften war zu jener Zeit in Frankfurt kaum die Rede und außer den größtentheils ausdruckslosen Bildern römischer Kaiser, die im Römer gezeigt wurden und den in den Gewölben dieses Gebäudes aufgespeicherten schönen Waarenvorräthen, fand ich wenig Sehenswerthes. Neu und interessant war aber für mich das Gewühle von Menschen und die außerordentliche Thätigkeit von Käufern und Verkäufern, welche während der eben abgehaltenen Herbstmesse stattfand. Das Theater war damals ziemlich gut besetzt und der Komiker Lux ein besonderer Liebling des Publikums. Als das bedeutendste Banquierhaus, wo ich große Geldmassen abwägen sah, galt schon damals Bethmann, die vorzüglichsten Hotels waren zum „Englischen Hof" und „Römischen Kaiser".

Mein Ausflug nach dem benachbarten Sachsenhausen war wenig lohnend, denn es glich dieser Ort einem unreinen Dorfe mit sehr unansehnlichen Häusern, vor welchen große Gefäße mit unreifem Obst standen, woraus Most bereitet wurde.

Nach einigen Tagen Aufenthalt bestieg ich wieder ein Marktschiff, um weiter nach Mainz zu fahren. Bei dem Dorfe Kostheim, welches durch das Bombardement fast ganz in Asche gelegt war, mahnte der Schiffer die Reisenden, welche nicht mit guten Pässen versehen wären, dort auszusteigen und bis nach Castell zu Fuße zu gehen. Da ich nur durch ein lateinisches Attest des Professors Kopetz über den zurückgelegten ersten Jahrgang der Rechtswissenschaft legitimirt war, so eilte ich der Mahnung zu folgen und ging unbeanstandet über die Schiffbrücke

1) Das schöne Käthchen war ein großes Weinfaß, wie die viel bekannte Frau Rose in Bremen.

nach Mainz, wo ich bei einem Freunde meines Vaters liebevolle Aufnahme fand. Auf meinem Wege dahin hatte ich Gelegenheit die mannigfaltigen Umgehungen der strengen französischen Rheinsperre zu beobachten und es unterhielt mich insbesondere, wie auf den Köpfen von Knaben und Erwachsenen unsere egerischen Hüte nach Mainz eingeschmuggelt wurden.

Mainz war (1801) für mich eine andere Welt. — Ich kam aus einem katholischen Lande, war streng religiös erzogen, hier nun sah ich zum erstenmale eine Gesellschaft, welche mit allen Begriffen, die ich bisher von Staat und Religion gehabt hatte, in Widerspruch gerathen war. Insbesondere machten die Religionsspöttereien der Franzosen auf mich einen peinigenden Eindruck. Jedes Christusbild, den die Republikaner auf ihrem Marsche beikommen konnten, ward verunstaltet, in der Domkirche fochten diese übermüthigen Leute mit Stöcken und störten während des Gottesdienstes durch unzüchtige Bemerkungen die Frauen in ihrer Andacht. Auf dem Marktplatze waren die rothen Freiheitsmützen aufgestellt, bei denen zwei Soldaten Wache hielten und Wehe dem Vorübergehenden, der vor diesen Emblemen nicht das Haupt entblößt oder der eine spottende Miene gemacht hätte! — Die armen Mainzer mußten auf hohen Befehl den zehnten Tag (die Decade) als Feiertag halten und da sie auch die gewöhnlichen Sonntage feierten, so wurden ihnen innerhalb zehn Tagen zwei Feiertage für die Arbeit entzogen, was für Handel und Industrie sehr nachtheilige Folgen hatte. In den Gasthäusern sah man nur französische Kalender auf Pappendeckel an den Wänden aufgehängt, aus welchen alle Heiligen verbannt und statt derselben die Festtage der Revolution aufgeführt waren. Unter den Militärs wurde trotz der strengen Subordination im Dienste die „Egalité“ überall zur Schau getragen und ich bin selbst Zeuge gewesen, wie ein gemeiner Soldat seinen Major, der aus einem Fenster in der Schustergasse herabsah, mit „bon jour citoyen“ anrief und letzterer herabkam, um sich mit seinem Kameraden auf der Straße freundschaftlichst zu unterhalten.

Durch meinen Haushern erfuhr ich, daß eben ein Kriminalprozeß vor der Jury öffentlich verhandelt werde und erhielt durch denselben eine Einlaßkarte. Ich fand den kleinen Saal des Tribunals mit Menschen überfüllt; auf der einen Seite dieses Sitzungsaales war die „Liberté“, gegenüber die „Egalité“ und oberhalb des Präsidentensitzes das Bild des Brutus angebracht. Der Sitz des Präsidenten stand auf einer Erhöhung und hatte die Form eines Katheders, daneben stand auf der rechten Seite der Defensor, links der Legislator; unterhalb saßen die Jurymitglieder, welche durch ein hölzernes Gitter von dem Publikum abgeschlossen waren.

Der Prozeß betraf die Nachahmung von Stempelpapieren und wurde gegen zwei Inquisiten geführt, die längst aus ihren Gefängnissen entwichen waren. Was mich befremdete, das war, daß die Geschwornen bei der Anklageakte sich ganz gemüthlich unterhielten. Unmöglich konnten sie deren Inhalt noch die Motivirungen des Defensors aufgefaßt haben und dennoch geschah es,, daß sie nach sehr kurzer Berathung das „Schuldig“ aussprachen, und die Verbrecher in Contumaciam verurtheilten. [1])

Hierauf besuchte ich mit meinem Wirthe die Festungswerke und besichtigte das Denkmal des Drusus. Auch die Stelle, wo Cäsar die Brücke über den Rhein geschlagen haben mochte, bemühte ich mich wiederzufinden. Nach Frankfurt zurückgekehrt, theilte ich meinem dort noch anwesenden Bruder mit, daß ich in Prag das Versprechen gegeben hatte, am ersten September in Manheim einzutreffen und

1) Warum dieser und einer Menge ähnlicher Processe so leicht behandelt wurden, ist jetzt allbekannt: die Geschwornen, welche nicht selten den neuen französischen Einrichtungen abgeneigt waren, sprachen in Fällen solcher Art, wo Niemand unter dem Urtheilsspruche litt, das Schuldig mit leichtem Herzen aus, um den Regierungsbefehlen nachzukommen. Bei andern Gelegenheiten zeichnete sich das Mainzer Tribunal durch sehr gründliche Untersuchungen aus.

schlug mit seinem Einverständnisse und von ihm mit dem nöthigen Reisegelde versehen, den Weg dahin ein; wanderte zu Fuße nach Darmstadt, wo ich von einem Professor, mit dem ich dort übernachtet hatte, dringend aufgefordert wurde, ihn nach Worms zu begleiten. Eingedenk meines Versprechens ließ ich mich aber von meinem Reiseziel nicht abhalten, besah in aller Eile die Merkwürdigkeiten der Stadt und pilgerte weiter nach Manheim, das ich, wie ich mir vorgenommen hatte, am 1. September Abends 9 Uhr nach einigen Unannehmlichkeiten glücklich erreichte.

Bei dem Eintritte in die Stadt rief mich ein Sergeant mit den Worten an „den Paß!" und ohne verlegen zu sein, gab ich ihm mein lateinisches Studienzeugniß in die Hand, das er, wie ich bemerkte, nicht lesen konnte und mir wieder zurückstellte, indem er weiter nichts zu sagen wußte, als „Gut, Passirt." Die eingetretenen Folgen meiner angestrengten Fußreise, ich hatte in einer Tour fast neun Meilen zurückgelegt, nöthigten mich spirituose Umschläge zu brauchen und ich konnte anfänglich nur gekrümmt und auf meinen Stock gestützt meine Wanderungen unternehmen. Darauf besuchte ich die Schwester meines Prager Freundes und übergab ihr das Portrait, beruhigte sie über sein gutes Auskommen und war glücklich, derselben eine recht große Freude gemacht und mein Versprechen getreulich erfüllt zu haben.

Ein alter Geschäftsfreund meines Vaters, Philipp Müller, an den ich empfohlen war, warnte mich meine Reise ohne eine ordnungsmäßige Legitimation fortzusetzen, er begleitete mich daher in das französische Polizeibureau, übernahm für mich Bürgschaft und ich wurde hierauf mit einem französischen Passe ausgerüstet, dessen Schreiber, weil ich bei seiner strengen Musterung von den Füssen bis zum Kopfe lächelnd den Mund verzog, im Signalement mich u. a. mit „bouche large" zu klassifiziren für gut fand.

Der Aufenthalt in Manheim war mir besonders durch die Bekanntschaft mit mehreren Akademikern angenehm gemacht worden, welche mich zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend geleiteten. Die ungewöhnliche Regelmäßigkeit der Stadt, welche damals aus eilf geraden Hauptstraßen, die von zehn Quergassen rechtwinklig durchschnitten wurden, bestand, macht es möglich, sogleich einen Überblick zu erlangen. Von den wenigen großartigen und alterthümlichen Gebäuden zeichnete sich die Maxkaserne aus; das Schloß war unbewohnt, die Sternwarte mannigfaltig beschädigt, dagegen das Theater gut gebaut und eingerichtet. Einen imposanten Eindruck machte auf mich die Bildergallerie, namentlich der große Saal beim Eingange mit seinen reichen Verzierungen und breiten goldnen Rahmen; an den Kunstgemälden selbst, von denen mehrere Meisterwerke aus verschiedenen Schulen waren, konnte ich nur den Fleiß, die Geschicklichkeit und Phantasie der Künstler anstaunen, ohne eine eigentliche Kritik darüber auszusprechen, für welche mir die Sachkenntniß und Erfahrung fehlte. [1])

Außerhalb der Stadt zeigten sich noch überall die deutlichen Spuren des Krieges; alle Gärten waren rasirt, die schöne viersache Allee nach der Neckarau fand ich beinahe gänzlich umgehauen; deren herrliche Bäume haben dem Feinde als Brennholz dienen müssen. Trotz allen diesen Zerstörungen, welche unter andern auch in den einst berühmten Gartenanlagen von Schwetzingen zu sehen waren, konnte man sich doch von der Pracht und dem ehemaligen Umfange der Parkanlagen, welche eine Zierde der Stadt bildeten, eine Vorstellung machen.

Meine Begleiter veranlaßten mich hierauf, mit ihnen Heidelberg zu besuchen, wo sie mich bei den dortigen Akademikern einführen wollten und ich war bald entschlossen ihrer Aufforderung zu folgen. Meine Aufnahme war dort eine über-

1) Den Eindruck, welche eine Bildergallerie auf den Neuling macht, hat Grillner in diesen Worten unübertrefflich gezeichnet, vielleicht ohne daß er es wußte und wollte.

aus freundliche, ich mußte meinen Namen in das Gedenkbuch eintragen, bei dessen Durchblättern ich gewahr wurde, daß ich der erste Studirende der Prager Universität war, der sich darin als Jurist eingeschrieben hat. Ich wurde unter andern auch bei Professor Sucow aufgeführt, welcher sich zu jener Zeit durch die Herausgabe eines naturwissenschaftlichen Handbuches einige Berühmtheit erworben hatte. Der gute Mann schien mir übrigens einen hohen Grad von Eigendünkel zu besitzen, er empfing mich ziemlich kalt und fand es nicht der Mühe werth, sich um die Professoren der Prager Universität zu erkundigen, deren Namen unter den Heidelberger Alademikern, besonders den Juristen bekannt und geachtet waren. Wir besichtigten dann die berühmte Schloßruine, welche vor wenigen Tagen die Dichterin Wilhelmine Maisch verlassen hatte, und erfreuten uns an der herrlichen Aussicht ins Neckarthal. Das so sehr angerühmte Heidelberger Faß hatte auf mich, nachdem ich vor Kurzem die großen Fässer in den Kellern des Würzburger Schlosses sah, keinen besondern Eindruck gemacht. Kaum hatte ich den Kastellan mit einem anständigen Trinkgelde honorirt, so forderten mich meine Freunde auf, mit ihnen ein ganz vorzügliches Ölgemälde zu besichtigen. Ich hatte bereits meine kleine Münze ausgegeben und war daher in Verlegenheit, wie ich ein Geschenk für diesen Kunstgenuß aufbringen sollte, ohne meine schwache Kasse empfindlich zu beeinträchtigen. Nach kurzem Besinnen fand ich einen Vorwand, diesem Antrag auszuweichen, was mich aber nachträglich doch sehr ärgerte, weil ich mir sagen mußte, meine freundlichen Begleiter können nun denken: „Seht, der Böhme wollte nur das große Faß, nicht aber das ausgezeichnete Gemälde sehen!" — Nach beendigter Besichtigung der Merkwürdigkeiten Heidelbergs wurde mir zu Ehren ein großer Comers gegeben, in welchem ich übrigens nicht als Fremdling auftrat, weil mir die Studentenlieder aus den Prager Comersen bekannt waren. Auch durch mein Billardspiel erregte ich die Aufmerksamkeit der Studenten, indem ich nicht allein diese, sondern auch den besten Marqueur zum großen Jubel aller Anwesenden in jeder Partie besiegt hatte. Der Comers hatte bis nach Mitternacht gedauert, ich nahm aber dennoch von meinen freundlichen Commilitonen, welche an meine Abreise nicht glauben wollten, freundlichen Abschied und wanderte in der Frühe um fünf Uhr fort gegen Straßburg, welches ich mir als Reiseziel vorsteckte.

Auf der Straße nach Durlach gesellte sich zu mir ein Bilderhändler, welcher in der dortigen Gegend sehr bekannt war und dessen ernsten Mahnungen, bei den kritischen Zeiten und der enormen Theuerung die Weiterreise nach Straßburg aufzugeben, ich Folge leistete, und meiner Wißbegierde die Grenze zog: ich kehrte daher über Neckarmünde nach Würzburg, erhielt dort von einem alten Freunde meines Vaters frisches Reisegeld, wanderte nach allerlei bestandenen Abenteuern und Mühseligkeiten nach Wiesenbrunn, wo ich mich bei einer bekannten Familie, deren Tochter Friederike ich erst vor Kurzem in Prag große Gefälligkeiten zu erweisen Gelegenheit hatte und die in ihre Heimat zurückgekehrt war, einige Zeit aufhielt. In Nürnberg angekommen, dessen wenige Sehenswürdigkeiten [1]) mich nicht befriedigten, reiste ich bald weiter über Sulzbach, Amberg nach Regensburg, besuchte dort den schönen ehrwürdigen Dom, dann den Saal, wo die ehemaligen Reichstage abgehalten worden waren, und eilte endlich meiner Vaterstadt zu, wo ich meine sehr besorgten Angehörigen, die von mir seit längerer Zeit keine Nachrichten erhalten hatte, durch die Erzählungen über meine Reisen und Erlebnisse um so mehr in freudiges Staunen versetzte, als sie wohl wußten, daß ich weder mit einem Passe noch mit ausreichenden Geldmitteln versehen war." —

Nachdem Grüner einige Tage in seiner Heimat ausgeruht und die Ferien mittlerweile abgelaufen waren, kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Prag

1) Von Nürnberg hat Grüner späterhin eine ganz andere Ansicht gewonnen: der junge Mann war bereits zu ermüdet, um neue Eindrücke aufnehmen zu können.

zurück, wo er sich immer mehr eingebürgert und sich eine ziemlich sorgenfreie Existenz geschaffen hatte. Während der drei Jahre, in denen Grüner dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, wurde seine Familie durch schwere Unglücksfälle betroffen, die ihn tief beugten. Er trat nun in die Kanzlei des damals hochgeachteten Advokaten Dr. Wohlrab ein, dessen persönliches Wohlwollen er gewann und vollkommen rechtfertigte. Grüner hatte ein reichliches Auskommen gefunden, konnte eine größere Wohnung miethen und einen mittellosen Studirenden aus Eger darin ohne irgend eine Vergütung aufnehmen. Die juridischen Studien absolvirte er mit glänzendem Erfolge und beeilte sich sodann, seine appellatorischen und Staatsprüfungen abzulegen. Um diese Zeit wurde er durch eine Deputation seiner Vaterstadt mit der Aufforderung überrascht, die in Erledigung gekommene Sekretärstelle bei dem Egerer Magistrate anzunehmen.

Trotz der günstigen Situation, die er sich in Prag geschaffen, entschloß er sich den ihm zugedachten Posten anzunehmen, welchen er aber nur sehr kurze Zeit inne hatte, indem er bereits 1807 von der Landesbehörde zum Magistrats- und Kriminalrath der Stadt Eger ernannt wurde. Mehr als 40 Jahre hindurch diente Grüner in dieser Eigenschaft und war bereits seit mehreren Jahren als Bürgermeister und Kriminalgerichtsvorstand thätig, als die Organisation der Gerichtsbehörden und beziehungsweise die Auflösung des bis dahin bestandenen Magistrats erfolgte, wodurch die amtliche Thätigkeit Grüners ihren Abschluß fand. Um seine Stellung gehörig zu würdigen, sei hier angeführt, daß durch die Organisation vom Jahre 1808 der Magistrat aufgehört hatte, ein städtisches Amt im gewöhnlichen Sinne zu sein, denn die Bürgermeister und Räthe wurden von nun an durch die k. k. Landesregierung eingesetzt. Vincenz Totzauer war der letzte von der Bürgerschaft 1806 gewählte Bürgermeister, Sebastian Grüner der erste von der Regierung eingesetzte Rath. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 wurde eine neue Organisirung der Magistrate herbeigeführt, oder wenn man will, das ursprüngliche Verhältniß wieder hergestellt.

Grüners Thätigkeit erstreckte sich über alle Theile der Rechtspflege und Verwaltung nicht allein der Stadt Eger, sondern des ganzen egerischen Gebietes, sein Eifer und seine Umsicht wurden nicht allein von den vorgesetzten Behörden, sondern auch von auswärtigen Civil- und Militärautoritäten anerkannt und ein ganzes Convolut von Belobungsdekreten gibt ein glänzendes Zeugniß über die im Laufe von beinahe fünfzig Dienstjahren bewiesene Berufsthätigkeit. In den Kriegszeiten wurde Grüner als Regierungskommissär verwendet und erfreute sich in dieser schwierigen Stellung wegen der Umsicht die er bezüglich des Transportes und der Verpflegung der Truppen an den Tag gelegt hatte, der allgemeinsten Anerkennung. Eben so sehr wurden seine ersprießlichen Verfügungen belobt, die er zur Linderung des Nothstandes getroffen, als er während der Hungersnoth 1816 und 1817 in das Erzgebirge als Kommissär entsendet wurde. Der Energie und aufopfernden Thätigkeit dieses Mannes hat man es auch zu danken, daß die dortigen Gegenden, namentlich die abgelegenen Schlupfwinkel des Kulmer- und Kaiserwaldes von Räuberbanden, welche sich im Verlaufe der Kriegsjahre dort eingenistet hatten, gesäubert und das Land von dem Drucke der Unsicherheit befreit wurde. Oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr drang Grüner mit den Streifwachen in die entlegensten und gefährlichsten Punkte vor, brachte die Rädelsführer zu Stande und entwickelte bei solchen Gelegenheiten eben so viel Umsicht als persönlichen Muth.

Die größten, nicht genug zu würdigenden Verdienste erwarb sich jedoch Grüner durch sein Wirken für die Begründung und Verschönerung des Kurortes Franzensbad, wo zahlreiche Denkmale seinen Namen der Nachwelt überliefern. Im gemeinschaftlichen Zusammenwirken mit dem Bürgermeister Totzauer wurden durch diese beiden Stadtrepräsentanten die Gründe für die meisten Badeanlagen und den Park erworben, die Quellen neu gefaßt und überhaupt die bis dahin unge-

ordnete Beschaffenheit des Bades zu der heutigen Bedeutung erhoben. Für seine Vaterstadt Eger, für die Bürger und Bauern des ganzen Landes war Grüner stets der freundlichste Rathgeber und Wohlthäter; sein Name war in jeder Bauernhütte bekannt und geachtet, so wie auch er alle Einwohner bis zum letzten Taglöhner kannte. Dieses völlige Hineinleben in seine Vaterstadt war Ursache, daß ihm Beförderungen oder Auszeichnungen, welche ihn seinem liebgewordenen Wirkungskreise entrückt hätten, nicht wünschenswerth erschienen: sein ehemaliger Lehrer Grassold hatte zu dieser Heimathsliebe den Grund gelegt und der Schüler hielt daran fest bis zum letzten Athemzuge. Auch die in der Jugend gewonnene Liebe für wissenschaftliche Nebenbeschäftigungen begleitete unsern Grüner durchs Leben und diese war es auch, welche ihn ein freundschaftliches Verhältniß mit Göthe anknüpfen ließ. Diese Bekanntschaft, welche Grünern für gar manches Ungemach entschädigte, wurde eingeleitet, daß Göthe am 26. April 1820 in Eger seinen Paß visiren lassen mußte, und zu seiner nicht geringen Verwunderung in dem Polizeidirigenten Grüner einen Mann von großer geistiger Regsamkeit, der sich mit Sprachstudien, Mineralogie, Botanik, Musik und Geschichte beschäftigte, und der damals gerade die Materialien zu einer Geschichte von Eger zusammenstellte, kennen lernte. Die außerordentlichen Lokalkenntnisse Grüners scheinen den großen Dichter zuerst angezogen zu haben; bald entstand zwischen beiden ein intimes Verhältniß, in Folge dessen Grüner nach Weimar eingeladen wurde und sowohl mit dem dortigen Hofe, wie mit vielen Gelehrten in enge Verbindung trat. Göthe munterte seinen Freund auf, die mineralogischen Studien eifrig fortzusetzen und hat durch diese Anregung seinen anerkannten Scharfsinn bewährt, denn Grüner hat wirklich Außerordentliches geleistet, wie seine hinterlassenen Schriften und besonders die von ihm angelegte prachtvolle Mineraliensammlung des Fürsten Metternich beweisen; dieser Staatsmann schätzte den Gelehrten sehr und gab ihm viele Beweise seiner Zuneigung. Die im Schlosse zu Königswart befindliche Sammlung enthält Jaspise, Rauchtopase, Andalusiten und überhaupt die im Erzgebirge, Böhmerwalde und dem Fichtelgebirge vorkommenden Mineralien in solcher Reichhaltigkeit und Schönheit der Exemplare, wie sie schwerlich wieder getroffen werden. Auch für sich selbst hat er ein interessantes Naturalienkabinet angelegt, aus welchem Göthe manches Stück durch Tausch an sich brachte.

In den Jahren 1821 und 1823 brachte Göthe seinen Geburtstag (den 28. August) bei den Grafen Josef von Auersperg auf dessen Schlosse Hartenberg in Gesellschaft mit Grüner zu, welcher den Dichterfürsten mit dem Grafen bekannt gemacht hatte. Bald darauf wurde Grüner mit der großherzoglich sachsen-weimarschen Gelehrtenmedaille am Bande des Falkenordens bedacht, welche ihm Göthe im Jahre 1824 übergab. Schon um jene Zeit versicherte Göthe seinen viel jüngern Freund, daß er seit Jahren mit Niemanden auf so vertrautem Fuße gewesen, als mit ihm (Grüner). Bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, 3. September 1825, erfreute sich Grüner der mannigfachsten Auszeichnungen und wohnte als Gast bei Göthe.

Sein freundschaftliches Verhältniß zu Göthe hat Grüner in einem anziehenden Werke beschrieben, welches den Titel führt „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Göthe und dem Rathe Grüner.

Dieses beifällig aufgenommene Buch bildet eine wichtige Bereicherung der Götheliteratur, erzählt den Anfang der Bekanntschaft und die daraus entstandene Freundschaft; es werden die von beiden vorgenommenen mineralogischen Exkursionen in der egerer Gegend, besonders die von Göthe gemachte Untersuchung des sogenannten Kammerbühl beschrieben und 42 Briefe, welche Grüner von Göthe erhalten, veröffentlicht. Von diesen dürfte der letzte, datirt vom 15. März 1832, also sieben Tage vor dem Tode des Dichters geschrieben, wohl der interessanteste und geeignet sein, in vollständigem Wortlaute hier Platz zu finden.

„Euer Wohlgeboren Schreiben und Sendungen sind mir höchst angenehm, denn sie bringen mir die schönen Tage wieder lebhafter vor die Seele, wo wir unter freiem Himmel in vertraulich belehrender Unterhaltung so manche Stunde behaglich verlebten und davon immer die entschiedensten Vortheile zu gewinnen wußten. Lassen Sie mich also jetzt, da die wiederkehrende Sonne das Frühjahr ankündigt, auf Ihre Zusendung einiges erwiedern, womit Sie mich in den tiefsten Wintertagen erfreut haben.

„Zuvörderst will ich großen Dank an Herrn Professor Dietrich abstatten für die übersendete Dissertation, worin ich die Einführung meiner Farbenlehre in die Reihe der übrigen physikalischen Kapitel auf das freundlichste anzuerkennen hatte. Es ist dies ganz in meinem Sinne und meinem ältern Wunsche nach bequem; denn die Natur wird allen verständlich, wenn man die verschiedensten, isolirt scheinenden Phänomene in methodischer Folge darzustellen bemüht ist, da man dann wohl begreifen lernt, daß es kein Erstes und kein Letztes gibt, sondern daß alles in einem lebendigen Kreise eingeschlossen, anstatt sich zu widersprechen, sich aufklärt und die zartesten Bezüge dem forschenden Geiste darlegt."

„Möge ein solcher Antheil auch bei Ihnen und den werthen geistesverwandten Männern immerfort lebendig und wirksam verbleiben; denn allerdings muß ich mich höchlich freuen, wenn ich meine Arbeit, mit der ich es so ernst wie mit jeder andern viele Jahre genommen, mitten in einem katholischen Lande anerkannt und an die rechte Stelle gesetzt finde, mittlerweile die protestantischen Universitäten und Akademien, welche sich so großer Liberalität und Preßfreiheit rühmen, mein Werk in Verruf gethan, weil es ihren Beschränktheiten widerspricht, und solches dergestalt beseitigt, daß gleich einem verbotenen Buche ein Exemplar nirgend vorgewiesen werden darf und freiern jüngern Geistern jede Aussicht versperrt und dadurch gar manche praktisch nützliche Kenntniß verhindert wird. Dieses weiter auszuführen, trage Bedenken und sage nur so viel, um zu zeigen, wie sehr ich Ursache habe, jene in Prag geschehenen Vorschritte zu schätzen und anzuerkennen.

„Sämmtliche Exemplare der frühern sowohl als der letzten Sendung sind mir höchst werth und willkommen, selbst diejenigen, wovon ich schon einiges besitze, sind vorzüglicher als meine bisherigen. Die Zeiten waren gar zu schön, wo wir dem Andalusit auf die Spur kamen und den pseudovulkanischen Problemen eifrigst nachgingen. Nicht unerwartet war mir daher, da Sie sich selbst die Angelegenheit so klar zu machen suchten, daß Sie auch Andern einen leichten Weg in dieses herrliche Feld zu eröffnen sich gedrängt fühlen mußten. Alles was Sie mir deshalb mitzutheilen und zu melden geneigt sind, wird mir durchaus angenehm sein, sowie Ihre Enthüllung der archivarischen Schätze auf unserer großherzoglichen Bibliothek einen würdigen Platz gefunden hat.

„Was Sie von der Cholera melden, ist dem bisherigen Verlaufe bei uns völlig gleich, im Anfange Apprehension, allgemeine Aufregung, Furcht, Angst, Sorge. Abwehrungsanstalten, Heilungseinleitung, so war alles horchend, lesend, denkend, zweifelnd in voller Thätigkeit, die Anstrengung ging zuletzt in Gleichgültigkeit über und wir lebten endlich völlig sorglos, jeder nach seiner Weise.

„Indem ich das Gegenwärtige abschließe, um nicht länger allzu sehr Ihr Schuldner zu sein, bedaure ich freilich, daß die herantretende günstigere Jahreszeit mir nicht auch eine Reise zu Ihnen ankündigt.

„In meinen Jahren entschließt man sich schwer, alte Gewohnheiten, die erst willkürlich, dann zum Bedürfniß werden, zu unterbrechen und sich jenen Zufälligkeiten auszusetzen, die man bei einer Ortsveränderung immer zu erwarten oder auch wohl zu befürchten hat. Unsere dieses Jahr nach Böhmen reisenden Badegäste entlasse ich nicht ohne Brief und Sendung,

treu freundlichst

J. W. Goethe."

Die Herausgabe dieses Briefwechsels besorgte Grüner im Jahre 1853 und das Werk erschien im Verlage der Buchhandlung von Gustav Mayer in Leipzig: es ist der verewigten Frau Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, gewidmet und wurde in den weitesten Kreisen verbreitet. Für die Ueberreichung wurde der Verfasser von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. mit der goldnen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.

Andere von Grüner verfaßte wissenschaftliche Werke sind:

1. Beiträge zur Geschichte der Stadt Eger und des Egerischen Gebietes, aus Urkunden zusammengestellt, im Jahre 1843 bei Calve in Prag erschienen.

2. Sitten, Gebräuche der Egerländer, nebst Liedern in egerländischer Mundart.

Von dieser bisher noch nicht veröffentlichten Sammlung über die vielen Eigenthümlichkeiten des Egerlandes ist um so mehr eine baldige und richtige Herausgabe zu wünschen, als bereits einige Bruchstücke in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Die Ehre, auf diese Eigenthümlichkeiten zuerst hingewiesen und derartige Studien veranlaßt zu haben, gebührt jedenfalls diesem Gelehrten, wenn jetzt auch andere in der von ihm angebahnten Richtung fortarbeiten.

3. Gespräche über Mineralogie, in Form eines Katechismus abgefaßt. Eine vortreffliche Anleitung, welcher jedoch eine zeitgemäße Fassung zu wünschen ist. Wie Grüner gegen mich äußerte, wollte er auch dieses Werk in der von der Buchhandlung Gschihay gewünschten Weise überarbeiten, verschob's aber von einem Tage zum andern, bis er von hinnen gerufen wurde. Dagegen wäre das von ihm zusammengestellte, aber nicht veröffentlichte

4. mineralogische Lexikon ein sehr brauchbares Buch, welches über die egerer Gegend, das Fichtel- und Erzgebirge, dann den nördlichsten Theil des Böhmerwaldes und die Fundorte der Mineralien wichtige Aufschlüsse gibt.

5. Endlich hat er auch einen bis in die ältesten Zeiten zurückgehenden Geschichtskalender verfaßt.

Mit dem berühmten Naturforscher und Bergwerkskundigen, dem Grafen Kaspar von Sternberg unterhielt Grüner einen sehr lebhaften Briefwechsel über Geognosie und Mineralogie, welcher werth wäre, allgemeiner bekannt zu werden: die sämmtlichen Briefe befinden sich unter Grüners hinterlassenen Papieren. Mit den meisten Gelehrten Deutschlands persönlich bekannt und mit vielen in brieflichem Verkehr stehend, begabt mit regem Sinn und Verständniß beinahe aller wissenschaftlichen Gebiete, waren doch Geschichte und Mineralogie die Fächer, in denen er sich am liebsten erging und auf welche er in seiner Unterhaltung gerne überzugehen pflegte. Auch in der Münzkunde besaß er große Kenntnisse: er erwarb die bedeutende Münz- und Antiquitätensammlung des bekannten Chronikenschreibers und ehemaligen egerer Scharfrichters Karl Huß für den Hof- und Staatskanzler Fürsten von Metternich, in dessen Schlosse Königswart Grüner ein oft und gerne gesehener Gast war.

Als die k. k. Central-Commission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale gegründet wurde, empfahl der damalige Statthalterei-Vice-Präsident Graf von Forgach den Rath Grüner mit den Worten zum Mitgliede: „Grüner hat vielseitige Kenntnisse der historischen Denkwürdigkeiten des in dieser Hinsicht sehr interessanten Egerlandes."

Auf Grund dieses Vorschlages wurde Grüner mittelst Dekretes vom 18. Juli 1854 zum Konservator für den Egerer Kreis ernannt, und hat in diesem Wirkungskreise eine rege Thätigkeit entwickelt, indem er die Zwecke der Central-Commission nach besten Kräften zu fördern suchte, Gönner und Freunde für archäologische Forschungen zu gewinnen verstand und die Commission von allen in dieses Gebiet einschlägigen Ereignissen unterrichtete. Er wirkte mit Eifer der Verwahrlosung und Zerstörung historisch wichtiger Baudenkmale entgegen und ließ sich,

wie es vorauszusetzen war, mit besonderer Vorliebe die Erhaltung der Egerer Burg und der darauf befindlichen Doppelkapelle angelegen sein. Im Jahre 1856 wurde Grüner von dem damaligen Kreispräsidenten Grafen von Rothkirch in das Comité zur Konstituirung eines Vereins für Restaurirung der Egerer Dekanalkirche berufen und von dieser Zeit an stand er in amtlichem und freundschaftlichem Verkehr mit dem Verfasser dieser Biographie, nachdem derselbe bereits im Jahre 1846 die Bekanntschaft Grüners gemacht hatte. Unter den an die k. k. Central-Commission eingesandten Nachrichten ist besonders ein Artikel, „Die Ruinen der ehemaligen Juden-Synagoge zu Eger", interessant und im ersten Bande der Mittheilungen, p. 89 ff., veröffentlicht worden.

Neben den Auszeichnungen, die Grünern von Seite des Weimar'schen Hofes und Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich zu Theil geworden, waren es auch die verstorbene Königin Theresia von Bayern und König Otto von Griechenland, welche den Gelehrten mit besonderm Wohlwollen ehrten.

Grüner starb am 16. Januar 1864 im Alter von 84 Jahren an einer Lungenlähmung, als emeritirter k. k. Magistrats- und Kriminalrath, Conservator der Baudenkmale für den Egerer Kreis, Mitglied der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Jassy, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen, Assessor der mineralogischen Gesellschaft in Jena, Curator der Wiener-Versorgungsanstalt und geschmückt mit den schon aufgezählten Orden.

In einem Nachlasse befindet sich unter andern eine werthvolle Mineraliensammlung von circa 3000 Exemplaren; die Grundlage dieser Sammlung rührt von Göthe her, der seinen Freund damit im August 1822 überraschte.

In seinem Auftreten war Grüner ungemein anspruchlos und beinahe etwas zurückhaltend, der Beamte und insbesondere der Kriminalrichter war ihm in keiner Weise anzusehen, wohl aber konnte man im ersten Augenblicke bemerken, daß man es mit einem Manne von ungewöhnlicher Bildung und sehr feinen Manieren zu thun habe. Er war trotz des vorgerückten Alters, in dem ich ihn kennen lernte, noch schlank zu nennen, etwas über Mittelgröße hoch und bewegte sich in seinem achtzigsten Jahre mit solcher Lebhaftigkeit, daß er mir bei Besichtigung der Egerer Burg, als ich ein Gemäuer bestieg, seinen Arm zur Hilfe anbot. Obwohl seine Haare gebleicht waren, konnte man leicht erkennen, daß er brunett gewesen und eine dunkle Gesichtsfarbe gehabt habe.

Die Familienverhältnisse Grüner's waren ausgezeichnet glücklich zu nennen; er hatte sich am 28. Juli 1811 mit Theresia Zembsch, der Tochter eines angesehenen Egerer Magistratsbeamten [1]) vermält, mit welcher er im Jahre 1861 im Kreise aller seiner Kinder und im Besitze der vollsten Geistes- und Körperkräfte die goldene Hochzeit feierte. Seine ungeschwächte Gesundheit ließ damals noch die lange Erhaltung seines Lebens hoffen, allein als ihm im folgenden Mai 1862 die treue Lebensgefährtin, die beste Gattin und Mutter nach kurzem Krankenlager durch den Tod entrissen wurde, fingen auch seine Kräfte an zu schwinden. Sein Dasein war umdüstert, und die Schatten des Todes umgaben ihn, wenn er auch noch einige Zeit hindurch sich in gewohnter Weise beschäftigte. Aus dieser glücklichen Ehe gingen fünf Kinder hervor, die ihre Eltern überlebten, eine Tochter, die sorgfältigste und aufopferndste Pflegerin der Eltern, welche beiden bis zu ihrer letzten Stunde zu Seite stand, und vier Söhne, von denen drei im österreichischen Staatsdienste angestellt sind. Der älteste wirkt als k. k. Generalkonsul und Geschäftsträger in Leipzig, der zweite als Statthaltereirath und Kreishauptmann in Budweis, der dritte bekleidet dermal die Stelle eines k. k. Postoffizials in Prag und der vierte ist Apotheker in Sieghartskirchen in Niederösterreich.

1) Mütterlicherseits entstammte Frau Theresia Grüner dem Geschlechte der Werner von Wernherr, einer weitverzweigten Familie, nahe verwandt mit den von Sternfeld und von Gabler.

Mit Joseph Sebastian Grüner wurde ein Stück der Egerer Geschichte begraben, er hat unter den schwierigsten Verhältnissen 44 Jahre hindurch seiner Vaterstadt treue und ersprießliche Dienste geleistet. Eine gemauerte Gruft auf dem Friedhofe zu Eger umgibt nun die treuen Gatten; sie ruhen im Schatten eines schönen Baumes, den der Verblichene selbst vor vielen Jahren gepflanzt und damit seine künftige Ruhestätte bezeichnet hatte. Wohl Denjenigen, von welchen die Nachkommen nur Gutes zu sagen wissen!

Wappen der Familie Grüner, wie es auf dem Tabernakel in der Nicolaikirche zu Eger ums Jahr 1400 abgebildet und seitdem unverändert beibehalten worden ist.

Prag im August 1865. **Bernhard Grueber.**

Nekrolog.

Den 7. August 1865 starb in Krukanitz Herr P. Lambert Mayer, Ritter des Franz-Josephs-Ordens, Inspektor der Stifts-Tepler Domäne Krukanitz und pensionirter Direktor des Ofner Polytechnikums. Derselbe war in der Stadt Tepl den 26. Sept. 1795 geboren. Nach absolvirten philosophischen Studien trat er 1814 in das Prämonstratenser-Stift Tepl. Als er im Jahre 1819 die Priesterweihe erhalten hatte, schickte ihn der damalige Stiftsabt Karl Reitenberger behufs weiterer Ausbildung in den von ihm mit Vorliebe betriebenen mathematischen Wissenschaften nach Prag, wo er dem Direktor der Sternwarte Alois David, einem Tepler Stiftsmitgliede, zur Seite stand. Nachdem er sich daselbst innerhalb zweier Jahre, während welcher er auch die strengen Prüfungen aus der Mathematik und Physik ablegte, gründlich ausgebildet hatte, wurde er 1821 Eleve und 1827 Adjunkt an der Wiener Sternwarte und Professor der praktischen Astronomie. Im Jahre 1835 wurde er zum Direktor der k. k. Sternwarte zu Ofen ernannt und versah auch die mit dieser Stellung verbundene Professur der höheren und praktischen Astronomie an der Pester Universität. Während der Wirren der stürmischen Jahre 1848 und 1849 verharrte er in treuer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus auf seinem Posten, bis er endlich gezwungen wurde, mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten das nackte Leben zu retten. Er lebte hierauf einige Zeit im Stifte Tepl. Nach der Pacification Ungarns kehrte er an seinen Bestimmungsort zurück, fand aber seine geliebte Sternwarte am sogenannten Blocberge nicht mehr. Bald jedoch wurde eine seinen Kenntnissen entsprechende Beschäftigung für ihn gefunden und er im Jahre 1851 zum provisorischen Direktor der Industrieschule und 1857, nachdem er 1853 durch den Titel eines Doctors der Philosophie an der Pester Universität ausgezeichnet worden war, zum Director des k. k. Josephs-Polytechnikums in Ofen ernannt. Die umsichtige und erfolgreiche Wirksamkeit an diesem Institute, das unter seiner Leitung organisirt in kurzer Zeit den ältern Anstalten dieser Art ebenbürtig geworden war, wurde allerhöchsten Orts durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josephs-Ordens gewürdigt. 1861 trat er nach 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand und kehrte im Frühjahre 1862 in sein geliebtes Stift zurück. In den letzten zwei Jahren seines Lebens leitete er als Inspektor die ökonomische Verwaltung der Stifts-Tepler Domäne Krukanitz, wo der würdige Priester und Mann der Wissenschaft am 7. August l. J. in einem Alter von 70 Jahren sein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes, geräuschloses, aber thatenreiches Lebens gottergeben beschloß. Friede seiner Asche!

Geschäftliche Mittheilungen.

Kurzer Bericht
über die Thätigkeit der Sektionen.

Erste Sektion.

Obmann: Prof. Dr. C. Höfler.
Obmannstellvertreter: bis Mai Professor B. Scheinpflug und seitdem Franz Theumer, Rathssekr. d. k. k. Handels-Ger.

In der 1. Sektion (für allgemeine Landesgeschichte) fanden vom April bis Juni d. J. drei Sitzungen (zwei ordentliche und eine außerordentliche) statt, und in diesen wurden über nachstehende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Bericht über mehrere böhmische und sächsische Archive" von Dr. Herm. Hallwich. 2. „Sitten und Gewohnheiten unserer Dorfbewohner vor einem Jahrhundert" von A. Jäger. Letztere Abhandlung wurde von der Sektion dem Redakteur der „Mittheilungen" zur Veröffentlichung empfohlen und ist im 1. Hefte des 4. Jahrganges mit einigen Kürzungen abgedruckt worden.

In der außerordentlichen Sitzung, welche im April stattfand, stellte Dr. Ludwig Schlesinger einen Antrag wegen Durchforschung der böhmischen Archive, worauf die Sektion beschloß, beim Ausschusse die Einberufung einer Plenarversammlung aller Sektionen zur weiteren Berathung und Beschlußfassung über diesen Gegenstand zu beantragen.

In der Juni-Sitzung wurden die Wahlen für das neue Vereinsjahr vorgenommen und zum Obmann Prof. Dr. C. Höfler, zum Obmannstellvertreter Rathssekretär Franz Theumer, zum Schriftführer Dr. Karl Pickert gewählt. Für die Zeit der Ferienmonate wurden die Sitzungen vertagt.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. **Karl Pickert**,
d. Z. Schriftführer d. 1. Sektion.

Dritte Sektion.

Obmann: Prof. Dr. W. Volkmann.
Obmannstellvertreter: Dr. J. V. Grohmann.

Seit April d. J. wurden 4 ordentliche Sitzungen gehalten. Der von Dr. Schebek in der Sitzung am 23. März eingebrachte Antrag, eine Geschichte der Musik in Böhmen und ein Lexikon böhmischer Tonkünstler herauszugeben, wurde in der Sitzung am 20. April dahin erledigt, daß der Ausschuß des Vereins die Abfassung von einschlägigen Monographien entweder für die Mittheilungen oder zur selbstständigen Drucklegung veranlassen möge.

In der Sitzung am 18. Mai wurde die von J. A. Hübner eingesandte „Hundsmasse" vorgelesen und die Arbeit des Heinrich Gradl „Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel" einem Referenten übergeben. Die von Prof. Petters eingebrachte Kritik über Ranks „Forschungen über die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes", welche Arbeit zuerst in der wissenschaftlichen Beilage zur Wiener Zeitung erschien und dann zum Theile in den Mittheilungen nachgedruckt wurde, wurde dem Redakteur zur Aufnahme in die „Mittheilungen" empfohlen.

In der Sitzung am 22. Juni hielt Prof. Grueber einen Vortrag über den Stand der gegenwärtigen deutschen Alterthumsforschung, welcher Aufsatz dem Ausschusse zur Veröffentlichung empfohlen wurde.

In der Sitzung am 13. Juli wurde eine Arbeit des Dr. Ruschka „der Dialekt in den Bezirken Neuhaus und Neubistritz" einem Referenten und ein Manuscript, das eine Biographie des verstorbenen Rathes Grüner enthielt, nebst einigen ergänzenden Mittheilungen des Prof. Grueber dem Redakteur zur Aufnahme in die „Mittheilungen" übergeben.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. **A. Thurnwald**,
d. Z. Schriftführer d. 3. Sektion.

Plenarversammlung aller Sektionen.

Am 3. und 24. Mai d. J. wurden Plenarversammlungen aller Sektionen abgehalten und in denselben über den Antrag des Dr. L. Schlesinger wegen Durchforschung der böhmischen Archive berathen. In der ersten Sitzung wurde nach eingehenden Erörterungen der Antrag des Dr. L. Schlesinger angenommen, welcher lautete, es solle ein Comité gewählt werden, welches eine vollständige Instruktion für die Durchfor-

schung der böhmischen Archive auszuarbeiten hat. In das Comité wurde von der Plenarversammlung nur der Antragsteller gewählt und ihm die Wahl von zwei andern Comitémitgliedern überlassen. Derselbe wählte die Doktoren A. Banhans und K. Pickert, und die von diesem Comité in der 2. Plenarversammlung vorgelegte Instruktion wurde unverändert angenommen und dem Ausschusse übergeben, damit dieser die weiteren Schritte zur Durchführung dieser Angelegenheit veranlasse.

In der 2. Plenarversammlung wurde außerdem von Prof. Dr. C. Höfler der Gedanke angeregt, eine populäre Geschichte von Böhmen herauszugeben, welcher Gedanke vielfache Zustimmung fand, ohne daß jedoch in jener Sitzung ein bestimmter Beschluß darüber gefaßt wurde.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. **Karl Pickert.**
d. Z. Schriftführer des Vereines.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 19. Oktober 1865.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Böhm** Wenzel, Grundbuchsführer in Böhm.-Kamnitz.
„ **Büchse** Eduard, Ökonom in Böhm.-Kamnitz.
„ **Büchse** Josef, Kaufmann in Böhm.-Kamnitz.
„ **Büchse** Robert, Glashändler in Böhm.-Kamnitz.
„ **Dittrich** Gustav, Baumeister in Böhm.-Kamnitz.
„ **Fischer** Josef, k. k. Bezirksamts-Aktuar in Böhm.-Kamnitz.
„ **Fleck** Josef, Gürtlermeister in Böhm.-Kamnitz.
„ **Fuchs** Josef, k. k. Bezirksamts-Kanzellist in Böhm.-Kamnitz.
„ **Gahler** K. F., Lehrer der Stenographie in Reichenberg.
„ **Gundling** Julius, Schriftsteller in Prag.
„ P. **Habermann** Otto, Benediktiner-Ordenspriester, Th. Dr., Professor in Klagenfurt.
„ **Henneberg-Spiegel**, Gottlieb Freiherr von, k. k. Kämmerer, Major ꝛc. in Hartenberg bei Falkenau.
„ **Horn** Eduard, Apotheker in Böhm.-Kamnitz.
„ **Junker-Oberconreut**, Freiherr, königl. Regierungs-Direktor in Gumbinnen in Ostpreußen.
Herr **Kittel** Ignaz, Gastgeber in Böhm.-Kamnitz.
„ **Knappe** Franz jun., Handelsmann in Böhm.-Kamnitz.
„ **Kögler** Joh., Webwaarenerzeuger in Böhm.-Kamnitz.
„ **Laube** Wenzel, k. k. Bezirksamts-Kanzellist in Böhm.-Kamnitz.
„ **Mentschel** Anton, Zuckerbäcker in Böhm.-Kamnitz.
„ **Nagelholz** Karl, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien.
„ **Pichler** W. Wilh., J. U. C. in Prag.
„ **Preuß** Eduard, Apotheker in Böhm.-Kamnitz.
„ **Reinhold** Julius, Buchhändler in Böhm.-Kamnitz.
„ **Renger** Julius, Fabrikant in Böhm.-Kamnitz.
„ **Rubin** E., Lederhändler in Böhm.-Kamnitz.
„ **Schindler** Karl, Zuckerbäcker in Böhm.-Kamnitz.
„ **Schmid** Josef, Kleriker des ritterl. Kreuzherrnordens in Prag.
„ **Würzner** Josef, k. k. Steuer-Einnehmer in Böhm.-Kamnitz.

☞ Das Verzeichniß der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. August bereichert haben, kann dießmal wegen Mangel an Raum nicht veröffentlicht werden und wird im nächsten Hefte nachgetragen.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne — Verlag des Vereines.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von Julius Lippert. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. Ferd. Hecht. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von Joh. Nassl, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von Ignaz Petters in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von K. A. C. Höfler. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von Bernhard Grueber. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. Jos. Virgil Grohmann. I. Bd. Gr. 8. 15⅔ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Fr. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1865.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. IV.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.
2. Böhmen vor der Einwanderung der Čechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen. Von Dr. L. Schlesinger.
3. Zur Geschichte des böhmischen Glashandels. Von J. A. Hegenbart.
4. Miscellen: 1. Zur Geschichte der Bergwerke in Böhmen. — 2. Sagen aus Petersburg und Umgegend. — 3. Volkspoesie in Prachatitz. — 4. Das Schildwachhüchlein.
5. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 31. Jannar 1866.)

Eigenthum des Vereines.

Sonne der Aufklärung herabholen sollte für alle Erdensöhne. Vom Geheimniß der Mitternächte gehütet, reifte einstweilen die große Erfindung im Stillen, bis Stiastný, welcher jetzt, der Heimat eingedenk, sich Joannes Kuttenbergenus nannte, sie in Mainz, seinem neugewählten Wohnsitze, den Blicken der staunenden Welt preisgab. —

Dies sind die zum Theil novellistisch eingekleideten Grundgedanken des Wlastimil-Aufsatzes, der unwiderleglich beweist, daß die Phantasie des dichterisch angeregten Herrn Verfassers nicht nur patriotisch, sondern auch kühn sein konnte. Den leibhaftigen Mainzer Goldschmied Fust (um 1450) mit dem sagenhaften Dr. Faust der Reformationszeit, diesen wiederum mit dem Erfinder der Typographie, diesen endlich mit einem etymologischen Hirngespinnste, dem rein erdichteten Stiastny aus Kuttenberg zu identificiren: dazu gehört der Heroismus einer Methode, die sich keinen Augenblick bedenkt, allen Gesetzen der historischen Kritik den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Deßohngeachtet fand H. Jaroslaw Wrkátko an Em. Th. Hohler in der Wiener, und an J. Pešice in der Prager (officiellen) Zeitung zwei getreue Vertheidiger seiner — Visionen.

Mit etwas mehr nüchternem Sinn geht an das Gutenberg-Thema eine 1847 zu Brüssel erschienene Brochüre „Jean Gutenberg" aus der Feder des um die czechische Literatur vielfach verdienten P. Karl Winařický.[15]) Fern von der gewaltsamen Willkür eines Kuthen-Wrkátko, dem Gutenberg slawisches Blut in die Adern hinein zu phantasiren, gesteht die Brochüre viemehr Gutenberg's Vorfahren, den Gensfleisch, nicht allein die deutsche Nationalität, sondern sogar auch das Mainzer Indigenat zu, sucht jedoch die Stadt Kuttenberg, um ihr einen Rechtstitel auf den Erfinder der Typographie zu sichern, in die Schicksale der Gensfleisch nicht minder phantasiereich zu verflechten. Zwei dieser Gensfleisch, nämlich Gutenberg's Urahn und Vater, beide mit dem Taufnamen Frielo (d. i. Friedrich), sind als hervorragende Genossen der Mainzer Partrizier-Partei von den aufständischen Zünften und Plebejern aus Mainz verjagt worden, jener im J. 1332, dieser im J. 1411. Beide sollen nun der Brochüre zufolge dasselbe Auswanderungsziel erkoren haben, und dieses soll — nicht etwa eine näher gelegene Familienbesitzung, sondern — das ferne Kuttenberg in Böhmen gewesen sein. Woher diese höchst auffallende Sympathie der zwei heimatflüchtigen Gensfleisch für die böhmische Bergstadt? Darauf antwortet die Brochüre mit einer gewagten Conjectur. Sie beruft sich zunächst auf die engen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Böhmen, und gedenkt hiebei namentlich der deutschen Einwanderungen, die von Ottakar II. und den Luxenburgern so begünstigt wurden; des

15) Vollständiger lautet der Titel also: Jean Guttenberg, né en 1412 á Kuttenberg en Bohème, Bachelier ès arts á l'Université de Prague, promu le 18 novembre 1445, inventeur de l'imprimerie á Mayence en 1450. — Essai historique et critique par le Révérend Charles Winaricky &c.&c. Traduit . . . . . par le Chevalier Jean de Carro &c. &c. — Bruxelles 1847. fl. 8°.

Der Titel präzisirt die Hauptergebnisse der vom Verfasser angestellten, und in der Brochüre ausführlich dargelegten Gutenberg-Studien.

334639 | 55

kirchlichen Zusammenhangs zwischen Böhmen und dem Erzbisthum Mainz, der vor 1344 bestand und während der Hussitenzeit wieder auflebte; ferner der Prager Universität, an der so viel Deutsche ihre Bildung suchten und so viel Mainzer Söhne akademische Grade erwarben; endlich des regen Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Böhmen, der durch die Ausbeute der böhmischen Silbergruben ein mächtiges Fördernniß erhielt. Dies vorausgeschickt, fährt die Brochüre S. 23 wörtlich fort: „Unsere böhmischen Bergstädte wimmelten von deutschen Proletariern und abgedankten Soldknechten, welche in den Eingeweiden der Erde Brod und Bier suchten. (Unter Karl IV. zählte Kuttenberg 60 Brauereien, die noch immer nicht zureichten, um den Durst der Bergleute zu löschen, daher jede Woche 150 Faß Bier aus Böhmischbrod kommen mußten.) Böhmen war im 14. Jahrhundert das Peru des alten Continents und vor allem ein großes Hospital für unsere wanderlustigen Nachbarn. Hier (in Böhmen) hat muthmaßlich auch Frielo Gensfleisch, im J. 1332 von Kaiser Ludwig in die Acht erklärt und von den Mainzer Plebejern vertrieben, ein Asyl gefunden. Ein Parteigänger des Papstes (gegen Ludwig), konnte er nirgends auf eine größere Sicherheit rechnen, als in jenem Lande, dessen König und Erbprinz (Johann und Karl) die treuesten Freunde des Papstes waren. Sein zweiter Sohn Klas (d. i. Niklas, Nikolaus) schrieb sich, nach Mainz wieder zurückgekehrt, „Klas von Gudemberg", ohne Zweifel nach der königl. Bergstadt Kuttenberg, die seine Wiege, und seinem exilirten Vater ein Asyl gewesen..... Kaum 80 Jahre waren seit der Verbannung Frielo's verflossen, als ein anderer Frielo Gensfleisch, Ururenkel des ersteren, wenn nicht vor, so doch bald nach dem Aufstande der Mainzer Zünfte im J. 1411 nach Kuttenberg floh, wo ihm seine Frau Else (oder Elisabeth) Gudenberg — eine Tochter des obigen Klas — seinen zweiten Sohn schenkte, den berühmten Typographen."

So zahlreich und so unläugbar die oben angedeuteten Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Böhmen waren, so läßt sich doch daraus ein Verhältniß der Gensfleisch zu Böhmen oder gar zu Kuttenberg unmöglich folgern. Freilich findet es die Brochüre nur wahrscheinlich, daß Frielo I. nach Böhmen floh: allein unmittelbar darauf hält sie es schon für gewiß, daß er nach Kuttenberg kam. Eben so gewiß ist für sie der Kuttenberger Aufenthalt Frielo's II. Natürlich! Da die Söhne der beiden Gensfleisch urkundlich den Beinamen „von Gudenberg" führen, so braucht man nur die beiden Väter nach ihrer Vertreibung aus Mainz nach Kuttenberg kommen zu lassen, um vermöge eines Hysteron proteron jenen seltsamen Beinamen auf die böhmische Bergstadt zurückzuführen.

Doch lassen wir der Brochüre ihren Willen und geben wir ihr wieder das Wort. Der zweite Sohn Frielo's II., den schon im Mutterleibe das Emigrantenloos getroffen, kam zu Kuttenberg bald nach der Ankunft seiner Eltern zur Welt (1412) und entlehnte später nach damaliger Sitte seinem Geburtsorte seinen Beinamen. Über seiner Jugend und Erziehung ruht ein dichter Schleier, den auch unsere Brochüre nicht zu lichten vermag. Erst im Jahr 1434 taucht er in

Straßburg auf, wo er, von Lehrlingen umgeben, zum Zwecke seines Lebensunterhalts Steine schleift und Spiegel polirt: zwei technische Fertigkeiten, die er aus Böhmen mitgebracht, wo die Steinschleiferei und die Glasfabrikation als längst eingebürgerte und wohlgepflegte Industriezweige in schönster Blüthe standen. Daneben übt Johann Gutenberg seinen Scharfsinn an räthselhaften Versuchen, bei denen ein vor Unberufenen geheim gehaltenes Preßgeräth die Hauptrolle spielt: es sind dies die Anfänge der Typographie, deren ideeller Keim ebenfalls aus Böhmen stammt: denn Gutenberg verdankt ihn der in seiner Vaterstadt oft beobachteten Prägung der Münzlegenden, neben denen ihm auch Glockeninschriften fruchtbare Fingerzeige gegeben haben mögen.

Unsere Brochüre läßt den Erfinder der Typographie in Straßburg bis 1443 verweilen und dann von 1444—1448 in Prag an der Hochschule studiren. Die Matrikeln der artistischen (d. i. philosophischen) Facultät erwähnen nämlich eines am 18. Nov. 1445 zum Baccalaureus graduirten Joannes de Montibus Cutnis: wer könnte dieser Baccalaureus anders gewesen sein, als unser — Johannes Gutenberg? Derselbe muß — behauptet die Brochüre ferner — im Faust'schen Hause gewohnt haben; denn die Volksüberlieferung erzählt von einem Studenten Mladota, der damals als Inwohner des genannten Hauses allerlei seltsamen und geheimnißvollen Spuck getrieben habe. Wer birgt sich nun unter der Maske des Mladota? Niemand anderer als — Johannes Gutenberg, der in Straßburg auf einer Urkunde seinen Namen also schrieb: „Ich Johann Gensfleisch der Junge, genannt Gutenberg." Daß aber „Mladota" (von mladý = jung) eben nichts anderes bezeichnen könne, als einen Jungen, welchem Sprachkundigen sollte das nicht auf den ersten Blick einleuchten? Folglich (!) sind Mladota und Johann Gensfleisch der Junge, genannt Gutenberg, eine und dieselbe Person. — Unser Mladota-Gutenberg muß endlich zu Prag mit dem Mainzer Goldschmied Faust (sic) in engster Gemeinschaft gelebt haben: warum hieße sonst das von ihm bewohnt gewesene Haus bis auf den heutigen Tag das Faust'sche? — Mladota und der wohl schon von Straßburg her mit ihm verbundene Faust oblagen nun zu Prag in dem geheimnißvollen Hause der Alchymie und wahrscheinlich auch typographischen Arbeiten, bis sie durch die am 3. Sept. 1448 erfolgte Einnahme Prag's durch Georg von Podiebrad sich zur eiligen Flucht gezwungen sahen. In Mainz, der Heimat seiner Vorfahren, errichtete Gutenberg, der Ex-Mladota, im Verein mit Faust, der ihm 800 fl. vorgeschossen, eine Druckerei, unter deren Primitien die 42-zeilige Bibel hervorragt. —

So ungefähr Winařický. Seine Brochüre gibt sich zwar die Miene strenger Unparteilichkeit, nimmt es jedoch mit ihrer Devise „Suum cuique!" nicht übertrieben ernst. Wenn sie einerseits in den Gensfleisch bereitwillig eine Mainzer Patrizierfamilie anerkennt und auf Gutenberg's czechische Nationalität verzichtet, so weiß sie dafür Böhmen auf der andern Seite durch einen Löwenantheil an der Großthat des Gutenberg'schen Genius zu entschädigen. Gutenberg reift wohl zu Mainz im Mutterschooße dem Leben entgegen, aber in Kuttenberg erblickt er das Licht der Welt; in Kuttenberg wird er der

ersten Erziehung theilhaft; in Kuttenberg erhält er den ersten Anstoß zu seiner Erfindung; in Kuttenberg holt er von Straßburg aus wohlfeiles Blei zu seinen Lettern; an der Prager Hochschule endlich erwirbt er das zur fruchtbaren Ausnützung der Typographie so förderliche, höhere Wissen. Was fehlt noch Böhmen zu all' den schönen Verdiensten? Nichts als deren — Erweislichkeit. Winařický bringt — will man luftige Hypothesen, vage Kombinationen und sprachliche Vexierspiele nicht für Beweise gelten lassen — auch nicht ein einziges authentisches Zeugniß dafür bei, daß die Mainzer Gensfleisch je nach Böhmen emigrirt und hier zu dem Namen Gutenberg gekommen wären. Die Gutenberg zählten vielmehr, gleich den Gensfleisch, zu den ältesten Mainzer Patriziergeschlechtern, wie man urkundlich nachweisen kann. Johann's, des Typographen, Vater war ein Gensfleisch, seine Mutter eine Gudenberg, und er selbst in Mainz geboren. Diese für den Gutenberg-Streit entscheidende Thatsache sicherzustellen, bedarf es nur Eines Gewährsmannes: des Peter Schöffer. Dieser wackere, durch kalligraphische Gewandtheit ausgezeichnete Mann, aus Gernsheim (bei Darmstadt), der früher im Ausland, namentlich in Paris als Abschreiber gelebt, ward zu Mainz von Gutenberg selbst in das Geheimniß der neuen Erfindung eingeweiht und stand ihm in dessen Mainzer Druckerei über zwei Jahre (1453 — 1455) zur Seite, wobei er zur Vervollkommnung der Schriftgießerei wesentlich beitrug. Nach der Trennung von Gutenberg errichtete er zu Mainz eine eigene Presse, die er erst gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater Johann Fust, und nach dessen Tode (1467) allein leitete. Wer wird ihm eine genaue Kenntniß der persönlichen Verhältnisse Gutenberg's und Fust's absprechen wollen? Wenn er nun ausdrücklich sagt: „Beide Johannes, den Gutenberg und Fust, diese preiswürdigen Ur-Buchdrucker, hat die Stadt Mainz geboren": muß vor diesem Zeugniß [16]) nicht jeder Zweifel verstummen? Doch sieh da: bei Winařický verstummt er nicht! denn aus der Wendung: „Mainz hat den Gutenberg geboren," liest Winařický nur heraus: Gutenberg sei der Abkomme eines Mainzer Geschlechtes, aber nicht, er sei in Mainz geboren. Allein warum hat dieselbe Wendung nicht auch mit Bezug auf Fust einen so laxen Sinn? Weil Winařický einfach seiner Hypothese zu lieb nur bei Gutenberg verhindern muß, daß er in Mainz das Licht der Welt erblicke. Mit solchen exegetischen Velleitäten läßt sich freilich in jeden Satz alles Beliebige hinein- und alles Unbequeme aus ihm hinausdeuteln.

Peter Schöffer's Zeugniß gewinnt noch an Gewicht durch amtliche Belege. In Folge einer von Dritzehn's Erben im J. 1439 erhobenen gerichtlichen Klage gegen Gutenberg schritt der große Rath zu Straßburg erst zu einem protokollarischen Zeugenverhör und schöpfte sodann sein Urtheil. Diese zwei

16) Im Jahr 1468, unmittelbar nach Gutenberg's Ableben, veröffentlichte Fust die von ihm eben zu Ende gedruckte Editio princeps der Institutionen Justinian's. Am Schlusse dieser Ausgabe sprach er sich in 12 Distichen über sein Verhältniß zu Gutenberg und Fust aus, wobei es im 4. Distichon heißt:

Quos genuit ambos urbs maguntina Johannes,
Librorum insignes prothocaragmaticos.

Actenstücke bezeichnen nun den Geklagten einmal als: „Johann von Mentze genant Gutenberg“ und das anderemal als: „Hans Genszfleisch von Mentz genant Gutenberg.“ Obschon der große Rath als gerichtliche Instanz die Personalien des Angeklagten, also auch dessen Woher sichergestellt haben muß, so behauptet doch Winařický, die wiederholte Angabe „von Mentze“ (d. i. von Mainz) wäre „eine bloße Idee“ des Rathschreibers, der den Gutenberg wohl nur deßhalb für einen Mainzer gehalten haben soll, weil dieser einige Zeit zuvor mit dem Stadtschreiber von Mainz einen gerichtlichen Streithandel geführt hatte! Ist aber Johann Gensfleisch, der Typograph, nicht in Kuttenberg geboren, so kann er auch seinen Beinamen nicht von dort entlehnt haben. Er brauchte ihn auch nicht erst aus Böhmen zu holen: lag er ihm als Geschlechtsname seiner Mutter Else nicht in nächster Nähe? Diesen mütterlichen Familiennamen verband er nun mit dem seinigen, weil seine Mutter ohne männliche Anverwandte da stand, die ihn hätten fortpflanzen können. Mit der Stadt Kuttenberg fallen alle von Winařický daran geknüpften Folgerungen. — Eben so fehlt es der Behauptung, Gutenberg habe in Prag studirt, an jeder haltbaren Stütze. Die Identificirung des Joannes de Montibus Cutnis mit Johann Gutenberg und des Mladota mit Gutenberg, dem Jungen, macht ungefähr denselben Eindruck als wenn jemand irgend einen der in Böhmen so äußerst häufigen Černý in Berthold Schwarz, dem Erfinder des Schießpulvers, wiederfinden wollte, weil beide Namen etymologisch dieselbe Bedeutung haben.

Doch genug! Eine ausführliche Widerlegung Winařický's ist an diesem Orte weder beabsichtigt, noch auch zulässig, wenn anders diese Skizze nicht zum Umfang einer Brochüre anschwellen soll; nur einen orientirenden Ueberblick über die Geschichte des von Böhmen aus geführten Gutenberg-Streites durfte ich hier geben, und schreite nun zu dem Versuche, Böhmens Verhältniß nicht zu Gutenberg — sondern zur Typographie während der Incunabelepoche darzulegen.

Böhmen von der Einwanderung der Čechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen.

(Die Avaren, Samo, Krok, Libuscha, Přemysl, die sieben Herzoge, Karl der Große).

Von Dr. **L. Schlesinger.**

Der gewaltige Sturm der germanischen Völkerwanderung hatte das morsche Staatsgebäude der geistig und physisch herabgekommenen Römer in wenig, aber kräftigen Stößen zertrümmert, und neue Staaten mit gesunden Keimen und von frischeren Ideen durchdrungen erwuchsen auf dem alten classischen Boden mit jugendlicher Triebkraft. Die wilden Hunnen, welche zu dem fieberhaften Wogen und Drängen der germanischen Stämme Anstoß gegeben hatten, erschöpften ihre Kräfte nach dem Tode ihres völkerbeherrschenden Attila und verschwanden rasch vom Schauplatze der Geschichte. Während nun im Westen Europas der ruhige Proceß staatlicher Neubildungen vor sich ging, besetzten den leergewordenen Osten

bis zu den Centralalpen und der Elbe und über diese hinaus die vielnamigen Stämme des zahlreichen Volkes der Slaven. Als einziger Überrest der Staaten des Alterthums ragte, wie ein dürrer Ast, das byzantinische Reich in die große Völkergährung herein, trotzend mit seiner festen Hauptstadt jeglichem Anpralle der Barbaren. Noch waren die vielen Zweige der Slaven in friedlicher Gruppirung begriffen, als abermals die Schleußen des völkergebärenden Asien sich öffneten, und ein neuer gewaltiger Sturm gegen Europa heranbrauste.

Das wilde Reitervolk der Avaren von mongolischer Abkunft, gründete um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in den ausgedehnten Weideplätzen Pannoniens ein Reich, das bald nach allen Richtungen hin Furcht und Schrecken verbreitete. Wie vor hundert Jahren die stammverwandten Hunnen, trachteten jetzt die Avaren die friedlichen Nachbarvölker unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, was ihnen bei ihrer kriegerischen Befähigung nur zu bald gelang. Mit Unglück bestanden die angränzenden Slaven den Kampf gegen die herandrängenden rohen Horden und wie einst germanische Stämme in schimpflicher Botmäßigkeit den Hunnen ihre Kriege mitkämpfen mußten, so wurden jetzt Völker slavischer Abkunft von den Avaren in ähnlicher schmachvoller Unterdrückung erhalten. Die unterjochten Slaven, erzählt der Chronist Fredegar, wurden von ihren Drängern als „Befulci" benützt, d. h. sie mußten, so oft die Avaren gegen irgend ein Volk ins Feld zogen, den Kampf in vorderster Reihe eröffnen. Waren sie siegreich, dann eilten die Avaren, die inzwischen, vor ihrem Lager aufgestellt, ruhig dem Kampfe zusahen, herbei und ernteten, die erkämpfte Beute an sich reißend, leicht den Preis des Sieges. Unterlagen aber die Slaven, so rückten erst die Reiterhaufen der Avaren ins Feld, um, mit den Zurückweichenden vereint, vom Neuen den Kampf zu eröffnen. Noch unerträglicher und schimpflicher gestaltete sich in Friedenszeiten das Loos der Unterjochten. Alljährlich im Winter, wenn die Kriegszeit endete, rückten die wilden Schaaren des Herrschervolkes in das Gebiet der Slaven, schlugen allda ihre Winterquartiere auf und ließen es sich im vollen Genusse des Eigenthums der Unterthanen wohlgefallen, auch deren Frauen und Töchter als die ihrigen betrachtend. Und bei all' diesen Mißhandlungen mußten die Slaven ihren grausamen Unterdrückern noch Abgaben entrichten. [1]) Diese aber dehnten ihre räuberischen Streifereien mit jedem Jahre weiter aus und spotteten hinter ihren starken Befestigungen jedem etwaigen Angriffe der Feinde. Wo ehedem des Attila hölzerne Burg sich erhob, zwischen der Donau und Theiß, da hatten die Avaren ihren Königssitz mit dem Hauptbollwerke des Reiches aufgeschlagen.

---

1) Das dunkle Wort Befulci findet eine weitere Erklärung in den Worten Fredegars: „Darum wurden sie Befulci genannt, weil sie vor den Avaren einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden." Palacky erklärt in einer Abhandlung (Jahrb. d. böhm. Mus. 1830 S. 396 flg.) die ganze Erzählung Fredegars (Cap. 48 J. 623) „für ein Märchen von gelehrter Philisterei ersonnen." Der Beweis für diese Behauptung soll durch reine, in pathetischer Weise vorgetragene Gefühlsexpectorationen hergestellt werden, die mit den Worten endigen: „Die ganze Erzählung — ist nicht nur widernatürlich, sie ist auch albern; glaube daran, wer sie verdauen kann." Dagegen bemerken wir in aller Kürze Folgendes: Gefühlsgründe gelten bei dem Historiker Nichts. Die Unterjochung der Slaven durch die Avaren gibt Palacky selbst zu; widernatürlich waren die Grausamkeiten der Avaren, aber sie bleiben deßwegen doch wahr; albern und von Fredegar erfunden ist die Erzählung schon deßwegen nicht, weil uns byzantinische Geschichtsschreiber (besonders Theophilakt und Menander) ähnliche Dinge von den Avaren zu erzählen wissen. Stolz und unempfindlich sagt der Chan der Avaren von den Slaven, geradezu an das „Befulci" erinnernd: „Er werde gegen die Byzantiner solche Krieger schicken, so daß, wenn diese auch vom Tode ereilt würden, ihm daraus keinerlei Mitleid erwachse." Die Stellen der Byzantiner, welche das Verhältniß der Slaven zu den Avaren beleuchten, hat Gottf. Stritter in seinem großen Sammelwerke (Memoriae populorum etc. Petersburg 1791 — 97 Tom. I. p. 647, 667, Tom. II. p. 241, 62, 78 sq.) zusammengetragen. — Daß trotz Palacky Fredegars Erzählung immer noch verdaut wird, beweisen unter andern neueren Historikern die Gebrüder Jireček (Oesterr. Gesch. f. d. Volk II. S. 61. flg.)

Dasselbe bestand in einer kreisförmigen, aus Baumstämmen und Mauerwerk äußerst fest gefügten Verschanzung, so groß, daß sie viele Ortschaften umfaßte.[1] Daselbst residirte der Chagan des gefürchteten Volkes, eine zweite Geißel Gottes; hier, als in einem sicheren Schlupfwinkel, wurde die mächtige, auf den ergiebigen Plünderungszügen zusammengeschleppte Beute aufgespeichert. Neben dieser Hauptfestung hatten die Avaren noch andere kleinere, von den Franken Ringe genannte Bollwerke in ähnlicher Weise an verschiedenen Orten errichtet.

Zu den unter der avarischen Knechtschaft seufzenden Stämmen der Slaven gehörten auch die das Land Böhmen bewohnenden Čechen. Die keltischen Bojer, die dem Lande den Namen gaben, werden als die ersten Bewohner desselben genannt. Ihnen folgten die germanischen Markomannen, nach deren Verschwinden aus der Geschichte das dünnbevölkerte Land von dem oben genannten Stamme der Slaven etwa in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Besitz genommen wurde. So viel wenigstens läßt sich nach einer Notiz des Prokopius mit Sicherheit annehmen, daß im Jahre 494 bereits Slaven in Böhmen wohnten. Wahrscheinlich hatten diese nicht das ganze Land besetzt, namentlich nicht die Gränzgebirge, wo, nach manigfachen Anhaltspunkten zu schließen, Überreste germanischer Bevölkerung zurückgeblieben waren. — Nicht lange jedoch erfreuten sich die neuen Bewohner Böhmens, die sich selbst Čechen nannten, eines glücklichen, unabhängigen Besitzes ihrer frisch erworbenen Wohnplätze. Denn auch sie, wie schon bemerkt, mußten das harte Joch der unmenschlichen Avaren durch lange Zeit tragen, auch sie mußten sich dem blutigen Scepter des stolzen Bajan, des mächtigsten der Chane, wie so viele ihrer Stammesgenossen, ohne Gnade beugen. Im alten Bydschower Kreise auf der Herrschaft Kopidlno trifft der Wanderer noch jetzt auf weithin sich erstreckende Erdwälle uralten Bestandes, die auffallend an jene Bollwerke erinnern, welche die Avaren zu errichten pflegten. Ist die Deutung eine richtige, dann hätte sich mitten im Čechenlande ein Ring, eine Zwingburg der grausamen Gebieter erhoben, die von hier aus um so nachdrücklicher die Zuchtruthe über die Unterworfenen schwingen konnten.

Die allzugroße Zersplitterung der Slaven in so viele kleine Stämme, innere Uneinigkeit und Stammeshader mochten wohl jeden Versuch, die drückende Fremdherrschaft abzuschütteln, vereiteln, bis im Anfange des siebenten Jahrhunderts zwei glückliche Umstände zusammentrafen, die zur leichteren Erlangung der ersehnten Freiheit günstige Gelegenheit gewährten. Der über die West- und Südslaven mit aller Macht gebietende, Deutschland und Konstantinopel stets bedrohende, gewaltige Chagan Bajan wurde im J. 603 vom Tode ereilt. Mit ihm erlosch der Glanz seines Volkes; Zwistigkeiten unter seinen Nachfolgern zerrütteten das große Reich, das allmälig in Ohnmacht verfiel. Da erhoben sich an allen Punkten die unterworfenen Slaven zum Abfalle. Čechen, Mährer, die karantanischen Slaven in Norikum und Pannonien, befreit vom eisernen Drucke des gefürchteten Bajan, schaarten sich zusammen zur Abschüttelung des so lange getragenen verhaßten Joches der Barbaren. Nach Fredegars Zeugnisse stellten sich die Söhne der Avaren selbst, die diese mit den Töchtern der Slaven erzeugt hatten, an die Spitze des Aufstandes.[2] Verzweiflung spornte die Unterdrückten zu ausnehmender Tapferkeit; den Avaren hatten sie die Kriegskunst in ihren Diensten abgelernt; Alles stellte sich günstig: nur Einigkeit that noth; ein gemeinsamer tüchtiger Anführer mußte alle die zahlreichen Slaven unter seinem Feldherrnstabe vereinigen, dann war das glückliche Gelingen der allgemeinen Empörung verbürgt. Noch gebrach's an einem solchen; kleinliche Stammeseifersüchtelei schien keinen Einheimischen zu diesem hochwichtigen Amte aufkommen zu lassen. Da fand sich ein Ausländer, ein Deutscher,

1) Monachi Sang. gest. Car. II. 1.
2) Fredeg. ad a. 623.

der kühn an die Spitze der gesammten Aufständischen trat, umsichtig die Befreiungskriege organisirte und mit dem glänzendsten Erfolge zu Ende führte.

Zur Zeit der größten Erbitterung der Slaven gegen die Avaren, um's Jahr 623, kam ein Kaufmann Namens Samo, ein geborener Franke, aus dem Senona-Gau in Begleitung von mehreren anderen Kaufleuten ins Land, um Handelsgeschäfte zu treiben. [1]) Diesem Kaufmanne gelang es, was bisher nicht erreicht werden konnte, die slavischen Völkerschaften nämlich zu vereinigen zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Avaren. In mehreren blutigen Schlachten, in denen Samo, der Feldherr, durch seine fast wunderbare Tapferkeit hervorragte, wurden die Feinde aufs Haupt geschlagen und ihrer Oberherrschaft für immer ein Ende gemacht. So bedeutend aber war das Ansehen des kühnen Anführers in den Freiheitskämpfen gewachsen, so allseitig hatte sich seine geistige Überlegenheit erprobt, daß die siegreichen Schaaren der vereinigten Slaven ihn in gerechter Würdigung

1) Der Senona-Gau ist nach einigen Soignies im belgischen Hennegau, nach andern der senonische Gau bei Sens.

Palacky's Argumente gegen die deutsche Abkunft Samos sind unhaltbar. Fredegar, der ausdrücklich ad a. 623 sagt: „Samo — natione Francus," verdient selbst nach Palacky mehr Glauben, als der Anonymus im Conversio Bagoariorum et Carantanorum (Pertz SS. Tom. XI. p. 7) mit seiner Behauptung: „Samo nomine quidam Sclavus." — An die slavischen Wilten in den Niederlanden zu denken (Pal. böhm. Gesch. I. 76 flg.) „negotiantes" mit „Kriegeleite", „ad negotium exercendum" mit „zur kriegerischen Hilfeleistung" zu übertragen und somit Samo als einen slavischen Fürsten darzustellen, der den Čechen mit einer Kriegsschaar zu Hilfe zog, ist eine sehr unglückliche Ausflucht, die auch nicht durch Ludens (III. 576) leicht hingeworfene Frage: „Oder waren die Semononen noch ein freies Volk und war Samo den Slaven mit einem Geleite zu Hilfe gezogen?" an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Daß Handelsleute aus Franken zu den Slaven zogen, ist gar nichts Seltenes. Zu Karl d. G. Zeiten war dieser Handel ein bereits sehr ausgedehnter, so daß von Karl gesetzliche Bestimmungen darüber erlassen wurden. (Vergl. L. Giesebrecht: Wendische Geschichten I. S. 22 flg.) Erzählt doch Fredegar selbst zum Jahre 630 abermals, daß „negotiantes" der Franken ins Land der Čechen gekommen seien, die von denselben ausgeraubt und erschlagen wurden. Meint hier Fredegar auch hilfebringende Wilten aus den Niederlanden? Um nicht in diesen Widerspruch zu gerathen, übergeht Palacky (B. Gesch. I. 78) diesmal das „negotiantes" ganz, gesteht aber wenigstens zu, daß es Franken gewesen seien. (Vergleiche noch die Uebersetzung Fredegars durch Dr. Otto Abel. Geschichtsschreiber der deutsch. Vorz. VII. Jahrhund. S. 32). — In seiner Abhandlung (Jahrb. d. böhm. Mus. 1830 S. 389 flg.) macht Palacky folgende 5 Gründe für Samo's slavische Abkunft geltend: 1. Ist der Name „Samo" slavisch. 2. War Samo Heide, die Franken aber Christen; der Rückfall Samo's vom Christenthum ins Heidenthum würde vom Chronisten angedeutet und gerügt worden sein. 3. Verrathe Samo nichts vom fränkischen Wesen. 4. Nennt ihn der Anonymus de conversion etc. einen Slaven. 5. Sei es kaum glaublich, daß bei dem bestehenden Nationalhasse der Franken und Slaven letztere den fremden Handelsmanne freiwillig als König anerkannt hätten. — Gegen diese Beweisführung wenden wir ein: Ad 1: Abgesehen davon, daß etymologische Untersuchungen leicht auf das Gegentheil sich führen lassen, daß ferner Namen in alten wie in neuen Zeiten wenig beweisen, läßt sich immer noch denken, daß die Slaven dem Franken erst den fraglichen Namen gegeben haben. Ad 2 und 3: Das Christenthum war bei den Franken im VII. Jahrh. noch nicht so fest gewurzelt. Will man Andeutungen über einen etwaigen Rückfall Samo's zum Heidenthum oder sogar Rügen darüber, wozu doch Niemand den Chronisten verpflichten kann, so findet man sie vielleicht in der Erzählung Fredegars vom Zwiegespräch Samo's mit Sycharius. Daß ferner Samo slavische Sitten annahm, ist sehr natürlich. Will man aber aus dem Umstande, daß Samo der slavischen Sitte der Polygamie huldigte, auf seine Abkunft schließen, so bedenke man, daß der Zeitgenosse Dagobert, König von Franken, auch mehrere Weiber hatte, daß weiter Fredegar ausdrücklich bemerkt, „Samo habe seine Frauen aus dem Geschlechte der Wenden „ex genere Vinidorum" — (im Gegensatz zu seiner Abkunft) genommen." — Ad 4: Palacky sagt selbst, des Anonymus Worte hätten keine Beweiskraft. Ad 5: Den letzten Grund, den Palacky für den entscheidendsten hält, sehen wir für den schwächsten an. Deutet doch P. selbst schon auf Analogien in der Geschichte hin, die zu vermehren, ein Leichtes wäre.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß die Palackysche Ansicht über Samo selbst von slavischen Historikern vor und nach Palacky nicht getheilt wird. (Vergl. beispielsweise Tomek Oesterr. Gesch. S. 79, Gesch. Böhmens 1865, S. 12; Jireček Oesterr. Gesch. II. S. 62; Dudik Mähr. Allg. Gesch. I. 58.)

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Viertes Heft.

Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

II.

Suum cuique!

Das unsichere Zwielicht, welches die gesammte Genesis der Gutenberg'schen Erfindung für unser Aug' umdämmert, ist auch von chronologischer Seite nicht hinreichend aufgehellt. Den Ursprung der Typographie verlegt man gewöhnlich in das Jahr 1440, und diese Zeitbestimmung dürfte, wofern man den Druck mit beweglichen Holzlettern im Auge hat, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Meint man jedoch die Druckkunst in ihrer bis zum Gusse metallener Lettern oder zur Schriftgießerei vorgerückten Entwicklungsphase, also die Buchdruckerkunst im eminenten Sinne: dann möchte man nicht so arg irren, wenn man sie etwa vom Jahre 1450 datirte. Denn die erste größere Frucht der Erfindung des Letterngusses, die sogenannte 42-zeilige oder Mazarin'sche Bibel, entstand unter den Händen Gutenberg's und seines Genossen Johann Fust innerhalb 1451—1455. Gleichwie die Altmutter Eva die Ahnenreihe der Menschheit eröffnet, so steht, vom mystischen Nimbus der typographischen Urzeit umflossen, die Gutenberg-Fust'sche Bibel an der Spitze der gesammten nachgeborenen Bücherwelt. Die Persönlichkeit ihrer Urheber, das ehrwürdige Grau ihres Alters und das Monumentale ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung erheben diese Bibel für jeden Gebildeten zu einem Schatze, dessen Werth durch nichts aufzuwiegen ist.[10]) Aber auch alle jene Drucke, die, wenngleich

10) Sie heißt die Mazarin'sche, weil man sie zu Paris in der Bibliothek des Cardinals Mazarin zuerst entdeckt hat. Man kennt von ihr nur 6 Pergament- und 9 Papierexemplare, die sich auf Paris, Berlin, Rom, Leipzig, London, Dresden, Wien u. s. w. vertheilen, Doch gerade dort, wo diese Bibel dem Preßapparat entstiegen, d. i. zu Mainz, gerade dort ist von ihr nichts weiter vorhanden als ein — einziges Blatt in der Stadt (ehedem Universitäts-) Bibliothek. Trauer und Scham muß heute den Mainzer darob anwandeln, daß seine Vaterstadt auch die letzten 2 Exemplare, die sie im vorigen Jahrhundert noch aufzuweisen hatte, gegen Fremdlingsgelüste so schlecht zu wahren verstand. Eines der beiden Exemplare, dem Benediktinerstifte gehörig, ließ sich der Abt i. J. 1767 abschwindeln — und zwar durch einen französischen Benediktiner, den in Deutschland berüchtigten Bücher-Exporteur Dominique Mangerard, der es namentlich auf die Mainzer

nicht aus Gutenberg's Presse, so doch aus Gutenberg's Jahrhundert herrühren, erfreuen sich seitens der Bibliophilen einer pietätvollen Hochschätzung und führen als Reliquien einer noch in ihren Anfängen begriffenen Kunst zum Unterschied der späteren, mit dem J. 1501 beginnenden Druckwerken den Namen: Inkunabeln oder Paläotypen, d. i. Wiegen- oder Erstdrucke. Demgemäß heißt die Typographie während der ältesten, bis 1500 reichenden Periode ihres Bestandes: Paläotypie.

Die stolze Freude, sich im Glanze des Namens „Gutenberg" zu sonnen, mußte Deutschland zu wiederholtenmalen und von mehr als einer Seite her getrübt sehen. China, Holland, Italien und England nahmen den Ruhm der Erfindung des Buchdruckes ein jedes für sich in Anspruch und verwahrten sich feierlichst gegen Deutschlands „Anmaßung." Den vielstimmigen Chorus der Proteste verstärkte auch Böhmen, nur mit dem Unterschiede, daß — während die anderen Völker Gutenberg's Palme für ihre eigenen Prätendenten reklamirten — von Böhmen aus Gutenberg selbst mit Beschlag belegt wurde. Eine Beleuchtung aller dieser widerstreitenden Ansprüche kann man nur einer umfassenden Geschichte der Typographie zumuthen; wir dagegen wollen unser Augenmerk ausschließlich auf Böhmen richten und bei dem hier wiederholt hervorgetretenen Gelüst gewisser Herzen nach — Gutenberg ein wenig verweilen.

Der böhmische Latinist Bohuslaw Hassenstein aus dem fürstlichen Geschlechte der Lobkowitz (geb. 1462, gest. 1510) ruft in einem seiner lateinischen Gedichte (De propriis Germanorum inventis), nachdem er das Lob des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst gesungen, der Welt mit pathetischen Worten zu, sie möge des Dankes, welchen sie den Deutschen für die beiden Erfindungen schulde, stets eingedenk bleiben. Diese Mahnung scheint der Herausgeber seines poetischen Nachlasses, Thomas Mitis, Lehrer an der Prager Hochschule, (blühte um 1570), nicht sonderlich beherzigt zu haben; denn er bemerkt mit unverkennbarer Beziehung auf Hassenstein's erwähntes Gedicht: „Ich habe aus dem Munde unseres Landsmannes, des Dichters und Chronisten Martinus Kuthennus (gebürtig aus der Bergstadt Kuttenberg, woher Böhmen in dem seit der Erfindung der Typographie laufenden Säkulum die ersten Drucke, den Aesop und die Bibel, erhielt) gar oft vernommen, daß die Erfinder des Buchdruckes oder doch wenigstens deren Gehilfen Böhmen gewesen seien, da die Böhmen, durch geweckten und erfindungsreichen Geist hervorragend, ehedem sehr zahlreich nach Mainz zu kommen pflegten, theils um der Studien willen, theils zur Erlangung geistlicher Weihen." [11])

Erstdrucke abgesehen hatte. Maugerard verkaufte i. J. 1788 die Mainzer Bibel an den reichen königl. Domänen-Verwalter Geneste in Metz, dessen ausgezeichnete Bücherssammlung später der königl. Bibliothek in Paris einverleibt wurde. Auch um das 2. Exemplar kam Mainz durch einen Franzosen, Merlin von Thionville, der i. J. 1793 nach Mainz als französischer Regierungscommissaire entsendet, die Gelegenheit benutzte, die Gutenberg-Bibel aus der Mainzer Universitätsbibliothek zu entlehnen und nach Frankreich fortzuschleppen. Er hatte die Stirn, sie als sein Eigenthum an den Londoner Buchhändler Nicol zu verkaufen, der sie i. J. 1825 öffentlich versteigern ließ, wobei sie dem Londoner Brauer Perkin um das Meistgebot von 504 Pfund Sterling zugeschlagen wurde.

11) Sieh: Illustris ac generosi D. D. Bohuslai Hasisteynii a Lobkouitz Farrago

Kuthenus († 1564), bekannt durch seine lateinischen Verse ohne Poesie und seine czechische Landeschronik ohne geschichtlichen Werth, dieser unkritische und unverläßliche Kuthenus ist es also, auf dessen Autorität hin der Prager Professor die Fabel von der böhmischen Abkunft Gutenberg's in Umlauf gesetzt hat: eine Fabel, die nur dadurch entstehen konnte, daß Kuthenus einmal durch die irrige Meinung, Böhmens älteste Drucke stammten aus Kuttenberg, und dann durch den Namen des Erfinders der Typographie zu der Annahme verleitet worden, die Druckkunst sei überhaupt von Kuttenberg ausgegangen. Auf dieses Combinationsspiel seiner Phantasie mochte Kuthen um so bereitwilliger eingegangen sein, als es nicht blos seinem Localpatriotismus, sondern auch seinem Nationalgefühl schmeichelte; denn daß er bei dem Ausdrucke „Bohemi" an Böhmen slawischer Zunge dachte, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Obschon Kuthen's Einfall aller Begründung und Beglaubigung entbehrte, fand er doch in Böhmen vielen Anklang und weckte hier unter den slawischen Gelehrten zahlreiche (übrigens auch von einzelnen deutschen Schriftstellern unterstützte) Versuche, den Gutenberg zu — nostrificiren. So sprachen sich z. B. des Mitis Zeit- und Berufsgenosse Petrus Codicillus (1576), dann der Jesuit Crugerius in seinem unter dem Titel „Pulveres Sacri" 1669 zu Leitomischl erschienenen historischen Kalender ganz im Sinne des Kuthen aus.[12])

Im Laufe der Zeit gewann Kuthen's Hypothese an Popularität und Ansehn, damit aber auch an Sicherheit: sie streifte allmälig ihre nebelhafte Hülle ab und wagte statt unbestimmter Andeutungen concretere Angaben. Man ersieht dies aus den „Stará Pamětj Kuttno-Horské," d. i. Alte Denkwürdigkeiten Kuttenbergs (gedruckt zu Prag 1675), deren Verfasser Joh. Kořjnek sich in der Widmung etwa so vernehmen läßt: „Wie einst zwischen sieben Städten Griechenlands ein Streit um Homer sich erhoben, so brach in unseren Tagen zwischen drei Nationen eine hitzige Controverse darüber aus, wer und woher derjenige gewesen, der 1440 den Druck der Bücher erfunden. Die Holländer behaupten, die mit Golde unbezahlbare Kunst habe ihr Landsmann, der Haarlemer Bürger Laurentius Coster erdacht. Ihnen widersprechen auf das entschiedenste die Deutschen im Reich und beharren fest bei dem Satze, ein gewisser Joh. Faust aus Straßburg habe jene kostbare Kunst in Mainz glücklich zu Wege gebracht. Die Czechen hinwiederum sagen, Johann Faust sei aus Kuttenberg gebürtig und sei durch irgend einen Zufall (vielleicht im J. 1421, als so viele Bergknappen aus Kuttenberg um des katholischen Glaubens willen vor den Hussiten in's Reich flohen) nach Straßburg gekommen; hier habe er die gediegenste aller Künste erdacht, hierauf dieselbe in Mainz an's Licht gefördert und sich statt Joh. Faust von nun an Joh. Kuttenberger geschrieben und genannt, um seiner Heimat Ehre und Ruhm zu gewinnen."

---

poëmatum in ordinem digestorum per Thomam Mitem Nymburgensem. Pragae 1570. 12°. pag. 319.

12) Sieh: Sacrorum Pulverum inclyti regni Bohemiae, Moraviae et Silesiae Pars I. pag. 36. unter dem Datum des 7. Januars.

Wie schön hatte sich nicht Kuthen's Saat zu Kořjnek's Zeit bereits entfaltet! Wie viel Positives wußte man jetzt nicht in Böhmen über Gutenberg's Geburt und Schicksale! Zwar Kořjnek selbst getraut sich nicht — wie er im Verlaufe seiner Widmung sagt — zu entscheiden, ob die Czechen hinsichtlich Gutenberg's Recht hätten: andere Schriftsteller Böhmens zeigen sich dagegen in diesem Punkte frei von jeder Anwandlung eines Zweifels. So der Wiederherausgeber der Hágek'schen Chronik Bečkowsky (1697), der Verfasser eines lateinisch-czechischen Lexikons Hübner (1700), und der Deutschböhme P. Mauritius Vogt, der in seinem geographischen Werk: „Das Jetzt-lebende Königreich Böhmen" (Frankf. und Leipzig 1712) den Artikel Kuttenberg auf S. 105 mit folgenden Worten schließt: „Anno 1440 hat Joannes Kuttenbergicus von da gebürtig zu Maynz die Buchdruckerey erfunden." Auch der hochwürdige H. P. Pretlyk glaubte im J. 1740 bei Gelegenheit des 300-jährigen Gutenberg-Jubiläums in seiner zu Prag gehaltenen czechischen Festpredigt betonen zu müssen, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst als Kuttenberger Stadtkind dem Lande Böhmen angehöre. [13]) Da aber die Deutschen diesen Wink so wenig beachteten, daß sie 100 Jahre später abermals eine Säcularfeier Gutenberg's in Scene setzten, so entschloß sich der czechische Gelehrte Wrtátko, ihnen gründlich zu zeigen, welchem hartnäckigen Wahn sie huldigen, wenn sie Gutenberg noch immer als einen der Ihrigen ansehen und verherrlichen. Gutenberg — so setzte Wrtátko in der Zeitschrift Wlastimil [14]) voll Schwung und Selbstvertrauen auseinander — hieß ursprünglich Johann Stiastny, was so viel als glücklich oder faustus bedeutet. Dieser Stiastny war aus Kuttenberg gebürtig, widmete sich an der Prager Hochschule dem Studium der Wissenschaften und kam durch seine Gelehrsamkeit, besonders durch seine tiefen Einblicke in die Geheimnisse der Natur beim Volk unter dem Namen Dr. Faust in den Ruf eines Zauberers. Das von ihm damals bewohnte Haus auf dem heutigen Karlsplatz in der Neustadt Prag, an dem sonst der gemeine Mann nie vorüberging, ohne ein Kreuz zu schlagen, heißt auch noch jetzt das Faust'sche Haus. Als er nach dem Ausbruch der Hussitenkriege plötzlich aus Prag verschwand, erzählte sich das Volk, die Teufel hätten ihn zerrissen: er aber war gen Straßburg gezogen, um dort, fern von dem tobenden Kriegsgetümmel seines Vaterlandes, dem gährenden Gedankenleben seines Innern ungestört nachzuhängen. Während er, von dem Straßburger Bürger Andreas Dritzehn unterstützt, durch Spiegelmachen seinen irdischen Nöthen zu steuern suchte, wurde die unbelauschte Einsamkeit seines Gemaches die Zeugin des größten Glückes, das je bei einem Sterblichen eingekehrt: sie sah die Geburt jener gesegneten Kunst, die — vom Himmel entstammt — aus himmlischen Höhen die

---

13) Sieh: Lingua Trium Saeculorum . . . . . Typographia To gest: Wewrečný Trogjho Wěku Gazyk . . . . . Knjho-Tjskárna, Při weřegné Saecularnj Tři-Sta Létý Slawnosti. . . **Jana Kuttenbergia, Rodiče a Wlastence Kuttnohorského** ꝛc. ꝛc. Od Welebného a Wysoce Učeného P. P. Benedykta Pretlyka. W Praze 1740. fol. —

Die Festfeier ging übrigens in der Salvatorkirche des Klementinums vor sich.

14) Sieh: Wlastimil. Přjtel oswěty a zábawy. W Praze 1840. pag. 175 — 200.

seiner Verdienste und Talente durch Verleihung der königlichen Würde auszeichneten (627). So gebot der ehemalige deutsche Kaufherr auch im Frieden über Cechen, Mährer und über die Slaven in Östreich, Steiermark und Kärnten. Böhmen war das Hauptland des neuen Staates, die Burg Wyschehrad vielleicht die Residenz des gewaltigen Slavenkönigs, der bald seine Macht erweiterte bis an die steirischen Alpen im Süden, an die Karpathen im Osten und die Spree und Havel im Norden. Dieß war der erste Versuch in der Geschichte zur Bildung eines großslavischen Reiches, und dieser Versuch ging unter der Leitung eines Deutschen vor sich. So lange der weise Begründer des neuen Reiches lebte, nahm dieses nach allen Seiten hin eine achtunggebietende Stellung ein. Die Avaren wagten es nicht mehr, die Kämpfe gegen den gefürchteten Samo zu erneuern; sie scheinen bald nach den slavischen Freiheitskämpfen ihr Kriegsglück gegen die Bulgaren versucht zu haben. Dagegen drohte von einer andern Seite dem jungen Reiche große Gefahr, die abzuwenden der Probirstein für Samo's Macht und Feldherrngeist sein sollte.

Unter den germanischen Staaten, die im Verlaufe der Völkerwanderung gegründet worden waren, hatte bald alle anderen an innerer Kraft und äußerer Ausdehnung das Reich der Franken unter den Merovingern überflügelt. Zu seltener Blüthe war das fränkische Reich unter der Regierung des Königs Dagobert (622—638) gelangt. Longobarden, Sachsen, Alemanen und die Rheinvölker waren den Franken theils zinspflichtig, theils lebten sie mit denselben in inniger Bundesgenossenschaft. Das slavische Volk der Sorben an der Saale mußte Tribut zahlen, und Dagobert machte sich Hoffnung, noch weiterhin nach Osten, bis an die Gränzen des byzantinischen Kaiserthums, die Herrschaft seines Scepters tragen zu können. Die deutschen Gränzvölker, sagt Fredegar, hätten Dagobert ganz besonders dazu aufgefordert. — Unter solchen Verhältnissen war ein feindlicher Zusammenstoß der beiden einander berührenden Reiche Samo's und Dagobert's unvermeidlich. Fredegar erzählt die Veranlassung zum Kampfe, wie folgt.[1]) Im Jahre 630 kamen, wie einst Samo selbst, in dessen Reich handelnde Kaufleute aus dem Frankenlande, wurden jedoch von den Slaven ausgeraubt und umgebracht. Als König Dagobert davon hörte, schickte er einen Gesandten Namens Sycharius an Samo mit der Forderung, wegen des von den Slaven an den fränkischen Handelsleuten verübten Raubes und Mordes einzuschreiten, wie es die Gerechtigkeit erheische. Da Samo den Sycharius gar nicht sehen wollte und ihn nicht vor sich ließ, so kleidete sich dieser nach slavischem Brauch, erschien so vor Samo und that diesem kund, was ihm aufgetragen worden war. Aber Samo machte, wie es die heidnische und hochmüthige Weise schlechter Menschen ist (Fredegar's Worte), Nichts von dem, was die Seinen verbrochen, wieder gut und verstand sich nur zur Einführung eines gegenseitigen gerichtlichen Verfahrens dieses und ähnlicher Fälle wegen. Sycharius ließ hierauf in der Weise übermüthiger Gesandten ungeeignete, ihm nicht aufgetragene Worte und Drohungen gegen Samo fallen: „Samo mit seinem ganzen Volke habe dem Dagobert dienstbar zu sein." Schon verletzt erwiederte der König: „Das Land, das wir innehaben und wir selbst sind Dagoberts, jedoch nur im Falle er Freundschaft mit uns bewahren will." Da antwortete Sycharius: „Es ist nicht möglich, daß Christen, die Knechte Gottes, mit Hunden in Freundschaft stehen." Und Samo dagegen: „Wenn ihr die Knechte Gottes seid und wir die Hunde Gottes, so ist es uns erlaubt, wenn ihr unaufhörlich gegen seinen Willen thut, euch zu beißen." Und bei diesen Worten warf man den Sycharius hinaus.[2])

---

1) Fredegar chron. ad a. 630.

2) Siehe Anmerk. 4, weßwegen wir dieses Gespräch, aus dem wir keine weiteren Deductionen ziehen, vorzüglich mittheilen.

Der unvermeidliche Kampf der beiden Nachbarstaaten wurde nun eröffnet. Von drei Seiten nahmen die Feinde das Reich Samos in Angriff. Die Longobarden und Alemanen, von Dagobert zum Kriegszuge aufgerufen, drangen mit großer Macht gegen das Slavenreich heran. Die ersteren kämpften siegreich im Süden, während Chrodobert mit seinen Alemanen im Donauthale stromaufwärts zog und an der Stelle, wo er ins feindliche Land einfiel, einen Sieg erfocht. Eine zahlreiche Menge slavischer Gefangener führten die Sieger mit sich fort. [1]) Das Hauptheer Dagoberts dagegen, das sich bei der Belagerung der Wogastisburg [2]) aufhielt, wurde daselbst in einer dreitägigen Schlacht von den Slaven besiegt und mußte mit Verlust vieler Mannschaft und der Zelte die Flucht ergreifen. Verrath scheint die Ursache dieser Niederlage der Franken gewesen zu sein. Der Chronist bemerkt ausdrücklich, daß die Slaven den über die Franken erfochtenen Sieg nicht sowohl durch ihre Tapferkeit davontrugen, als wegen des schlechten Willens der Austrasier, die den Dagobert haßten, weil sie beständig von ihm ausgeplündert wurden. Dem sei, wie immer, Samo, der durch diesen Sieg seine Herrschaft nur noch mehr befestigt und sein Ansehen gegen Außen vergrößert hatte, unternahm von nun an öfters Einfälle in Thüringen und andere fränkische Gaue. Derwan, ein Fürst der Sorben, die bis jetzt unter fränkischer Herrschaft standen, mußte seine Oberherrschaft anerkennen. Als im Jahre 631 zu Dagobert die Kunde drang, daß die Slaven abermals verwüstend in Thüringen eingefallen seien, brach er mit großer Heeresmacht von Metz auf und zog über die Ardennen nach Mainz, in der Absicht, die Slaven zu züchtigen und dauernd sein Reich gegen die Einfälle derselben zu sichern. In Mainz aber trafen Abgeordnete des Sachsenvolkes ein, die sich anheischig machten, alle Angriffe der Slaven vom fränkischen Reiche abzuwehren, falls ihnen die Abgaben an die fränkische Staatskasse erlassen würden. Dagobert ging auf das Anerbieten der Sachsen ein und gab seinen beabsichtigten Kriegszug auf. Die Sachsen jedoch scheinen ihrem Versprechen nicht nachgekommen zu sein; denn der Chronist [3]) meldet, daß schon im nächsten Jahre (632) die Slaven auf Samo's Befehl „noch immer ihre wilde Wuth ausübten," häufig aus ihrem Gebiete ins Frankenreich Einfälle machten und Thüringen und andere Gaue verheerten. Da ernannte Dagobert seinen Sohn Siegebert zum König von Austrasien mit dem Sitze zu Metz, in der Absicht, daß Austrasien alle seine Kraft concentrire gegen die Slaven. Trotzdem hatte Thüringen immer noch von dem mächtigen Nachbarstaate Samo's viel zu leiden, bis der von Dagobert zum Herzoge von Thüringen eingesetzte Radulf (633) einerseits durch glückliche Kämpfe, andererseits durch ein friedliches Einverständniß mit den Slaven die Ruhe endlich wiederherstellte.

Es ist in mehr als einer Hinsicht bedauerlich, daß mit dieser Zeit uns alle Quellen für böhmische Geschichte auf lange Dauer versiegen. Wir können über die Regierung Samo's während der Friedenszeit Nichts erfahren, als was uns Fredegar schon früher in den dürren Worten erzählt, Samo habe 35 Jahre (somit von 627 bis 662) glücklich regiert, er habe sich 12 Frauen aus dem wendischen Stamme genommen und von diesen 22 Söhne und 15 Töchter erhalten. Wohl aber läßt sich, ohne gerade auf Quellen gestützt zu sein, annehmen, daß der persönlich hochbegabte Samo, der berühmte Avaren- und Frankenbesieger, auch

---

1) „Plurimum numerum captivorum" heißt es bei Fredeg. chron. ad a. 630. Palacky (I. 79) „Ihre Siege waren von keiner Bedeutung, da sie sich begnügten, mit einiger Beute an Gefangenen zurückzukehren."

2) Taus (Togastisburg) Bohburg (zwischen Ingolstadt und Regensburg) sind die Deutungen Palackys dieses nicht genau festgestellten Ortes. Aeltere Historiker nahmen Boitsberg in Steiermark an. Mannert (267) weist auf Hersbruck, einen Fundort alter Waffen in der Oberpfalz hin.

3) Fredeg. chron. ad a 632

Die Blüthezeit des Bergbaues zu Joachimsthal, der Mutter der böhmischen Bergstädte, fällt in das 16. Jahrhundert; im Jahre 1544 sind daselbst 915 Berggebäude, mit 9.000 Bergarbeitern belegt, wirklich in Bau gestanden. Infolge der Religionsreformation und Kriege sind die vermöglichern Gewerke und Bergofficianten aus dem Lande gewandert und haben sich im benachbarten Sachsen angesiedelt, so daß im Jahre 1650 die Werke beinahe verödet waren und nur noch an 6 Orten mit einigen 30 Arbeitern auf Rechnung der Stadtgemeinde gebaut wurde. Die Kosten zur Erhaltung der beiden Hauptstollen lieferte die Tranksteuer. Diese beiden Hauptstollen, der Schlüssel des ganzen Gebirgs, sind der tiefe Erbstollen St. Daniel, und der 28 Lachter darüber zur Wechselung der Wetter befindliche Stollen St. Barbara. Der erstere dringt auf dem höchsten Gebirge 200 Lachter Seiger tief bis auf seine Sohlen ein und wird 4.000, der andere aber 6.000 Lachter getrieben. Zu Ende des 17. Jahrhunderts zählte man bereits wieder 54 Gebäude, welche mit 800 Bergarbeitern belegt waren und eine ziemliche Ausbeute von Silber, Zinn und Kobalt lieferten. Im Jahre 1714 lieferte Joachimsthal im Ganzen 1.800 Mark Berg- und Brandsilber in die k. Münze zu Prag. Behufs der Verwerthung des Kobalts zur Blaufarbe wurden im Jahre 1709 mit sechs böhmischen Farbwerkbesitzern aus Prag ein 10jähriger Contract abgeschlossen, dieselben erhielten im Jahre 1714 für 40.000 fl. Kobalt-Blaufarbe.

Auch Schlaggenwald theilte das Schicksal der böhmischen Bergstädte im 17. Jahrhundert, erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts ist der Bergbau daselbst wieder in Aufnahme gekommen. Von den vorhandenen Stollen werden gebaut: der Schnöde-Stollen oder Stok, welcher sich bis gen Schönfeld zieht, und der Kaiser Rudolfs-Stollen bei Petschau, welchen die Stadtgemeinde auf einen Silbergang treibt. Anfangs wurde der in das Gebirg getriebene Egerische Stollen angebaut, da man aber wahrgenommen, daß der Zwitterstock in die Tiefe setzt, ist man mit dem St. Georgs-Stollen tiefer gegangen. Dieser war auch nicht genügend, das Wasser aus dem Grunde abzuführen, weßhalb endlich ein dritter Stollen angefangen und nach dem Besitzer der Pfugen-Stollen benannt wurde. Dieser Erbstollen, im Jahre 1537 angefangen, ist 50 Jahre später durchschlägig geworden und hat 24 Schacht- und Lufttöcher. Die Haupttreib- und Förderungs-Schachte sind fünf aufeinander durchschlägig, so daß man von einem zum andern fahren kann. Seit 1662 bestehen auch zwei Wasserkünste, welche in 24 Stunden 2.069 Faß Wasser zu 4 Eimer ausgießen. Im Jahre 1715 waren in Schlaggenwald 230 täglich aus- und einfahrende Bergleute thätig. Das Schlaggenwalder Zinn wurde früher meistentheils nach Nürnberg verkauft. Im Jahre 1711 lieferte der contractliche Verkauf von 300 Ctr. Zinn 15.000 fl.

Der Bergbau zu Přibram war noch bis zu Zeiten K. Rudolfs II. sehr ergiebig. In der Zeit von 1554 bis 1574 wurden allein aus der Fundgrube „unsere liebe Frau" über 11.000 Mark Silber gewonnen. Im Jahre 1710 fand die Anlage eines Kunstwassergrabens statt, wodurch allen alten Gebäuden bis auf 100 Lachter Tiefe das Wasser genommen werden konnte.

Das Bergwerk zu Preßnitz gehörte einstens zu den reichhaltigsten Werken Böhmens; im Jahre 1535 sind auf eine Kuksausbeute im Quartale S. Luciae 300 fl., im Jahre 1537 in drei Quartalen 1630 fl. gefallen; die Ausbeute in den Jahren 1535 bis 1537 lieferte 252 Ctr. oder 55.440 Mark Silber. Auf der Preßnitzer Zeche gen Haßberg sind im Jahre 1535 aus einem Faßl Erz 535 Mark Silber und von einem Blick Silber 32 Ctr. im Werthe von 20.000 fl. gewonnen worden. Im Jahre 1687 lieferten die Fundgruben, „Kaiserhaus Oesterreich und Himlischer Hersgang" nur noch 91 Mark Silber. In und bei der Fundgrube in Knaker (Haus Oesterreichs Stollen) liegen viele fündige Gänge (K. Heinrichsgang,

---

1715 die gesammten k. Bergwerke in Böhmen um 20.000 fl. zu pachten Willens war, gibt an, daß das Kuttenberger Werk jährlich nur ungefähr 3.000 fl. ertrage.

hl. drei Königsgang, St. Jakobsgang, reicher Segengottesgang), welche ehemals reiche Ausbeute an Silber lieferten. Der Haus Oesterreichs Stollen soll in der Stadt Preßnitz anfangen und bis in 2600 Lachter bis gen Kupferberg getrieben sein.

In den Jahren 1711 und 1712 betrug die Ausbeute im Preßnitzer Bergrevier ungefähr 800 Mark Silber, welche in den Schmelzhütten bei Weipert verschmolzen wurden. In den k. Fundgruben werden gegenwärtig (1715) zumeist Eisensteine gewonnen.

Im Plattener Bergrevier wird in der Hilfgottes-Fundgrube am Irrgang auf Eisensteine, in den übrigen Stollen auf Zinn gebaut. Von diesen Stollen lieferte das Achtfeufenlehen in Ziegenfeufen 20 Ctr., die St. Andreasfundgrube am Todtenbach 20 Ctr., die neue Fischzugs-Fundgrube am Schwinninger 30 Ctr. Zinn; in allen Gewerken werden im Jahre 1715 ungefähr 230 Ctr. Zinn gewonnen. [1])

Das reichste und ergiebigste Bergwerk in Böhmen ist in der Zeit von K. Karl IV. bis Rudolf II. das Goldbergwerk zu Eule gewesen. Zur Zeit K. Karl's IV. ist auf dem Schleiergang gebaut worden, allwo der Rothlew seine Fundgruben gehabt; außerdem sind noch folgende Schachte und Gruben damals in Bau gestanden: goldner Ochs, goldne Rose, hl. Johannes, Rautenkranz, lustige Rüben, goldner Becher, goldner Adler und goldner Bock (alle Gruben an dem Schleiergang).

Diese Fundgruben sind nach K. Karls Tode von einem ungarischen König, welcher nach Böhmen gezogen ist und zu Eule alle Bergleute und Einwohner getödtet, zerstört und alle Treibschachte und Wasserkünste verdorben worden.

K. Karl hat alle Jahre an contractmäßigem Zehend 24 Ctr. Gold und Rothlew aus seinen Gruben allein in einem Quartale 600.000 Dukaten gehoben. Wer in den Grubengebäuden den 30. Theil besaß, hat in einem Quartale 50.000 fl. erhalten. Noch unter K. Rudolf II. lieferte Eule reiche Ausbeute, insbesondere aus der Grube zum goldnen Rössel und aus der römischen Reichsgrube; auch wurden damals die Baue Sonnengang und Altkotzauer angefangen.

Infolge der Religionsunruhen und Kriege sind die Bergleute ausgewandert und die Baue verlassen worden. Im Jahre 1715 befanden sich folgende Stollen im Bau: St. Michael, St. Josef, Allerheiligen, St. Anton, St. Eligi, St. Johann Nepomuk, St. Maria, in welchen jedoch nur in der Tiefe Golderze gewonnen werden. Ferner wurden gebaut in den Fundgruben: St. Nikolai (am Schleiergang), St. Barbara und Gotteshilf (ein tiefer Erbstollen).

Auch im Radliker Gebirge wurde in den Fundgruben: goldnes Rössel und Holubek, dann in dem nahen Knin und Stěchowitz ehemals auf Gold gebaut.

Im Jahre 1713 hatten die besten Bergarbeiter die Grube verlassen, weil ein in Bergwerkssachen unerfahrener Bergmeister Namens Johann Georg Prinz alles in Verfall gerathen ließ, daher auch die im Jahre 1715 in Bau gestandenen Stollen wegen Mangel an Arbeitern nur zeitweise betrieben wurden." (Aus dem Archiv des k. k. Staatsministeriums.)

Wien. J. V. Goehlert.

Sagen aus Petersburg und Umgegend.

1. Der Allerheiligenberg und seine Sagen.

Eine kleine Viertelstunde südwestlich von dem gräflich Černinschen Schlosse Petersburg liegt der Allerheiligenberg, eine mit herrlichen alten Eichen und Linden bewaldete Granitkuppe. Der Berg führt seinen Namen von einer allen Heiligen gewidmeten Rundkapelle, die hier in den Jahren 1650—1656 erbaut wurde und seitdem ein Wahrzeichen der Gegend blieb. Nur noch wenige Reste des Wartthurmes, der Kellergewölbe und Umfriedungsmauer sind sichtbar; letzteren zufolge muß

1) Im Jahre 1715 bestanden zu Platten 5 Blaufarbfabriken, in welchen die Joachimsthaler Kobalte verwendet wurden.

die Burg sehr ausgedehnt gewesen sein. Die Burg hieß, soweit sich ihre Existenz urkundlich nachweisen läßt, immer die Petersburg (Petrspurk), ein Umstand, auffallend in einer Gegend, die durchweg nur slavische Burg-, Orts- und Flurnamen kennt. Wir finden die Petersburg zuerst im Anfang des XV. Jahrhunderts (1404) erwähnt; sie gehörte damals dem Geschlechte der Janowitze. Auch unter den böhmischen Edlen, die 1462 mit König von Podĕbrad dem Kaiser Friedrich III. zu Hilfe zogen, geschieht in der Reimchronik des Michael von Behaim eines Petersburgers rühmende Erwähnung:

herr Dietrich was dieze
ain herr von Tonawitze;
sein manheit was noch allez genz;
und mit ihm sein vetter herr Jenz,
von Pettersburg was er geborn,
ain stolzer degen auserkorn.

Im 30jährigen Kriege ging die Burg durch Feuer zu Grunde, und verfiel rasch. Aus den Sagen, die sich an Burg und Berg knüpfen, wähle ich ihrer Bedeutung halber folgende aus: Einst war die Burg mit ihren ungeheuern Schätzen im Besitze dreier Schwestern, deren Jüngste blind war. Einmal verabredeten die Schwestern, ihre Habe zu theilen; dabei suchten die älteren die arme Blinde zu betrügen, starben aber beide eines jähen Todes. So blieb die Blinde im Besitze aller Reichthümer. Als auch sie das Ende ihrer Tage fühlte, versperrte sie alle die Schätze in die unterirdischen Gewölbe, band die goldenen Schlüssel dazu sammt einem goldenen Kreuze in einen Bund und befahl ihrer Magd, diesen unterhalb des Berges in einen Brunnen, der noch heute Kreuzbrunnen heißt, zu werfen. Die Magd ging zwar, aber verblendet von der Menge des Goldes kehrte sie zweimal unverrichteter Sache zurück. Da mußte sie harte Worte von ihrer Herrin und zuletzt die Drohung hören, es solle ihr übel ergehen, wenn sie nicht gehorchen würde. Da ging sie zum drittenmale den Berg hinab und warf die Schlüssel in den Brunnen. Alsbald verschwanden dieselben und als die Magd zurückkehrte, war auch die Herrin verschieden. Seitdem sitzt sie im Berge bei ihren Schätzen; nur um Weihnacht wandelt sie, halb weiß, halb schwarz gekleidet, über die Trümmer der Burg. Die Schlüssel liegen noch bis heute im Kreuzbrunnen; alljährlich in der Charwoche kommen sie an die Oberfläche des Wassers; aber nur ein Jüngling, der noch keine Sünde begangen hat, kann sie sehen. Der wird auch die Schätze erhalten, und die Jungfrau erlösen. — Nur am Charfreitage, wenn der Priester in der Schloßkapelle die Leidensgeschichte Christi liest, öffnet sich der Eingang zu dem im Berge verborgenen Schatze. Eine Magd, die an diesem Tage auf den Berg ging und das Kind ihrer Herrschaft bei sich hatte, fand die Thüre offen, ging hinein und sah sich in einer großen Halle, wo es Gold genug gab. Eine Stimme rief ihr zu: „Nimm, aber vergiß das Beste nicht.“ Schnell setzte sie das Kind zur Erde, raffte von dem Golde in die Schürze und lief hinaus. In diesem Augenblicke schloß sich der Berg wieder, sie hatte das Kind vergessen. Ein ganzes Jahr lang suchte die Magd den Eingang vergebens. Endlich war der Charfreitag wieder gekommen. In demselben Augenblicke als der Priester in der Kirche die Passion zu lesen begann, öffnete sich vor der Magd der Berg. Sie fand das Kind in der Felsenhöhlung sitzend, mit einem Apfel spielend; ein großer, schwarzer Hund lag zu seinen Füßen. Rasch ergriff sie das Kind und eilte hinaus; es war gerettet. — Ein armer Zimmermann aus dem Dorfe Chlumčan fand einmal am Allerheiligenberge einen Topf mit alten verrosteten und zerbrochenen Nägeln. Nur ein einziger davon schien ihm brauchbar; den steckte er zu sich und ging heim. Daheim untersuchte er den Nagel genauer, da war derselbe pures Gold. Der Mann hatte sich die Stelle, wo der Topf stand, genau gemerkt; rasch lief er wieder auf den Berg, fand aber weder Topf noch Nagel. Hätte er nur gewußt, meinte er nachträglich, daß

in dem Topfe ein Schatz liege, da hätte er rasch sein Schurzfell darauf geworfen, dann wäre ihm der Schatz sicherlich nicht entgangen. — Unterhalb des Allerheiligenberges sieht man hart an der Straße nach Steben, auf einer Anhöhe ein aus Granit gehauenes Kreuz, bei 5′ hoch. Auf den Armen des Kreuzes sind auf der Vorder- und Rückseite wieder je drei Kreuze eingehauen, so daß sich die für die Sage bedeutungsvolle Siebenzahl der Kreuze ergibt. Form und Arbeit sprechen für ein sehr hohes Alter des Kreuzes. Hier, wo das Kreuz steht, kämpften einmal zwei Riesen mit einander; der Eine hatte nur ein Auge, der andere nur einen Fuß. Sie schlugen sich im Kampfe gegenseitig todt und liegen nun unter dem Kreuze begraben. [1])

2. Herrgotts-, Teufels- und Wackelsteine.

Im Gemeindewald bei dem Dorfe Gerten liegt ein merkwürdiger Granitblock, eine riesige Platte, die durch kleine runde Felsstücke gestützt, auf einer zweiten ruht. Die Oberfläche der obern Platte zeigt fünf Höhlungen, eine größere, regelmäßig oval geformt und $1\frac{1}{2}$ Schuh tief, rings herum 4 kleinere. Allgemein heißt dieser Felsblock der Herrgottstein. Die Leute im Dorfe sagen, auf diesem Steine habe der liebe Herrgott einmal ausgeruht und diese Höhlungen eingedrückt. Der alte herrschaftliche Schaffner aber versicherte, er habe erzählen gehört, dieser Fels sei einmal Gottes Tisch gewesen, und zwar bedeute die größere Höhlung die Suppenschüssel, die kleineren das Salzfaß, die Löffel u. s. w.

Bei dem Dorfe Soffen liegt auf einer Anhöhe ein zweiter Herrgottstein. Er gleicht einer gestützten Pyramide, deren Seitenflächen mit 10 Höhlungen bedeckt sind, die ganz in Stein gehauenen Stützen ähnlich sehen. Auf diesem Fels hat der Sage nach einmal Christus mit seinen Aposteln auf der Wanderung durch die Welt ausgeruht. Einen dritten ähnlichen Granitblock sieht man nahe dem Jagdschlosse Sct. Huberti bei Jechnitz. Er heißt der Sct. Hubertifels und zeigt Höhlungen, als hätte sie ein liegender Mensch eingedrückt. Auf diesem Felsen hat der heil. Hubertus, der Patron des edlen Waidwerks ausgeruht, dem zu Ehren auch das Jagdschloß erbaut wurde. Einen vierten Herrgottstein endlich findet man in einer tiefen Schlucht bei dem Dorfe Zührau, eine große Granitplatte, in deren obere und Seitenflächen regelmäßige Vertiefungen und Nischen eingehauen sind. Das war, erzählte ein alter Meßner, einst der Altar der Hussiten. Hier haben sie unter freiem Himmel, in dunkler Nacht im Geheimen ihr Meßopfer dargebracht. Darum heißt der Fels auch heute noch Hussitenaltar oder Hussitenstein. Unterhalb

1) Fr. Panzer hat in seinem „Beitrag zur deutschen Mythologie" eine erstaunliche Menge Ortschaften in Baiern namhaft gemacht, an welche sich die Sage von den schätzetheilenden und schätzehütenden in Berge und Hügel verwunschenen drei Jungfrauen knüpfte. Durch die vorstehende Petersburger Sage wird das Vorkommen dieser drei Fräulein auch in Böhmen constatirt. — Ein eigenthümliches Bewandtniß hat es mit den Kreuzsteinen oder Steinkreuzen. Man ist über ihre Bedeutung nicht einig. Solche Kreuzsteine finden sich an mehren Orten Böhmens. In Altbaiern, Franken, Schwaben, der Oberpfalz wurden solche Steinkreuze urkundlich noch im XVI. Jahrhundert als Entgelt für einen begangenen Mord gesetzt, damit die Verwandten des Ermordeten von der Blutrache gegen den Mörder abstünden. (Wittmann in Hormayrs Taschenbuch 1850/51 pag. 212.) An anderen Orten erscheinen solche Steinkreuze als uralte Grenzmarken, häufig ist dann ein Schwert darauf eingehauen; meistens aber als Denkzeichen vorgekommener Unglücksfälle (Blitzschlag, Schlaganfall, Zweikampf, Mordthaten) und Hinrichtungen. Noch im Jahre 1727 wurde bei der Stadt Rudig einem Mädchen (Eva Rosina Titlbachin), die vom Blitze erschlagen wurde, an der Stelle, wo dies geschehen, ein niedriges Steinkreuz gesetzt, das man noch heute sieht. An Hinrichtungsplätzen erscheinen Steinkreuze bei Schmitt, Sagen von Ellbogen pag. 70. Aus Allem Gesagten möchte ich schließen, daß solche Steinkreuze überhaupt aus denselben Gründen gesetzt wurden, aus welchen, man noch heute Kreuze setzt; daß aber der solide Stein eben die Jahrhunderte überdauerte, während Holz und Eisen zerstörenden Einflüssen rasch unterlagen, Interessant wäre es aber übrigens die Orte, wo sich solche Steine in Böhmen noch finden, sammt den sich daran knüpfenden Sagen oder urkundlichen Belegen über das Alter, die Bestimmung derselben ꝛc. zu sammeln, da sie immerhin ein Stück alten Lebens repräsentiren.

des Herrgottsteins bei Gerten liegt der Teufelsstein. Er trägt auf seiner Oberfläche eine genau hufeisenförmige Figur. Hier stritt einst der Teufel mit einem armen Bauer aus dem Dorfe Gerten um dessen arme Seele. Aber der Bauer war zu klug, um sich vom Teufel betrügen zu lassen und so mußte denn dieser unverrichteter Sache in die Hölle zurückfahren. Doch ließ er zum Wahrzeichen, daß er hier gewesen, den Abdruck seines Pferdehufes in dem Felsen zurück. Bei demselben Dorfe gibt es auch zwei Wackelsteine. Der eine oberhalb des Jechnitzer Teiches der andere im Gemeindewalde, 200 Schritte vom Herrgottstein entfernt. Der erstere ist ein riesiger Granitblock, der auf einem anderen so aufliegt, daß er schon durch geringe Kraft in schaukelnde Bewegung gebracht werden kann. Der Fels ist über und über mit Kreuzen und Jahrzahlen bedeckt und steht beim Landvolk in sehr großer Achtung. Der andere hat die Form einer ungeheuren, beweglichen Linse. Wird er in Bewegung gesetzt, dann schlägt die obere Platte mit dumpfem Poltern auf die untere. Er heißt darum auch Rumpel- und Donnerstein. [1])

3. Zwerglöcher und Erdmännchen.

In den Höhlen und Klüften der Berge und Felsen wohnen die Zwerge. Bei dem Dorfe Bergwerk, unweit Jechnitz, wurde einst Bergbau auf Silber getrieben. Heute sind die Stollen und Schachte eingestürzt und verrollt, und nur mehr wenige Spuren davon sichtbar. Der Hauptstollen heißt das Zwergloch; darin sitzen die Zwerge, die unzufrieden mit dem Treiben der habsüchtigen Bergleute einst den Stollen einstürzten, und hüten ihre Schätze. Auch in der Nähe des Herrgottsteins bei Gesten gibt es einen Zwergstein, einen kolossalen Granitblock, der mit seiner Spitze gleich einem riesigen Zuckerhute auf einer Platte ruht, nur wenig unterstützt. In diesem Felsen hat das kleine Volk der Zwerge seinen Wohnsitz. Ein drittes Zwergloch kenne ich in der Waldflur Knězehaj unweit Čenčic, ein ziemlich umfangreiches Loch in der Erde; drinnen wohnen noch heute die Zwerge, Erdmännchen geheißen, kleine Wesen kaum eine Spanne lang. Sie sind äußerst gutmüthiger Natur, dem Menschen sehr zugethan, und in allen Arbeiten erfahren. Oft kamen sie ins Dorf Čenčic und borgten von einer Bäuerin einen Kübel, um darin Brot zu backen. Jedesmal brachten sie denselben pünktlich zurück und jedesmal fand die Bäuerin darin ein altes Geldstück. Auch liehen sie öfters ein Maß aus und maßen darin Geld und dann war immer ein Geldstück in den Fugen des Holzes stecken geblieben. Aber jetzt kommen die Erdmännchen selten mehr aus ihren Löchern hervor; und nur Kindern, die im Walde nach Erdbeeren suchen, sollen sie sich noch manchmal zeigen.

Wien, im December 1865. Dr. Jul. Ernest Födisch.

Volkspoesie in Prachatitz.

Es ist zwar Thatsache, daß das Volk, — namentlich der Bauer — zäh an alten Gebräuchen und Gewohnheiten hängt. So verursachte es in Prachatitz viel Aufregung, als der energische Bürgermeister Dr. Mayer daselbst vor wenigen Jahren den nächtlichen Gesang, und das störende Absingen der Stunden seitens der Nachtwächter

---

1) Prof. Mosch sieht in einer Anzahl ähnlicher Steine, die am Riesengebirge liegen, alte Cultusstätten, Opferherde mit Blutkesseln und Blutrinnen. („Mosch, die alten Opferstätten des Riesengebirgs.") Mir genügt es, unterdessen constatirt zu haben, daß auch im Innern Böhmens ganz ähnliche Felsen, mit ganz ähnlichen Sagen sich finden, wie dort. Mosch erzählt, daß er auf die Felsen des Riesengebirges aufmerksam gemacht wurde durch die Sage, bei denselben hätten die evangelischen Buschprediger ihre Meßopfer gehalten und in die Nischen hätten die Leute die Gaben für die Priester gelegt. Das stimmt ganz mit dem Zithrauer Hussitenaltar. Wackelsteine oder Wagsteine (pierres broulantes, rocking-stones) finden sich in Frankreich und England nicht selten in der Nähe erwiesener alter Opferstätten. Sicher gibt es in Böhmen noch mehre hervorragende Felspartien auf den Gebirgen, in den Wäldern, auf

abstellte, und ihnen dafür bloß Signalpfeifchen gab. Nichts desto weniger wiederholt sich auch hier die Erscheinung, daß viele alten Gebräuche und Gewohnheiten, insbesondere jene theatralischer Natur, — wenn dieß Wort erlaubt ist, — immer mehr und mehr in Vergessenheit gerathen. — So war beispielsweise in dem nahen Markte Sablat früher ein Passionsspiel üblich, welches gegenwärtig nicht mehr besteht, und nur noch in Anekdoten fortlebt, daß: z. B. die Henkersknechte dem Darsteller des Heilands gram, ihrem Beruf mit zu viel Eifer und Natürlichkeit nachkamen, so daß der Heiland vor Schmerz etwas unsanft aus der Rolle fiel, oder: daß der Gekreuzigte, um ihm einen Possen zu spielen, so schlecht am Kreuze befestigt wurde, daß er in steter Gefahr schwebte, herunterzufallen, und dadurch gezwungen war, von seinem erhöhten Standpunkt herab immer lauter und ungestümer auf die Beendigung des Spieles zu dringen u. s. w.

Am meisten im Schwunge sind noch die heil. 3 Könige, welche in Prachatitz ihren Spruch theils redend, theils singend vortragen. — Wir geben ihn nachstehends jedoch mit dem Bemerken, daß sich im Laufe der Zeit durch unrichtige mündliche Uiberlieferung hie und da etwas Unsinn eingeschlichen hat, den wir möglichst zu entfernen bemüht waren.

Sobald die heil. 3 Könige erscheinen und die Anwesenden gegrüßt haben, beginnt der Erste zu sprechen:

Ich hab studirt von Jugend auf; ich hab viel Bücher gelesen voll Planeten und Himmelszeichen; aber solche Sachen sind mir ganz unbekannt; ein großer Stern war zu sehen in unserem Land, diesem Stern wollen wir nachreisen, und hier nicht verbleiben.

Hierauf spricht der Zweite: Dreizehn Tage reisen wir schon, ehe kommen wir nach Bethlehem an; ein großer Stern war zu sehen in unserem Land, diesem Stern wollen wir nachreisen und nicht länger hier verbleiben.

Der Dritte (der Mohr) spricht: Ich komm her aus dem Morgenland, die Reise war mir ganz unbekannt, der Nebel war so dicht, daß ich kaum gesehen hab einen Stich.

Darauf singen alle Drei:

I.

Die Könige aus dem Morgenland kommen gezogen
Und reisen im schnellsten Lauf,
Als wären sie heftig in Lüften geflogen,
Gleich einem fliegenden Ball.
Wir haben zugebracht, dreizehn Tag und Nacht
Wir reisen hunderte Meil',
Wo ist denn der König der neue geboren?
Im Morgenland scheinet sein Stern,
Laßt uns heftig nach Bethlehem eilen,
Dort zeiget der König die Schrift.

II.

Jesulein, schöns Kindelein, warum bist du so verlassen,
Liegst in dem kalten Krippelein, bloß auf der freien Gassen,
Zwischen Ochs und Eselein muß die beste Wohnung sein.

---

den Feldern, mit denen sich die Sage in ähnlicher Weise beschäftigt, wie mit den erwähnten. Es würde im Interesse der Sagenkunde Böhmens liegen, eine vollständige Uebersicht dieser und ähnlicher Herrgott-, Heiligen-, Marien-, Teufels-, Mönch-, Altar- Wagsteine ꝛc. zu geben, umsomehr, da jetzt manche interessante Felspartie rasch der Wirkung des Sprengpulvers erliegt. Viele solche Steine spielen selbst in der christlichen Symbolik eine bedeutende Rolle. Schreiber dieser Zeilen hat eine gute Reihe solcher „Steinsagen" theils aus schriftlichen Quellen, theils aus dem Munde des Volkes in Böhmen gesammelt, und gedenkt selbe demnächst zu veröffentlichen. Sollten sich Freunde der heimischen Sagenkunde zu weiteren Mittheilungen über bisher noch unbekannte ähnliche Steine veranlaßt fühlen, so dürften selbe von dem Vereine für Geschichte der Deutschen für ihn entgegen genommen werden.

Nachtigall komm auch herbei, und laß dein Lied erschallen,
Sing dem lieben Jesulein, eines zu Gefallen
Ach du liebster Josef mein, das Kindlein will nicht schlafen ein.
Es friert in seine Füßelein, und hat die Äuglein offen.

Zu dieser Probe urwüchsiger Poesie, fügen wir noch, als Dialektprobe, zwei Lieder bei, die in Prachatitz häufig gesungen werden, obwohl sie nicht einheimisch, sondern importirt sind, von denen jedoch das Erstere dem Prachatitzer Dialekt ganz mundgerecht liegt, und bedauern nur, daß es beim besten Willen unmöglich ist, die charakteristischen Betonungen und die oft ganz unbestimmten Laute durch Buchstaben wieder zu geben:

1.

Bei mein Dirnai ihr'n Fenster scheint niemals koān Sunn
Geht koān Londstroß'n [1]) für, ner [2]) a Steigl a kloans
Ober drinn in ihrn Zimmer is hübsch, und so fein
Daß mi ziemt, i möcht ollemol drinn seyn.

2.

Und wir i [3]) bin kema [4]) zum Dirnai dort hin
Hob's Fensterl afg'mocht, und glei husch war i drin
„Und so bist a mol do, und recht load is ma's [5]) worn.
I hob gmoant, host'n Gongsteig verlorn."

3.

Und i kam ehm net feind seyn, dem Stuzai [6]) dem kloān
Weils ollemal woānt, wonn i sog, i geh hoām.
Und so bleib i holt do, so long als mi's gfreut,
Bis da Kuku und s Rothkröpfl schreit.

Das nun folgende Lied vom „Kadai" stammt aus den an Baiern unmittelbar grenzenden Gegenden, vielleicht aus Baiern selbst, und weist daher einen bereits gegen das frühere etwas geänderten Dialekt auf.

1.

Grüaß di Gott, mei liabs Brüdai bist do
Und i frag d'a scho longe Zeit no [7])
Brüdai, es gfreut mi scho [8])
Doß i di_ner amol ho [9])
Und i muß da [10]) jo glei wos drzähln
Doß ma's Kadai hobn wegnehma wöll'n.

2.

Und mei Kadai, dos loß i net [11]) hint
Weil i stets ihres Gleicha net find
Denn sie is so hübsch und rar
Wie wonn's von Odl war
Und koa Mola [12]) konns net schöner moln
Denn s' is grod, ols wann 's vom Himmel war gfolln.

3.

Znachst [13]) ho i mi on d'Maur ongluint [14])
Und do ho i holt recht höllsakrisch gwuint [15])
I ho ma denkt, es is scho gschehn
s Kadai_hot an ondern gsegn [16])
Oba [17]) hiazt [18]) is scho olls wieda gut
s Kadai sogt, doß koān Ondern liabn thut.

4.

Und wer a so a Dirndal will ho [19])
No der derf jo da Zwonzga net gsporn [20])
Beten muß er a dafü [21])
Sunst kriagt er s Kadai nie
Und a lustiger Bua muß er sei
Wonn 'r sogn will, s' Kadai ghört mei.

1) Wo statt des hochdeutschen a ein o steht, muß dasselbe einen Laut zwischen a und o, beiläufig wie das englische a nach Walkers Bezifferung, nur nicht so gedehnt, erhalten. 2) nur. 3) Das r darf nur sehr leise gehört werden, um die zwei i von einander zu unterscheiden. 4) Das a klingt unbestimmt zwischen a und en. 5) Das a unbestimmt zwischen a und r. 6) Stuzai beiläufig ein kleines volles Mädchen. 7) nach. 8) Das in der Schrift fehlende n muß als leiser nachklingender Nasenlaut gehört werden. 9) habe. 10) Das a unbestimmt klingend zwischen a und r. 11) nicht. 12) Mahler. 13) zunächst. 14) angelehnt 15) geweint. 16) gesehen 17) Aber. 18) jetzt. 19) haben. 20) sparen. 21) dafür.

5.

Und s Kadai is hübsch und gschmeidi
Und drum san m'as d' Buben so neidi
I bitt eng Buäm umatum [22])
Sab's [23]) ma's net neidi drum
Und s Kadai is lustig alert,
Und an böärischen Tholer war's wert.

L—s—r.

Das Schildwachbüchlein.

Wer in einem Dorfe des nördlichen Böhmens aufgewachsen ist, der erinnert sich gewiß eines kleinen, unscheinbaren Büchleins, das beinahe in jedem Hause als ein unfehlbares Schutzmittel gegen Zauberei, gegen Feuersgefahr und anderes Unglück aufbewahrt wurde. Man nennt es nur das Schildwachbüchlein. Das Büchlein enthält nämlich 24 Gebete, deren jedem das Bildniß eines Heiligen im alterthümlichen Holzschnitt vorangestellt ist. Jedes dieser Gebete ist für eine der 24 Stunden des Tages bestimmt und an einen besondern Heiligen gerichtet, von dem man glaubte, daß er in dieser Stunde am Lager der Sterbenden wache und bete, auf daß sie die Schrecknisse des Todes leichter überstünden und zur ewigen Seligkeit eingiengen. Das hieß die geistliche Schildwache und davon hatte das Büchlein seinen Namen.

Außer diesen 24 Gebeten enthält aber das Schildwachbüchlein auch noch andere Segen, der geistliche Schild genannt, welche gegen allerlei Gefahren des Lebens gerichtet sind. Wenn man diese Gebete andächtig betet oder auch nur gläubig bei sich trägt, so ist man sicher vor Ungewittern, Gespenstern und Zauberern, vor Pest und bösen Krankheiten, man kann an demselben Tage, an welchem man sie gesprochen, nicht umkommen, weder im Wasser noch im Feuer, noch im rechtmäßigen Streit und wird auch nicht jähen Todes sterben. In das Haus, worin diese Gebete sind, schlägt der Blitz, „das wilde Feuer" nicht ein, und die Frau darin wird leicht gebären. Endlich findet sich darin auch noch eine Unterweisung über die Kraft des Weihwassers und der Benediktuspfennige, welche letztere insbesondere vor Menschen- und Viehzauber schützen sollen.

Das Büchlein verfehlt zwar nie, seinen Gebeten ein hohes Alter zuzuschreiben: bald soll ein Segen vom h. Augustinus herrühren, bald soll er von Gott selbst als Brief vom Himmel gesendet, bald auf dem Grabe der Mutter Gottes gefunden worden sein. Allein der Styl dieser Gebete, so wie der Umstand, daß auch der heilige Ignatius von Loyola unter den 24 Schildwächtern angetroffen wird, beweist klar, daß das Büchlein ein Machwerk der Jesuiten und im 17. Jahrhunderte entstanden ist.

Insofern ist das Büchlein für die Culturgeschichte Böhmens nicht ohne Interesse; es zeigt, welcher Mittel sich die Jesuiten bedienten, als sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege der Aufgabe unterzogen, Böhmen zur katholischen Kirche zurückzuführen. Statt dem Aberglauben des Volkes, sofern sie ihn nicht selber theilten, entgegenzuwirken, benützten sie denselben zur Vermehrung ihres Ansehns. So erzählt der gelehrte Jesuit Balbinus, der im 17. Jahrhunderte lebte, daß die Jesuiten sich viel mit Schatzgräberei und Geisterbeschwörung beschäftigten; ja er selber will aus einem Hause zwei Hausgeister vertrieben haben, welche sich daselbst seit längerer Zeit gezeigt hatten. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts standen daher die Exjesuiten als Geisterbanner und als Menschen, welche mehr wußten, als andere Leute, in hohem Ansehn beim Volke. Uibrigens wird das Schildwachbüchlein immer seltener. Der Glaube an Geister und Zauberer ist im Schwinden und die Geistlichkeit selbst wirkt dem Mißbrauche, der mit dem Büchlein getrieben wurde, entgegen.

22) um und um. 23) Seid.

Geschäftliche Mittheilungen.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 18. December 1865.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Blaschek** Wilhelm, Gemeinde-Sekretär in Morchenstern.
„ **Fischer** Adolf, Buchhalter in Franzensthal bei Bensen.
„ **Födisch** Ernst, Dr., Bibliothekar in Wien.
„ **Heller** Adolf, Kaufmann in Polaun bei Morchenstern.
„ **Hoyer** Anton, Spediteur in Eger.
„ **Huyer** Heinrich in Morchenstern.
„ **Katzer** Anton, Hauptschul-Direktor in Hohenelbe.
„ P. **Knobloch** Ignaz, Pfarrer in Morchenstern.
„ **Kratzer** A. E., Kaufmann in Tannwald
„ **Kürschner** Franz, Dr., Archivar in Eger.
„ **Löbel** Anton, Kaufmann in Morchenstern.
„ **Mayer** Ernst, Med. et Chir. Dr., Bürgermeister, Landtagsabgeordneter in Prachatitz.
Herr **Nežasek** Mathias, Bürgermeister in Morchenstern.
„ **Ohorn** Lambertus, Prämonstratenser-Ordensnoviz in Tepl.
„ **Priebsch** Josef, Fabrikant in Morchenstern.
„ P. **Reichelt** Wenzel, Realschul-Direktor in Eger.
„ P. **Riedel** Jos., Katechet in Morchenstern.
„ **Riedel** Leopold in Morchenstern.
„ **Rößler** Eduard in Tiefenbach bei Morchenstern.
„ **Rößler** Josef, Fabrikant in Tiefenbach bei Morchenstern.
„ **Seidler** M., Sektions-Ingenieur in Hall bei Innsbruck.
„ **Weiskopf** Paul, Chemiker in Morchenstern.

Vom 1. August bis Ende November 1865 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herr **Harzer** Johann, Professor an der Oberrealschule in Leitmeritz.
„ **Helbling von Hirzenfeld** Johann, em. k. k. Univ.-Professor in Prag. († 9. Oktob. 1865.)
„ **Herzig** Anton, Canonikus ꝛc., in Lobositz. († 25. Oktober 1865.)
„ P. **Mayer** Lambert, Präm.-Ordenspriester, pens. Sternwarte-Direktor ꝛc., in Tepl. († 7. August 1865.)
„ **Müller** Franz, Holzhändler in Raudnitz.

Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. August bis 3. Dezember 1865 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.")

Königl. bayerische Akademie der Wissenschaften in München.
Alterthumsverein zu Freiberg in Sachsen.
Herr **Bayer** Jos. Wilhelm, Kaufmann in Prag.
„ **Beer** Siegmund in Prag.
„ **Benedikt** Nath., Kaufmann in Prag.
„ **Biermann** Gottl., Gymn.-Professor in Teschen.
„ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag.
„ **Credner** Friedr. Aug., k. k. Hofbuchhändler in Prag.
Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.
Direktion der Oberrealschule in Böhm.-Leipa.
Herr **Elbogen** S., Antiquar in Prag.
Germanisches Museum in Nürnberg.
Geschichts- & Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg.

K. k. mährisch-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde (Histor.-statist. Sektion) in Brünn.
Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin.
Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau.
Herr **Goldschmidt** Jak. S., Lederfabrikant in Prag.
„ **Goppold von Lobsdorf** Heinrich in Prag.
„ **Grohmann** Jos. Virg., Ph. Dr., Redakteur in Prag.
„ **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.
„ P. **Habermann** Otto, Benediktiner-Ordenspriester, Th. Dr., Professor in Klagenfurt.
Handels- und Gewerbekammer in Prag.
Herr **Helly** Richard von, Chem. Dr., Apotheker in Prag.
„ **Hübner** J. A. in Prag.
„ **John** Vinc., J. U. C. in Bürgstein.
„ **Junker-Oberconreut**, Freiherr, königl. Regierungs-Direktor in Gumbinnen in Ostpreußen.
„ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag.
„ **Klutschak** Gottfr., J. U. C. in Prag.
„ **J. Kobrtsch & Gschihay**, Verlagsbuchhändler in Eger.
„ **Kolarzik** Ant., em. k. k. Gymn.-Direktor in Leitmeritz.
„ **Kögler** W., Ph. Dr., Direktor der deutschen k. k. Oberrealschule in Prag.
„ **Kuh** D., Zeitungs-Eigenthümer in Prag.
„ **Nacke** Jos., Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor in Prag.
„ **Nagelholz** Karl, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien.
„ **Neumann** Jos., k. k. Landesgerichts-Rath in Prag.
„ **Pfeiffer** M., Sekretär der Buschtehrader Eisenbahn-Gesellschaft in Prag.
„ **Pichler** Wilhelm, J. U. C. in Prag.
„ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.
„ **Rausch** J. W., Photograph in Leitmeritz.
„ **Ruschka** Adalbert, Ph. Dr., Gymn.-Professor in Klattau.
„ **Schmalfuß** Anton, Redakteur in Prag.
„ P. **Schmid** Ambros, Pfarrer und Personaldechant in Altenbuch bei Trautenau.
„ **Schmid** Georg, Ph. Stud. in Prag.
„ P. **Schmidt** Rudolf, Kaplan zu Altenbuch bei Trautenau.
„ **Schneider** Anton, Apotheker in Prag.
„ **Singer** Josef, Fabriksbesitzer in Prag.
Smithsonian Institution in Washington.
Geschichtsverein für Kärnten in Klagenfurt.
Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg.
Verein für Landeskunde von Niederösterreich in Wien.
Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden.
Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover.
Historischer Verein für Oberfranken in Bayreuth.
Historischer Verein für Krain in Laibach.
Historischer Verein für Steiermark in Graz.
Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg.
Voigtländischer Alterthumsforschender Verein in Hohenleuben.
Herr **Werner** Ferd., Direktor der Haupt- und Realschule in Trautenau.
„ **Wiechovsky** Alex., Ph. Dr., Instituts-Inhaber und Direktor in Prag.
„ **Wolf** Leopold, Buchhalter in Prag.
„ **Zahn** Ed. J., J. U. Dr. in Prag.
„ **Zink** Ant., Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.

☞ Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 16. Mai beginnt, und dieselben werden ersucht, die Jahresbeiträge bis Ende Jänner 1866 einzuzahlen.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereins.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert.** 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht.** Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl,** k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler.** Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber.** Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. -- —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann.** I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von **Fr. A. C. Höfler.** Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. V.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.
2. Böhmen vor der Einwanderung der Čechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen. Von Dr. L. Schlesinger.
3. Zur Geschichte des böhmischen Glashandels. Von J. A. Hegenbart.
4. Miscellen: 1. Wiedertäufer in Böhmen und Mähren. — 2. Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. — Zwerge (und Heinchen). (Die Entstehung der westböhmischen Heilquellen. — Die Felsen bei Stein. — Die Zwergenglocke. — Das kleine Männlein. — Der Zwerg am Fuchsrang. — Der Bockreiter. — Der Zwerg im Dillenberg. — Tilletanzerle. — Wasserköpfe. — Abschied der Zwerge.)
5. Correspondenz.
6. Aufruf.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr. 188. 2. Stock

(Ausgegeben am 31. Januar 1866.)

Eigenthum des Vereines.

Nach einem Beschlusse des Ausschusses werden im gegenwärtigen Vereinsjahre die „Mittheilungen“ des Vereins ausnahmsweise 7 Hefte (statt 6) umfassen; aus diesem Grunde wird das vorliegende 5. Heft gleichzeitig mit dem 4. ausgegeben.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Fünftes Heft.

Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

III.

Tu Ipsa muta voce tamen ad extremum usque
Terrarum sonora
Totum genus humanum erudis!
Anonymi „Laus Typographiae".

Das Erdenwallen des Genius ist selten etwas anderes als das Durchmessen eines Leidensweges, an dem — gleich Meilensteinen — von Strecke zu Strecke düstere Marterſäulen ragen. Will das Schicksal dadurch der Selbstüberhebung phänomenaler Menschengrößen vorbauen? Oder will es so den Neid der Mittelmäßigkeit und Menge versöhnen? Ich weiß es nicht, aber so viel ist gewiß: das Diadem, welches die Stirne der Geistesfürsten umstrahlt, birgt in seinem Innern nur allzuoft eine — Dornenkrone.

Auch Gutenberg mußte dafür büßen, daß seine Gestalt, allen künftigen Jahrhunderten sichtbar, hoch hinwegragen sollte über die Häupter gewöhnlicher Sterblichen. Er fiel zwar keiner tragischen Katastrophe zum Opfer, die mit erschütternder Gewalt über ihn hereingebrochen wäre; aber ein viel schmerzhafteres und doch ruhmloſes Martyrium war ihm zugedacht: denn konnte es für sein Gemüth eine glühendere Qual geben, als den Schöpferdrang seines Genie's von der Unzulänglichkeit seiner Glücksgüter gehemmt, die Verwirklichung seiner göttlichen Idee an die Großmuth fremden Eigennutzes gewiesen, die Frucht und fast auch den Ruhm seiner Erfindung von der Hand tückischer Selbstsucht geraubt zu sehen?

Wie wandelbar die Gunst des Glückes sei, erfuhr Gutenberg bald nach der Verbannung seines Vaters aus Mainz (1420), durch welche das Familienvermögen der Gensfleisch einen argen Stoß und sein Erbe eine empfindliche Schmälerung erlitt. Um die Entwürfe seines erfinderischen Geistes ausgestalten zu können, war Gutenberg, der ehevor reichbegüterte Patrizierſohn, sowohl zu Straßburg als in Mainz genöthigt, bald fremde Gewinnsucht in sein Interesse zu ziehen, bald den Demüthigungen eines Schuldners zu trotzen, bald mit dem Reichthum schlauer Gesellschafter, wie z. B. des Mainzer Goldschmieds Johann Fust, ob auch widerwilligen Herzens zu pactiren. Als der Letztgenannte

sein arglistig angelegtes Vertragsverhältniß zu Gutenberg nach fünfjährigem Bestand gerichtlich gelöst, und der große Erfinder kraft eines parteiischen Richterspruchs nicht allein den Rest seiner Habe, sondern selbst sein Druckgeräth an Fust verloren hatte (1455): da stand der schnöd Ueberlistete am Sarge seiner, mit den Anstrengungen eines ganzen Lebens erkauften, mit dem wärmsten Blute seines Herzens genährten, von der besten Kraft seines Geistes großgezogenen Hoffnungen! — Ein Schimmer von Trost lächelte ihm zwar entgegen, als ihm der Mainzer Stadtsyndikus, Dr. Humery, die Anschaffung neuer Preßgeräthschaften ermöglichte; allein das Glück schien gegen ihn mit dem Undank und der Treulosigkeit der Menschen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Von Kümmernissen aller Art umlagert, mußte derjenige, der auf den höchsten Dank der Mit- und Nachwelt ein ewiges Anrecht erworben hatte, es schließlich als Gnade begrüßen, daß ihn der Mainzer Erzbischof unter sein — Hofgesinde aufnahm!

Nicht genug daran, daß die Tücke des Geschickes den Gutenberg an die Selbstsucht anderer verrathen: sie hat auch ihm selbst den Schein der Engherzigkeit und Selbstelei angeheftet. Denn einerseits von der Eifersucht der Briefdrucker bedroht, andererseits von der Mißlichkeit seiner Verhältnisse gedrängt, wußte sich Gutenberg keinen andern Rath als die herrliche Schöpfung seines Genius, diese Quelle seines Ruhms, vor der Welt zu verleugnen und den aus der Tiefe seines erfindungsreichen Geistes hervorgegrabenen Schatz — statt ihn der Menschheit zum Geschenk zu machen — zu eigenen Zwecken im Stillen auszubeuten. Er nahm daher allen Gehilfen und Arbeitern, die in seiner gemeinschaftlich mit Fust (1450) gegründeten Mainzer Druckerei Beschäftigung suchten, das Angelöbniß der tiefsten Verschwiegenheit ab. Als Fust i. J. 1455 sich von Gutenberg getrennt und in Verbindung mit seinem Schwiegersohne Peter Schöffer eine selbständige Presse errichtet hatte, band er die Zunge seiner Gehilfen sogar durch einen feierlichen Eid. Indessen sollte ein unerwartetes Ereigniß bald alte Vorsicht der Mainzer Druckherren vereiteln.

Papst Pius II., in der schriftstellerischen Welt unter dem Namen Aeneas Sylvius bekannt, hat gegen den Mainzer Erzbischof, Diether von Isenburg, mit dem er in Streitigkeiten gerathen war, am 21. August 1461 von Tibur aus eine Absetzungsbulle erlassen und an seiner Statt den Grafen Adolph von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. Entschlossen, sich aufs äußerste zu vertheidigen, trat Isenburg am 4. April 1462 mit einem bei Fust und Schöffer gedruckten Manifest hervor, worin er die Ungerechtigkeit seiner Absetzung darzuthun und die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen suchte. Zu diesem Behuf wurde das Manifest nicht allein in Mainz öffentlich angeschlagen, sondern auch an Fürsten, Städte und Innungen versendet [17]) Mittlerweile nahte Adolph von Nassau mit Heeresmacht, um die Vollstreckung der

17) Diether von Isenburg war der Erste, der die Typographie zu publicistischen Zwecken benutzte. Das Manifest, von dem sich drei Exemplare erhalten haben, bedeckt eine einzige Folioseite und umfaßt 106 Zeilen. Die oben erwähnte Datirung des Manifestes lautet eigentlich: „Dienstag nach Laetare 1462." — Jener Dienstag fällt eben auf den 4. April.

päpstlichen Bulle zu erzwingen. Isenburg zog ihm entgegen und erfocht bei Seckenheim (unfern Heidelberg) einen blutigen Sieg. Allein trotz dieses Erfolgs entschied der Ausgang des Kampfes gegen ihn, da es dem Adolph von Nassau gelungen ist, in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1462 die Stadt Mainz zu überrumpeln, in Brand zu stecken und trotz der tapfersten Gegenwehr der dem Isenburg ergebenen Bürgerschaft zu erstürmen. Mord, Raub und Plünderung wütheten furchtbar in der unglücklichen Stadt. Das um sich greifende Feuer verwüstete auch einen Theil von Fust und Schöffer's Buchdruckerei, als hätte es Rache nehmen wollen an jener parteigängerischen Presse, aus der Isenburg's Manifest hervorgegangen. Gutenberg hat zwar nicht durch den Brand, dafür aber durch die Raubsucht der siegreichen Soldateska so arg gelitten, daß er sich nie wieder aufzuraffen vermochte [18]). Fust und Schöffer, obschon noch immer im Besitze ansehnlicher Geldmittel, mußten sich doch bis zur Wiederherstellung ihrer Druckerei in eine ziemlich lange, ihrem stark ausgebildeten Erwerbssinn gewiß sehr empfindliche Rast und Muße fügen [19]). Von den Schrecken plötzlicher Brodlosigkeit erfaßt, verließen die meisten Gehilfen und Arbeiter der drei Druckherren das für sie aussichtslose Mainz und öffneten der Buchdruckerkunst, von deren Geheimhaltung sie durch den Drang der Umstände sich losgezählt glaubten, die Pforten der weiten Welt.

Je nachtheiliger diese Wendung der Dinge für Gutenberg, Fust und Schöffer ausfiel, desto ersprießlicher gestalteten sich ihre Folgen für das Cultur-Interesse der Allgemeinheit. Die Buchdruckerkunst dehnte die Grenzen ihres Verbreitungsgebietes mit einer Hast aus, als hätte sie im Dienste ihrer großen culturgeschichtlichen Sendung die Saat des geistigen Heils nicht rasch genug über Europa ausstreuen können. Nachdem sie bereits von 1455—1462 zu Bamberg von dem strebsamen und begabten Briefdrucker Albrecht Pfister gepflegt worden, wanderte sie 1465 nach Eltwil (einem Städtchen bei Mainz) und nach Subiaco (einem Kloster bei Rom), 1466 nach Straßburg, 1467 nach Köln und Rom, 1468 nach Augsburg, 1469 nach Mailand und Venedig u. s. f.

Ihres Zweckes eingedenk, müssen diese Zeilen vor allem auf jenen Fortschritt achten, den die Propaganda der Buchdruckerkunst (von Mainz aus) in östlicher Richtung machte. Sieht man von Pfister ab, dessen Spur in Bamberg um 1462 erlischt, so war 6 Jahre nach dem Auszug der Gutenberg-Fust'-

18) Der neue Erzbischof, Adolph von Nassau, verlegte aus Furcht vor den Mainzer Bürgern, deren bei der tapferen Gegenwehr an die 500 gefallen waren, seine Residenz nach dem 3 Stunden von Mainz entfernten Eltwil und nahm den völlig herabgekommenen Gutenberg zum Lohn für geleistete Dienste — seiner Erfindung gedenkt das Anstellungsdekret auch nicht mit einer Sylbe — unter die Zahl seiner Hofdiener auf. Gutenberg vermiethete in Eltwil seine Druckgeräthschaften an den mit ihm verschwägerten Heinrich Bechtermünze: verkaufen durfte er sie nicht, da sie dem Dr. Humery zu Mainz als Eigenthum verschrieben waren. Gutenberg starb in Adolph's Diensten schon 1468, kinderlos und unbeachtet. Man kennt nicht einmal die Stelle, wo seine Gebeine ruhten.

19) Sie gaben erst im 2. Jahr nach der Katastrophe ein Lebenszeichen von sich: es war dies ein bei ihnen gedruckter Ablaßbrief des Papstes Pius II. (eine Kreuzfahrtbulle gegen die Türken) datirt aus Rom vom 11. Nov. 1463.

schen Gehilfen aus Mainz die Stadt Augsburg die am weitesten gegen Böhmen zu vorgerückte Niederlassung der Typographie. Sie sollte dies aber nicht lange bleiben — Dank dem Verdienste eines Mannes, dessen Name in Böhmen leider ganz verdunkelt und verschollen, doch gerade hier im gesegneten Andenken fortleben sollte. Johann Sensenschmid, von Geburt (wie er selbst bezeugt) ein Egerer [20]), gründete — nachdem er in Deutschland, vielleicht sogar in Mainz — den Jüngern der Typographie sich zugesellt — zu Nürnberg, wo er das Bürgerrecht erworben, die älteste aller dortigen Druckereien. Dies geschah jedenfalls noch vor 1470, da die datirten Drucke Sensenschmids bis zu diesem Jahr zurückreichen, während einige undatirte Druckwerke desselben alle Merkmale eines noch älteren Ursprungs an sich tragen. Um das Gedeihen seiner typographischen Anstalt zu fördern, verband sich Sensenschmid mit Heinrich Keser aus Mainz, einem vormaligen Arbeiter aus Gutenberg's Werkstatt, und mit Andreas Frißner aus Wunsiedel, einem an der Leipziger Hochschule graduirten, wissenschaftlich gebildeten Manne, den seine Kenntnisse dazu besonders befähigten, gediegene Textrecensionen zu liefern, somit die Aufgaben eines Editors im Geiste fachmännischer Kritik zu lösen. Sensenschmid erfreute sich in Nürnberg des typographischen und buchhändlerischen Monopols nur kurze Zeit. Schon im Jahr 1472 bekam er an Friedrich Creußner und an dem berühmten Mathematiker Johannes Müller, gewöhnlich Regiomontanus genannt, zwei eifrige Concurrenten, denen sich im folgenden Jahr der reichbegüterte und energische Anton Koberger zugesellte. Regiomontanus, der meist astronomische Werke verlegte, schied — vom Papste Sixtus IV. behufs einer Kalenderverbesserung nach Rom berufen — von Nürnberg zwar schon wieder zu Ende Juli 1475: allein die Lücke wurde mehr als zu Genüge ausgefüllt durch den mit einer eisernen Arbeitskraft und einen kühnen Unternehmungsgeist ausgestatteten Koberger, der dem Betrieb seiner Druckerei einen so mächtigen Aufschwung und einen für jene Zeit so ungewöhnlichen Umfang gab, daß er den von der Welt ihm zuerkannten Beinamen „König der Buchdrucker" zu rechtfertigen schien. Damals mußte es freilich Staunen erregen, wenn er täglich über 100 „Gesellen" an 24 Pressen beschäftigte und die Filialen seines trefflich organisirten, äußerst lebhaften Buchhandels bis Hamburg, Frankfurt a. M., Wien, Basel und Venedig vorschob. Neben einem in so großartigem Style arbeitenden Kunstgenossen fühlte sich — wie es scheint — der zwar strebsame, aber auf ein weit bescheideneres Maß von Mitteln angewiesene Sensenschmid etwas beengt und übersiedelte um d. J. 1479

20) Pröckl hat zwar in seinem Spezialwerk: „Eger und das Egerland" zu Ende des 1. Theiles eine eigene Rubrik: „In Eger geborne berühmte Männer", allein von Sensenschmid weiß die Rubrik nichts, obschon sein Wirken bedeutender und ruhmwürdiger war als das der meisten von ihr angeführten Celebritäten. Seine Abkunft aus Eger konstatirte er in der von ihm gedruckten „Pantheologia" des (um 1350 †) Dominikaners Raynerius de Rivalto, von seinem Geburtsorte auch de Pisis genannt. In der Schlußanzeige dieses Werkes nennt sich Sensenschmid industriosum impressoriae artis Magistrum Johannem Sensenschmid de Egra.

nach Bamberg, während sein Gesellschafter Frißner nach Leipzig ging, wo ihm an der Hochschule eine Lehrkanzel der Theologie zu Theil ward. In Bamberg legte Sensenschmid, sobald er seine Aufnahme in den Gemeindeverband erwirkt hatte, in Gemeinschaft mit Heinrich Pezensteiner eine neue, hauptsächlich zum Drucke größerer Missalbücher eingerichtete typographische „Offizin" an. Nach 19 Jahren endlich hat Pfister einen — und zwar sehr würdigen — Nachfolger erhalten. Als solchen bewährte sich Sensenschmid schon durch seinen ersten Bamberger Druck, ein „Missale ordinis S. Benedicti", an welchem die Meisterschaft der technischen Ausführung allgemein überraschte. Gar bald erfreute sich der Name „Sensenschmid" besonders in klerikalen Kreisen des besten Klanges und der schmeichelhaftesten Anerkennung, die in vielseitigen Bestellungen kirchlicher Druckwerke — darunter eine auch bis von Olmütz her — ihren sprechendsten Ausdruck fand. Auf einen dringenden Wunsch des Regensburger Bischofes Heinrich mußte Sensenschmid i. J. 1485 sammt seiner Presse auf einige Zeit nach Regensburg kommen, um dort das „Missale Ratisbonnense" zu drucken, wobei er von Johan Beckenhaub, einem gebornen Mainzer, der früher in Straßburg einer Druckerei vorgestanden, wacker unterstützt wurde. — Im Ganzen wirkte Sensenschmid in Bamberg etwa durch ein Decennium; das letzte von ihm gedruckte Missal trägt die Jahreszahl 1490; bald darauf setzte der Tod seinem auf die Förderung der Typographie so einflußreichen Streben ein Ziel.

Sensenschmid hat die Erfindung Gutenberg's nicht allein in die Nachbarschaft Böhmens getragen, sondern er ist als Schöpfer der Nürnberger Typographie auch zum Erzvater der böhmischen geworden: denn ein Nürnberger Drucker war es, der um 1474 — also während Sensenschmid noch zu Nürnberg weilte — die dem Osten zustrebende Richtung der typographischen Propaganda wieder aufnahm, und mit der Hoffnungsfreudigkeit eines Missionärs über das Gebirge nach Böhmen zog, um dort für seine Kunst eine neue Pflanzstätte zu finden. Seinen Namen aufzuzeichnen, hat die böhmische Culturgeschichte — undankbar genug! — vergessen. Dem altberühmten Pilsen, damals der zweiten Stadt Böhmens, fiel durch die dem Ankömmling gewährte Aufnahme die ehrende Rolle zu, die Annalen der böhmischen Typographie zu inauguriren. Die Pilsner Presse debütirte mit der Trojanischen Chronik des Guido von Colonna und mit einem Neuen Testament, zwei durch die Neuartigkeit und Schönheit der Lettern ausgezeichneten Drucken. Während die Typographie in Italien, Frankreich, in der Schweiz, in Holland und Ungarn von lateinischen Werken ausging, wandte sie in Böhmen gleich ihre erste Gunst einer lebenden Volkssprache zu: denn in den beiden Pilsner Erstdrucken setzte sie dem Idiom der slawischen Bevölkerung Böhmens das älteste, durch bewegliche Typen geschaffene Denkmal. Hiemit hat sie das Reich der ihrem Scepter tributären Sprachen um eine neue Provinz erweitert und wie früher die romanische, so jetzt die slawische Welt in den Kreis ihres Einflusses gezogen.

Guido von Colonna, Rechtsanwalt in Messina (wo er 1292 †) und zugleich einer der ältesten italienischen Dichter, dessen Dante in der Schrift

„De vulgari eloquentia“ wiederholt gedenkt, verfaßte um 1287 mit Benützung zweier apokryphen griechischen Autoren, des Dictys Cretensis und Dares Phrygius, in lateinischer Sprache eine romanhafte Geschichte der Zerstörung Troja's, die trotz ihres pretiösen, selbst schwülstigen Styles im Mittelalter eine unglaubliche Berühmtheit erlangt hat, wahrscheinlich weil der Kampf zwischen dem Abend- und Morgenland, dessen Idee seit den Kreuzzügen alle Gemüther beherrschte, in dem Kriege der Griechen gegen Troja sein eigenes Spiegelbild erblicken mochte. Nach den vielen Abschriften zu schließen, welche sich von der čechischen Uebersetzung des Colonna'schen Romans aus alter Zeit her erhalten haben, muß dieser — wie in ganz Süd- und Westeuropa, so auch — in Böhmen eine sehr beliebte Lektüre gewesen sein. Der Pilner Abdruck kam also dem Geschmacke des lesenden Publikums sehr gelegen. Mit den äußerst zierlichen Typen desselben, die den Charakteren der čechischen Handschriften eigens nachgegossen wurden, ist auch das Neue Testament gedruckt. So wenig diese zwei frühesten Inkunabeln der Pilsner Presse den Namen des Druckers melden, eben so wenig geben sie eine sichere Auskunft über ihr beiderseitiges Alter; doch dürfte der Trojanischen Chronik das Erstgeburtsrecht zustehen, da ihre vielen Druckfehler, namentlich bei specifisch-čechischen Lautgruppen, deutlich verrathen, daß der deutsche Setzer in seinem Verhältniß zur čechischen Sprache noch nicht über das Stadium des Tirociniums hinaus gekommen war, während das Neue Testament, dem offenbar die mittlerweile eingeübte Hand eines eingebornen Setzers und Correctors zu Gute gekommen, bereits einen großen orthographischen Fortschritt beurkundet. Fiele nun das Neue Testament — wie am Schluß desselben ein etwas räthselhaftes Buchdruckerschild anzudeuten scheint — in das Jahr 1475, so würde sich etwa 1474 als das Druckjahr der Trojanischen Chronik ergeben [21]). Auf alle Fälle gebührt diesen zwei Paläotypen der chronologische Vortritt vor dem lateinischen Druckwerk „Statuta provincialia Ernesti“, das man sonst für den Erstling der Pilsner Presse und der böhmischen Typographie überhaupt, hie und da angesehen hat. Mit Unrecht! Die Statuten des Prager Erzbischofes Ernst von Pardubitz sind keineswegs der erste, wohl aber der erste genau datirte Pilsner Druck aus dem Jahr 1476.

Der Baum der Typographie fand in dem geistig geweckten Böhmen einen ihm zusagenden Boden und trieb hier alsbald kräftig aufstrebende Schößlinge. Prag, das politische und geistige Centrum Böhmens, konnte bei seinem reicheren Leben hinter der typographischen Initiative Pilsens nicht lang zurückbleiben. Im Jahr 1478 tagte zu Prag behufs der Vertheidigung der Compactaten eine Versammlung der utraquistischen Stände, deren Beschlüsse (Articuli) hier desselben

21) Wenn der Slawist Wenceslaw Hanka in der Zeitschrift des böhmischen Museums (Časopis Českého Museum 1840 und 1852) die erste Drucklegung der Trojanischen Chronik in das Jahr 1468 hinaufrücken will, so verwechselt er das Druckjahr mit dem Datum jener Handschrift, die dem Abdruck zu Grunde gelegen. Der Drucker nahm das Datum der letzteren mit in den Abdruck auf, weil jedes Druckwerk ursprünglich für einen bloßen Repräsentanten der abgedruckten Handschrift galt, wie oben noch einmal betont werden wird.

Jahres čechisch und lateinisch im Druck erschienen sind. Dies wäre die erste Kundgebung einer in Prag gegründeten Presse: doch wird jene durch kein einziges übrig gebliebenes Exemplar, sondern blos durch eine glaubwürdige Nachricht bezeugt. Von einer andern Prager Inkunabel, Aesop's Fabeln in čechischer Uebertragung, muthmaßlich 1487 gedruckt, rettete das Prämonstratenser-Stift Strahow zu Prag nur zwei Blätter, deren rohe Holzschnitte zu den ältesten Versuchen der böhmischen Xylographie gehören. Ein gleichzeitiger, datirter Psalter mit čechischem Text (Prag 1487) vererbte sich auf unsere Tage in drei Exemplaren: ein unversehrtes bewahrt die Prager Universitätsbibliothek, die es im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts von dem Richter eines böhmischen Dorfes zum Geschenk erhalten. Im Jahr 1488 brachte die Prager Presse dem čechischen Publikum außer einem Martimiani [22]) und Colonna's beliebter Trojanischer Chronik eine sehr dankeswerthe Spende: die erste vollständige Bibel, 610 Folioblätter zu 2 Columnen umfassend. Sie gewinnt noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie das erste in Böhmen erschienene Druckwerk ist, welches den Leser über seine Urheber unterrichtet; denn als solche nennt sie am Schlusse vier Prager Bürger: Johann Pytlik, Sewerin Kramarz, Johann od Čapuow (d. i. Joh. von den Störchen) und Mathias od bjlého Lwa (d. i. Math. vom weißen Löwen). Ihre Druckerei lag nächst dem Altstädter Rathhaus, in dem durch sein Florentinisches Gesims hervorstechenden Hause „zum weißen Löwen" (jetzt Nr. 3—I, dem Apotheker F. Fürst gehörig), wo vor wenigen Jahren eine Apotheke bestanden hat. — Der Grund, warum so viele Inkunabeln die Angabe des Druckers, Druckortes und Druckjahres schuldig blieben, lag in der den ältesten Typographen geläufigen Ansicht, daß die Druckwerke nichts weiter seien als Stellvertreter der abgedruckten Handschrift, daher auch nur den Text der letzteren ohne anderweitige Notizen zu geben hätten. Ueberhaupt fühlte sich die Typographie, diese Fürstin aller Erfindungen, anfangs nicht als selbständige und eigenberechtigte Kunst, sondern als bloße Vollmachtträgerin der Tachygraphie.

Kaum war die Prager Bibel der Oeffentlichkeit übergeben, als zu Kuttenberg der gelehrte Typograph Martin von Tischnow in seiner dort kurz vorher aufgestellten Presse die Herausgabe einer neuen čechischen Bibel betrieb, die denn auch schon 1489, mit Holzschnitten ausgestattet, ihrer Prager Vorgängerin auf dem Wege zur Gunst des Publikums nacheilte. Was Tischnow noch außerdem gedruckt haben mag, ist nicht bekannt. Das Anrecht auf den Platz, welchen Kuttenberg, die angebliche Wiege der Buchdruckerkunst, in der Geschichte der letzteren einnimmt, beruht daher auf einer einzigen, und überdies ziemlich späten Inkunabel.

Ein ganz kurzes Intermezzo der böhmischen Paläotypie knüpfet sich an den Namen des Johann Alakraw, eines der (in Deutschland damals zahlreichen) fahrenden oder wandernden Buchdrucker, welcher i. J. 1484 das im südwestlichen Böhmen gelegene Städtchen Winterberg besuchte, jedoch schon näch-

22) Martimiani ist eine Chronik, die der böhmische Ritter Benesch von Horzowitz aus dem lateinischen Geschichtswerke des Martinus Polonus und aus der deutsch geschriebene Straßburger Chronik des Jakob von Königshofen compilirt und übersetzt hat.

stes Jahr nach Passau, woher er gekommen war, wieder zurückzukehren für gut fand. Er druckte zu Winterberg nur zwei lateinische Schriften: die Selbstgespräche des h. Augustin und eine Abhandlung Albert's des Großen über die Eucharistie.

Pilsen, Prag, Winter- und Kuttenberg sind also die Stationen jenes Weges, den die Buchdruckerkunst bei ihrer Ausbreitung über Böhmen eingeschlagen. In Prag hat sie feste Wurzeln gefaßt und blüht dort trotz mancher wiederholt erfahrenen Ungunst der Zeiten bis auf den heutigen Tag fort; in Pilsen überlebte sie die Grenze der Inkunabel-Epoche um mehr als 26 Jahre; in Winter- und Kuttenberg jedoch war ihr kein langer Bestand beschieden: wie Alakraw, so verließ auch Tischnow den kaum betretenen Schauplatz seiner typographischen Thätigkeit und ging nach Prag, wo er an der Hochschule die akademischen Grade erwarb und i. J. 1495 zum Dekan der philosophischen Fakultät emporstieg.

Die löbliche Fürsorge, typographische Alterthümer und Seltenheiten dem Dunkel der Verborgenheit, den Händen der Gleichgiltigkeit oder der Gefahr des Unterganges zu entreißen, richtete seit jeher ihr Augenmerk auch auf die böhmischen Erstdrucke. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab es in Prag einige Gelehrte, die im Inkunabel-Enthusiasmus förmlich wetteiferten und unter andern Mitteln auch die Ausschreibung namhafter Geldprämien versuchten, um sich allerwärts bereitwillige Werkzeuge oder thätige Agenten ihrer Bestrebungen zu verschaffen. Trotzdem kennt man bis heute kaum mehr als 25 verschiedene Erstdrucke aus Böhmen, wovon 3 auf Winter- und Kuttenberg, die übrigen auf Pilsen und Prag entfallen. Selbst wenn man die noch vorhandenen Exemplare jedes dieser Erstdrucke zählen wollte, selbst dann wäre der Nachlaß der böhmischen Paläotypie nicht reich zu nennen. Es ist beachtenswerth, daß sich darunter keine Spur von einem böhmischen Holztafeldruck findet: ein Fingerzeig, der darauf hinzudeuten scheint, daß Böhmen — ohne sich an der Pflege der Briefdruckerei, dieser Vorschule der Typographie, betheiligt zu haben — gleich zum Vollgenuß des ausgebildeten Buchdruckes gelangt ist.

Die Inkunabeln Böhmens gehören, bis auf einige 5 lateinische Werke, sämmtlich der čechischen Literatur an. Es dürfte auffallen, daß in ihrer Reihe das Deutsche gar nicht vertreten ist. Wie kam Gutenberg's Sprache in Böhmen zu dieser typographischen Perhorrescirung? Die Antwort liegt nahe. Der Zeitpunkt, da die Buchdruckerkunst in Böhmen eingewandert ist und das Incolat erworben hat, fiel mit der Herrschaft des hussitischen Geistes zusammen, von dem eine nachhaltig wirkende Reaction gegen das Deutschthum ausging. Gleich nach dem Flammentode des Huß, als der Hussitismus aus dem Stadium der Theorie auf die Arena der Thaten hinübertrat, lautete sein Feldgeschrei: Kampf für den Kelch und gegen das Deutschthum! Denn dieses hatte durch seine seit Ottakar II. bis Karl IV. stätig gewachsene Geltung im Gewerbs-, Verkehrs-, Staats- und Gemeindeleben Böhmens, besonders aber durch seinen überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Hauptstadt und der Prager Hochschule die Eifersucht der slawischen Böhmen aufgestachelt, welche mit ihrem Vorkämpfer Huß

in dem deutschen Element ihren Erbfeind erblickten. Von den Dämonen der Rache geführt, haben die fürchterlichen Schaaren Ziška's und der beiden Prokope nicht allein die deutschen Kreuzheere, sondern auch die deutsche Nationalität in Böhmen aus dem Felde geschlagen. Triumphirend setzte sich die Sprache der Kelchbrüder in den Alleinbesitz aller Gebiete des öffentlichen Lebens und ließ sich mit unduldsamem Ungestümm [23]) von allen Ständen huldigen. Bald wurde im Innern Böhmen's die Kenntniß der deutschen Sprache zu einer sporadischen Erscheinung. Gutenberg's Zeitgenosse, der Böhmenkönig Georg von Podiebrad, († 1471) gebot nicht einmal über so viel Deutsch, um sich mit den deutschen Reichsfürsten, zu denen er doch selber zählte, ohne Dollmetsch verständigen zu können. Und doch war solch ein linguistisches Deficit wenigstens bei diesem so klugen und wackeren Monarchen, der sich bei den deutschen Fürsten zahlreiche Sympathien eroberte, nicht ein Ausfluß persönlichen Nationalhasses, sondern eine Folge der vom Hussitismus geschaffenen, allgemeinen Zustände. Was Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen die deutsche Sprache auch in der Typographie Böhmens mundtodt war? Uebrigens holten damals die Deutschen Böhmens ihren literarischen Bedarf bei der Nähe der Landesgrenze wohl von „drüben", wo ihnen (neben Augsburg, Nürnberg und Regensburg) seit 1480 auch Leipzig, seit 1481 Passau, seit 1482 Coburg, Erfurt, Memmingen, Reutlingen und Wien, seit 1483 Magdeburg u. s. w. ihre Druckereien und ihren Büchermarkt offen hielten.

Da ich es hier lediglich mit den räumlichen Fortschritten der Paläotypie in Böhmen zu thun hatte, so war und ist es mir nicht verstattet, die Inkunabeln Böhmens einer bibliographischen und literarhistorischen Musterung zu unterziehen. Nur die Bemerkung möge hier noch Raum finden: daß die Presse, wie in Böhmen so auch auswärts meist nur von der Theologie in Anspruch genommen, damals noch wenig verrieth von ihrem erhabenen, weltgeschichtlichen Beruf, zunächst den europäischen Geist von den finstern, noch heute nicht ganz überwundenen Mächten des Mittelalters zu erlösen und in weiterer Perspective jene — freilich erst jenseits riesiger Zeitfernen mögliche — Aera anzubahnen, welche, wofern die Ideale der edelsten Herzen nicht trügen, dereinst die gesammte Menschheit zu einem Großreich der Humanität vereinigen soll. Fata viam invenient!

A. Z.

23) Diese Unduldsamkeit fand später einen erschreckenden Ausdruck in dem sogenannten Neunbücher-Recht aus dem Jahr 1495, dessen Verfasser, Viktorin Cornelius von Wschehrd nichts geringeres fordert als daß alle Deutschen aus Böhmen vertrieben und in Zukunft nicht allein zur Verwaltung öffentlicher Aemter, sondern selbst zur Erwerbung von Eigenthum für unfähig erklärt werden. — Sein Werk gab Hanka heraus unter dem Titel: Viktorina Kornelia ze Wšehrd Knihy dewatery o Práwiech a Sudiech i o Dskách země české. W Praze 1841. 8°.

Böhmen von der Einwanderung der Cechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen.

Von Dr. L. Schlesinger.

(Schluß.)

Das beklagenswerthe Dunkel, das über der größeren Hälfte der Regierung des so hochinteressanten Samo schwebt, umhüllt auch nach dem Tode dieses Helden einen weiten Zeitraum der böhmischen Geschichte. Spätere einheimische Geschichtsschreiber und Dichter haben in Ermanglung lichtvoller Quellen sich der Volkstradition bemächtigt und uns einen Sagenkreis in mehr oder weniger freier Bearbeitung überliefert. Der nach historischen Thatsachen suchenden Kritik ist es schwer, das Körnchen Wahrheit aus der nebelhaften, oft phantastisch aufgeputzten Hülle des Sagencyclus herauszuschälen. Hajeks fabelhafte Erzählungen muß man als fast unbrauchbares Material bei Seite liegen lassen. Eben so wenig lauteres Erz läßt sich aus den Liedern Dalemils, der Grünberger und Königinhofer Handschrift, falls man auch die Echtheit der letzteren zugesteht, herausschlagen. Nicht so ganz dagegen kann von den Ueberlieferungen des würdigen Dechanten Cosmas, des ältesten böhmischen Chronisten, abgesehen werden, da er den fraglichen Ereignissen der Zeit nach am nächsten stand und allseitig den besten Ruf ungeschminkter Ehrlichkeit genießt. — Auf dessen Nachrichten uns fußend könnten wir als Nachfolger Samo's in Böhmen Krok bezeichnen. Es steht der Ansicht, daß Krok einer der 22 Söhne Samo's gewesen sei, keinerlei Bedenken entgegen. Krok hatte die drei oft genannten Töchter: Kazi, Teta und Libuscha, welch' letztere durch ihre Vermählung mit Přemysl die Gründerin einer neuen Dynastie wurde. Ist die Ansicht von Kroks Abkunft eine richtige (auch Palacky ist dafür), dann entpuppt sich die mit so vielen poetischen Nimbus umgebene Cechenmutter Libuscha zur gebildeten, rechtskundigen Enkelin des deutschen Kaufherrn Samo. Dann erklärt sich wohl auch die hervorragende Bildung Krok's und der drei Schwestern, auf deren Erziehung die väterliche und großväterliche, fränkische Verwandtschaft einen maßgebenden Einfluß ausgeübt haben mag. [1] Přemysl, den die Sage zum schlichten Landmann macht, dürfte wohl einer jener Theilfürsten gewesen sein, die nach Samo's Tode im Lande vertheilt über einzelne Stämme der Slaven in Böhmen herrschten und nur in geringer Abhängigkeit von dem ersten dieser Herzoge standen, der nach Samo's Vorgang am Wyschehrad residirte. Möglich, daß Premysl, der angebliche Fürst der Lemuzen [2], die im heutigen Leitmeritzer Kreise ihre Sitze hatten, zu den Nachkommen Samo's gehörte und somit in Libuscha nur eine nahe Anverwandte heiratete.

Da die fränkischen Chronisten in der Zeit von 640—791 Nichts von Böhmen zu erzählen wissen, so dürfte wohl mit Ausnahme von kleineren Avarenkämpfen und etwaigen inneren Streitigkeiten das Land einen längeren Frieden genossen haben. Wenigstens blieben die Cechen von Seite ihrer gefährlichsten Feinde, von den Franken, während dieser Zeit unbehelligt. In der andauernden Friedenszeit scheinen sich denn die inneren Verhältnisse allmälich geordnet zu haben. Nach mit Glück durchgefochtenen Freiheitskriegen tritt regelmäßig bei allen Völkern eine Periode erregteren und gedeihlichen inneren Lebens ein. Auch damit stimmt die Sage. Krok mit dem goldenen Sitze am Wyschehrad wird als Burgenerbauer bezeichnet, seine Tochter Libuscha legt den Grundstein zur stolzen Königsstadt. Diese und ihr Vater fällen weise Rechtssprüche und nähren im Lande den Sinn

1) Palacky I. 86. denkt hier wieder an die Wilten.
2) Tomek Böhm. Gesch. S. 41.

für gute Sitte und Gerechtigkeit. Kaza, die älteste der wohlerzogenen Töchter Kroks, ist bewandert in den Heilkräften der Natur, Teta, die jüngere dagegen, erscheint als hehre Priesterin der alten Götter. Přemysl selbst aber ist thätig mit Erfolg in der Verwaltung und Gesetzgebung des Landes, das er wohl geordnet seinen Nachfolgern hinterläßt. Seine Regierung ist nach Cosmas der Höhepunkt der alten Blüthezeit gewesen, von welchem das Reich jählings herabfällt nach seinem Tode. Denn die sieben nachfolgenden Herzoge Nezamysl, Mnata, Wojen, Unislav, Křezomysl, Neklan und Hostiwit erschlaffen in sinnlichen Lüsten und versinken in die allerärgste Barbarei. [1])

Mit König Dagobert war der letzte kräftige Merovinger gestorben. Seine Nachkommen bieten das traurigste Bild königlicher Schwäche und sittlicher Entartung. Auf diese letzten Nachfolger ließen sich dieselben Worte anwenden, die Cosmas in seiner an Sallustins erinnernden Stelle zur Charakterisirung der sieben sagenhaften Herzoge Böhmens gebraucht. — Schlimm würde es so um den Bestand des fränkischen Reiches ausgesehen haben, hätte sich nicht aus dem Beamtenthum des Königs eine Macht herausgebildet, die in Bevormundung der gesunkenen Herrscherfamilie der Monarchie Existenz und Gränzen sicherte. Diese Hausmeiermacht aber, kühn durch ihre Erfolge und unterstützt von der Kirche, beseitigte zuletzt das merovingische Puppenkönigthum auch dem Namen nach und pflanzte das Banner einer neuen Dynastie auf, aus deren Mitte ein Mann hervorging, der, mit Alles bezwingender Kraft in die verschlungenen Schicksale der Völker eingreifend, in der That der Zukunft neue Bahnen vorzeichnete. Karl Martell und

1) Davon erwähnt Palacky nichts, wie überhaupt dieser bedeutende Geschichtsforscher sich durch seinen voreingenommenen Standpunkt sehr oft verleiten läßt, die Quellen nicht mit ruhiger Objectivität zu benützen. Daß die fränkischen Chronisten Lobhudler oder Panegyrici der Deutschen und geschworene Feinde der Čechen sind, das gilt bei ihm als Axiom. Aber auch die klare Quelle des einheimischen Cosmas beginnt alsbald trübe zu fließen, wenn seine Angaben nicht mit gewissen Ansichten übereinstimmen. Solche Stellen werden dann geradezu ignorirt, während die unmittelbar vor- und nachstehenden Sätze zur Erhärtung irgend eines Ausspruches citirt sind. Das hieher gehörige Beispiel: B. I. S. 90 sagt Palacky: „Ihre (der 7 Herzoge) Reihenfolge in einem trockenen Namensverzeichnisse ist Alles, was von ihnen bis ins 9. Jahrh. herab mit einiger Bestimmtheit behauptet werden kann." In der Anmerkung dazu wird nach einer Widerlegung Hajeks Cosmas in folgender Weise citirt: „Der ehrliche Cosmas, der doch mehr als 400 Jahre vor Hajek lebte, schrieb von jenen Herzogen ganz unumwunden: „Horum principum de vita aeque et morte siletur — quia non erat illo in tempore, qui stilo acta eorum commendaret memoriae." Diese Stelle aber lautet ihrem vollen Umfange nach: (Pertz SS. IX. 39) „Horum igitur principum de vita aeque et morte siletur — tum quia ventri et somno dediti inculti et indocti assimilati sunt pccori, quibus profecto contra naturam corpus voluptati, anima fuit oneri" — tum quia non erat illo in tempore, qui stilo acta eorum commendaret memoriae.' Mag in der hervorgehobenen, von Palacky unterdrückten Stelle Cosmas in seinem frommen, christlichen Sinne den heidnischen Herzogen auch etwas stark zu Leibe rücken, der leitende Gedanke ist ganz glaublich, man denke nur an die letzten Merovinger! Die Stelle geradezu nicht zu berücksichtigen, ist ungerechtgefertigt, und Dümmler hat deßwegen vollkommen Recht, wenn er sagt: Saepissime enim scriptores illi domestici summo erga cives suos studio ducti a vero aberraverunt, interdum etiam nonnulla praetermiserunt, quibus ad condicionem Bohemiae recte cognoscendam carere non possumus." (Dümmler de Bohemiae condicione p. 1.)

Auch ich meine, daß die sieben Herzoge nicht aufeinanderfolgten, wie Sohn auf Vater, jedoch aus andern Gründen, als Palacky. Dieser (I., 85. Anm. 34) erklärt: „Wäre jeder Herzog seines Vorgängers Sohn gewesen, so müßte Krok als der neunte Ahnherr Bořiwoj's schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts geboren sein." — Diese Berechnung leuchtet nur dann ein, wenn man die Durchschnittszahl der Regierungsjahre eines Herzogs auf 35 Jahre annimmt. Die Annahme einer so hohen Durchschnittsziffer ist jedoch nach vielen Vergleichen nicht gestattet. (In Frankreich ist die Durchschnittszahl c. 22, in Deutschland c. 20, bei den Přemysliden gar nur 13.) Nimmt man an, jeder von den Vorgängern Bořiwojs habe 20 Jahre regiert, so findet man die Regierungszeit Kroks ins Ende des 7. Jahrhunderts fallend, was ganz mit der Ansicht harmonirt, daß Krok ein Sohn Samos gewesen ist. Nimmt man weniger als 20 Jahre an, so vermehrt sich die Anzahl der sieben Herzoge, eine Annahme, die noch manches andere für sich hat.

Pipin der Kurze hatten die Grundsteine zum großartigen Staatsgebäude gelegt, das Karl der Große in glorreicher Weise vollendete. Das im Jahre 800 gegründete christlich-germanische Kaiserthum war keine hohle Phrase, sondern wurde die treibende Idee, welche die politischen und socialen Verhältnisse Europas mehrere Jahrhunderte hindurch in befruchtender Weise erfüllte. Karl der Große beschrieb mit seinem tapferen Schwerte die Peripherie jenes mächtigen Länderkreises, in welchem unter dem Schutze geeinigter politischer Verhältnisse die junge Saat des Christenthums tiefe Wurzel fassend den Culturstaat des Mittelalters anbahnte. Am atlantischen Ocean, im Herzen Spaniens und Italiens, hoch oben an der Eider waren die Marksteine des neuen Kaiserreiches eingerammt worden, das nun mit seiner gegen Osten sich kehrenden Expansivkraft auch Böhmens Selbständigkeit auf das Empfindlichste berührte.

Nach der Besiegung der Sachsen, Thüringer und Baiern gränzte das fränkische Reich an slavische Völker. Die Obodriten im heutigen Mecklenburg und Schwerin, die Sorben im heutigen Königreiche Sachsen traten mit Karl d. G. in eine Art Bundesgenossenschaft und halfen diesem in seinen vielen Kriegen, insbesondere gegen ihre Stammesgenossen, die slavischen Wilten zwischen der Elbe, der Oder und dem Belt. Die besiegten Wilten aber wurden dem großen fränkischen Reiche als zinspflichtig einverleibt. Die Böhmen scheinen der Bundesgenossenschaft mit dem mächtigen Frankenkaiser schon vor dem Jahre 790 beigetreten zu sein, sei es, um eine Stütze gegen die Avaren zu haben oder aus Furcht vor einer gewaltsamen Unterwerfung, wie sie die Wilten erdulden mußten. Im Jahre 791 rückte Karl der Große mit drei gewaltigen Heeren gegen die Avaren, die die Ostgränze des fränkischen Reiches beunruhigt hatten und dem Herzoge Thassilo von Baiern Hilfe bringen wollten. Karl selbst zog am rechten Ufer der Donau stromaufwärts, sein Sohn Pipin marschirte von Italien her gegen Pannonien, während aus dem Norden unter dem Grafen Theodorich und dem Kämmerer Meginfrid Sachsen, ripuarische Franken, Friesen und andere Schaaren dem Donauthale auf der linken Seite sich näherten. Diese Nordarmee nahm ihren Weg durch Böhmen, das bei dieser Gelegenheit zum erstenmale von den Chronisten des Mittelalters mit diesem Namen bezeichnet wird.[1]) Vielleicht verstärkten die Böhmen, die auch den Rückzug der Avarenbekämpfer durch ihr Land gestatteten oder gestatten mußten, die Heere Karl des Großen gegen den gemeinschaftlichen Feind. — Karl mußte seine Züge gegen die Avaren Jahr für Jahr wiederholen bis 803, in welchem Jahre ein Fürst der Avaren, Zodan genannt, mit zahlreichem Gefolge nach Regensburg kam, daselbst dem siegreichen Kaiser sein Land empfahl, die Huldigung darbrachte und Treue gelobte. Auch eine Menge von Slaven huldigten damals der Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers; wahrscheinlich befanden sich unter denselben die Böhmen und Mährer.[2])

Seitdem wandten sich die Avaren in jeder Kriegsgefahr an den mächtigen Beherrscher des fränkischen Reiches. So schon im Jahre 805. Um diese Zeit erschien, erzählt Eginhard, der Capcan, der Fürst der Hunnen (Avaren), der in der Taufe den Namen Theodor angenommen hatte, bei dem Kaiser und bat ihn um Hilfe gegen die Slaven, von denen sein Volk arg bedrängt wurde. Der Kaiser empfing den Bittenden in aller Huld und entließ ihn mit dem Versprechen baldiger Hilfe. Erst dem Nachfolger des noch im selben Jahre verstorbenen Theodor konnte Karl sein Wort einlösen. Der wohlgerüstete Kriegszug, der im Sommer des Jahres 805 sich in Bewegung setzte, galt zunächst dem Lande Böhmen.[3]) Der

1) Pertz. SS. I p. 177. „Per Beehaimos".

2) Dudik (Mähr. Allg. Gesch. I, 94) datirt seit 803 die Abhängigkeit Mährens vom deutschen Reiche. Seine Gründe ließen sich eben so gut auf die Abhängigkeit Böhmens vom d. Reiche seit dieser Zeit anwenden.

3) Palacky läßt die Frage über die Ursachen des Kriegs vom J. 805 offen. Ist auch propter

Sohn des Kaisers, König Karl, zog mit dem Hauptheere durch Ostfranken über den hirkanischen Wald und gelangte durch das Egerthal ins Land. Die Sendgrafen Adolf und Werner, welche den Heerbann der Baiern und Schwaben befehligten, rückten aus Baiern wahrscheinlich auf dem alten Paßwege von Taus nach Böhmen, während ein dritter großer Heereshaufen, aus Franken, Sachsen und Slaven bestehend, nach Besiegung des Fürsten der Milicenen über das Erzgebirge (o. im Elbethale) hereinbrach. Ein viertes Heer, dessen noch gedacht wird, segelte auf Schiffen die Elbe aufwärts, kam jedoch nur bis Magdeburg, scheint also mehr die Bestimmung gehabt zu haben, eine etwaige Diversion der Wilten zu Gunsten der Böhmen zu verhindern. In den Gegenden zwischen der Eger und Elbe trafen die drei Armeen zusammen, und nachdem König Karl eine große Heeresschau vorgenommen hatte, schritt man zur Belagerung des festen Kanburg.[1]) Die Böhmen aber waren der Uebermacht gewichen und hatten sich in die Gebirge und unwegsamen Gegenden geflüchtet. In einem der wenigen kleinen Kämpfe, in die sich die Čechen einließen, fand einer ihrer Anführer mit Namen Bech seinen Tod. Das Land selbst wurde vierzig Tage lang von den Franken mit Feuer und Schwert verwüstet, und erst als beim herannahenden Winter Mangel an Lebensmitteln und Futter für die Pferde eintrat, wurde der Rückzug angetreten. Im Jahre 806 wiederholten die Franken den Verwüstungskampf gegen Böhmen. Fast alle Slaven an der Ostgränze des Reiches hatten sich damals gegen Karl erhoben. Karl, der Sohn, besiegte rasch die Sorben, tödtete ihren Fürsten Miliduoch und baute zwei Festungen zum Schutze des Reiches, eine an der Saale, die andere an der Elbe. Nach Böhmen aber drang der Heerbann aus Baiern, Alemannien und Burgund vor. Wie im vorigen Jahre, wichen auch jetzt die Čechen jeder offenen Feldschlacht aus, weßwegen die Franken das Land neuerdings verwüsteten und hierauf siegreich, ohne selbst viel Verlust erlitten zu haben, zurückkehrten.

Seit dieser Zeit erhoben sich die geschreckten Čechen nicht mehr zum Aufstande, sie anerkannten willig die Oberherrschaft des deutschen Kaisers und zahlten als Zeichen ihrer Abhängigkeit alljährlich ans fränkische Reich einen Tribut von 120 fetten Rindern und 500 Mark Silber.[2]) Dafür genossen sie Ruhe und den

---

infestationem Sclavorum „qui Bohemanni vocantur“ eine spätere Interpolation, so kann es doch eine richtige Erklärung bleiben. Die meisten einschlägigen Geschichtschreiber nehmen denn auch an, dieser Zug Karls sei zunächst auf Veranlassung der Avaren erfolgt. Dudik (I, 107) meint, es sei noch als Grund die Betheiligung der Böhmen am Aufstande der Sachsen i. J. 792 hinzugekommen. Tomek (Gesch. Böhm. 18) stellt, auf ein Lied der Königinhofer Handschrift gestützt, die berücksichtigungswerthe Ansicht auf, Karl hätte den Zug i. J. 805 unternommen, um das von ihm bereits vorher im Lande Böhmen eingeführte Christenthum gegen eine heidnische Reaction zu schützen. — Die tiefer liegende Ursache dieses Krieges ist nach unserer Ansicht das aus der Kaiseridee fließende Bestreben, die Gränzen des Reiches zu erweitern und die heidnischen Völker zu christianisiren.

1) Dobner erklärt Canburg für Kaden. Dobrowsky (Monatsch. d. b. Mus. 1827 I 57) „will die Lage dieser Burg lieber unbestimmt lassen“, hätte also von Palacky nicht als Gewährsmann der Dobner'schen Ansicht angeführt werden sollen (Pal. I. 101. Anm. 55). — Zu der Annahme eines Hysteron-Proteron des Chronisten liegt kein dringender Grund vor.

2) Daß Böhmen bereits unter Karl d. Großen dem deutschen Reiche zinsbar war, wird, trotz der glaubwürdigsten Zeugnisse, von Palacky geläugnet. Die Hauptbelegstellen für die Zinsbarkeit sind: a) In dem von der Reichsversammlung angenommenen Theilungsvertrag vom J. 817 wird von Ludwig d. F. seinem Sohne Ludwig nebst andern Ländern auch Böhmen übergeben. (Pertz III. 198.) b) Eginhard nennt die Böhmen ausdrücklich unter den tributpflichtigen Völkern. (Pertz II. 451.) c) Cosmas datirt die Zinsbarkeit seit Karl d. G. und gibt genau den Tribut an, der noch zu seiner Zeit gezahlt wurde. (Pertz SS. IX., 72). Hören wir, wie sich Palacky diese drei deutlich redenden Stellen zurecht legt. Die Bestimmung der Reichsversammlung v. J. 817 könne, meint Palacky mit Luden (V. 259) bedeuten: „Ludwig erhielt Baiern und zugleich die benachbarten Länder, welche dem Reiche zinsbar waren oder erst zur Zinsbarkeit gebracht werden sollten.“ Die Stelle Eginhards, fährt Palacky fort, sei die eines Panegyricus, sei ungenau und widerspreche (!) der offenen Geschichte;

Schutz des mächtigen Reiches, in dessen Culturverband sie mit einbezogen wurden. Geographische, politische und culturhistorische Verhältnisse knüpften diesen von Karl dem Großen eingeleiteten Zusammenhang Böhmens mit Deutschland immer fester und alle Bestrebungen, dieses Band zu lockern oder zu zerreißen, konnten immer nur einen vorübergehenden Erfolg haben. Die Politik der deutschen Kaiser, die Niederlassung der Magyaren in der Mitte slavischer Völker, die stäte Eifersüchtelei der einzelnen Stämme untereinander, der Polen und Böhmen insbesondere, verhinderten die Consolidirung der Westslaven in einem Großstaate an der Gränze Deutschlands. Die kleinen Stämme aber konnten für sich allein dem Andrängen des deutschen Reiches nicht widerstehen. Die Elbeslaven erlagen deßwegen bis zur Entnationalisirung. Böhmen aber wurde als vorgeschobener, vom Hauptstamme abgelöster Posten den Deutschen immer wieder in die Arme getrieben und von diesen durchs Schwert und, was unaustilgbar ist, durch die Cultur ans Reich gefesselt. Hat in späterer Zeit der politische Zusammenhang sich auch gelockert, so konnte doch die geistige Eroberung Böhmens durch Deutschland, die längst vollzogen ist, niemals, insbesondere nicht durch einseitige nationale Bestrebungen rückgängig gemacht werden.

Zur Geschichte des böhmischen Glashandels.

Von J. A. Hegenbart.

II. Die „Stammhäuser" der Haida'er Glashändler und ihre auswärtigen Factoreien.

Die Glashandlungen in Haida und der Umgebung (Blottendorf, Langenau, Schaiba u. s. w.) bestanden jede aus dem Stammhause und den auswärtigen Etablissements. Das Stammhaus in Böhmen war der Hauptsitz und Mittelpunkt der Handlung. Hier wurden die Bücher und Rechnungen über die in Spanien und Portugal bestehenden Etablissements geführt. Diese letzteren mußten je nach drei Jahren ganz genaue Inventare über den Stand ihrer Waarenlager an das Stammhaus einsenden, nach deren Revision die Bilanz gezogen und die Antheile der einzelnen Gesellschafter ausgewiesen wurden. Das Stammhaus bezog den Bedarf des Rohglases von den Glashütten und besorgte sodann die Raffinirung, Verpackung und Versendung der Glaswaaren an die unterstehenden Etablissements. Diese waren verpflichtet, binnen einer bestimmten Frist den hiefür entfallenden Geldbetrag an das Stammhaus zu übermitteln, sowie sie auch von Zeit zu Zeit den Reingewinn an dasselbe einsenden mußten. Dieser wurde zur Bestreitung des Haushaltes der zum Stammhause gehörenden Gesellschafter verwendet, welche davon die ihrem Handelsantheile entsprechenden Monatgelder erhielten.

Das Oberhaupt des Stammhauses oder der Chef der Handlung, in der Regel einer der ältesten Gesellschafter, welcher den größten Antheil an dem Handlungsvermögen besaß, hatte seinen Wohnsitz immer bei dem Stammhause. Er führte die Firma und hatte die Handlung gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten. Derselbe besorgte ferner die Oberaufsicht über die beim Stammhause befindliche Glasraffinerie und präsidirte bei den Berathungen der Gesellschafter.

---

eben so sei die Stelle des Cosmas unrichtig, da er irrthümlich Pipin (anstatt Karl) als denjenigen erwähnt, der den Böhmen den Tribut auferlegte. — Die an sich einleuchtende Hohlheit dieser Argumentationen wird aufs gründlichste aufgedeckt von Dudik (Mähr. Allgem. Gesch. I., 111 flg.) und Tomek (Čas. česk. Mus. 1857, 350 flg.).

Der Palacky'schen Ansicht, die Zinsbarkeit Böhmens beginne erst mit dem Jahre 928, huldigt unsers Wissens weder ein deutscher noch ein čechischer Historiker.

Derartige Berathungen wurden von den Gesellschaftern über alle wichtigen Angelegenheiten abgehalten. Die Stimmenmehrheit entschied, bei gleicher Stimmenzahl gab das Votum des Vorsitzenden den Ausschlag. Die Gesellschafter der Handlung waren in mehrere Klassen eingetheilt, von denen einige mit einem ganzen, andere mit einem halben und wieder andere mit einem Viertelantheile bei dem gemeinschaftlichen Handlungsvermögen notirt waren. Diese Antheile waren unantastbar und die Gesellschafter konnten hievon nicht willkürlich Gelder erheben oder wohl gar ihren Antheil nach Belieben aus der Handlung herausziehen. Sie waren blos auf die ihrem Antheile entsprechenden Monatgelder angewiesen; bei besonders dringlichen Fällen jedoch war es gestattet, mit ausdrücklicher Bewilligung des Chefs auf ihre Rechnung einen höheren Betrag zu erheben. Benöthigte ein Gesellschafter zum Ankaufe eines Hauses oder Grundstückes oder aber in einer anderen wichtigen Lebensfrage eine bedeutende Geldsumme, so durfte ihm dieselbe nur nach ertheilter Zustimmung sämmtlicher Gesellschafter ausgefolgt werden. — Die Handlungsgesellschafter theilten sich in die Verwaltungsgeschäfte bei ihren auswärtigen Etablissements und in die beim Stammhause vorkommenden Arbeiten. Den jüngsten und gesündesten derselben ward in der Regel die Aufgabe, die auswärtigen Etablissements in Spanien und Portugal als Vorsteher zu leiten. Nach Verlauf von drei Jahren wurden sie durch andere Kräfte abgelöst und konnten wieder nach Böhmen in ihre Heimat zurückkehren. Hier wurden sie dem Stammhause zugetheilt und mußten sich unter der Oberleitung des Chefs zur Führung der einzelnen Geschäfte verwenden. Es kam wohl auch der Fall vor, daß manche Gesellschafter den Vorsteherwechsel bei den spanischen und portugiesischen Etablissements mehrmals durchgemacht hatten, bevor sie der Verpflichtung zum Reisen enthoben und beim Stammhause verwendet wurden. Während ihrer Abwesenheit vom Hause wurde ihren in der Heimat lebenden Familien vom Stammhause ein bestimmtes Monatgeld zur Bestreitung der nothwendigen Auslagen für den Lebensunterhalt und die Erziehung der Kinder ausgezahlt. Die älteren Mitglieder der Handelsgesellschaft durften sodann, besondere Fälle ausgenommen, ungestört zu Hause bei ihren Familien verbleiben, versahen jedoch, insoweit es ihre Kräfte erlaubten, meistens bis zu ihrem Ableben die beim Stammhause vorkommenden Geschäfte mit musterhafter Ordnung und ehrenvoller Pünktlichkeit.

Nach dem Tode eines Gesellschafters wurde sein Antheil an dem Vermögen der Handlung genau berechnet. Der dem verstorbenen Gesellschafter gebührende Antheil wurde seinen gesetzlichen Erben in Jahresterminen ausgezahlt; die Witwe und die Kinder des Verstorbenen bezogen jedoch die stipulirten Monatgelder wie bei dessen Lebzeiten. Am Jahresschlusse wurde Rechnung gelegt, die monatlich ausgezahlten Beträge von den fälligen Jahresraten in Abschlag gebracht und die überreftliche Forderung mit den Erben beglichen. Befanden sich bei dem Ableben eines Gesellschafters Söhne desselben in der Handlung, gleichviel ob sie noch Diener waren oder als Gesellschafter schon einen Antheil an dem Handlungsvermögen besaßen, so durften sie den auf sie entfallenden Betrag des väterlichen Erbes nicht erheben, sondern die betreffende Summe wurde ihnen gut geschrieben und bildete ihre Einlage als Gesellschafter. Gelegenheitlich der Abwicklung dieser Erbschaftsangelegenheiten entstanden in späterer Zeit, als wegen Ungunst der Verhältnisse die Verluste sich mehrten und die Terminzahlungen nicht immer ganz pünktlich eingehalten werden konnten, zuweilen schlimme Zerwürfnisse und arge Zwistigkeiten, die öfters im Prozeßwege durch die Gerichte ausgetragen werden mußten.

Alle Geschäftsabschlüsse der auswärtigen Etablissements wurden durch das Stammhaus vermittelt. Dieses verlangte genaue Berichte, besonders über den Verlauf der überseeischen Geschäfte, auch mußten demselben die monatlichen Ausweise über die Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Etablissements vorgelegt werden. Das Stammhaus schlichtete die etwaigen Streitigkeiten zwischen den Vor-

stehern und Dienern der auswärtigen Häuser, nahm Diener und Lehrlinge für dieselben auf und hatte auch den abgeschlossenen Verträgen zufolge das Recht, sie wieder zu entlassen, wenn sie ihren Pflichten nicht genügten oder durch üble Aufführung Ursache zu Beschwerden gaben. Auf diese Weise kamen aus der Umgebung von Haida viele gut talentirte junge Leute in die spanischen und portugiesischen Häuser und nicht selten gelang es ihnen, dort ihr Glück zu machen; denn eifrigen und pflichtgetreuen Handlungsdienern wurde nach mehrjähriger Dienstleistung über Antrag des Chefs mit Zustimmung der anderen Gesellschafter ein Viertel- oder halber Antheil an dem Handelsvermögen jenes auswärtigen Hauses, bei dem sie bedienstet waren, zugesprochen; hiedurch waren sie zugleich in die Zahl der Gesellschafter aufgenommen. Die meisten Gesellschafter hatten Antheil an dem Handelsvermögen des Stammhauses und sämmtlicher auswärtiger Etablissements; doch gab es auch einige, die blos an dem Vermögen des einen oder anderen Etablissements einen Antheil hatten. Zu diesen letzteren zählten in der Regel jene, die sich vom Stande des Dieners durch Fleiß und Tüchtigkeit zum Range eines Gesellschafters emporgeschwungen hatten. Unter den Handelsgesellschaftern gab es nicht Wenige, die sich durch umfassende Handels- und Waarenkunde, durch Sprachkenntnisse und Intelligenz auszeichneten. Auch durch Errichtung menschenfreundlicher Stiftungen, durch Unterstützung der Schulen, Kirchen, Spitäler und Armeninstitute haben sich Viele dieser Handelsleute große Verdienste erworben und bei der Nachwelt ein dauerndes Denkmal gegründet. So hat Christian Rautenstrauch sehr viel zur Erbauung der Kirche und Pfarre in Blottendorf beigetragen. Die Haidaer Handelsleute waren Mitstifter des im Jahre 1763 vom Grafen Joseph Maximilian Kinsky in Haida gegründeten Piaristencollegiums. Die Handlung Adam Ziegenheim hat zur Erbauung der Haidaer Pfarrkirche bedeutende Beiträge geleistet. Christoph Janke hat durch namhafte Legate den Grund zu dem Haidaer Gemeindevermögen gelegt. Die Handelsleute Franz Rouge und Christoph Socher waren die Stifter des Haidaer Bürgerspitals. Der schöne Gottesacker in Haida hat seine Entstehung größtentheils den damaligen Handelsleuten zu verdanken, welche auch die daselbst befindliche Kapelle errichteten. Die Armeninstitute in Haida und Langenau wurden von Handelsleuten gegründet und durch bedeutende Vermächtnisse derselben vermehrt; ebenso entstanden die Schulstiftungen in Haida.

Die von den böhmischen Glashändlern in Spanien und Portugal gegründeten Etablissements bieten besonders in der ersten Zeit ihres Bestandes hinsichtlich ihrer Organisation manche nicht uninteressante Eigenthümlichkeiten dar. Dieselben hingen, wie schon früher erwähnt wurde, ganz und gar von ihrem Stammhause in Böhmen ab, und empfingen von diesem Befehle und Aufträge, denen sie genau nachkommen mußten. Den Hauptgegenstand des Handels bildeten allerdings böhmische Glaswaaren und Spiegel; sie führten jedoch in ihrem Geschäfte auch englisches Steingut, Eisen-, Stahl-, Messing- und Bronzewaaren, französisches Porzellain und Quincaillerieartikel, Nürnberger Waaren, Leipziger Wachsleinwand u. s. w.

Dem Vorsteher eines jeden derartigen Etablissements, der, wie ebenfalls schon früher bemerkt wurde, immer ein Handelsgesellschafter sein mußte und sein Amt durch drei Jahre verwaltete, waren die Diener des Hauses — nicht selten bis 15 an der Zahl — sämmtlich untergeordnet. Der Vorsteher war dem Stammhause bezüglich seiner Geschäftsgebahrung verantwortlich; sämmtliche Diener hingegen waren kontraktmäßig streng verpflichtet, allen Anordnungen und Befehlen des Vorstehers genaue Folge zu leisten und die Statuten des Hauses pünktlich zu beobachten. Unter den Dienern bestand nach der Dauer ihrer Dienstzeit eine gewisse Rangordnung, nach welcher sie sich auch in der Besorgung der einzelnen Geschäfte theilten. Der älteste Diener, dem Range nach der erste, war so zu sagen der Adlatus des Vorstehers. Er besorgte die Zollgeschäfte, führte das Hauptbuch, bestellte im Einvernehmen mit dem Vorsteher den nothwendigen Waaren-

bedarf und theilte sich mit diesem in die Oberaufsicht und Überwachung der anderen Diener des Hauses. Diese, ebenfalls nach der Zahl ihrer Dienstjahre rangirt, hatten die ausgebreitete Correspondenz, die mannigfaltigen Comptoirgeschäfte und den Verkauf der Waaren zu besorgen. Die jüngsten Diener mußten in den früheren Zeiten alle, auch die niedrigsten und gemeinsten Hausarbeiten verrichten, wie z. B. das Auskehren und Säubern der Wohnzimmer und Magazine, das Putzen und Reinigen der Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften u. s. w. Ferner waren sie verpflichtet, den Einkauf der Lebensmittel, die Zubereitung der Speisen, überhaupt das ganze Küchengeschäft zu besorgen, indem zu allen diesen Arbeiten durchaus keine Dienstboten im Hause gehalten wurden.

In allen spanischen und portugiesischen Etablissements der böhmischen Stammhäuser war die Hausordnung nach gewissen Statuten fest geregelt. Die einem jeden Diener der Rangordnung nach zugewiesene Arbeit begann im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr Morgens. Mit dem Stundenschlage mußte ein jeder auf seinem Platze sein. Um $1\frac{1}{2}$ oder um 2 Uhr fand die gemeinschaftliche Mittagstafel statt, nach deren Beendigung der spanischen Sitte gemäß eine kurze Siesta gehalten werden durfte, während welcher die Magazine geschlossen waren. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr im Sommer, und um 3 Uhr im Winter wurden die Magazine wieder geöffnet und bis sieben Uhr offen gehalten. Um diese Stunde war Schluß des Geschäftes. Die Diener des Hauses durften sich nun auf ihre Zimmer zurückziehen und sich daselbst nach eigenem Gutdünken mit Lesen und Schreiben beschäftigen oder aber durch Musik und Gespräch die Zeit vertreiben. Diese Stunde war die Erholungsstunde. Spiele mit Karten und Würfeln, insbesondere Hazardspiele waren streng verboten. Im Hause wurde stets auf Ruhe und Ordnung gedrungen. Pünktlicher Gehorsam war die unabweisliche Pflicht eines jeden Dieners. Die ganze Woche hindurch war es keinem erlaubt, nach eigener Willkür das Haus zu verlassen. Von dieser strengen Clausur waren nur jene ausgenommen, welche die Zollgeschäfte, das Eincassiren der Wechsel und Rechnungen zu besorgen hatten. Jedoch auch zur Abwicklung dieser Geschäfte wurde den betreffenden Dienern ein gewisses Zeitmaß bestimmt; zur festgesetzten Stunde mußten sie wieder im Hause eintreffen. Abends durfte es sich schon gar keiner beikommen lassen, die Schwelle des Hauses überschreiten und einen abendlichen Spaziergang oder Besuch machen zu wollen. Die Pforte des Hauses war fest verschlossen und der Schlüssel befand sich in der Verwahrung des Vorstehers, welcher überhaupt die genaue Einhaltung der bestehenden Hausordnung strengstens überwachte.

An Sonn- und Feiertagen waren natürlich alle Geschäftslocale geschlossen. Sämmtliche Diener gingen nach dem Frühstücke in zwei oder drei Abtheilungen in die Kirche, um zuerst der hl. Frühmesse und sodann dem Hochamte beizuwohnen. Nach beendigtem Gottesdienste war es ihnen gestattet, bis zur Stunde des Mittagmahles einen kleinen Spaziergang zu machen. An Sonn- und Feiertagen wurde Nachmittags gegen drei Uhr ein großer Communausgang unternommen; sämmtliche Diener besuchten nämlich in Begleitung und unter Aufsicht des Vorstehers die öffentlichen Promenaden der Stadt oder machten wohl auch einen gemeinschaftlichen Ausflug ins Freie; der Schall der Abendglocke jedoch mahnte sie zur raschen Heimkehr in die vier Wände ihrer gemeinschaftlichen Wohnung.

Da unter den Dienern meistentheils einige Musikfreunde und Musikkenner waren, so wurden an Sonn- und Feiertagen nach dem Abendessen gewöhnlich einige Musikstücke aufgeführt, wozu dann und wann auch einige nicht zum Hause gehörige gute Freunde aus der Stadt geladen wurden. Schlag 10 Uhr wurden diese Unterhaltungen geschlossen; die auswärtigen Besucher mußten das Haus verlassen, die Diener des Hauses aber sich zur Ruhe begeben. Es war durch die Statuten des Hauses streng verboten, gelegenheitlich der sonntäglichen Spaziergänge

irgend ein Gast- oder Caffeehaus zu besuchen; an Wochentagen mußte es, so lang die übliche strenge Clausur aufrecht erhalten wurde, von selbst unterbleiben. — Die ersten Jahre nach Errichtung der böhmischen Niederlassungen in Spanien und Portugal wurde tagtäglich von den sämmtlichen Hausgenossen vor dem Abendessen der Rosenkranz gebetet. Samstag Abends las der Vorsteher des Hauses den versammelten Dienern das Evangelium des kommenden Sonntags mit der betreffenden homiletischen Erklärung desselben vor. Hiezu wurden die Homilien von Dietl benützt, welches Erbauungsbuch in keinem Etablissement fehlen durfte. Sämmtliche Diener waren verpflichtet, allmonatlich die hl. Beicht und Communion zu verrichten; dieser Verpflichtung durfte sich unter keinem Vorwande irgend einer entziehen.

Bekanntschaften mit Personen des anderen Geschlechtes anzuknüpfen, war scharf verpönt; dawiderhandelnde Diener wurden ohne viele Umstände mit dem ersten nach Hamburg abgehenden Schiffe in die Heimat geschickt. Diese strenge Übung erhielt sich auch bis in die letzteren Jahre des Bestandes dieser Etablissements. Ungehorsame, die Hausordnung verletzende Diener wurden zuerst von dem Vorsteher einer strengen Verwarnung unterzogen. Im Wiederholungsfalle wurde ihr subordinationswidriges Betragen dem Stammhause in Böhmen angezeigt, worauf von diesem eine scharfe schriftliche Rüge und die Androhung der gänzlichen Dienstesentlassung erfolgte. Erwiesen sich diese Maßregeln fruchtlos, so wurde der widerspänstige Diener seines Dienstes entlassen und in die Heimat befördert.

Jeder vom Stammhause in die Handlung aufgenommene Lehrling oder Diener empfing von dem Tage der Unterzeichnung des üblichen Contractes angefangen seinen bestimmten Gehalt. Dieser wurde in der Regel nach Verlauf von je zwei Jahren erhöht, wenn nämlich der betreffende Diener seinen Posten treu und redlich ausfüllte und sich als gut verwendbar für die Handlung erwies. Die Handlung bestritt ferner die Reisekosten der in ein spanisches oder portugiesisches Handelsgeschäft als Lehrlinge oder Diener eintretenden böhmischen Landsleute. Nach Verlauf von 12 bis 14 Jahren wurde den Handlungsdienern die Erlaubniß gewährt, auf Kosten der Handlung eine Urlaubsreise nach Böhmen zu unternehmen, um nach langer Trennung ihre Angehörigen zu besuchen. Der Aufenthalt in der Heimat dauerte zwei bis drei Jahre; diese Zeit durften jedoch die Beurlaubten durchaus nicht müssig hinbringen; sie wurden indeß beim Stammhause zu verschiedenen Arbeiten verwendet. War der Urlaub abgelaufen, so mußten sie wieder an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehren. — Als im Laufe der Zeit andere Anschauungen Platz griffen, wurden auch in den Statuten der spanischen und portugiesischen Etablissements manche Veränderungen beliebt, und die strenge Hausordnung in mehreren Punkten wesentlich modificirt. So fiel um das Jahr 1820 bereits für den jüngsten Diener die Verpflichtung zum Küchendienste und zur Reinigung des Hauses hinweg, indem zur Besorgung dieser Hausgeschäfte eine eigene Köchin aufgenommen wurde. Die sonntäglichen Communausgänge unter Führung des Vorstehers hörten auf und es trat die Vergünstigung ein, daß die Diener je zwei und zwei ausgehen durften. Der Rosenkranz wurde nicht mehr täglich, sondern nur während der Advent- und Fastenzeit gemeinschaftlich gebetet. Im Jahre 1826 wurde den Dienern erlaubt, des Sonntags allein auszugehen; in allen übrigen Stücken jedoch wurde die frühere Hausordnung streng aufrecht erhalten.

Jeder Diener erhielt nebst seinem Gehalte in seinem Handlungshause freie Wohnung, Kost und Wäsche, sowie auch im Falle einer Erkrankung unentgeldliche Pflege; auch die Auslagen für den behandelnden Arzt und die nothwendigen Arzneien wurden zur Gänze vom Hause bestritten. Sämmtliche Diener bildeten somit unter einander eine große Familie und lebten auch trotz der strengen Haus-

ordnung, oder vielleicht eben wegen dieser strengen Hausordnung unter sich in Frieden und Eintracht. Da ein jeder von dem betreffenden Hause mit allem Nothwendigen versehen wurde und auf eigene Rechnung blos für seine Kleidung zu sorgen hatte, so ersparte sich gar Mancher mit der Zeit ein recht artiges Sümmchen, welches er durch kluge Verwendung in den Handlungsgeschäften fruchtbringend verwerthen konnte. Auf diese Weise wurden Viele recht wohlhabend und sammelten sich für ihr späteres Alter ein nicht unbeträchtliches Vermögen. — Bei jenen Handlungen, die mehrere Etablissements im Auslande besaßen, wurden die Diener öfters übersetzt. —

Erwähnenswerth ist die außerordentliche Gastfreundschaft, welche in den spanischen und portugiesischen Etablissements geübt wurde. Alle ankommenden Deutschen, wenn sie auch nicht dem engeren Vaterlande Böhmen angehörten, wurden mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und mit allem Nothwendigen unentgeldlich versehen, bis sie entweder ihren Wanderstab weiter setzten oder aber sich behufs der Ausübung eines Geschäftes oder Gewerbes in derselben Stadt niederließen. Im letzteren Falle wurden sie auch, besonders wenn sie ohne ihr Verschulden in mißliche Umstände geriethen, sehr oft noch durch längere Zeit nachhaltig unterstützt. Unter denjenigen, welche die Gastfreundschaft der Landsleute im fernen Spanien in Anspruch nahmen, wird uns der Naturforscher und Botaniker Thaddäus Hänke aus Kreibitz genannt, der unter Malespina's Expedition mit nach Amerika ging. Vor seiner Abreise wohnte Hänke durch 6 Monate zu Cadix im Hause „Hieke, Zinke & Comp." und wurde daselbst mit der freundlichsten Aufmerksamkeit behandelt. Als einen Beweis seiner Dankbarkeit hinterließ er diesem Hause mehrere wissenschaftliche Werke. —

Durch eine lange Reihe von Jahren wurden in allen diesen auswärtigen Etablissements sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Als jedoch die spanischen Colonien in Amerika vom Mutterlande abfielen, wurde auch alsbald eine empfindliche Geschäftsabnahme bemerkbar.

Zur Zeit der französischen Invasion mußten mehrere Diener der böhmischen Handlungshäuser in die damals errichteten Stadtgarden eintreten und den Landeskindern gleich den mitunter sehr beschwerlichen Dienst versehen. Dieses war insbesondere in Cadix der Fall. —

Da in früheren Zeiten zu den amerikanischen Colonien blos den eingeborenen Spaniern der Zutritt gestattet war, Ausländer aber unter keiner Bedingung zugelassen wurden, so reisten mehrere der ältesten Diener des Hauses „Hieke, Zinke & Comp." in Cadix, wie z. B. Augustin Rautenstrauch aus Blottendorf und Christof Socher aus Schwoyka unter angenommenen spanischen Namen im Jahre 1796 mit einer Menge Waaren nach Veracruz und Mexico, wo sie dieselben mit sehr großem Gewinne verkauften, und sich in letzterer Stadt mit einem Spanier Don Pedro Muguerza für Rechnung des Haidaer Stammhauses „Hieke, Rautenstrauch, Zinke" associirten, indem sie die Firma des genannten Spaniers benützten, welche dann im Jahre 1824 in die Firma „Hieke, Zinke, Frauenfeld & Comp." umgewandelt wurde. —

Als im Jahr 1800 das gelbe Fieber in den spanischen Seehäfen grassirte, starben viele Vorsteher und Diener in den dortigen Etablissements, ebenso im Jahre 1819. —

Zum Schlusse soll noch der einst sehr berühmten, in Spanien und Portugal bestandenen Handelsfirmen aus Haida und dessen Umgebung Erwähnung geschehen. Es sind folgende:

Stammhaus: Joh. Adam Ziegenheim & Comp. in Haida, mit Etablissements zu Lissabon und Oporto. (Aufgelöst 1825.)

„ Jos. Hanel & Comp. in Haida, mit Etablissements in Lissabon und Oporto. (Aufgelöst 1820.)

Stammhaus: Janke, Rautenstrauch in Haida, Etablissement in Lissabon. (Aufgelöst 1838.)
" Hieke, Rautenstrauch, Zinke & Comp. in Haida, mit Etablissements in Cadix, Cartagena, Alicante, Baltimore, Mexico und Hamburg. (Aufgelöst 1848.)
" Georg Janke in Haida, mit Etablissements in Cadix, Sevilla, Barcellona und Valencia. (Aufgelöst 1850.)
" Joh. Heinrich Gotscher in Haida, mit Etablissements in Bilbao und Santander. (Besteht noch in Bilbao.)
" Preisler & Comp. in Blottendorf, mit Etablissements in Cadix und Sevilla. (Aufgelöst 1839.)
" Kaspar Zahn in Langenau, etablirt in Barcellona. (Aufgelöst 1849.)
" Jos. Kerschner in Schaiba, mit Etablissements in Malaga und Lima. (Aufgelöst 1839.)

Anhang.

Eine der ältesten, wenn nicht vielleicht die älteste Glashütte in der Nähe der heutigen Stadt Haida bestand zu Falkenau auf der Herrschaft Bürgstein und gehörte bereits um das Jahr 1536 der Familie Schürer von Waldheim. Unter den in der Oberkreibitzer Glashütte aufbewahrten Schriften und Urkunden befindet sich ein Document d. d. Reichstadt am Montage vor Petri und Pauli, d. i. dem 28. Tage des Monats Juni 1546, welches einen Paul Schürer als Besitzer der Falkenauer Glashütte nennt. In diesem Documente bestätiget Zdislaw Berka von der Daub und Leippa, Herr auf Reichstadt, Bürgstein u. s. w., oberster Landhofmeister des Königreiches Böhmen und Landvogt des Markgrafenthums Oberlausnitz, den von seiner verstorbenen Gemalin Beatrix von Kolowrat mit dem Glaser Paul Schürer aus Falkenau wegen der dort befindlichen Glashütte desselben errichteten und versiegelten Vertrag sehr genau und ausführlich und ertheilt dem Paul Schürer darin sehr wichtige und ausgedehnte Gerechtsame. Insbesondere wird in dem erwähnten Schriftstücke ein sehr umfangreiches Waldterrain bestimmt, aus welchem Schürer sowohl das zum Betrieb seiner Glashütte, sowie auch das zur Erzeugung der nothwendigen Potasche erforderliche Holz gegen einen geringen Jahreszins beziehen könne. Ferner wird das Gebiet ganz genau bezeichnet, auf welchem dem Besitzer der Glashütte der Vogelsang und die Forellenfischerei gestattet sei; ein Eingriff in die übrigen Zweige des edlen Waidwerkes wird jedoch als durchaus unzulässig erklärt. Endlich wird dem Glashüttenbesitzer und seinen Nachkommen auch noch die Begünstigung eingeräumt, Bier und Wein zum Ausschanke in der Glashütte zu kaufen, wo es ihm beliebt, oder auch selbst Bier zu bräuen, soviel er in der Glashütte vertreiben und ausschänken könne; das dazu nöthige Malz solle er jedoch von der Herrschaft Bürgstein kaufweise nehmen.

Paul Schürer wird in der citirten Urkunde ganz einfach als Glaser in Falkenau angeführt. Die Bezeichnung „Glaser" bedeutete in der damaligen Redeweise wahrscheinlich soviel wie Glasmeister. In dem Gedenkbuche der Kamnitzer Dekanalkirche wird Paul Schürer ausdrücklich Hüttenmeister genannt. —

Vom Jahre 1536 blieb die wahrscheinlich aus Heinewalde in Sachsen abstammende Familie Schürer im ununterbrochenen Besitze der Falkenauer Glashütte bis zum Jahre 1729. Der letzte Hüttenmeister aus der Familie Schürer von Waldheim war Leopold Valentin, welcher laut Preschkauer Taufmatrik am 9. März 1728 in der Preschkauer Kommendatkirche (Falkenau besaß dazumal noch keine eigene Kirche) ein Töchterchen unter dem Namen Anna Maria Elisabeth taufen ließ —

Von diesem Leopold Valentin Schürer von Waldheim gelangte die Falkenauer Glashütte an die Grundobrigkeit der Herrschaft Bürgstein. Diese besaß sie aber nicht lang; denn schon zu Anfang des Jahres 1732 verkaufte Johann Joseph

Maximilian Graf Kinsky, Malteserordensritter und Besitzer der Herrschaft Bürgstein, geboren den 13. Oktober 1705, diese Glashütte mit dem dazu gehörigen Gute und allen sonstigen Gerechtsamen an Johann Kittel, Handelsmann aus Blottendorf. — Johann Joseph Kittel, der Sohn und Erbe des vorgenannten Johann Kittel, scheint eine Zeit lang, wahrscheinlich wegen fühlbar werdenden Holzmangels, mit dem Plane umgegangen zu sein, die Glashütte an einen anderen Ort zu verlegen. Allein schon in einem ums Jahr 1748 an die Grundobrigkeit in Bürgstein gerichteten Bittgesuche sagt er, daß er von diesem Plane abstehe, weil das Holz schon einen so hohen Preis erreicht habe und es aus dieser Ursache überhaupt zweifelhaft sei, ob die Glashütte noch lange werde unterhalten werden können. Er wolle, sagt er weiter, eine Schleifmühle errichten, woselbst gewiß etliche Unterthanen wie in der Glashütte ihr Brod verdienen könnten. — Mittelst Dekretes d. d. Bürgstein 5. September 1749 wurde denn auch dem Supplikanten erlaubt, insofern als es Niemandem zum Nachtheile gereicht, auf seinem eigenthümlichen Grund eine Schleifmühle aufzuführen. — Das gewerbsfleißige Falkenau zählt unter seiner industriellen Einwohnerschaft auch heute noch viele Glasarbeiter jedweder Branche; aber die dortige Glashütte ist schon längst verschwunden; ihren Platz nimmt ein Wohnhaus ein und von den früheren Gerechtsamen ist blos das Bräuhaus mit der Bräuberechtigung geblieben. —

Miscellen.

Wiedertäufer in Böhmen und Mähren.

Im XV. und XVI. Jahrhunderte stand in Böhmen das Sektenwesen in voller Blüthe und man konnte darauf rechnen, daß eine jede neue Lehre mindestens einige Anhänger finden werde. Wiedertäufer treffen wir in Böhmen bald nach ihrem Auftreten in Deutschland; schon im Jahre 1528 wurde ein Wiedertäufer in Prag gefangen genommen und ohne Weiteres verbrannt. Kaiser Ferdinand trat mit großer Strenge gegen die neue Sekte auf und verbot in mehreren Mandaten die Annahme und Verbreitung jener häretischen Sätze, die die Wiedertäufer lehrten — dessenungeachtet bildeten sich rasch im südlichen Böhmen und noch mehr in Mähren Wiedertäufergemeinden, die untereinander eine gewisse Verbindung aufrecht erhielten und sich vielfach des Schutzes adeliger Grundherren erfreuten. Als die Wiedertäufer von Böhmisch-Krumau vernommen hatten, daß sich eine tirolische Gemeinde ungefährdet in Austerlitz niedergelassen habe, wanderten sie 80 Personen stark dahin aus. Merkwürdiger Weise gehörten die Wiedertäufer fast durchwegs der deutschen Nationalität an, was sich wohl dadurch erklären läßt, daß die Prediger derselben meist deutsche Einwanderer waren, und andererseits die čechischen Bewohner des Landes zu den böhmischen Brüdern hinneigten. Als vorzügliche Prediger werden Thomas Waldhauser und Balthasar Hufmayer aus Friedberg in Baiern erwähnt. Ersterer wurde in Folge der auf dem Znaimer Landtage (1527) gefaßten Beschlüsse gegen die Wiedertäufer in Brünn mit dem Feuertode bestraft. Letzterer, der zu Nikolsburg mit Hilfe der Besitzer dieser Stadt, der Herren von Lichtenstein, eine Gemeinde errichtet hatte, wurde in Folge der Znaimer Beschlüsse aus Nikolsburg vertrieben und nach Wien abgeführt, allwo er am 10. März 1528 bei Erdberg verbrannt, seine Frau aber in der Donau ersäuft wurde. — Gindely schildert uns die Wiedertäufer als überaus eifrige, sparsame, nüchterne und sehr geschickte Arbeiter. Sie trieben jedes Handwerk im Großen, in förmlichen Fabriken. „Da ihr Gemeindeleben nahezu bis zum Communismus ausgedehnt war, so lieferte jede Haushaltung eine gleichmäßige Menge von tüchtiger Arbeit und gebot stets über ein beträchtliches

Betriebscapital. Selbst Viehzucht und Weinbau trieben sie fruchtbringender, weil wahrscheinlich rationeller. In der Regel kauften sie sich in den fruchtbarsten Strecken an, unbebaute Strecken machten sie urbar. Getreide und Wolle kauften sie im Großen ein, handelten mit ersterem und verarbeiteten letztere auf das mannigfachste. Ihre Bräuhauser brauten vorzügliches Bier, ihre Mühlen waren vollkommen eingerichtet. Die Gegenstände des Luxus und des bequemen Lebens, wie sie der Adel benöthigte, wurden allein von ihnen auf das zierlichste gefertigt. Ihre Niederlassung wurde demnach für einen materiellen Gewinn angesehen; manche Gutsherren wählten sogar vorzugsweise ihre Leib- und Hofdienerschaft aus der Mitte dieser so häufig proscribirten Sekte." — Der Großgrundbesitz nahm dieser löblichen Eigenschaften wegen die Wiedertäufer oft gegen die rigorosen Beschlüsse der Landtage in Schutz. Als Kaiser Max II. im Jahre 1567 dem mährischen Landtage die Proposition zur Vertreibung der Wiedertäufer machte, befürwortete der Herren- und Ritterstand die Belassung derselben in ihren Wohnorten, weil dieselben sehr nutzbringende Unterthanen seien, die man ohne großen materiellen Nachtheil noch weniger als die Juden entfernen dürfe. Maximilian ließ sich auch auf wiederholte Vorstellungen der Stände bewegen, die Duldung der für die Cultivirung des Landes so wichtigen Sekte bis auf weiteres zu gestatten. Ferdinand II. nahm nach dem böhmischen Aufstande diese Duldung zurück. Es trat eine sehr schwere Zeit für die Wiedertäufer ein, über die Gindely auf die besten Quellen gestützt Folgendes berichtet: „Außerdem daß die Wiedertäufer vom J. 1570—1619 alle Steuern genau abzuführen hatten, welche jeden andern trafen, mußten sie bald eine beispiellos hohe Vermögenssteuer, die sich auf zwei Procent vom Gesammtvermögen belief, oder eine Personensteuer, die Anfangs nur von solchen, die das 20. Jahr überschritten hatten, nachher in fortlaufender Verminderung des Alters von allen Personen männlichen wie weiblichen Geschlechtes, die das 10. Jahr erreicht hatten, erhoben wurde, im steigenden Betrage von 15 Groschen bis zu einem halben Thaler entrichten. Von der Vermögenssteuer ablassend, überging man später zu einer Besteuerung einzelner Häuser. Jedes Haus mit einer Küche mußte in den ersten Jahren 20 Gulden Steuer zahlen; in rapider Progression ging es in wenig Jahren bis auf die unglaubliche Summe von 80 Gulden . . . ."

„Anfänglich wurden die Juden mit den Wiedertäufern in eine Parallele gesetzt. Bald aber lastete die Schwere der Besteuerung auf den letzteren allein; die ersteren wurden im höchsten Grade gegen die letzteren begünstigt. Von einer Milde in der Beitreibung der Steuern war natürlich keine Rede, sondern schon im Landtagsbeschlusse ward der Befehl ertheilt, daß im Weigerungsfalle alsbald die Weingärten, Felder, Rinder und Schafe bis zum Erlöse der nöthigen Summe verkauft werden sollen, außerdem aber nicht zahlende Wiedertäufer unnachsichtlich zu vertreiben seien. Um sich den Vortheil eines Monopols zu sichern, wurde denselben weiter von den Ständen anbefohlen, Getreide und Wolle nicht mehr vom Bauer oder unterthänigen Städter, sondern von den Herren, Rittern und königlichen Städten zu kaufen. Von diesem allgemeinen Ausbeutungssysteme schloß sich dann kein Stand mehr aus; aber indem alle Stände gleichmäßig diese Parias ausbeuteten, gewährten sie ihnen eine solche religiöse Freiheit, wie selbe weder die Utraquisten den Katholiken und diese jenen, noch beide den Brüdern gewähren wollten." [1])

Unserem Vereinsarchive ist eine Urkunde zugekommen, die sich auf das Auftreten eines Wiedertäufers in Böhmen um das Jahr 1535 bezieht. Diese Urkunde, ein in čechischer Sprache abgefaßtes, mit Siegel (Papier) und Unterschrift versehenes Originalschreiben des Kaisers Ferdinand I. lautet in der wortgetreuen Uebersetzung folgendermaßen:

1) Siehe „Geschichte der böhmischen Brüder von Dr. Anton Gindely" I. Band, Seite 210 flg. II. Band, Seite 19 flg.

„Dem wohlgeborenen Zdislav von Duba und Lipa, Obersthofmeister des Königreiches Böhmen, Landvogt der Oberlausitz und unsern Andern getreuen, lieben Räthen, die im Kammergerichte des Königreiches Böhmen sitzen."

„Ferdinand von Gottes Gnaden Römischer, Ungarischer und Böhmischer König, Infant von Spanien, Erzherzog von Oesterreich und Markgraf von Mähren ꝛc."

„Wohlgeborene, Edle, Ehrenfeste, Getreue, Unsere Lieben! Daß Ihr wegen der Wiedertäufer, welche hier in Klattau und Janowitz aufgetaucht sind und allerlei lästerliche Handlungen gegen die heiligen Sakramente vorgenommen haben, Eifer und Fleiß gezeigt, daß Ihr ferner die hochgeborenen Brüder Janovsky zu dem Versprechen (daß sie einen gewissen Johann Zbornik, der die Leute wiedertaufen soll, vor Euch gestellig machen) verpflichtet habt, das geruhen Wir von Euch gnädig und dankbar entgegenzunehmen und wollen Euch solches mit Unserer königlichen Huld gedenken, und da wir nicht gewillt sind, daß solche unchristliche Unordnungen und Irrthümer gegen den christlichen Glauben etwa auch eine Bewilligung des Landtages erwirken, so befehlen wir Euch und tragen Euch auf mit allem Ernste, daß Ihr, falls jene Janovsky ihrer Treue und ihrem Versprechen gemäß sich erweisen und den Johann Zbornik gestellig machen, Euch seiner (in guter Vorsicht) bis auf unsere weitere dießfähige Weisung hinlänglich versichert. Wenn aber jene Janovsky ihn vor Euch nicht gestellig machen würden, dann sollt Ihr besagte Janovsky kraft unseres Befehles anweisen, in den schwarzen Thurm auf der Prager Burg, wo man Schulden halber sitzt, sich zu verfügen, und sollt Ihr sie auf Gelöbniß verpflichten, daß sie unter keinem erdenklichen Vorwande wider unsern Willen sich daraus entfernen, bis der oft genannte Johann Zbornik vor Euch gestellt ist, nicht anders aber als Büßender. Uebrigens sollt Ihr nichts destoweniger die Janovsky in ihrer Verbindlichkeit erhalten, sie mögen nun Zbornik gestellig machen oder nicht stellen. Indem Ihr hierin unsern bestimmten und vollkommenen Willen kennt, so verhaltet Euch, wie Wir Euch zu schreiben geruhen, auf keine Weise davon abweichend.

Gegeben zu Wien am Freitage nach Christi Himmelfahrt 1535 Unsere Königreiche des Römischen im fünften, der andern im neunten. Ferdinand.

Dr. Ludwig Schlesinger.

Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. — Zwerge (und Heinchen [1]).

Wenn die Theogonie des Christenthums die muthmaßlichen Stufen vom Menschen aufwärts und hinab nur einseitig, d. h. dem Geistigen nach, gibt und von einer zweiten Reihe, der körperlichen, bloß einige Riesen aus dem Judaismus mitschleppt, [2]) — hat sich in Naturreligionen die Abstufung, auch nach der physischen Seite hin, streng und ohne Sprung entwickelt. So erscheint z. B. dem Germanen der Mensch erst als die rechte Mitte zwischen dem formungeheueren Riesenthum und der winzigen Zwergenwelt, [3]) als natürliche, bewußte Versöhnung dieser Gegensätze könnte man sagen, wenn man den Umstand erwägt, daß die Schöpfung des Menschen erst den Schluß bildet. [4])

Die Zwergenwelt war im alten Volksglauben eine reiche und ist es noch. Das Verhältniß dieser Wichtlein zum Menschen mußte ein weniger furchtbares

---

1) Heinchen (Dial. bai ch. l) ist nur noch als Schimpfname gebraucht, während es anderwärts (Variscia 2, 101) ein Zwergenvolk bedeutet.
2) Genesis cap. 6, v. 4: „Es waren aber in jenen Tagen Riesen auf Erden" u. s. w.
3) Grimm Myth. S. 253.
4) Riesen und Zwerge gehen den Menschen in der Schöpfung voraus. Grimm S. 253.

und grausames sein, als das der Riesen; einerseits lag es eben in der Natur der Sache, wenn der körperstarke Germane den Zwergen nicht eine physische Obergewalt zutrauen konnte, wie den Riesen, andrerseits war man fast gezwungen, auch eine Reihe gutmüthiger Wesen anzunehmen, nachdem den Riesen, den trotzigen Elementen, die Rolle der tückischen und grausamen zufiel. Die Zwerge erschienen daher zunächst als Elementargeister, jedoch als nützliche, höchstens neckende Aeußerungen der Elemente.

Die Zwerge im Egerlande enthalten zahlreiche alterthümliche Züge. Die Zwerge erscheinen darin als Schöpfer der feuerspeienden Berge und der heißen Heilquellen (Vgl. Nr. 1). Daneben gelten sie, wie anderswo als Bergmännlein, die das edle Gestein und die Metalle graben und sammeln, [1]) und als Hüter von Schätzen. [2]) Sonst treten die Zwerge als ein eigenes Volk auf, das von Königen beherrscht wird (vgl. Nr. 1), die sich unter der Erde prächtige Paläste ausbauen.[3]) Ihre Wohnung ist stets in den Tiefen der Erde, in Schluchten oder Berghöhlen, [4]) zu denen die sogenannten „Zwergenlöcher, Quarrenlöcher" führen. [5]) Sie sind im Ganzen scheu und fliehen die Nähe des Menschen, so daß Glockengeläute (vergl. Nr. 3), der Schall von Eisenhämmern und die andringende Bodenkultur überhaupt (vgl. Nr. 10) sie verjagt. Sogar das Bekanntwerden ihres Namens schneidet ihnen den weitern Verkehr mit Menschen ab (vgl. Nr. 8). Sind die erwähnten Hindernisse beständig, so müssen sie ganz aus der Gegend fortziehen (vgl. Nr. 10). Unter sich selber sind sie ein fröhliches Völkchen, und lieben, wie die Elbe im Allgemeinen, Gesang und Tanz, besonders zur Nacht.

Haben sie mit Menschen zu thun, so sind sie im Ganzen gütig gesinnt. [6]) Dienste, die man ihnen erweist, belohnen sie reichlich (vgl. Nr. 6, 4, 5); gute Leute erfahren ihre Wohlthätigkeit auch ohne Gegengefälligkeiten (vgl. Nr. 2); der Böse hingegen hat ihren Zorn immer zu fürchten, besonders wenn er sie beleidigt (vgl. Nr. 3). Kleine Neckereien und einigen Schabernack können sie aber schwer lassen, wenn Gelegenheit da ist. [7])

Von Gestalt sind die Zwerge klein, doch wechselt in der Sage das Maß von Spannenlänge bis zur Größe eines zehnjährigen Kindes; [8]) der Kopf ist meist sehr groß, ihr ganzer Körper durch Höcker und Verkrümmungen ungestalt; [9]) deshalb suchen sie oft den Wöchnerinnen schöne Kinder zu stehlen und die ihren dafür in die Wiege zu legen (Vgl. Nr. 3). Von Farbe sind sie dunkel, [10]) schwarz oder grau (Vgl. Nr. 2 u. 3). Auch ihre Kleidung ist von derselben Farbe. Mäntelchen und Hut (oder Kappe) fehlen nie, erscheinen auch schon in alten Sagen (die Tarnkappen). [11])

Einige der schönern Sagen über Zwerge folgen hier nach: [12])

---

1) Zwerge sammeln Schätze. Grimm S. 257. In der Edda sind sie meist kunstvolle Schmiede. Ebd. S. 252.
2) Zwerge als Schatzhüter in Bergen. Grohmanns Sagenbuch aus Böhmen und Mähren, 1, 171.
3) Grimm S. 257, Grohmann 1, 170.
4) Ueber den Aufenthalt in Schluchten und Höhlen des Gebirges. Grimm S. 256.
5) Zwerglöcher, Grimm S. 257, Grohmann 1, 170. 174.
6) Grimm S. 258.
7) Belohnen Dienste, Grimm S. 257, Grohmann 1, 170, erweisen, in Ruhe gelassen, den Menschen Gefälligkeiten.
8) „Ihre Größe selbst wird verschiedentlich bestimmt, bald erreichen sie das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen oder Daumen gemessen." Grimm S. 253.
9) Grimm S. 253.
10) Grimm S. 253, Grohmann 1, 171. 172 u. öfter.
11) „Heutige Zwergsagen erzählen von Nebelkappen, von grauen Röcken und rothen Kappen von Scharlachmänteln. Frühere Jahrhunderte bedienen sich der Ausdrücke helkapp, helkeplein, nebelkappe und tarnkappe" Grimm S. 260. Vergl Grohmann öfter und unten.
12) Einige der nachstehenden Sagen, doch oft mit veränderten Zügen, fand ich in Grohmanns Sagenbuch, Firmenich', Germaniens Völkerstimmen (Band 3, Seite 601 fg.), wo die Auf-

1. Die Entstehung der westböhmischen Heilquellen.

Weit droben im Norden, in jenen kalten Gegenden, gegen die der Haarwagen [1]) mit seiner Deichsel hinweist, wohnte ein uralter Zwergenkönig mit seinen Söhnen und einem zahlreichen Volke. Sie hatten dort nach dem Befehle Gottes und ewiges Feuer zu unterhalten und an diesem gewaltige Wassermengen zu hitzen, und durch dasselbe die starre Kälte jener Regionen wenigstens in etwas zu mildern und die endlose Anhäufung des Eises zu verhindern; wenn diese Lohe durch die Erde herausschlägt, entsteht ein feuerspeiender Berg. Als Material zu diesem „Steinfeuer," wie es heißt, das übrigens noch tausendmal heißer ist als gewöhnliches, nehmen die Zwerglein gewisse Steinarten, die auch unter der Erde und ohne Luft fortkommen. [2])

Dieser Alte nun schickte eines Tages — freilich schon vor langen, langen Zeiten — seine Söhne in die Welt hinaus, um auch an anderen Orten die Steinfeuer anzuschüren. Vier von diesen kamen in unsere Gegenden und fingen hier alsbald ihre Arbeiten an, umsomehr, als es in unsern Bergen just genug solcher Steine gab, wie sie zum Steinfeuer gebraucht werden. — Der älteste und zugleich weiseste Sohn zog mit seinen Leuten in das Thal, wo heutzutage Karlsbad steht. Gehorsam den Vorschriften seines Vaters, die dieser beim Abschiede den Söhnen über die Art und Weise ihrer Thätigkeit mitgegeben hatte, mauerte er den Kessel, in welchem er sein Wasser hitzen wollte, klüglich zwischen zwei Bergen ein und hübsch fest, damit er nicht umfiele, oder gar das Feuer unter ihm hervorschlüge. Deshalb kochte das Wasser auch bald und siedet noch fort und fort; was aber davon durch die Erde emporwallt, nennen die Leute jetzt den Karlsbader Sprudel. — Der zweite Sohn ging mit seinen Leuten nach Marienbad. Der baute und mauerte seinen Kessel wohl auch gut auf, aber zu seinem Steinfeuer nahm er ein wenig Schwefel, damit es besser brennen sollte. Wie aber angezündet war, begann der Kessel zu brennen, daß die helle Lohe über ihm zusammenschlug und das Wasser von den Dämpfen einen stinkenden Schwefelgeruch bekam, den es noch heutzutage hat. — Der dritte von den Söhnen kam nach Franzensbad. Der aber vergaß die Lehren seines Vaters über den Aufbau des Wasserkessels, lehnte diesen nur einerseits an einen Berg an und unterstützte ihn auf der andern Seite bloß durch einige große Felstrümmer. Kaum hatte er jedoch sein Feuer angezündet, so that es einen fürchterlichen Krach, die Erde erbebte, der Kessel stürzte um und das Wasser, kaum lau geworden, rann heraus und rinnt noch immerzu. Seinen Abfluß findet es in vielen Quellen; denn all die Säuerlinge von Liebenstein an bis nach Nebanitz und an den Leibitschloch hinunter gehören dazu. Bei diesem Umsturze des Kessels beknm zugleich das Steinfeuer Luft, es brach aus, zerstörte den unterirdischen Palast der Zwerge, und schlug zum Kammerbühl heraus, viele, viele Jahre lang, bis alles so ausgebrannt war, wie es heutzutage ist. Die Zwerglein durften sich einen neuen Palast nicht aufbauen; sie mußten zur Strafe ihres Ungehorsams im finstern „Zwergenloche" wohnen und noch überdies scharf Acht geben, daß den vielen Wässern nicht noch anderes geschehe. — Die letzten Zwerge ließen sich bei Boden unterm Dillenberg nieder, wo im sogenannten Eisenbühl [3]) ihre Wohnung war. Die wollten nun gar ein durchweg neues Feuer erfinden. Aber wie sie glaubten, es zusammengebracht zu haben, wollte es nicht recht brennen, sondern

---

zeichnung im Dialekte geschah, den Dr. Lorenz so meisterhaft handhabte. Einige sind auch in den verschiedenen Jahrgängen des Egerer Anzeigers zerstreut, in dem auch ich schon einige Sagen des Egerlands niedergelegt habe.

1) Volksausdruck für das Sternbild des kleinen Bären (Wagens).

2) Darnach glaubte der Egerländer schon an ein „Centralfeuer", noch ehe die Geologie diese Hypothese aufstellte! Genauer kann die Beschreibung wenigstens kaum sein.

3) Der ungef. 1830' hohe Eisenbühl am nordwestlichen Fuße des Dillenberges gilt, ebenso wie der Kammerbühl, als ausgebrannter Vulkan.

glomm nur langsam fort, so daß das Wasser nicht zum Sieden kam, und nach und nach versiegte, so daß heutzutage nur noch ein kleines Wässerchen dort herausquillt, das die Umwohner „am Säuerlinghammer" nennen. Auch ist die ganze Gegend dort herum so dürr und trocken und selbst den Steinen sieht man es an, daß sie lange Zeit Zeit in der Gluth gelegen sein müssen. — Das ist der Ursprung unserer Heilquellen. —

2. Die Felsen bei Stein.

Ein armer Handwerksbursche, der von Baiern herein nach Eger wollte, wurde von der Nacht überrascht und verirrte sich hinter Gettendorf, so daß er nur aufs Gerathewohl hin in der Finsterniß vorwärtstappte. Eine gute Weile stolperte er so fort, bis er endlich schon zum Tode ermattet, von weitem einen Lichtschein erblickte. Er ging auf ihn zu und erkannte, näherkommend, daß es der Schimmer von einem großen Feuer sei, das plötzlich zu seinen Füßen in einer Schlucht auflohte. Um dieses Feuer saßen kleine graue Männchen mit Kappen, die mit Stangen in einem über der Flamme hängenden Kessel herumrührten; andere der Männlein krochen durch Oeffnungen, kaum so groß wie Fuchslöcher, zum Berge hinein und heraus. Innen hörte er ein ununterbrochenes Gehämmer und wenn ein Männlein herauskroch, schleppte es sich immer mit einem Klumpen Felsstein, das in den Kessel geworfen wurde. Nachdem sich der Bursche vom ersten Schreck erholt hatte, stellte er sich neugierig auf die Zehen. um den Inhalt des brodelnden Kessels zu erkennen. Aber wie er das versuchte, wurden einige Steine unter seinem Fuße locker, die hinabrollten und ihn verriethen. Wie der Blitz war eines der Männlein eben bei ihm, zog ihn in den Kreis hinab, worauf man ihm bedeutete, in den Kessel zu greifen. Der erschrockene Bursche zögerte und that, als ihn ein Männlein mit Gewalt zwingen zu wollen schien, einen Schrei. Mit Donnergepolter verschwand der Spuck, er fiel betäubt nieder. Des andern Morgens, als er erwachte, fand er sich in einer tulkn der Steiner Berge liegen, kaum dreihundert Schritte vom Dorf. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, erfuhr er erst, daß ein kühner Griff ihn glücklich gemacht hätte. Denn was im Kessel brodelte, war lauteres Gold, das die Zwerge sammeln, und hätte ihn auch nicht gebrannt, wenn er den Muth gehabt hätte, hineinzulangen.

3. Die Zwergenglocke.

Im Dorfe Seeberg lebte einst ein Förster, der ein grausamer und hartherziger Mann war, dabei aber reich und deshalb gefürchtet; der wollte sich in der Nähe des Kammerbühls, wo er mehrere Grundstücke gekauft hatte, einen Meierhof bauen. Die Zwerge aber, denen die Nachbarschaft dieses bösen Mannes nicht sonderlich angenehm gewesen sein mag, zerstörten allnächtlich wieder, was die Arbeiter am Tage gebaut hatten. Der Förster beschloß ihnen aufzulauern. Eines Nachts stand er Wache und wie sie sich daran machten, die Gerüste einzureißen, schlug er mit seinem Gewehr an und wollte schießen, war aber in selbem Momente ganz starr und wie versteint [1]) und blieb es, bis die Zwerge mit ihrer Zerstörung fertig waren. Da gab ihm jemand den Rath, die Männlein durch Glockenschall, den sie nicht hören können, abzuhalten. [2]) Er ließ wirklich eine Glocke an einem hohen Balken auf-

1) Sonst bringt der Anhauch oder die Berührung der Zwerge Krankheiten oder selbst den Tod. Grimm S. 259. Vgl. den Ausdruck ölaw'n (zu Alp), d. h. ursprünglich: vom Alp gerührt sein, dann sich toll gebärden, mit Ungestüm und Hast umherfahren. Vgl. Petters in Frommanns Zeitschrift Bd. 5; nach Schm. 1, 48. Schmid schwaeb. Wörtrb. 162 und Grimm S. 243. 259 fg. Schon der bloße Blick kann bezaubern. Grimm S. 260.

2) Glockengeläute vertreibt die Zwerge (wobei die Glocke als Symbol des Christenthums zu nehmen ist) Grimm S. 259, Grohmann 1, 170. 173. 176 fg.

richten und sie während der Nacht läuten. Um Mitternacht kamen die Zwerge wieder; er ergriff den Glockenstrang und zog mit aller Gewalt, daß es weithin gellte. Ebenso schnell aber verschwand das neue Gerüste und mit ihm auch der Förster. Lange noch stand die „Zwergenglocke", wie man sie hieß, bis der Balken verfault war. Der Förster aber mußte seitdem als Geist bei der Glocke umherwandern.

4. Das kleine Männlein.

Zum „Hüter" in Reisig (einem Dorfe bei Kammerbühl) kam einst am Abende ein kleines Männchen und bat um Nachtherberge und etwas Speise. Der Hirte schaute sich das Männlein wohl lange an, denn es war kaum anderthalb Schuh hoch und trug einen schwarzen Hut mit gleicher Feder auf dem großen Kopfe und ein Mäntelchen auf dem höckrigen Rücken, aber er nahm zuletzt den seltsamen Gast doch auf und theilte sein bischen Brot und sein Nachtlager mit ihm. Als er des andern Morgens erwachte, war das Männlein verschwunden; in der Schublade des Tisches aber lag ein Stück Gold, gerade so groß, als der Rest des Brotes hätte sein können. Der Hirte war dadurch ein reicher Mann. [1])

5. Der Zwerg am Fuchsrang.

Ein armes Taglöhnersweib ging einst, um für den Winter doch einigen Speisevorrath zu sammeln, in den Wald am Fuchsrang um etliche Schwämme und Preißelbeeren. Aber bis Mittag war sie schon herumgelaufen und hatte kaum einige Schwämmchen gefunden. Müde setzt sie sich unter einen Baum und will das harte Brot, das sie sich von Hause mitgenommen hatte, verzehren. Wie sie den ersten Bissen in den Mund steckt, hört sie etwas rascheln und wie sie sich umkehrt, sieht sie aus einem Fuchsloche ein kleines Wesen mit einem dreispitzigen Hute und schwarzen Mantel hervorkriechen, das sie um etwas Brot bittet. Das gutherzige Weib gibt ihm ein Stück und nöthigt ihm auch einige Beeren dazu auf. Das Männlein bricht ein wenig ab, legt das andere wieder in ihre Schürze und war dann auf einmal verschwunden. Das Weib fürchtete sich und lief aus dem Walde. Doch bald mußte sie langsamer gehen, die Beeren und Schwämme scheinen immer schwerer zu werden. Zu Hause angekommen sieht sie wohl den Grund ein; das übrige Brot war zu Gold, die Beeren und Schwämme zu edlen Steinen geworden.

6. Der Bockreiter.

Wenn der Hüterbube von Reisig auf der Weide war, kam ein kleines Männchen zu ihm und bat ihn, auf dem Ziegenbocke reiten zu dürfen. Der Junge war bald an diese Erscheinung gewöhnt und erlaubte sich nach kurzer Zeit schon Scherze. So schrie er einmal, als das Männlein oben saß, dem Bocke stark ins Ohr und hing ihm dann schnell seine Mütze über. Das Thier lief wie thöricht umher, das Männlein konnte sich nicht erhalten und fiel herunter. Das that dem Buben leid und er half ihm auf. Der Zwerg drohte ihm mit der Hand und ging, kam auch nicht wieder. Als der Junge heimtrieb, fand er, daß sein Geißelstecken von Silber sei.

7. Der Zwerg im Dillenberg. [2])

Am Dillenberge stand einst eine reiche Stadt, die ob vieler Frevel versank. Deßhalb liegen in diesem Berge große Schätze gesammelt, die von einem Zwerge

1) Geschenke der Zwerge wandeln sich in Gold. Grohmann 1, 172. 180.
2) Grohmann gibt (Sagenb. 1, 171) eine gl eiche Sage vom „Tännstein". Hier liegt wohl ein Gedächtnißfehler des Gewährsmannes vor. Ich kenne wenigstens keinen Tännstein; Tannenberg nennt wohl der Volksmund auch den Sct. Anna-Berg bei Eger. Wahrscheinlich ist es indes Verwechslung mit Dillenberg.

gehütet werden. Einmal des Jahres öffnet sich der Berg und zwar am Palmsonntag, so lange die Passion gelesen wird. Dann steht das Thor offen und der Zwerg unter ihm läßt den Glücklichen, der zufällig hinkommt, ein; dort darf er mitnehmen, so viel er tragen kann. Wer sich aber versäumt, muß elend umkommen, denn der Berg schließt sich dann wieder. So ist es vor vielen Jahren einmal, wie man vermuthete, einem Bauer gegangen, der spurlos verschwand.

8. Tilletanzerl.

Vor alten Zeiten war die ganze Kammer (eine Gegend um den Kammerbühl) noch eine weite Haide, auf der sich die Zwerglein viel „erlustierten." In hellen Sommernächten konnte man sie auf dieser und am Bühle selber schon von weitem tanzen und jubeln sehen. [1])

Auch sonst waren sie sehr gut gelaunt. Einer von ihnen hatte gar ein Verhältniß mit einer Dirne aus Reiser und kam allabendlich auf „den Frei" zu ihr. Anfangs hatte sie sich freilich gegen diesen Freier gestemmt, aber mit der Zeit wurde sie duldsamer und hatte ihn schließlich auch recht gern. Nur eines wurmte sie; sie wußte den Namen ihres Liebhabers nicht. So oft sie ihn darum bat, wich er ihr aus und that gar heimlich damit. Das Mädel, die von ihren Kameradinnen ob des namenlosen Liebhabers viel verspottet wurde, wollte endlich mit List dahinter kommen. Da sie von den nächtlichen Tänzen wußte, schlich sie ihrem Schatz, als er einst von ihr gegangen war, nach. Sie versteckte sich im Gestrüppe und bemerkte bald den Reigen. Mitten unter den Zwerglein war ihr Geliebter, der folgendes Liedlein sang:

Wénn dês mâ˜ lèiw.rl wàiss,
dâ-r-i Tilltánz.rl hàiss·,
dèrf i nimma -r-áï˜ï˜.

Ganz erfreut schlich die Dirne fort, sich den Namen wol hundertmal vorsagend. Als das Zwerglein des andern Tages wieder geschlichen kam, sagte sie ihm den Namen vor. Er aber wurde ganz traurig, gab ihr die Hand und sagte: Weil Du meinen Namen kennst, muß ich Dich auf ewig meiden. Sprachs, ging fort und das Mädel sah ihn wirklich nicht mehr.

9. Wasserköpfe.

Eine Frau, die neben ihrem jüngstgeborenen Kinde im Bette eingeschlafen war, hört plötzlich in der Nacht ein Geräusch. Sie springt heraus und kommt eben noch recht, ihr Kind dem Zwerglein zu entreißen, das es schon forttragen wollte.

Eine andere Wöchnerin, die so klug war, einen Kochlöffel als Stubenriegel zu gebrauchen. (— weil die Zwerge dann nicht hineinkönnen) hörte in der Nacht am Schloße rütteln. [2])

Eine Frau in Eger, die unglücklicher als diese beiden war, fand ihr Kind am zweiten Tage nach der Geburt wirklich ausgetauscht. Statt des schönen Kindes lag ein verkümmertes in der Wiege. Diese ausgetauschten Kinder haben aber die Köpfe der Zwerge, d. h. große, unförmliche oder sogenannte Wasserköpfe. [3])

10. Abschied der Zwerge. [4])

Solche und ähnliche Geschichten trieben die Männchen vom Kammerbühle, als

---

1) „Alle Elbe haben unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz. Man sieht sie Nachts im Mondschein auf den Wiesen ihre Reigen führen und erkennt Morgens die Spur im Thau." Grimm S. 264.

2) In andern Gegenden glaubt man, daß ein vor die Thür gelegter Strohhalm aus dem Wochenbette oder ein zum Säugling gesteckter Schlüssel oder die über die Wiege gedeckten Hosen des Ehegatten die Neugebornen vorm Verwechseln Schützen. Grimm, Anhang 82, 389. 86, 484. 87, 510 u. s. f.

3) Grimm S. 263. Neuhochd. Wechselbälge, auch Vielkröpfe, cambiones, althochd wihselinga. Vgl. Grohmann 1, 185 fg.

4) Ueber Auswanderungen der Zwerge: Grohmann 1, 173. 176. 190. 131.

sie noch ungestört waren. Aber seitdem die Kammer (s. o.) urbar gemacht wurde, seitdem man ihnen einen schönen Bauernhof (den s. g. Kammerhof) kaum zwanzig Schritte weit vom Bühl, also förmlich „auf die Nase" gesetzt hat, seit dieser Zeit kamen sie immer seltener zum Vorschein und zogen zuletzt ganz und gar aus dem Egerlande weg.[1]) Das geschah also:

Ein Bauer von Reiser mußte einst mit einem größern Wagen über Land fahren. Auf dem Wege bemerkt er, daß die Pferde langsamer ziehen, als früher. Er schaut sich um und sieht nun, daß auf dem Wagen eine zahllose Menge kleiner Männlein hangen und sitzen, sogar auf den Rädern. Der Bauer fürchtete sich und wollte stille halten; aber sie baten ihn, sie noch eine Strecke weiter zum Fluß hin zu fahren. Das that er. Einige Hundert Schritte von der Eger weg stiegen sie ab und einer fragte ihn, was sie schuldig wären. Als der Bauer antwortete: Nichts, sagte der Zwerg: Vergelt' Dir's Gott. Wir aber kommen nie wieder ins Egerland. Darauf krabbelten sie weiter, bis der Bauer sie aus den Augen verlor. Von dieser Zeit an ruhte ein Segen auf Allem, was der Bauer unternahm. Die Zwerge aber hat Niemand mehr gesehen.

Eger. Heinrich Gradl.

Correspondenz.

Leitmeritz. **Filialausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie.** Die Hebung der Kunst und Industrie ist ein allgemeines Schlagwort geworden, und auf allen Gebieten regt sich das ernste Streben, aus der bisherigen Stagnation herauszukommen. Das Gewerbe, welches früher vollständig vom Geiste künstlerischen Strebens durchdrungen war, ist trotz technischer Vervollkommnung der Werkzeuge, trotz technischer Fertigkeit und Gewandtheit, ziemlich weit zurückgeblieben gegen die Schöpfungen des Mittelalters. Der Sinn für Wohlklang und Harmonie in Form und Farbe, die Innerlichkeit der Auffassung, die künstlerische Durchdringung des Objektes scheinen immer seltener zu werden, und doch wie groß und herrlich stehen in all diesen Dingen die alten Vorbilder vor unseren Augen. Die praktischen Engländer, welche den Werth erkannten, welcher im Kunststudium des Alterthums für Gewerbe und Industrie liegt, schufen ihr South-Kensington Museum, welches einen so mächtigen Impuls gegeben, daß derselbe durch ganz Europa fühlbar ist. Derselben Idee verdankt auch das k. k. österreichische Museum seine Gründung. Statutengemäß hat dasselbe die Aufgabe, für Oesterreich den Mittelpunkt für jene Bestrebungen zu bilden, welche die Hebung der Kunst in der Industrie zum Zwecke haben. Als Reichsanstalt ist es verpflichtet, allen Theilen des Reiches seine Aufmerksamkeit in gleichem Maße zuzuwenden. Eines der wichtigsten Mittel zur Erreichung obigen Zweckes sind die Filialausstellungen. Dadurch tritt das Museum mit allen Industriezweigen des ganzen Reiches in die innigste Verbindung. Photographien und Gypsabgüsse zu den billigsten Preisen sorgen für leichte Aneignung und Verbreitung musterhafter Originale. Schulen und Bildungsanstalten sind die größten Vortheile geboten, daß sie zum Zwecke des Kunstunterrichtes die besten Lehrmittel erlangen können, und so ist der wohlthätige Einfluß eines solchen Institutes nicht genug zu preisen.

Im Jahre 1864 haben solche Filialausstellungen in Gratz, Salzburg und Brünn, im J. 1865 in Preßburg und Linz stattgefunden, und am 15. Sept. d. J. hatte die Schulstadt Leitmeritz das Glück, daß auch innerhalb ihrer Mauern eine Ausstellung eröffnet wurde, welche an Reichhaltigkeit alle bisher stattgefundenen weit übertraf. Außer dem öst. Museum hatten sich zahlreiche Adelige, Stifter und Private mit Origigiinal-Kunstobjekten bei der Ausstellung betheiligt, so daß der Katalog 1167 Nummern aufweist. Es war ein glücklicher Umstand, daß der Stadt Leitmeritz eine Räumlichkeit zur Verfügung stand, welche den großen Anforderungen der Ausstellung zu entsprechen vermochte. Der große geräumige Saal der bischöfl. Residenz, an welchem rechts und links je drei Zimmer sich anschließen, boten hinlänglichen Raum zur über-

1) In dieser Flucht der Zwerge vor Glockengeläute als einem Zeichen des Christenthums, vor Ausroden der Wälder, Ackerbau u. s. w. findet Grimm (S. 259) einen heidnischen Charakter der Wichte. Sie für ein bestimmtes Volk zu halten finde ich nicht nöthig (vgl. Pygmäen der Alten). Ihre Gegenwehr und Verzweiflungskampf gegen das vordringende Kreuz fällt meiner Ansicht nach bei den Zwergen nur deßhalb auf, weil sie eben in Masse auftreten und in Masse fortziehen.

sichtlichen und wohl geordneten Aufstellung aller einzelnen Objecte. Ein Zimmer wurde von der textilen Kunst, mittelalterlichen und modernen Webereien und Stickereien, sammt verschiedenen Stoffen und Musterzeichnungen für diesen Kunstzweig, eingenommen. Die Keramik, als Thon-Porzellan- und Glasgefäße aller Art sammt den Mosaiken und Fliesen nahmen 3 Zimmer in Anspruch; die Metallotechnik im weitesten Sinn des Wortes ein Zimmer, endlich die graphischen Künste einschließlich die architektonischen Entwürfe, die Manuscripte und Druckwerke, die Modelle und Gypsabgüsse füllten den großen Saal, welchen als kunsthistorische Zugabe ein Zimmer mit kostbaren Kupferstichen und Oelgemälden alter und neuer Meister folgte. Zudem hatten viele Industrielle, Institute und Anstalten ihre Arbeiten ausgestellt und repräsentirten dadurch die Arbeit der Gegenwart und das Streben der neuen Zeit in der schönsten Weise.

Gleich der Eintritt in die Ausstellung bot Gelegenheit zu den interessantesten Betrachtungen. Die textile Kunst, Weberei, Stickerei, Tapeten, Gewänder, Teppiche, Spitzen, Sammt und Seide, mit Gold und Silber gewebt und gestickt, vom 13. Jahrhundert bis in die neue Zeit, zeigt uns die herrlichsten Zeichnungen in Bezug auf Styl und Farbe. Die interessantesten Gegenstände dieses Faches sind aus der ehemaligen Bock'schen Sammlung, nunmehr Eigenthum des öster. Museums, darunter sind: Seidengewebe, sarazenische Fabrikate aus dem 13. und 14. Jahrhdt., Sammtgewebe aus dem 14. und 15. Jahrhundert, Seidengewebe aus dem 16. Jahrhundert, Stickereien aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mit wunderbarer Zeichnung, ferner eine Sammlung von 34 Stück japanesischen Ledertapeten und endlich eine Sammlung Liturgischer Ornate aus dem 15. Jahrhundert ebenso interessant in kunsthistorischer als in technischer Beziehung. Bei letzteren ist besonders erwähnenswerth die schöne stylistische Zeichnung der Ornamente in geschnittenem Sammt, die schönen Füllungsornamente der Kreuzstreifen, und die äußerst ausdrucksvollen figuralen Stickereien. Die Krone dieser Abtheilung bildeten jedoch die berühmten burgundischen Gewänder, unstreitig das Höchste, was je die textile Kunst hervorgebracht. Doch auch die Neuzeit war hier mit recht schönen Arbeiten vertreten, welche bereits den wohlthätigen Einfluß des Museums auf die deutlichste Weise manifestiren, und das Streben nach stylgemäßer Zeichnung erkennen lassen. Die Pluvialkappen, Brokats, Streifen, Borduren, Himmelbehänge und Stolen aus der Kunstanstalt für Stickerei und Weberei von Giani in Wien, die Spitzen von Zwirn aus der Tulle Anglais Fabrik von Faber 2c. Comp. nach Fischbachs Entwürfen, sowie von letzterem 20 Stück Papiertapeten, ausgeführt von Siebinger in Prag, sind schon deshalb erwähnenswerth, weil die unmittelbare Benützung der Bock'schen Sammlung in der erfreulichsten Weise zu Tage tritt. Ebenso zeigten jene Teppiche von Dierzer 2c. Comp. in Wien, welche nach dem in Salzburg aufgefundenen römischen Mosaikfußboden gearbeitet sind, jenes anerkennenswerthe Streben nach Styl.

Den besten Übergang der textilen Kunst zur Keramik bildete eine Sammlung von 100 Stück Fliesen und Fayencen für Fußbodenbekleidung, so wie 54 Stück für Wandbekleidungen mit äußerst geschmackvoller Zeichnung und Farbe, ferner 3 Stück Florentiner Mosaikbilder aus dem Stablimento Scordilli in Venedig von Sr. Majestät dem Kaiser angekauft für die Kirche zu Kladrub. Die zweite Abtheilung enthält die Keramik. Antike Thonlampen und Thongefäße aus Herkulanum und altheidnische Gefäße aus Böhmen führen uns zurück in das graue Alterthum, diesem folgte eine reiche Sammlung altdeutscher Humpen, Thongefäße und Thonkrüge aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Krüge aus Serpentinstein, aus Holzgeflecht und Holzmosaik. Darunter eine Menge, welche als wahre Muster von gutem Geschmack in Bezug auf Styl, Form und Dekoration die Aufmerksamkeit erregten; diesen folgten die schönen Majoliken und Fayencen, die altholländischen, alt Meißner und alt Wiener Porzellane, diese Massen von Theekannen, Kaffeeservice, Schalen, Vasen, Näpfen 2c. bis zu den feinsten Nippsachen; Besonders erwähnenswerth ist eine schöne Gruppe von echt chinesischem Porzellan, als: Teller, Schüsseln, Schalen, Vasen, Pagoden und Figuren. Die moderne französische Fayence war durch die Fabrik von Jean und Dek vertreten, meistens Imitationen alter Originale, besonders reizend war eine Biscuitbüste der Clytia, sowie ein Mädchen mit einem Hunde spielend, die schönen Reflexe des Stoffes wirkten reizend, bei den mit viel künstlerischem Geschick behandelten Objekten. Doch noch reicher als die Porzellanabtheilung war die zunächst hier anschließende Exposition der Glaswaaren aus Haida und Steinschönau. Bei der Masse von Objekten, von mitunter großer Schönheit, beschränken wir uns darauf, die Firmen anzuführen, welche sich bei der Ausstellung betheiligten. Aus Steinschönau fanden wir die Firmen: Palme — König und Comp., J. Müller, C. G. Knechtel, J. Zahn und Comp. Seb. Weidlich und Comp., Stelzig und Palme, Czerney und Comp., Josef Conrad und Comp., Kittel und Comp., Ahne und Florian Horn vertreten. Aus Haida waren: Pelikan et Basch, August Hegenbarth, J. Grohmann, Unger et Comp. betheiligt. Daß die Glasindustrie in Böhmen bedeutenden Aufschwung nimmt und auch in der Form, im Styl und geschmackvoller Gestaltung immer mehr künstlerischen Werth erhält, läßt sich nicht bezweifeln; dieß trat bei dieser Gelegenheit wieder deutlich hervor.

Die 3. Abtheilung enthielt die Metallotechnik und die Schnitzereien in Holz und Elfenbein. Hier waren in erster Reihe die ausgrabenen Bronzegegenstände zu betrachten: Römische Opferlöffel, Dreifüße, Spiegel, Nadeln und Agraffen; so wie die aus Böhmens heidnischer Vorzeit gesammelten Bronzewaffen, Palstäbe, Ringe 2c. mit schönem grünem Malachitüberzug. Auch im Bereiche der Metallotechnik lieferte das Mittelalter wahrhaft Musterhaftes: die

Eisenrüstungen mit Gold und Silber ornirt, die Lanzen, Schwerter, Armbrüste, Gewehre und Waffen aller Art waren ebensowohl Gegenstände des Kunstfleißes und stylistischen Formausdruckes, als die kleinen Geräthschaften des täglichen Gebrauchs als: Messer, Gabeln, Schüsseln, Gefäße, Bügeleisen, Schloß und Schlüssel 2c. Die Ausstellung enthielt auch nach dieser Richtung wahre Schätze, die nicht allein wegen ihres historischen Interesses, sondern wegen ihrer oft wunderbaren Schönheit allgemein fesselten. Besonders erwähnenswert ist die Sammlung von Schießwaffen, mit Elfenbein auf die mannigfachste und kunstvollste Weise ornirt, oder mit schönen Holzschnitzereien geziert, die Holzreliefs aus dem 16. und 17. Jahrhundert, altdeutsche Schule, die Crucifixe in Holz und Elfenbein geschnitzt, die Elfenbeinpokale, Fächer, figurale Gruppen 2c. Die Kästchen und Schränke mit Elfenbein oder Perlmutter ornirt, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sowie 2 kleine Gebetbücher, wovon das erste mit Silbereinband, Edelsteinen und Email in der venetianischen Filigranarbeit des 16. Jahrhunderts, der Einband des zweiten in getriebenem Eisen mit schöner Renaissancezeichnung besonders erwähnt zu werden verdienen. Moderne Arbeiten waren in dieser Abtheilung aus den Ateliers von E. Haas, sowie von Faber in Wien durch galvanoplastische Reproductionen vertreten, wovon besonders eine Schüssel sammt Gießgefäß von prachtvoller Wirkung war Moderne Stahlwaaren von Rösler und Comp. in Nixdorf erhielten vielen Beifall. Die moderne Holzschnitzerei fand eine würdige Repräsentation durch den ausgestellten Kaiserpokal von Rint, welcher vom prager Dombauverein zum Besten des Dombaues verlost wird.

Der Eintritt in den großen Saal ließ uns im flüchtigen Blick ermessen, daß hier die graphischen Künste vertreten sind. Den Reigen eröffnen die Handzeichnungen und Vorlagen englischer Zeichenschulen, gesammelt vom South Kensington Museum in London; Zeichnungen aus der Architektenschule zu Wien; Schülerzeichnungen von der Oberrealschule zu Leitmeritz und Böhm.-Leipa, Schülerarbeiten von der Zeichen- und Modellirschule zu Steinschönau; diesen folgte die Landschaftsschule von Vincent Brooks in London; Studien von der Royal Academie zu London, so wie die interessanten Farbendrucke der Arundel Society, ferner die Photographien des k. k. öster. Museums, von Handzeichnungen des Rafael Santi, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rubens, Rembrandt, Albrecht Dürer 2c. 2c., ferner von Gefäßen und Geräthschaften in Glas, Bergkrystall, Porzellan, Holz, Elfenbein, Gold, Silber, Bronze u. s. w. zum Zwecke des Kunststudiums war diesem, außer anderen kostbaren Druckwerken das Hefnerische Werk, „Geräthschaften und Kostüme des christlichen Mittelalters" beigegeben. Für Zeichnenschulen waren von besonderem Interesse die Photographie der an der Wiener Akademie sich befindlichen Schmutzerischen Köpfe, so wie die Gypsabgüsse von verschiedenen Kunstgegenständen des k. k. Museums. An den Wänden des Saales erblickten wir den Originalplan der Votivkirche zu Wien von Ferstel, Projecte von den Architekten Fr. Schmidt, Jos. Moker, colossale Photographien von den Pavillonen des Louvre zu Paris, Cartone für Glasmalerei gothischer Fenster, so wie zwei Cartone für Frescogemälde von Rahl, ferner eine Sammlung von werthvollen Kupferstichen und Holzschnitten von A. Dürer, M. Schanganer, A. Mantegna, H. Biuk, L. Krug, W. Stuber, Hopfer, Raimondi, M. Deute und Rembrandt.

Eine besondere Abtheilung bildeten die alten Manuscripte, Schriften und Druckwerke. Von kunsthistorischer Bedeutung sind besonders die beiden großen Cancionale von Trebnitz, und Leitmeritz, beide aus dem 16. Jahrhundert. Dieß letztere berühmte Missale ein Pergamentcodex in Folio, ist mit Miniaturen reich geschmückt und enthält außer den Wappen des Jakob Ronowsky de Welgnau, der Stadt Leitmeritz, des Wenzel Rzepnic einen Cyklus religiöser Darstellungen und Scenen aus dem Leben des Johannes Huß, hat einen schönen stylgemäßen Einband mit Messingbeschlägen und Bändern, und ein Gewicht, daß 2 starke Männer zu dessen Transportirung erforderlich sind. Von nicht minderer kunsthistorischer Bedeutung ist ein Buch aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Miniaturen auf Pergament, darstellend verschiedene Gewerbe und Beschäftigungen, Gartenbau, Feldbau 2c., welches besonders in Bezug auf die Kostümkunde des 14. Jahrh. eine wahre Fundgrube bildet. Aus der Menge von herrlich geschmückten Pergamentgebetbüchern und Druckschriften heben wir noch besonders „die Schreibekunst von Michael Baurenfeind, Nürnberg 1716" hervor, welche in Bezug auf Schreibunterricht und Methode viel schätzbares Material enthält. An die Miniaturmalereien, deren einige bis ins 13. Jahrh. zurückreichen, schloß sich die Oelmalerei an. Hier wo die Kunst als Selbstzweck erscheint, und losgelöst ist von den Bedingungen, welchen gewerbliche Objekte unterliegen, tritt das Ideal des Künstlers und seiner Zeit deutlicher zu Tage. Auch nach dieser Richtung bot die Ausstellung bedeutende Schätze, von denen wir unter andern: Eine Madonna aus der Schule des van Eyk, 1491, Die Versuchung des hl. Antonius von Lukas Kranach, Eine Madonna von Batoni, einige Bilder von Platzer, die hl. Nacht von van Steen, ein Schlachtbild von Snyders hervorheben. Die moderne Malerei war durch Tkadlik, Lhota, Kamphausen, Swoboda, Kroupa, J. Gruß, Navratil, Pippenhagen, Steffen und Krause vertreten. Es bleibt uns noch zu bemerken, daß die Ausstellung am 21. Oct. geschlossen wurde und weit über 6000 Besucher zählte. Wir schließen diesen Bericht mit der festen Ueberzeugung, daß diese Ausstellung von großer Bedeutung für die Kunst und Industrie des nördlichen Böhmens gewesen, daß hiedurch eine mächtige Anregung den Gewerben gegeben, und die Aufklärung über die Ziele und Wege, welche eingeschlagen und verfolgt werden sollen, wesentlich verbreitet worden ist.

Prof. Krause.

Aufruf.

Da in den Zeitungen, Monatschriften, Jahrbüchern u. s. w. ein reiches Material für die Geschichte enthalten ist, so gehört es mit zur Aufgabe unseres Vereines, die **Zeitungen und Zeitschriften unseres Vaterlandes** insbesondere zu sammeln, der Bibliothek einzuverleiben und so der Zukunft aufzubewahren. Die Lösung dieser Aufgabe ist aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, sie kann nur durch das Zusammenwirken Vieler erfolgen. Wir wenden uns daher vertrauensvoll an die P. T. Herren Mitglieder mit dem ergebenen Ansuchen, uns zur Vervollständigung der in Böhmen erschienenen Zeitungen und Zeitschriften behilflich zu sein und fügen zu dem Zwecke eine Zusammenstellung derjenigen Zeitungen bei, in deren Besitz sich der Verein bereits befindet:

Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Von den Jah- 1822 bis 1826; 1833 bis 1836.

Neuere Abhandlungen derselben Gesellschaft: 3. Band, 1798.

Anzeiger aus dem südlichen Böhmen: 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.

Bohemia (früher Unterhaltungsblätter): 1828 bis 1849; 1850 1. Halbjahr; 1851, 2., 3. und 4. Quartal; 1852 bis 1862, 1864, 2. Halbjahr; 1865.

Böhmische Westbahn: 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.

Constitutionelles Blatt aus Böhmen: 1848, 1849, 1.—3. Quartal; 1851, 2.Halbjahr. 1852, 1. Halbjahr.

Deutsche Zeitung aus Böhmen: 1848, 4. Quartal; 1849, 1850; 1851 bis 11. Mai.

Erinnerungen: 1., 2., 4., 6. und 24. Jahrgang.

Hlas: 1862, 4. Quartal; 1863, 1864, 1865 bis 14. Juni.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen: Jahrgang 1827, 1828, Jänner bis Juli, dann Oktober; 1829; Hiezu

Jahrbücher des böhm. Museums. Jahrgang 1830 und 1831.

Prager Morgenpost: 1862, 4. Quartal; 1863; 1864 bis 29. Oktober.

Národ: Vom 15. Dezember 1863 bis Ende Dezember 1864; 1865.

Národni Listy: 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Ost und West: 1841; 1847 und 1848.

Politik: Monat Dezember v. J. 1862; 1863 bis 1865.

Prag: Beiblätter zu Ost und West: 1843 bis 1845.

Prager Zeitung: 1817; 1818 (blos den nicht politischen Anhang); 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Reichenberger Zeitung: 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Saazer Anzeiger: 1841 bis 1843 (sehr defekt).

Tagesbote aus Böhmen: 1861 bis 1865.

Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Jahrgang: 1824; 1825; 1828; 1829; 1832 bis 1837; 1840 bis 1844; 1846 bis 1853 und 1855—1856.

Die Wage: 1848. Nr. 1 bis 35.

☞ Denjenigen P. T. Herren Mitgliedern, welche **Diplome** zu bekommen wünschen, werden dieselben gegen Einsendung der Stempelgebühr von 50 Nkr. zugesendet.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereins.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in **Böhmen** beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder	50 Nkr.
Ladenpreis	80 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder	1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder	20 Nkr.
Ladenpreis	30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	35 Nkr.
Ladenpreis	50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	70 Nkr.
Ladenpreis	1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder	2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis	5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder	1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr
Ladenpreis	70 Nr

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. VI.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Historische Reflexionen. Von Dr. C. Höfler.
2. Die Jungherren von Prag. Von B. Grueber.
3. Das Wolinka Thal. — Skizzen aus dem Böhmerwald IV. Von L....r.
4. Miscellen: 1. Graslitz im J. 1821. — Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend.
5. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr. 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 15. März 1866.)

Eigenthum des Vereines.

Im Verlage von **E. Avenarius** in **Leipzig** erscheint auch für das Jahr 1866:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Professor Dr. Friedr. Zarncke.

Wöchentlich eine Nummer von 12—16 zweispaltigen Quartseiten. Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt" ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeischrift**, welche einen Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft (selbst die Landkarten) gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich über 20, jährlich also etwa 1200 Besprechungen.

Ausser diesen Besprechungen neuer Werke bringt es eine Angabe des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale, der Universitäts- und Schulprogramme Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz; die Vorlesungs-Verzeichnisse sämmtlicher Universitäten und zwar noch vor Beginn des betreffenden Semesters; eine umfängliche Bibliographie der wichtigern Werke der ausländischen Literatur; eine Uebersicht aller, in andern Zeitschriften erschienenen ausführlichern und wissenschaftlich werthvollen Recensionen; ein Verzeichniss der neu erschienenen antiquarischen Kataloge, sowie der angekündigten Bücher-Auctionen; endlich gelehrte Anfragen und deren Beantwortung, sowie Personal-Nachrichten. Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges alphabetisches Register beigegeben.

Prospecte und **Probenummern** sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Sechstes Heft.

Historische Reflexionen.

Von **Constantin Höfler.**

1. Das böhmische Königthum.

Niemand wird heutzutage im Angesichte der urkundlichen Belege, die wir besitzen, läugnen, daß die Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens wesentlich das Werk der deutschen Kaiser und eine Folge des inneren Verbandes Böhmens mit dem deutschen Reiche war, dessen edles Glied, nobile imperii membrum, zu sein, Böhmen sich fort und fort urkundlich rühmte. Es erlangte theils durch K. Heinrich IV., theils durch die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. die königliche Würde.

Im Hinblick auf die ausgezeichneten Dienste, welche das ganze Volk der Böhmen seit alten Zeiten dem römischen, d. h. deutschen Reiche leistete [1]), ernannte K. Friedrich II. den Otakar zum Könige und übergab ihm und den nach ihm gewählten Königen die Regalien, die sie ohne die gewöhnliche Hoftaxe erhalten sollten. Er gewährte K. Otakar Wiedererlangung der alten dem Königreiche entfremdeten Gränzen, das wichtige (königliche) Recht die Landesbischöfe zu investiren, wodurch von selbst wegfiel, daß sie deutsche Reichsbischöfe werden konnten. Die böhmischen Könige sollten nur zu den Hoftagen in Merseburg, Bamberg und Nürnberg zu erscheinen verpflichtet sein und bei einem Römerzuge zur Kaiserkrönung die Wahl haben, 300 Bewaffnete zu schicken oder 300 Mark zu zahlen.

Friedrich II bestätigte dann auf Bitten Heinrichs Markgrafen von Mähren und der Universitas der Magnaten und Edlen Böhmens die Wahl des Erstgebornen K. Otakars, gewährte (concedimus) diesem das Königreich, wie es sein Vater besaß. Er übergab in ähnlicher Weise dem K. Wenzel das Reich seines Vaters 1231. [2])

Es war hierin nicht etwas Gemachtes und Künstliches, sondern etwas natürlich Gewordenes. Erst unlängst hat der sorgsamste Forscher in der böhmisch-mährischen Geschichte, Dudik, aufmerksam gemacht, daß seit dem Jahre 1041 Böhmen und das dazu gehörige Mähren zwei Jahrhunderte hindurch nie feindlich gegen den deutschen Kaiser auftrat, sondern Böhmen und Mährer für die kaiserliche Sache 1075 an der Unstrutt, 1078 in Schwaben und Deutschburgund, 1079 in Sachsen, 1087, 1127 vor Nürnberg, dann in Italien kämpften, Polen und Wenden bekriegten. Die böhmischen Herzoge nahmen die Lehensfahne aus der

1) Nos attendentes praeclara devocionis obsequia, quae universa Boemorum gens ab antiquo tempore Romano exhibuit Imperio. Diplom K. Friedrichs II.

2) Regnum R. confirmamus regi W. tenendum et possidendum sicut tenere debet a nobis et imperio.

Hand der deutschen Kaiser, Jaromir von Heinrich II., Spitihnew II. von Heinrich III., Udalrich und Boriwoy von Heinrich IV., Sobeslav von Lothar III., Sobeslav und Heinrich Bretislav von Kaiser Friedrich I., Přemysl Otakar von K. Heinrich VI. „Einige von ihnen hielten die Uibernahme der Lehensfahne aus der Hand der deutschen Kaiser für die einzige Möglichkeit sich auf dem böhmischen Throne zu behaupten. Sobeslav ließ 1138 seinen Sohn Wladislaw durch K. Konrad III. belehnen und erst nachträglich durch den Landtag anerkennen." [1])

Böhmen hatte durch eigene Wahl seine Stellung unter den übrigen Völkern eingenommen. Dem gemeinsamen Zuge aller slavischen Völker folgend hatte es sich seinen Dualismus geschaffen und während die Gräcoslaven an Constantinopel, die Südslaven an Ungarn ihren Mittelpunkt fanden, schlossen sich die Böhmen an das deutsche Reich an; ihre Herzoge wurden Reichsfürsten und erlangten dadurch einen Einfluß auf Mitteleuropa, welchen sie ohne jenen nie erlangt hätten.

Es blieb diese Stellung, auch als um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die alte Kaisermacht unterging.

Nach der Absetzung K. Friedrichs investirte K. Richard den K. Otakar II. mit den 2 Fürstenthümern (principatibus) des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren, die seine Vorfahren vom Reiche hatten, [2]) und ebenso mit den 2 Herzogthümern Oesterreich und Steyer, und zwar sowohl Otakar als seine Nachfolger, welche ihm in den Lehen (in bonis feudalibus) nach dem Rechte und der Gewohnheit des heil. Reichs rechtlich (de jure) nachfolgen können und müssen. Rudolf von Habsburg gewährte dann dem K. Wenzel II., daß das Land und Fürstenthum Breslau und Schlesien, die Reichslehen seien (quae a nobis et imperio habentur in feudum), nach dem Tode des Reichsfürsten Heinrich (noster princeps) dem K. Wenzel als Erbe zufallen würden. (1290.) [3])

Damit aber auch das Recht des Böhmenkönigs am Reiche gewahrt werde, wurde dem K. Wenzel das erbliche Reichsschenkenamt, so wie das Churrecht, dessen schon K. Friedrich II. gedacht hatte, von K. Rudolf bestätiget. Unter K. Albert, dem zweiten Habsburger, welcher die Stimmen der Churfürsten fast um jeden Preis zu erlangen suchte, schien sich aber die Verbindung Böhmens mit dem deutschen Reiche, wenigstens was die Verpflichtungen der böhmischen Könige be-

1) Dudik Band IV. S. 259.

2) Quos et quae — juste et rationabiliter ab imperio tenuerunt.

3) Auch in anderen Urkunden Rudolfs heißt es in Betreff Breslau's und Schlesiens, quem principatum a nobis et imperio dux Wratislaviensis recepit. In einem Formelbuche des XIV. Jahrhunderts, in welchem sich Angaben aus offenbar viel älterer Zeit finden, trifft man folgende Aufzeichnung:

Nota electores ad imperium: Primus Ludvicus dux Bavariae.
secundus rex Bohemiae,
tercius: dux Austrie,
quartus: marchio Brandenburgensis,
quintus: Archiepiscopus Maguntinensis,
sextus: Archiepiscopus Trevirensis,
septimus: Archiepiscopus Coloniensis,
octavus: (dux) inferioris Bavarie.

(Cod. Cap. Prag J. 40) S. 57 folgen dann die im XIV. Jahrh. geltenden electores mit einer Aufzählung aller damals lebenden Könige Europa's. In einem Commentar zur goldenen Bulle heißt es: De rege Bohemie dicunt doctores: nescitur quo jure ipse habeat interesse (electioni Regis Romanorum) nisi forte quia per potentiam se intravit et sic ipse est arbiter electorum quando sunt discordes, sed quando sunt concordes, tunc ipsi non vocant eum et ipse est pincerna Imperatoris. Hodie tamen ex legibus novis Karoli quarti etiam habet jus, ut ex bulla patet aurea declaratione.

Imperator est dominus mundi. Rex autem Francie de lege comuni subditus debet esse ei, sed ex privilegio exemptus est speciali. Imperator incipit omnes literas suas: in nomine domini J. Ch. ut profiteatur se Christianum. Papa autem non scribit quia est vicarius ejus. Cod. Bibl. Un. I. G. 11. Fol. XV.

traf, vollständig lösen zu wollen, da dieser dem Könige Wenzel II. und dessen Erben Befreiung von jeder Dienstleistung zuerkannte, welche er in Betreff seiner gegenwärtigen und künftigen Reichslehen zu leisten hatte (1298) und alles dem guten Willen der Böhmenkönige überließ;[1]) er gewährte ferner den Böhmenkönigen, daß sie zu keinen Hoftagen, Parlament, Reichszuge, persönlich zu kommen, Boten oder Leute zu schicken hätten, so daß, wenn dieses Versprechen in Kraft getreten wäre,[2]) der Verband Böhmens mit dem deutschen Reiche sich nur auf das große Vorrecht der Theilnahme der böhmischen Könige an der Königswahl erstreckt hätte. Böhmen befand sich damals auf dem Wege durch Erlangung von Polen und Ungarn Mittelpunkt eines Ostreiches zu werden, das jeden Einfluß des deutschen Reiches auf sich hindern, einen sehr bedeutenden auf letzteres aber gewinnen konnte.

Diese Monarchie, bereits so gefährlich für Deutschland, hoffnungsvoll für Böhmen, schwand so rasch als sie entstanden war; es folgte auf das Aussterben der Premysliden die Erhebung eines habsburgischen Herzogs von Oesterreich auf den böhmischen Thron, eines Herzogs von Kärnthen, eines Grafen von Luxemburg, dreier deutscher Fürsten an die Stelle eines slawischen Geschlechtes. Es trat dann selbst eine der bedeutendsten staatsrechtlichen Veränderungen ein, welche die böhmische Geschichte kennt, indem der Wahl des Herzogs von Kärnthen zum Böhmenkönige entgegen der deutsche König Heinrich, Großvater K. Karls IV, an dem Grundsatze festhielt: das Königthum Böhmen sei durch den Tod des letzten Premysliden als unbeerbt im Mannesstamme dem römischen Reiche unbedingt anheimgefallen (devolutum)[3]); der von Kärnthen, den einige Edle zu eigenem Vortheile in das Land gerufen, nicht damit er als ihr König herrsche, sondern damit sie ihn beherrschten, sei zum Königthum weder fähig noch berechtigt. Das Königreich Böhmen ist in unserer Hand und demjenigen werden wir es geben, welchem wir es geben wollen.[4]) Nach diesem Grundsatze, welcher in voller Uibereinstimmung mit dem früher in Böhmen dem Kaiser gegenüber ausgesprochenen Satze war: terra nostra camera tua est, ward nun auch verfahren. Die Rechte der Prinzessin Anna, älterer Tochter K. Wenzels II. und älterer Schwester des verstorbenen Wenzels III., wurden von dem deutschen Könige Heinrich VII. verworfen und des letzteren Sohn, nachdem er in üblicher Fürstenweise dem Reiche den Eid geleistet, zum Böhmenkönige erhoben, ihm Rechte, Titel und Namen eines Reichsfürsten gewährt (Rex Johannem regem Bohemiae constituit, jus titulum et nomen principis sibi contulit.)[5]) Es sind dieselben Ausdrücke, welche wir schon früher in den Urkunden deutscher Könige kennen lernten; es ist dasselbe Verfahren, welches in den Tagen premyslidischer Herzoge wiederholt statt fand. Es ist die Anwendung derselben Reichsgrundsätze, nach welchen K. Otakar die Babenbergischen Herzogthümer gewann und verlor. Nicht blos daß Böhmen durch den König und nachherigen deutschen Kaiser Heinrich einen König erlangte, erhielt es auch eine Dynastie (Johann, Karl, Wenzel, Sigmund), die seiner Könige und Kaiser.

Aus der Hand des Königs Heinrich hatte 1086 Wratislav den königlichen Reif erhalten, ersterer ihm denselben eigenhändig auf das Haupt gedrückt; gleiches war von Seite Friedrichs I. mit Wladislaus I. geschehen; so war es noch im XIV. Jahrhunderte, in der Blüthezeit des böhmischen Königthums gehalten worden.

1) Nisi quantum ipsi de bona voluntate voluerint exhibere.

2) Actum et datum ponantur loco et tempore ubi fiet. Cod. Univ. I. G 11.

3) Auch bei der Verleihung der Mark Budissin durch Ludwig d. B. an König Johann 1320 ward der Grundsatz aufgestellt: marchiam et terram Budissinensem etc. quae ad imperium ex eo quod Woldemarus marchio Brandenb. sine herede decessit, fuerat devoluta.

4) Chronicon aulae regiae c. 90.

5) Chr. Aul. Reg. c. 101.

Wer für Thatsachen nicht blind, für die Gesetze der Logik nicht taub ist, muß einsehen, daß durch Erwerbung des Königthums, welches eben nach damaligen Begriffen nur Papst oder Kaiser verleihen konnten, des Erzmundschenkenamtes und Churfürstenthumes, woran sich später selbst das Kaiserthum anreihte, eine Fülle von Rechten, von Macht, Einfluß und Ansehen Böhmen zukam, welche ohne die Verbindung mit Deutschland Böhmen nie zugekommen wären.

Wenn man aber sagt, Böhmen hätte sich nie in die deutschen Verhältnisse einmischen sollen, so ist diese Anschauung ebenso thöricht, wissenschaftlich unerlaubt, als wenn man sagen würde, was gleichfalls oft genug gehört wird, Deutschland hätte sich nicht in die italienischen Angelegenheiten einmischen sollen. Nun wenn es die deutschen Könige nicht thaten, so thaten es die burgundischen, die französischen und Deutschland hatte nicht blos das Nachsehen, sondern auch den Schaden, wenn sich an seiner südlichen und westlichen Gänze eine Uibermacht erhob, welcher das kleine deutsche Reich nicht gewachsen war! Wenn es aber, wie man im XIX. Jahrhunderte glaubt, Böhmen so leicht gewesen wäre, sich des Einflusses auf Deutschland zu entschlagen, warum haben es denn die böhmischen Fürsten, welche ihre Lage jedenfalls besser überblickten als die Doctrinäre der Gegenwart, nicht besser gemacht? Wo sie konnten, suchten sie deutsche Reichslande zu erwerben. Mit den Sachsen führten sie unter Heinrich IV. einen verheerenden Krieg, von welchen sich Wratislaus eben so gut freimachen konnte, wenn er gegen Heinrich IV. auftreten wollte, als die Sachsen gegen diesen aufgetreten waren. Wer zwang Otakar I. sich in die großen Kämpfe zwischen Welfen und Hohenstaufen hineinzustürzen, den Welfen Otto IV. zu verlassen und im Widerspruche mit der Politik seines Hauses den päpstlichen Candidaten des deutschen Königthums zu unterstützen? Wenn es eine Thorheit war, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen, warum trachtete denn Otakar II. mit aller Gewalt nach dem Besitze von Oesterreich, Steyer und Krain? Warum sein Nachfolger nach dem Besitze von Meißen? warum Vater und Sohn nach dem von den schlesischen Reichslanden? Wie kurzsichtig aber war dann erst jene Partei unter den Eingeborenen, welche Otakar hinderte, nach dem der eine Schritt geschehen war, den zweiten zu thun und das deutsche Königthum zu gewinnen? Muß nicht, um Otakar als Staatsmann zu retten, zu dem verzweifelten Versuche geschritten werden, die so sichere Thatsache, daß ihm die deutsche Krone angeboten wurde, zu läugnen? Trachteten, als Oesterreich aufgegeben werden mußte, die böhmischen Könige nicht erst noch nach dem Besitze von Meißen, nach dem von Schlesien, der Lausitz, Brandenburgs und Nordbaierns? Gewahrt man denn nicht, in welchen Widerspruch man mit sich selbst geräth, wenn man eine moderne politische Anschauung in die Geschichte hineinträgt und dadurch die tüchtigsten böhmischen Fürsten zu schlechten Politikern macht, um eine verfahrene Politik der Gegenwart zu retten? Aber, sagt man zuletzt, gesetzt es wäre so — es ist aber so und nicht anders — was würde dieses alles beweisen? Die deutschen Könige und Kaiser haben in Bezug auf die inneren Verhältnisse Böhmens doch keinen Einfluß ausgeübt und ob Böhmen ein deutsches Lehen war oder nicht, ist somit in dieser Beziehung ganz gleichgiltig. Dieser Einwurf kann eigentlich nur von denjenigen erhoben werden, welchen eine tiefere Kenntniß der deutschen Geschichte mangelt: denn einmal müßten diese wissen, daß der Einfluß des deutschen Königs auf das Innere der deutschen Staaten (Territorien) an und für sich ein geringer war und immer mehr schwand, je mehr die eigentlichen Regalien von den Königen weg an die Fürsten kamen. Was also manche Wortführer als ein Attribut Böhmens ansehen, fällt den andern Territorien mehr oder minder gleichfalls zu. Der für Böhmen angeführte Satz beweist somit nichts, weil er zu viel beweist. Fürs Zweite ist es eine gleichfalls bekannte Thatsache, daß sich in Betreff der alten und der neuen Länder des deutschen Reiches ein bemerkbarer Unterschied ausbildete und die eigentlichen Marken wie

die Gränzländer nach und nach für sich größere Privilegien erlangten als die älteren und Stammesterritorien, die ältern Herzogthümer. Wenn es sich aber um die Frage des Einflusses handelt, so kann sich kaum ein größeres Merkmal auffinden lassen, als wenn ein Reich über das Fürstenthum des betreffenden Landes im Guten wie im Schlimmen verfügt, sei es dasselbe aus einem Herzogthume zum Königthum erhebt, sei es Jemanden zum Könige constituirt, sei es gerade zu eine Dynastie einsetzt. Oder kann man sich etwa einen höheren Grad von Einfluß vorstellen, als wenn die Merowinger diesen oder jenen zum Herzoge von Baiern erhoben, wie es die Hohenstaufen in Betreff der Premysliden gethan? Oder soll man sich den Einfluß Deutschlands auf Böhmen so vorstellen, daß der deutsche König zwar in Betreff der böhmischen Fürsten nichts zu sagen hatte, aber in Betreff böhmischer Verbrecher und Verbrechen, und der Einfluß des deutschen Königthums somit nach der innern Gesetzgebung unmittelbar gerichtet gewesen wäre, gleich als wenn es dem deutschen Könige hätte einfallen können, beliebig den Sachsen ihr Sachsenrecht, den Schwaben das schwäbische, den Baiern das bairische zu nehmen? Dieser Einwurf, welcher das beliebteste Argument bildet, widerlegt sich von selbst und bedarf somit, um in sein Nichts zu zerfallen, nur daß auf die sehr einfache Thatsache hingewiesen wurde, Böhmen war im Anfange des XIV. Jahrhunderte an das Reich heimgefallen und wurde von diesem besetzt. Es erhielt in Folge seines Rechtsverhältnisses zum deutschen Reiche von diesem eine Dynastie, welche Böhmens Glanz und Herrlichkeit bildete.

Unwillkürlich fragt man, wo war denn damals die Sct. Wenzelskrone? War sie noch nicht vorhanden, so giebt es also eine lange und sehr bedeutende Periode, in welcher man nichts von ihr wußte und gehört sie somit einem neueren Datum an, ist das historische Recht nicht auf ihrer Seite. War aber schon damals eine Krone vorhanden, so vertrug sich mit ihr der Grundsatz, daß sie nicht vom hl. Wenzel herstamme, sondern vom deutschen Reiche; mit einem Worte die sogenannte Sct. Wenzelskrone stammt nicht von Herzog Wenzel, welcher als solcher gar keine Krone zu tragen hatte, sondern von dem deutschen Kaiser. Oder haben je die böhmischen Könige Wratislav, Wladislav, Otakar I., Wenzel I., Otakar II., Wenzel II., Wenzel III., Rudolf I., Heinrich I., Johann I. erklärt, daß die böhmische Krone nicht vom deutschen Kaiser stamme, daß die Königskrone ein Erbe Herzog Wenzels sei?

Ist die Sache aber so, warum bleibt man nicht bei der Wahrheit?

2. Der Großstaat Böhmen.

Die Ausscheidung Böhmens aus dem Verbande der slavischen Staaten war im Anfange des XIV. Jahrhunderts eine vollendete Thatsache. Mochte auch später Karl IV. den Verband mit der slavischen Nation durch die Gründung des Slavenklosters in Emaus, in der bekannten Correspondenz mit Stefan Duschan, dem Kral von Serbien, betonen; mochte er sich 1348 an auch K. Casimir von Polen anschließen und von diesem die Erklärung annehmen, er wollte mit Karl die Eroberungen in Brandenburg und über den deutschen Orden annehmen;[1]) nach dem, im XII. Jahrhundert von den Böhmen herbeigeführten Untergange der Elbeslaven (durch den Kreuzzug d. J. 1147) mußte nichts so sehr in das Fleisch der slavischen Nation einschneiden als die successive Erwerbung Schlesiens[2]) durch Böhmen und damit die Entfremdung dieses Landes für Polen, das factische Uibergewicht, welches das durch tausenderlei von Banden mit dem deutschen Reiche verbundene Böhmen von nun an behauptete, und noch länger hätte behaupten können, wenn es nicht durch den

1) Namslauer Vertrag. Caro Gesch. Polens I. S. 280.
2) Edm. Franke, de eo quo Silesiae ducatus saeculo XIV. cum regno Bohemiae fuerint conjuncti, nexu feudali. Opolii. 1865. p. 5.

inneren Zwiespalt des XV. Jahrhundertes seine eigene Blüthe vernichtet hätte. Der schwerste Schlag, welchen die slavische Welt erleiden konnte, erfolgte im XIV. Jahrhunderte, als Pommern sich mehr und mehr an das Reich anschloß, Meklenburg 1349 ein deutsches Herzogthum wurde, Brandenburg durch seine wenn auch nur vorübergehende Verbindung mit Böhmen dem sonst übermächtigen polnischen Einflusse entzogen, Schlesien gleichfalls den Polen entfremdet wurde. In dieser Beziehung wenigstens handelte Karl IV., indem er an Böhmens Größe arbeitete, mit oder wider seinen Willen als Germanisator. Es dauerte bis zum Jahre 1355, daß endlich die 14 schlesischen Herzoge, welche K. Karl in seiner Urkunde vom 9. Oct. aufzählt, böhmisch geworden waren. Da aber die Herzoge freiwillig sich der Krone Böhmen als Vasallen unterwarfen — es waren feuda oblata — sie mit der Fahne investirt wurden, wie einst die Herzoge Böhmens von dem deutschen Kaiser, waren ihre Verpflichtungen nicht unbestimmt noch willkürlich, wurden nicht etwa die Böhmen der herrschende Stamm, sondern die Krone Böhmen, welche auch Böhmen beherrschte, beherrschte nach den in dem Lehensbuche enthaltenen Bedingungen Schlesien. Schon aus diesem Grunde ist das Spiel, welches man lange mit dem Ausdruck Wenzels-Krone trieb, staatsrechtlich gänzlich unbefugt und sollte am allerwenigsten von Historikern geduldet werden.

So wurden seit K. Johann „die Schlesien" für die Krone Böhmen erworben, unter K. Karl die Lausitz und Brandenburg, letzteres ein deutsches Churfürstenthum, die Lausitz eine Markgrafschaft, Schlesien eine Anzahl von Fürstenthümer, deutsche Reichslande, welche mit der böhmischen Krone verbunden werden konnten, jedoch nicht Böhmen als unterthänig unterworfen und dem Reiche entfremdet werden sollten. Die große Ausdehnung des böhmischen Reiches nach dem Norden im XIV. Jahrhunderte war das Gegenstück zu der großen Territorialerwerbung, welche im XIII. Jahrhunderte Otakar nach dem Süden gemacht hatte. Bekanntlich ist nur derjenige Theil lange bei Böhmen geblieben, welcher auch geographisch damit verbunden war, Mähren, Schlesien und die Lausitz; K. Mathias von Ungarn riß sie bei der großen Theilung Böhmens zum ersten Male von Böhmen los. Das XVII. und XVIII. Jahrhundert vollendete die Entfremdung der beiden letzteren Landschaften.

Die Erlangung der partes annexae der böhmischen Krone fand somit wie bekannt, in sehr verschiedener Zeit statt. Zuerst Mähren, nachdem das großmährische Reich zuerst Böhmen als sein Nebenland gezählt hatte; dann nach einer Reihe von Jahrhunderten Schlesien und zuletzt die Markgrafschaft Lausitz. In Betreff Schlesiens hielt man im deutschen Reiche dafür, das der Zins, welchen die Herzoge von Polen und Schlesien dem Reiche (sacro imperio) zu entrichten gewohnt waren, von Kaiser Friedrich dem Böhmenkönige Wladislaus abgetreten worden sei [1]). Diesen Zins hätten denn nun auch die Herzoge von Polen und Schlesien dem böhmischen Königen „als ein Zeichen gebührender Unterordnung und in Anerkennung der Oberherrschaft entrichtet." [2]) Dann aber sei an die Stelle desselben die Lehensabhängigkeit der schlesischen Fürsten von der böhmischen Krone getreten, so daß also das Verhältniß Schlesiens zu Böhmen einen mit dem Böhmens zu Deutschland analoge Entwicklungsgang durchgemacht hatte. Obwohl aber nun das Herzogthum Breslau und Schlesien mit allen Zugehörungen der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen sei (ad utile et immediatum dominium spectaverit), K. Rudolph den K. Wenzel [3]) als Erben H. Heinrichs damit investirt, so habe sich K. Johann mit Heinrich VII. dem letzten Herzoge von Breslau und Schlesien dahin vertragen, daß letzterer die Grafschaft Glatz auf

1) So der Reichserzkanzler Gerlach in seiner großen Bestätigung der Kaiserurkunden 1355. Cod. I. C. 24.
2) In signum subjectionis debitae et in recognitionem sui superioris dominii.
3) Gerlach sagt: K. Otakar.

Lebenszeit besitze; nach seinem Tode aber seine Herzogthümer nebst Glatz von selbst an die Könige von Böhmen heimfallen sollen, was auch geschah. Anders verhalte es sich mit den Marken Budissin und Görlitz, welche erst K. Otakar an die Markgrafen von Brandenburg veräußert habe. Die Einwohner hätten jedoch nach dem Aussterben des Mannesstammes der Markgrafen die böhmische Krone als ihren natürlichen Herrn anerkannt und seien auch zu dieser zurückgekehrt.

Das Verhältniß dieser Länder zur böhmischen Krone wird aber als subjectio, vasallagium et obedientia bezeichnet und als Territorien, welche dazu verpflichtet seien, von Erzb. Gerlach angeführt:

1. die schlesischen und polnischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Münsterberg, Oels, Glogau, Sagan, Opeln, Falkenberg, Strelitz, Teschen, Kosl, (Beuthen), Steinau, Oswecin;

2. das Fürstenthum Masovien und das Herzogthum in Plock, Fürstenthum oder Herzogthum Breslau in Schlesien;

3. die Städte Breslau, Neumarkt, Frankenstein, Steinau, Goer (litz)?, Glogau, Namslav;

4. die Markgrafschaften Budissin und Görlitz. Karl IV. erklärte nun alle diese als unmittelbar zur Krone gehörig, die Fürsten als principes et vasallos regni Boemiae, welche unmittelbar (immediate) von der Krone abhingen und incorporirte sie als solche. So oft eines dieser Fürstenthümer vacant sei, habe man das Lehen unmittelbar vom böhmischen Könige zu nehmen — indem der Verband derselben mit dem Reiche von selbst gelöst wurde — und hätten sie den Eid der Treue, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit [1]) unter die böhmische Krone zu leisten.

Die Verhältnisse machten sich dadurch sehr einfach und wenn irgend Jemand sich dabei zu beklagen hatte, so war es das sacrum imperium, dessen jetzt nicht mehr gedacht wurde, seit der Kaiser die Rechte desselben auf Schlesien an die Krone Böhmen übertrug. Von einer weiteren Verfassung war keine Rede. Die Fürsten, welche Kronvasallen wurden, waren principes regni Bohemiae geworden. Sie in einem Oberhause mit den übrigen Fürsten und Herren Böhmens und Mährens zu versammeln, wäre wohl nach unsern Begriffen das Nächste gewesen; dann aber hätten sie sich auch mit den speciell böhmischen Angelegenheiten beschäftigen müssen, was dem Geiste der Zeit und ihrer eigenen Stellung entgegen gewesen wäre. Wohl aber üben sie doch als diejenigen, welche in der nächsten Nähe des Landesherrn waren und als dessen natürliche Räthe galten, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf dessen landesherrliche Entschlüsse aus, wie man aus Erklärungen Kaiser Karls bei verschiedenen Anlässen sieht. Auch wo sie als Zeugen auftreten, gehen sie den Böhmen vor.

Es kam aber eben unter K. Karl, der am ehesten dazu berufen war, zu keiner Verfassung. Hatte der böhmische Adel den K. Otakar zu unglücklicher Stunde gehindert, nach der deutschen Königskrone zu greifen; hatte der Adel den K. Wenzel II. vermocht, von seinem Plane abzustehen in Prag eine Universität zu begründen und damit Böhmen das geistige Uebergewicht über die Nachbarländer zu verschaffen, so hinderte er jetzt die Realisirung einer Verfassung, welche Karl IV. in das Leben zu rufen gedachte und die mit ihren einzelnen Abschnitten späteren Geschlechtern noch ein Zeugniß von der Sorgfalt des um sein Land so sehr besorgten Böhmenkönigs giebt.

In allen seinen Urkunden ist aber von einer Sct. Wenzelskrone keine Rede; derjenige, welcher am meisten für Böhmens Ehre und Rechte besorgt ist, am meisten für dessen Förderung thut, spricht einfach von der böhmischen Krone.

Als K. Karl am 26. Dezember 1349 seinem Bruder Johann die Mark-

1) Homagium obedientiae, fidelitatis et subjectionis debitae. l. c.
2) Nürnberg 13. Dec. 1355.

grafschaft Mähren verlieh, sollte man glauben, es sei dieser so wichtige Staatsact auf einem Generallandtage erfolgt. Es geschah nach eingeholtem Rathe einiger (nonnullorum) geistlicher und weltlicher Fürsten, Baronen und Edlen (nobilium) des Königreiches Böhmen und, mit Hinweisung auf die Thatsache, daß die frühern Könige Mähren als Reichslehen besaßen und nun es Markgraf Johann auch so besitzen solle. [1]) Der König bezog sich hiebei auf die Briefe K. Friedrichs II. und K. Richards, auf die Approbation der Königswahl Wenzels I. durch den Kaiser und die von dem römischen Könige erfolgte Belehnung Otakars II. Endlich sollten der Bischof von Olmütz und der Herzog von Opeln (als eines durch Otakar II. geschiedenen Theiles von Mähren) der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen sein. Es entschied hiebei K. Karl diese Angelegenheiten nicht blos als König von Böhmen sondern nach seiner Vollmacht als römischer König[2]), daß sein Bruder und dessen Erben Mähren als böhmische Kronlehen empfangen und haben sollten, die Markgrafschaft nach dem Aussterben des Mannsstammes seiner Brüder an Böhmen zurückzukehren habe.

K. Karl ordnete bei diesem Anlasse auch das königliche Erbrecht, indem er verfügte, daß nach dem Aussterben seines Mannsstammes das königliche Erbe an das Geschlecht seines Bruders fallen solle. Der neue Markgraf entsagte nicht blos weiteren Ansprüchen auf Böhmen, sondern versprach auch alle geistlichen und und weltlichen Fürsten, die der königlichen Herrschaft unterworfen seien, in ihren Rechten zu schützen. Wohl aber heißt es hiebei, daß über diese Vertragspunkte K. Karl mit den böhmischen Fürsten, Baronen, Edlen und Städten einerseits und Markgraf Johann mit den Baronen, Edlen und Städten Mährens andererseits körperliche Eide geleistet hatten, welche künftig bei der Krönung eines Königs [3]) der Markgraf und dessen Erben sammt den Fürsten, Baronen, Edlen und Städten des Königreichs Böhmen zu leisten hätten. Eben so hätte auch bei Erledigung des Markgrafenthums der Erbe in Jahresfrist von Böhmen die Belehnung zu erholen.

Karl war nicht der Fürst, welcher halben Maßregeln das Wort redete. Als er Kaiser geworden war und nun daran ging die Angelegenheiten Böhmens wie des deutschen Reiches festzustellen, wurde Mähren dem Prinzen Johann und dessen Erben nochmals zugewiesen, dieser Linie die Nachfolge in Böhmen ohne weitere Wahl zugestanden, Schlesien und die Marken Budissin und Görlitz der Krone Böhmens feierlich einverleibt. Dazu bedurfte es nun freilich der Mitwirkung der Betheiligten und eben deshalb wurde denn auch ein großen Rath von Fürsten, Baronen, Adeligen, Wladikonen und Bürgern, die zur Krone des Königreiches Böhmen gehörten, berufen. [4])

Wenn man aber diese Versammlung als Generallandtag bezeichnet, so gebraucht man einen Ausdruck, welcher der Zeit nicht geläufig war. Hätte sich wirklich eine Berathung der verschiedenen Stände in Formen, welche unserer Zeit eigenthümlich waren, ergeben, so würde dieses Ereigniß nicht verfehlt haben, einen nachhaltigen und bleibenden Eindruck hervorzurufen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß zu den verschiedenen Berathungen eben nur diejenigen hinzugezogen wurden, welche unmittelbar an den einzelnen Gegenständen betheiligt waren. Das Wichtigste aber war, daß Karl selbst in der Schlußerklärung vom 6. Oct. 1355, als es sich nun das wichtigste Vorrecht einer Repräsentation handelte, nur erwähnt, er habe mit dem Rathe, Willen, Wissen und Zustimmung seiner und des König-

1) In feudum tenuerint et etiam in feudum praesentialiter teneatur.
2) De Romanae regiae potestatis plenitudine.
3) Ad quam ac ad alia, honorem et statum regni Boemiae concernentia dictus marchio, haeredes et prohaeredes sui, sicut alii Boemiae principes vocati venire debebunt.
4) Magno Consilio. Beneš p. 366. 1356.

reichs, Fürsten und Baronen gewisse Rechte aufzufinden [1]) (im alterthümlichen Sinne des Wortes) für gut erachtet. Diese Angabe widerspricht denn doch ganz und gar der Ansicht von einem Generallandtage, über dessen weitere Befugnisse, Abstimmung ꝛc. wir nichts wissen, und welcher sich zuletzt auf den gewöhnlichen Rath des hohen Adels, der Fürsten und Baronen reducirte.

Wir sind nicht in der Lage mit vollster Gewißheit alle die Maßregeln zu bezeichnen, welche Kaiser Karl IV. um die Mitte des XIV. Jahrhundertes in Betreff eines größeren Aneinanderschlusses der böhmischen Kronländer ergriff, wissen aber, daß er dazu mannigfaltige Vorkehrungen traf. Die erste Sorge war auf Herstellung eines Rechtszustandes im Innern gerichtet. Die Verletzung des Landfriedens geschah ohne Scheu, so daß gewöhnliche Maßregeln nicht mehr ausreichten und zu außerordentlichen gegriffen werden mußte. Statt geordnete Zustände zu besitzen, war Böhmen vielmehr dahin gekommen, daß den armen Leuten, d. h. den Bauern so viel wie gar keine Gerechtigkeit zu Theil wurde. Der König sah sich daher genöthigt, den Bürgern der Städte wie der Märkte, welche sich um Ausrottung der Räuber besonders verdient gemacht, neben andern Vorrechten die Güter der von ihnen ergriffenen Räuber einzuräumen. Noch stärkeres tritt bei Gelegenheit der Privilegien von Budweis hervor, wobei sich zeigt, daß der böhmische Adel (baro, nobilis, wladico) die Bürger gefangen setzte und gefangen hielt, so daß K. Karl geradezu durch ein Edict diesen gewaltsamen Zuständen ein Ende machen mußte und die Bürger in ihren Streitigkeiten mit dem Adel an den Stadtrichter wies. Karl führte einen offenen Krieg mit den Söhnen Peters von Rosenberg und mit Johann von Michelsberg und zwang sie sich ihm zu ergeben, 1352. Mit großen Klagen wandten sich Jobst von Rosenberg an die Bürger von Frankfurt und stellte ihnen vor, der König gestatte ihm nicht, wie es seine Vorfahren gethan, sich des Landrechtes zu erfreuen. Er habe sich zu aller-Gerechtigkeit nach demselben erboten und dieselben doch nicht erlangen können.

Es ist für die böhmischen Zustände bezeichnend, daß um die Mitte des XIV. Jahrhunderts Erzb. Ernst von der mehr als thierischen Wildheit des Adels in einer der berühmtesten officiellen Kundmachungen sprach; um die Mitte des nächsten Jahrhunderts aber klagte Peter Chelčický über den bestialischen Zustand des Volkes. Zwischen beiden Aussprüchen liegt die Zeit Karls IV. und die Frage, ob es zu einem geordneten Rechtszustande kam? Wenn nicht, liegen Ursache und Wirkung auf flacher Hand.

Allein K. Karl verzagte nicht. Eines sollte es wenigstens geben, ein Königthum, das feste Ansehen der Krone. Wo er konnte, schritt er unmittelbar ein, er durchzog das Land mit Heeresgewalt und ließ die Uibelthäter zum Tode führen. Er ergänzte so die Lücken des Landrechtes, das eine gesetzliche Anarchie zuließ und gab dem Landtag (magnum concilium), welchen er 1356 versammelte, die Richtung, den Armen gegen den Reichen zu schützen, den Geringen gegen den Vornehmen zu vertheidigen. Aber auch hier mußte sich der König mit dem Allernothwendigsten begnügen. Es wurde nun zuerst festgesetzt, daß wenn ein Laye ohne Unterschied des Standes des Diebstahls, der Straßenräuberei oder des Raubes überhaupt angeklagt sich innerhalb einer bestimmten Frist nach dem Landrechte nicht reinigen könne, er für geächtet (infamis) zu halten sei und bleibe. 2. Daß auch allen Baronen gegenüber die Ahndung der Gesetze Geltung finden solle. [2]) Es handelte sich aber nach Karls Absichten um viel mehr, nicht blos um Polizeigesetze, sonder um eine Verfassung, welche Böhmen zur strengen Rechtspflege das staatsrechtliche Gefüge geben sollte. Hierin scheiterten aber seine Bemühungen so sehr, daß wir nicht einmal mit Sicherheit das Jahr anzugeben vermögen, in welchem die Majestas Carolina vorgelegt und verworfen wurde. Gerade in Bezug auf sie sollte man

1) Principum et baronum. 2) Beneš 366—367.

meinen, müßten Landtagsverhandlungen den wahren Aufschluß geben, oder ist es denkbar, daß es Generallandtage gab und sie nicht auf einem derselben entstanden wäre? Palacky führt aus, daß sie höchst wahrscheinlich im Jahre 1348 dem Landtage vorgelegt worden sei, wie denn Karl bei ihrer Zurücknahme am 6. Oct. 1355 sagt, daß er vor längerer Zeit diese Rechte nach dem Rathe, dem Willen, der Wissenschaft und der Zustimmung der böhmischen Kronfürsten und Barone gegeben habe. Man kann also annehmen, daß dieser böhmische Landtag aus den Fürsten und Baronen zusammengesetzt war, aber der Ausdruck nicht ganz zu demjenigen paßt, was damals Regel war. K. Karl pflegte überhaupt als römischer wie als böhmischer König nach dem Rath der Fürsten zu handeln, von welchen stets ein Theil um ihn war. Der König war in gewissen Fällen an die Zustimmung seiner Großen gebunden, wie denn in der Majestas Carolina C. 6 der nothwendige Einwilligung der Herren und Ritterstand gedacht ist, um Kronschlösser veräußern zu können. Hätte es aber vollends einen Generallandtag als feste politische Institution gegeben, so wäre doch sicher in der Majestas Carolina von diesem die Rede gewesen. Hier, wo von den verschiedenen Aemtern, Würden, Rechten, selbst von der Versammlung der Gemeinde zur Huldigung des neuen Königs die Rede war, wäre das Stillschweigen über die wichtigste politische Institution doch zu sonderbar, ja geradezu unnatürlich gewesen.

Es war nun einmal den slawischen Völkern nicht gegeben, bei der mangelhaften Ausbildung ihres Privatrechtes und der Beweglichkeit ihres Sinn's, der Anziehungskraft, welche das Ausländische auf sie übte und dem Vorwalten ihrer Phantasie über das zunächst Zweckmäßige zu einer Verfassung zu kommen. Sie sträubten sich gegen das geschriebene Recht, gegen feste Normen des öffentlichen Lebens, daher auch das gewaltsame, wild hin und hergeschleuderte ihrer Zustände. Es war in Böhmen der umgekehrte Proceß gegen andere Völker. Dort drängten die Stände nach einer Verfassung, welche den Fürsten abgetrotzt und abgezwungen werden mußte. Bei uns gab sie der Fürst, und das Volk — nahm sie nicht an. Ihm behagten die bisherigen Zustände besser, als eine geordnete Reichsverfassung, welche der Willkür Einzelner Schranken schuf. Freiwillig stellte sich Böhmen gerade auf dem Höhenpunkte seiner Geschichte außerhalb der allgemeinen Bewegung; es verschmähte den politischen Fortschritt, als es eine Macht erreicht, die nur durch weise Beschränkung sich erhalten ließ. Dadurch bereitete es die schlimmen Zeiten Wenzels vor und seinen eigenen Sturz, ohne daß es deshalb Jemanden Andern anzuklagen hätte, als sich selbst. Karl aber, dem nichts anderes übrig blieb, als eine Verfassung zu octroyiren, zögerte wohl mit Recht, diesen Schritt zu thun; besaß er dazu die Macht nicht? Fürchtete er, daß es nicht an der Zeit sei? Er ließ geschehen, was er nicht aufhalten konnte. War es ihm doch nicht möglich, der abscheulichen Unsitte zu steuern, daß das böhmische Heer auf seinem Durchmarsche durch das eigene Land sich alle Wildheit und Ungebühr gegen Unbewaffnete Mönche, Weiber und Mädchen erlaubte. War es doch Sitte, daß, wenn die böhmischen Könige zum Reichstag kamen, ihre Ankunft durch die Flammen der von ihnen verbrannten Dörfer vorher verkündigt wurde. Karl mußte sich begnügen, im Einzelnen Verbesserungen anzubringen, wie er 10 Jahre vor seinem Tode (de communi consilio et consensu baronum nobilium Vladykonum regni Boemiae) die Eidesformen bei dem Landrechte vereinfachte, und hielt selbst Gericht, um unparteiischer Gerechtigkeitspflege im Lande Eingang zu verschaffen. Er beseitigte durch ein berna generalis die Ansprüche anderer auf das erledigte Herzogthum Schweidnitz, worauf die Barone und Städte desselben schwuren, unverbrüchlich der böhmischen Krone anzugehören. — —

Das Verzeichniß der Landtage erwähnt dann noch dreier Landtage unter Karl IV.; vom J. 1366, wobei von der Freiheit (immunitatibus) Böhmens verhandelt worden sei; 1369, wobei beschlossen wurde, es solle keiner der Herren

von dem Könige Gränzplätze zu erhalten suchen, Karl aber zum Eide genöthigt worden sei, nichts vom Reiche zu veräußern; 1375, wobei es sich um eine allgemeine Abgabe handelte.

Vom K. Wenzel enthält das Verzeichniß nur eines einzigen Landtages vor der Hussiten-Zeit (1391) und zweier 1416 und 1419 in derselben.

In der nächstfolgenden Periode treten nun, wie die böhmische Revolution ihre unheilvollen Wirkungen beginnt, auch die gemeinsamen Landtage mehr hervor.

Was aber, um zum Schlusse über die Periode K. Karls zu kommen, die Größe derselben bildet, ist, daß seit ihm und durch ihn sich die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche völlig entschied. Nur als deutscher Kaiser war es möglich, Schlesien, Lausitz und Brandenburg für die Krone zu behaupten. Und dadurch ward Prag, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, was Rom und Constantinopel gewesen; nur dadurch konnte sich allmälig der Grundsatz bilden, die römische Kaiserkrone gehöre auf die böhmische, nachdem bis dahin der Grundsatz gegolten hatte, sie gehöre auf die lombardische. Nur dadurch kam Böhmen zu einer Machtstellung wie niemals früher, die aber nach dem bekannten Grundsatze des Sallustius auch nur mit jenen Mitteln (iisdem artibus) behauptet werden kann, mit welchen sie errungen worden war.

Was die sprachlichen Verhältnisse des böhmischen Großstaates betraf, so war die Mark Brandenburg auf Kosten desjenigen Theiles der Slaven gegründet worden, der mit den Polen demselben Sprachstamme angehörte. Ist es nun eine sichere Thatsache, daß Brandenburg auf dem Punkte stand, dem Königreiche Polen zu verfallen und nur durch den (freilich vorübergehenden) Anschluß an Böhmen von diesem Schicksale gerettet wurde, so gab es auch kein besseres Mittel, Schlesien, dessen größere Bevölkerung dem polnischen Sprachstamme angehörte, von seiner Verbindung mit dem sprachlichen Mutterlande abzuschneiden und es der Germanisirung zu öffnen, als es mit Böhmen zu verbinden. Wie viel später zur Germanisation beigetragen, daß böhmisch und häretisch identisch zu werden schienen, braucht hier nur angedeutet zu werden. Deutsch und katholisch waren ja am Anfange des XV. Jahrhundertes identisch und der Hussitensturm, welcher dem čechischen Wesen das Übergewicht verschaffen sollte, stürzte dieses gerade in den Vorlanden des böhmischen Reiches. In der Lausitz wohnen serbische Stämme, in Böhmen und Mähren čechische. In Brandenburg war das deutsche Element siegreich, in Böhmen herrschte es wenigstens in der Altstadt Prag, so wie in vielen anderen Städten. Es bildete dadurch der Großstaat in nationaler Beziehung ein sehr eigenthümliches Gemisch; so daß klar ist, daß der böhmische Großstaat und Čechisch nicht identisch waren.

Böhmen konnte aber nicht blos vom deutschen Reiche nehmen, Königthum, Kaiserthum, das Churfürstenthum Brandenburg, die deutschen Fürstenthümer in Schlesien; es mußte auch *geben*, oder der Grund des ersteren fiel hinweg. K. Karl gab, indem er die Universität begründete, und dadurch dem wissenschaftlichen Bedürfnisse in Mitteleuropa auf glänzende Weise Rechnung trug; indem er Prag, welches factisch Reichsstadt geworden war, der deutschen Bürgerschaft öffnete, wie sein Vater bereits den Hof deutsch gemacht hatte. Böhmen konnte, als das Kaiserthum sich hier mit dem einheimischen Königthum verband, sich dem deutschen Wesen nicht verschließen; es durfte dieses nicht thun, oder es zerstörte selbst den inneren Grund, die Berechtigung seiner Macht, die Verbindung des böhmischen Königthums mit dem deutschen Kaiserthum.

Die Junkherren von Prag.

Steinmetzen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von B. Grueber.

Schon seit längerer Zeit beschäftigen sich die deutschen Kunstforscher mit Untersuchungen über die mittelalterliche Künstlerfamilie, welche unter dem Namen „die Junkherrn von Prag" im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auftritt und in kurzer Zeit einen Wirkungskreis gewinnt, der nicht allein das ganze südliche Deutschland umfaßte, sondern sich auch über die Grenzen des Reiches hinaus erstreckte.

Der erste, welcher auf diese in Straßburg, Regensburg, Wien und Breslau thätigen Baumeister aufmerksam machte, war meines Wissens Sulpic Baisserée, indem er das von Ch. L. Stieglitz wiederaufgefundene Fialenbuch des alten Dombaumeisters Mathäus Roritzer prüfte und hier die fraglichen Junkherrn als Lehrer des Roritzer erwähnt fand.[1]) Nach und nach mehrten sich die Nachrichten von allen Seiten, jedoch sonderbarer Weise konnte in Böhmen, dem Vaterlande der Künstler, bisher kein dokumentirter Aufschluß gefunden werden, obwohl es an Bemühungen nicht gefehlt hat. Es war natürlich, daß man sich zuerst an den Namen hielt und die uralte Adelsfamilie der Junker aus Eger ins Auge faßte, schon deßhalb, weil in Böhmen, soweit die Geschichte reicht, kein anderes Geschlecht dieses Namens vorkommt. In der That besteht eine Familiensage, welche den Fortbau des Münsterthurmes zu Straßburg dem Eingreifen der Brüder Junker von Oberkonreut zuschreibt, und in welcher der Zeitpunkt dieser Junkerischen Bauführung sehr richtig zwischen dem ältern und jüngeren Hülz angegeben wird. Allein die Sage ist neuern Ursprunges und es ist bis jetzt im reichen Familienarchive der Freiherren von Junker kein Beleg gefunden worden, der diese Sage, welche auch in Form einer Romanze veröffentlicht worden ist, irgend unterstützte.[2])

Weder der verdiente Egerer Forscher Pröckl, der das von Junker'sche Archiv kannte und mit den anderweitigen dortigen Quellen verglichen hat, noch unser sehr geehrtes Vereinsmitglied Freiherr von Junker, Regierungsdirektor in Gumbinnen, selbst ein rastlos thätiger Geschichtsforscher, haben in dieser Beziehung Urkundliches vorfinden können: es gewinnt daher den Anschein, daß der Name „die Junkherrn" kein Familienname sei, sondern eine von den in Bauhütten üblichen Personalbezeichnungen, welche schon zu vielen Irrungen Anlaß gegeben haben. Auch scheint es bei näherm Eingehen höchst unwahrscheinlich, daß drei Abkömmlinge eines schon damals alten, berühmten und obendrein reich begüterten Adelsgeschlechtes, die Enkel des vielbekannten Burggrafen Dietrich Junker von Oberkonreut, sollten gleichzeitig das Steinmetzhandwerk betrieben haben; was um so auffallender wäre, als gerade in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Eger (dem Sitze der Familie) kein einziger namhafter Bau ausgeführt wurde, junge Leute also keine Gelegenheit hatten, Vorliebe für das Baufach zu gewinnen. Indem nun der Ableitung von der Egerer Familie neben den genannten noch mancherlei Bedenken im Wege stehen, ergab sich von selbst, daß diese Junkherrn unter anderm Namen zu

1) Mathäus Roritzer, Dombaumeister in Regensburg hat die Grundregeln der gothischen Kirchenbaukunst zur Zeit des allgemeinen Steinmetzversammlung (1463) zusammengestellt. Dieses schon 1486 gedruckte jedoch beinahe ganz verschwundene Werk wurde in neuerer Zeit von Karl Heideloff wieder herausgegeben. In diesem Buche sagt Roritzer, daß er alles, was er wisse, den Junkherrn aus Prag verdanke, diese seien Erfahrne, vor ihm „Kunstwissende" gewesen.

2) Diese Straßburger-Münster-Sage ist abgedruckt in Keipp's Berliner Revue, 12. B. 4. Heft. 1858; ferner im Egerer Anzeiger 1863, Beilage 18.

suchen seien, und es war vor allen Dingen angezeigt, die Geschichte des Prager Domes und der bei diesem Bau beschäftigten Meister zu Rathe zu ziehen.

Den Dombau zu Prag leitete von 1356 bis gegen 1400 der hochberühmte Meister Peter, aus Schwäbisch Gmünd, genannt Arler, welcher bei Uibernahme des Baues erst drei und zwanzig Jahre alt war und der, wie die meisten Künstler jener Zeit, keinen Namen führte. Meister Peter war Baumeister des Kaisers Karl IV., stand in großem Ansehen und verehlichte sich in Prag mit Agnes von Bur aus adeligem Stande. Wir sind über seine Lebensumstände durch verschiedene ausführliche Inschriften, insbesondere aber durch ein vom unermüdlichen Archäologen Ferdinand Mikowec aufgefundenes Hradschiner Gerichtsbuch ziemlich unterrrichtet und wissen, daß Arler sich eines nicht unbedeutenden Wohlstandes erfreute, daß er von 1360 bis 1368 zu den Rathsmitgliedern des Hradschin gehörte und im Besitze zweier Häuser war, von denen das eine unweit des heutigen Reichsthores am Pohořelec, das andere neben dem Hause des königlichen Oberstthofmeisters lag. Im Jahre 1383 verschrieb er beide Häuser seiner Gattin Agnes von Bur und seinem Sohn Paul (Peter Paul), kaufte 1386 abermals ein Haus auf dem Pohořelec von einem Goldarbeiter Namens Dominik, wahrscheinlich für seine andern Kinder, deren er neben obigem Paul noch drei Söhne, Namens, Niklas, Johann und Wenzel und eine Tochter hatte. Arler selbst wohnte im Hause der Metropolitan—Mansionäre, einem von Kaiser Karl errichteten Stiftsgebäude, was als Zeichen seiner hochgeachteten Stellung anzusehen ist. Es wird ferner ein Bruder des Dombaumeisters, Namens Michael genannt, der auch auf dem Hradschin ein Haus besaß und Steinmetz war, endlich ein Schwiegersohn, Michael von Cöln, der gleichfalls das Steinmetzgewerbe betrieb und am Prager Dome mitarbeitete. Von den Söhnen Arlers wählten alle den Stand des Vaters bis auf Niklas, der ein Geistlicher wurde: wir haben also eine große und weitverzweigte Künstler-Familie vor uns. Wenzel und Johann, Arlers jüngere Söhne, befanden sich ebenfalls in günstigen Vermögensumständen, sie erkauften für sich ein Haus von Herrn Peter von Sliwna, dem Bruder des berühmten Chronisten Benesch von Weitmil und späterhin noch zwei andere Häuser: sie haben wie aus allem hervorgeht ihrem Vater geholfen und in der Prager Dombauhütte mitgearbeitet, während der dritte, Peter oder Paul, bald von Prag fortgezogen zu sein scheint. Dieser letztere dürfte identisch sein mit einem gegen Ende des Jahrhunderts in Breslau wirkenden gleichnamigen Meister, der von Prag herübergezogen sein soll und um 1400 den Bau der Dorotheenkirche leitete. Um diese Zeit und schon etwas früher sind viele der durch Kaiser Karl berufenen Künstler von Prag ausgewandert, theils in die alte Heimat zurück, theils nach Breslau, wo im Jahre 1390 eine Malerbruderschaft, nach Art der in Prag bestehenden, gestiftet wurde und sich ein reges Kunstleben entfaltete.

Als vor etwa zwölf Jahren Mikowec mir von der Auffindung des erwähnten Hradschiner Gerichtsbuches [1]) die Kunde brachte, machte ich sogleich aufmerksam, daß durch diesen Fund wahrscheinlich ergiebige Aufschlüsse über die dunkle Geschichte der Junkherrn herbeigeführt worden seien, welcher Vermuthung der Finder beipflichtete und sich auch in seinen kleinen Aufsätzen wiederholt in diesem Sinne aussprach. Mikowec wollte die gewonnene Spur weiter verfolgen, allein es fehlte damals noch an künstlerischen Anhaltspunkten und als diese geboten waren ereilte ihn ein frühzeitiger Tod, ehe er im Stande war, sein überreiches Materiale zu ordnen. — Ich selbst habe im Decemberhefte der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1861," bereits die Ansicht ausgesprochen, daß die Junkherrn von Prag wohl die Söhne des Peter Arler sein dürften, da alle Umstände,

1) Dieses im Archive des Prager Magistrats befindliche Manuskript führt den Titel: liber judiciorum bannutorum civitatis Hradeczanensis, 1350—1395.

Zeit, künstlerische Richtung und örtliche Ausdehnung der Wirksamkeit diese Annahme unterstützen: war jedoch durch das damals gesteckte Ziel verhindert, meine Vermuthungen näher zu begründen. [1]) Mittlerweile veröffentlichte J. N. Schnegraf seine Geschichte des Domes von Regensburg und etwas später die Dombaurechnungen, welche über den Aufenthalt der Junkherrn in Regensburg und über die Thätigkeit des böhmischen Meisters Wenzel viele Aufklärungen enthielten, dann folgte die „bayrische Kunstgeschichte von Dr. Sighart, die abermals neue Daten beibrachte, während ich Gelegenheit fand, in den Jahren 1864 und 1865, die Rheingegenden und das westliche Deutschland zu bereisen, um künstlerische Vergleichungen zwischen einigen böhmischen und dortigen Denkmalen anzustellen. Während ich mich mit Zusammenstellung meiner Reiseergebnisse beschäftigte warf im September — Oktoberhefte, v. J., der Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Dr. Sighart die Frage auf, warum denn keiner der österreichischen Archäologen sich mit Untersuchungen über die in Rede stehenden, räthselhaft auftretenden Junker befaßt habe, da doch von Böhmen aus zunächst gründliche Aufschlüsse zu erwarten gewesen wären.

Die Ursachen, welche den hiesigen Forschungen entgegenstanden, sind im Vorstehenden angedeutet: die Künstler haben in Böhmen ihren Wirkungskreis nicht gefunden und kommen hier überhaupt nicht unter dem in Deutschland bekannt gewordenen Namen vor: es mußten daher erst ergiebige Nachrichten von jenen Orten, wo sie thätig waren, abgewartet werden, wie im umgekehrten Falle über den Elsasser Wurmser, über den Schwaben Peter Arler nur hier, dem Lande wo sie ihre Werke geschaffen haben, die Aufschlüsse zu suchen sind.

Nachdem ich alles, was bisher über die Lebensverhältnisse und Kunstthätigkeit der Junkherrn bekannt geworden, zusammengestellt, fand ich meine früher ausgesprochene Ansicht über die Identität der Arler'schen Söhne und der Junkherrnfamilie nahezu bestättigt und veröffentlichte meine Untersuchungen in dem Wiener Kunstblatte „die Recensionen." [2]) Die Gründe, mit denen ich meine Meinung unterstützte, sind in Kürze folgende:

a) Die Taufnamen der das Steinmetzgewerbe treibenden Söhne Arler's sind dieselben, welche die Gebrüder Junkherrn führen; hier wie dort sind die beiden Meister Wenzel und Johann diejenigen, welche am öftesten genannt werden und die größte Thätigkeit entfalten. Neben den drei Brüdern erscheinen in beiden Familien noch einige Verwandte oder Angehörige, welche gleichfalls das Steinmetzhandwerk betreiben.

b) Arler, oder vielmehr Peter von Gmünd, war wohlhabend, er hatte eine Adelige zur Frau und besaß mehrere Häuser: es standen ihm daher alle Mittel zu Gebote, seinen Kindern eine ausgezeichnete, für jene Zeit ungewöhnliche, Erziehung angedeihen zu lassen. Die halbadelige Herkunft und die weltmännische Bildung der jüngeren Arler mochten es zunächst gewesen sein, welche die Benennung „Junkherr" hervorgerufen haben, und an welche die Kinder in der That einiges Anrecht hatten.

c) Meister Peter wurde im Jahre 1356 zum Dombaumeister in Prag ernannt, und zählte damals erst 23 Jahre, wie urkundlich erwiesen ist. [3]) Er war im J. 1392 (59 Jahre alt) noch wirkender Dombaumeister und wird 1396 als Lebender aufgeführt, scheint mithin gegen 1400 gestorben zu sein: dessen Söhne standen daher zur Zeit seines Todes im blühendsten Mannesalter.

---

1) Die Baudenkmale der Stadt Kuttenberg von B. Grueber. Größere Abhandlung mit mehr als 100 Holzschnitten, in den Heften September, Oktober, November und Dezember 1861, Mittheilungen der k. k. Centralcommission.
2) Recensionen für bildende Kunst, IV. Jahrgang. Nr. 43.
3) Durch gleichzeitige Inschriften im Dome. Ambros, der Dom zu Prag, Seite 226.

d) Nach dem Tode des Vaters verschwindet die Familie plötzlich aus Prag und es findet sich auch in künstlerischer Hinsicht kein ferneres Zeichen ihrer Wirksamkeit: bald darauf erscheinen in Straßburg die beiden Meister Johann und Wenzel, genannt die Junkherrn aus Prag, welche den von Hülz dem Ältern begonnenen, seit 1365 ruhenden, Thurmbau fortführten. Die Bildnisse dieser Meister sind in der besagten Thurmpartie in Stein ausgemeißelt, [1]) und werden allgemein die Junkerbilder genannt. Diese Meister werden vom Jahre 1404 bis gegen 1418 wiederholt als Werkführer des Münsterthurmes erwähnt, und sollen den Thurm bis zur Einziehung des Helmes gefördert haben, obwohl sie, wenigstens beide, nicht immer in Straßburg gelebt haben.

e) Um 1409 tritt Meister Wenzel aus Böhmen in Regensburg als Dombaumeister auf und kommt unter diesem Namen in den Dombaurechnungen vor. [2]) Er baut den untern Theil des nördlichen Thurmes am dortigen Dome, nämlich bis zur Gallerie über den Seitenschiffen. Dieser Meister Wenzel hat in Regensburg das Bürgerrecht erworben und ist zweifelsohne derselbe, welcher den Mathäus Roritzer unterrichtet hat und von welchem der letztere in seinem Fialenbuche spricht, daß er (Roritzer) ihm all' sein Kunstwissen zu verdanken habe.

f) Die Thätigkeit der Junkherrn in den übrigen Orten, wo sie genannt werden, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; doch haben sich verschiedene von ihnen herrührende Pergamentrisse erhalten, welche weitere Aufschlüsse herbeiführen können. Zu bemerken ist noch, daß sie selbst sich niemals Junkherr nennen und namentlich Wenzel sich kurzweg als Meister Wenzel (auch Wenzla) unterzeichnet, gerade so wie der alte Arler sich nicht mit diesem Beinamen, sondern als Magister Peter de Gemundia, oder Peter lapidicida, auch Petrus dictus Parler benennt.

Es bleiben noch die Zeichnungen zu erwähnen, welche von diesen Künstlern herrühren: hier stehen obenan einige Pergamentrisse von Kirchenfaçaden und anderen Kunstwerken, die in der Universitätsbibliothek zu Erlangen aufbewahrt werden, ferner ein in Bernburg befindlicher Entwurf und ein sehr großer Thurmplan, dem Domarchive zu Regensburg gehörig. [3]) Die eine der Erlanger Zeichnungen führt die gleichzeitige, aber wohl von anderer Hand herrührende Unterschrift: „das haben di Junkherrn von Prag gemacht."

Vergleicht man nun diese Entwürfe und die den Junkherrn zugeschriebenen Bauführungen (vor allen die Straßburger Thurmpartie von der Plattform an bis zum Helme, dann den untern Theil des nördlichen Domthurmes in Regensburg) mit den Arbeiten des Peter Arler, findet man die wunderbarste Übereinstimmung. Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten des Altmeisters sind in den Junkerschen Arbeiten so genau wiedergegeben, wie es nur Leute konnten, die sich ganz in den Geist des Künstlers hineingelebt hatten: man darf, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, nur die freien Treppen an den vier Ecken des Straßburger Thurmes, welche von der Plattform zum Helme führen, mit den am Obertheil des Prager Domes vorkommenden von Arler herrührenden durchbrochenen Treppenthürmen vergleichen. Hier wie dort die gleiche Art des Umsetzens, die gleiche Umhüllung und die bis zur geringsten Kleinigkeit eingehaltene gleiche Schablonirung, wie sie in dieser Weise nicht wieder vorkommt. Dieselbe Ver-

---

1) Spellin, Nachrichten über den Straßburger Münster. Abgedruckt in der von Schreiber herausgegebenen Beschreibung des Münsters. Ferner: Schadäus, Beschreibung des Straßburger Münsters 1617.

2) Schuegraf: Geschichte des Domes zu Regensburg, und Nachträge zur Dombaugeschichte. Ferner von denselben: Drei Dombaurechnungen.

3) Von dieser letzten Zeichnung besitze ich ein Facsimile und war im Stande, es mit den Erlanger Rissen zu vergleichen; wobei sich herausstellte, daß diese sämmtlichen Arbeiten nahe verwandt seien und wo nicht vom selben Meister doch aus derselben Schule herrühren.

wandtschaft zeigen wieder die unteren Partien des Regensburger nördlichen Thurmes mit den derartigen Theilen des Koliner Chores und Prager Domes, Arler'sche Arbeiten: Maaswerke, Fenster- und Galleriebildungen, insbesondere die Simswerke, decken sich häufig, wenn man die Detailrisse gegen einander hält. Eine solche Gleichmäßigkeit der Formen und Anordnungen konnte nicht aus einer allgemeinen Schule hervorgehen, sondern nur durch einen sehr intimen familiären Verband entstehen, wie wir selben im Hause des Meister Peter in der That wirklich kennen gelernt haben.

Diese auf geschichtliche Daten und künstlerische Untersuchungen sich stützende Ansicht über die Künstlerfamilie der Junkherrn wurde von allen Fachmännern und sogar von den Mitgliedern der freiherrlich von Junker'schen Familie, welche begreiflichermaßen sehr an der erwähnten Münstersage hängen, mit Beifall aufgenommen, und es wurde anerkannt, daß die Lösung der Frage durch meine Abhandlung um vieles näher gerückt worden sei.

Um so mehr war ich überrascht, als ich durch die Zeitungsberichte erfuhr, Herr Professor Wocel habe sich in der letzten Sectionssitzung des Museums aufs ernsteste gegen eine solche Ableitung ausgesprochen, indem die fraglichen Junkherrn nur die im Malerprotokoll von 1348 unter dem Namen Panicz (Ianeck, Peter, Waczlaw) angeführten Maler sein können. Andere Beweise, als daß das Wort Panicz sich mit Junker verdeutschen lasse, findet der Herr Professor nicht für nöthig beizubringen, wenn man anders dem in der Zeitschrift „Politik" enthaltenen Berichte vertrauen darf.

Wir sind es gewohnt, daß uns von dieser Seite in Ermangelung von Thatsachen und urkundlichen Beweisen — etymologische Ableitungen, Citate aus Gedichten des neunzehnten Jahrhunderts und kunstreiche Schilderungen von Nebensachen geboten werden; können dießmal aber unsere Verwunderung nicht unterdrücken, wie man die Einrichtungen und Verhältnisse des deutschen Mittelalters so ganz ignoriren konnte, um drei Maler plötzlich zu Steinmetzen zu stempeln. Die Satzungen der Malerbruderschaft, auf welche Wocel sich beruft, besagen ausdrücklich im ersten Abschnitte: „wir Moler und Schilder" haben eine Bruderschaft gestiftet; von einem Steinmetz kommt kein Wort vor und das Verzeichniß der Mitglieder bezeichnet die Panicz ausdrücklich als Maler (magistri pictorie artis). —

Was aber die Verbrüderung der Steinmetzen und die Einrichtung des Bauhüttenwesens betrifft, waren die Statuten so scharf und wurden mit solcher Strenge aufrecht erhalten, daß innerhalb des deutschen Reiches ein Fachwechsel und ein späteres Eintreten in den Verband absolut unmöglich war. Die Bauhütten hatten ihre eigene, vom Kaiser bestättigte hohe und niedere Gerichtsbarkeit, sie hatten ihre genau abgegrenzten Bezirke und waren im Innern so streng organisirt wie irgend ein Mönchsorden. [1])

Und in diese eng abgeschlossene, ihre Rechte eifersüchtig überwachende Verbindung sollten ein paar aus Böhmen herübergezogene Maler kurzweg eingetreten sein, die nur den Namen Panicz in Junker zu übersetzen brauchten, um sogleich die Leitung des ersten Bauwerkes, welches damals in der ganzen Christenheit geführt wurde zu übernehmen!!! (Der Thurmbau des Straßburger Münsters wurde von den Zeitgenossen unendlich mehr bewundert und höher gestellt, als der Bau des Kölner Domes. Auch hatte im fünfzehnten Jahrhundert die

1) Die Einrichtung der Bauhütten wurde von den verschiedensten Schriftstellern in ausführlicher Weise erörtert und es findet sich in dieser Beziehung eine reiche Literatur vor. Denjenigen, welche sich in Kürze belehren wollen, empfehlen wir Ch. Luda Geschichte der mittelalterlichen Baukunst, als eines der allgemein beliebtesten Werke.

Straßburger Bauhütte den Vorrang vor der Kölner gewonnen, und der Straßburger Dombaumeister führte auf den Tagsatzungen den Vorsitz.) Mit den Söhnen des Arler verhielt sich die Sache ganz anders, sie waren gelernte zünftige Steinmetzmeister, der Vater war anerkannt der ausgezeichnetste Architekt des vierzehnten Jahrhunderts, Baumeister des deutschen Kaisers und obendrein als geborner Schwabe der Straßburger Hütte incorporirt: er hatte Gelegenheit, seine Söhne, die in der vielseitigsten Praxis aufgewachsen waren, in Straßburg eintragen zu lassen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die jüngeren Arler frühzeitig zu großem Ansehen gelangten und zu den ersten Bauführungen berufen wurden.

Was aber das Seltsamste an Herrn Wocel's Behauptung ist: es werden die Panicz im Malerprotokoll bereits als Verstorbene zu einer Zeit aufgezählt, wo die Junkherrn kaum geboren sein konnten, wie aus folgendem Auszug zu entnehmen: [1])

Anime Magistrorum pictorie artis.

Magister Stephanus Bohemus. Mistr Klauz. Mistr Girkl. Panicz Waczlaw. Panicz Janeck. Panicz Peter. Mistr Kuncz rzezak. Mistr Martin lazebka. Jan Klatowsky. Mistr Kuncz Kraluow malerz u. s. w.

Wir bleiben bei diesem Letzteren stehen, weil er von den hier Aufgezählten der einzige ist, über welchen sich anderweitige Nachrichten vorfinden und durch dessen Einregistrirung das nicht angegebene Datum in etwas bestimmt werden kann. Kuncz hatte den Titel eines königlichen Malers, war im Jahr 1348 Altmeister der Malerbruderschaft und wird schon 1310 als Maler genannt; [2]) sollte er damals nur 17 Jahre gezählt haben und hätte er das denkbar höchste Alter von 100 Jahren erreicht, würde er längst nicht mehr am Leben gewesen sein, als die Gebrüder Junker auftraten. Da nun die Panicz in der Liste dem Meister Kuncz vorangehen, läßt sich nicht anders annehmen, als daß sie vor jenem gestorben seien. Panicz und Kuncz waren Zeitgenossen des 1352 verstorbenen Dombaumeisters Mathias von Arras, ihre Wirkungszeit gehört der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an, während die Junkherrn erst gegen Ende dieses Jahrhunderts in die Lehre eingetreten sein können: zwischen den Blüthenperioden der beiden verschiedenen Künstlergruppen liegt ein vermittelter Zeitraum von 60 Jahren.

Chronologische Übersicht.

Mathias von Arras, französischer Baumeister, wird von König Johann nach Prag berufen und gründet den Prager Dom . . .	1344,
„ gründet das Schloß Karlstein	1348,
„ stirbt	1352.
Peter von Schwäbisch-Gmünd, genannt Arler, wird vom Kaiser Karl IV. zum Dombaumeister in Prag ernannt	1356,
„ gründet die Prager Brücke	1358,
„ baut die Koliner Kirche von 1360 bis	1378,
„ wirkt bei der zweiten Grundsteinlegung des Prager Domes . . .	1392,
„ wird noch als Dombaumeister genannt	1396.
Michael, Steinmetz von Schwäbisch-Gmünd, genannt Arler, Bruder des Peter, arbeitet am Prager Dom um	1380.
Henricus Arler aus Schwäbisch-Gmünd, von den Italienern genannt „Enrico da Gamodia", arbeitet unter Joh. Galeazzo Visconti in Mailand und entwirft aller Wahrscheinlichkeit nach die Plane zum dortigen Dom um	1388.

1) Statuten der Malerbruderschaft in Böhmen: abgedruckt in Rieggers Materialien, VI. Heft, S. 134.
2) Murr Journal, XV., 25. Ferner Passavant, über die böhmische Malerschule, in v. Quast's Zeitschrift, I, 202.

(Läßt sich später in Bologna nieder und ist entweder ein Bruder oder Vetter des Peter Arler, aber nicht dessen Vater.)

Paul Arler, Steinmetz, ältester Sohn des Peter Arler, erhält von seinem Vater ein Haus verschrieben . . . . . 1383.

Johann und Wenzel Arler erwerben Häuser 1386,

„ arbeiten mit ihrem Vater bis . . . . . 1392.

Michael von Cöln, Schwiegersohn des Peter Arler, wirkt in Prag 1380 bis . . . . . 1390.

Die Arler verlieren sich aus Prag um . . . . . 1400.

Johann und Wenzel, Steinmetzen aus Prag, genannt die Junkherrn, bauen am Straßburger Münster 1404 bis . . . . . 1418.

Peter Paul, Steinmetz aus Prag, baut in Breslau an der Dorotheenkirche um . . . . . 1400.

Wenzel, Steinmetzmeister aus Prag, genannt Junker, baut am Regensburger Dome von circa 1409 bis . . . . . 1425.

Letztes Vorkommen eines muthmaßlichen Zweiges der Junkherr'schen Künstlerfamilie . . . . . 1439.

Mathäus Roritzer, Dombaumeister in Regensburg, schreibt sein Fialenbuch und nennt die Junkherrn seine Lehrer . . . . . 1462.

Skizzen aus dem Böhmerwalde.

IV. Das Wolinkathal.

Der Böhmerwald besitzt nicht einen zusammenhängenden Hauptgebirgskamm, wie z. B. das Riesen- oder Erzgebirge, sondern die waldigen Kuppen, durch bald engere bald breitere Thäler getrennt, kreuzen sich nach allen Richtungen, mehr oder weniger ins flache Land hineintretend. — Nur an einigen Punkten, insbesondere dem Hohensteingebirge, und dem Hochplateau bei Außergefield befinden sich größere zusammenhängende Bergrücken, um die sich wie um einen Centralpunkt, gewaltige Joche, welche zu den höchsten des Waldes gehören, gruppiren, und dann ihrerseits ihre Ausläufer weit hinein bis ins Herz des Flachlandes entsenden.

Auch die 4 — zum Stromgebiet der Moldau gehörigen — Flüsse, die dem Böhmerwalde entspringen, und in ihren beinahe parallel laufenden, von Südwest nach Nordost streichenden Thälern, in das Innere des Landes herabeilen, nämlich: die Angel, die Wottawa, die Wolinka und die Blanitz werden lange von Höhenzügen auf beiden Ufern begleitet; doch nur die Wolinka lebt und stirbt als echte Tochter des Gebirges, und nur ihr Flußthal ist von ihrem Ursprung auf den Abhängen des Kubani und des Scherauer Berges, bis zu ihrer Mündung in die Wottawa zu Strakonitz, bis auf einen verschwindend kleinen Bruchtheil, ein echtes Gebirgsthal; — die Angel verläßt das Gebirge bald, eine mehr nördliche Richtung einschlagend, — die Wottawa verläßt bei Rabi das Gebirge, und bespült bis Horažiowitz nur am rechten Ufer eine niedrige Bergkette, deren letzten Ausläufer den Prachin sie bei dem letztgenannten Orte umfließt, und sodann ihre Richtung ändernd, in ein breites flaches Thal eintritt, und die Blanitz endlich, bei Husinetz aus dem höhern Gebirge tretend, fließt durch ein niedriges Hügelland, bis sie bei Svinětic durch den engen Paß zwischen dem Freigebirge und dem Skotschitzer Berge in die wodňaner Ebene tritt, wo sie träge in mäandrischen Krümmungen dahinfließt, bis sie bei Putim in die Wottawa fällt.

Zwischen dem gewerbfleißigen Strakonitz und seiner Vorstadt Bezděkau fließt ein unscheinbares Bächlein; zwischen Sand und Gestein windet sich ein schmaler Wasserstreif, und leicht kann man im heißen Sommer das Flußbett trockenen Fußes passiren; es ist die Wolinka. Wenn aber im Gebirge der Schnee schmilzt, und der

Eisstoß geht, oder wenn länger andauernde heftige Regen eintreten, — wer würde in dem brausenden Strom, der mit seinen gelben pfeilschnell dahinstürzenden Wogen seine Ufer weithin überschwemmt, die winzige Wolinka wieder erkennen? — So klein sie daher auch ist, so ist sie doch dieser Eigenschaft wegen, welche sie als einen echten Gebirgsbach legitimirt, in Strakonitz mehr gefürchtet, als die bei weitem größere Wattawa.

Ein rüstiger Fußgänger braucht von der Mündung der Wolinka an, ihrem Laufe aufwärts kaum eine halbe Wegstunde nachzugehen, um an die ersten Vorberge des Böhmerwaldes zu gelangen. Die Wolinka fließt hier durch ein von ziemlich hohen Bergen eingefaßtes Wiesenthal, welches stellenweise so eng ist, daß es außer der passauer Aerarialstraße, und dem erlenumbüschten Bette des Baches, nur einen schmalen Wiesenstreifen enthält. — Erst bei Wollin wird das Thal etwas breiter, und hier verläßt die Aerarialstraße den Bach, um die an seinem linken Ufer liegenden Höhenzüge zu erklimmen. Durch ein ziemlich breites, von bedeutenden Bergen zu beiden Seiten begränztes Thal schlängelt sich nun der rauschende Gebirgsbach zwischen üppigen Wiesen vorbei an dem freundlichen Černètic, dem langjährigen Besitzthum des nunmehr dem Erlöschen nahen altböhmischen Geschlechtes der Zadubský von Schönthal, — an dem auf hoher Berglehne thronenden Schlosse Eltschowitz, dem Stammsitz des Geschlechtes der Hodějovský auf Eltschowitz und Chotètitz, und an Čkyn, dem ehemaligen Besitzthum der in dieser Gegend früher reich begüterten Familie der Malowetz auf Winterberg und Cheinow. Der Bergzug am linken Wolinkaufer, überhaupt der niedrigere und sanfter ansteigende verflacht sich hier immer mehr, gegen die Thalsohle herabsinkend, jener am rechten Ufer aber, ein Ausläufer des Kubani größtentheils bis an die Spitzen der Berge bewaldet, und steil gegen das Flußthal abfallend, trägt auf seinem Kamme, weithin bis ins Flachland hinein sichtbar, die Pfarrkirche Sct. Adalbert oder Elschtin, welche bereits im 14. Jahrhundert bestand. Ein Herr von Popovský auf Božejovic und Popovic (gestorben 1621) liegt dort begraben. Hinter Čkyn übersteigt die Straße einen bis hart ans Wolinkaufer sich herabsenkenden Ausläufer des linksseitigen Höhenzuges, und dem Auge des Wanderers, der auf der Höhe angelangt, bietet sich ein überraschender Anblick, vielleicht das reizendste Landschaftsbild des ganzen Wolinkathals. Wir wollen versuchen, ein schwaches Bild dieses prächtigen Anblicks hier wiederzugeben.

Links vom Beschauer am jenseitigen Ufer der Wolinka an der Lehne hingebaut, die gräflich Thun'sche Besitzung Bohumilic, früher den Freiherrn Malovec gehörig; — rechts eine schmale von hohen Waldbergen eingefaßte Schlucht, aus welcher die Wolinka brausend hervorbricht, ebenfalls rechter Hand, jedoch mehr im Rücken des Beschauers eine zweite Waldschlucht; welche der Pocherbach durcheilt, um sich auf der tief unter der Straße liegenden reichlich mit Baumgruppen besetzten Wiese mit der Wolinka zu verbinden, endlich dem Wanderer gerade gegenüber ein langes mit Ortschaften besäetes, von dem bozanovicer Bache, welcher ebenfalls in die Wolinka mündet, durchzogenes Wiesenthal, auf beiden Seiten von waldigen Höhen eingerahmt, auf deren Kamme durch dunkles Waldesgrün hie und da weiße Ortschaften hervorleuchten, tief im Hintergrund des Thales zwei waldige amphitheatralisch emporsteigende Bergketten, und darüber, den ganzen Horizont abschließend, der mächtige Gebirgsstock des Kubani.

Fürwahr ein liebliches Bild, und des Pinsels eines geschickten Malers würdig, besonders wenn die im Rücken des Beschauers stehende Abendsonne die Landschaft mit ihren Strahlen verklärt.

Am Fuße des Berges angelangt, tritt die Straße in die bereits früher erwähnte Waldschlucht, welche sie dem Laufe des Baches entlang sich ziehend, erst bei Winterberg wieder verläßt. Berg und Wald, Wiese und Bach sind die einzigen Gegenstände, die man eine zeitlang erblickt, bis man endlich Zuzlawitz, das

letzte čechische Dorf an der passauer Straße erreicht. — Kaum nähert man sich dem deutschen Sprachgebiet, und schon zeigen sich Anzeichen der Industrie. Eine kleine Strecke oberhalb Zuzlawitz befindet sich nämlich ein neu gegründetes Etablissement, worin ein neu erfundenes Sprengmaterial, „Haloxylin" genannt, verfertigt wird, welches in offener Luft unschädlich verpufft, dagegen in geschlossenen Räumen, eine das gewöhnliche Pulver weit übertreffende Sprengkraft entwickelt. — Unseres Wissens ist diese Fabrik die dritte im ganzen Kaiserstaate, und existirt nur noch eine in Arad und eine in Cilli.

Eine Strecke ober dieser Haloxylinfabrik beginnt das Annathal — so heißt nämlich das gegen Winterberg zu liegende Ende der Wolinkaschlucht — und schon verkünden weitläufige zur Adolfshüte gehörige Gebäude, daß wir uns einem industriellen Etablissement ersten Ranges nähern; die Höhenzüge, die uns so lange begleitet, weichen auf beiden Seiten zurück, und wir betreten ein ziemlich großes kesselförmiges Thal, — gerade vor uns die ausgedehnten Fabriksgebäude der Adolfshütte, dahinter auf der jenseitigen Lehne hoch emporragend Stadt und Schloß Winterberg. Den schönsten Anblick des Schlosses genießt man jedoch von Südosten. — Hoch auf einem steilen massenhaften Gneißfelsen thront das weitläufige, dem Fürsten Schwarzenberg gehörige Schloß über der Stadt — ein imposantes Gebäude; leider hat es jetzt sein alterthümliches Aussehen verloren, denn es brannte i. J. 1857 in Folge eines Blitzstrahles ab, und obwohl es ganz in dem früheren Styl wieder hergestellt wurde, so trägt es doch von Außen unverkennbar das Aussehen eines neuen Gebäudes. Im Bezirke des neues Schlosses liegen auch die Ruinen einer ältern Burg, der Hasenburg oder Haselburg genannt, über welche nichts Näheres bekannt ist; doch sind sie mit Ausnahme eines runden Thurmes, unbedeutend.

Im Schlosse Winterberg sind 2 Kapellen; die eine größere seit dem Brande im Jahre 1857 wieder hergestellt, — die andere, der sogenannte evangelische Thurm, eine kleine Kapelle mit gothischer Wölbung, nicht mehr benützt. Interessant ist diese Kapelle hauptsächlich durch eine alte halbverblichene Malerei, welche die 4 Evangelisten darstellen soll. Bei einem bereits fast unkenntlichen Wappen ist die Jahreszahl 1611 und die Buchstaben J. N. K. angebracht.

Eben so wie das Schloß, bietet auch die Stadt von der Südostseite den schönsten Anblick; sie liegt am Abhang eines Berges, welcher nach Westen gegen das Gebirge hin ansteigt und sowohl nach Süden gegen die Wolinka, als nach Norden gegen die zwischen ihm und dem Schloßfelsen befindliche Schlucht steil abfallend, sich nach Osten immer enger werdend, gegen die Thalsohle herabsenkt. — Winterberg besitzt noch bedeutende Uiberreste seiner alten Ringmauern, und muß zu einer Zeit, wo die Geschützwaffe noch in der Kindheit lag, ein sehr fester Platz gewesen sein, welcher in Verbindung mit dem ebenfalls stark befestigten Schlosse geeignet war, jedem Feind Achtung einzuflößen. — Es galt auch in der That für eine feste Grenzstadt, und wurde in unruhigen Zeiten häufig als Zufluchtsort benützt. Nichts destoweniger hat es bei weitem kein so wechselvolles Schicksal, und eine so ereignißreiche Vergangenheit aufzuweisen, wie seine Nachbarstadt Prachatitz. [1]) Ruhig überging es aus einer Hand in die andere. Die ersten bekannten Besitzer des Schlosses Winterberg waren die Herren von Janovic, im 13. Jahrhundert. — Im 15. Jahrhundert besaßen es die Ritter Kaplič von Sulevic, und einer von ihnen Herr Peter Kaplič von Sulevic erhob den bisherigen Marktflecken Winterberg (1479) zur Stadt. Im Anfange des 16. Jahrhunderts erscheint die Familie Malovec als Besitzer von Winterberg, doch wurde die Herrschaft bereits unter Kaiser Ferdinand I. dem Ritter Peter Malovec confiscirt, und an den Herrn von Neuhaus verkauft. Diesem folgten im Besitze die Herren von Rosenberg, dann die Herren Novohradský von Kolowrat, von denen Fürst Johann von Eggenberg

1) Siehe Skizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 3, Jahrgang IV. Heft 3.

die Herrschaft erkaufte, welche endlich im Jahre 1719 an ihre jetzigen Besitzer, die Fürsten zu Schwarzenberg durch Erbschaft überging.

Unter allen diesen rasch wechselnden Herrengeschlechtern blieb Winterberg von Kriegsstürmen und Katastrophen, wie sie über das nahe Prachatitz hereinbrachen, gänzlich verschont, ja es zog aus dem Unglück dieser Schwesterstadt bedeutenden Vortheil. — Bereits im 14. Jahrhundert begannen nämlich die Winterberger mit neidischen Augen auf die durch den Salz- und Malzhandel auf dem goldenen Steige stets mehr und mehr erblühende Größe Prachatitzs blickend, ihre Versuche, eine Abzweigung des goldenen Steiges nach Winterberg zu leiten, und daselbst eine selbstständige Salzniederlage zu errichten. Den hierüber zwischen diesen Städten, beziehungsweise deren Herren: dem Probste von Wyšehrad und dem Herrn Hanus Kaplir von Sulevic entstandenen Streit entschied zwar König Wenzel i. J. 1404 zu Ungunsten der Winterberger; diese aber gaben deßhalb ihre Sache nicht verloren, und als i. J. 1420 Prachatitz von Zizka erobert und zerstört wurde, und der Handel von Passau dahin, durch diese Katastrophe, so wie die Raubzüge des Habart von Lopata, der auf der den goldenen Steig beherrschenden Burg „Husa" hauste, einen empfindlichen Stoß erhielt, benützten dieselben die günstige Gelegenheit so gut, daß eine Abzweigung des goldenen Steiges nach Winterberg entstand, und daß gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts daselbst eine Salzniederlage sich befand. — Damals scheint überhaupt die Blüthezeit der Sadt Winterberg gewesen zu sein, denn es bestand hier im Jahre 1484 eine Buchdruckerei, von deren Erzeugnissen sich einige im Museum zu Prag befinden. Sobald sich aber Prachatitz von dem erlittenen Schlage wieder zu erholen anfing, riß es auch wieder den Salzhandel an sich; die Salzniederlage zu Winterberg wurde aufgehoben, der dahin führende Zweig des goldenen Steiges verödete und verschwand endlich so, daß kaum noch Spuren seines Zuges gefunden werden können.— Das Dörfchen Salzweg an der passauer Straße am Abhange des Kubani gelegen, dürfte vielleicht die Richtung des einstmaligen goldenen Steiges bezeichnen.

Das heutige Winterberg, ein stilles Gebirgsstädtchen mit beiläufig 2300 bis 2500 Einwohnern, ist, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, gleich dem nahen Prachatitz eine gesunkene Größe, wenn gleich sein Fall kein so tiefer genannt werden kann, da es bei weitem nie die Bedeutung Prachatitz's erlangt hatte.

In Folge ihrer Lage an dem Bergabhang hat die Stadt durchaus abschüssige, ja steile Gassen, und selbst der ziemlich geräumige Ringplatz bildet eine stark geneigte schiefe Ebene, an deren östlicher tiefster Seite sich die im gothischen Styl, angeblich im Jahre 1365 erbaute Pfarrkirche befindet, welche jedoch mit der wahrscheinlich nicht viel früher gegründeten prachatitzer Pfarrkirche keinen Vergleich aushält. Auch mittelalterliche Bauten oder sonstige Überreste der Prachtliebe oder der Geschmacksrichtung der Vorfahren hat Winterberg bei weitem nicht so viel aufzuweisen, wie Prachatitz. Nur am oberen Ende des Ringplatzes an der südlichen Häuserreihe gibt es einige Gebäude, welche durch ihre Bauart ihr Alterthum verrathen, und durch ihre Größe von dem Reichthum ihrer Erbauer Zeugniß ablegen. Auf einem dieser Häuser ist das ovale Bild eines geharnischten Ritters zu Pferde, mit der Umschrift: Peter Wok, Gubernator des Hauses Rosenberg. [1] Auf einem zweiten Hause befindet sich — ebenfalls ohne Jahreszahl — ein wohl erhaltenes Wappen, eine goldene Krone in grün-roth-weiß gestreiftem Felde. Darüber ein Ritterhelm mit geschlossenem Visir und Federschmuck, und daneben, beinahe in unmittelbarer Verbindung mit dem Wappen, die heilige Angela. Wessen dieß Wappen sei, darüber konnten wir in Winterberg nichts Bestimmtes erfahren, und müssen daher die Beantwortung dieser Frage geübteren Heraldikern überlassen. — Auch ein auf einem unweit davon gelegenen Hause befindliches Bild „Unserer

1) Es befindet sich zwar bei diesem Bilde keine Jahreszahl; nachdem jedoch Peter Wok von Ro-

lieben Frau vom guten Rath" scheint älteren Ursprungs zu sein, dagegen dürften mehre Madonnenbilder und Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, sämmtlich am Ringplatz, und ein in einer Seitengasse befindlicher, beinahe die ganze Hauswand einnehmender hl. Hubertus, welcher vor dem Kreuze zwischen den Geweihen des Hirsches auf den Knien liegt, einer spätern Zeit angehören.

Gegenwärtig besitzt Winterberg eine Bedeutung nur durch den Umstand, daß sich die angrenzenden Gebirgsbewohner mit ihren Bedürfnissen von daher versorgen, — hauptsächlich aber durch die einen europäischen Ruf genießende Glasfabrik, Adolf oder Adolfshütte. — Diese wurde im Jahre 1816 von dem Glasmacher Johann Mayer gegründet, und trägt ihren Namen zu Ehren des jetzigen Besitzers von Winterberg, des Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg. — Die Fabrik befindet sich jetzt im Besitz der Firma Meyers Neffe (Herr Wilhelm Kralik), welchen auch die Glasfabriken Eleonorenhain, Ernstbrunn, Franzensthal und Kaltenbach gehören, [1]) und obwohl der Hauptsitz der ganzen Unternehmung sich in Eleonorenhain befindet, so beschäftigt doch die Glashütte Adolf eine sehr bedeutende Anzahl von Arbeitern, als Glasbläser, Schleifer, Polirer, Maler, Graveure, ungerechnet die Packer und sonstigen Hilfsarbeiter. Die weitläufigen Fabriksgebäude liegen theils gleich unterhalb der Stadt an beiden Ufern der Wolinka, theils etwas weiter unten in dem bereits erwähnten Annathal.

Interessant ist das rege Leben, welches eine Glashütte von der Bedeutung der Adolfshütte entfaltet. — Hier wird Holz, welches auf der Wolinka vom Gebirge herabgeschwemmt wird, ausgeländet; dort werden Kiesstücke geglüht und durch Ablöschung im kalten Wasser so mürbe gemacht, daß sie zerstampft und zu einem ziemlich feinen Pulver gemahlen werden können. Aus den Dachöffnungen jenes großen Holzgebäudes qualmt Rauch; es ist die eigentliche Glashütte. Um den Glasschmelzofen herum, durch die aus den Arbeitslöchern [2]) strahlende Gluth beleuchtet, stehen die Glasbläser mit ihren Hilfsarbeitern. Die Pfeife oder das Blasrohr taucht der Glasbläser in die geschmolzene Glasmasse, und in überraschend schneller Zeit entsteht aus dem weißglühenden unförmlichen Klumpen, durch Blasen und Schwenken in der Luft, eine längliche Blase; während sie nun der Gehilfe übernimmt und beständig herumdreht, gibt ihr der Glasbläser mit einer Zange die nöthige Form und sprengt sie durch eine Berührung jener Stelle, wo sie am Rohre festsitzt, mit kaltem Eisen ab, worauf das Gefäß in den Kühlofen kömmt. — Hohlgläser mit mannigfach gebogenen und ausgebauchten Oberflächen werden mittelst Formen erzeugt, in welche die weiche Glasmasse durch Aufblasen an die innere Wandung der Form gedrückt wird, und so deren Gestalt vollständig annimmt. — Große auf beiden Seiten geschlossene Hohlcylinder erregen unsere Aufmerksamkeit; wir werden belehrt, dieß sei Tafelglas; die beiden Kappen werden abgelöst, und der Cylinder in seiner ganzen Länge dadurch aufgesprengt, daß man mit einem glühenden Eisen über ihn hinfährt. — Im Streckofen werden dann diese Cylinder vollständig geöffnet und geebnet.

Wir wenden uns nun zu den Schleifmühlen, die gewöhnlich mit Wasserkraft betrieben werden; die Werkzeuge, wodurch die Schleifer, welche wohl selten eine Vorbildung genossen haben, den prächtigen Schliff der in den Läden der Hauptstädte ausgestellten Schaustücke hervorbringen, sind bloße Schleifscheiben von verschiedener Größe und Material, und die Thätigkeit des Arbeiters besteht in bloßem

---

senberg die Gubernatur, d. i. die oberste Leitung aller Angelegenheiten des Hauses Rosenberg, nach dem im Jahre 1592 erfolgten Tode seines Bruders Wilhelm von Rosenberg übernahm, und mit seinem im Jahre 1611 erfolgten Ableben sein Geschlecht erlosch, so muß als Entstehungszeit seines Bildes die Zeit von 1592—1611 angenommen werden. A. d. V.

1) Siehe Skizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 2, am Moldauursprung. Jahrgang III., Heft 6.

2) So nennt man die Oeffnungen im Schmelzofen, durch welche der Arbeiter zu dem Gefäß mit der geschmolzenen Glasmasse, dem sogenannten Glashafen gelangt. A. d. V.

Andrücken des zu schleifenden Glases an die Schleifscheibe, verbunden mit den entsprechenden Drehungen und Wendungen; kaum traut man seinen Augen, wenn man mit so einfachen Mitteln einen gewöhnlichen Arbeiter in überraschend kurzer Zeit die prachtvollsten Gläser erzeugen sieht. Lange Übung und Aufmerksamkeit haben den Sohn des Waldes zu einem Künstler in seinem Fache gemacht.

In besonderen Localitäten befinden sich die Glasmaler, welche je nach der herrschenden Mode die Glasgefäße mit verschiedenen Malereien versehen müssen, und unter welchen sich hie und da ausgezeichnete Kräfte finden. Die Adolfshütte feuert nur mit Holz, obwohl der Preis desselben fortwährend im Steigen begriffen ist, und obwohl jede noch so geringe Steigerung bei einem jährlichen Holzverbrauch von 4000 Klaftern in runder Zahl sich fühlbar macht; — Steinkohlen werden durch die weite Zufuhr zu sehr vertheuert, und es sind auch die Glasöfen und Glashafen zur Steinkohlenfeuerung nicht eingerichtet Die Fabrik erzeugt vorwiegend Krystallglas von vorzüglicher Feinheit und Reinheit, und wir sahen Hohlgläser kleineren Rauminhaltes dünn wie Eierschalen. — Die Adolfshütte verbreitet den Ruf des böhmischen Glases über den größten Theil von Europa, und selbst nach Amerika, und zählt unter ihre Abnehmer unter Andern auch den König Victor Emanuel und den Kaiser Maxmilian von Mexico. Die zum Tafelservice des Letzteren gehörigen Gläser sind aus prachtvollem Krystallglas, jedoch ganz einfach, ohne irgend eine andere Verzierung als dem kaiserlichen Namenszuge und der Krone. Nicht unerwähnt kann bleiben, daß hier auch Humpen und andere alterthümliche Trinkgefäße aus grünlichem Glase, und mit bunten Figuren, Wappen und Sprüchen bemalt, in großer Zahl erzeugt werden. — Mancher Sammler von derlei Antiquitäten und mancher Beschauer von derartigen Sammlungen mag sich vielleicht in Phantasien ergehen, wie viel mannhafte Ritter sich aus einem Humpen gelabt haben, der erst vor kurzer Zeit unter den kunstfertigen Händen der Arbeiter der Adolfshütte entstand.

In sprachlicher Beziehung bietet Winterberg ein ähnliches Interesse wie Prachatitz; es liegt an der deutschen Sprachgrenze. Dieselbe geht beiläufig im winterberger Amtsbezirke über Kölln, Scheiben, Gansau, Winterberg, Rabitz, Kresane, biegt dann stark westlich auf Paseken und Planic zu, wo sie in den bergreichensteiner Bezirk übertritt; eine scharfe Scheidung der zwei Sprachen ist auf der ganzen Linie nirgends vorhanden, da es viele Leute gibt, die beider Sprachen mächtig sind, und einzelne čechische Familien dieß- und jenseits der Grenze wohnen. — Winterberg selbst ist so wie Prachatitz eine deutsche Stadt, obwohl viele von der Bevölkerung auch böhmisch kennen und auch die sonstigen Verhältnisse jenen in Prachatitz [1]) ziemlich ähnlich sind. Das Deutschthum hat hier jedoch früher Wurzeln gefaßt, als dort; darauf deutet nicht bloß die Umschrift um das Bildniß Peter Woks von Rosenberg, die aus einer Zeit stammt, wo in Prachatitz noch keine deutsche Aufschrift nachweisbar ist, sondern auch noch andere Umstände.

So sind die Grundbücher der ehemaligen Herrschaft Winterberg schon seit dem Jahre 1665 deutsch, und die Grundbücher der Stadt beginnen ebenfalls seit diesem Jahre deutsche Urkunden aufzuweisen, bis im Jahre 1676 die böhmischen Urkunden ganz verschwinden. Auch in dem Memorabilienbuche der Stadt Winterberg — so wird nämlich eine beim Grundbuchsamte befindliche Sammlung von Privilegien und Schenkungsurkunden genannt — erscheinen schon im Jahre 1641 deutsche Urkunden eingetragen. Im winterberger Schloßarchiv befinden sich „Urbarien der Herrschaft Winterberg", welche seit der Schlacht am weißen Berge in deutscher Sprache geführt sind, ferner Aufzeichnungen über den 30jährigen Krieg ebenfalls bereits in deutscher Sprache. — Am spätesten fand diese in den Matriken Eingang, welche bis zum Jahre 1770 in lateinischer und erst von da an

1) Siehe Stizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 3, Prachatitz. Jahrgang IV, Heft 3.

in deutscher Sprache geführt wurden. — Hieraus könnte man schließen, daß in Winterberg bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also 50 — 70 Jahre früher als in Prachatitz, das Deutschthum ein entschiedenes Übergewicht erlangte. Was die nächste Umgebung Winterbergs betrifft, so sind die nördlich und östlich gelegenen Dörfer böhmisch, die südlich und westlich befindlichen deutsch; doch kömmt auch hier wie in der Umgebung von Prachatitz der Fall vor, daß jetzt ganz deutsche Ortschaften auch eigene böhmische Namen haben, z. B. Salzweg Solná lhota, Klösterle Klášterec, Glashütten, Sklař u. s. w.

Mit Winterberg ist so ziemlich auch das ganze Wolinkathal bis zu seinem Ende durchwandert, denn nicht weit oberhalb der Stadt vereinigen in rascher Aufeinanderfolge der Ernstbergerbach oder Kubanibach, der Helmbacherbach und der Brenntebach ihre Gewässer und bilden die Wolinka, von der wir nun, nachdem wir sie an ihrer Wiege besucht, Abschied nehmen. L.....r.

Miscellen.

Graslitz im Jahre 1821.

Eine ganz eigene historische Individualität unseres Landes ist das Erzgebirge. Auf den unwirthlichen Höhen dieses Gebirges kämpft eine zahlreiche deutsche Bevölkerung schon seit Jahrzehnden mit der Ungunst der Verhältnisse, die sie umgeben. Der steinichte Boden ist nicht im Stande, die dichte Bevölkerung, die sich auf dem Rücken des Gebirges angesiedelt hat, zu ernähren, der Bergbau, der das Erzgebirge colonisirte, ist längst verödet und durch die großartige Veränderung, welche die Industrie in unserem Jahrhunderte erfahren hat, sind auch jene Erwerbszweige, welche wie das Spitzenklöppeln die arme Bevölkerung ernährten, allmälig in Verfall gerathen. Die Noth ist daher ein nicht seltener Gast in diesen Gebirgen geworden und in harten Wintern, wenn aller Erwerb darniederliegt, wandelt wohl auch das Gespenst des Typhus durch die übervölkerten Ortschaften und sammelt seine Opfer.

Das Erzgebirge hat einst bessere Zeiten gesehen; seine goldenen Tage erlebte es aber im 16. Jahrhundert. Damals war das Erzgebirge das Californien Deutschlands. Der Ruf von dem Reichthume seiner Gruben lockte damals Tausende von deutschen Bergleuten in diese Berge. Wohin früher der Jäger kaum seinen Fuß gesetzt, ließ sich der Bergmann nieder. Die Art lichtete die Wälder; um die Gruben entstanden Hütten und wie sich ihre Zahl vermehrte, wurde die neue Ansiedlung zu einer Bergstadt erhoben und mit den üblichen Bergfreiheiten begnadigt. Innerhalb einer Generation wuchsen in einer Höhe von mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche eine ganze Reihe von Bergstädten empor, von denen Joachimsthal allein mehr als 12.000 Bergleute in seinen Werken beschäftigte.

Heute sind die Stollen verfallen, die Schmelzhütten verschwunden und nur die zahlreichen Halden, die wie große Maulwurfshaufen an den Abhängen der Berge emporragen, geben Zeugniß von jener Zeit, wo Tausende von Händen diese Berge durchwühlten, die Schmelzöfen rauchten und zahlreich Poch- und Hammerwerke die Gegend belebten.

Eine der ältesten Ansiedelungen des Erzgebirges ist die Stadt Graslitz. Sternberg erwähnt aus Lünigs Archiv eine Urkunde, nach welcher König Přemysl Otokar II. schon 1272 an Heinrich den älteren, Herrn zu Plauen, das Schloß Greklis (Graslitz) sammt allen Gold- und Silber- und anderen Bergwerken, welche auf den Gründen dieses Schlosses gefunden werden sollten, als Eigenthum verliehen haben soll. So viel ist gewiß, daß Graslitz bereits im Jahre 1370 von Karl dem IV. zu einem Bergstädtchen erhoben und der Stadt Elbogen in allen Rechten und Privilegien gleichgestellt wurde. Die Blüthezeit des Graslitzer Bergbaus fällt jedoch in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts; gegen 2000 Bergleute, Schmelzer und Köhler und mehr als hundert Steiger und Schichtmeister waren zu jener Zei

bei dem Bergbau beschäftigt. In dem Heinrichsgrüner Schlosse, das dem Grafen Nostitz gehört, ist ein großes figurenreiches Oelgemälde aus jener Zeit, auf welchem der Graslitzer Bergbau, wie er in seiner Blüthezeit sich darstellte, abgebildet ist. Durch den dreißigjährigen Krieg und das Religionsedict vom J. 1627, in Folge dessen ein sehr großer Theil der protestantischen Bürger auswanderte, verödete auch hier der Bergbau und wenn derselbe in späterer Zeit hie und da noch aufflackerte, so siechte er doch bedeutungslos hin, bis in diesem Jahrhunderte die Arbeiten völlig eingestellt wurden. Während aber andere erzgebirgische Bergstädte durch den Verfall ihres Bergbaus völlig verödeten und zur Unbedeutendheit herabsanken: ist Graslitz immer noch ein volkreicher Ort geblieben und für einen weiten Umkreis der Mittelpunkt der erzgebirgischen Industrie geworden. Dieses günstigere Geschick verdankt Graslitz einzig und allein seiner glücklicheren Lage. Da es im Erzgebirge fast ausschließlich der Bergbau war, welcher die Ansiedelungen hervorrief, so wurde bei der Anlage von Ortschaften nicht überall auf die hiebei sonst maßgebenden Lebensbedingungen Rücksicht genommen. Man sah nur auf die Nähe der Gruben. Man baute sich auf dem Scheitel der Berge an, obwohl ganz in der Nähe ein Thal, eine Niederung einen viel passenderen Wohnplatz geboten hätte, von dem aus die Communication mit den benachbarten Orten weniger erschwert gewesen wäre und man behalf sich mit Grubenwasser, wenn auch anderwärts ein natürlicher Bach zur Niederlassung einladete. So erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, die jeden Fremden überrascht, daß die Ortschaften im Erzgebirge größtentheils an dem Rücken eines Berges kleben, oft in einer Meereshöhe, wo im Riesengebirge oder im Böhmerwalde längst aller menschliche Anbau aufhört. Nach dem Verfalle des Bergbaus waren diese Orte auf bloße Hausindustrie angewiesen. Die große Industrie suchte sich Orte auf, die zugänglicher waren und in den Weltverkehr leichter einbezogen werden konnten. Je mehr in unseren Tagen die Großindustrie die Hausindustrie überflügelte und verdrängte, desto mehr mußten jene von dem Weltverkehr abgeschiedenen Bergstädtchen des Erzgebirges veröden und verarmen. Unter viel günstigeren Verhältnissen entwickelte sich Graslitz. Graslitz liegt im Thale, 1605′ über der Meereshöhe; ein starker Bach, die Zwoda, durchrauscht das Thal und bildet mit dem Silberbache und Schwaderbache, die sich innerhalb der Stadt in die Zwoda ergießen, eine reiche Fülle von Wasserkraft, die bereits im 16. Jahrh. die zahlreichen Kupferhämmer und Pochwerke des damaligen Bergbaus getrieben hat. Als daher die Kupfergruben des nahen Eiben- und Grünberges verödeten: siedelte sich an den Ufern der Bäche im Thale die Industrie an. Die Kupferhämmer und Schmelzwerke wurden in Mühlen und Fabriken verwandelt, an die Stelle der Bergherren traten zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Schleifherren, welche, wie Friedr. Stark und Philipp, Ignaz und Anton Dotzauer in Graslitz oder Poppa in Silberbach, die Baumwollweberei im Großen betrieben und ihre Erzeugnisse in alle Länder Europas versendeten, und in diesem Jahrhunderte die Tüll- und Mullfabrikanten und die Spinnereibesitzer, von denen die letzteren in Graslitz allein an 600 Personen beschäftigen. Trotz den veränderten Verhältnissen hat daher Graslitz seit dem vorigen Jahrhunderte eine stete Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen. Im J. 1770 bestand Graslitz aus 604 Häusern, gegenwärtig zählt dasselbe deren 639. Während Joachimsthal, das im 16. Jahrhunderte zur Zeit seiner Blüthe über 20.000 Einwohner zählte, im J. 1851 bis auf 4626 und im J. 1857 bis auf 4499 Einwohner herabgesunken war: hat sich Graslitz in derselben Zeit von 4822 bis auf 6281 Einwohner gehoben. Im J. 1821 zählte es noch 4090 Seelen.

In der Bibliothek unseres Vereins befindet sich ein Manuscript „Topographie von Graslitz aus dem J. 1821", das aus der Feder des im J. 1851 verstorbenen Graslitzer Wundarztes und Apothekenbesitzers Dotzauer herrührte und dem Vereine von dem stiftenden Mitgliede Hrn. Richard Dotzauer geschenkt wurde. Joh. Florian Dotzauer war am 17. Mai 1788 in Graslitz geboren. Er machte seine Studien in Eger und

Prag und praktizirte in Wien, wo er im allgemeinen Krankenhause als Secundärarzt angestellt wurde. Auf dem Schlachtfelde zu Wagram, wo er inmitten der großen Gefahren den verwundeten Kriegern Hilfe brachte, zeichnete er sich dermaßen aus, daß er mit der Leitung einer Militär-Spitalsabtheilung in Wien betraut wurde und diesen Posten auch während der Occupation Wiens durch die Franzosen behielt. Nach der Schlacht bei Kulm wurde er nach Prag gesendet, um in dem dort errichteten russischen Feldspital thätig zu sein. Auch hier erwarb er sich die allgemeine Liebe und die Achtung unter seinen Kranken, so daß er von den höheren Officieren mehrfach aufgefordert wurde, unter glänzenden Bedingungen in russische Dienste zu treten. Allein Dotzauer war ein echter Sohn des Erzgebirges. Die Liebe zu seiner Heimat, die Sehnsucht nach den lieben Bergen überwog die glänzendsten Aussichten, welche die Ferne ihm bieten konnte. Sobald sein Beruf es gestattete, kehrte er nach Graslitz zurück, ließ sich in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder und verehlichte sich noch in demselben Jahre mit Anna Maria Köhler (geboren 3. November 1790), aus welcher Ehe ihm zwei Söhne, Adolph und Richard, entsprossen. Der Beruf eines Arztes ist in dem Erzgebirge ungemein beschwerlich; oft muß der Arzt stundenweit auf ungebahnten Wegen in eine einsame Berghütte wandern und findet dort den Kranken von allem entblößt, ohne jede Pflege, ja selbst ohne genügende Nahrung. Dotzauer erfüllte seinen Beruf mit größter Gewissenhaftigkeit und hatte sich bald eines ausgezeichneten Rufes selbst in dem benachbarten Sachsen zu erfreuen. Dabei nahm er auch an den Angelegenheiten seiner Vaterstadt ein reges Interesse und bekleidete eine lange Reihe von Jahren das Ehrenamt eines ersten ungeprüften Magistratsrathes in derselben. Ein herber Schlag traf den Mann, als ihm i. J. 1843 am 14. Juni seine Gattin durch den Tod entrissen wurde; seit dieser Zeit war der lebenslustige Mann, der er stets gewesen, nicht mehr an ihm zu erkennen. Nur die Freude, die er an seinen beiden Söhnen erlebte, war ihm ein Trost in den letzten Tagen seines vereinsamten Lebens. Der älteste Sohn, Adolph Dotzauer (gest. zu Prag im J. 1856), der die Apotheke in Graslitz übernommen hatte, wurde im J. 1848 zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Der jüngere, Richard Dotzauer, Großhändler in Prag, ist gegenwärtig Vicepräsident der Prager Handelskammer und Landtagsabgeordneter, einer der thätigsten Verfechter der deutschen Sache in Böhmen.

Das Manuscript, das uns Joh. Florian Dotzauer hinterlassen hat, bietet ein anschauliches Bild der Stadt Graslitz aus dem J. 1821 und setzt uns in den Stand, den Aufschwung zu ermessen, den Graslitz in dieser Zeit genommen hat. Es sei gestattet, nur einiges daraus hervorzuheben. An Fabriken bestanden damals: die Starkische k. k. privilegirte Zitz- und Cotton-Fabrik, welche an 180 Menschen täglich beschäftigte, die Köhlerische Mousselinfabrik und die Kühnel'sche Druckerei mit 12 Tischen, welche 40—50 Menschen Beschäftigung bot. Sechzehn Spitzenhändler kauften die Waaren von den zahlreichen Klöpplerinen, für welche zwei Klöppelschulen (jede mit 18 bis 20 Lehrmädchen) errichtet worden waren. Einen Hauptzweig der Graslitzer Industrie bildete damals schon die Instrumentenfabrikation, deren Erzeugnisse durch 14 Instrumentenhändler in alle Welt versendet wurden. Die Straßen der Stadt waren noch nicht gepflastert und ohne Abzugsgräben, so daß man an regnerischen Tagen und im Frühjahre nur mühsam durch die stehenden Kothlachen waten konnte. Es befanden sich nur 2 Gasthäuser in der Stadt, das bürgerliche Rathhaus und das Herrenhaus; gegenwärtig gibt es deren drei und außerdem noch die vorzügliche Restauration der Frau Elisabeth Hamm, welche an Sonn- und Feiertagen nicht selten von ganzen Gesellschaften aus Sachsen besucht wird.

Die Einnahmen der Stadt betrugen blos 4500 fl. W. W. Den größten Fortschritt aber zeigt Graslitz auf dem Gebiete des Schulwesens. Im J. 1821 besaß Graslitz nur ein ärmliches einstöckiges Schulgebäude, mit zwei ebenerdigen Lehrzimmern, während der erste Stock von 2 Lehrern bewohnt war. In dieser Schule sollten die 600 schulfähigen Kinder von drei Lehrern unterrichtet werden.

Gegenwärtig ist das Schulgebäude (erbaut im J. 1850) das schönste Gebäude des ganzen Ortes; die Schule zu einer vierklassigen Hauptschule erhoben, und mit derselben in jüngster Zeit auf Anregung und unter Subvention des Herrn Richard Dotzauer eine Musikschule verbunden worden, welche auf die Hebung der Graslitzer Instrumentenfabrikation den günstigsten Einfluß ausüben wird. —

Auch die Umgebung von Graslitz hat sich seit dem J. 1821 wesentlich verändert. Die alten, gefahrvollen Bergstraßen, auf denen das schwere Fuhrwerk oft in schwindelnder Höhe hinschwankte, sind beseitigt und Graslitz durch schöne Straßen mit Karlsbad und Falkenau, wie mit der sächsischen Eisenbahnstation in Verbindung gebracht worden. Die Räume, die sich am Fuße des Hausberges längs des Silberbaches hinziehen, waren im J. 1821 noch völliger Waldboden, mit großen Steinen und Haidekraut bedeckt; gegenwärtig sind sie größtentheils in prachtvolle Wiesen umgewandelt worden, welche namentlich die Energie des Silberbacher Bürgermeisters, Herrn Martin Poppa, hingezaubert hat. Nur eins ist zu bedauern. Von dem Gipfel des sagenreichen Hausberges sind seither die Ruinen der alten Burg verschwunden, welche noch im J. 1821 zu sehen waren. Die Mauern derselben sind abgebrochen und die Steine zum Bau einer Fabrik am Fuße des Berges verwendet worden. Kein Mauerrest erinnert mehr an das feste Schloß, auf welchem die mächtigen Bergherren in dunkler Vorzeit hier gehaust haben.

Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend.

Die deutsche Sprachinsel, welche sich von Iglau aus in das östliche Böhmen hinein zieht, beherbergt einen kernigen Menschenschlag, der mitten in der čechischen Umgebung seinen alten Sitten und Gebräuchen seit Jahrhunderten treu blieb und seine Ursprünglichkeit nicht einmal durch die große Stadt sich rauben ließ, welche sonst gewöhnlich der Tod aller Eigenthümlichkeiten zu sein pflegt. Die Tracht, mit der sie Sonntags nach der Stadt zur Kirche kommen, ist recht malerisch; sie besteht bei den Männern aus einem schwarzen Spenser, einem Gilet und kurzen, enganliegenden ledernen Beinkleidern, die in den hohen, bis über die Kniee hinauf zu ziehenden Stiefeln stecken. Auf dem Kopfe sitzt ein meist grünes Käppchen, über welches bei feierlichen Gelegenheiten der große, breitkrämpige Hut aufgesetzt wird, der nebst dem bis zur Ferse reichenden Tuchmantel die Festtagskleidung bildet. Ungleich schöner ist der Anzug des weiblichen Geschlechts. Den Kopf ziert ein buntes, langes, eigenthümlich geschlungenes Tuch, das in einen langen, die Zöpfe einhüllenden Zipfel ausgeht, der weit über den Rücken hinunter reicht; den Oberkörper umschließt ein enges Mieder aus Seide, in die große, meist rothe und blaue Blumen von Gold und Silber eingewirkt sind. Die beiden Seitentheile werden mit Rosaschleifen zusammen gehalten, die über den Busen gebunden sind und schön abstechen gegen das weiße, sorgsam gefältelte Hemd, das mit einer Spitzenkrause versehen ist und kurze, gleichfalls mit geklöppelten Spitzen verzierte Aermel besitzt. Frauen, die Kinder haben, tragen zwischen diesen Kreuzschleifen einen von demselben Stoffe, wie ihr Mieder gemachten sogenannten „Bund" und unterscheiden sich dadurch von den Mädchen. Von der Taille, welche bei dieser Tracht recht hübsch hervortritt, fallen dann die weiten gesteiften Röcke, die bis zur halben Wade reichen, in schweren Falten hinunter; die Farbe des obersten Rockes ist stets blau und steht von den hellrothen Strümpfen recht hübsch ab. Die Schuhe sind meist mit Schnallen versehen. Bei kälterer Witterung wird über diese Kleidung noch ein brauner stark wattierter Tuchspenser angezogen und ein, fast den ganzen Körper einhüllendes, über den Kopf geschlagenes Tuch umgeworfen.

Von den Sitten und Gebräuchen sind wohl keine so charakteristisch, als die bei Hochzeiten vorkommenden, da die Hochzeit den bedeutendsten Lebensabschnitt bildet und die Gründung eines Hauses, die Entlassung aus dem bisherigen Familienverbande und die Erlangung der Selbständigkeit sich tief einprägen und von

selbst Formen hervorrufen, welche durch alle Geschlechter unverändert sich fortpflanzen oder die doch nur geringe Modificationen im Laufe der Zeiten erfahren. Daß es aber außerordentlich wichtig in historischer und ethnographischer Beziehung ist, die bei so wichtigen Lebensereignissen vorkommenden Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden zu sammeln, liegt auf der flachen Hand, denn derlei Gebräuche gestatten eine tiefe Einsicht in den Kulturgrad eines Volkes und namentlich hat der Deutsche, dessen ganze Existenz auf dem gemüthlichen Familienleben aufgebaut ist, und der sich hier sein volles nationales Bewußtsein bewahrte, während er es hie und da leider in Ungunst der Zeit einbüßte, — ein Recht und sogar eine Pflicht auf diese Forschung. Versetzen wir uns nun in ein Hochzeitshaus! Die Heirathsabrede ist längst geschehen, Mitgift und Morgengabe in volle Ordnung gebracht; die Braut hat in der Zwischenzeit recht Acht gegeben, ja keinen Spiegel zu zerschlagen — denn welches Mädchen von diesem Unglücke betroffen wird, das wird dem Volksglauben nach neun Jahre lang nicht heiraten —, kurz der Tag der ehelichen Verbindung ist angebrochen. Gewöhnlich ist es ein Dienstag, wie bei den Bauern in der Tepler Gegend [1]) — denn dieser Tag bringt den Brautleuten Glück. Auch wird Viel auf die Witterung gesehen und daraus allerlei prophezeit. Ist der Tag schön, so ist auch die Ehe ungetrübt; ist es regnerisch, so liefert dies den Beweis, daß die Braut die Töpfe auskratzte. Derselbe Glaube herrscht bei den Bauern um Landskron [2]) und ist noch ein Ueberbleibsel aus der uralten Heidenzeit, in welcher ja die meteorologischen Erscheinungen gleichfalls eine große Rolle spielten. Die Hochzeitsgäste versammeln sich im Hause der Braut. In der größten Stube ist alles beisammen, auch der Bräutigam und die „Kranzeljungfern". Je mehr Kranzeljungfern eine Braut besitzt, desto größer ist deren Ehre, wie bei den Bräuten in der mährischen Wallachei [3]) und desto größer ist der Wohlstand, den sie entweder mitbringt oder antrifft. Die Braut selbst aber befindet sich in ihrer Kammer und hat die Aufgabe, zu weinen und zu jammern, wobei sie gelegentlich von ihren ab- und zugehenden Freundinen unterstützt wird. Die Bedeutung dieser Schmerzensäußerung ist wohl darin zu suchen, daß sie von der Jungfrauenschaft und nebenbei auch von ihrem bisherigen Familienkreise Abschied nimmt. Je mehr sie heult und weint, desto größere Ehre ist es für sie und die Ihrigen. Während dieser Trauerscene in der Brautkammer, finden in der großen Stube die obligaten Späße statt. Hier ist der Hochzeitbitter, Plampač genannt die eigentliche Seele der Gesellschaft. Er trägt, um sich vor den andern auszuzeichnen, so wie der Druschba (Brautführer) einen Hut, auf dem sich ein, aus Gold- und Silberflittern gemachter Blumenstrauß befindet und einen zweiten ähnlichen im Knopfloche, auf dieselbe Weise, wie wir es bei den Hochzeiten der schwäbischen Bauern finden. Dieser Plampač hat die Aufgabe, die Gesellschaft zu unterhalten, darauf zu sehen, daß ja im Gespräche keine Stockung eintrete — bei welcher Gelegenheit man sagt, daß ein Engel durch's Zimmer fliege — er hat immer einen Witz in Bereitschaft zu halten, darf um keine Antwort verlegen sein, und muß die Neckereien, mit denen er überhäuft wird, geschickt abzuwehren wissen. Nebenbei oder vielmehr hauptsächlich muß er die offiziellen Ansprachen in Versen und Reimen zu geben wissen und versteht auf solche Art das Geschäft der Spruchsprecher oder Pritschmeister des XVI. Jahrhunderts, die ja auch bei allen Festen und Feierlichkeiten ihre Gedichte hersagten oder selbst improvisirten. Man hat vielleicht in der deutschen Literaturgeschichte zu wenig Gewicht auf die poetischen Erzeugnisse dieser Leute gelegt, wohl auch zum Theile deßhalb, weil sie häufig im Dialekte ihrer Gegend sprachen, aber wir finden, wenn auch mitunter in einer fast ungenießbaren Form, nicht selten geistreiche oder witzige Aperçus, wie sie in den Meistergesängen der damaligen Zeit und deren zunftmäßigen Correktheit fast gar nicht vorkommen.

1) Bauernhochzeit in der Tepler Gegend von A. Thurnwald. Mittheilungen III. Nr. 1. pag. 12.
2) Grohmann: Aberglauben und Gebräuche I. 119.
3) Kulda, Aberglauben und Gebräuche in der Mähr. Wallachei. Brünner Sectionsschriften IX. 129.

Unsere Plampače nun sind die Nachkommen jener Pritschmeister und besitzen alle Tugenden und Fehler derselben. Uebrigens haben sie das Gute, sich nichts auf ihre höheren Kenntnisse und ihr, von den Altvordern überkommenes Wissen einzubilden, sondern sich nach dem schönen Spruche: „Die Kunst geht nach Brot" zu richten und sind als Bewahrer der alten Gebräuche für uns und unsere Zeit historisch wichtig. Dieser Plampač nun kredenzt den Schnaps, für welchen nur ein einziges Glas vorhanden ist, aus dem zuerst der Bräutigam trinkt und das dann, immer von neuem gefüllt, die Runde um den ganzen Tisch macht. Von ihm wird auch der „Brautkuchen" aufgetragen, von dem gleichfalls der Bräutigam das erste Stück nimmt und der dann zur beliebigen Bedienung der Einzelnen auf den Tisch gesetzt wird.

Der Genuß von Schnaps und Brautkuchen bildet das Frühstück, nach dessen Beendigung der Plampač seine wohlgesetzte, zierliche Reimrede beginnt, indem er sich an die Hauptperson, den Bräutigam wendet. Die Bedeutung des versifizirten Sermons besteht darin, einerseits den Zweck und die Annehmlichkeiten, andererseits die Pflichten und Schwierigkeiten des Ehestandes zu zeigen. Hier hat nun der Plampač die beste Gelegenheit, seinen Witz in's hellste Licht zu setzen. Gewöhnlich greift er auf die Ehe der ersten Menschen im Paradiese zurück, um daraus die Süßigkeit dieses Standes, den Gott selber einsetzte, zu beweisen. Die Pflichtenschilderungen sind gelegentlich eines bestimmten Falles, den ich zu hören Gelegenheit hatte, zum Theile an Fischart's „philosophisches Ehezuchtbüchlein" [1]), zum Theile an „Weittenfelders Lobspruch des Weibes und Hairat's" [2]) erinnernd.

Gegen den Schluß der Rede zu verspricht nun der Plampač, dem Bräutigam ein Bräutchen zu holen, mit dem er gewiß zufrieden sein solle, geht hinaus und kehrt bald darauf mit einem aus Silberfäden gewundenen, in feine Strahlen auslaufenden Geflecht zurück. Er erklärt abermals in Versen, dem Bräutigam, daß er ihm als Braut ein Täubchen fangen wollte, daß ihm aber beim Zumachen der Hand nichts als der Schweif dieses Vogels geblieben sei, eines Vogels, der als Sinnbild einer guten Ehe zu betrachten wäre und er sei bereit, diesen Taubenschweif dem Bräutigam zu überlassen. Natürlich muß der Letztere denselben um Geld auslösen und der Plampač verspricht nun abermals, ihm um eine wirkliche und nicht bloß um eine symbolische Braut zu gehen. In der That kehrt er auch gleich darauf zurück und bringt ein kleines Mädchen mit sich, welches eben so wie die wirkliche Braut gekleidet ist und die hohe, aus Gold- und Silberflittern, Spiegelblumen u. s. f. verfertigte Krone auf dem Kopfe trägt. Er führt sie nun dem Bräutigam als dessen Braut auf und fragt sie, was sie denn eigentlich zu leisten im Stande wäre." Nachdem nun diese aufgezählt, daß sie waschen, kochen, spinnen, melken, die Wirthschaft versehen könne und gewiß ganz trefflich für eine Hausfrau tauge, fordert der Plampač den Bräutigam mit pfiffigem Blinzeln auf, zu erklären, daß er seine Sache gut gemacht und ihm die rechte Braut in's Haus gebracht habe? Dieser erklärt jedoch mit stummem Kopfschütteln das Gegentheil und muß sich die kleine Braut wieder mit Geld vom Halse schaffen. In der Tepler Gegend ist derselbe Gebrauch, jedoch durch ein altes Weib dargestellt, in Uebung. Jetzt erst geht der Plampač in's Brautgemach und holt die wirkliche Braut, die ihm, begleitet von allen Kranzeljungfern, widerstrebend und mit Heulen und Weinen folgt. Beim Eintritt in die große Stube muß sie trachten, ihren Bräutigam früher zu erblicken, als dieser sie gewahr wird, weil sie dann die Herrschaft in der Ehe über ihren Mann erhält. Wird sie nun endlich nach langem Zureden ruhiger, so beginnt neuerdings ein Sermon des Plampač, wo nun der Braut die Pflichten vorgehalten werden, welche sie im Ehestande zu erfüllen hat, wo die beiden neu zu Vermälenden zur Eintracht und gegenseitigen Nachgiebigkeit ermahnt und aufmerksam gemacht werden, wie viel sie ihren Eltern, von denen sie jetzt scheiden, zu verdanken hätten. Hiemit endet die Rede und die

1) Aus 1578. 2) Herausgegeben von Haydinger Wien 1861.

beiden Brautleute knieen nun zu den Füßen ihrer Eltern oder deren Stellvertreter nieder, danken ihnen für Alles und bitten sie um ihren Segen auf dem neuen Lebenswege. Während nun die Eltern oder deren Vertreter den Segen ertheilen, werden alle Thüren des Hauses und Gehöftes geöffnet und den Armen, die sich einfanden, fortwährend Brot ausgetheilt, die Spielleute fangen an zu blasen und zu geigen, nicht selten werden auch Pistolen abgeschossen und dann geht es in die Stadt zur Trauung; voran der Wagen mit den Spielleuten und hinterdrein die Braut mit ihren Brautführern und Kranzeljungfern, dem Bräutigam und andern Hochzeitgästen. Der Braut wurde heimlich von einer Kranzeljungfrau in ihren Rock ein Stückchen Brot eingenäht — denn wenn dieß geschieht, werden in der Ehe keine Nahrungssorgen vorkommen, wie man überhaupt vor Brot Ehrfurcht besitzt. — Der Hochzeitszug wird zuweilen aufgehalten dadurch, daß auf der Straße, so breit sie ist, Bänder aufgespannt werden, die dann der Bräutigam stets mit Geld entfernen muß, um in die Kirche kommen zu können.

Wenn die kirchliche Ceremonie vorüber ist, kehrt denn nun der ganze Hochzeitszug wieder in's Dorf zurück oder begibt sich vielmehr in die neue Behausung der eben Vermälten, denn die Braut darf nicht wieder in ihr Vaterhaus gehen. Dort ist schon für den Hochzeitschmaus gesorgt, die lange Tafel in der großen Stube ist gedeckt und mit Blumen geschmückt, der Platz der Braut in der Ecke, welche die Zimmerwände bilden, der auch hier, wie in Nordböhmen „Brautwinkel" heißt; bestimmt — wahrscheinlich, damit sie von hier aus gleichsam das ganze Haus übersehen und auf solche Weise eine gute Hausfrau werden könne — indeß der Bräutigam gar keinen Sitz an der Tafel erhält, sondern die Gäste bedienen muß. Neben der Braut nehmen die Kranzljungfern Platz und nun beginnt das Hochzeitmahl. Der Plampač erscheint mit dem vollen Suppentopfe, geht bis in die Mitte der Stube, gleitet scheinbar aus, stürzt, zerbricht die Schüssel, so daß das kostbare Naß — das freilich nichts als reines Wasser ist — in dem Zimmer herumläuft. Ueber seine Ungeschicklichkeit ausgelacht und gehänselt, erklärt er in einer meist versifizirten Rede, man möge das als Fingerzeig hinnehmen, daß auch selbst in der besten Ehe das Unglück nicht gänzlich ausbleibe, solle sich demnach darauf gefaßt machen und nicht gleich kleinmütig und verzagt werden, wenn nicht Alles nach Wunsche gehe. An vielen Orten wird dieß Zerschlagen des Topfes benützt, um Geld für die Köchin zu sammeln, was jedoch in unseren Gegenden, wo sich das Küchenpersonale gar nicht zeigt, nicht der Fall ist. Kaum ist nun das Zimmer wieder rein gemacht, so erscheint der Plampač abermals und stellt eine leere Schüssel unter das Tischtuch auf den Tisch, in welche nun die Hochzeitsgäste die für das Brautpaar bestimmten Geschenke hinein werfen: die Männer meist Geld, die Weiber aber Riebeisen, Gläser, Seiher, kleine Siebe, oder einen Bund — bekanntlich nur für Mütter tragbar zwischen den Rosaschleifen des Mieders. — Endlich beginnt das eigentliche Mahl. Zuerst die Suppe, die immer Reis enthalten muß und von der die Braut nur drei Löffel genießen darf, die ihr von einer Kranzeljungfer gereicht werden, eine Sitte, welche ich bisher nirgends gefunden habe, die aber mit dem anderwärts vorkommenden Gebrauche zusammenhängt, daß die „Salzmäste" alle Fragen für die Braut beantworten muß. Dagegen ist eine andere Sitte allgemeiner verbreitet: es ist das Bewerfen der Braut und des Bräutigams. Während dieses hie und da mit Erbsen und Graupen geschieht, werden in der Iglauer Gegend Mandeln und Rosinen genommen und nicht bloß die Brautleute damit beworfen, sondern es necken sich auch die Hochzeitsgäste gegenseitig. Die zweite Speise — und der Küchenzettel ist fast bei allen Hochzeiten gleich — ist Rindfleisch mit „Schmettenkren", der stark mit Zucker und Zimmt bestreut ist. Kaum ist dieser Gang vorüber, so erscheint der Plampač mit einem bis zum Rande gefüllten Wasserglase, das es mit einem Teller bedeckt. Er stürzt dasselbe um und stellt es so gefüllt auf den Tisch. Die Gäste müssen dann nun Jeder ein Silberstück zwischen Glas und Teller schie-

ben und trachten, das Glas dabei so wenig als möglich zu heben, damit nicht viel Wasser herausläuft. Je mehr dabei vergossen wird, desto mehr wird gelacht, und die Witze, welche dabei vorkommen, versetzen die Gesellschaft in immer größere Heiterkeit; das auf solche Weise gewonnene Geld aber gehört dem Plampač. Hierauf folgen die anderen Gerichte: Henne mit Reis, ein Griesbrei — hier zu Lande „Gasch" genannt, Schweinefleisch mit Pflaumenmus, Braten und dann der „Schlängelkuchen." Zum Getränke wird Bier und Branntwein servirt. Nach beendetem Hochzeitmahle wird ein Tisch für die Brautleute gedeckt, an dem übrigens die Kranzjungfern und Beistände ebenfalls Platz nehmen und diese Letzteren lassen es sich denn im Vereine mit den Neuvermälten abermals recht gut schmecken.

Dann begibt sich der ganze Hochzeitszug zum Tanze in's Wirthshaus, das zu diesem Zwecke festlich geschmückt ist; die Musik spielt die landläufigen Tänze auf, bei denen es lustig genug zugeht und wobei die üblichen „Tusche" nicht fehlen dürfen. Die Braut mit ihrer schweren Krone auf dem Kopfe und den heißen Spenser über der Brust eröffnet mit dem Brautführer den Reigen; der Bräutigam und eine Kranzeljungfer folgen. Dann kommen hinterdrein die anderen Paare in buntem Gemisch. Das geht so fort bis um Mitternacht. Mit dem Schlage der zwölften Stunde hat die Braut die Verpflichtung, zu entschlüpfen, wird aber natürlich von den Weibern und Mädchen mit Argusaugen bewacht und endlich umrungen, um ihr den hohen Brautkranz abzunehmen. Sie darf sich dieß natürlich nicht gefallen lassen, sondern muß unter Geheul und Geschrei die Kranzräuberinen abzuwehren suchen Natürlich wird sie trotz aller Vertheidigung endlich besiegt, der jungfräulichen Krone beraubt und ihr ein Häubchen aufgesetzt— alles unter den Witzen und dem Gelächter der Männer, die herum stehen und zusehen.

Acht Tage nach der Hochzeit sind die geladen gewesenen Gäste verpflichtet, am Abende vor dem Hause der Neuvermälten zu erscheinen. Jeder muß ein Liedchen zum Besten geben, worauf er eingelassen und mit Brot und Schnaps bedient wird. Zuweilen werden auch noch Ueberbleibsel von der Hochzeittafel den Gästen vorgesetzt.

Iglau. Prof. K. Werner.

Geschäftliche Mittheilungen.

Vom 1. Dezember 1865 bis Ende Februar 1866 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herr **Hagenauer** Wenzel, Architekt in Klösterle.
„ **Kreß** V., J. U. Dr., Landesadvokat in Trautenau.
„ **Pohl** Johann, Bürger in Trautenau.
„ **Werner** Joseph, Oekonomie-Verwalter in Marienthal in Sachsen. († 21. Jäner 1866)

Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 4. Dez. 1865 bis 28. Februar 1866 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.")

Akademischer Leseverein in Wien.
Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.
Herr **Banhans** Anton, J. U. Dr. in Prag.
„ **Bayer** Joseph Wilhelm, Kaufmann in Prag.
„ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag.
Communal-Ober-Realschule in Leitmeritz.
Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag
Herr **Dimmer** W., Buchhändler in Prag.

Herr P. **Frind** Anton, erzbischöflicher Notar, k. k. Gymnasial-Direktor in Eger.
Germanisches Museum in Nürnberg.
Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen.
Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig.
Herr **Goldschmidt** Jak. S., Fabrikant in Prag.
„ **Goppold von Lobsdorf** Heinrich in Prag.
„ **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.
„ **Helbling von Hirzenfeld** Wilibald, k. k. Bezirksamts-Aktuar in Rakonitz.
Historischer Verein für Ermland in Braunsberg in Ostpreußen.
Historischer Verein des Kantons Glarus in Glarus.
Historischer Verein für den Niederrhein in Köln.
Historischer Verein für Krain in Laibach.
Historischer Verein von und für Oberbayern in München.
Herr **Holzamer** Joseph, Ph. Dr., Lector publicus an der k. k. Universität in Prag.
„ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag.
„ P. **Koch** Felix, Kaplan in Chotieschau.
„ **Kollmann** Franz, J. U. Dr. in Prag.
„ **Kuh** Raphael, Med. et Chir. Dr. in Prag.
Museum Francisco-Carolinum in Linz.
Herr **Nagelholz** Karl, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien.
„ **Neumann** Friedrich, Realschullehrer in Sternberg in Mähren.
„ **Palacky** Johann, Ph. Dr. Gutsbesitzer in Prag.
„ **Pelzel** Franz, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag.
„ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.
„ **Ruß** Viktor Wilhelm, J. U. Dr. in Wien.
Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel.
Herr **Schmidt von Bergenhold** Joh. Ferd., J. U. Dr., jub. k. k. Appellationsrath in Prag.
„ **Schmid** Georg, Ph. St. in Prag.
Smithsonian Institution in Washington.
Herr **Teutsch** G. D., Dr., Professor in Hermannstadt.
„ **Teweles** Phil., Cultus-Gemeinde-Sekretär in Prag.
„ **Theumer** Franz, k. k. Raths-Sekretär des Handelsgerichtes in Prag.
„ **Turnwald** Blasius, k. k. pens. Lieutenant und dessen Gattin in Prag.
„ **Urban von Urbanstädt** Nik., k. k. Finanzbezirks-Commissär in Eger.
Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M.
Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg.
Verein der österreich. Industriellen in Wien.
Herr **Volkmann** Wilh., Ph. Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.
Vorstand des Vereines für Heimathkunde des Kurkreises in Wittenberg in Preußen.
Herr **Wiechovsky** Alex., Ph. Dr., Instituts-Inhaber und Direktor in Prag.
„ **Winter** Oswald Otto, Oekonom in Prag.
„ **Zahn** Ed. J., J. U. Dr. in Prag.
„ **Zedtwitz** Karl Moritz Graf, Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter in Neuberg bei Asch
„ **Zeidler** A., Skriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Prag.

Gleichzeitig mit dem Hefte Nr. VI wird ein vollständiges Mitgliederverzeichniß ausgegeben. Es wird das ergebene Ansuchen gestellt, alle etwa darin vorkommenden Unrichtigkeiten der Vereinsleitung (große Karlsgasse Nr. 188—I.) gütigst anzuzeigen.

Die Fortsetzung der Chronik der Geschenke (Nr. 7) erfolgt mit dem nächsten Hefte.

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge einzusenden.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert.** 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder	50 Nkr.
Ladenpreis	80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8 4½ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. Ferd. Hecht. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder	1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl,** k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder	20 Nkr.
Ladenpreis	30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	35 Nkr.
Ladenpreis	50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von K. A. C. Höfler. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	70 Nkr.
Ladenpreis	1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber.** Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder	2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis	5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann.** I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder	1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

IV. Jahrgang.

Nro. VII.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Die Ferdinandeische Landesordnung. Von Dr. Joseph Winter.
2. Böhmische Zigeuner. Von Dr. Julius Ernst Födisch.
3. Miscellen: Der Streit um einen Kirchenstuhl. Von Dr. Franz Kürschner. Karl Hugo Rößler. Biographische Skizze von Karl Viktor Hansgirg.
4. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 15. Mai 1866.)

Eigenthum des Vereines.

Im Verlage von **E. Avenarius** in **Leipzig** erscheint auch für das Jahr 1866:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Professor Dr. Friedr. Zarncke.

Wöchentlich eine Nummer von 12—16 zweispaltigen Quartseiten. Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt" ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeischrift**, welche einen Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft (selbst die Landkarten) gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich über 20, jährlich also etwa 1200 Besprechungen.

Ausser diesen Besprechungen neuer Werke bringt es eine Angabe des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale, der Universitäts- und Schulprogramme Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz; die Vorlesungs-Verzeichnisse sämmtlicher Universitäten und zwar noch vor Beginn des betreffenden Semesters: eine umfängliche Bibliographie der wichtigern Werke der ausländischen Literatur; eine Uebersicht aller, in andern Zeitschriften erschienenen ausführlichern und wissenschaftlich werthvollen Recensionen; ein Verzeichniss der neu erschienenen antiquarischen Kataloge, sowie der angekündigten Bücher-Auctionen; endlich gelehrte Anfragen und deren Beantwortung, sowie Personal-Nachrichten. Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges alphabetisches Register beigegeben.

Prospecte und **Probenummern** sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Vierter Jahrgang. Siebentes Heft.

Die Ferdinandeische Landesordnung.

Ein Beitrag zum historischen Rechte der böhmischen Nation.

Von **Dr. Joseph Winter.**

Es ist bekannt, daß die čechischen Patrioten noch in dem Reichstage zu Kremsier ein föderalistisches Programm vertheidigten, nach welchem der österreichische Kaiserstaat in acht nationale Ländergruppen zerrissen werden sollte. Sie willigten selbst in eine Theilung Böhmens, dessen deutsche Kreise mit den rein deutschen Provinzen Oesterreichs, mit dem Erzherzogthum, mit Salzburg, Nordtyrol und Nordsteiermark zu einer deutschösterreichischen Ländergruppe vereinigt werden sollten, während Čechisch-Oesterreich die čechischen Landestheile von Böhmen und Mähren und die ungarische Slovakei in sich begriffen hätte. Damals also standen die Čechen noch auf rein nationalem Standpunkte und nahmen für ihre Forderungen kein anderes Recht in Anspruch, als das der Nationalität. Das ungeheure Fiasko, welches sie damals mit ihrem nationalen Programme machten, diente aber dazu, ihnen ein Licht aufzustecken, daß es auf diese Weise denn doch nicht gehe und daß auf diesem Weg die Idee eines čechischen Reiches wenig Aussicht hätte, jemals realisirt zu werden. Was war zu thun? Zur Zeit, als die Februarverfassung den österreichischen Völkern verkündigt wurde, herrschte unter den politischen Führern der Čechen große Rathlosigkeit und in ihren Plänen eine heillose Verwirrung. Sie mußten der Februarverfassung Opposition machen, das schienen ihre nationalen Interessen zu erheischen, aber sie hatten noch kein positives politisches Programm, das sie der Februarverfassung gegenüber stellen konnten. Indeß wo bei den Čechen die Begriffe fehlen, da pflegt zu rechter Zeit ein ungarisches Wort sich einzustellen. Die Ungarn verwarfen gleichfalls die Februarverfassung, sie beriefen sich auf ihr *historisches Recht*, auf das Recht der ungarischen Krone, das durch den Absolutismus des letzten Decenniums zwar unterbrochen aber nicht aufgehoben werden konnte; sie stellten der Rechtsverwirkungstheorie des Ministeriums Schmerling die Lehre von der *Rechtscontinuität* gegenüber. Nun war auch das Zauberwort für die čechischen Staatsmänner gefunden. Binnen wenigen Wochen hatte sich die Schwenkung in den čechischen Journalen vollzogen. Man wollte nicht mehr bloß eine nationale Partei sein, man kämpfte für das historische Recht, für die Rechte der St. Wenzelskrone, man verlangte nach einem böhmischen Hofkanzler und wenn die Ungarn die Vertretung der ungarischen Nebenländer (partes adnexae) in dem Reichstage zu Pest forderten: so beanspruchten die čechischen Patrioten Generallandtage für Böhmen, Mähren und Schlesien, die Länder der böhmischen Krone; kurz man bemühte sich, das ungarische Staatsrecht so viel als möglich ins Čechische zu übersetzen. Freilich geriethen die čechi-

338681

schen Staatsmänner hiebei in eine arge Verlegenheit. In Ungarn wußte jedermann, was er sich unter Rechtscontinuität zu denken habe; der Ungar liebte seine uralte Verfassung, er kannte die freisinnigen 48er Gesetze, welche, wenn sie auch in manchen Punkten viel zu weit griffen, doch von dem Könige bestätigt worden waren: die čechischen Staatsmänner behelligte man dagegen häufig mit der unbescheidenen Frage, was sie denn eigentlich unter dem historischen Rechte Böhmens verstünden? Ohne Zweifel hat es den čechischen Staatsmännern viel Kopfzerbrechens gekostet, ehe sie sich entschieden, das und das solle als das historische Recht der Krone Böhmens erklärt werden. Da gab es allerdings eine böhmische Verfassung vom 18. April 1848, die hatten böhmische Patrioten selbst ausgearbeitet, allein die Verfassung war niemals ins Leben getreten und enthielt so arge Ungereimtheiten, daß in der That mit ihr nichts anzufangen war. Es blieb also nichts übrig als auf die Ferdinandeische Landesordnung vom J. 1627 zurückzugreifen, welche in ihrem staatsrechtlichen Theile bis zum J. 1848 so ziemlich in Geltung geblieben war. Damit waren die Čechen glücklich auf demselben Punkte angelangt, auf welchem der feudale Adel Böhmens seit dem J. 1848 stets gestanden hatte. Der feudale Adel hatte an dem Grundsatze festgehalten, daß die Ferdinandeische Landesordnung die einzige rechtliche Basis sei, auf welcher die staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens geordnet werden müßten; sie waren nur unter Protest in den neuen Landtag eingetreten, der an die Stelle der früher zu Virilstimmen berechtigten Stände aus freier Wahl hevorgegangene Abgeordnete gesetzt hatte. Die Restitution dieser Ferdinandeischen Landesordnung zu fordern, wie die Ungarn die Wiederherstellung ihrer Verfassung verlangten, wäre zwar consequent gewesen; allein man fühlte das Unmögliche der Sache; man hätte damit der neuen Zeit offen ins Gesicht geschlagen. Soweit also gaben die Cavaliere den čechischen Volksmännern nach; beide aber vereinigten sich dahin, daß das historische Recht des Königreiches Böhmen auf der Ferdinandeischen Landesordnung basire, daß an diese wieder angeknüpft werden müsse, und daß diese nur in sofern umzugestalten sei, als der gänzliche Umschwung in den Verhältnissen des Landes seit dem Jahre 1848 eine solche Umgestaltung nothwendig mache.

In solcher Zeit wird es wohl zweckmäßig sein, die Ferdinandeische Landesordnung aus dem Staub der Bibliotheken hervorzuholen und uns mit dem etwas wurmstichigen Buche näher vertraut zu machen. Die meisten Politiker, welche das historische Recht Böhmens tagtäglich im Munde führen, haben kaum eine Ahnung von dem Inhalte jener Landesordnung, aus welcher doch diese historischen Rechte geschöpft werden sollen.

Die Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547 hatte bereits den böhmischen Städten ihre wichtigsten Rechte, den böhmischen Ständen das Wahlrecht der Könige gekostet. Nichtsdestoweniger versuchten die Stände i. J. 1619 dieses Wahlrecht wieder auszuüben und wählten Friedrich von der Pfalz zum Könige. Die Schlacht am weißen Berge machte bekanntlich diesem Königthume ein Ende. (8. Nov. 1620). Ferdinand zerschnitt mit eigener Hand den Majestätsbrief; 27 der vornehmsten protestantischen Edelleute bluteten auf dem Schaffote, Hunderte büßten ihre Schuld mit dem Verluste ihres Vermögens; die eingezogenen Güter wurden den Jesuiten verliehen, welche alles anwendeten, um das Land zur katholischen Religion zurück zu führen; an 36000 protestantische Familien (deutsche und čechische), unter denen 1088 dem Herren- und Ritterstande angehörten, verließen das Land, um in anderen deutschen Ländern ein ruhiges Asyl zu suchen; die blühenden deutschen Bergstädte im Lande verödeten gänzlich und haben sich seither nicht mehr erholen können. Das war die Zeit, in welcher dem Königreiche Böhmen die „vernewerte Landesordnung" von Ferdinand d. II. gegeben wurde. (15. Mai 1627.) Es nimmt daher nicht Wunder, daß in dem Einführungsmanifeste

das Recht des Eroberers in Anspruch genommen und die Rechtsverwirkung in unzweideutigen Worten ausgesprochen wird.

„Demnach nunmehr solches alles bishero erfolget," heißt es in demselben: „so seind Wir nicht unbillig auß königl. vätterlicher Fürsorge darauf bedacht, wie obgedachtes durch Unsere kostbare Kriegsrüstungen erobertes Königreich, widerumb in eine solche Verfassung gebracht werde, daß der Respekt und Gehorsamb der Unterthanen gegen Uns und Unsere Erben nachkommenden Königen als ihren einzigen rechten natürlichen Erbherren erhalten, die Unterthanen mit einander unterm Schutz eines gleich durchgehenden Rechtens und einträchtiger Religion, in Fried, Ruhe und Einigkeit gehandhabt und alles was deme zuwider abgeschafft werde.[1]) Der Inhalt wird in dem Manifeste folgender Maßen gekennzeichnet: „Der Ursachen halben haben wir dann Unsere Verneuerte königl. Landesordnung publiciren wollen, darinnen Wir, neben den Fundamenten und Grundfesten, so alle christliche Potentaten in Verfassung eines Regimentes billich ihnen angelegen sein lassen, die **jura privatorum** zwar so viel als möglich bei dem alten Herkommen gelassen, jedoch theils nach jetzigem deß Königreichs Zustand, als welches von unterschiedenen Völkern und Zungen bewohnet wird, gerichtet, auch etzlicher massen nach Unsern Kaiserlichen und andern im h. Römischen Reich und unsern Königreichen und Ländern gewöhnlichen Satzungen corrigirt, in allen aber zuvorderst die Ehre Gottes, die natürliche Billigkeit und das gemeine Wesen in acht genommen, auch darbei Uns nicht allein die Königliche Macht, solche Unsere Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu bessern, und was sonst das **jus legis ferendae** mit sich bringt, vorbehalten, sondern Uns auch gnädigst erboten, diejenigen Fälle so in dieser Landesordnung nicht begriffen und hiebevor nicht durch geschriebenes Recht, sondern vielmehr nach Befund der Rechtssitzer und etwan auf vorhergangene **praejudicia** erörtert werden, wann dieselbe, wie allbereit anbefohlen, zusammengetragen und Uns vorbracht werden, durch **constitutiones regias** zu Revidiren." Damit ist auch in der That alles angegeben, was man von der „verneuerten Landesordnung" erwarten darf. Viel ist es nicht. Den Hauptinhalt derselben bildet das Civil- und Strafrecht (Landrecht) des Königreiches Böhmen. Den staatsrechtlichen Verhältnissen oder dem, was gegenwärtig den Inhalt unserer Landesordnung bildet, ist nur der kleinste Theil der verneuerten Landesordnung gewidmet. Wir haben es hier bloß mit jenem Theile der verneuerten Landesordnung zu thun, in welchem das jus publicum abgehandelt wird.

Das ungarische Staatsrecht unterscheidet zwischen dem bloß faktischen und dem gesetzlich gekrönten Könige. Die čechischen Verehrer des historischen Rechts geben sich nun den Anschein, als ob in der Ferdinandeischen Landesordnung etwas ganz ähnliches zu finden wäre. Es gehört aber eine ungemein lebhafte Einbildungskraft dazu, um in der „verneuerten Landesordnung" auch nur eine Spur von einem Inauguraldiplom zu entdecken. Nach Artikel A, 41 ist der böhmische Kö-

1) Noch schärfer geschieht dies in der Privilegienbestätigung vom 29. Mai 1627: „Demnach kundbar und am Tage, welcher massen kurz verwichener Zeit unser Erb-Königreich Böheim sich in forma Universitatis wider Uns gewaltsamer Weise aufgeworfen und eine abscheuliche und solche Rebellion erhoben, daß wir gedrungen worden, solches Unser Erbkönigreich mit kostbaren Kriegsrüstungen und äußerster Zusetzung Unseres und Unseres Hauses Vermögens, wiederum zu erobern und mit dem Schwerd, vermittels der Hülfe Gottes unter Unsere Gewalt und Macht bringen, dahero Wir wohl befugt, alle gedachten Königreich zuständige Privilegia, so weit sie desselben Verfassung und Universitaten der Stände betreffen zu kassiren und aufzuheben."

nigsthron keinen Augenblick erledigt, die Inhaber der Landesämter üben unmittelbar nach dem Tode des Königs ihre Aemter im Namen des Erben und Nachfolgers aus und sind verpflichtet, allezeit, wenn es der nachfolgende König begehrt, den Amtseid aufs neue abzulegen. Nach der Ferdinandeischen Landesordnung kann die Krönung des Königs keineswegs gefordert, geschweige denn an irgend welche Bedingungen geknüpft werden; sie steht einzig und allein in dem Belieben des Königs. Es heißt, Artikel A, 3: „So oft sichs künftig zuträgt, daß auß unsern Erben ein König zu diesem Königreich consecrirt und gekrönt wird, soll jedesmal der Erzbischoff zu Prag oder wofern dazumalen dieser erzbischöfliche Stuel vacirte, der Bischoff zu Olmütz vor der Consecration Ihme nachfolgenden Aid fürhalten und er denselbigen von Wort zu Wort auf das h. Evangelium würklich leisten und nachsprechen, nämblich: **Wir N. schweren Gott dem Allmächtigen, der gebenedeyeten Mutter Gottes, und allen Heiligen auf dieses h. Evangelium, daß Wir uber der katholischen Religion vestiglich halten, mennigliche die Justiz administriren und die Stände bey denen von (titulus) N. N. confirmirten und wohl hergebrachten Privilegien handhaben, auch von dem Königreich nichts veralieniren, sondern vielmehr nach Unserem Vermögen dasselbe vermehren und erweitern, und alles das, was zu dessen Nutz und Ehren gereicht, thun wollen, als Uns Gott helfe, die gebenedeyete Mutter Gottes und alle Heiligen.**“ Das ist der einzige Artikel in der verneuerten Landesordnung, der von der Krönung handelt. Seitdem nach der Schlacht bei Mühlberg die böhmischen Stände das Recht zur Königswahl verloren hatten, war die Krönung des Königs im Dome zu Prag nichts weiter als eine alte, ehrwürdige Sitte, der nimmermehr jene staatsrechtliche Bedeutung zukommt, welche der Krönung nach ungarischem Staatsrechte beigelegt wird. Selbst jener Passus des Krönungseides, der von den Privilegien der Stände handelt, wurde dadurch, daß der König eben nicht verpflichtet war sich krönen zu lassen, vollkommen illusorisch. Schon Kaiser Joseph I. verabsäumte es, sich in Prag krönen zu lassen. Als Carl VI., nachdem er 12 Jahre bereits König von Böhmen war, sich endlich entschloß, nachträglich der Krönung sich zu unterziehen, war man ziemlich verwundert darüber, da er es ja „so wie Kaiser Joseph, sein Bruder, hätte übergehen können.“ (Pelzel 2. Aufl. 653.) Bekanntlich unterließ auch K. Joseph II. die Krönung, ohne daß die Stände nach seinem Tode sich darüber beschwert hätten, ja diese trugen seinem Nachfolger Leopold II. freiwillig an, ihm durch den Gouverneur huldigen zu wollen, „allein Leopold, welchen die Erfahrung lehrte, daß die Völker mehr zum Empfinden als zum Denken geneigt sind, wollte der Nation durch die feierliche Aufsetzung der böhmischen Krone ein sichtbares Opfer bringen.“ (Leopold. Annalen S. 162.)

Der Stände gab es nach der verneuerten Landesordnung vier im Königreiche Böhmen. Der „erste und fürnembste“ derselben war der „geistliche Stand;“ er wurde repräsentirt durch den Erzbischof zu Prag und „jene Geistliche, welche ein Infal oder Bischofshut zu tragen durch Privilegien oder altes Herkommen berechtigt sind und darneben in Unserer Landtafel eingeschriebene Gütter besitzen.“ (Art. A, 24.) Ihm zunächst folgte der Herrenstand, wozu die Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherren gehörten, welche im Königreiche das Incolat hatten und im Landtage eingeführt waren. Er hatte das Privilegium, daß acht von den obersten Landesämtern, das Amt des Oberstburggrafen, des Oberstlandhofmeisters, des Oberstlandmarschalls, des Oberstlandkämmerers, des Oberstlandrichters, des Oberstkanzlers, des Oberstlehenrichters und des Appellationspräsidenten, nur an Mitglieder dieses Standes von dem Könige verliehen werden durften. Der dritte Stand war der Ritterstand, zu ihm wurden jene Ritter gerechnet, welche das Incolat hatten und eingeführt worden waren. Diesem Stande gehörte ausschließlich das Amt des Oberstlandschreibers und des Burggrafen der Königgrätzer Kreises; auch der Kammerpräsident

konnte dem Ritterstande entnommen werden. Der vierte Stand, nämlich der der königlichen Städte, war der bescheidenste; ihre Repräsentanten durften wohl im Landtage ebenfalls ad audiendum erscheinen, (nur Prag, Kuttenberg, Pilsen und Budweis hatten Sitz und Stimme auf demselben) und für diese Ehre mußten die königlichen Städte, mit Ausnahme von Pilsen und Budweis („welche Wir von solcher Bürde und Auflag darumb befreiet, weil sie Uns in der vorgangenen Rebellion jederzeit treu verblieben") von jedem Faß darin ausgetrunkenen Bieres einen Gulden an die königliche Kammer abliefern. (Art. A, 34.) [1]) Alles übrige Volk vegetirte in stummer Leibeigenschaft. Der Bauer durfte nicht heiraten ohne die Bewilligung seines gnädigen Herrn, er durfte seinen Wohnort nicht ändern ohne die Erlaubniß seines gnädigen Herrn, er arbeitete, zahlte und duldete Schläge für das Vergnügen seines gnädigen Herrn. Das war sein Lebenszweck, was hatte sich der Bauer um das Wohl des Landes weiter zu bekümmern!

Nun um das Wohl des Landes durften sich zwar die Stände gerade auch nicht viel bekümmern. Nach der Verfassung vom 26. Febr. 1861 steht dem böhmischen Landtage das Recht zu, in Landesangelegenheiten nicht nur die von der Regierung vorgelegten Gesetzesvorschläge anzunehmen, abzuändern und zu verwerfen, sondern auch selbst die Initiative zu ergreifen und Gesetze zu berathen, welche einzig und allein an die Sanction des Kaisers gebunden sind. (L. O. §. 17.) Ganz anders lautet das historische Recht der böhmischen Nation, das in der vernewerten Landesordnung formuliert ist. Es ist vollkommen absolutistischer Geist, von welchem die Artikel jener Landesordnung durchweht werden; es ist das stolze Bewußtsein des errungenen Sieges, das in denselben einen ziemlich herben Ausdruck gefunden hat. Das jus legis ferendae, das Recht Gesetze zu geben, steht einzig und allein bei dem Könige: **Wir behalten auch Uns und Unseren Erben nachkommenden Königen ausdrücklichen bevor, in diesem unserem Erb-Königreich Gesätz und Recht zu machen und alles dasjenige was das jus legis ferendae, so uns als dem Könige allein zustehet, mit sich bringt.** (Art. A, 8.) Diesem obersten Grundsatze entspricht denn auch die ganze Thätigkeit, welche dem Landtage zugestanden wird. Kein Ständemitglied durfte sich unterstehen, in dem Landtage ohne königl. Befehl irgend einen Antrag zur Berathung mündlich oder schriftlich einzubringen; jeder dawiderhandelnde war ein Verbrecher und hatte strenge Strafe zu gewärtigen: **„Und dieweil auch auf solchen gemeinen Land-Tägen niemand als Wir und Unsere Nachkommen und Erben zum Königreich, oder in Unserm Abwesen, Unsere königliche Commissarii, die wir hierzu jedesmal verordnen werden, Macht und Gewalt hat, die proposition in des Landes vorfallenden Notturften und Obligen zu thun: so soll sich keiner, was Würden, Standes oder Wesens der auch sein mag, unterstehen vor sich selbsten, ohne Unsern oder der nachkommenden Könige und Erben zum Königreich sonderbaren gnedigsten Befehl, etwas es treffe was es wolle, denen Ständen zu proponiren und zur Berathschlagung münd- und schriftlich fürzubringen.**

Und da gleich jemand sich dessen unterfangen würde, sol jedoch nit allein solches keines Wegs attendirt, sondern auch derselbe Verbrecher, der sich also Uns in Unser königliches Ambt einzugreiffen gelüsten lassen, gestalten Sachen nach, mit allen Ungnaden und Ernst gestraft werden. Hette aber jemand bei gemeinen Land-Tägen etwas anzumelden, das Uns oder Unsern Nachkommen und Erben zum Königreich oder aber dem Land und dessen Inwohnern zu guetem gereichen möchte: so kann er solches, und darneben sein Guetachten Uns als dem regierenden König, mündlich oder

1) Nach dem Wortlaute des Art. A, 34 hatten wohl eigentlich alle königliche Städte Sitz und Stimme im Landtage. A. d. R.

in Schriften unterthänigst zu erkennen geben, damit Wir hierauf die Nothdurft gnedigist anzuordnen wissen mögen." (Art. A. 6.) Man sieht, das Brod der Freiheit war den böhmischen Ständen karg zugemessen; sie hatten kein anderes Recht als darüber zu berathen, was ihnen etwa auf Befehl des Königs von den k. Commissären vorgelegt wurde. Allein selbst dieses Recht wurde durch die drückendsten Fesseln der Geschäftsordnung beinahe aufgehoben: „Ferner, so setzen, ordnen und wollen wir wann auf gemeinen Landtägen, auf einen oder den andern Punkten der Proposition, Umbfrag gehalten und der Anwesenden auß denen Ständen vota collegirt werden; daß ein jeder hierauf in seiner Ordnung sein votum ablegen, und keinem andern eingreifen, noch auch durch einen andern sein votum zu proponiren Macht haben sol, er wäre denn so übel beredet, daß er dasselbige selbsten nicht thun könte, auf welchen Fall er den nechsten, so neben ihm sitzt, erbitten und durch ihn sein votum anzeigen lassen mag. Dagegen aber sol keines Wegs zugelassen noch erlaubt sein, daß sich auf gemeinen Land Tägen etliche heimblich oder offentlich zusammenrottieren und durch einen aus ihrem Mittel oder andern etwas münd- oder schriftlich vorbringen lassen mögen, unangesehen, solches treffe gleich ihr votum und Meinung auf die beschehene Proposition oder sonsten an was es wolle.

Würden aber einer oder mehr sich solcher Unserer königlichen Constitution und Verbot zuwider, dessen vermessendlich unterstehen, sol jedoch dasselbige münd- oder schriftliche Fürbringen ebenmessig nicht attendirt noch angenommen, wie auch darzu die Jenigen, so sich also zusammenrottirt, fürnemblich aber der, welcher von der andern wegen den Vortrag gethan, oder die übergebene Schrift gestellt, oder solche den Concipisten angegeben, neben andern Rädelsführern von Uns oder denen nachkommenden Königen und Erben zum Königreich mit allen Ungnaden ernstlich ja nach Beschaffenheit deß Verbrechens, als Rebellen und Beleidigern der höchsten Majestät, an Leib, Ehr und Gut bestraft und hierinnen niemand was Würden, Standes oder Wesens der auch sein mag, verschonet werden." (Art. A. 7.) Eine solche drakonische Bestimmung machte jede Vorbesprechung unter einzelnen Ständen unmöglich; so lange dieser Artikel in Kraft bestand, war jede Parteibildung principiell ausgeschlossen. Von einer legislativen Thätigkeit der böhmischen Stände ist unter solchen Umständen kaum noch die Rede; ihre Hauptaufgabe bestand darin, die königlichen Postulate zu bewilligen und die Contribution umzulegen; höchstens daß sie zuweilen im Auftrage des Regierungscommissärs über die Schonung des Wildstandes sprachen (J. 1630. 37. 42. 44. 52. u. s. w.) oder den Tag des heiligen Joseph als Festtag proclamirten (1654), oder auch den Juden bei Strafe der Brandmarkung untersagten, sich an andern Orten als bisher im Lande niederzulassen, Mauten und Zölle zu pachten oder christliche Dienstboten zu halten (i. J. 1652). Zwei Jahrhunderte galt die „verneuerte" Landesordnung; allein die Geschichte hat während dieser ganzen Zeit auch nicht eine erhebende, nicht eine belebende That der böhmischen Stände zu verzeichnen. Eine bleierne Langweiligkeit lagert über den Quaternen, worin die eintönigen Landtagsbeschlüsse verzeichnet sind. Man kam zusammen, bewilligte, was gefordert wurde, verwahrte sich seine Rechte und Privilegien und ging nach 8 oder 14 Tagen wieder auseinander, ohne daß man selbst in Prag sich um diese Versammlungen hinter Schloß und Riegel bekümmert hätte. Nur ein einziges Mal — nach dem Tode Kaiser Josephs II., — schienen die Stände bereit, sich zu energischen Schritten aufzuraffen; freilich galt es damals, die Dunkelmänner zu spielen, die lichtvollen Reformen Kaiser Josephs rückgängig zu machen und den eigenen Vortheil, die verlorenen Standesrechte und Privilegien wieder zu erringen. Kaiser Joseph hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, die große Zahl der Klöster vermin-

dert, das Toleranzpatent erlassen, die Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetze ausgesprochen, alles entsetzliche Neuerungen in den Augen der böhmischen Stände.

Kaum hatte der große Kaiser die Augen geschlossen, so traten sie (20. März 1790) zusammen, um ihre Beschwerden dem Kaiser Leopold zur schleunigen Abhilfe vorzulegen. Die alten Unterthansverhältnisse sollten wieder hergestellt werden, die Umwandlung der Frohnen in eine Geldgiebigkeit wurde als Angriff auf die Sicherheit des Eigenthums bezeichnet (Baron Puteani) und das Ansinnen der Regierung, das bei der Eintreibung der Urbarialschuldigkeiten mit möglichster Schonung der Unterthanen vorgegangen werden solle, mit Entrüstung zurückgewiesen. Man verlangte die Unterdrückung kirchenfeindlicher Schriften, die Wiederbelebung der geistlichen Censur und brach für die Glaubenseinheit im Lande manche ritterliche Lanze. So zeigten sich die Stände bei der ersten freieren Regung, die ihnen gestattet war, in ihrer ganzen Blöße, als eine reaktionäre Adels- und Priester-Versammlung, die nur für die Vorrechte und Vortheile ihres Standes Herz und Verständniß hatte, der jede liberale Idee, jeder Fortschritt verhaßt war. Diesen Traditionen sind die Stände bis zum letzten Augenblicke ihres Bestehens treu geblieben. Noch im J. 1845 eiferte man gegen den Bau von Eisenbahnen und gegen die Einführung von Maschinen, und wurde das Propinationsrecht als ein „natürliches Recht" der Grundobrigkeiten dargestellt.

Die Verehrer des historischen Rechts hüllen sich denn auch wohlweislich in Bezug auf die legislative Thätigkeit der böhmischen Stände in undurchdringliches Schweigen; sie haben aber einen andern Glorienschein entdeckt, der das Haupt der böhmischen Stände umstrahlen soll.

Sie sagen, die früheren Stände hätten das Steuerbewilligungsrecht gehabt, das wichtigste Recht, das einer Landesvertretung zugestanden werden kann. Und in der That, wenn wir den Artikel A. 5 der verneuerten Landesordnung lesen, so hat derselbe einen vielversprechenden Anfang: Er lautet: **Betreffend aber die Contributiones, haben wir für Uns und die nachkommenden Könige und Erben zum Königreich, Uns dahin aus Gnaden resolvirt, daß wir dieselbigen auf denen Land-Tägen und anders nicht dan gegen gewöhnlichen Reversen von denen Ständen begehren lassen wollen.** Wie gesagt, dieser Vordersatz ist vielversprechend; nur Schade, daß er durch den Nachsatz so ziemlich wieder aufgehoben wird; es heißt nämlich: **als Uns denn nicht zweifelt, Unsere getreuen Stände, Unsere und des Vaterlands jedesmahls vorfallende Nothwendigkeiten Ihnen treuherzig zu Gemüte ziehen werden: Wir auch nicht nachsehen können noch wollen, daß die von Uns begehrte contributiones Uns durch unbillige conditiones, so etwan gegen Unsern königlichen Stand, Hochheit und Würden laufen möchten, als durch Suchung neuer Privilegien und Freiheiten oder dergleichen Unserer Proposition nicht anhängige Einwänden, wie etwan bißhero geschehen, conditionirt oder aufgehalten werden.**

Was war das praktische Resultat dieses Artikels? Die kaiserliche Hofkanzlei bestimmte die Quote, welche das Königreich Böhmen zu den Staatslasten beizutragen hatte; sie brachte diese Quote zur Kenntniß der böhmischen Stände und diese lamentirten zwar jedesmal über Mißwachs und Viehumfall, Hagelschlag oder Kriegsschaden, übernahmen aber jedesmal die ihnen auferlegten Steuer und bestimmten nur die Art und Weise, wie dieselbe im Lande aufgebracht werden sollte. So wurde auf dem Landtage von 1627 zur Erhaltung der Armee des Herzogs Friedland und der Prager Garnison, zur Renovirung des Prager Schlosses und der Schloßkirche, zur Bedeckung der ungarischen Gränzen und zur Erhaltung des kaiserlichen Hofstaates eine freiwillige Steuer von 800000 fl. gefordert. Die Stände beschwerten sich, daß durch die Rebellion alles zu Grunde gegangen, übernahmen aber dessenungeachtet die Steuer und bestimmten, daß ein hausgesessener Unterthan und Freibauer 6 fl., ein hausässiger Bürger der k. Städte 16 fl.,

ein Schloß 16 fl., ein Pfarrer 3 fl. 16 kr., ein Kaufmann 13 fl. 30 kr., ein Schafmeister 1 fl. 21 kr., ein Schäferknecht 33 kr., die Juden aber insgesammt 56000 fl. dazu beitragen sollten. Nur verwahren sich schließlich die Stände, daß diese freiwillige Steuer zu keinem Nachtheile oder Schmälerung ihrer Privilegien, Begnadigungen, Freiheiten, Rechte, Ordnungen, alter guter Gewohnheiten und Brauches dieses Königreiches gereichen solle und bitten Se. Majestät hierüber einen genugsamen Revers gnädigst fertigen und einantworten zu lassen. Damit war die Sache abgethan. Derselbe Vorgang wiederholt sich fast in allen folgenden Landtagen, ja oft genug werden in den Landtagsschlüssen dieselben Worte, wie im J. 1627 verwendet. Es gehört daher in der That viel Phantasie dazu, um in dem Artikel A. 5 der verneuerten Landesordnung ein eigentliches Steuerbewilligungsrecht oder gar, was allein wirksam ist, ein Steuerverweigerungsrecht zu erblicken. Die Contributionen mußten bewilligt werden, die Bewilligung durfte auch nicht an unbillige Bedingungen geknüpft, ja durch solche Bedingungen gar nicht einmal verzögert werden. Der ganze Artikel hat daher mehr eine administrative als staatsrechtliche Bedeutung, er bestimmt einfach den Modus der Steuereinhebung im Königreiche Böhmen. Und da muß man zugeben, daß zu einer Zeit, wo die Jurisdiktion noch ganz in den Händen der Grundobrigkeiten war, ein anderer Modus allerdings nur schwer hätte durchgeführt werden können.

Man hat sich in Bezug auf das Steuerbewilligungsrecht der böhmischen Stände auch nicht so sehr auf die „verneuerte Landesordnung" als vielmehr auf die Privilegienbestätigung K. Ferdinand des II. (ddto. Wien 29. Mai 1627) berufen, aber dabei ganz vergessen, daß dieselbe Alles aufhebt, was der verneuerten Landesordnung widerstreitet, und daß sie gerade in Bezug auf die Contributionen den Artikel A. 5 der verneuerten Landesordnung ausdrücklich citirt, nach welchem vorgegangen werden soll. Als daher i. J. 1847 die Stände den Versuch wagten, die geforderte Erhöhung der Grundsteuer um 50000 fl. von gewissen Bedingungen abhängig zu machen, respektive zu verweigern, war der Kaiser ganz in seinem Rechte, wenn er sein Befremden über einen so unstatthaften Vorgang aussprach und schließlich die Steuer mit Umgehung des Landesausschusses durch das Gubernium ausschreiben ließ.

Es gibt überhaupt nur eine einzige Bestimmung in der „verneuerten Landesordnung," von der es nicht Wunder nimmt, daß sie ganz nach dem Geschmacke gewisser Politiker ist, deren nationalökonomische Begriffe freilich auch noch aus der Zeit der Ferdinandeischen Landesordnung stammen, das ist das Verbot, daß Ausländer ohne königliche Bewilligung Güter in Böhmen erwerben dürfen: **Wan aber künftiger Zeit ein Außländer in diesem Königreich ein Landgut kaufen oder durch andere Conträkt an sich bringen wil: sol er solches zu thun nit Macht haben, es sey dan daß der regierende König und Erbe zum Königreich darein gnedigist bewilliget. Würde aber jemand ohne des Königs Consens und Verwilligung in diesem Königreich eine Vestung, Schloß, Stad, Dorf oder ander Landgut einem Außländer was Standes, Würden oder Wesens er auch sey, verkaufen, vertauschen, verpfänden oder in einigerley andere Weise oder Weg, wie die genannt werden mögen, veräußern und dazu würklich einraumen, so sol nit allein solches abgetrettene Landgut, sondern auch das dafür bezahlte oder in Land versicherte Kaufgeld oder was sonsten dargegen gegeben oder getauscht oder darauf geliehen worden, dem Könige heimfallen und verwürkt seyn.**" (Art. A. 20.) Eine solche königliche Bewilligung zum Ankauf aber konnte niemand erhalten, der nicht katholisch war: da es in dem Artikel über die Religion (A. 23) ausdrücklich heißt: **Wie dan auch hinfüro keiner ins Land oder in Stäten, er sey dan Unserer h. catholischen Religion zugethan sol angenomben werden.**

Ein solches Verbot mag allerdings unsern heutigen Nationalpolitikern ver-

lockend erscheinen; es wäre vollkommen im Stande, das verhaßte deutsche Capital von den Gränzen Böhmens zurückzuweisen und so einen mächtigen Damm gegen die Germanisirung des Landes zu bilden.

Allein, wenn die Rechte, welche der böhmischen Nation durch die Ferdinandeische Landesordnung verliehen wurden, auch noch so groß gewesen wären, sie wären doch alle illusorisch gewesen durch den einzigen Umstand, daß Kaiser Ferdinand sich nicht bloß das jus legis ferendae, sondern auch die Macht, die Landesordnung zu mehren, zu ändern und zu bessern, vorbehalten hatte: An diesem Vorbehalte **„die Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu bessern und was sonst das jus legis ferendae mit sich bringt,"** haben alle böhmischen Könige von Ferdinand II. bis Ferdinand IV. unerschütterlich festgehalten. Nur zweimal 1792 und 1845 wagten die Stände, gegen diesen Vorbehalt, der alle verfassungsmäßigen Rechte in Frage stellte, Bitten und Beschwerde zu erheben, jedesmal vergebens. Mit Recht bemerkte Graf Nostitz (1845), daß es für die Stände eine Lebensfrage sei, zu wissen, ob der Kaiser bei dem unbedingten Vorbehalte beharre und ob ihre Privilegien ohne ihre Mitwirkung durch einfache Hofdekrete abgeändert werden könnten. Dieser einzige Vorbehalt verurtheilte ja die Stände zu gänzlicher Machtlosigkeit und gab ihre Privilegien der willkürlichen Auslegung vollständig preis. Sobald der Kaiser daran festhielt, war er absoluter Herr und die Existenz der Stände selbst seinem Belieben anheimgestellt. Aber Unrecht hatte ein anderes Ständemitglied, Graf Deym, wenn er es versuchte, dieses königliche Recht aus der Privilegienbestätigung K. Ferdinands II. zu bestreiten. In derselben heißt es ausdrücklich: Der Kaiser habe sich dahin resolvirt, **„daß mehr gedachtes Unser Erbkönigreich Böheim wiederum in gewisse Stände, wie solches Unsere verneuerte Landesordnung mit mehreren vermag und ausweiset verfaßt werden und aller derjenigen Privilegien, Begnadungen, Freiheiten und Majestätsbriefe, so obgedachter Unserer verneuerten Landesordnung nicht zuwider (gestalt Wir dann alles dasjenige, so derselben, wie obberührt zuwider, zuforderst aber die zwöne weiland Kaisers Rudolphi secundi Zeiten, von denen, so sich sub utraque genennet, erzwungene Majestätsbriefe, deren einer die Religion, der andere aber die Strafen und Confiscationes betrifft für unkräftig und allbereit für kassirt erklären und halten) von männiglich ungehindert genießen sol."** Dieser Majestätsbrief bestätigt also nur jene Freiheiten, welche der verneuerten Landesordnung nicht zuwider sind. Nun hatte aber die verneuerte Landesordnung der Krone ausdrücklich das jus legis ferendae und die Macht die Landesordnung zu ändern, vorbehalten und die Stände hatten Jahrhunderte lang ohne Widerspruch oder Protest auf Grundlage dieser Landesordnung ihre Versammlungen gehalten und den Vorbehalt stillschweigend angenommen. Was auch immer die älteren Rechte der böhmischen Stände gewesen sein mochten, dadurch daß sie die Ferdinandeische Landesordnung anerkannt hatten, war die Rechtscontinuität durchbrochen; mit demselben Rechte hätten die Stände im J. 1845 das Recht der Königswahl zurückverlangen können, die mit der Ferdinandeischen Landesordnung in keinem größeren Widerspruch stand.

Das also ist das historische Recht der böhmischen Nation: Anspruch auf eine Ständeversammlung, die fast ausschließlich aus Adeligen und Kirchenfürsten besteht und die sich zwei Jahrhunderte hindurch als einen Hort reaktionärer Anschauung erwiesen hat, eine Landesordnung, nach welcher das jus legis ferendae, das Recht Gesetze zu geben und die Landesordnung abzuändern ausdrücklich dem Könige vorbehalten ist, endlich aber eine Landesverfassung, nach welcher der Bauer unterthänig war, der Grundherr aber das Recht der erblichen Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, das Holzschlagsrecht, das Propinationsrecht ausübte. Wie man an ein solches historisches Recht wieder anknüpfen, was man aus demselben entwickeln will,

ist völlig unbegreiflich. Die einzige Möglichkeit aus dem mittelalterlichen Wirrsal, wie er vor dem J. 1848 in Böhmen herrschte, herauszukommen, war die, daß der Kaiser von Oesterreich als König von Böhmen sein historisches Recht, die Landesordnung selbständig abzuändern, zum letztenmale anwandte, um die ständische Verfassung zu beseitigen, daß er alsdann auf jenen Vorbehalt verzichtete und sein jus legis ferendae mit den befreiten Völkern theilte. Das ist denn auch durch das Diplom vom 20. October 1860 und durch die Verfassung vom 26. Februar 1861 geschehen.

Böhmische Zigeuner.

Von Dr. Julius Ernst Födisch.

Am Anfange des XV. Jahrhundertes trat in Deutschland ein bis dahin unbekannter Volksstamm auf, dunkle, sonnenverbrannte Gestalten, von den Chronisten der damaligen Zeit für Ismaeliten, Nachkommen des Sohnes Abrahams und der Hagar gehalten und nach ihrer Beschäftigung, der Kesselflickerei, „Kaltschmiede" genannt, denn ohne Feuer, bloß durch Hämmern wußten sie die Schäden alter Kessel zu heilen. Als unstäte Wanderer, die weder Haus noch Heimat besaßen, durchzogen sie die Länder, überall das niedere Volk mit Betrug und Gaunerei überlistend, eine wahre Landplage.[1]) Noch heute wandert derselbe Volksstamm mit den eben geschilderten Merkmalen in seinen Nachkommen unter uns, es ist das Völkchen der Zigeuner. Freilich treten die Zigeuner heute nicht mehr mit dem Pompe auf, wie im XV. Jahrhunderte, als sie in bedeutenden Schaaren zu Roß und zu Fuß im fantastischen Aufzuge aus Ungarn nach Deutschland vordrangen, und von Jagdhunden umschwärmt, bald da bald dort ihr Lager aufschlugen. Damals stand an ihrer Spitze ein Herzog Michel von Kleinegypten, später sogar ein König Zindelo; stolz wiesen sie auf Geleitsbriefe von Kaiser und Papst hin und erklärten, der Letztere habe sie gesegnet und ihnen aufgetragen, sieben Jahre lang durch die Welt zu fahren, wandernd bei Tag und Nacht. Sieben Jahre lang sollten sie in keinem Bette ruhen, sondern nur unter ihren Zelten, bald im dunklen Wald, bald auf kahler Haide, dann würde er ihnen ein schönes und reiches Land anweisen. Mag sein, daß sie sich dabei auf alte heimische Traditionen stützten, oder was wahrscheinlicher, daß ihre siebenjährige Pilgerfahrt nur als eine schwache Nachahmung des Zuges der Israeliten ins gelobte Land gelten sollte, genug, die Welt blieb über ihre wahre Bedeutung nicht lange im Unklaren, denn sie erwiesen sich bald nach der Aussage der Chronik „als arge Heiden, Wahrsager und Diebe." Nun war es mit der Ruhe für sie vorbei; die geordnete Gesellschaft nahm den Kampf gegen diese gefährlichen, umherschweifenden Horden mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf. Kaum hatten sie sich an einem Orte niedergelassen, so wurden sie durch die bewaffnete Macht wieder vertrieben; eine Zeitlang galten sie für völlig vogelfrei, und man scheint sie mit derselben Kaltblütigkeit niedergeschossen zu haben, mit der heute enragirte Yankees auf die letzten Ueberreste der armen Rothhäute in den Urwäldern Nordamerikas Jagd machen. So führt eine Jagdspezifikation eines kleinen deutschen Fürstenthums aus dem Jahre 1700 unter anderem erlegten Wilde auch eine Zigeunerin und deren Säugling auf. Die Edikte jener Zeit bezeichnen sie „als landesverderbliche, diebische, vagirende Mordbrenner" und an den Landesgrenzen drohten ihnen allenthalben Galgen mit der Aufschrift: „Strafe des Diebs- und Zigeunergesindels, Manns- und Weibspersonen."

---

1) Vergleiche hiezu auch: Liebich, die Zigeuner, Leipzig 1863. S. 3 fgg.

In Ungarn, dem Hauptsitze der Zigeuner, suchte M. Theresia durch mehrere Edikte ebenso ihrer Vermehrung, wie ihrer unsteten Lebensweise entgegenzuwirken. Die Kinder der Zigeuner sollten nach dem Edikte vom 13. November 1761 ihren Eltern abgenommen und für den Bauern- und Handwerkerstand erzogen werden, Ehen zwischen Zigeunern aber gänzlich verboten sein. Noch schärfer lautet das Regulativ Kaiser Joseph II. vom 9. Oct. 1783. Das Zigeunerwesen sollte von Grund aus ausgerottet, die Zigeuner selbst zum Land- und Ackerbau verhalten werden und ihre absonderlichen Bräuche (Leben unter Zelten, Pferdehandel, Schmiedehandwerk, Musik, Zigeunersprache) entweder beschränkt oder gänzlich untersagt sein. Natürlich verbot auch Kaiser Joseph die Ehen zwischen Zigeunern. Aber trotz solcher Maßnahmen erhielt sich der Zigeunerstamm in Oesterreich und thatsächlich leben heute noch in den östlichen Kronländern mehr als 80.000 Zigeuner. Aber auch Böhmen hat heute noch seine Zigeuner, die trotz Gensdarmerie und Ortspolizei ihr altgewohntes Nomadenleben als echte Verächter jedes unbeweglichen Besitzes führen.

Die Urheimat der Zigeuner ist Vorderindien. Dorthin weist uns ihre eigenthümliche Sprache, das Zigeueridiom, das mit den indischen Sprachen viele Verwandtschaft offenbart. Einzelne, wenn auch wenige Worte erinnern sogar noch unmittelbar an ihrem indischen Aufenthalt, so der Name für das Jahr bersz, skr. varsha, was eigentlich „Regenzeit," dann aber auch „Jahr" bedeutet. Schon im X. Jahrhundert scheinen sie, durch nicht aufgeklärte Ursachen bewogen, ihre Wohnsitze verlassen und sich nach Westen, nach Persien gewendet zu haben.[1]) Einige Jahrhunderte später treten sie schon in Deutschland auf. Sie führen verschiedene Namen, in Deutschland Zigeuner oder Egypter, in Frankreich Egyptiens oder Bohèmiens (weil sie im Mittelalter von Böhmen aus dorthin kamen), in England Gypsies, in Spanien Gitanos, bei den Türken Tschinghené, in Ungarn, Polen, der Wallachei Zingaren oder Zinganen, in Dänemark und Schweden Tartaren, in Arabien ist ihre landläufige Benennung Charami, das ist Räuber."[2]) Die äußere Erscheinung der Zigeuner berührt, abgesehen von ihrer oft nur allzusehr verwahrlosten oder phantastischen Kleidung, im Allgemeinen nicht unangenehm. Es sind meist schlanke, biegsame Gestalten, mehr sehnig, als voll, mit kleinen zarten Händen, Eigenthümlichkeiten solcher Volksstämme, die weder Ackerbau noch Industrie kennen, dunklen funkelnden Augen, dichten gekrausten schwarzen Haaren, mehr oder minder braunem Teint und weißen Zähnen. Die Weiber zeigen in ihrer Jugend nicht selten

---

1) Vergl. dagegen: Pott, Zigeunersprache 1, S. 62, wonach die Luris, welche mit den Zigeunern identisch scheinen, bereits vor 1400 Jahren in einer Anzahl von 10 — 12000 Köpfen als Spielleute aus Indien herbeigerufen sein sollen. A. d. R.

2) Der Zigeuner hat fast in jedem Lande einen andern Namen; bald hat ihre Hautfarbe, bald ihre Beschäftigung, bald ihre wirkliche oder vermeinte Abstammung den Benennungsgrund abgegeben. In Persien heißen sie Kâràchee, die Schwarzen, in Jütland Spaæmænds-folk, Wahrsagervolk, in Norddeutschland Tatern, weil man sie für Abkömmlinge der Tartaren hielt. Nach Puchmayer (Románi Cib, Grammatik und Wörterbuch der Zigeunersprache pag. IV.) nennt sich der deutsche Zigeuner selbst Sinde (Zinde), was an Sanskrit Sindhu, saindhavas (Indusbewohner) erinnert, der in Ungarn und Böhmen aber Rom (Mann) oder Kálo (der schwarze). Der Sinde treibt kein Gewerbe und seine einzige Beschäftigung ist im Wirthshaus zu sitzen und zum Zeitvertreib zu musiciren. Den Weibern liegt die Pflicht ob für Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse Sorge zu tragen. Der Rome in Böhmen theilt sich in zwei Parteien. Der eigentliche Kálo, dessen Väter aus Ungarn gezogen sind, treibt Profession und ist größtentheils ein Schmied, der von Ort zu Ort zieht, seinen kleinen Ambos und Handbalg mit sich führt, seine Feueresse aufschlägt, wo es ihm beliebt und trotz seiner einfachen Werkzeuge meist kleine aber ziemlich gute Arbeiten verfertigt. Er hauset in den östlichen Kreisen Böhmens, in den südlichen und westlichen ist er selten zu sehen. Die übrigen Zigeuner bestehn aus Nationalen der niedrigsten Klassen, die sich an Kalinen angemacht und mit ihnen Kinder gezeugt haben. Sie sprechen zwar auch zuweilen zigeunerisch aber schlecht und fehlerhaft; alle aber verstehen die Hantyrka, oder cechische Diebssprache, mit welcher sie übrigens sehr geheim halten. A. d. R.

einen feinen ovalen, echt orientalischen Schnitt des Gesichtes und sind dann nicht ohne Schönheit; im Alter aber werden sie meist abschreckend häßlich und erinnern dann lebhaft an jene abenteuerlichen Gestalten, die Shakespeare im Macbeth so meisterhaft gezeichnet hat. Den Männern kann im Alter ein gewisses ehrwürdiges Aussehen, gehoben durch einen langen weißen oder grauen Bart, nicht abgesprochen werden. Die Zigeunerkinder sind in ihrer frühesten Jugend von den Kindern anderer heute kaum zu unterscheiden; bei den neugeborenen ist die Haut weiß; erst allmälig nimmt sie jene braungelbe, olivenähnliche Farbe an, unter welcher auch nicht die geringste Röthe hervorschimmert. Das eigentliche Kennzeichen echter Zigeunerkinder besteht darin, daß sie zollanges schwarzes Haar mit auf die Welt bringen. Der Kriminalrath Liebich äußerte einmal gegen eine Zigeunerin, die ihm ihren Säugling zeigte, seine Verwunderung über die Weiße des Kindes. Rasch und mit einer gewissen Heftigkeit entfernte die Mutter die Kopfbedeckung des Kindes und sagte mit triumphirendem Blicke auf die rabenschwarzen Haare des Säuglings deutend: Miro čavo hi kalo (Mein Knabe ist schwarz!) Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, daß seine Aeußerung einen Zweifel an der echt zigeunerischen Abkunft ihres Sprößlings habe ausdrücken wollen. [1])

Die Heimat des deutsch-böhmischen Zigeuners ist der nordwestliche Theil des Landes, bestimmter der Egerer und Saazer Kreis. Sie leiten fast sämmtlich ihren Ursprung aus dem Städtchen Scheles im äußersten Süden des Saazer Kreises her, wo in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Zigeunerknabe geboren und getauft wurde, den sie als ihren Stammvater betrachten. Sie glauben dadurch ein gewisses Anrecht zu haben, sich gerade diese Gegend zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen. Der Familienname all dieser Zigeuner ist Bernard. Gewöhnlich leben mehre Zigeunerfamilien zusammen und bilden auf diese Weise Rotten von 20—30 Köpfen. In Deutschland haben die Zigeuner noch ihre besondere politische Verfassung. Sie sind daselbst in drei Landsmannschaften gesondert, in die altpreußische (schlesische), neupreußische und hannovranische, die jedoch untereinander lebhafte Beziehungen unterhalten. Jede dieser Landsmannschaften steht unter einem eigenen Hauptmann. Dieser Hauptmann hatte früher volle uneingeschränkte Gerichtsbarkeit über die Seinen (judicandi et liberandi facultas, das Recht über Leben und Tod); dieses Recht jetzt geltend zu machen, daran hindern ihn die Gesetze des Staates. Doch hat er gegenwärtig noch das Standesregister und die Akten der ihm untergeordneten Landsmannschaft in Ordnung zu halten, jede Geburt, jeder Todesfall muß ihm gemeldet und von ihm verzeichnet werden. Er hat das Zigeunersiegel (ein Igel) zu führen und aufzubewahren. Er bestätigt geschlossene Ehen und trennt sie wieder, schlichtet vorkommende Streitigkeiten und beugt ihnen vor, ertheilt Rügen und verhängt Strafen, welche neben körperlicher Züchtigung und Verstümmlung in der Ausschließung aus der Gemeinschaft auf kürzere oder längere Zeit und in Verurtheilung zur Infamie bestehen. — Alle sieben Jahre zur Pfingstzeit versammelt sich regelmäßig jede Landsmannschaft um ihren Hauptmann an einem von diesem zu bestimmenden Orte; in diesen Versammlungen werden die innern Angelegenheiten der Gemeinde geordnet. Man vernimmt des Hauptmanns Befehle, hört seinen Rath und verbringt einige Tage in wechselseitiger Mittheilung über inzwischen erlebte Dinge gewidmeter Gemeinschaft bei Musik und Tanz, Schmaus und Zechgelag. Daraus erklären sich die in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden zahlreichen Züge von Zigeunerbanden nach bestimmter Richtung. Die Würde des Hauptmanns ist nicht erblich, sie wird vielmehr durch die übereinstimmende Wahl der erwachsenen, unbescholtenen männlichen Glieder der gesammten Genossenschaft auf Lebenszeit übertragen. (Liebich, S. 37—44). Ob die böhmischen Zigeuner eine ähnliche politische Verfassung haben,

1) Liebich, S. 21.

ist ungewiß, doch scheint der gemeinsame Name Bernard darauf hinzudeuten. Im Sommer schlagen die Zigeuner ihr Lager unter dem Blätterdache eines Waldes auf, meist in der Nähe eines Baches. Es ist die lustige Zeit des Zigeuners. Morgens ziehen Weiber und Kinder hinaus in Städte und Dörfer, um zu erbetteln, was sie zum Lebensunterhalte brauchen. Unterdessen hält der Mann mit Branntwein und Speck Frühstück, raucht und musizirt. Denn alle Zigeuner sind geborene Musikanten; Beispiele liefern die ungarischen Zigeuner, die mit ihrer Geige, der Schetra, bei keinem Feste fehlen dürfen und aus denen tüchtige Violinspieler, wie Dombi, Csóry, Kalózdy hervorgingen. Das Hauptinstrument des böhmischen Zigeuners ist die landesübliche Harmonika. Eines ihrer Lieblingsvergnügen ist es, mit langen Messern, die sie immer bei sich tragen, nach einem Ziele zu werfen. Wer den bezeichneten Punkt trifft, gewinnt, Sie entwickeln darin eine staunenswerthe Geschicklichkeit. Hat er genug geraucht, geklimpert und gespielt, dann legt er sich ins grüne Moos und schläft. Auch die böhmischen Zigeuner liefern eine treffliche Illustration der Worte des Dichters: „Wie man das Leben verschläft, verraucht, vergeigt." Kommen endlich Weiber und Kinder zurück, dann beginnt erst wahres Leben im Lager. Lustig prasselt das Feuer, unter einem überhängenden Felsblock angezündet, und blauer Rauch wirbelt zwischen den grünen Zweigen der Tannen empor. Kochkünstlerinnen sind die Zigeunerinnen sicher nicht. Die Art und Weise, wie sie ihre Speisen zubereiten, ist eine höchst primitive. Suppe, Fleisch und Gemüse, nach unseren Begriffen drei ganz heterogene Bestandtheile des Mahles, werden von ihnen in einem und demselben Topfe zusammengekocht und auch zusammengenossen. Ihre Lieblingsgerichte sind Igel, Eichhörnchen und zahmes Federvieh, daß sie auf trockenem Lande mittelst Angelruthe geschickt zu fangen verstehen. Ist das Mahl gar, dann setzt sich die Familie im Kreise, der Topf wird dem Aeltesten der Versammlung, dem Familienoberhaupte zugeschoben; er ißt, so lange es ihm schmeckt, was übrig bleibt, gibt er weiter und so macht der Topf die Runde.

So lebt sichs im Sommer. Wenn aber dann der Winter kömmt mit seinen tiefen Kältegraden und furchtbaren Stürmen, wenn klaftertiefer Schnee in den Schluchten liegt und die Waldpfade oft wochenlang ungangbar sind, dann hat auch das Waldleben bedeutend an Romantik verloren. Zwar im schlimmsten Falle trotzt der Zigeuner auch diesen Uibelständen. Er gräbt ein Loch in die Erde, überdeckt es mit Tannenzweigen und Rasen, füttert es im Innern mit trockenem Laub aus, richtet einen kleinen Ofen hinein und läßt nun draußen die Stürme toben, oder er nistet sich in abgelegenen, halbverfallenen Waldhütten ein, wenn ihn nicht der Förster oder Gensdarme bei Zeiten daraus vertreibt. Sein Lieblingswinterquartier aber ist das Gefängniß und in dies trauliche Asyl zu gelangen, fällt dem erfindungsreichen Zigeuner eben nicht schwer. Ein auffallender Diebstahl wird organisirt, man läßt sich ohne viel Widerstreben fangen, und hat so erreicht, was man erstrebt.

Die Kleidung des böhmischen Zigeuners hat jetzt wenig Originelles mehr, da ihre Garderobe meistens von dem civilisirten Theile der Bevölkerung erbettelt ist. Doch lieben die Männer immer noch den kurzen ungarischen blauen Rock, mit Pelz verbrämt und mit großen Knöpfen und schwarzen Schnüren verziert, dazu die einfache Soldatenkappe mit gelber Schnur und Cokarde. Die Kleidung der Weiber zeigt meist eine äußerst geschmacklos zusammengewürfelte Farbenmenge, je bunter, desto besser. Darum grämt sich auch keine Zigeunerin darüber, ein Loch in einem schwarzen Kleidungsstücke mit einem weißen Flecken zuzuflicken, oder umgekehrt, wenn sie das Flicken des Kleidungsstückes überhaupt für nothwendig hält, was eben nicht sonderlich oft geschieht. Als echte Naturkinder lieben die Zigeunerinen Tand und Flitter über Alles, daher stehen große metallene Ohrgehänge und Fingerringe bei ihnen im hohen Ansehen. Auch hier gilt der Grundsatz, je größer und auffallender, desto besser. Dagegen sind ihnen Strümpfe und Schuhe ein im

Sommer ganz unbekannter und im Winter nur bei hartem Frost gesuchter Luxusartikel. Alle Zigeunerinnen tragen bunte, gewöhnlich rothe Tücher um den Kopf geschlungen und ähnliche sackartig gefaltet, am Rücken, worin sie ihre ganzen Habseligkeiten mit sich tragen, nemlich nebst ein oder zwei kleinen Kindern, etwelche Lumpen und ein Federpolster. Die Kinder lässt man geraume Zeit völlig nackt laufen, aber auch später hält man allzuviel Garderobe für ein höchst überflüssiges Bedürfniß für sie, daher man nicht selten Knaben von 6—8 Jahren sieht, die einen Rock besitzen, während die Beinkleider fehlen oder umgekehrt. Den Mädchen wendet man etwas mehr Sorgfalt zu.

Das Naturell des Zigeuners ist sehr hitzig. Ihre Hauptleidenschaften gipfeln im Genuß des Branntweins und der Pfeife, und darin geben die Weiber den Männern gar nichts nach. Beide Geschlechter sind eben so unmäßige Trinker, wie Raucher. Nicht selten tragen sich unter ihnen unbedeutender Kleinigkeiten wegen großartige Schlägereien zu. Man geht dann mit Messern und Pistolen aufeinander los, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, und dann läuft das Gefecht selten ohne Blutvergießen ab. Sonst ist der Zigeuner durchaus höflich, ja unterthänig. Er läßt sich schelten nach Herzenslust, weiß er sich aber in Sicherheit, dann macht er erst in spitzen Worten seinem Ingrimm Luft. Er ist durchaus feig. Nicht leicht sucht er eine Sache mit offener Gewalt an sich zu bringen, wohl aber durch List und Schlauheit. Tagelang lauern sie eine passende Gelegenheit ab, bis sich ein schon längst vorberathener Diebstahl ausführen läßt, ohne entdeckt zu werden. Eine weitere Stammesuntugend der Zigeuner ist ihre grenzenlose Trägheit. Sie zeigen sich überall als abgesagte Feinde jeder Arbeit, und sei es auch die leichteste. Der Besitzer eines großen Gutes im Saazer Kreise, auf dessen Territorium sich Zigeuner besonders gern umhertreiben, wurde eines Tages von mehreren derselben um eine Gabe angegangen. Darunter waren auch einige junge kräftige Bursche. Der Gutsher hielt ihnen vor, daß es doch besser für sie wäre zu arbeiten, als zu betteln. Die allgemeine Antwort lautete, man gäbe ihnen nirgends Arbeit. Er versprach ihnen welche und sie sagten zu, gleich nächsten Morgen zu kommen. Wer aber ausblieb und noch heute kommen soll, waren die Zigeuner. In den čechischen Kreisen dagegen üben die Zigeuner heute noch ihr historisches Handwerk, die Kesselflickerei. So hatte vor einigen Jahren eine zahlreiche Horde dieser Kaltschmiede, mit Wagen und Pferden, Weibern und Kindern, unter der Leitung ihres Chefs, den ein großer mit Zinn beschlagener Stab auszeichnete, ihre Zelte auf dem Invalidenplatz bei Prag aufgeschlagen— ein seltsames Stück Nomadenleben in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt.

In sittlicher Hinsicht sind die Zigeuner, was wohl bei ihrer vagirenden Lebensweise nicht anders sein kann, ein schrecklich verwahrlostes Völkchen. Man trifft unter ihnen junge Bursche, noch halb Knaben, die Väter, und 13 — 14jährige Mädchen, die Mütter sind. Der Zigeuner lebt in einer Art Polygamie; denn er hat gewöhnlich 2—3 Weiber um sich; er braucht für dieselben ja nicht zu sorgen, im Gegentheil ist es die Aufgabe des Weibes, für Mann und Kind den nöthigen Lebensunterhalt durch Betteln oder Stehlen zu verschaffen. [1])

1) Das Familienleben der deutschen Zigeuner schildert Liebich (S. 44 — 56) viel vortheilhafter. Nach ihm ist die Familie noch ganz patriarchalisch eingerichtet. Den Befehlen des Familienhauptes gebührt unbedingter Gehorsam. Ohne seine Einwilligung darf keines seiner Angehörigen ihn verlassen, keines eine Ehe schließen. Der Aelteste allein bestimmt Ziel und Zweck der Wanderung. Doch wird nichts unternommen, was nicht die Zigeunermutter, das älteste Weib der Bande zuvor gut geheißen hat. Der Zigeunermutter Autorität ist so groß, daß selbst die Männer auf ihren Blick sehen und auf ihre Rede hören. Wenn die Zucht des Mannes es nicht vermag, so bändigt ihre Miene schon die Ausgelassenheit und den Muthwillen der Kinder. Sonst ordnet und leitet das Familienhaupt die häuslichen Angelegenheiten, führt die Kassa, in welche jeder Verdienst oder sonstiger Gewinn des einzelnen abgeliefert werden muß, er bestreitet aber auch alle vorkommenden Auslagen. Die Zigeuner heirathen sehr frühzeitig.

Von Vorurtheilen ist der Zigeuner frei, aber keineswegs von Aberglauben; namentlich glaubt er an Vorbedeutungen (omina). So bedeutet ihm z. B. das Begegnen einer Elster Zank und Streit, ein Aberglaube, den er übrigens mit unserem Landvolke theilt. Fliegt oder sitzt die Elster (čingerpaskero čirkulo d. i. Zank- oder Streitvogel) ihm zur rechten Hand, so kommt ihm Zank und Streit von seines Stammesgenossen, wenn aber zur linken, von andern Leuten (gadsche). Vor Geistern und Gespenstern fürchtet sich dagegen der Zigeuner nicht; ja seine Sprache kennt gar nicht einmal ein eigenes Wort für diese Begriffe. Weil der Zigeuner auch keine äußere Symbolen und religiösen Gebräuche kennt, so hat man vielfach behauptet, er sei ganz ohne Religion. Das ist nicht richtig. Schon Puchmayer erwähnt das zigeunerische Wort devel für Gott, was allein beweist, daß der Zigeuner des Gottesbegriffes keinewegs entbehre.

Aeußerlich bekennt sich der Zigeuner überall, wo er hauset, zu der herrschenden Religion, daher in Böhmen zum Katholicismus. Er läßt seine Kinder taufen, seine Sterbenden einsegnen und die Leichname der Seinigen auf christlichen Friedhöfen zur Erde bestatten. Kinder und Weiber beten wohl auch das „Vater unser," aber weniger aus religiösem Drange, als weil dies unter dem böhmischen Bettelvolk so gang und gäbe ist. [1])

Wollen die Eltern in die Heirath der jungen Leute nicht willigen, so entfliehen sie zu einer befreundeten Bande, kehren aber nach Verlauf von einigen Wochen zum Vater der Braut zurück. Dieser empfängt zwar den Bräutigam mit Ohrfeigen, gestattet aber schließlich doch dem Bräutigam, zwei Jahre hindurch zur Probe bei seiner Bande und in seiner Familie zu bleiben, während welcher Zeit er dem Vater gehorchen und jeden Erwerb an die gemeinschaftliche Kasse abführen muß. Nach Verlauf von zwei Jahren wird der Hauptmann aufgesucht und ihm das Anliegen der Brautleute vorgetragen. Findet derselbe nichts gegen die Ehe einzuwenden, so knien die Brautleute vor ihm nieder und geloben sich ewig Liebe und Treue. Der Hauptmann ergreift einen mit Blumenkränzen und Laubwerk geschmückten, mit Wein gefüllten irdenen Krug, gießt einige Tropfen seines Inhalts über die Häupter der Verlobten aus, leert den Krug auf deren Gesundheit und wirft ihn hoch in die Luft, auf daß er ja beim Niederfallen in Stücke zertrümmere; je mehr Scherben, desto mehr Glück wird das Ehepaar haben. Hierauf folgt das Trinkgelage mit Spiel und Tanz. Der Hauptmann eröffnet den Reigen, indem er den Kreis der Anwesenden mit seiner erkornen Tänzerin taktmäßig durchschreitet. Sobald er auf diese Weise einer Pflicht der Höflichkeit genügt hat, nimmt er den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz wieder ein, das neue Ehepaar bringt dem Onkel seinen Dank dar und nun waltet Freude und Lust auf Rechnung des freigebigen Hauptmanns bis zum anbrechenden Morgen, wenn nicht etwa das unwillkommene Erscheinen der Pilger schon früher ein Ende macht. Die Hochzeiten werden vorzugsweise am Pfingstsonntage (pattersiakro dives, d. i. Laubtag) gefeiert. Die Ceremonie erfolgt unter freiem Himmel und nur bei ungünstiger Witterung in geschlossenem Raume. Später und gelegentlich lassen sich die nach Zigeunerbegriffen bereits rechtsgiltig verbundenen Eheleute auch noch kirchlich trauen, aber nur aus Gründen der Nützlichkeit. Jede Ehe aber, welche ohne Beisein des Hauptmanns geschlossen wird, ist ungiltig und zieht Ausstoßung aus der Zigeunergenossenschaft nach sich. So großen Werth der Zigeuner auf die förmliche Vollziehung der Ehe legt, so leicht lösbar ist das Band, welches die Eheleute an einander fesselt. Das Weib wird ohne weiters von dem Manne entlassen, wenn es seinen Anforderungen in Bezug auf Pflege der Kinder, auf Erwerb und Beitrag zu dem nothwendigen Lebensunterhalt nicht entspricht; die Scheidung braucht dem Hauptmann bloß angezeigt zu werden. Ehebruch ist selten. Kommt er vor, so wird er an der treulosen Frau durch einen Schnitt ins Gesicht, meist über die Nase, bestraft. — Nur selten unterliegt der Zigeuner durch Krankheit beschleunigtem Tode; in der Regel stirbt er an Altersschwäche. Sein Tod erfüllt die ganze Bande mit tiefer Betrübniß. Die Leiche wird in seine besten Kleider gehüllt, ihm seine Waffen, mindestens ein Messer, beigegeben und reichliche Spenden von Wein, Bier und Brantwein über ihn ausgossen. So wird er zur Erde bestattet. Die Kleider des Verstorbenen und sein Bett werden unter freiem Himmel verbrannt. Nach Verlauf eines Jahres aber, am Todestage wird das Grab wieder aufgesucht und das Andenken des Geschiedenen gefeiert."

1) Uiber seine eigentlichen religiösen Anschauungen spricht sich der Zigeuner, durch die früheren Religionsverfolgungen vorsichtig gemacht, nicht gern aus zu Leuten, die nicht seines Stammes sind (gadsche). Er glaubt zwar an ein höchstes Wesen o baro dewel an o polopenn d. h. der große Gott im Himmel und führt dessen Namen bei jeder Gelegenheit oft bewußtlos im Munde, hat aber von demselben nur eine dunkle, unbestimmte, mangelhafte Vorstellung. —

Die Zigeuner spielen in der böhmischen Volkssage längst eine bedeutende unheimliche Rolle und sind vielfach an die Stelle älterer mythologischer Gestalten, der weisen Frauen, oder der wilden Weiber, getreten. Aus Schönbühel haben sie die Spatzen verbannt, sie sollen die Kunst verstanden haben, das Feuer zu beschwören; ihre Flüche und Verwünschungen zogen den Blitz herbei, oder führten alte Rittergeschlechter ins Verderben. Heute noch stehen die alten Zigeunerinnen als Wahrsagerinnen in hohem Ansehn, obwohl sich der Glaube an ihre Kunst, Dank den Fortschritten der Volksbildung, immer mehr und mehr verringert. Sie prophezeien immer nur aus den Linien der Hand, und wo sie mit den Verhältnissen der Personen, denen sie wahrsagten, ziemlich bekannt sind, gelang es ihnen oft genug, leichtgläubige Bäuerinnen und namentlich verliebte Mädchen zu täuschen. Dabei wußten sie schon oft eine Gelegenheit zum Diebstahl auszuspähen oder herbeizuführen. Namentlich suchten sie unter dem Vorwande, drei oder mehr Silberzwanziger oder Thaler zur Wahrsagerei zu brauchen, den Ort auszukundschaften, wo die Bäuerin oder Magd ihren Sparpfennig aufbewahrte, um denselben gelegentlich heimzusuchen. Sehr zu statten kam ihnen bei ihren Betrügereien ihre erstaunliche Rednergabe, der sie auch die günstigen Erfolge bei ihrer Bettelei verdanken. „Ich küsse Ihnen gnädiges, goldenes Herrchen, die Händchen, die Füßchen und bitte Sie um des allmächtigen Gottes willen um eine kleine Gabe.“ Mit diesem Rufe verfolgt die böhmische Zigeunerin ihr Opfer, bis dieses sich umdreht und ihr etwas reicht, nur um sie loszuwerden.

In den letzten Jahren (1861—1865) hat übrigens die Anzahl der Zigeuner in Böhmen mehr ab- als zugenommen. Schon früher war die Race derselben mit vielen Individuen weiblichen Geschlechtes, insbesondere arbeitsscheuen Mägden versetzt worden, die sich bei Gelegenheit wieder mit ihren Kindern von den Zigeunern trennten. Auch ist die Regierung in der letzten Zeit mit mehr Strenge gegen sie aufgetreten, sucht emsiger als je dem ungeregelten Herumschweifen derselben Einhalt zu thun, stellt die jungen Burschen zum Militär und schickt die Weiber in Straf- und Arbeitshäuser, und so wird wohl dieser Landplage nach und nach ein Ende gemacht werden.

Der Zigeuner besitzt eine ungemeine Fähigkeit, fremde Sprachen sich anzueignen. Diese Fähigkeit wurde in Spanien der Grund zur Verfolgung der Zigeuner indem man sich dieselbe nur durch Zauberei erklären konnte. Er spricht daher in čechischen Gegenden das čechische Idiom sehr geläufig, in deutschen Gegenden spricht

---

Von ihm kommt der Blitz und Donner, deweleskĕro jak, deweleskero tsiro, deweleskero tschingerpenn, Gottes Feuer, Gottes Wetter, Gottes Zorn Er gibt Schnee und Regen, miro baro dewel dela gib, dela berschindo, mein großer Gott gibt Schnee, gibt Regen und seine Lichter (deweleskere momelinja, Gottes Lichter, Sterne) brennen am Himmel. — Die Erde besteht ihm von Anfang an und ist nicht erst geschaffen, sie gilt ihm für heilig. Stirbt dem Zigeuner ein Kind, so hat es nach seiner Vorstellung der große Gott „gefressen“ und wird dafür verwünscht und verflucht. Gleiche Schmähungen werden über ihn ausgeschüttet, sobald den Zigeuner auch sonst ein Unglück trifft, ein Anschlag mißlingt, überhaupt nicht alles nach Wunsch geht. — Daß der Zigeuner an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, ist mehr als zweifelhaft, obwohl die große Verehrung und Pietät, welche er den Todten widmet, darauf hindeuten dürfte. Der Schwur: Bei den Todten (Ap i mulende) gilt ihm eben so unverbrüchlich und heilig, als der bei seiner väterlichen Hand. Ihr Andenken bewahrt er lebendig in seiner Seele, wenn er auch alles, was an sie erinnern kann, entfernt und z. B. ihre Kleider, ihre Betten verbrennt und den Namen der Verstorbenen mit ängstlicher Sorge meidet. — Kein Zigeuner geht an dem Grabe eines seiner Stammesgenossen vorüber, ohne auf dasselbe einige Tropfen Wein, Bier oder Branntwein auszugießen. Jeder sucht, wenn es ihm irgend möglich ist, das Grab eines theuern Entschlafenen nach Jahresfrist wieder auf. — Welche Vorstellung er sich von dem Gott der Christen macht, zeigt deutlich seine Unterscheidung zwischen dem großen, erwachsenen, alten (baro, puro dewel) und dem kleinen jungen Gott (dikkno, tarno dewel). Der große, der alte Gott ist nach seiner Meinung längst gestorben und an seiner Statt regiert jetzt der junge, der kleine Gott, wie er Jesus Christus nennt, die Welt.“ (Liebich. Seite 31—35.)

er deutsch, wenn auch mit einem etwas fremden Accente. Im Verkehre mit seines Gleichen spricht er stets zigeunerisch. Auch seine Hunde, die er aufgezogen hat, verstehen keine andere und hören auf keine andere Sprache. Der Versuch, einen Zigeunerhund an mich zu locken, erzählt Liebich, mislang jedesmal, so oft ich mich der deutschen Sprache bediente. Als ich ihm aber zigeunerisch zurief, „Aw pasch mande, miro schukker tschukklo, komm zu mir mein schöner Hund," sprang er schweifwedelnd an mich heran.

Die Sprache der Zigeuner darf man keineswegs mit der Gaunersprache, dem Rothwälsch oder der böhmischen Hantyrka verwechseln. Die Gaunersprache ist stets auf die Landessprache basirt und daher mit Ausnahme weniger Ausdrücke, welche meist hebraischen Ursprungs sind, in jedem Lande eine andere; die Sprache der Zigeuner aber bleibt in Form und Bau überall dieselbe, wenn die langjährige Trennung auch mancherlei Mundarten hervorgerufen hat. Die Gaunersprache ist durch gegenseitiges Uibereinkommen entstanden, ist eine gemachte Sprache, das Zigeunerische aber ist eine natürliche Sprache, wie die deutsche, oder die slavische, nur daß sie begreiflicher Weise keine hohe Ausbildung hat und sehr mit fremden Worten gemischt ist, welche die Zigeuner auf ihren Wanderungen überall aufgelesen haben. Ich lasse hier als Probe der echten Zigeunersprache ein Liedchen folgen welches Puchmayer in seinem genannten Schriftchen mitgetheilt hat:

O vešoro e pajtrença,	Veša, veša zelenone,
O Wäldchen mit Blättern,	Wald, Wald grüner,
O čiriklo e pchakença,	De tut pale angál mande,
O Vogel mit Flügeln,	Geb dich (breite dich aus) vor mir,
Te me edar dykava,	Te me edar dykava,
Wann ich Furcht erblicke,	Wann ich Furcht erblicke,
Adre tute chutava.	Star bárora chutava,
In dich ich springen werde,	Vier Zäune überspringe ich.

Miscellen.

Der Streit um einen Kirchenstuhl. [1])

Eine historische Anekdote von Dr. Franz Kürschner.

Das Interesse an Streitigkeiten dieser Art, die häufig vorkamen und selten erhebliche Folgen nach sich zogen, liegt in der Art und Weise, wie sie durchgekämpft wurden. In dieser Beziehung dürfte gerade der vorliegende Streit einige Beachtung verdienen, zumal wenn man bedenkt, daß derselbe trotz der Geringfügigkeit der strittigen Punkte durch anderthalb Jahre sich hinzog, und nicht nur vor das Provinzialkapitel des Dominikanerordens, das damals zu Minden tagte, sondern sogar vor den König Wladislaw II. gelangte.

Daß so viel Lärm um Nichts geschlagen wurde, läßt sich nur aus dem Umerklären, daß beide Parteien zahlreiche Privilegien besaßen, dieselben mit eifersüchtigen Blicken bewachten und daher leicht geneigt waren, jeden noch so unbedeutenden Anlaß als einen Eingriff in dieselben zu betrachten. So konnte aus einem alltäglichen Gezänke ein Streit um Rechte und Freiheiten entstehen, der dann als solcher allerdings vor das oberste Tribunal gehörte.

Es war in der Fastenzeit des Jahres 1502, als die Dominikaner für den Egerer Bürger und Rathsherrn Adam Puchelberger einen eigenen Betstuhl in ihrer Klosterkirche vor dem Marienaltare aufstellen ließen. Dieser Ort war sehr

1) Die Quellen dieser Darstellung befinden sich im Egerer Stadtarchive.

unbequem, indem durch den neuerrichteten Stuhl der ohnehin beschränkte Raum vor dem vielbesuchten Marienbilde fast ganz gesperrt wurde; denn dicht vor diesem Altare stand die sogenannte Gemein- oder Klagebank, in der nach altem Herkommen bei Leichenbegängnissen die Leidtragenden ihre Gebete zu verrichten pflegten. Vor dieser Klagebank befand sich ein großer Leuchter, auf welchen von den Betenden nach herkömmlicher Sitte zu Ehren der Gottesmutter Lichter aufgesteckt wurden. Um nun für den neuen Betstuhl Platz zu gewinnen, mußte der Leuchter bei Seite geschoben werden. Dieß erregte allgemeine Unzufriedenheit, und der Stadtrath, ohne dessen Wissen und Willen dieß geschah, drang auf Abstellung dieser unbefugten Neuerung.[1]) Hierauf wurde auf Anordnung des Priors der Betstuhl entfernt, aber nur um in kurzer Zeit wieder in aller Stille auf seinen früheren Platz gestellt zu werden. Darin mußte der Rath eine „Verclaynigung vnd verachtung" seiner selbst erblicken, und entschloß sich höheren Ortes Beschwerde zu führen; denn es hatten sich ohnehin schon mehrere Differenzpunkte zwischen Kloster und Stadt ergeben.

Die Brüder beschwerten sich über folgende vier Artikel: 1) daß ihnen der Stadtrath zu ihren Bauten die Aufnahme auswärtiger Zimmerleute nicht gestatten wolle, 2) daß derselbe die Errichtung neuer Grabstätten in der Kirche nicht zulasse, 3) daß Brüder, die sich aus der Stadt entfernen, bei den Thoren nicht wieder eingelassen werden, und 4) daß es mit dem Metzen in der Stadtmühle nicht mehr gehalten werde wie früher.

Als daher Bruder Bernhard, Prior von Leipzig und Ordensvikar für Meißen, der wegen der Reform des Ordens die verschiedenen Klöster besuchte, im Mai desselben Jahres in Eger anwesend war, forderte er kurz vor seiner Abreise den Bürgermeister und zwei Rathsherren auf, etwaige Gebrechen im Kloster namhaft zu machen, damit auf Abstellung derselben Bedacht genommen werden könne. Es konnte ihm aber keine Antwort gegeben werden, da er schon am nächsten Tage abreiste, nachdem er den Brüdern den Auftrag ertheilt hatte, bezüglich der vier Artikel sich mit dem Stadtrathe zu vereinigen. Dieß führte jedoch zu keinem Ziele, da der Rath gleichzeitig erfuhr, daß der Betstuhl wieder auf seinen vorigen Platz gestellt worden sei, und die Brüder der bießbezüglichen Aufforderung des Rathes nicht nachkommen wollten.

Dieß war die nächste Veranlassung, daß sich der Rath an den Vikar mit einer Eingabe wandte, worin er auf dessen sofortige Abreise nicht ohne Hintergedanken hinwies, und die vier Artikel eingehend erörterte. In Betreff der Zimmerleute wird geltend gemacht, daß es in der Stadt „ein gemaines hantwergk Zymmerer" gebe, worunter nicht Wenige, die sich auf derlei Bauten trefflich verstünden. Da dieselben gleich den übrigen Bürgern so manche Lasten zu tragen haben, so sei es unbillig, wenn ihnen durch das Hereinziehen Fremder „das Brot vor dem Munde abgeschnitten" würde. — Bezüglich der Grabstätten wird bemerkt, daß weder in der Pfarr- noch in den anderen Kirchen die Vorsteher derselben das Recht haben, ohne Wissen und Willen des Raths eine neue Grabstätte zu errichten. Wer eine solche von seinen Vorfahren her besitze, könne sie unangefochten fort behalten, aber die Eröffnung neuer sei gegen alles Herkommen. — Hinsichtlich der Brüder habe ja der Prior selbst den Stadtrath mehr als einmal ersucht, „Etlich Im vngehorsam vnd wunderlich Brüder vnter den thörn nit einzulassen."[2]) Dieß sei also dem Prior zu Willen und dem Kloster zu Nutz geschehen. — Was endlich den Metzen in der Stadtmühle betreffe, so sei es von jeher Brauch, daß diejenigen, welche in der Mühle mahlen, einen Metzen als Entlohnung zurücklassen. Nun sei der Rath stets gern bereit gewesen, „frommen geordenten leuten, die Jr ordnung vnd wesen

1) Bekanntlich hatte der Senat die polizeiliche Aufsicht in Stadt und Land. S. Pröckl, Eger und das Egerland, I. S. 215.

2) Die Thoraufsicht führten in der Regel drei Rathsherren.

loblich vnd andechtichlich gemainem volk zu besserung volfüren vnd halten" den genannten Metzenlohn zu erlassen, aber immer nur aus gutem, freien Willen und nicht aus Pflicht. Dieß würde auch ferner stattgefunden haben, wenn der Orden nicht gegen den Rath aufgetreten wäre. — Hierauf kommt der Rath auf den „irrigen" Stuhl zu sprechen und stellt den ganzen, bereits bekannten Verlauf dar, worauf er schließlich um die Abstellung dieser Neuerung bittet und den Wunsch ausspricht, Se. Würden möge es fernerhin mit der Stadt so günstig halten, wie es der Provinzial und die Vorgänger Sr. Würden gethan.

Am 25. Juni antwortete Bruder Bernhard in einem besänftigenden Schreiben, daß seine Abreise erst erfolgt sei, nachdem er bis zum folgenden Tage auf die Antwort gewartet, daß er ferner den Brüdern anbefohlen habe, bezüglich der schwebenden Artikel sich gütlich mit dem Rathe zu vergleichen; daraus könne derselbe ersehen, daß es nicht auf seinen Nachtheil abgesehen war. Was den Metzenlohn betreffe, so wisse man wohl, daß der Rath denselben aus Gunst, Gnad' und gutem Willen nnd nicht aus Pflicht nachgelassen habe. Bezüglich des Stuhles hätten sich mehrere Brüder beschwert, daß der Prior denselben ohne Wissen des Convents „vnd dem closter zu mercklichem schaden" weggenommen habe, und in dieser guten Meinung habe er selbst den besagten Stuhl wieder einstellen lassen. Hätte er gewußt, daß einem ehrbaten Rathe „etwas sunders vnnd groß daran gelegen, so hätte er sich nach Gebühr darnach zu halten gewußt;" denn was dem Vater Prior und den Brüdern des Klosters in dem Falle, ob der Stuhl bleibe oder weggenommen werde „leydlich," sei ihm nicht entgegen, und der Rath möge sich darin nach Billigkeit halten und mit dem Kloster in Güte vereinigen.

Dieß Letztere war indeß nur ein frommer Wunsch; denn die Spannung zwischen den beiden Theilen wurde von Tag zu Tag größer, und bald klagten die Brüder beim Vikar, daß der Rath sich „etzlicher oberkeyth in closterkirchen vnterstehet," worauf der Vikar am 10. Juli in entschiedenerem Tone an den Rath schrieb und bemerkte, daß er einem Vergleiche nur in dem Falle nicht entgegen sein wollte, wenn derselbe dem Pater Prior und den Brüdern genehm, und von dem Rathe in Güte erlangt würde. Nun werde ihm aber berichtet, daß „yn dyßen handel gelimpffs mercklich gespardt vnnd drefflich scherpff vorgenomen wyrth," ferner daß der Rath sich Eingriffe in die Klosterangelegenheiten erlaube, was ihn um so mehr befremde, als die Klosterkirchen des Ordens laut päpstlichen und kaiserlichen Privilegien dem römischen Stuhle unmittelbar unterstehen; daher möge der Rath sich gegen den Orden und das Kloster in Eger freundlich erweisen, und wenn er etwas gegen den Prior und Convent einzuwenden habe, dieß an das Provinzialkapitel bringen, welches zu Mariä Himmelfahrt (15. August) zu Minden in Westfahlen wird abgehalten werden.

Bürgermeister und Rath nahmen aber Anstand, ihre Streitsache einem geistlichen Gerichte zur Entscheidung vorzulegen, weil sie der Meinung waren, daß daraus „mehr Widerwillens denn Gutes" erwachsen würde. Dagegen schrieben sie nochmals an den Vikar, und unterrichteten ihn nun auch ihrerseits über den berührten Auftritt. Sie hätten den Prior und einige Brüder zu einer Unterredung eingeladen und ihnen seinen Brief vorgelesen, hierauf in aller Wohlmeinung mit ihnen gesprochen und die Entfernung des Stuhles verlangt, zugleich aber versichert, daß sie diese Forderung nur wegen durch den Stuhl veranlaßten Unbequemlichkeit und nicht etwa aus Ungunst oder Haß gegen die betreffende Person stellen, und daß dadurch den Privilegien des Ordens in keiner Weise nahe getreten werden solle. Auf das hin hätten sich einige Brüder von ihrem Eifer hinreißen lassen und herausfordernde Aeußerungen hingeworfen, worauf der Rath genöthigt gewesen sei, in gleich entschiedener Weise zu antworten. [1]) — Im Uibrigen erklärt der Rath, nichts

1) „Han wir doranff von etlichen, aigens hitzigs gemüts vnd stollz, villeicht auch aus vngunfft

dagegen haben zu wollen, wenn für den Stuhl ein anderer Ort ausgemittelt werde; nur solle dieß mit seinem Wissen geschehen.

Der Vikar nahm auf den angedeuteten Wunsch des Stadtraths, die obschwebenden Mißhelligkeiten ohne Dazwischenkunft des Provinzialkapitels zu begleichen, billige Rücksicht, und gab in seiner Antwort ddto. Leipzig am 30. Juli zu erkennen, wie unangenehm es ihm wäre, wenn aus diesen Anlässen ein ernster Zwiespalt zwischen Kloster und Rath entstehen würde, gleichwohl könne er dem Prior und den Brüdern ohne deren Willen und sonderlich ohne ein eingehendes Verhör die Wegschaffung des Stuhles nicht anbefehlen, wolle sich's aber, da der Prior in Kurzem bei ihm eintreffen werde, [1]) ernstlich angelegen sein lassen, Mittel und Wege zur Beilegung dieser Irrungen ausfindig zu machen.

Aber auch dieser Versuch Bruder Bernhards schlug fehl, weil der Prior ohne Zustimmung der Brüder nichts Endgültiges verabreden konnte und mochte, die Brüder aber von einem Nachgeben nichts wissen wollten. Es blieb also keine Wahl mehr, und so mußte der Streit dem Provinzialkapitel vorgelegt werden. Der dießfällige Beschluß ist nicht mehr vorhanden, und es läßt sich aus dem Nachfolgenden nur entnehmen, daß das Kapitel dem Stadtrathe die Weisung gab, sich mit dem Kloster in Güte abzufinden, widrigenfalls man sich an den König wenden würde. Soviel ist gewiß, daß eine abermalige Besprechung zwischen den beiden streitenden Parteien stattfand, aber ohne Erfolg blieb. Da beschloß der Rath, die ganze Angelegenheit bis zur Ankunft des Vikars, zu dessen billiger Gesinnung derselbe großes Zutrauen hatte, ruhen zu lassen, und setzte ihn durch ein Schreiben vom 24. Dezember davon in Kenntniß. Der Vikar sandte eine Copie dieses Briefes an Prior und Convent nach Eger, wobei er nicht unterließ, die Zuversicht auszusprechen, daß die Brüder sich gegen den Stadtrath gebührlich verhalten werden.

Inzwischen hatte das Kapitel bei dem Könige von Böhmen Wladislaw II. über den Stadtrath von Eger Beschwerde erhoben und einen für den Orden günstigen Entscheid durchgesetzt.

Dadurch sahen sich Bürgermeister und Rath veranlaßt, nun auch ihrerseits eine Eingabe an den König zu verfassen und den Sachverhalt des Nähern darzulegen. Nach dem gewöhnlichen Eingange, der eine Motivirung ihrer Bittschrift enthält, bemerken die Bittsteller nicht ohne einen vorwurfsvollen Seitenblick auf ihre Gegner und mit Hinweisung auf den königlichen Entscheid, sie seien der festen Überzeugung, daß eine andere Entschließung erflossen wäre, wenn der König auch von ihrer Seite unterrichtet worden wäre. Hierauf wird dargestellt, wie der Bettstuhl die Veranlassung zum Streite geboten, wie dann jene vier Artikel in Anregung gebracht worden seien, [2]) und wird endlich zu einer neuen Beschwerde übergegangen, die erst im weiteren Verlaufe des Streites dazugekommen war. Diese betraf den Verkauf der Wachslichter an den Kirchthüren. Es war nämlich von Altersher Sitte, daß arme Stadtbewohner dergleichen Wachslichter außen an den Kirchthüren feil boten, bei Sturm und Regenwetter aber sich in die Kirche zurückzogen, wo sie sich dann innen an den Thüren aufstellten. Da begab es sich bei einer solchen Gelegenheit, daß die Klosterbrüder die feilgebotenen Wachslichter hinauswarfen, indem sie das Recht, innerhalb der Kirche zu verkaufen, für sich allein in Anspruch nahmen. — Bürgermeister und Rath baten, der König möge sie bei ihrem alten Herkommen erhalten und erboten sich bei seiner Anwesenheit in Böhmen zu

---

vnd villieber zwitracht denn gute ainikeit zwischen vnns sehen vnd erregen wollten, das doch Reformirten geordenten gaistlichen leuten nit wol zimbt vnd gebürt, gehört vnd vermerkt, also aus noturfft vnd nicht vngeburliche oder vnbeschaidene gegenrede vnglimpff aber treffliche scherff, als Ir berürt, von uns beschecn."

1) Ohne Zweifel auf der Durchreise zum Provinzialkapitel nach Minden.

2) Es zeugt von dem geraden Sinne des Rathes, daß die Darstellung hier fast mit denselben Worten gegeben wird, wie vor etwa einem Jahre an den Vikar.

einem Verhöre in seiner Gegenwart, auch unterließen sie es nicht, auf ihre treue Ergebenheit und die derhalben erhaltenen königlichen Gnadenbezeugungen hinzuweisen.

Hierauf erschien folgende königliche Entschließung ddto. Ofen 16. Mai 1503.

Wir Wladislaus von gots genaden zu Hungern, Beheim ꝛc. Kunig, marggraue zu Merhern ꝛc. Embieten den wirdigen hochgelerten vnd geistlichen vnsern andechtigen vnd besondern lieben prouincial doctores vnd irer prouincien prediger ordens, auch dem priori vnd conuent desselben ordens vnd closters in vnser statt Eger vnser gnad vnd alles guet. Nachdem wir auf ewr anregen da zumall des gehalten negst vergangen capitels zu Minda an vns getan, etlicher beswerung halben, die vnser besonder lieb getrew burgermaister vnd rath der gedachten vnser stat dem gemelten closter bey jn thun sollen, ein offen commission an sy haben lassen ausgen, nu han sy vns derselben stuck vnd gebrechen halb ir schriftlich vnd mundtlich [1]) gethan, vnd wie sy bey jren eldern vnd vorfodern dar in vnd damit ye vnd ye bißher gehalden, genuglich vnderrichten lassen, vnd so wir nw der ding gestalt also vernemen: So ist vnser wille vnd meynung nicht, jr noch ewr orden vnd closter zu Eger derselben vnser ausgangen commission gen jn gemeiner stat vnd den jren zu beswerd oder wider nit zu gebrawchen noch darüber einichs vnguts gen jn mit furzunemen, sonder miteinander, nachdem die gedachten bruder vnd closter bey jn in der stat wonen vnd sy mit thor vnd angel beflissen in gutlicher rede vnd gemach bleiben; setzen wir in khein zweinel, ein rath vnd gemain werden auch einich newerung wider alt herkomen vnd gedenken gen den bestimbten closter vnd bruedern nit furnemen, so ferre sy auch die ordnung jr obseruancien redlich, wesenlich vnd guten beyspill vben vnd handeln. So aber den vnsern vnd gemainer stat oder solchs von euch dem orden vnd bruedern einich drangsall muhe cosst vnd zerung beschee vnd auferstunde, kunt jr ermessen, sy mitsampt den vnsern als vnser besonder lieb vnd getrew, die sich allzeit gen vnsern vorfodern vnd konigen vns vnd der loblichen cron in allen jren thun vnd vnderteniglait, als fromben allzeit vnuerruckten biderblewten zimbt, redlich vnd aufrichtig gehalten vnd daruber auch vil erliden haben, mit gantzen ernst nicht verlassen mochten oder geburet. Wir versehen vns aber gentzlich solchs nit not thun werde, kumbt vns von euch vnd dem orden gen euch zu danckuemen willen vnd genallen in gnaden gen euch zu beschulden, vnd begeren mit ernst nach verlesung disc commission den von Eger widerumb zuantwurten. Geben zu Ofen eritags nach Bonifacij anno domini ꝛc. XV° im dritten, vnser reiche des hungerischen im dreyzehenden vnd des behemischen im zwayunddreyssigisten jaren.

Ex commissione propria maiestatis regie.

Dieser Entscheid wurde unter demselben Datum dem Bürgermeister und Rathe von Eger bekannt gegeben, wie folgt:

Wir Wladislaus von gots genaden zu Hungern Beheim ꝛc. Kunig, marggraue zu Merhern ꝛc. Embieten den ersamen vnsern besondern lieben getrewen burgermaister rate und gemain vnser stat Eger vnser gnad vnd alles guet. Als wir in verruckter zeit auf anbringen der wirdigen hochgelerten vnd geistlichen vnser andechtigen vnd besonder lieben prouincial doctores jrer prouincien prediger ordens auf der sampnung vnd capitel zu Minda gewesen, ein commission etlicher beswerung halben, die jr den bruedern vnd closter jrs ordens bey euch thun vnd aufrichten sollt, außgeen lassen, darauf wir nw ewr grundtliche vnd redliche antwort, wie sich dieselben ding halten, durch ewr schrifft vnd mundtliche botschafft vernomen haben, demnach so thun wir hiemit den genannten vatern vnd bruedern ein andern beuelh vnd commission, das sy derselben vnser vorigen commission wider euch vnd gemainner stat in demselben thun vnd anfurn, wider alt herkomen vnd ge-

1) „Anbringen“ oder „Botschaft“ zu ergänzen.

wonhait, euch zu schaden vnd nachteil nit gebrawchen, vnd euch darumb vngemuet lassen, vnd sich der prior vnd conuent bey euch gegen euch gutwillig vnd an gezenck halden sollen, wie dann die offen commission an sy, die jr hiebey vernemen wert, inheldt, zweineln wir auch an euch nicht, jr wert euch gen dem closter vnd bruedern bey euch, so ferre sy auch die ordnung der obseruancien redlich wesenlich vnd guten beyspill geben, aller gebure auch wissen zu halden. Geben zu Ofen eritags nach Bonifacij anno domini 2c. XV° im dritten, vnser reiche des hungerischen im dreyzehenden vnd des behemischen im zwayunddreissigisten jaren.

Ex commissione propria maiestatis regie.

Aber der Orden war nicht gesonnen, in aller Ruhe hinzunehmen, was ihm vom Könige auferlegt wurde, sondern traf Anstalten, die Sache weiter zu verfolgen, indem er einen Rekurs an den König vorbereitete. Daß ein solches Beginnen den Streit ungebührlich in die Länge ziehen und die Gemüther nur noch mehr erhitzen würde, wobei ein für den Orden günstiger Erfolg noch immer sehr in Frage stand, erkannte vor Allen der einsichtsvolle Vikar, Bruder Bernhard, und gab sich alle Mühe solchen Eventualitäten vorzubeugen. Am 1. August schrieb er an Bürgermeister und Rath von Eger und erklärte sich bereit, als Vermittler aufzutreten. Gern wäre er schon früher nach Eger gekommen, habe aber wegen der großen Unsicherheit der Wege von diesem Vorhaben abstehen müssen. Er machte daher den Vorschlag, man möge Freitag oder Samstag nach Bartholomäi (25. oder 26. Aug.) in Adorf oder Plauen zusammen kommen, um den Streit endlich zu begleichen. Sollte es jedoch der Rath vorziehen, in Eger selbst zu unterhandeln, so sei er gern bereit dahin zu kommen, nur müsse er sich für diesen Fall ein sicheres Geleite ausbedingen, das ihm nach Adorf entgegengeschickt werden möge. Auf diesen Vorschlag ging der Rath ein und versprach etliche Reiter und Diener zu Fuß und Roß nach Adorf zu schicken, nur möge der Vikär die Zeit genau angeben. Darauf erklärte dieser, ddto. Plauen 24. August, daß er am nächsten Sonnabend (26. Aug.) um 9 oder spätestens 10 Uhr in Adorf einzutreffen gedenke und das Geleite abwarten wolle.

Nach diesen Vorbereitungen fand am 29. August 1503 zu Eger jene Zusammenkunft Statt, die den Streit durch gütliche Vermittlung schlichtete, nachdem beide Parteien von der ersten Hitze abgekommen die Nothwendigkeit eines ruhigen Einvernehmens mit einsehen gelernt hatten. Unter den fremden Anwesenden werden außer dem Vikar genannt: Prior Tretwein von Plauen, Prior Frickenhäuser und Markus von Weida, Lesemeister zu Leipzig. Vom Rathe wurden dazu beordnet Bernhardin Smidel, Thomas Wernher, Andreas Paier, Niklas Haller und der Stadtschreiber Konrad Schönstetter. Das Resultat der Verhandlungen war folgendes: Der Vikar und seine Begleiter erkannten, daß die Klosterbrüder in dem Streite zu weit gegangen seien, und ersuchten den Rath, „den Brüdern solchs in ark nit zuzumessen," und mit Ausnahme der zwei Punkte bezüglich des Betstuhls und der Begräbnißstätten, nachzugeben, worin der Rath, den geistlichen Vermittlern zu Ehren, auch willigte.

In Betreff des anstößigen Stuhles wurde bestimmt, daß derselbe bis nächsten Michaelis entfernt werden solle, auch soll der rückwärtige Stuhl weggestellt und die übrigen Stühle nachgerückt werden, damit vor dem Marienbilde ein freier Platz gewonnen werde. Wollen die Brüder dem Puchelberger einen passenden Platz anweisen, so will der Rath nichts dagegen haben. Bezüglich des andern Punktes wurde beschlossen, daß die Brüder Niemand mehr eine neue Grabstätte in der Kirche ohne Wissen und Willen des Rathes gestatten sollen. — Die Entscheidung wurde zu Protokoll genommen, wovon sich noch das Konzept erhalten hat.

Karl Hugo Rößler.

(Biographische Skizze von Karl Viktor Hansgirg.)

Einer der wackeren Deutschen Böhmens ist in diesem Frühjahre verschieden und er hat ein vielseitiges, reiches, thätiges Leben zu Gräbe getragen. Ihm selbst ging nach einem sehr hoffnungsreichen Frühling und einem lebenswarmen ruhigen Sommer ein nicht eben leidloser Herbst zur Rüste. Die Journalistik Oesterreichs verzeichnete zwar seinen Tod, und skizzirte in gedrängteste Weise sein Leben, aber ohne allen auf demselben ruhenden Tiefblick.

In dieser Skizze sei mir daher gestattet, unter oberflächlichem Hinweis auf die äußeren Lebensverhältnisse dieses höchst bedeutenden Menschen dessen psychologischen geistigen und moralischen Charakter zu zeichnen, so weit es eben in dem knappen Raume eines Visitkartenportraits möglich erscheint.

Rößler, der im Taufbuche als Karl erscheint, wurde im Jahre 1801 in Postupitz bei Beneschau geboren, wo sein Vater, einer deutschen Familie angehörig, Direktor der gräflich Bouquoyschen Cottunfabrik war. Ein Onkel Rößlers war Appellationsrath in Prag, und hatte als trefflicher Schachspieler wol die Geisteszaben des Neffen nach diesem Felde gelenkt, auf welchem der Letztere in seinem Mannesalter nicht blos im engeren Vaterlande, sondern auch im deutschen Nachbarlande bekannt war und in welcher Richtung er ehrenvolle Beziehungen mit deutschen Schachmeistern in Wien und Berlin anknüpfte. Ein zweiter viel jüngerer Onkel von ihm Josef Rößler, war ein talentvoller Componist, dieser starb aber frühzeitig. Rößlers Vater war ein ehrenwerther, tüchtiger Geschäftsmann und praktischer Chemiker, ohne für die Gaben der Kunst unempfänglich zu sein, im Gegentheile bethätigte er stets viel Sinn für die schöne Literatur. Im Laufe der Jahre zog Rößlers Vater nach Silberberg — einer im südlichen deutschen Böhmen nächst Buchers in einem waldfrischen Gebirgsthal herrlich gelegenen Glasfabrik, welcher derselbe vorstand und die er nebst Filialen in großen Flor brachte und wo er in hohem Alter nach langjähriger Thätigkeit starb. Karl Hugo Rößler's Mutter war eine geborene Scheichl, gehörte also auch einer deutschen Familie an; sie ward als heiter und gesellig gerühmt. Den Namen „Hugo" hat sich Rößler selbst verliehen, als er die ersten literarischen Beziehungen anknüpfte. Er trat wohl auch früher einigemale unter dem Pseudonym „Karl Hugo" in die literarische Oeffentlichkeit, vor der er dessen ungeachtet eine heilige Scheu bis in das späte Mannesalter bewahrte. Einen gleichen Pseudonym hatte sich ein jüngerer Poet — der Dramatiker „Karl Hugo" (Bernstein aus Pest) beigelegt. Dieser letztere, schrieb ungarisch und deutsch; ein extremer und verwirrter Kopf, dessen Bombast mit der Arroganz des Wahnsinnes auftrat. Es wurde seither vielleicht nichts Tolleres geschrieben, und zugleich nichts Ungenießbareres, als Karl Hugo's (Bernsteins) 1847 bei Georg Wigand in Leipzig und bei Gustav Heckenast in Pesth erschienenes vieraktiges historisches Drama: „Ein Ungarkönig." So excentrisch als dieses Karl Hugo poetische Werke, so ungebärdig war auch dessen ganze Persönlichkeit. Ich erinnere mich noch im Jahre 1845 als Wiener Konkordiamitglied den Mann gesehen zu haben, wie er in meiner und in Gegenwart eines unter dem Pseudonym Medardus novellistrenden ungarischen Magnaten — des Verfassers von „Allerlei Rau-Rau" — seine Geisteswerke als einzig in seiner Art pries, sich mit Shakespeare, Göthe und Schiller verglich und endlich sich nicht bloß als ein geistiges Weltwunder; sondern auch als einen physischen Titan hervorhob, der ebenso Außerordentliches in körperlicher Beziehung zu leisten vermöge. In diesem Augenblicke demonstrirte er mitten im Zimmer seine gymnastische Kunstfertigkeit, indem er sich plötzlich zu unserem Schrecken auf den Kopf stellte. Man entschuldige diese Abschweifung, ich glaubte aber der keuschen maßvollen und in jeder Beziehung bescheidenen Muse meines Landsmannes Karl Hugo Rößler, der in keiner Beziehung ein Charlatan war — die Unterscheidung von jenem Karl Hugo (Bernstein) schuldig zu sein, welcher in

den letzten Jahren — wie die Zeitungen besagten — mit geringem Glücke sich auf Escamotagen verlegte, des unangenehmen Begebnisses nicht zu gedenken, welches ihm eine Rechtfertigung vor der Pariser Polizeibehörde auferlegte.

Auch einen dritten Autor des Namens Karl Hugo gibt es, dessen Persönlichkeit von der Rößlers auseinander zu halten ist, ich meine Karl Hugo aus Düsseldorf, der den für deutsche Poeten vor und nach Ludwig Uhland so anziehenden und so vielfach behandelten „Ludwig den Baier" dramatisirte.

Im heimischen Lande bediente sich Karl Hugo Rößler bei seinem literarischen Auftreten auch noch anderweitiger Pseudonyme, insbesondere trat er in der um das deutsche literarische Element Böhmens verdienten „Libussa" ein paar Mal unter dem Pseudonym „Karl Rain" auf.

Diese Maskeraden Rößlers waren nicht so sehr in einem Drange nach dem Geheimnißvollen oder gar nach Mystifikationen, als vielmehr in der schon berührten Oeffentlichkeitsscheu begründet, die den Schriftsteller immer wieder wie ein alter Wirbel erfaßte und welche Scheu in einem tief melancholischen Zuge wurzelte, der nach geselligfrohen Epochen ihn wie eine kalte Geisterhand ergriff und ihn auf Wochen, ja zuweilen auf Monate kalter Verschlossenheit, trüben Zweifeln, ja zuweilen — beinahe unmotivirt — starrer Verzweiflung preisgab. So war es namentlich öfter im späteren Mannesalter der Fall.

Beinahe alle Veröffentlichungen seiner Geistesprodukte waren die Früchte eines durch die Umstände äußerlich auf ihn ausgeübten Zwanges (ein seltsamer Contrast zu manchen modernen Poeten, die den Redakteuren und Verlegern um des Gegentheiles willen oft Daumschrauben aufsetzen).

Dieß mochte wohl auch der Grund sein, warum uns in Rößlers zerstreut veröffentlichten Schriften bei Weitem nicht der Mensch in seiner Totalität, in seiner ganzen geistigen Schärfe, Tiefe und Größe entgegentritt, wie er sich im Umgange und im Briefwechsel mit seinen literarischen Freunden bekundete. Seine Individualität ist literarisch nur getrübt wiedergegeben und sehr richtig bemerkt in dieser Beziehung ein Jugendfreund und Genosse Rößlers, Herr Rudolf Glaser, dem ich einzelne Details dieser Skizze zu verdanken habe: „Rößler gehörte zu den Menschen, die noch weit geistreicher und gescheidter sind, als ihre veröffentlichten Produktionen. Mancher der letzteren wird man es nicht ansehen, daß der Autor es liebte, im Leben zuweilen als Humorist (natürlich nicht als Spaßmacher) zu erscheinen." —

Karl Hugo Rößler studierte nach absolvirtem Gymnasium in den Jahren 1818 — 1820 in Prag die Philosophie, welche damals noch einen dritten Jahrgang hatte und in den JJ. 1821 — 1824 die Rechte, welche er vollständig absolvirte. Welche Einflüsse auf das gründlichere Studium der Klassiker bei ihm maßgebend waren, oder ob er sich erst später im Studium der alten Sprachen so sehr gefestigt hatte, genug, als mir Rößler als Mann entgegentrat, hatte er sein Rüstzeug für das Verständniß der griechischen und römischen Autoren so vollständig bei sich, daß er nicht bloß die Alten prima vista zu lesen vermochte, sondern daß Mancher von ihnen bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Dadurch hatte er eben seiner ganzen wissenschaftlichen und namentlich ästhetischen Anschauungsweise so viel Geschmack, feinen Geist und zugleich so viel solide Grundlage verliehen! Hiedurch gewann er ferner in der Erlernung der modernen romanischen Sprachen — die er ebenso extensiv und intensiv wie die germanischen studiert hatte — ein gewaltiges Hilfsmittel, hiedurch ward es ihm endlich zuweilen möglich, seiner ihn plötzlich überstürzenden melancholischen Anfälle Herr und Meister zu werden. Dann vertiefte er sich gewöhnlich außer seinen Geschäftsstunden als Industrieller — in einen griechischen Dichter oder in die Originalprosa eines alten Lateiners und fühlte sich häufig zu einer Abhandlung angeregt, deren vielfältige und kostbare er in den JJ. 1853 und 1854 in einem Schatze von Briefen niederlegte, den ich zu besitzen so glücklich bin. Gewiß dürften wenige Glasfabrits-

direktoren außer Rößler die Befähigung besessen haben, die Alten so mühelos zu genießen und sich über die Details ihrer Schönheiten so geistvoll zu verbreiten.

Doch um nicht einem späteren Lebensabschnitte vorzugreifen, sei über Rößlers Studienjahre weiter berichtet, daß er in seinen geistigen Intentionen damals keineswegs so isolirt stand, als in seinen Mannesjahren. Ein Kreis junger aufgeweckter Leute — zuerst wol nur wenige Mitschüler — theilte seine besondere Vorliebe für die schöne Literatur. Zunächst war es Rudolf Glaser — der verdiente Redakteur der Zeitschrift „Ost und West" aus den Vierzigerjahren, der gegenwärtige Bibliothekar des deutsch-historischen Vereines — dann ein mit Karl gar nicht verwandter Namensbruder Herr Ignatz Rößler, welche eine gleiche Liebe zur Poesie verknüpfte. Sie und noch einige Andere gaben zunächst eine geschriebene Zeitschrift heraus (es ist dieß ein nicht bloß aus eigener Erfahrung, sondern auch durch Literaturgeschichte erhärteter Uebergang junger Geister von der spielenden zur ernsten Muse, und auch Schreiber dieses war mit dem Herrn Dr. Robert Zimmermann in seinen Studienjahren Mitredakteur der in zwanglosen Heften erschienenen Ephemeriden). —. Die von Rößler und dessen Freunden angeregte Zeitung hieß: „Vogelzeitung," weil jeder Theilnehmende sich mit einem Vogelnamen unterschrieb. Mitarbeiter waren unser geniale und berühmte Dichter Karl Egon Ebert, dessen poetische Flamme in den zartesten Jünglingsjahren bereits die herrlichsten Balladen sprühte, der brave Zeithammer sen., später als gründlicher Gelehrter und Jugenderzieher bekannt, Pauscher, Pitka u. a. m. Die jungen Manuskriptpoeten bestellten sich damals von eigenen Gnaden auch einen Manuskriptkritiker, einen älteren Mitschüler Namens Bunzel, der die Vogelmasken nicht kannte und die Dichter beinahe ausnahmslos in bilderreicher Sprache über den Schellenkönig lobte.

Das ursprüngliche dreiblättrige Kleeblatt der "Vogelzeitung" vergrößerte sich später durch den um einige Jahre jüngern Josef Wenzig, bei dessen Vater Rößler in Kost und Wohnung war und der hunderte deutscher Gedichte dazumal aus den Ärmeln schüttelte.

Mit dem ersten Halbjahr des im Jahre 1824 erschienenen „Kranzes" trat Karl Hugo Rößler zuerst an die Öffentlichkeit. Diese Zeitschrift wurde von Karoline von Woltmann vortrefflich redigirt. Bis auf „Ost und West" hatte Prag keine so gediegene periodische Unternehmung in der Belletristik, an welcher auch Norddeutsche theilnahmen, erlebt und nachmals gelang es bloß den in den Fünfzigerjahren aber leider nur kurze Zeit unter der Redaktion Dr. Siegfried Kappers bei Bellmann erschienenen belletristischen Jahrbüchern, die namhaftesten deutschen Poeten herbeizuziehen und mit den literarischen deutschböhmischen Kräften zu vereinbaren. Der „Kranz", an welchem sich der damals junge Poet Rößler und zwar als Karl Hugo betheiligte, brachte Beiträge von Karl Egon Ebert, Dräxler-Manfred, Marsano, Griesel, dem Homerübersetzer St. Zauper, Hanslik sen., dem Vater des berühmt gewordenen Musikkritikers Dr. Ed. Hanslik, Wenzig, Herloßsohn, Joh. Ritter v. Rittersberg, Dr. Rud. Glaser, der über Göthe's Wanderjahre und über Hamlet schrieb. Bedeutender als Rößlers erste Beiträge im Kranze war eine Poesie epischen Gehaltes, welche im Aprilheft der Monatschrift des böhmischen Museums vom J. 1827 Seite 3—23 abgedruckt war, die nordische Sage: „Holger der Reiche" in einem Balladencyklus behandelt. — Rößler behielt auch später stets eine eigene Vorliebe für das nordischdeutsche Element, die er selbst auch durch Bearbeitung noch ähnlicher Stoffe bekundete. Dahin gehört die nordische Ballade: „Jarels Tod" — eines Greises, der von den vorgestorbenen Helden seines Stammes heimgesucht wird und mit dem Trinkbecher zu ihnen hinübergeht. Etwas Düstere's, beinahe Herbes liegt über diesem Gedichte, wie dies häufig bei Adalbert Chamisso's Muse der Fall ist, wenn seine Hand nach einem nordischen Sagenstoff greift. „Jarels Tod" fand im Jahrgang 1847 der Libussa seine Stelle. Ich erwähnte Chamisso's ähnliche Behandlungsweise, nicht ohne Betonung auf Rößler, da dieser Chamisso's

ganzes Wesen, Weben und Dichten unendlich liebte und er demselben unter den deutschen Romantikern den ersten Rang einräumte. Chamisso's düstere Glut bei seiner Hinneigung zum Humor, der reinere Elemente in sich barg als der frivole Heinrich Heine's, hatte eine mit Rößlers zur Melancholie und zum Humor gleichzeitig hinneigendem Temprament verwandte Mischung, die freilich nicht zu so großartigen literarischen Emanationen führte wie bei Chamisso und mehr latent lag, da auch anderweitige Forderungen des praktischen Lebens an die Geistesgaben Rößlers herantraten.

Da unser junge Poet keine Lust hatte, die juridische Laufbahn weiter zu verfolgen, obgleich er bei seinem Scharfsinn und seinem trefflichen Gedächtniß die jura ohne Anstrengung mit dem besten Erfolge absolvirt hatte, und da ihn eine langwierige Krankheit von der Wahl einer juridischen Laufbahn weiter ausschloß — kehrte er in das Silberberger Waldthal zu seinen Eltern heim und verspürte Lust in sich, seinem Vater in der Leitung der Glaserzeugung behilflich zu sein.

Sein fein ausgebildeter ästhetischer Sinn hatte zunächst Gelegenheit in der Formenwahl sich berathend geltend zu machen und Neigung und Fähigkeit für diese Sphäre der Wirksamkeit erstarkten soweit in dem jungen Manne, daß er nach Eintritt des Todes seines Vaters die Leitung der Glasfabrik in Silberberg erst provisorisch, dann definitiv übernahm und durch sein ganzes früheres und späteres Mannesalter ja bis in die fünfziger Jahre dieser Thätigkeit treu, als Glasfabriksdirektor der gräflichen Familie Buquoy bedienstet war.

Diese Stellung war in doppelter Beziehung für Rößler beglückend. Er konnte, da er des ehelichen Glückes entbehrte und doch für einen größeren geordneten Haushalt eingenommen war, in seinem an Naturschönheiten großartig reichen Heimatthale mit Hilfe seiner Schwester sich einen behaglichen Haushalt gründen, der auf gern gesehene Gäste äußerst wohlthuend wirkte, und aus dem heraus er in stiller Waldidylle nicht nur seinem praktischen Geschäftskreise nachhing, sondern auch in freien Stunden so recht ungestört der Muse sich in die Arme werfen konnte. Fürs Zweite trug aber auch diese auskömmliche äußere Lebensstellung dazu bei, daß Rößler in Geschäften auf Reisen berufen wurde, die seinem Geiste immer neue Nahrung zuführten und ihm gestatteten, sich zeitweise in literarischen Hauptstadtkreisen bewegend, den strömenden Thatsachen des Zeitgeistes und den neuen Erscheinungen der Kunst immer au fait zu bleiben.

In Wien waren es vornehmlich die gemüthlichen Sänger Castelli und Seidel, in deren literarischen Freundeskreis er sich vermöge seiner persönlichen und geselligen Tugenden bald heimisch gemacht. Mit den Herren des Hofburgtheaters und der Kärnthnerthor-Bühne liebte Rößler auch zeitweise zu verkehren. Er erzählte mir einmal mit Genugthuung, daß er es mit Staudigl — der Wiens größter Held am Billardtische war — in dieser Specialität nicht ohne Glück aufnahm. Wie schon erwähnt, hatte das Schachbret unsere biografische Persönlichkeit bald zu einer Celebrität in diesem Fache gemacht. Wenn Rößler bei seinen flüchtigen Aufenthalten in Wien oder Prag einem Schachclubb wie ein Meteor erschien: so reichte anderseits seine Hand in dieser Beziehung noch viel weiter, da er sich in der Schachliteratur alsbald einen extensiven und intensiven Namen schuf und namentlich seiner Zeit mit dem ersten Schachmeister Hanstein in Berlin die intimsten Beziehungen pflog. Bevor sich die Beiden persönlich kannten, entsprang aus diesem Rapport ein warmes, edles Freudschaftsverhältniß, welchem durch die beiderseitigen poetischen Bestrebungen — Hanstein war auch ein unvergleichlicher Übersetzer englischer Literatur — eine höhere Richtung verliehen ward; leider zerriß dieß schöne Bündniß der frühe Tod Hansteins. Derselbe hatte noch im Jahre 1850 eine Kollektion Übersetzungen englischer Dichter erscheinen lassen und sang schon in demselben Jahre durch die treffliche Übertragung von Longfellows „The twilight“ die er Rößler kurz vor seinem Tode manuskriptlich übersandt hatte, seinen Schwanengesang. Die Vorliebe Rößlers für das Schachspiel hatte ihn vermocht, eine Menge von Lob-

und Preisliedern, unter Anderm auch manche schöne Terzine auf dasselbe zu dichten. Da die ewige Schachkorrespondenz unseren Krieger ermüdete, da dieselbe doch mehr einem Generalstabsstudium oder einer Auseinandersetzung auf den Mappen, als einer wirklichen Schlacht gleicht: so griff Rößler bei seiner isolirten Lage am Lande häufig dazu, in diesem Spiel Proselyten zu machen. Er erlebte in dieser Beziehung die Freude, einen ganz einfachen Wirth im Dorfe Buchers sich nahezu bis zum ebenbürtigen Gegner empor zu bilden.

Als ich Rößlern kennen lernte, es war im Jahre 1853, stand der in die Fünfzig gehende Mann auch auf der Mittagshöhe seiner geistigen Entwicklung, und im Zenith seines häuslichen, so wie auch seines literarischen Glückes.

Rößler hatte schon in seinen Jugendjahren einen Hang zur Mystik. Nicht bloß aus Liebe zum Widerspruch, sondern aus dem ungeheuchelten Bedürfniß seines Gemüthes stand darum Rößler dem Swedenborg und dem Jakob Böhme beinahe näher, als den neueren Philosophen, deren Systeme er genau kannte. Wir verdanken seinen Studien in dieser Richtung eine Abhandlung über Lessing und Bolzano. In dem großen durch den unvergeßlichen Exner gegen Hegel geführten Streite stand Rößler an des Ersteren Seite. Über philosophische Dinge wußte unser Landsmann mit einer merkwürdigen Klarheit zu schreiben, eine Eigenschaft, die man an den eigentlichen Zunftmännern — zu denen eben dieser nicht zu zählen war — selten gewahr wird. Dieselbe Ursache, welche Rößler in das Lager der Theosophen trieb, war es auch, die ihm in politischen und staatlichen Dingen einen bewußt und tief empfundenen konservativen Geist aufgeprägt hatte.

In diesem Sinne können Rößlers zu großer Verbreitung und Anerkennung gekommenen Lieder der neuen Tafelrunde, so sehr sie die üppigen Blüthen einer militärischen Reaktionsepoche sind, wenigstens doch als der Ausdruck einer ungeheuchelten, und in jeder Periode konsequenten Überzeugung gewürdigt werden. Eine captatio benevolentiam sprach durchaus nicht aus diesen Gesängen. Weit eher verdankten sie ihren Ursprung der freundschaftlichen Beziehung zu dem Herausgeber der „Libussa" Paul Aloys Klar, welcher hiezu die erste Anregung gab, einen Cyklus zu bilden, nachdem das Genre durch ein paar genuin entstandener schon gegeben war. Die „Lieder von der neuen Tafelrunde" umfaßten ein Eingangsgedicht, mit dem Motto: „Meinen Kaiser hoch zu preisen und des Kaisers Heldenschaar!" — ferner „an den Kaiser," Erzherzog Albrecht," „Radetzky," „Jellačic," „Haynau," „Heß und Schönhals," „Schwarzenberg," „Windischgrätz," „Schlick," „Clam-Gallas," „Latour und Lamberg," „Hentzi und Almoch," „Kopal und die Seinen," „O Donell," „Dem Elternpaare," „Gott mit Oesterreich," „Ein Gelübde," „an Oestreichs schönstem Tage," „den Gründern des Karlsbader Hospitals," „Das Geschenk der Armee."

Diese Lieder, an deren Stirne zum ersten Male seit seiner Dichterlaufbahn der eigentliche Name des Verfassers steht — was eben nur der Beredsamkeit Klars gelang, den Dichter dahin zu vermögen — verbreiteten im Zeitpunkt des Erscheinens und lange darnach ein großes Aufsehen. Vieler Blicke waren nun nach dem einsamen Waldthal in Silberberg gerichtet, wo ihr Schöpfer weilte. Da der Cyklus separat abgedruckt wurde und als Zeitprodukt reißend abging, warf er für die armen Blinden Klars viele Tausende von Gulden ab.

Rößler hatte — abgesehen von seinen geschäftlichen Verdiensten, die er zum Theile von seinem Vater geerbt hatte — als administrativer Leiter der mit vorzüglicher Luxusglaswaare bei den Expositionen betheiligten Glasfabriken Silberberg und Bonaventura sich nicht bloß unter den Industriellen einen guten Namen gemacht, er that nicht bloß für Kirche und Schule in seiner Heimat unendlich viel, sondern er war nun auch ein bekannter literarischer Name geworden. Diese drei Hauptmomente begründeten die Verleihung einer Allerhöchsten Auszeichnung,

indem seine Brust noch im Jahre der Hinausgabe seiner Lieder im Jahre 1854 mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone geschmückt worden war.

Allein dieser Glanzpunkt seines Lebens sollte für unsern Landsmann auch einen Wendepunkt geben. Mißgunst und Neid fesselten sich an die Ferse des zu Ehren gelangten Mannes. Verrath und Intriguen wußten zu geheimen Mitteln zu schreiten, welche Schäden aufdeckten, für die Rößler mit seiner eigenen Persönlichkeit verantwortlich gemacht worden war. Was man nie voraussetzen konnte, trat ein, der Plenipotentiär in seinem Geschäfte, der Geschmacksrath des gräflichen Hauses, der als ein feiner Gesellschafter früher in seine engsten Cirkel gezogen wurde — stand bald in einem total gelösten Verhältniß zu dem Grafen da. Seinen jahrelangen Heimatssitz verlassend, übersiedelte er im J. 1862 tiefgekränkt mit seinen Verwandten nach Linz, pachtete daselbst eine Wirthschaft in Urfahr und ward — Publicist. Als Hauptmitarbeiter des Linzer Abendblattes hatte sich seine Feder bald zu einer der geschätztesten erhoben und mit allgemeinem Bedauern sahen die im neuen Wohnsitze, aber doch so zu sagen im Exil neugewonnenen Freunde den mit seltener Geistesfrische begabten fünf und sechzigjährigen Mann am 14. März 1866 von dieser Erde scheiden.

Es ging mit ihm ein reiches, aber in körperlicher Beziehung auch ein leidenvolles Leben zu Ende; denn er hatte durch seine ganzen Mannesjahre an periodisch wiederkehrenden Krämpfen gelitten, die wohl zum Theile seine räthselhaft raschen Uebergänge zur Melancholie erklärten.

Rößlers gekanntestes Werk waren die „Lieder der neuen Tafelrunde" — das vorzüglichste aber — sein lyrisch-epischer Gesang: „Milada's Lieder an Milorad." Nur den unausgesetzten Bemühungen des Gefertigten gelang es, einige dieser herrlichen Poesien zu öffentlichem Abdruck von dem Verfasser zu erringen. Sie fanden ihre Stelle in Bellmanns belletristischem Jahrbuch (Album der Erinnerungen 1856.) Zarter, sinniger und hie und da wieder heldenkühner sind auch die eigentlichen Volkspoesien nicht geschaffen worden, als sie hier der moderne Kunstpoet schuf. Inneres Empfindungswesen, äußere Form, Redeweise und Wendung, Figur und Wohlklang stempeln diese die Ereignisse zweier Liebenden verherrlichenden Gesänge zu Meisterwerken, die den besten Klängen serbischer und überhaupt slavischer Volkspoesie an die Seite gestellt zu werden verdienen und dem Stoffe huldigend auch in dieser Weise gehalten sind.

Wir stehen nunmehr auf einem andern Standpunkte. Die Ereignisse der Zeit haben mindestens in Böhmen auf die Mission Verbot gelegt, slavische Stoffe zu behandeln und es thut Noth, sich nur deutscher in umfangreichster Weise zu bedienen. Uebrigens hat Karl Hugo Rößler, der in den Jahren 1844, 1845, 1847, dann wieder in den Jahren 1854 und 1857 mit poetischen und prosaischen Beiträgen an der „Libussa" participirte, sich unter Anderm auch eine kleine Mystifikation. gestattet. So bringt der Jahrgang 1844 der „Libussa" einen neun Seiten umfassenden poetischen Beitrag, überschrieben: „Wratislaw" aus dem Altböhmischen von Karl Rain. Es ist eine Familiengeschichte aus dem Heldengeschlechte der Mährischen Wratislaw's aus den Tartarenkriegen, wo ein jüngerer noch knabenhafter Bruder sich für den ältern opfert. Dieß epische Gedicht ist ganz im Geiste der serbischen Gesänge oder jener der Königinhofer Handschrift im reimlosen fünffüßigen Trochäus geschrieben. Der Ton des volksthümlichen Epos ist in der That täuschend getroffen und das Gedicht keineswegs eine Übersetzung aus dem Altböhmischen, sondern eben nur eigenes Produkt des Verfassers.

Wollen wird Karl Hugo Rößlers poetische Gabe im Allgemeinen charakterisiren, so prävalirt Befähigung für das epische und episch-lyrische Element vor dem reinlyrischen. Darum gelang ihm Ballade und Romanze besonders; für das komische Epos und den komischen Roman würde er das beste Zeug in sich gehabt haben. Epigramm und Satyre lagen ihm nahe, Beides pflegte er in den „Cantharіden" voll zeitgemäßen Anspielungen. Ein wirksamer Schwank wurde uns in Rößlers

„erlöstem Protokollisten" hinterlassen, der die dem Teufel verschriebene Druckwuth der jungen Poeten geißelt. Im Drama hat sich Rößler nicht versucht, seine Eignung für das Drama müßte bei den vorwaltenden epischen Fähigkeiten nahezu bezweifelt werden, da in der Entwickelung und im Fortschritt der Handlung beider Dichtungsformen ein beinahe ausschließender Gegensatz herrscht. Die Literaturgeschichte gibt uns auch nie ein Beispiel gleicher Befähigung desselben Individuums für das Drama wie für das Epos.

Von Rößlers Persönlichkeit ist zu berichten, daß sie jedem Gebildeten hohes Interesse eingeflößt hat. Seine äußere Erscheinung gab ein imposantes, beinahe Napoleonisches Büstenbild. Die Stirne edel gebaut, das Auge etwas verschleiert, halb gesenkte Augendeckel, die Nase gebogen und langgezogen, der Mund lieblichen, aber auch satyrischen Lächelns fähig, dagegen waren die Kinnpartien etwas zu kräftig, um Anmuth zu verleihen. Die Brust war hoch und gewölbt, erhob sich aber über eine verhältnißmäßig allzugedrängte, wohlbeleibte Gestalt. Rößlers Manieren waren fein, zuvorkommend, äußerst verbindlich, nur durchbrach er zuweilen in Anfällen satyrischer Laune diese selbstgeschaffenen Schranken desto drastischer und dann sprudelte sein Humor bis zu kühner Ungebärdigkeit auf. Rößler kleidete sich vornehm und gehäbig, ohne elegant sein zu wollen.

Zwei Seiten waren es, die ihn in guten Tagen äußerst gesellig machten, die eine — seine humoristische Ader, die andere seine wie ein Kunstwerk abgerundete Gelehrsamkeit, die auch während des Gespräches rasch in Fluß kam und bald schlag- und citatfertig wurde. Sein Vortrag und seine Rednergabe waren fließend und er hatte die Art und Weise eines nicht in einen bestimmten Typus von Menschenklassen einzureihenden Mannes. Man konnte nicht gleich beim ersten Anblick sagen: „Er ist ein Industrieller!" oder: „Er ist ein Schriftsteller!" Er gehörte in die Gilde der schwer einzureihenden Menschen, deren hohe, ausgeglichene, echt humane Bildung eine Art von „Rittern des Geistes" schafft und alles Zunftmäßige verbannt. Leider hat seine Bescheidenheit die Erfüllung des Wunsches nicht aufkommen lassen, welchen Paul Aloys Klar hegte, Rößlers Portrait in des Ersteren Jahrbuch zu veröffentlichen. Ein Prager Portraitmaler wurde nach Silberberg abgesendet und daselbst gastlichst empfangen. Das Portrait kam zu Stande, aber nicht Rößlers Einwilligung zur Benützung desselben für die Oeffentlichkeit.

Wenn für den Verlust eines wohlgetroffenen Bildes diese Skizze nur einiger Maßen entschädigen würde!

Geschäftliche Mittheilungen.

Kurzer Bericht
über die Thätigkeit der Sektionen.

Erste Sektion.

Obmann: Professor Dr. C. Höfler.
Obmannsstellvertreter: Frz. Theumer, Rathssekretär des k. k. Handelsgerichtes.

Seit November 1865 hielt die 1. Sektion (für allgemeine Landesgeschichte) vier Sitzungen. In denselben wurden nachstehende Themata in ausführlicheren Vorträgen behandelt: 1. „Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängnisse Kaiser Karl IV.", von Prof. Dr. C. Höfler. 2. „Ein Streit des Stadtrathes von Eger mit dem Dominikanerconvent daselbst vom J. 1502", von Dr. Franz Kürschner. Diese historische Anekdote, nach Akten des Egerer Archives zusammengestellt, wurde der Redaction der „Mittheilungen" zu geeigneter Benützung empfohlen. 3. „Barbara von Brandenburg, Tochter Albrechts Achilles von Brandenburg, Gemahlin Wladislaws Jagello von Böhmen," von Prof. Dr. C. Höfler. 4. „Feierlichkeiten bei der Krönung Maximilians II." (nach einer vom Archivar Laurent in Aachen eingeschickten Uibersetzung eines spanischen Manuskriptes). In der Novembersitzung stellte der bisherige Schriftführer Dr. Karl Pickert das Ansuchen um Enthebung von seinem Amte in Folge seiner Thätigkeit als Schriftführer des Vereines. Nach Votirung des Dankes für seine Müheleistung wurde an seiner Stelle der Unterzeichnete gewählt

Am 15. April 1866.

Ph. Cand. **Jos. Egermann,**
d. Z. Schriftführer d. 1. Sektion.

Dritte Sektion.

Obmann: Prof. Dr. W. Volkmann.
Obmannstellvertreter: Dr. J. V. Grohmann.

Seit Oktober 1865 hielt die 3 Sektion vier ordentliche Sitzungen. In denselben wurden über folgende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Fürnsteins Leben und Wirken," von J. Niemetschek. 2. „Das Dreikönigsspiel oder der Kindermord zu Bethlehem," von J. A. Hübner. 3. „Beiträge zur Kenntniß des fränkischen Dialektes im Egerlande," von H. Gradl. 4. „Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend," v. Prof. K. Werner. 5. „Uiber Kunstgeschichte des 14. Jahrhunderts," von B. Grueber. 6. „Schloß Kačerow und die Herren Ritter Griespegk von Griesbach." In der am 16. November abgehaltenen Sitzung gab Hr. Prof. Dr. Volkmann einige erläuternde Bemerkungen über das dem Vereine von Herrn Jos. Singer geschenkte Manuskript, das einen Aufsatz Kants enthält: „Uiber das radikale Böse in der menschlichen Natur."

Am 15. April 1866.

Dr. **A. Thurnwald,**
d. Z. Schriftführer d. 3. Sektion.

Vierte Sektion.

Obmann: Dr. Anton Banhans.
Obmannsstellvertreter: Dr. Karl Pickert.

Die vierte Sektion hat seit Oktober 1865 sieben Sitzungen (fünf ordentliche und zwei außerordentliche) abgehalten, und in diesen wurden über nachstehende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: Prachatitz," von L..s..r. 2. „Zur Geschichte des böhmischen Glashandels," von P. J. A. Hegenbart, mit Ergänzungen von Franz Klutschak. 3. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: am Hohenstein," von L..s..r. 4. „Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohnes aus dem J. 1511," von Dr. Franz Kürschner. 5. „In den Sudeten," von L. Ohorn. 6. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: das Wolinkathal" v. L..s..r. 7. „Beiträge zur Geschichte des Mühlenwesens im nördlichen Böhmen," von A. Jäger. Außerdem theilte J. U. C. W. Pichler statistische Notizen über die Privatschulen Prags und über die deutschen Wochenblätter in Böhmen mit, so wie Dr. A. Banhans einen Aufruf des Hrn. Dr. Wilh. Mannhardt in Danzig, worin um Beiträge zu einer Sammlung der agrarischen Gebräuche und Erntesitten ersucht wird.

Am 15. April 1866.

Für den Schriftführer:
Dr. **Karl Pickert,**
d. Z. Obmannstellvertreter d. 4. Sektion.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 24. April 1866.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Ahrens** Friedrich, Fabrikant in Liebenau.
„ **Baumheier** Otto, Schafwollwaaren-Erzeuger in Liebenau.
„ **Beyer** Ottomar, Buchhändler in Prag.
„ **Blaschka** Konrad, Fabrikant in Liebenau.
„ P. **Breuer** A., Pfarrer in Hermannseifen.
„ **Christel**, Gutspächter in Höflas bei Eger.
„ **Claudi** Eduard, Bürgermeister, Landtagsabgeordneter in Budweis.
„ **Frank** Ferdinand, J. U. Dr., Landesadvokat, k. k. Notar, Landtagsabgeordneter in Sternberg in Mähren.
„ **Friedmann** Heinrich, Fabrikant in Sternberg in Mähren.
„ **Heinl** Ludwig, Bürgermeister in Elbogen.
„ P. **Hradil** Leonard, Hauptschul-Direktor in Budweis.
„ **Hron** von **Leuchtenberg** Johann, pensionirter k. k. Oberst in Budweis.
„ **Kommotau**, Stadtgemeinde.
„ **Mittelbach** Rupert, Sparkassa-Controllor in Brüx.
„ **Müller** August, Gutsbesitzer in Schnedowitz.
„ **Olzer** Giovano, Buchhalter in Liebenau.
„ **Richter** Adolf, Buchhalter in Liebenau.
„ **Schlosser** Ferdinand, Sparkassa-Kassier in Brüx.
„ **Schnurbein** Markus Freiherr von, königl. Bezirks-Gerichts-Rath in Augsburg.
„ **Schubert** A., Hauptschullehrer in Trautenau.
„ **Stickl** Siegmund Heinrich, J. U. Dr., Landesabgeordneter in Böhmisch-Leipa.
„ **Sturm** Richard, Buchhalter in Liebenau.
„ **Tischer** Emanuel, Med. et Chir. Dr. in Böhm.-Kahn bei Außig.
„ **Tomaschek** J. A., Dr., k. k. Univ.-Professor in Wien.
„ **Vogt** Josef, Buchhalter in Liebenau.
„ **Vollgruber** Franz, Theol. Stud. in Budweis.
„ **Wurscher** Adalbert, Med. et Chir. Dr. in Budweis.
„ **Zenk** Eduard, Glaswaarenhändler in Liebenau.

Vom 1. März bis 24. April 1866 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herrn **Harnisch** C., Kaufmann in Reichenberg.
„ **Lerch** Karl, Handlungs-Kassier in Prag. († 13. April 1866).
„ **Richter** Fr. Ant., jub. k. k. Depositenamts-Verwahrer in Prag. († 16. April 1866).
„ **Schwaab** Eduard H., Kaufmann in Prag. († 6. April 1866).
„ **Seidel** Josef, Sparkassa-Kassier in Reichenberg.
„ **Sommer** Michael, Kaufmann in Böhm.-Leipa.

Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. März bis 24. April 1866 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.")

Königliche bayer. Akademie der Wissenschaften in München.
Antiquarische Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich.

Herr **Credner** Fr. Aug., k. k. Hof-Buchhändler in Prag.
Deutsches Casino in Prag.
Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.
Herr **Dotzauer** Rich. J., Großhändler in Prag.
„ **Dreßler** W., Med. et Chir. Dr. in Prag.
„ **Eberle** Anton, Med. & Chir Dr. in Teplitz.
„ **Garreis** Adam, k. k. Bezirks-Vorsteher in Böhm.-Kamnitz.
Germanisches Museum in Nürnberg.
Gesellschaft für südslavische Geschichte und Alterthümer in Agram.
Herr **Goppold von Lobesdorf** Heinrich in Prag.
Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Greifswald.
Herr **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.
„ **Hirzel** S., Verlagsbuchhändler in Leipzig.
Historischer Verein für Oberfranken in Bamberg.
Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt.
Herr **Istler** Edler von, in Prag.
„ **Klutschak** Gottfried, J. U. C. in Prag.
„ **Kolb** Alois Jos., Privatier in Pilsen.
Localverein für die Geschichte von Giesen und der Umgegend in Giesen.
Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.
Herr **Nagel** Leo, J. U. Dr. Landesadvokat in Schluckenau.
Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz.
Herr **Pauer** Bernh. Adolf, Med. & Chir. Dr. in Trautenau.
„ **Perthes** Friedr. And., Verlagsbuchhändler in Gotha.
„ P. **Riedel** Franz X., Pfarrer in Haid.
„ **Volkmann** Wilh., Ph. Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.
Vorarlberger Museumsverein in Bregenz.
Verein für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt in Erfurt.
Herr **Wolf** Leopold, Buchhalter in Prag.
„ **Zink** Anton, Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.

Den 30. Mai wird die regelmäßige Generalversammlung abgehalten werden.

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prags wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der Generalversammlung am 30. Mai stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und entweder versiegelt und **franco** direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge einzusenden.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache**, **Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder**, **Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie**, **Statistik**, **Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert.** 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder	50 Nkr.
Ladenpreis	80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8 4¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht.** Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder	1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Vaſſl,** k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder	20 Nkr.
Ladenpreis	30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3⅓ Bogen.

Preis für Mitglieder	35 Nkr.
Ladenpreis	50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach **Johannes dictus Porta de Avonniaco".**

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler.** Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	70 Nkr
Ladenpreis	1 fl. 10 Nkr

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber.** Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder	2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis	5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann.** I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder	1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. **K. A. C. Höfler.** Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Sept. 1865.

15.

Oesterreichische Geschichte.

Gindely, K. Rudolf II. und seine Zeit. 1600—1612.

(Schluß.)

Als Rudolf II. zur Regierung kam, hatte sich der Hauptsturm der Reformation bereits gelegt. Schon unter Karl und Ferdinand war die erste Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten (Lutheranern) durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden erfolgt; während in den Tagen Rudolfs noch die Hugenottenkriege in Frankreich wütheten und erst 1598 durch das Edict von Nantes Frankreich anfing ein paritätischer Staat zu werden, war das deutsche Reich bereits 1555 dazu gelangt, wie es zuerst mit den Religionsstreitigkeiten begonnen, auch diese zuerst auf dem Wege eines Vertrages beizulegen, im Gegensatze zu der übrigen Welt, welche dem Principe der religiösen Ausschließlichkeit huldigte. Hingegen sah aber die Zeit Rudolfs neue Kämpfe, als einerseits der Aufstand der habsburgischen Niederlande gegen Philipp II. zu einem allgemeinen Kriege Anlaß gab, welcher mehr und mehr Macht und Wohlstand der Primogeniturlinie des Hauses Habsburg verschlang; andererseits durch den Anschluß der lutherischen Fürsten Deutschlands an den Calvinismus, welcher im Augsburger Religionsfrieden nicht enthalten war, eine neue Periode gewaltsamer Säculari'ation des katholischen Kirchengutes begann. Zum zweiten Male in einem und demselben Jahrhunderte durch den Protestantismus in ihrem ganzen Sein bedroht, erst durch die Lutheraner bis 1555, jetzt durch die Calvinisten, selbst auf ein Häufchen reducirt, das beinahe nur mehr aus den Fürsten des Hauses Habsburg und einem Zweige des Hauses Wittelsbach bestand, ermannten sich die katholischen Fürsten im Anfange der 90 Jahre und suchten sie der steten Verkleinerung des Reichsgebietes, das ihren confessionellen Gegnern auf ihre Kosten fortwährenden Zuwachs an Macht gewährte, ein für alle Mal zu steuern. Wie da der Kaiser unter den Parteien zu vermitteln, seine Stellung als Oberhaupt des Reiches zu wahren, dem Einbruche der Niederländer in Deutschland zu begegnen, den allgemeinen Krieg zu beschwören, Friede im Innern, das Ansehen des Reiches nach Außen zu behaupten suchte, 24 Jahre (1576—1600) in solchen Bemühungen verstrichen, ist leider von keinem Schriftsteller mit Benützung derjenigen Archive dargestellt worden, welche für die letzten 12 Jahre des mehr und mehr kranken, zuletzt fast irrsinnig gewordenen Kaisers von Prof. Gindely in so großem Umfange benützt worden sind. Das Werk Rudolf II. und seine Zeit 1600—1612 kündigt sich somit als eine Episode aus dem Leben dieses Kaisers an, indem es jene Zeit bespricht, welche dem alternden Kaiser gegenüber ein neues Geschlecht, Philipp III. von Spanien Heinrich IV. von Frankreich, Jakob I. von England, die von Spanien emancipirte Republik der Niederlande mit dem Sohne Wilhelms von Oranien, Belgien mit der Infantin Clara Eugenia und deren Gemal Erzherzog Albrecht erblickte.

Das Drama, welches sich nun entwickelte und seinen Mittelpunkt an Rudolf II. gewann, war uns zwar in einzelnen Theilen durch die authentischen Correspondenzen von Zeitgenossen, durch die Werke Aretin's, Chlumetzky's, Hammer's, Hurter's, Poirson's, Rommel's u. a. nicht unbekannt und einen nicht ganz unwichtigen Beitrag können wir selbst uns rühmen hinzugefügt zu haben. Allein es fehlte die Ausfüllung erheblicher Lücken und selbst in Betreff des Bekannten und, wie man annehmen konnte, sicher Gestellten, zeigte sich sehr bald durch die von Prof. Gindely aus spanischen, französischen, österreichischen, böhmischen, bairischen, pfälzischen, sächsischen, anhaltischen Archiven zusammengetragenen werthvollen Notizen, daß die ganze bisherige Forschung über die 12 Jahre in Frage gestellt, neu aufgegriffen, wesentlich bereichert sei. Nun entsteht aber durch die politischen Plane

K. Heinrichs IV. von Frankreich, welcher kein „erzherzogliches Kind," auf dem deutschen Throne belassen will; durch das Streben der churpfälzischen (calvinistischen) Partei im Reiche und ihre Verbindung mit den Protestanten der Erbländer, durch die Opposition der Reichsstände wie der Landstände gegen den Kaiser, durch die Bemühungen des spanischhabsburgischen Cabinetes und der Erzherzoge, den Kaiser zur Feststellung einer Successionsordnung zu bringen, durch die Versuche einer katholischen Partei im Reiche, Österreich's Stellung in demselben zu wahren, ein so großer Wechsel der Scenerie und ein so mannigfaltiges Hervordrängen von Persönlichkeiten auf den Vordergrund der Geschichte, daß diese Jahre zu den diplomatisch bewegtesten der neuern Zeit gehören. Endlich kommt, was lange heimlich gegraben worden, nun zu doppeltem Ausbruche. Einmal zu dem Bruderzwiste zwischen Rudolf und Mathias, wohl der traurigsten Episode der habsburgischen Geschichte; dann zu dem Entschlusse K. Heinrichs IV. loszuschlagen (1610), um den Sturz des spanischen wie des habsburgischen Zweiges des Hauses Habsburg zu vollenden. Da erfolgen die großen Veränderungen in der österreichischen Geschichte, indem Rudolf seinem Bruder das Königreich Ungarn 2c. abtreten, den Böhmen den Majestätsbrief ertheilen muß, der Sieg der Landstände über das Territorialfürstenthum Rudolfs und des Königs Mathias. Andererseits scheitert aber das Bemühen K. Heinrichs durch seine Ermordung und verzieht sich wenigstens die von Frankreich drohende Gefahr.

Ueber die beiden letzten Jahre Rudolfs, die Periode einer in ohnmächtigem Zorn versuchten Reaction, die den Passauer Einbruch 1611 und Rudolfs Gefangennehmung und Absetzung zur Folge hatte, standen dem Verfasser ungleich weniger gedruckte Belege zu Gebote als über die erste Zeit und da sind nun auch die Aufschlüsse doppelt willkommen. Es ist eine traurig getrübte Existenz, welche unter körperlichen Leiden, sittlichen Verirrungen, dem Einfluße einer falschen Wissenschaft degenerirend, mit sich selbst in immer größeren Zwiespalt geräth, bis endlich im unglücklichen Kampfe mit seinem Bruder und seinen Unterthanen die Verzweiflung sich seiner bemächtiget und er denjenigen zum Raube wird, die ihn, in gleicher Angst wie Wuth, zum Äußersten treiben. In diesem Treiben, im fruchtlosen Bemühen einen äußern Halt zu gewinnen, wo es vor Allem an einem innern gebrach, liegt etwas Tragisches, wie überhaupt in der böhmischen Geschichte unendlich viel tragische Momente sich vorfinden, wenn es auch bisher an Tragikern gebrach, die sie künstlerisch zu behandeln wußten. Tritt K. Mathias vor seinem Bruder in den Hintergrund, so erscheint Erzh. Maximilian, der fortwährend den Zwist der Brüder zu vermitteln, das Kaiserthum und Kaiserhaus vor der sonst unvermeidlichen Katastrophe zu bewahren strebt, als eine sehr ehrwürdige Gestalt, während der stürmische unbesonnene, zu allem Extravaganten geneigte Erzherzog Leopold als der böse Dämon des Kaisers sich darstellt. Dem Erzherzog Maximilian steht der Churerzkanzler Johann Schweikart rühmlich zur Seite. Eine eigene Gruppe von Persönlichkeiten bilden dann die Gründer der Union, deren Seele, da Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz selten nüchtern war, der schlaue berechnende, des höchsten Ehrgeizes fähige Christian von Anhalt war. Dieser Gruppe entgegen hielt sich die der Liga mit dem staatsklugen H. Wilhelm von Baiern, welche zwar zu Gunsten seines Sohnes Maximilian auf das Herzogthum Baiern Verzicht leistete, aber die Fäden oberdeutscher Politik noch immer in seinen Händen hält. Die großen Gegensätze im deutschen Reiche und den Erblanden haben sich unter der Regierung Rudolfs gemessen; ausländische Hülfe ward von beiden Seiten aufgeboten; da erfolgte die Conförderation der Landstände gegen den Landesherrn, dort die der Reichsfürsten. Allein den ersteren stellte sich keine gewaffnete Liga entgegen, um nöthigenfalls ihrem Ausschreiten zu begegnen. Ihr Sieg war sicher, für den Moment unaufhaltsam, seit die Fehler Rudolfs und die Schwäche des Mathias den Landständen eine Stärke verliehen, welche ihnen aus sich selbst nicht zukam. Geschlagen, gebeugt, entwürdigt und verhöhnt wie der Kaiser war, sah er zuletzt keinen andern Ausweg, als sich an diejenigen anzuschließen, welche im J. 1610 bereit waren, Heinrich IV den Weg in das Reich zu eröffnen. Er stand auf dem Punkte, das protestantische Interesse im Reiche zum eigenen zu machen, als er starb. Ungelöst wie er alle Fragen ließ, die unter ihm auf Lösung drangen, überantwortete er seinem Nachfolger im Reiche und den Erbländern eine Fülle von Verlegenheiten und die Keime eines Krieges, welcher für den Kaiser und den österreichischen Erbherrn vernichtend ausfallen mußte, wenn die Opposition der deutschen Reichsstände sich mit der Opposition der österreichischen Land

stände zu einem Ganzen verband, was der Fürst von Anhalt wollte; nur dann war eine Rettung, wenn der Kaiser mit Hülfe der deutschen Reichsstände die Landstände bekämpfte, besiegte und die neugewonnene Macht zur Niederwerfung der deutschen Gegner gebrauchte. Wie aber, wenn die österreichischen (böhmischen) Landstände des Prävenire spielten und es ihnen gelang, ihren Erbherrn durch ein Mitglied der reichsständischen Opposition zu beseitigen? Darin lagen die Keime des 30jährigen Krieges, welcher, wenn es auf Heinrich IV. ankam, schon 1610 hätte beginnen sollen! — Fügen wir noch das Urtheil des Verfassers über Rudolf II. bei.

„Unsere Erzählung hat gezeigt, daß Mathias sich mit dem Erworbenen begnügte, und daß er weder mit den Böhmen noch mit den Schlesiern in Verhandlungen eingegangen war, um hinterlistig den Bruder zu stürzen. Er wollte in loyaler Weise abwarten, bis der Gang der Natur ihn in den Besitz der dem Kaiser noch unterworfenen Länder bringen würde. Nicht so der letztere. Unablässig brütete er über Mittel und Wege das Verlorene zu gewinnen, Verhandlungen mit Anhalt, Tschernembl, Starhemberg, Liechtenstein und anderen sollten ihm dazu verhelfen; alles dieß waren Versuche, denen kein Vernünftiger einen guten Ausgang prophezeien konnte. Auch vom Prager Fürstenkonvent hoffte Rudolf die Demüthigung des Bruders. Als dieß alles nichts half, beschloß er zur Gewalt Zuflucht zu nehmen und der Passauer Einfall ward in Scene gesetzt, ein Unternehmen, das so sehr aller Aussicht auf Erfolg ermangelte, wie es in der Anlage und Durchführung verwerflich war. Gerufen von den Böhmen konnte Mathias ihren Ruf nicht überhören, wenn er dieses Land nicht verloren geben wollte; er kam und machte der Herrschaft des Kaisers ein Ende. Die darauffolgenden Verhandlungen des letztern mit der Union, seine stets wieder auftauchenden Hoffnungen auf den Wiedergewinn eines Theiles des Verlorenen sind unverkennbare Zeichen von Wahnwitz. In seinem Abscheu gegen die, seine Herrschaft untergrabenden Elemente, würde der Kaiser persönlich einen Kampf mit Legionen provocirt haben, ohne zu bedenken, daß im wirklichen Ringen seine Kräfte kaum einem Knaben gegenüber ausreichten. Himmel und Erde wollte er in Bewegung setzen, statt sich in das Loos der Nothwendigkeit zu fügen.

Anderseits muß man die Persönlichkeit des Mathias näher in's Auge fassen und seine Thätigkeit als Regent erwägen, um ihn von allem Verdachte eines ehrgeizigen Rebellen freizusprechen. Bei seinen Unternehmungen von Rebellion zu sprechen, ist gerade so unvernünftig, als von Diebstahl zu reden, wenn ein Familienrath einem seines Verstandes beraubten Mann die Verwaltung des Vermögens, das für Frau und Kind bestimmt ist, abnehmen würde. Die Haltung Spaniens und Roms, die gewiß fern waren eine Rebellion zu begünstigen, und die stets eine dem Mathias günstige war, ist die niederschmetternde Verurtheilung des Kaisers. Wenn durch Mathias in seinem Kampfe gegen den Bruder revolutionäre Elemente wachgerufen wurden, so trägt die Schuld daran nur letzterer. Hätte Mathias seinen Bruder bei einem Gerichte klagen können, wie man gegen einen Verschwender und Wahnsinnigen eine Anzeige machen und eine Entscheidung herbeirufen kann, so wäre ohne jeden Kampf Rudolf von dem Throne entfernt worden. Aber gegen Monarchen gibt es kein Klagrecht, keinen Instanzenzug und keinen richterlichen Spruch.

Ist sonach in Rudolf allein die Schuld der mehrjährigen Wirren in Oesterreich zu suchen, so liegt zugleich in seinem geistigen Zustand eine billige Entschuldigung für ihn. Die geistige Krankhaftigkeit seiner Urgroßmutter Juana von Spanien wiederholte sich bei ihm schon frühzeitig in tiefer Melancholie und dauernder Menschenscheu und brach bei seinem natürlichen Sohne Don Julius in einen ganz schrecklichen Wahnsinn aus. So lange Rudolf sich der geistigen und körperlichen Mannesfrische erfreute, war er zwar auch kein eifriger Regent, aber seine Unthätigkeit wich doch der Nothwendigkeit und er wußte dann seinem Hang zu antiquarischen, alchymistischen und astrologischen Grübeleien einen Zaum anzulegen. Nie wurde an der Güte seines Herzens gezweifelt, es zog ihm dies den ehrenden Beinamen eines „guten Herrn" zu, der selbst dann noch wiederholt wurde, als er auf denselben nicht mehr die gleichen Ansprüche erheben konnte. Das böhmische Volk, unter dem er 36 Jahre seines Lebens zugebracht hatte, verzieh ihm rasch alle späteren Schwächen und hat ihm ein günstiges Andenken bewahrt. Es würde dies wohl nicht der Fall sein, wenn die staatliche, literarische und kirchliche Entwicklung, wie sie sich unter Rudolf gestaltet hatte, nicht fast unmittelbar nach seinem Tode einen totalen Umsturz erlitten hätte. Der Unterschied, der, soweit er Sprache, Literatur und Verfassung betraf, schmerzlich empfunden wurde, ließ allmälig Rudolfs Regierung in einem Nimbus erscheinen, der sie sonst nie umgeben hätte."

20. Oesterreichische Geschichte für das Volk.

I. Älteste Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates bis zum Sturze des ersten römischen Kaiserreiches. Von M. A. Becker.

VI. Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung 1437—1526. Von Dr. Franz Krones, (o. ö. Professor der Geschichte zu Graz).

XI. Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740. Von Dr. J. B. Weiß, k. k. o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Graz.

XI. Maria Theresia vom Aachner Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. 1748—1763. Von Dr. Franz Ilwof, steiermärkisch landschaftlichem Professor zu Graz. Wien (1863, 1864, 1865) im Commissionsverlage von Prandel und Ewald. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 8°.

Wie wünschenswerth es sei, eine Geschichte Österreichs zu besitzen, welche einerseits die Ergebnisse neuerer Forschungen möglichst berücksichtige, andererseits für einen größeren Leserkreis eingerichtet, die Genesis des österreichischen Kaiserstaates in großen Zügen gebe, ist wohl von Vielen, welche es mit Österreich ehrlich meinen, empfunden worden. Der Unverstand, Österreich nicht, wie es wirklich entstand, durch die Jahrhunderte lange Berührung verschiedener Nationen auf verwandten Gebieten, durch gemeinsame Ziele und gemeinsame Noth, worauf dann ein Herrscherhaus, das die Erbrechte der verschiedensten nationalen Dynastien in sich vereinigte, sich die Aufgabe stellte, die Vereinigung der Getrennten mit möglichster Consequenz durchzuführen, somit Österreichs Begründung nicht als eine That, einen Bau von Jahrhunderten, sondern nach der abgedroschenen Phrase Tu felix Austria nube, als ein Werk des Zufalles sich vorzustellen, muß einmal gründlich überwunden werden und einer besseren und würdigeren Anschauung Platz machen. Es war daher ein glücklicher und richtiger Gedanke des früheren Unterstaatssecretärs im Ministerium des Unterrichtes, J. A. Freiherrn von Helfert, an die Ausarbeitung einer österreichischen Geschichte nach Perioden zu gehen, welche der Entwicklung der verschiedenen Völker Österreichs homogen sind und die damit auch die Ringe bezeichnen, innerhalb welcher sich ihr Leben bewegt. Das Unternehmen selbst ward mit dem unter dem Protectorate S. K. H. des Erzherzogs Franz Karl stehenden Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung in Verbindung gesetzt. Am 9 Mai 1862 erging an die bewährtesten Historiker Österreichs ein Programm S. E. des Herrn Unterstaatssecretärs, worauf sich nebst den obgenannten Herren und dem Baron Helfert selbst Regierungsrath Ritter von Arneth, der leider zu früh verstorbene Biograph Karls von Zierotin, Ritter von Chlumetzky, Prof. Gindely, Ginzel, Höfler, Huber, Jäger, Sacher-Masoch, Wolf, Zahn, Zeißberg bereit erklärten, einen Theil des Werkes zu übernehmen. Dem Herrn Herausgeber schien es angemessen, bei der Herausgabe nicht die chronologische Folge eintreten zu lassen, was auch aus dem Grunde ohne Störung geschehen konnte, weil jedes Bändchen für sich ein eigenes Ganzes bildet und so auch von seinem Verfasser behandelt wurde. In Bezug auf den ursprünglichen Plan der Eintheilung der österreichischen Geschichte sind bereits nach dem Wunsche der einzelnen Bearbeiter mehrfache Veränderungen eingetreten, wie denn überhaupt die größte Selbstständigkeit in Betreff der Behandlung durch die erwähnten Namen verbürgt ist.

Herr Schulrath Becker wirft nun zuerst einen Blick auf den primitiven Zustand der Länder des heutigen Österreichs, geht dann auf die römische Periode ein und beschreibt weitläufig die Kämpfe der Römer mit den Germanen, wobei ihm von Augustus an die Kaiser als Leitschnur dienen. Dem Programme gemäß wird verdienter Maßen auf die römische Civilisation großer Nachdruck gelegt und das Ganze zwar nicht bis 476, was für die österreichische Geschichte keinen Abschnitt gibt, sondern bis 526, den Tod K. Theoderichs geführt. Allein auch dieser Abschnitt scheint mir nicht ganz glücklich gewählt; ich hätte vorgezogen, wenn die älteste Geschichte Österreichs entweder bis zum Abzuge der römischen Bevölkerung auf Befehl König Odoakers oder bis zum Abzuge der Langobarden nach Italien geführt worden wäre, womit in Österreich Raum für eine neue Bevölkerung entstand. Eben so hätte ich gewünscht, daß ein größerer Nachdruck gelegt worden wäre, erstens darauf, daß ein Theil des heutigen Österreichs seiner Vergan-

genheit nach in der römischen Periode nicht wurzelt und zwar in dieser Beziehung sich eine nördliche (nicht römische) und eine südliche römische Hälfte bildete. Zweitens darauf, daß Österreich auch zwischen Ost- und Westrom die Theilungslinie in sich barg, somit einen doppelten Dualismus, eine Kreuzstraße wie keine zweite in Europa enthielt, abgesehen davon, daß es fort und fort die vagina gentium blieb. Doch benehmen diese Bemerkungen dem Werthe des Büchleins nichts. Es liest sich leicht und angenehm, erfüllt vollständig seine Aufgabe und läßt nur zu wünschen übrig, daß der zweite Band rasch nachfolgen möge.

Seinem Gegenstande nach ungleich anziehender als die römische Periode, welcher es etwa mit Ausnahme Marbods und der illyrischen Kaiser an Persönlichkeiten gebricht, die unmittelbar in die Geschicke unseres Landes eingreifen, ist der von Prof. Krones bearbeitete Band. In diesem ist eher Ueberfluß als Mangel an solchen vorhanden, da K. Albrecht II., K. Georg Podebrad, Mathias von Ungarn, Maximilian I. das Interesse fortwährend rege erhalten. Es ist die Periode der Wirksamkeit der größten Feinde Oesterreichs, wie denn der gefeierte K. Georg der Gegner Albrechts und Friedrichs IV., endlich als solcher wird anerkannt werden müssen. Was bot derselbe nicht auf, Oesterreich trotz aller Verträge von Böhmen auszuschließen, diese zu vernichten, sich an die Stelle der Berechtigten zu setzen und selbst noch über seinen Tod hinaus Oesterreich von Böhmen fern zu halten. Sehr gut setzt der Verfasser auseinander, daß bei seinem Tode Böhmen sich in der größten Zerrüttung befand, die Früchte seiner schlauen Politik eben am Ende seiner Tage für ihn selbst bitter wurden. In Betreff des Todes K. Georgs können wir noch auf einen Brief seines Sohnes Heinrich Herzogs von Münsterberg an Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg weisen (27. Febr. Aschermittwoch 1471), 5 Tage nach Rokyzanas Tode, dem zufolge am königlichen Hofe alles voll Jubel war. „Auch unsere genädige herre und fraw, vater und muter, könig und königin frisch und gesunt und frölich Faßnacht gehabt haben mit hochzeiten und beiliegen unsers lieben Bruders.“ Um so unerwarteter mußte die Katastrophe am 22. März — der Tod des Königs erfolgen.

Ebenso bemerken wir zu der sonst sehr gelungenen Darstellung des K. Wladislaus, daß der Grund, weshalb sich dieser König von Ungarn und Böhmen erst so spät mit Anna von Candale verheirathete und sich mit der Wittwe K. Mathias gar nicht verheirathen konnte, in einer Thatsache bestand, über welche die Geschichtsschreiber gewöhnlich hinweggehen. Wladislaus hatte nämlich am 20. August 1476 die Markgräfin Barbara von Brandenburg, Wittwe des am 21. Februar verstorbenen Herzogs Heinrich von Großglogau und Crossen zu Frankfurt an der Oder geheirathet. Nun war freilich die Heirath der Markgräfin so wenig zur Consumation gekommen, als ihre erste mit H. Heinrich, allein der König hatte seine volle Zustimmung zur Verlobung gegeben und obwohl sie nicht in Vollzug kam, waren die beiden Verlobten resp. Vermälten kirchlich gebunden. Das Haus Brandenburg that Alles den König zum Vollzuge zu vermögen, eine zuletzt von beiden Seiten gewünschte Trennung zu verhindern, so daß erst im April 1500 P. Alexander VI. die Ehe löste und nun der König spät zu einer Heirath schritt, welche für Böhmen, Ungarn, Oesterreich so schicksalvoll wurde. Ich hoffe diesen Gegenstand sehr bald in einer eigenen Abhandlung zu beleuchten.— Zu den böhmischen, ungarischen und polnischen Königsgestalten fügt der Verfasser zuletzt noch eine deutsche, die Maximilians I., mit welcher würdig und edel das Buch schließt, das jedenfalls dem Unternehmen in hohem Grade förderlich sein wird. Dasselbe gilt auch von den beiden Ausarbeitungen über Maria Theresia, die wir so lange Zeit den Darstellungen ihrer Gegner überließen und welche gleich ihrer unglücklichen Tochter erst jetzt in ihre historischen Rechte eingeführt wird. Wir erlauben uns hier beispielsweise den Bericht über die Schlacht von Kolin beizufügen: „Jetzt erst hatte Friedrich II. den Befehl zum Angriff gegeben. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags. Mit einem besonderen Infanterie-Angriffscorps unter dem General Hülsen und den sämmtlichen Husarenregimentern Ziethen's ließ er gegen Krechor anrücken. Der Vortrab stieß zuerst auf Nádasdy's Reiterei, die geworfen wurde und sich auf Kutlik zurückzog: ein Versuch, den Nádasdy etwas später machte, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, war von keinem Erfolg. Auch eine Abtheilung Croaten konnte dem Anprall nicht widerstehen und mußte, eine Batterie in den Händen des Feindes zurücklassend, in dem Eichwäldchen Schutz suchen, gegen das sich nun die Angriffe der Preußen richteten. Der erste Versuch mißlang, bis Hül-

en drei frische Bataillone als Verstärkung erhielt und es ihm gelang, den Eichwald, aus dem er fortwährend heftig beschossen wurde, zu nehmen. Als jedoch seine Leute aus dem Gehölze hervorbrechen wollten, sahen sie sich unerwartet einer in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Heeresabtheilung gegenüber stehen — es waren die Truppen der Division Wied. Die Preußen machten Halt und zogen sich, als ihnen bald darauf der Eichwald wieder entrissen wurde, auf Krechor zurück, um erst weitere Verstärkungen abzuwarten.

Mittlerweile hatte auch schon der Angriff auf das nunmehrige Centrum der österreichischen Aufstellung, dem Kamhajeker Berg, begonnen. Im ersten Treffen standen die Kürassiere und Dragoner des Feldmarschall-Lieutenants Benedict Grafen Daun, die aber bei Annäherung der Preußen in großen Massen abschwenkten, um den hinter ihnen aufgestellten Infanterieregimentern Botta, Baden-Baden und Deutschmeister Raum zu gönnen. Ein mörderisches Feuer empfing jetzt die preußischen Angriffs-Colonnen, die umkehrten und die Höhe hinabeilten. Auch gegen die Regimenter Erzherzog Karl, Puebla und Moltke stürmten die Preußen vergebens an; stehenden Fußes empfingen jene den andringenden Feind mit wohlgezielten Schüssen, gingen dann mit aufgepflanztem Bajonnete auf ihn los und warfen ihn zurück. Dazwischen spielte das trefflich aufgestellte und bediente kaiserliche Geschütz, die neue Schöpfung des Fürsten Wenzel Liechtenstein, mit verheerendem Feuer und riß furchtbare Lücken in die Reihen der Preußen. Doch diese gaben ihren Gegnern an tapferer Ausdauer nichts nach. Immer sammelten sich ihre geworfenen Bataillone wieder; immer andere Schaaren kamen in den Kampf; immer neue Angriffe hatten die österreichischen Massen zu bestehen. Es war ein erbitterter Kampf, in welchem Feind und Freund an Unerschrockenheit und Heldenmuth um die Palme zu ringen schien, die einen, die sieggewohnt an ein Mißlingen ihrer Anstrengungen nicht glauben konnten, die anderen, die unter den Augen ihres Feldherrn allen Unternehmungen der Gegner ihre ungebrochene Festigkeit entgegensetzten.

Der rechte Flügel der Preußen und der linke der Unsern waren bisher nicht in den Kampf gekommen. König Friedrich hatte in seinem Schlachtentwurf die Entscheidung auf seinen linken Flügel verlegt; der rechte zurückgeschobene sollte außer aller Thätigkeit bleiben und nur durch allmäliges Vorrücken nach links den Druck des linken Flügels verstärken. Marschall Daun befahl daher, um seinerseits etwas Luft zu bekommen, dem General der Cavallerie Grafen von Stampach, den rechten preußischen Flügel anzugreifen. Unterstützt von den Generalen Kolowrat, Wöllwart, Schalenberg und Lefèvre wurde das sogleich ausgeführt, und um den Besitz des Dorfes Chocenic mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten gestritten; dadurch wurde der preußische rechte Flügel am Vorrücken gehindert und seine Fortbewegung zur Kräftigung und Unterstützung des linken Flügels hörte auf.

So war jetzt der Kampf längs der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Auf allen Punkten wurde mit beispielloser Hartnäckigkeit und Leidenschaft gefochten. Aber wenn auch jeder einzelne Mann wie ein Held stritt, jede Truppenabtheilung ihrer Pflicht im höchsten Maße gerecht wurde, so thaten einzelne mehr als dieß. Das Regiment Botta hatte bereits alle seine Patronen verschossen; allein von seinem Obersten, dem Fürsten Ulrich Kinsky, aufgemuntert, seinen Platz um jeden Preis zu behaupten, stand es unbeweglich und ruhig da, dem heftigen Kugelregen ausgesetzt; erst wenn die feindlichen Colonnen nahe genug heran kamen, setzte es das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnete ein, ging auf die Stürmenden los und warf sie zurück. Der Fürst wurde schwer verwundet und mußte vom Platze getragen werden; doch seine wackeren Leute hielten aus, bis frische Munition eintraf und sie wieder feuern konnten.

Bisher hatten sich beide Theile, der eine heldenmäßig im Angriff, der andere heldenmäßig in der Abwehr, so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Die Schalen des Kriegsglückes gingen an einzelnen Puncten und in einzelnen Momenten auf und nieder; im großen Ganzen standen sie einander gleich. Allein jetzt war der kritische Moment gekommen, der das Schicksal des Tages entscheiden mußte. Obgleich das Centrum und der rechte Flügel der Preußen kaum minder beschäftigt waren, als der linke, so hatte dennoch General Hülsen frische Bataillone zur Verstärkung erhalten, mit denen er, von Reiterei unterstützt, von neuem gegen die rechte Flanke der Österreicher, die Division Wied, zum Sturme vorging. Dabei geriethen zuerst einige kaiserliche Schwadronen

ins Gedränge, so daß auch mehrere Infanteriebataillone, durch die feindlichen Reiterangriffe erschüttert, zu weichen begannen. Das Bataillon Platz verlor seine Fahne; das ungarische Infanterieregiment Haller warf sich mit überschwenktem Gewehre, bloß mit dem Säbel in der Faust, dem Feinde entgegen; allein mit blutigen Köpfen wurde es zurückgeworfen. Bald schien sich alles in wilde Flucht auflzulösen; Graf Wied, bestürzt über diese ungünstige Wendung des Kampfes, befahl seiner Reiterei in die Fliehenden einzuhauen, um sie zum stehen zu bringen; alles umsonst! Siegreich trieben die Preußen unsere wankenden Schaaren vor sich her, und schon mußten die Truppen des österreichischen Centrums fürchten, auch von rückwärts angegriffen zu werden, so daß das Regiment Erzherzog Karl, während die zwei ersten Glieder dem von vorn andringenden Feinde Stand hielten, mit dem dritten und vierten Gliede kehrt machte; denn, wie sich ein Theilnehmer jener Schlacht ausdrückt, „jetzt war es nothwendig, vorn und rückwärts gleich einem zweiköpfigen Janus Augen zu haben."

In diesem entscheidenden Wendepuncte war es der österreichischen Reiterei vorbehalten, den Ausschlag zu geben. Hinter dem Eichwald standen die Regimenter des Generals der Cavallerie Grafen Serbelloni, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Benedict Daun, des General-Majors Grafen Starhemberg aufgestellt, die jetzt in Galop den siegreichen preußischen Bataillonen in die Flanke fielen. Auch das Dragonerregiment Prinz de Ligne befand sich darunter, lauter junge Bursche, die mit ihren Milchgesichtern gegen die sonngebräunten und bärtigen Antlitze ihrer ältern, meist lang gedienten Kameraden in den andern Regimentern eigenthümlich abstachen. Als sich der Oberst bei dem Feldmarschall die Erlaubniß ausbat, mit seinen Schwadronen angreifen zu dürfen, sagte Daun: „Was wollen Sie denn machen mit Ihren Grünschnäbeln!" Doch gab er seine Einwilligung und die junge Mannschaft hielt sich so wacker und hieb so tapfer in die Feinde ein, daß das Regiment zum Andenken an diese Waffenthat bis auf den heutigen Tag die Auszeichnung genießt, keine Schnurrbärte zu tragen. Auch zwei sächsische leichte Reiterregimenter, Prinz Albert und Graf Brühl, bedeckten sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm und nahmen glänzende Vergeltung für Pirna. Von allen Seiten von der kaiserlichen Reiterei umringt, ballte sich das preußische Fußvolk in's Viereck zusammen und hielt, trotz des fürchterlichen Blutbades, eine Zeit lang tapfer Stand. Allein endlich war ihre Kraft gebrochen; die nicht zusammengehauen wurden, mußten das Gewehr strecken. Durch diese glänzenden Erfolge der Cavallerieregimenter waren die Truppen des Grafen Wied zur Ruhe und Besinnung gekommen und gingen nun wieder auf den Feind los, der sich vergebens bemühte, die Trümmer seiner Bataillone zu ordnen und von neuem in den Kampf zu führen. Die siegreiche österreichische Reiterei fiel jetzt die preußische Infanterie des linken Flügels von allen Seiten an, während das österreichische Geschützfeuer immer wirksamer unter ihr wüthete. Binnen kurzem waren 14 Bataillone theils zusammengehauen oder gefangen, theils versprengt."—

Wir können nach diesen vorliegenden vier Bänden das Werk unsern Lesern nur angelegentlichst empfehlen. Es wird viele historische Irrthümer berichtigen, eine geeignete Zuversicht zu einer gerechten Sache erwecken, wie wir hoffen, Muth und Vertrauen einflößen und die traurige Identificirung ganzer Volksstämme mit gewissen Parteiansichauungen, die unseligste Frucht bisheriger historischer Ausarbeitungen, wirksam zu bekämpfen im Stande sein. Der Preis eines jeden Bändchens ist äußerst niedrig gestellt und dadurch die Anschaffung wesentlich erleichtert.

*

Vom böhmischen Büchermarkte.

Wenden wir uns wie billig zuerst den historischen Publicationen zu, so verdient der zweite Abschnitt von Dr. Hallwichs Herrschaft Türmitz (Prag. Hch. Dominicus. 1865, 86 S. gr. 8.) eine besondere Besprechung. Sie beginnt nach einem Vorworte über die benützten Quellen mit einem sehr dankenswerthen Rückblick auf die Geschichte des Hauses Nostitz, von dessen gräflicher Linie die Beilage III. eine Stammtafel (v. 1452 bis zur Gegenwart) giebt. Erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts erlangte das oberlausitzische, aber deutsche Geschlecht Besitzungen in Böhmen, wo Otto treu an K. Rudolf, an K. Mathias und K. Ferdinand festhielt, 1623 in den Freiherrenstand, 1626 in den alten Herrenstand erhoben wurde. Hans Hartwig wurde 1646 böhmischer Graf, 1651 Reichsgraf. Der Verfasser weiß nun mit Geschick und Fleiß die Geschichte der neuen Herren von Türmitz und die Wechselfälle des kleinen aber nicht uninteressanten Türmitzer Lebens in ein anziehendes Bild zu verknüpfen, zu welchem die allgemeinen Leiden, Kriegsnoth, feindlicher Überzug, Hunger und Seuche den Rahmen bilden. Abgesehen vom Gnadenbilde und dem Schicksale des Brauhauses bieten die Streitigkeiten

um die Gemeinfelder, die Erhebung des Dorfes Türmitz zum Markte, die Streitigkeiten der alten und neuen Bürgerschaft, die 1679 erfolgte Marktgerichtsbestellung, im Ganzen und wesentlich die Sorgfalt der Gutsherrschaft um das Aufblühen des Ortes den Inhalt seiner Geschichte dar. Wir nehmen keinen Anstand dieses gerade in unseren Tagen zu registriren, welche derartigen Thatsachen nicht sehr günstig sind; allein die Geschichte muß immer und überall ihr Recht behaupten. Es ist interessant durchzugehen, von welchen Einflüssen Wohl und Wehe eines solchen kleinen Ortes abhängt, und wie augenblicklich letzteres eintritt, wo die Pflege nachläßt, die Herrschaft längere Zeit nicht im Orte verweilt. Die neueren Verhältnisse übergeht der Verfasser mit wenigen Zeilen. Wir hätten gewünscht, die welthistorischen Ereignisse des J. 1813 in jene Verbindung mit dem Grafen Johann von Nostitz und dem Kulmer (Türmitzer) Ereigniß gebracht zu sehen, in welche sie historische Kunst zu setzen vermag. Sollten nicht Briefschaften des Grafen Johann vorhanden sein, deren Mittheilung der Ortsgeschichte auch ein allgemeineres Interesse gewährt hätte? Aber auch so ist die Schrift ein recht angenehmer Beitrag zur böhmischen Ortsgeschichte, und beweist ein entschiedenes Talent des Verfassers für Zusammenstellungen, welche unter anderen Händen über einen monotonen Charakter nicht hinaus kommen. Druck und Ausstattung machen der Buchhandlung Dominicus alle Ehre.

Wir reihen hieran: Mein Wirken als Verleger. Gönnern und Geschäftsfreunden zur Erinnerung von Friedrich August Credner k. k. Hof- Buch- und Kunsthändler. 19. April 1865. Prag. Verlag des Herausgebers.

Es war ein glücklicher Gedanke von Herrn Credner, als er sein Sortimentsgeschäft an Hrn. Satow veräußerte, über seinen Verlag eine Art von Rechenschaftsbericht dem Publikum abzustatten. Er bezieht sich auf Belletristik, wobei uns die Namen Ricard und Sacher Masoch entgegentreten; auf Bergbau, Geologie und Mineralogie mit den Namen Beer, Credner, Leo, Zippe; auf Bibliographie und Literaturwissenschaft mit Credner und Wenzig — letzterer natürlich in seiner germanischen Lebensperiode; auf Geschichte mit Bruna, Höfler, Klutschak, Montalembert, Szaraniewicz, Tomek; auf Handel und Gewerbe mit Grohmann, Holzamer, Kaulich, Kessels, Krell, Odenthal, Ricard; auf Haus-, Land- und Forstwirthschaft mit Brucker, Heller, Maresch, Pope u. a.; auf Kunstartikel mit Führich und Swoboda; auf Mathematik mit Kaulich, Matouschek u. a.; auf Medicin, Chirurgie, Pharmacie und Veterinärkunde mit Arlt, Güntner, J. v. Hasner, Löschner, Rex. Treitz; auf Militärwissenschaft; auf Naturkunde; auf Pädagogik; auf Rechts-, Staats- und Cameralwissenschaft mit Arenz, Hartig, Leop. v. Hasner, Herbst, Jonak, Schrott, Leo Graf von Thun, W. Graf Wurmbrand; auf neuere Sprachen; auf Technologie; auf Theologie und Philosophie mit J. Beer, Frost, Güntner, Nachlowsky, Pešina, Prucha, Rost, Schöbel, Würfel, Zimmermann 2c. 2c. Herr Credner hat so ziemlich den größten Theil der Praga docta und doctissima unter seinen Schwingen vereinigt, während er selbst sich um die Literatur Siebenbürgens hervorragende Verdienste erwarb. Aus der großen Anzahl von Recensionen, welche das Büchlein bei Anführung der einzelnen Werke enthält, führen wir hier nur eine bemerkenswerthe Stelle über den „Sommerfeldzug des Revolutionskrieges im J. 1849“ an. „Über das ganze Land, so weit ihre Macht reichte, hatte die magyarische Regierung ein Netz von Blutgerichten und mobilen Militärexecutionen gezogen, denen im Ganzen 4884 Personen zum Opfer fielen und wen diese Gerichte einfach hängten, köpften, erschossen, zu Tode prügelten, den konnte man glücklich preisen, wenn man sah, wie es Anderen dafür, daß sie treu am Kaiser hingen, erging, z. B. den Männern der Familie Moldavan, denen, nachdem zuerst jeder hundert Stockprügel erhalten, die Nägel mit Zangen aus den Fingern gerissen, dann die Glieder der Finger in abwechselnden Pausen abgeschnitten, die Hände und Füße gebrochen wurden und die erst dann, nachdem sie diese Martern erlitten, nachdem sie mit Säbelhieben am Kopf, im Gesicht, in den Augen verwundet waren, halbtodt auf den Richtplatz geschleift und dort endlich erschossen wurden.“ Wo waren denn, als diese schauderhaften Barbareien geschahen, die Männer der Rechtscontinuität und wo sind die Thaten verzeichnet, durch welche sie diesen Scheußlichkeiten steuerten? Irren wir nicht, so war es nur das Corps des Grafen Clam Gallas, d. h. die kaiserliche Armee und nicht die ungarischen Reichstagshelden, welche diese Wüthriche züchtigten.

Von den uns noch zugekommenen Werken zeigen wir noch an: Karl Nobak, über einen Handelsvertrag zwischen Österreich und England. Als Anhang der englische Zolltarif im Jahre 1865. Separatabdruck aus Nr. 13 und 14 der Wochenschrift des n. ö. Gewerbevereines. Prag. Commission. Die Quintessenz der Schrift ist, Österreich möge, wie England es stets gethan, nur sein eigenes Interesse befragen.

(Wird fortgesetzt.)

Nach einem Beschluße des Ausschußes werden vom nächsten Hefte an in der „literarischen Beilage alle dem Vereine zugeschickten, in Böhmen erscheinenden Werke und andere Verlagsartikel“ welches Umfanges und welcher Bedeutung sie auch sein mögen, einen Platz finden, indem entweder eine Besprechung oder doch immer die Angabe des Titels, in der Art, wie in buchhändlerischen Katalogen, mit Beifügung des Inhaltes aufgenommen werden wird.

Prag, am 30. August 1865. **Der Ausschuß.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von C. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Nov. 1865.

16.

Springer und die čechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig, Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

I.

Gar manches Mitglied des histor. Vereins wird sich vielleicht der Vorlesungen erinnern, welche Anton Springer einst an der Prager Universität über Staatengeschichte der neuesten Zeit gehalten hat. Es war im Herbste 1848, als unsere Universität die Flitterwochen ihrer jungen Freiheit feierte. Die Vorlesungen Springers hatten einen ungeheuern Erfolg. Die Neuheit revolutionärer Gedanken, das Feuer der Sprache entzückte die Zuhörer und es kam vor, daß Springer selbst nicht in den Saal gelangen konnte, der von Zuhörern bis zum Erdrücken gefüllt war. Wie gar viele Deutschen, welche den Sturz des Metternichischen Systems auch im Interesse Deutschlands ersehnt hatten, neigte sich damals Springer der čechischen Bewegung zu, die den Kampf gegen die veralteten Zustände Oesterreichs mit größerer Energie aufzunehmen schien. Seither ist Springer den kleinlichen Verhältnissen des böhmischen Parteigetriebes wieder entrissen worden; das Leben in der deutschen Universitätsstadt, wo er als Professor der Geschichte thätig ist, hat seinen politischen Horizont erweitert, seine Ansichten geklärt und ihm jene Ruhe und Unbefangenheit gewonnen, welche insbesondere dem Geschichtsschreiber österreichischer Zustände nothwendig ist. Seine Verbindungen mit Prag aber haben jederzeit sein Interesse für die Ereignisse in Oesterreich wach erhalten, so daß Springer einer der wenigen Gelehrten Deutschlands ist, welche mit österreichischen Zuständen gründlich vertraut sind.

Nach allbem ist es erklärlich, daß wir das neueste Werk dieses Gelehrten mit besonderm Interesse in die Hand nahmen. Wir begegnen in dem Buche allen Vorzügen, welche auch den unsigeschichtlich en Arbeiten des Verfassers eigen sind: einer ungemein klaren, fast dramatischen Anordnung des Stoffes, und einem so lebhaften, frischen Styl, daß das Buch, gleich einer belletristischen Lektüre, zu fesseln im Stande ist.

Springer schildert die gewaltigen Erschütterungen, welche die Märzereignisse des Jahres 1848 in allen Theilen der Monarchie hervorriefen und Oesterreich der Auflösung nahe brachten, er zeichnet das tragische Verhängniß, welches die Ungarn trotz ihres Rechtsgefühls mit dämonischer Gewalt zu offener Empörung drängte, wie die Slaven, die Ausschreitungen der ungarischen und der Wiener Revolution benützend, die schwankende Regierung zu reaktionären Plänen ermunterten, bis der Sieg der österreichischen Waffen in Italien, in Prag und Wien der Militärpartei die entscheidende Stimme im Reiche gewährte und die Idee des centralisirenden Absolutismus zur Herrschaft gelangte. Die interessanteste Partie des Buches ist für diese Blätter die Geschichte der čechischen Bewegung.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war die čechische Sprache fast ausschließlich auf den Hausgebrauch beschränkt und die Pflege der čechischen Literatur zu bloßer Liebhaberei herabge-

sunken. Das höchste Ziel, welches die damaligen čechischen Schriftsteller anstrebten, war, ihre halberstorbene Sprache in die Welt wieder einzuführen und ihr ein bescheidenes Plätzchen in der europäischen Literatur zu erringen. Aber selbst so weit verstiegen sich nicht die Gedanken aller Patrioten. Der berühmte čechische Gelehrte Dobrowsky schrieb alle seine Werke deutsch; er betrachtete die čechische Sprache als einen schönen Leichnam, der nur noch für das Messer des Anatomen Interesse darbot, ja er konnte es nicht einmal leiden, wenn in seiner Gegenwart die Conversation čechisch geführt wurde. „Laßt die Todten ruhen," lautete dann oft grob und unhöflich seine Antwort. Wie die Sprache schien auch das nationale und politische Leben der Čechen völlig erstorben. Fünfzig Jahre später, und wir sehen uns einer gewaltigen nationalen Bewegung gegenüber, welche auf die unbedingte Herrschaft im Lande Anspruch erhebt, die deutsche Nationalität von Position zu Position verdrängt, selbst in Mähren und Schlesien an Einfluß und Bedeutung gewinnt und mit seltener Einmüthigkeit und Energie sich anschickt, die unter den Deutschen berüchtigten čechischen Traditionen aus der Zeit vor der Schlacht am weißen Berge in Form eines Staatsrechts der böhmischen Krone zur Anerkennung zu bringen. Was hat diese wunderbare Umgestaltung aller Verhältnisse hervorgebracht? Welches waren die Umstände, unter denen die čechische Bewegung sich so erfolgreich entfalten konnte? Das neueste Werk Springers, in welchem der čechischen Bewegung große Aufmerksamkeit zugewendet ist, gibt uns hierüber in klarer, wenn auch nicht in erschöpfender Weise Aufschluß, und verdient schon aus diesem Grunde, von den Deutschen in Böhmen beachtet zu werden. Das wichtigste Ereigniß, welches die čechische Bewegung in Fluß brachte, war die Auffindung der Königinhofer Handschrift. Die Echtheit dieser Handschrift ist vielfach bestritten worden; und in der That, die Umstände, unter denen die Handschrift gefunden wurde, mußten nothwendiger Weise diesen Verdacht erregen. Jemehr sich die jüngere čechische Schriftsteller-Generation mit patriotischen Ideen erfüllte, um so tiefer empfand sie die Oede und Unselbständigkeit in der vorhandenen Literatur, um so stärker wurde sie von der Sehnsucht ergriffen, eine eigenthümliche nationale Literatur aufweisen zu können. Diese Sehnsucht war so groß, daß sie in der That zu offenbaren, erwiesenen Fälschungen, wie die des Wenzelsliedes, führte. Nichts destoweniger hat der Streit über die Echtheit der Königinhofer Handschrift gegenwärtig alle praktische Bedeutung verloren. Ob echt oder unecht, die Königinhofer Handschrift hat ihre Schuldigkeit gethan, die gegenwärtige nationale Bewegung kann dieses literarischen Hebels längst entbehren. Damals aber erfüllte ihre Auffindung die slavische Welt mit Jubel und Begeisterung. Nun endlich war der čechische Homer, das würdige Gegenbild zum Nibelungenliede gefunden, das čechische Volk zu dem Anspruche, unter den Culturnationen Europas mitzuzählen, vollkommen berechtigt, die so schmerzlich vermißte Grundlage für die weitere Entwicklung des nationalen Lebens gewonnen. Der Kunstwerth der Königinhofer Handschrift ist ziemlich gering, aber die Čechen waren unermüdlich, die Schönheit, den nationalen Gehalt dieser Lie der zu preisen und entfalteten einen bewundernswürdigen Eifer, den an sich nicht bedeutenden Schatz allseitig zu verwerthen. Für die slavische Rechtsgeschichte, Mythologie und Sprachkunde wurde eine unerwartet reiche Ausbeute erzielt, und das Verhältniß zum Deutschthum für immer geregelt. Jetzt, nach Auffindung der Königinhofer Handschrift, brauchte man keine fremde Cultur mehr, man brauchte nur auf die Traditionen der eigenen Heimat zurückzugehen, die eine so großartige, durchaus selbstständige, schon ursprünglich dem deutschen Wesen feindselige Bildung aufzuweisen hatte. Nationale Cultur, Kampf gegen das Deutschthum war seither das Losungswort der čechischen Patrioten. Den gutmüthigen Sprachenthusiasten der älteren Zeit folgten leidenschaftliche Fanatiker der Nationalität, welche nur mühsam den Haß gegen die fremden übermüthigen „Kolonisten" verbargen und offen die Wiederherstellung einer abgeschlossenen čechischen Cultur verkündeten. Früher hatte man bloß nationale Duldung angestrebt, jetzt wurde man schon über jede wahre oder vermeintliche Demüthigung überaus empfindlich, ja es gehörte nun zum Wesen eines Patrioten, über Verletzung der natürlichen Rechte unermüdlich Klage zu führen. Auch in den Beziehungen zu den übrigen slavischen Stämmen trat eine wichtige Aenderung ein. Die Verwandtschaft in Abstammung und Sprache, welche zwischen Čechen, Russen, Serben und Polen herrscht, war zwar längst bekannt, aber nur bei Sprachstudien und wissenschaftlichen Forschungen beachtet worden.

Erst jetzt wurde in den Herzen čechischer Patrioten die Hoffnung lebendig, daß man diese sprachliche Verwandtschaft praktisch verwerthen, daß man die zerstreuten slavischen Stämme zunächst literarisch vereinigen könne, um ihre politische Einheit für weitere Zukunft anzubahnen. Dieser panslavistische Gedanke wirkte zündend in der erhitzten Phantasie der slavischen Patrioten. Je weniger man Ursache hatte, die Vergangenheit des Slaventhums glorreich zu nennen, desto glänzender malte man sich das Bild der slavischen Zukunft aus. „Bei den Slaven ist erst der Morgen angebrochen, während die Deutschen im Mittag stehen, die Franzosen und Spanier dem Abend zu neigen." „Die Slaven sind bestimmt eine neue Culturepoche für die Menschheit zu eröffnen." „Die Slaven sind das mächtigste und begabteste Volk auf Erden." Durch solche Sätze suchte man sich wechselseitig zu erhitzen und sich in seine weltgeschichtliche Rolle hineinzureden.

Unter dem Namen einer „literarischen Wechselseitigkeit" faßte man den Plan, eine annähernd allslavische Sprache zu bilden, und die siebzig Millionen Slaven zunächst auf literarischem Gebiete zu vereinigen. Zu diesem Ende wurde die Gründung slavischer Buchhandlungen, Lehrkanzeln und Zeitungen, der Austausch literarischer Erzeugnisse, die Herstellung einer einförmigen Rechtschreibung empfohlen und an jeden gebildeten Slaven die Forderung der Kenntniß wenigstens der vier wichtigsten Sprachzweige gestellt. Die Freunde der literarischen Wechselseitigkeit versicherten zwar unaufhörlich, daß dieselbe „den weltlichen Obrigkeiten und Landesherren nicht gefährlich, vielmehr mit den bestehenden Zuständen zufrieden sei, sich in alle Regierungsformen füge, mit jedem Herrn in Frieden, mit jedem Nachbar in Freundschaft lebe": aber die Weiterblickenden wußten sehr wohl, daß der literarischen Vereinigung der engere politische Bund nothwendiger Weise nachfolgen werde.

War der Grundgedanke des Planes richtig, bildete in der That das Slaventhum einen einzigen großen Körper; bestand zwischen den einzelnen slavischen Stämmen in Wahrheit kein größerer Unterschied als zwischen dem baierischen, schwäbischen, fränkischen Stamme in Deutschland: so mußte man es nur folgerichtig nennen, daß über die Centralisation der literarischen Thätigkeit hinaus auch die innigere politische Verbindung der einzelnen Stämme ersehnt wurde. Der gefeierteste Verkündiger dieses panslavistischen Evangeliums war der slovakische Schriftsteller Johann Kollar; er hatte den Namen für die litt. Wechselseitigkeit erfunden, ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit mit Feuereifer gepredigt, derselbe Mann verherrlichte sie auch in seinem Gedichte: Die Tochter des Ruhmes (Slávy dcera), welches künstlerisch von untergeordnetem Werthe, für den Unbefangenen kaum genießbar, durch eifrige Vertheidigung der herrschenden Vorurtheile und leidenschaftliche Vertretung der nationalen Anmaßungen einen großen Einfluß errang. Kollar schmeichelte der Ruhmsucht seiner Landsleute, er bestätigte ihre kühnsten Phantasien, er verwies den deutschen Historiker Rotteck in die Hölle, konnte da irgend ein Patriot zögern, das Gedicht als musterhaft zu preisen? Die Čechen verstanden schon damals außerordentlich die Kunst, ihre Parteigänger berühmt zu machen; sie waren unermüdlich, dieselben zu loben, zu preisen. Die Namen derselben klangen den Deutschen so lange in den Ohren, bis diese endlich die Vorzüglichkeit jener čechischen Geistesprodukte wie etwas Selbstverständliches auf Treu und Glauben hinnahmen.

Schötter (Dr. Joh.). **Johann**, Graf von Luxemburg und König von Böhmen. — Luxemburg, bei V. Bück 1865. 8°. 2 Bände. I. Th. XII, 392. II. Th. VIII, 320.

In dem vorliegenden Werk hat der Herr Verfasser alles geleistet, was jahrelange Anstrengungen eines unermüdlichen Bienenfleißes eben zu leisten vermögen. Zur Steuer der Wahrheit muß man ihm nachrühmen, daß er nichts ungelesen und unbenutzt ließ, was ihm bei der Ausarbeitung seiner Monographie irgendwie förderlich sein konnte. Er begleitet den Text seines Buches auf Schritt und Tritt mit dem Nachweis der Quellen, woraus er geschöpft und geht in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er selbst solche Data, die er offenbar nur zu eigener Orientirung nachgeschlagen, auch dann zum Besten gibt, wenn sie mit der Geschichte Johann's in keinem oder doch nur in einem äußerst losen Zusammenhange stehen, z. B. die lange Formel des „Eligo" bei der Kaiserwahl Heinrich's VII. Indeß bleibt ein Allzuviel

dieser Art doch immer ein Zeugniß eines redlichen Eifers. Weniger günstig gestaltet sich unser Urtheil, wenn wir die Neuheit des Stoffes, den uns der Hr. Verfasser in seinem Werke bietet, oder die historiographische Kunst, womit er ihn formt und gliedert, einer Prüfung unterziehen. Johann erscheint auf dem Titel in doppelter Eigenschaft: als Graf von Luxemburg und als König von Böhmen. Ueber den Grafen Johann erfahren wir nun allerdings manche bisher unbekannte Einzelheiten, da das ihnen zu Grunde liegende Urkundenmaterial aus den Kopialbüchern des königl. großherzoglichen Archivs in Luxemburg erst jetzt von dem verdienten Würth-Paquet zu Tage gefördert und in den Heften des Luxemburger Alterthumsvereines der Oeffentlichkeit übergeben ward. Für den König Johann dagegen hat Schötter keine archivalischen Eroberungen von Wichtigkeit gemacht oder machen können, obschon Johann erst durch die Berufung auf den böhmischen Königsthron jenen Machtzuwachs gewann, der ihm die Möglichkeit erschloß, auf der Schaubühne der europäischen Politik und Geschichte eine Rolle zu spielen. So fleißig nun auch Schötter's Monographie die vielfach zerstreuten Nachrichten über König Johann zusammengetragen hat, so bereichert sie doch sein Bild mit keinem einzigen neuen Zuge; denn ihr stand, wie allen bisherigen Forschungen über Johann, nur die Eine vorhandene Hauptquelle zu Gebote: die altbekannte und bereits vielfach ausgebeutete Königsaaler Chronik des Abtes Peter aus Zittau, der dem König Johann nicht allein als Privatperson nahe stand, sondern auch bei dessen öffentlichem Auftreten wiederholt intervenirte, daher auch Personen und Verhältnisse der damaligen europäischen Politik viel genauer kannte, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Wenn wir aber in der Königsaaler Chronik lesen, wie unverantwortlich Johann seine Regentenpflichten vernachlässigt; wie er nur Abenteuern, Lustgelagen, Turnieren, Damen und Kämpfen nachjagt; wie er sich in allen Ländern Europa's herumtreibt und in alle politischen Angelegenheiten fremder Monarchen einmischt; wie er in seinem Königreich — Dank seiner beständigen Abwesenheit — die tollsten Unordnungen, Zerwürfnisse, Fehden, Parteiungen und Gewaltthätigkeiten einreißen und gewähren läßt; wie er sich an seinen Unterthanen die unerhörtesten Gelderpressungen und Spoliationen erlaubt; wie in Böhmen mit dem allgemeinen Elend eine grenzenlose Entsittlichung um sich greift; wie Böhmen durch Johann's Schuld an den Rand des materiellen und moralischen Ruins gedrängt wird: so muß es uns einigermaßen befremden, daß Schötter alle diese Thatsachen, weil er nicht anders kann, wohl zugibt, deßohngeachtet aber den Charakter Johann's viel höher taxirt, als jene Thatsachen es erlauben. Neben der durch persönliche Rücksichten unbeirrten Wahrheitsliebe des Königsaaler Abtes erscheint die Parteilichkeit Schötter's wie eine arge Schwäche, die schwerlich dadurch entschuldbarer wird, daß auch Palacky's Geschichte in der Schilderung Johann's von einer gewissen Schönfärberei nicht ganz loszusprechen ist. Wie Johann's persönlichen Werth, so überschätzt Schötter auch dessen politische Bedeutung, wenn er ihn als den „einflußreichsten Monarchen des 14. Jahrhunderts" bezeichnet. — Bei der Anordnung des umfangreichen Stoffes erinnert Schötters Buch, indem es strikte die Abfolge der Jahre als leitenden Gesichtspunkt festhält, an die einfache, aber auch kahle Chroniken-Manier. Diese mechanisch-anreihende Erzählungsmethode paßt jedoch nicht recht zu den verschlungenen Linien, in welchen sich das unstete, abenteuerliche und vagabundirende Leben Johann's bewegte. **A...z...r.**

Heimatsklänge. Eine Sammlung von Gedichten in der Mundart der Deutschen in Nordböhmen. Herausgegeben von Dr. Anton Jarisch. Zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. Wien 1864, Sommer. VIII, 134.

Die neue Auflage des Büchleins stimmt mit Ausnahme von sieben neu hinzugekommenen Gedichten (von S. 97—128) und von unerheblichen Verbesserungen abgesehen, mit der 1853 erschienenen ersten Auflage ganz überein. Neben manchen Gedichten von fadem Geschmacke stehen einzelne Stücke, die durch ihren frischen und natürlichen, zuweilen humoristischen Ton ansprechen. Gleich das erste Gedicht, im Warnsdorfer Dialekt, von Joachim Liebisch (dem auch das S. 23 stehende „Billardspiel" als poetisches Eigenthum zuzusprechen ist), behandelt das beliebte Thema des verliebten Hans mit der rechten Naivetät der Darstellung, die wir an einigen Gedichten des Herausgebers vermissen; der Styl der breiten Schilderung „Wie's ei Wiena zugieht" ist z. B. stellenweise mehr als naiv und erinnert an die traurigen Zeiten des wahr-

haft beschränkten Unterthanenverstandes. Heutzutage soll der Dialektdichter nicht vergessen, daß er mit berufen ist, an der Bildung des Volkes zu arbeiten. Ein wesentlicher Vorzug von Schriften im Dialekte ist stets die treue Wiedergabe der Volkssprache, deren Sprödigkeit gegenüber dem Zwange unserer Schrift- und Dichtersprache so viel wie möglich bewahrt bleiben soll. Dem Charakter des nordböhmischen Dialektes, den Jarisch sehr unrichtig als „sogen. deutschböhmischen" aufführt (S. VIII), widerspricht z. B. der Abfall von e: ei dan grußa Loch (Loche) oder Fügungen, wie „trinken, ohne auszeruhn" oder „Sai de Stube non su kleine"; ich zweifle sehr, ob gleich die erste Zeile in der Mundart „Ej Brief ei meine lieben Landsleute" richtig nordböhmisch ist. In diesem Briefe, der im populärsten Tone den Werth unserer Mundart bespricht, steht noch immer, auch in der verbesserten Auflage, daß der Franzose viel Wind macht und der Engländer ein Lügenteufel ist; das sei an der französischen und englischen Orthographie wohl zu erkennen. Der Herr Dechant hätte wenigstens den Lügenteufel in der 2. Auflage weglassen können. Druckfehler stehen in dem Buche verhältnißmäßig wenige; einige sind alte Schäden, z. B. S. 42: A hübsches Mejdl, a (jetzt o) Schlumpersaal für — saak. Wer mit der Mundart nicht näher bekannt ist, wird manchen Druckfehler schwer ins Reine bringen. —R.

Gedichte in Reichenberger Mundart. Gesammelt und herausgegeben v. Ferdinand Siegmund. Reichenberg 1865, Schöpfer und Waege. VIII, 87.

Ein Büchlein, dem wir mit Freuden unsern Empfehlungsbrief auf den Weg geben und das sich in mehrfacher Beziehung vortheilhaft von der oben besprochenen Sammlung unterscheidet. Während uns Jarischs Heimatsklänge jezuweilen an verklungene Zeiten erinnern, steht Siegmund mitten im frischen Leben der Gegenwart. Freilich ist der Reichenberger Dichter schon insofern im Vortheile, als seine Mundart eine große Stadt mit einheitlichen Interessen und regem Verkehr mit auswärts umfaßt. Das gibt der mundartlichen Dichtung ganz natürlich einen weiteren Gedankenkreis. Wir zweifeln nicht, daß Siegmunds Büchlein recht viele dankbare Leser finden wird. Den ersten Platz darin nimmt eine Parodie der Schiller'schen Glocke ein: „Der Tuchmacher von Ehedem" von F. Keil. Wenn Siegmund dieses zweifellos gelungene Gedicht klassisch nennt und sagt: „Was Hebel in seinen ‚alemannischen Gedichten', das hat Keil in unsrer Mundart geleistet," so kann freilich ein Nichtreichenberger andrer Ansicht sein; es gibt wenigstens manche andere Parodie auf Schillers Glocke, die man mit gleich viel Recht klassisch nennen könnte, z. B. eine rudolstädtische in Sommers Bildern und Klängen (4. Heft) unter dem Titel: „De Schittchen" (ein rudolstädtisches Gebäck). Holtei, dessen „Schlesische Gedichte" unter die besten Dialektdichtungen gehören, ist gleichwohl so bescheiden, Hebel als bedeutend größer anzuerkennen. Was uns in dem hübschen Reichenberger Büchlein nicht zusagen will, das ist der an einzelnen Stellen erscheinende allzu moderne oder sentimentale Anstrich. Nur zu leicht verfällt dann der Dialekt in eine seiner gesunden Natur sehr widerstreitende hochdeutsche Phrasenmacherei. Stellen wie: „Schwankt des Greises Jammerböld" (im schlechten Reim auf befiehlt, auch schriftdeutsch) oder „A tiefer Seufzer, wehmutsvoll — Hemmt meine Wanderlost" oder „Ich möchte ewig senken — Af dich, liebs Kindl du, mann Blöck" sind durchaus unreichenbergisch und durch und durch unvolksmäßig. Welch andern Klang hat dagegen das derb naturtreue Gedicht von der Wallfahrt nach Haindorf; das liest sich wie eine Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf im Gegensatz zu einer Idylle von Geßner. Was die Beigaben zum Verständniß der Mundart betrifft, so müssen wir leider gestehen, daß für Nichtreichenberger, denen wir das Büchlein auch empfehlen möchten, hie und da wenig gesorgt ist. Daß Uhr Ohr, glai gleich, Zoig Zeug ist, braucht nicht im Wörterbüchlein zu stehen; was heißt aber z. B. sich klaun (sich aus dem Staube machen), wichern (wimmern)? In Keils Tuchmacher ist eine große Zahl technischer Ausdrücke unverständlich, wir glauben, auch für einen Tuchmacher außer Reichenberg. —R.

Geschichte der Kreuzkirche in Reichenberg. Von P. Ant. Hoffmann. Reichenberg 1864.

Der Verfasser erzählt mit großer Gründlichkeit die Schicksale der von dem Italiener Marcus Antonius Chaniavelli i. J. 1696 erbauten, 1753 erweiterten und 1864 renovirten Kreuzkirche in Reichenberg, deren Gründung und Erhaltung zum großen Theile dem frommen Sinne der gräflichen Familie Clam-

Gallas zu danken ist. Der sehr fleißigen, den Stoff geradezu erschöpfenden Detailarbeit sind zwei Lithographien, die Ansicht der Kirche vom Jahre 1864 und das Bildniß des Dechanten Anton Ignaz Kopsch († 1775) beigegeben, welch' letzterer sich um die Schul- und Kirchenangelegenheiten Kratzau's, seiner Vaterstadt, und Reichenbergs, des Ortes seiner spätern Wirksamkeit, große Verdienste erwarb.

L. S.

Reihenfolge der Bürgermeister der Stadt Reichenberg (nebst einer kleinen Chronik der Stadt). Dem löblichen Magistrate und dem löblichen Stadtverordneten-Collegium der Stadt Reichenberg hochachtungsvoll gewidmet von P. Anton Hoffmann.

Ein Beitrag zur Geschichte Reichenbergs, der uns mit Ausnahme der fettgedruckten Bürgermeister Reichenbergs wenig Neues bringt. Die Feile der Kritik ist wohl an dieses Werkchen nicht gelegt worden, sonst hätte, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, nicht zum Jahre 1579 die in diesen Blättern (Mitth. J. III. 6 L. B. S. 114) bereits als irrthümlich nachgewiesene Ansicht von der Einwanderung des ersten Tuchmachers im genannten Jahre angeführt werden können.

L. S.

Das Recht in Böhmen und Mähren.

Geschichtlich dargestellt von Dr. Hermenegild Jireček. Ersten Bandes erste Abtheilung. Prag. Carl Bellmanns Verlag. 1865.

Der Verfasser unternimmt die Darlegung des Ganges der Rechtsentwicklung in Böhmen und Mähren, wo slavisches, deutsches, römisches und kanonisches Recht zusammentreffen und einander theilweise verdrängen. Von dem im J. 1863 begonnenen Werke desselben Verfassers: Slovanské právo v Čechách a na Moravě unterscheidet sich das vorliegende dadurch, daß jenes nur das slavische Recht zum Gegenstande hat, während dieses die gesammte Rechtsentwicklung in Böhmen und Mähren schildern soll. In der vor uns liegenden ersten Abtheilung, welche die Zeit bis zum Schlusse des X. Jahrhunderts behandelt, versucht der Verfasser zunächst den Boden zu begränzen und zu beschreiben, auf dem die darzustellende Rechtsentwicklung erfolgte. Er zieht die Gränzen Böhmens und Mährens jener Zeit, berichtet über die Ansiedlung, Stammes- und Geschlechtereintheilung wie auch Familienverfassung der nach Böhmen eingewanderten Slaven und setzt die letztern in Parallele mit den analogen, in der Militärgränze und in Serbien noch heutzutage sichtbaren Zuständen anderer Völker. Ackerbau, Bergbau, Gewerbe, Handel jener ältesten Zeit werden in einem besondern Abschnitt behandelt. Nach Entwurf dieser für das Verständniß der Rechtsgeschichte nothwendigen Grundzüge der gesellschaftlichen Verhältnisse übergeht der Verfasser zu dem eigentlich rechtshistorischen Theil seines Werkes. Er führt eine Reihe von Rechtsinstituten an uns vorüber: Gemeinbürgschaft, Vertragsrecht, außergerichtliche Verfolgung des Rechts, Verfahren bei Eigenthumsverletzungen u. s. w., überall vergleichend und analoge Bestimmungen anderer nationaler Rechtssysteme berücksichtigend. Bei Darstellung der Gemeinbürgschaft, die in der Haftung des Geschlechts für die von den Genossen verübten Unthaten bestand, hätte der Verfasser die Ähnlichkeit dieses Instituts mit der bei den Angelsachsen bestandenen Gesammtbürgschaft berühren können, aus der sich hier die Rügejury und das Geschwornengericht entwickelte. In den letzten Abschnitten der ersten Abtheilung werden die kirchlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse Böhmens und Mährens behandelt, namentlich die Beziehungen zum Frankenreiche. So bietet das Buch des Interessanten genug und hätten wir auch eine übersichtlichere Anordnung der einzelnen Abschnitte gewünscht, so sei es dem Leser doch als erster Versuch einer zusammenhängenden Rechtsgeschichte Böhmens und Mährens warm empfohlen.

J. U.

Die Wanderungen des Ahasver v. S. Heller. Wien 1865. Zamarski und Dittmarsch. 8°.

Die philosophische Lyrik hat in Deutschland eine Reihe bedeutender Vertreter aufzuweisen. J. Mosen hat mit hoher dichterischer Gestaltungskraft bei vorwiegend epischer Färbung im „Ahasver" und im „Ritter vom Wahne" dieses Feld bebaut. Mosen hier mit einer poetischen Gedankenschöpfung zu begegnen, ist eine große Aufgabe. Der Stoff enthält freilich Raum für die ganze Weltgeschichte und ist elastisch genug, um

eine Fülle von Gestalten aufzunehmen, und drängt dabei einen talentvollen Dichter zur schwungvoll elegischen Betrachtung hin. In den jüngsten Tagen ist in Oesterreich Robert Hamerling mit einem „Ahasver in Rom" hervorgetreten; vor uns liegt S. Hellers Gedicht „Wanderungen des Ahasver" in 40 Gesängen, noch unvollendet. Ein Endurtheil ist, wie es sich von selbst versteht, so lang nicht möglich, bevor nicht das Gedicht ganz erschienen ist, obwohl aus dem ersten Theil es sich schon ergibt, daß es dem Dichter gelingen wird, sich des Stoffes geistig zu bemächtigen. Mosen machte seinen Ahasver zum Repräsentanten der ganzen Menschheit:

Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Sclaverei,
Bis alle Ringe von der Kette springen
Und alle Menschengeister hier auf Erden
Ein seliges, ein herrliches Geschlecht,
Bis alle Menschen selber Götter werden.

Man wäre versucht zu glauben, daß Heller, der dieselbe Form wie Mosen (Terzinen) wählte, auch denselben Grundgedanken mit ihm theile. Der Dichter beginnt den ersten Gesang:

„Euch führt Ahasver
— — — vom düstern Kreuzesgrause
Durch alle Völker, jedes Land und Meer,
Bis zu der Gegenwart Entscheidungspause;
Vom Gott, der ward zum Menschen groß und hehr,
Zur Menschheit, die als Gott erhob sich wieder.

So zeigt der Dichter poetisch einen Orbis pictus, die Geschichte sieht sein Ahasver „wechselnd aufgerollt"; und wahrhaftig, es geht durch diese Gesänge der mächtige Pulsschlag der Geschichte. Die speculative Bedeutung unseres Gedichtes spricht der Dichter im 40. Gesange aus:

„Dein Weltgeheimniß nennt Antonius:
Es ist ein ewig Wirken, Leiden, Lieben."

Es wird dem genialen Dichter gelingen, sein Kunstwerk so harmonisch abzuschließen, wie es ihm gelang, die in den einzelnen Gesängen gegebenen Bilder poetisch zu verklären und sie unter die weltgeschichtliche Beleuchtung zu rücken. Wir begegnen einer Fülle herrlicher Schilderungen, die Situationen sind plastisch herausgemeißelt, alles Verschwommene ferngehalten. Ein schwungkräftiger Idealismus, ein Reichthum philosophischer Gedanken, ein tiefer Ernst der Weltanschauung gehen durch das ganze Gedicht. Heller geht nicht in dem alten ausgefahrenen Geleise, nichts krankhaftes oder sentimental elegisches, überall hohe ethische Gesinnung. Wie ergreifen die herrlichen Terzinen des 30. Gesanges! Die Energie, mit der Heller seine Weltbilder zeichnet und durchgeistigt, gibt auch der Sprache ein markiges Gepräge. Hier und da wird der Dichter freilich vom rhetorischen Pathos zu stark ergriffen, solche Stellen stechen stark gegen die kraftvollen Striche ab, mit welchen er seine weltgeschichtlichen Fresken hinzuzaubern versteht. Nirgends aber müht sich der Dichter unter der Wucht seiner Gedanken ab, rein und voll tönen diese Gesänge aus. Ein Reichthum neuer Bilder und wohlklingender Reime belebt das Gedicht. Die Schwierigkeiten für einen Dichter, welcher Probleme des Geistes in dichterische Anschauungen verwandelt, sind zu groß, um nicht hier und da ein Schwanken hervorzubringen; immerhin bleiben aber diese 40 Gesänge ein Kunstwerk, dessen Vollendung wir mit Freuden erwarten.

L. Ch.

Beitrag zur Dialekt-Forschung in Nordböhmen. Von Ignaz Petters. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Leitmeritzer k. k. Obergymnasiums. 1. Heftchen 12 Seiten. 1864. 2. Heftchen 1865. 12 S.

Wir Deutschen in Böhmen dürfen uns immerhin freuen, daß ein so tüchtiger Gelehrter, wie Herr Prof. Petters, seinen ganzen Eifer daran setzt, die deutschen Mundarten in Böhmen zu erforschen und für die deutsche Wissenschaft zu erschließen. Alle seine Arbeiten tragen ein streng wissenschaftliches Gepräge und haben sich auch bei den deutschen Fachgenossen allgemeine Anerkennung errungen. Auch seine beiden neuesten Schriftchen begrüßen wir mit lebhafter Freude, sie enthalten neuerdings sehr werthvolle Beiträge zu einem Wörterbuche des nordböhmischen Dialektes. Die Etymologien sind durchweg klar und besonnen, und werden durch eine ausgebreitete Kenntniß der einschlägigen Literatur gesichert. Wir müssen es uns hier allerdings versagen, auf all die interessanten Einzelheiten einzugehen, welche die beiden Schriftchen dem Sprachforscher ebensowohl, wie dem Freunde des Volksthümlichen darbieten; die wenigen nachfolgenden Bemerkungen aber mögen zeigen, mit welch lebhaftem Interesse wir die beiden Schriftchen gelesen haben und wie sehr wir wünschen, daß dem Verfasser zur Vollendung seines Werkes recht zahlreiche Bei-

träge aus allen Gegenden Böhmens zufließen mögen. Das Wort mansern, das P. durch „unnöthige Vorbereitungen treffen“ erklärt, kommt in Hainspach wie in Schlesien auch in der Bedeutung „herumtasten“ vor; beide Bedeutungen lassen sich übrigens sehr leicht vereinigen. In demselben Orte ist messeldrätsch (meiseldrätig) in übertragener Bedeutung ein Synonym von thierchtich (thiercht). Zu morksen gehört wohl auch ermurksen, in der Bedeutung erwürgen und abmorkeln, herumwelkern, ein Kind „mucheln“. Das Wort pærzelch (pærzel) bezeichnet in Hainspach einen Kopf mit vollen, zerzausten Haaren. Die Schreibung ümper für imper würden wir in so lange nicht anrathen, als die Etymologie des Wortes nicht vollkommen sichergestellt ist. Die Ableitung von unbære ist doch ziemlich problematisch. **G.**

Aufruf

zu

Beiträgen für das deutsche Sprichwörterlexikon.

Einer unserer besten Schriftsteller, Bogumil Goltz, hat behauptet, daß der kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz hat, den die deutschen Sprichwörter nicht durch und durch erbauen.

Diese schönen Worte hat mit Fug und Recht K. Fr. W. Wander (in Hermsdorf bei Warmbrunn) zum Motto für sein „Deutsches Sprichwörterlexikon“ gewählt, welches als ein wahrhafter „Hausschatz für das deutsche Volk“ seit 1863 bei Brockhaus in Leipzig erscheint.

Die Theilnahme an der Sammlung für dieses stattliche Werk, dem eine emsige Arbeit von mehr als 30 Jahren zu Grunde liegt, wird in immer weiteren Kreisen rege. Bisher haben 10 Lieferungen (zu 8 Bogen) die Presse verlassen; sie enthalten die Buchstaben A—F (die Sprichwörter sind nach dem ersten Hauptbegriffe alphabetisch aneinander gereiht) und schon weit über vierzigtausend Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Volksmunde, der reichsten Quelle der Sammlung, und aus zahlreichen Schriften alter und neuer Zeit. Wir Deutschböhmen aber, die wir doch auch im „Reiche“ wohnen, wenn gleich der Sprachgebrauch uns noch immer an andere, alte Zeiten erinnert, haben bis heute „kein A dabei gemacht“ und doch sagen uns die Polen nach: „Den Deutschen wird man nie durch Schreiben übertreffen.“

Daß wir, wie andere deutsche Stämme, einen reichen Schatz von Sprichwörtern und Redensarten als gute Zeugnisse von deutschem Gemüth und deutschem Humor besitzen und seiner nur zu wenig achten, davon mögen hier nur einige Proben Platz finden, die hoffentlich zeigen können, daß es der Mühe werth ist, den ganzen Schatz ans Tageslicht zu schaffen.

Ein Wörtchen, das weithin in Deutschböhmen gäng und gäbe ist, mag als ein guter Ausdruck unseres nationalen Rechtsbewußtseins und zugleich als ein treffliches Körnlein deutschen Witzes angeführt werden: Der Arme geht bei uns „auf deutschem Boden.“ Das Wort gilt eigentlich nur vom Barfüßigen und bekommt einen weitern humoristischen Beigeschmack, wenn der Arme die Sprachgrenze überschreitet; der čechische Bettler im deutschen Gebiete und der deutsche Bettler im čechischen — beide gehen „auf deutschem Boden“, was auch die Geschichtsforscher dagegen einzuwenden haben. Oder wie witzig ist ein Sprüchlein vom Riesengebirge: Von Michehejl boß ze Wenzeslaus hon de Weiber's Recht; vom 29. September bis zum 28. haben wir gerade das volle Jahr! Doch dem Uebermuthe ist bei alledem eine Schranke gesetzt; in Wernstadt heißt es: Unser Herrgout leet d'r Ziege 'n Zol nej zu lang wochsen, was eine schöne Variante zu dem bekannten Texte von den hoch aufschießenden Bäumen liefert.

Während der hoch- oder schriftdeutsche Skrupelmann oder Schulfuchs den Kümmel spaltet, um seine Sache so gründlich als möglich abzufertigen, sagen unsere Landsleute von einer neugierigen Kümmernus: A wills bis of die Kümmelwurzel wessen; tiefer kann man gewiß nicht nachforschen!

Soweit wären unsre Sprüchlein harmloser Natur, es gibt aber auch mitunter interessante Stichwörter von lokalem Charakter, deren Ursprung oft schon längst verdunkelt ist. Davon wissen z. B. die Buchauer zu erzählen (oder eigentlich ihre freundlichen Nachbarn); warum in Nordböhmen die Trägheit auch die Bleiswedler Staupe heißt, davon ist heute in dem rührigen Wesen der Leute kein Grund zu finden. Ein trefflicher Volksschriftsteller, Ludwig Aurbacher, hat den wahren Ausspruch gethan: „Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme; es wäre das

ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben bei ihnen abgekommen sei.“ Das möge sich Buchan und Bleiswedel gesagt sein lassen!

Neben dem unerschöpflichen Quell des Volksmundes liegt noch eine Menge verborgener Goldkörner in unserer heimatlichen Literatur. Die Betheiligung am deutschen Sprichwörterlexikon möge sich also (nach) Wanders Einladung) erstrecken:

1. Auf Sammlung der lokalen oder provinziellen Sprichwörter aus dem Volksmunde, aus Lokalblättern, Ortschroniken u. s. w. Wie jede größere Stadt, so hat auch der kleinste Ort seine eigenen Sprichwörter.

2. Auf Sammlung in bestimmten Berufskreisen und ihrer Literatur, z. B. Sprichwörter in Werkstätten, beim Ackerbau, in Gast- und Schenkstuben.

3. Auf Sammlung der Sprichwörter aus gewissen Literaturzweigen, z. B. den Postillen, den Kalendern, den Volksbüchern, einzelnen Zeitschriften oder der Tagesliteratur überhaupt.

4. Auf Ergänzungen, Nachträge, Zusätze, Berichtigungen zu dem bisher Erschienenen. Zum Letzten möge hier ein Beispiel geliefert werden:

Wander gibt unter den 117 Sprichwörtern über Affe eines vom Affen von Heidelberg. Es ist ein steinerner Affe auf der Heidelberger Brücke mit der Inschrift: „Was tuest mich angaffen, hast nie gesehn alt' Affen? Zu Heidelberg schau hin und her, du findest meinesgleichen mer.“ Daran schließt sich eine Stelle im Hussitenkrieg von Zacharias Theobald (von Schlaggenwald), wo mit Bezug auf den unfreiwilligen Aufenthalt des Papstes Johannes XXIII. das „alte“ Sprichwort erwähnt ist: „Hat doch der Pabst zu Rom den alten Affen zu Heidelberg schawen müssen.“ Das fehlt in Wanders Lexikon.

In allen Fällen der Theilnahme an der Sammlung wird die Angabe der jeweiligen Quellen nöthig sein, wie auch bei historischen, mundartlichen u. dgl. Sprichwörtern die Beifügung der zum Verständniß gehörenden fraglichen, lokalgeschichtlichen u. s. w. Erläuterungen.

Im Vorworte zum ersten Bande, der voraussichtlich mit G abschließen wird, sollen die Namen sämmtlicher Beitragenden genannt werden.

Alle Nachträge und Berichtigungen zu den bereits gedruckten Lieferungen werden am Schluß des ganzen Werkes erscheinen.

Wer nicht direkte Zusendung durch die Post an K. F. W. Wander in Hermsdorf bei Warmbrunn (Preußisch-Schlesien) oder an die Verlagshandlung vorzieht, wird gebeten, seine freundlichen Beiträge zu dem schönen Volksbuche durch Beischluß einer Buchhandlung seines Ortes an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig gelangen zu lassen.

Eingesandte Werke.

Andachts-Lieder, Katholische, für das ganze Kirchenjahr. Prag. B. Stýblo.

Baldamus Eduard, die literarischen Erscheinungen, der letzten 20 Jahre 1845 — 1864 auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft. Mit einem Anhange der wichtigsten Karten und Pläne Europa's aus dem letzten Jahrzehent. Prag. H. C. J. Satow. 1865. 8°.

Baldamus Eduard, Schleswig-Holstein-Literatur. Verzeichniß der in den Jahren 1863 und 1864 mit Bezug auf die Herzogthümer und den deutsch-dänischen Krieg erschienenen Bücher, Karten und Pläne. Prag, H. C. J. Satow. 1864. 8°.

Bericht über die vom 7. bis 12. September 1864 in Pilsen abgehaltene erste vereinigte Ausstellung der Industrie und Gewerbe des pilsner Handelskammer-Bezirkes sowie der Landwirthschaft des pilsner Kreises. Pilsen. Carl Maasch. 1865. 8°.

P. Dobicer Fr. Jos., Kamzikostřelci aneb: Císař Maximilian na stráni Martinské. Pro dospělejší mládež. (Druhé úplně opravené vydání.) (S ocelorytinou.) V Praze B. Stýblo. 1865. 8°.

J. S. Dýka. Historický román, z doby veliké revoluce francouzské, dle Oettingera třetího vydání. Hradec Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.

Dr. Ehrlich Joh. Nep. Fundamental-Theologie. 2 Theile. Prag. Friedrich Ehrlich. 1862. I. Theil: Leitfaden für Vorlesungen über die allgemeine Einleitung in die theologische Wissenschaft und die Theorie der Religion und Offenbarung. Prag, 1859. II. Theil: Leitfaden für Vorlesungen über die Offenbarung Gottes als Thatsache der Geschichte. Prag, 1862. 8°.

Dr. Ehrlich Joh. Nep., Der Buddhismus und das Christenthum. (Aus dem 2. Hefte der

apologetischen Ergänzungen zur Fundamentaltheologie besonders abgedruckt.) Prag, Friedrich Ehrlich 1864. 8°.

Dr. Ehrlich Joh. Nep., Apologetische Ergänzungen zur Fundamental-Theologie. 2 Hefte. Prag. Friedrich Ehrlich. 1863 und 1864. 1. Heft: II. Die Beweise für das Dasein Gottes und ihr Zusammenhang. II. Die Bedeutung der heidnischen Opfer vor Christus. III. Zur Erklärung des Entstehens der Volksreligionen. 2. Heft: IV. Der Buddhismus und das Christenthum. V. Der Mensch und der Staat. 8°.

Frencl Innoc. Ant., Posvátní zvukové. — Modlitby a uvažování pro vzdělané paní a panny od Albacha. Dle jedenáctého vydání. Druhé vydání. V Praze. B. Stýblo. 16°.

Hočárek F. Malý Bosko čili: 100 kouzelných kousků, které se dají velmi snadno vyváděti pro zábavu a obveselení ve společnostech. S přídavkem několika žertovných kousků s kartami a několika předpisů na strojené inkousty a rakéty. Dle vlastní zkušenosti a nejlepších spisů. V Praze. B. Stýblo. 16°.

Jawurek Joh. K. Satzlehre der deutschen Sprache, mit auserlesenen, dazu gehörigen Aufgaben, nebst einem Anhange „einige Piecen aus der Weltgeschichte" für die erste Unter-Realschule. Königgrätz. Ladislav Pospíšil. 1859. 8°.

Kašpar Jos. V. Dívčino srdce. Dárek pro naši milou mládež. Závistivá sestra — Žofie — Valerie — Emilie — Nevinný klep. V Praze. B. Stýblo.

Dr. Kratzmann Emil. Marienbad. Handbuch für Kurgäste. Mit 12 Stahlstichen. Prag. Fried. Ehrlich. 1864. 12°.

Prof. Dr. Löschner. Die Mineral-Quellen von Königswart vom physikalisch-chemischen und medicinisch-therapeutischen Standpunkte geschildert. Prag, H. Dominikus, 1865. 8°.

Náhlík Ferd. Führer durch die böhmische Schweiz als Anschluß an die sächsische Schweiz. Böhmisch-Kamnitz. Julius Reinhold. 12°.

Náchodský A. B. Rodina Zárubova. Původní povídka ze života, pro mladý i dospělý věk. V Hradci Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.

V. F. Návštěva z Ameriky. Povídka pro mladý i dospělý věk, od Viléma Herchenbach-a. V Hradci Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.

P. Novotný Josef. Následování Krista dle Tomáše Kempenského. Modlitební knížka obsahující: modlitby ranní, večerní, ke mši svaté, k zpovědi a k přijímání, litanie a mnoho písní, křižovou cestu se 14 vyobrazeními, spasitelné rozjímání s 10 obrázky a. t. d. V Praze. B. Stýblo. 16°.

Oettl Joh. Nep. Der Prinzstock mit Wabenrähmchen. Keine Bienenwohnung über ihn! was einfache, leichte und bequeme, dabei milde und humane, zugleich reichlich lohnende, und überhaupt — zweckmäßige und rationelle Bienenbehandlung betrifft. Eine Monographie und gewissermaßen ein Nachtrag zu dem Buche „Klaus, der Bienenvater aus Böhmen." Mit dem Portrait des Verfassers und 22 Abbildungen auf 2 Tafeln. Prag. Friedrich Ehrlich. 1864. 8°.

Crha Václav A. Blahořečenky. Původní český gratulant pro mládež. V Praze. B. Stýblo. 1865. 16°.

Paleček Ant. Cvičení mluvnická, pravopisná a slohová pro žáky 2. a 3. třídy obecných a hlavních škol. Druhé vydání. V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.

Pečírka Josef. Příklad, aneb: malíř mezi divými lidmi. Povídka pro mladý i dospělý věk. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem.) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.

Pečírka Josef. Sirotek, aneb: „Nechte maličkých přijíti ke mně." Povídka pro mládež a přátele její. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem.) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.

Pečírka Josef. Králova životní stráž. Povídka pro mladý i dospělý věk. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.

Pečírka Josef. Záhuba města Pompeji, čili: Bázeň Boží a důvěra v Boha. Povídka z prvních dob křesťanství pro mládež a přátelé její. Dle Nýricova vypravování. (S ocelorytinou.) V Praze. 1865. B. Stýblo. 8°.

(Fortsetzung folgt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 31. Januar 1866.

17.

Springer und die čechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig, Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

II.

Trotz der außerordentlichen Anstrengungen, welche für die Hebung der čechischen Literatur gemacht wurden, gelang dies doch nicht in dem Maße, daß das immer wachsende Nationalgefühl der Čechen befriedigt worden wäre. „Ein kleiner Stamm, sagt Springer, dessen Angehörige häufig eine Amphibiennatur besitzen und sich in der deutschen Sprache ebenso geläufig wie in der Muttersprache ausdrücken können, vermag trotz aller Anstrengung einzelner Patrioten mit der literarischen Entwicklung der Hauptvölker Europa's nicht gleichen Schritt zu halten. Eine nachhinkende Literatur aber kann in einer Zeit allgemeiner Erschlossenheit der Nationen gegen einander keine dauernde Wirkung üben, sie verliert selbst im engen Kreise ihrer Pfleger und Förderer allmälig an Interesse. Schon der Umstand, daß für jedes literarische Fach gewöhnlich nur ein Vertreter gewonnen werden konnte, der Wetteifer im Schaffen, die unbefangene Kritik — jedes einzelne verdammende Urtheil vernichtete einen ganzen Literaturzweig — gänzlich fehlte, ließ die nationale Bewegung, soweit sie wissenschaftlichen und künstlerischen Zielen nachstrebte, erfolglos erscheinen. Die Thatsache, daß ein „Nachhall" heimischer Volkslieder die beste Leistung der neueren čechischen Poesie bildete, erregte billig Zweifel an ihrer Entwicklungsfähigkeit über die ursprüngliche Grundlage hinaus. Das klare Bewußtsein dieser natürlichen Schwierigkeiten war nicht vorhanden, bis zur Stunde herab wird wenigstens äußerlich das Ideal einer selbständigen Literatur festgehalten und die Möglichkeit einer Absonderung vom deutschen Wesen behauptet; seit der Julirevolution aber gewann die literarische Bewegung der Čechen doch immer mehr eine politische Färbung. Allerdings fehlte ihnen jedes bestimmte politische Programm. Sie traten zunächst nur für die Rechte der Volkssprache in die Schranken und forderten die geistige Ausbildung des bisher in seiner Entwicklung zurückgehaltenen Stammes. Das war das Klügste was sie thun konnten. Hätten die čechischen Patrioten bestimmte Verwaltungsreformen vorgeschlagen und damals schon wohl gar besondere Grundzüge der österreichischen Verfassung aufgestellt, so würden sie nicht lange die Eintracht in ihren Kreisen gewahrt, sehr rasch der unmittelbaren Verfolgung durch die Regierungsgewalten sich ausgesetzt haben. So aber erhielten sie die Sympathien der Menschenfreunde, welche für jeden Fortschritt der Volksbildung schwärmten, sie gewannen die Gunst der zahllosen Unzufriedenen, der Regierungsfeinde, welche den innern Gegensatz zum herrschenden Systeme auch aus den friedlich klingenden Forderungen der Čechen herausfühlten.

Auch in den Kreisen des mittleren Bürgerstandes fanden die nationalen Bestrebungen großen Beifall; der Gewerbsmann war dankbar für die Ehre, die seiner Sprache, seinen Sitten angethan wurde; er hatte bisher in dem Glauben gelebt, sich beider schämen zu müssen. Dem Gebildeten eröffnete sich durch die Theilnahme an der nationalen Bewegung die Aussicht, die Einförmigkeit des Lebens wohlthätig zu unterbrechen; sie bot ihm Ersatz für die mangelnde politische Thätigkeit. Endlich schlossen sich auch einzelne adelige Ständemitglieder den Patrioten

in der Hoffnung an, ihr Ansehen dadurch zu mehren und sich in den Augen der Hofkanzlei furchtbar zu machen.

Die čechische Bewegung wechselte auf diese Weise ihre Bahn. Noch immer vertrat dieselbe zwar sprachliche Interessen; es galt aber von nun an nicht mehr so sehr der literarischen Ausbildung der halberstorbenen Sprache, sondern vielmehr ihrer Anerkennung im öffentlichen Leben. Diese aber konnte nur durch eine fortgesetzte Agitation erreicht werden. Immer und immer wieder mußte auf das Volk gewirkt, mußte nachgewiesen werden, wie unerträglich der Druck sei, den es dulde, wie wenig noch geschehen sei, um das unveräußerliche Recht der Nation zur Wahrheit zu machen. Auf diese Weise näherten sich die čechischen Patrioten dem politischen Gebiete. Nur bei oberflächlicher Betrachtnng konnte, was sie anstrebten, dem Staatswesen fremd erscheinen und ob in einer Provinz der Gebrauch der deutschen oder der böhmischen Sprache vorherrsche, für die Fortdauer der bestehenden Verfassung gleichgiltig bleiben. Daß der überlieferte Absolutismus in Oesterreich der čechischen Bewegung nicht entgegen trat, ist eben nur ein neuer Beweis, daß derselbe mit dem deutschen Volksthume nichts gemein hatte; ja, was Springer nicht hervorgehoben hat, der Absolutismus hat die čechische Bewegung oft und vielfach begünstigt. Nirgend fanden die literarischen Bestrebungen der Čechen eine wärmere Anerkennung und Aufmunterung als in den österr. Blättern für Literatur und Kunst, dem Beiblatte der officiellen Wiener Zeitung.

Der čechische Patriotismus bedrohte nicht unmittelbar die augenblicklich giltige Staatsform, ja er zeigte sich dem Absolutismus damals sogar sehr gefügig und konnte den kurzsichtigen Staatsmännern Oesterreichs ziemlich ungefährlich erscheinen. Selbst bei den Gegnern erregten die čechischen Agitationsmittel wegen ihrer Kleinlichkeit mehr Spott, als Besorgniß. Aber gerade, weil die Čechen auch das kleinlichste Agitationsmittel nie verschmähten, den geringsten Erfolg ausbeuteten, gewannen sie immer neue Stützpunkte, die Bewegung erweiterte ihren Raum, die Agitationsmittel wurden größer, gewichtiger und ihre Kraft und ihr Selbstbewußtsein steigerte sich von Tag zu Tag.

Mit unschuldigen Waffen in der Hand begannen die čechischen Parteien den Kampf. Sie veranstalteten in kleinen Landstädten Deklamationsübungen und in Prag zur Carnevalszeit öffentliche Bälle, in welchen die čechische Sprache ausschließlich herrschte; sie gründeten sogenannte Ressourcen, deren Mitglieder nach und nach in strenger Parteidisciplin geübt wurden, und gegenseitig für einander einstanden. Sie stifteten eine Mutterlade (matice), zunächst zur materiellen Pflege der Literatur bestimmt, aber auch vortrefflich geeignet einen Stamm zuverlässiger und unbedingter Anhänger heranzubilden. Bei dem geringen Betriebssinne čechischer Buchhändler — man durfte beinahe ohne groben Irrthum von ihnen in der Einzahl sprechen, — mußte der Weg der Association eingeschlagen werden, um die Schriftsteller zur Thätigkeit zu ermuntern und ihre Werke unter die Leute zu bringen. Die Mitglieder dieser „Matice", über das ganze Land zerstreut, waren die eifrigsten und natürlichsten Werkzeuge, wenn die Führer bei passender Gelegenheit die nationale Bewegung auf das politische Gebiet verpflanzen wollten. An Rührigkeit ließen es die letzteren keineswegs fehlen. Sie ersetzten, was ihnen an wirklicher Macht etwa abging, durch ihre Allgegenwart. Nichts erschien ihnen so klein und so unbedeutend, daß sie es mit den čechischen Interessen zu verflechten, für ihre Zwecke auszubeuten verschmäht hätten; jeden Anlaß ergriffen sie mit leidenschaftlicher Hast, um bald an ihr langes Marterthum zu erinnern, bald ihre unverjährbaren Rechte, ihre billigen Forderungen laut auszusprechen. Und wenn sie sich auch zuweilen mit dem Fluche der Lächerlichkeit beluden, wie z. B. als sie bei der Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst Guttenberg in einen Kuttenberger verwandelten: so schreckte sie auch dieser Preis nicht ab. Sie hatten wenigstens die Genugthuung, die öffentliche Aufmerksamkeit dauernd zu beschäftigen." Also auch das trug zum Erfolg der čechischen Bewegung bei, daß sie Führer hatten, welche sich ganz der nationalen Sache widmeten, und kein Mittel scheuten, wenn es nur zum Ziele führte. „Der Erfolg rechtfertigte ihren Operationsplan. Die Stiftung des Grafen Sternberg, das böhmische Museum, war glücklich in ein čechisches Institut verwandelt worden. Die čechische Museumszeitschrift wurde der Mittelpunkt der nationalen Literatur." Das Museum war ursprünglich beiden Nationalitäten gewidmet: jetzt herrschte in den Räumen desselben ungestört das čechische Element,

„die Sammlungen, die Verwaltung nahmen mit jedem Jahre einen ausschließlicher čechischen Charakter an.“ Für die Deutschen war der Verlust des Museums unersetzlich; den Čechen diente das von der Regierung geschützte Institut als fester Rückhalt. „Bald darauf brachten die Patrioten auch den böhmischen Gewerbverein unter ihre Botmäßigkeit. Ein Deutscher, Namens Kreuzberg, hatte das größte Verdienst um die Gründung des Vereins, welcher zuerst ohne große Erfolge, aber in aller Friedlichkeit seine unmittelbaren Zwecke verfolgte und durch Vorträge, Herausgabe von Volksschriften und periodische Versammlungen der Mitglieder an der Entwicklung des gewerblichen Lebens arbeitete. Die Möglichkeit, mit Hilfe des Gewerbvereins die Agitation durch das lebendige Wort zu fördern, wie das Museum die Mittel zum Betriebe derselben durch das gedruckte Wort darbot reizte die Čechen.“ Der Gewerbsverein sollte in eine parlamentarische Vorschule umgewandelt werden. „Allmälig wich die wahre Aufgabe des Vereins vor dem Streben, das Recht und das Gewicht der nationalen Bewegung geltend zu machen, in den Hintergrund und nicht mit Unrecht schleuderten die Gegner gegen die Čechen den Vorwurf, daß sie den Gewerbverein als ein bloßes Werkzeug für fremdartige Zwecke benutzten. Die Čechen erreichten so viel, daß die Namen der hervorragenden Leiter weit über den Kreis der Parteigenossen bekannt wurden, daß die Gewohnheit immer und überall von den čechischen Rechten zu hören, dieselben schließlich legitim fand, die Bestrebungen der Čechen, über welche man anfänglich gutmüthig spottete, jetzt Furcht und Schrecken erregten.“

Endlich wurden die Deutschen auch noch in der Tagespresse überflügelt. Im J. 1846 war der čechische Schriftsteller Karl Havlíček aus Rußland zurückgekehrt und hatte die Redaction der officiellen Zeitung übernommen, fest entschlossen, dieselbe trotz aller Hindernisse den čechischen Interessen dienstbar zu machen und er siegte, Dank der Beschränktheit der Polizeicensur, welche nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstand, Dank der Fähigkeit der Čechen nach Freimaurerart sich einer Geheimsprache zu bedienen. Der Nichteingeweihte mochte billig staunen, daß Havlíček's Zeitung der irischen Angelegenheiten einen so großen Raum gönne und bei ihren Lesern eine so eingehende Theilnahme für O'Connel und die Repealbewegung voraussetze. Es war zwar bekannt, daß die österreichischen Zeitungen über die heimischen Zustände ein strenges Schweigen beobachten und nothgedrungen ihre Spalten mit Berichten aus den entlegensten und gleichgiltigsten Ländern füllen mußten. Aber diese Einseitigkeit, diese einförmige, ewig wiederkehrende Schilderung englischer Gewaltsamkeit und irischen Leidens zeugte denn doch von einer groben Nachlässigkeit der Redaction. Die Čechen wußten es besser. Die angeblich fremden Blättern entlehnten Correspondenzen aus Tipperary und Cork hatte Havlíček selbst geschrieben, unter falschen Namen die feindseligen Verhältnisse zwischen Čechen und Deutschen, die despotischen Maßregeln der Regierung, die Hoffnungen des čechischen Volkes gezeichnet. Wenn die Čechen von der Härte der englischen Minister, von dem Uebermuthe des englischen Volkes lasen, so dachten sie an die heimische Regierung und an die Deutschen in Oesterreich, wenn sie von der Repealbewegung hörten, so machten sie unmittelbar die Anwendung auf die eigenen Verhältnisse und sannen nach, wie sie einen ähnlichen Verein, die deutschösterreichische Herrschaft zu lockern, in Böhmen begründen könnten.“ Es mag unrecht sein, daß Havlíček von der Regierung sich bezahlen ließ, und dafür gegen sie agitirte: allein in der čechischen Bewegung galt der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, genau so wie bei den Jesuiten. Der Zweck wurde doch erreicht. Durch Havlíček ist die Tagespresse unter den Čechen populär geworden und hat seit jener Zeit einen unglaublichen Einfluß auf die Hauptstütze der čechischen Agitation, auf das Landvolk und das Kleinbürgerthum gewonnen. Während es heute noch in Deutschböhmen zahlreiche Dörfer gibt, wo auch nicht eine einzige Zeitung zu finden ist, hält fast jeder vermögende čechische Bauer sein Journal und folgt unbedingt der Ordre, die ihm durch dasselbe gegeben wird. An der Tagespresse hatte die nationale Bewegung den treuesten und mächtigsten Verbündeten gewonnen, der das Volk disciplinirte, begeisterte und ihm das richtige Verständniß erschloß für die weitsichtigsten Pläne seiner Patrioten. Die Deutschen in Böhmen hatten vor dem Jahre 1848 auch nicht ein einziges nationalpolitisches Blatt aufzuweisen.

So wurden die Deutschen von Position zu Position gedrängt, ohne auch nur einen erheblichen Widerstand zu leisten. Auch das gehört zu den günstigen Umständen für die Erstarkung der čechischen Bewegung, daß ihr in Böhmen niemals eine

geeinigte, starke, ihrer Mittel und Ziele bewußte deutsche Partei energisch entgegentrat. Springer hat leider in seiner österreichischen Geschichte die deutschen Verhältnisse in Böhmen wenig berücksichtigt, es ist das eine wesentliche Lücke in seinem Buche; aber für die Zeit vor dem Jahre 1848 ist diese Lücke leicht zu entschuldigen. Das war der Fluch des Metternichischen Systems, daß es die deutsche Nationalität in Oesterreich losriß von der großen deutschen Nation, ihrer gemeinsamen Mutter, daß es das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Vaterlande vollständig zerstörte und Mautschranken errichtete, damit auch nicht ein deutscher Gedanke befruchtend, anregend und belebend auf die deutschen Unterthanen des Reiches einwirke. Gerade die deutsche Nationalität schien dem allmächtigen Minister am gefährlichsten, weil sie am leichtesten von den freisinnigen Gedanken ihrer Stammesgenossen hätte angesteckt werden können; keine einzige Nationalität in Oesterreich ist daher von Metternich mit gleicher Härte behandelt, keiner sind die Lebensadern so unterbunden worden. Die Amts- und Regierungssprache mochte immerhin deutsch sein, das gehörte zur Bequemlichkeit der Regierung, was nützte es aber, wenn dafür alles geschah, um das Nationalbewußtsein der Deutschen vollständig hintanzuhalten. Von Kindheit auf gewöhnte man ihn, einen geographischen Begriff an die Stelle der Nationalität zu setzen, so daß er nicht sagte: ich bin ein Deutscher, sondern ich bin ein Böhme. Die Folge davon war, daß zur Zeit, als die Čechen immer siegreicher die nationale Fahne entfalteten, das deutsche Landvolk kaum ahnte, um was es sich handelte, und viele von den Gebildeten sich ohne Scheu und ohne Erröthen der čechischen Bewegung geradezu anschloßen.

Gerade die talentvollsten und berühmtesten Deutschböhmen sympathisirten damals mit der čechischen Bewegung, theils, weil der romantische Schimmer der čechischen Vergangenheit ihre poetischen Empfindungen weckte, theils aus jener Gutmüthigkeit, mit welcher der Deutsche so gern den Klagen unterdrückter Nationen seine Sympathie entgegen bringt, wenn er auch bald darauf wieder die Fußtritte derselben zu erwarten hat. Einen guten Theil ihres Erfolges hat die čechische Bewegung auch der deutschen Gutmüthigkeit zu verdanken.

Geschichte.

Dorfchronik. Geschichte der Ortschaften Massersdorf, Proschwitz und Neuwald nebst einer übersichtlichen Geschichte der betreffenden Herrschaften u. vielen Nachrichten aus der Gegend. Gesammelt u. zusammengestellt von A. Jäger. Reichenberg 1865. 2. u. 3. Lieferung.

Rüstig fördert der fleißige Dorfchronist sein Werk, das sicherlich zu den verdienstlichsten in seiner Art gerechnet werden muß. Wir können über die zweite und dritte Lieferung der Dorfgeschichten nur jenes Lob wiederholen, das wir bereits der ersten Lieferung gezollt haben. Mit wahrem Bienenfleiße sind die zerstreut liegenden Details zusammengetragen, übersichtlich geordnet und in jenem volksthümlichen, mit viel gesundem Humor gewürzten Tone dargestellt, der auch den mit den Lokalverhältnissen nicht näher vertrauten Leser zu fesseln versteht. Das Interesse an den geschichtlichen Ereignissen erhöht der Verfasser in anerkennenswerther Weise durch stäte Rücksichtsnahme auf die Verhältnisse der Gegenwart, indem er freisinnig und entschieden, als wackerer Kämpe des Fortschrittes dem Zopfe in der engeren Heimath entgegentritt und mit Wärme die von den Landbewohnern oftmals angefeindeten Errungenschaften unseres Jahrhunderts in Bezug auf Landwirthschaft, Industrie, Verkehrswege u. dgl. versicht. In den zwei neuen Lieferungen werden in 4 Capiteln (3.—7. C. S. 105—194) in eingehender Weise die Kirchen, Schulen, Mühlen und Kriegsbegebenheiten in der Gegend behandelt — vier in sich abgeschlossene getreue historische Bilder, von denen wir die über die Schulen und die Mühlen als wahrhaft gelungen bezeichnen dürfen. Wer den Dorfschulmeister in seinem historischen Jammer und Elend studiren will, der lese Jägers Capitel über die Schulen, aus dem wir andererseits mit Freude die lobenswerthen, mit großen Opfern einzelner Gemeinden verbundenen Fortschritte des Schulwesens der betreffenden Dörfer in der neuesten Zeit erfuhren. Wenn der Verfasser, wie wohl kein zweiter, in allen Verhältnissen seiner Heimath bewandert ist, so ist er es ganz insbesondere in der Geschichte der Mühlen, denen er mit sichtlicher Liebe, hie und da in fast poetischer Sprache (S. die alten Handwerks-

bräuche, die Wanderzeit S. 220 flg.) mit Recht ein eigenes Capitel widmet. — Proben aus den weiteren Lieferungen der schätzbaren Dorfchronik sind den Lesern der Mittheilungen im I. Heft dieses Jahrganges vorgeführt worden.

Zum Schlusse noch zwei Wünsche, deren Verlautbarung uns der Verfasser nicht übel deuten möge: Einmal würden wir gerne solche Partien, wie die Geschichte der Pesten (S. 296), die doch kaum zur Sache gehören, gestrichen sehen, das andermal wünschen wir den hie und da durchschlagenden Einfluß Rottek'scher Lektüre immer mehr vermindert. L. S.

Schuller Joh. Karl. Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. 2. verbesserte Auflage. Beigabe: Bibliotheca transsilvanica. Prag 1866. Credner. 8°. 57 S.

Der Zweck der vorliegenden Schrift ist bekanntlich, den Nachweis zu liefern, daß der Kern der heutigen Sachsen und Siebenbürger aus den Gegenden des Niederrheins stammen, woher die Ansiedler um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von König Geysa dem II. berufen worden seien. Der Verfasser sucht diesen Nachweis hauptsächlich aus der Aehnlichkeit der siebenbürgischen und der niederrheinischen Mundart, so wie der beiderseitigen Sitte und Sage zu führen und fördert hiebei in der That überraschende Parallelen zu Tage. Das Büchlein übt auf den deutschen Leser auch noch eine besondere Anziehungskraft, indem es zeigt, wie ein deutscher Volksstamm, der Jahrhunderte lang von seiner Nation getrennt sich entwickelte, unter den ungünstigsten Verhältnissen, umgeben von feindseligen Nationalitäten, unter dem Türkenjoche eben so gut, wie unter den Schrecken des Racenkampfes, sein deutsches Nationalbewußtsein wahrte und seine Zusammengehörigkeit mit der deutschen Mutternation nicht vergessen hat. G.

Medicin.

Eberle Dr. Ant. Die Thermen von Teplitz und Schönau und die gleichzeitige Anwendung der Electricität in den exudativen Krankheitsformen. Prag 1864. Dominicus. gr. 8°. 196. S.

Das vorliegende Werk ist von der medicinischen Fachkritik bereits als eine echt wissenschaftliche Leistung durchaus beifällig aufgenommen worden, so daß wir uns hier mit einer einfachen Anzeige desselben begnügen können. Unser berühmte Balneolog Prof. Löschner bezeichnete dasselbe als ein Werk, das sich den besten balneologischen Schriften würdig zur Seite stellt und empfiehlt dasselbe angelegentlich der allgemeinen Beachtung. P.

Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande, nebst einem Anhange über Augengläser, allgemein faßlich dargestellt von Dr. Ferd. Arlt, o. ö. Professor in Wien. Mit 1 Tafel in Farbendruck 3. umgearb. Ausgabe. Prag 1865. Fr. A. Credner. 8.

Der erfahrungsreiche Augenarzt und Operateur, unser berühmte Landsmann aus Graupen im Erzgebirge, ist mit dieser neuen Auflage seines in den 40ger Jahren zum ersten Male erschienenen Werkchens einem sehr gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen. Hat sich schon damals das Büchlein — keine jener blumenreichen, phrasengeschmückten, jetzt so sehr in die Mode gekommenen populär-wissenschaftlichen Styl-übungen, sondern der in schlichten, festen und klaren Zügen ausgedrückte Rath eines kundigen Meisters — Anspruch auf den Dank des Publikums erworben, so ist dies jetzt noch mehr der Fall, da bei dem täglich wachsenden Gebrauche des Auges zu angestrengter und bei künstlichem Lichte zu thuender Arbeit die Gefährdung des Gesichtssinnes eine steigende und allgemeinere geworden ist. Fehlt doch gar nicht viel, daß man den Satz proklamiren könnte, je gebildeter und fleißiger ein Mensch sei, ein desto weniger gutes Auge müsse er besitzen d. h. desto kurzsichtiger muß er durch Schreiben, Lesen, Zeichnen u. s. w. geworden sein. Da sich seit zwanzig Jahren der Schatz des ophthalmol. Wissens ungemein bereichert hat, so waren in dieser 3. Auflage noch mehr als in der 2. zahlreiche Zusätze und Umarbeitungen nöthig. Im ersten Abschnitte macht der Vers. den Leser mit dem Nothwendigsten über den Bau und die Thätigkeit des Auges bekannt, im zweiten bespricht er die Rücksichten, welche Eltern und Erzieher auf die Augen der Kinder zu nehmen haben. Der dritte Abschnitt enthält die Augendiätetik für Erwachsene, der vierte handelt von den regelwidrigen Zuständen des Auges und der fünfte von den Augengläsern. Eltern und Erzieher werden mit eindringlichen Worten auf die Sünden aufmerksam gemacht, die gegen die Augen der Jugend begangen

werden. Das Capitel über Brillen enthält Vieles auch für Aerzte willkommenes Wissenswürdige.

Die Sprache des Buches ist leichtverständlich, Fremdwörter sind gemieden, Druck und Papier lobenswerth. **D.**

Handbuch der öffentlichen Sanitätspflege für Aerzte, Juristen und jeden Gebildeten. Von Dr. Franz Xav. Güntner, k. k. a. o. Professor der gerichtl. Medizin ꝛc. Prag 1865. Fr. Aug. Credner k. k. Hofbuchhandlung.

Verfasser hat in zehn Abschnitten die gesammte öffentliche Sanitätspflege abgehandelt u. zw. handelt der 1. Abschnitt von der Sorge für eine gesunde Nachkommenschaft; der 2. für die Beschaffung guter Nahrungsmittel, der 3. für gesunde Wohnungen; der 4. für die Gesundheit bei den verschiedenen Beschäftigungen, der 5. für die Gesundheit bei dem Zusammenleben der Menschen in Städten und anderen bewohnten Orten, 6. für die Armen, 7. für den Gesundheitszustand bei herrschenden Epidemien, Endemien und Epizootien; 8. für den Bestand und die Erhaltung der in ihr Bereich fallenden Anstalten; 9. Sorge für die Ausbildung der dem Sanitätswesen zugehörigen Individuen und 10. die Sorge für den Sanitätsdienst selbst.

Das Werk empfiehlt sich durch seine bündige und leichtfaßliche Darstellung und entspricht den Anforderungen des Studirenden sowohl wie des prakt. Arztes. Druck und Papier sind untadelhaft. **D.**

Medicinische Zeitschriften.

1) Vierteljahrsschrift für die practische Heilkunde herausgegeben von der medic. Facultät zu Prag, Redaktion: Prof. Jos. Halla und Dr. Josef Kraft. 22. Jahrgang 1865. IV. Bd oder 88. Bd. der ganzen Folge. Prag, Verlag von Karl André. Enthält als Originalaufsätze: 1. Beitrag zur Kenntniß der excrementiellen Taurin- und Schwefelausfuhr beim Menschen, von Dr. W. Dreßler, Assistenten der 1. med. Klinik. 2. Untersuchung des Farbstoffes eines melanotischen Leberkrebses. Von Dr. W. Dreßler. 3. Melanin im Harne. Von Dr. Alfred Přibram, 1. Sekundärarzt im allgem. Krankenhause zu Prag. 4. Zwei Fälle von Extrauterinschwangerschaft. Beobachtet und beschrieben von Dr. Gustav v. Wiedersperg. 5. Zur Prognose und Behandlung complicirter Fracturen. Von Dr. E. v. Wahl in Sct. Petersburg. 6. Uiber Neuroktomie und Nervennaht. Vorgetragen in einer Versammlung von Aerzten von Prof. Szymanovsky in Kiew. 7. Die cutane Analgesie und ihr symptomatisches Vorkommen in verschiedenen Krankheiten. Vom Privatdozenten Dr. Smoler. 8. Uiber die giftigen Eigenschaften der Anilinfarben. Von Dr. E. Bergmann, Privatdocenten in Dorpat.

Die Analekten, d. i. Referate über interessante Arbeiten und Beobachtungen auf dem Gebiete der gesammten Medicin, wurden besorgt durch die Herren Dr. Boudi, Chlumzeller, Prof. Petters, Dr. Eiselt, Kaulich, Přibram, Breisky, Herrmann, Niemetschek, Prof. Pilz, Dr. Smoler und Prof. Maschka. Den Schluß des Bandes bilden Miscellen, Todesfälle und der literarische Anzeiger.

2. Die „Sitzungsberichte des Vereines practischer Aerzte in Prag", im Selbstverlage des Vereins. Verantwortlich Dr. Em. Přibram, Vereinssekretär. Druck v. A. Renn in Prag.

3. Prager medicinische Monatsschrift für Homöopathie, Balneotherapie und Hydropathie begründet von weild. Med. Dr. Altschul. XIII. Jahrgang. Herausgegeben und redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck und Verlag von Carl Bellmann in Prag.

Es stehen ferner noch zwei andere hervorragende medicinische Zeitschriften Deutschlands unter der literarischen Leitung von Landsleuten; diese sind:

1) die Würzburger med. Zeitschrift, redigirt von H. v. Bamberger und F. v. Scanzoni (Beide sind gebürtige Prager, und haben sowohl ihre Ausbildung an der hies. med. Fakultät erhalten als auch, als Assistenten, am Lehramte daselbst theilgenommen) herausgegeben von der phyſikal. med. Gesellschaft. Würzburg, Druck und Verlag der Stahelschen Buch- und Kunsthandlung.

Der im J. 1865 erschienene Band enthält von Bamberger einen Aufsatz über Asthma nervosum.

2) Die Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte unter der Redaktion von C. Braun, A. Duchek und L. Schlager. (Hievon ist Duchek, früher Assistent bei Prof. Hamernik und Halla, ein Prager.) Diese Zeitschrift erscheint unter

zweierlei Form, einmal als Wochenschrift und ferner unter dem Namen „medicinische Jahrbücher" in zweimonatlichen Heften, die im Jahre 2 Bände ausmachen. Wien, im Selbstverlage der Gesellschaft. Das am 25. Nov. 1865 ausgegebene Heft des Jahrgangs 1866 enthält einen Aufsatz unseres Landsmannes Dr. Wenzel Gruber, Professor der prakt. Anatomie an der med. chir. Akademie in St. Petersburg „Uiber die tiefe Lage der linken Niere."

Im Jahrbuche für Kinderheilkunde und physische Erziehung. Redigirt v. Widerhofer, Politzer und Schuller. Wien 1865. Selbstverlag der Herausgeber — erschien ein bemerkenswerther Originalaufsatz: „Die fettige und amyloide Entartung der Leber im Kindesalter" nach den im Franz Josef-Kinderspitale zu Prag gesammelten Erfahrungen. bearbeitet vom Docenten Dr. Steiner und Dr. Neureutter.

D.

Mundartliches.

Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgischen Mundart. Von J. K. Schuller. Prag 1865. F. A. Credner. XII.,76.

Willkommenes Material für den Dialektforscher, von dem um Siebenbürgen hochverdienten Verfasser († 10. Mai 1865) nur zum Theile verarbeitet. Die etymologische Untersuchung hat mancherlei Mängel, deren ausführliche Darstellung hier nicht geliefert werden kann; beispielsweise sind auf der ersten Seite die Worte abätzig, afentinen, agelampig ganz unrichtig erklärt: das niederdeutsche baten kann nimmermehr mit dem holländ. bezigen (vergl. engl. busy, angelf. byseg, bysgu) zusammengehören, afentinen und afentunen muß mit mhd. touwen, nicht toumen verbunden werden und die bei dem 3. Worte angeführten Worte lumpf, junges Holz, limpfes (l. limpfec?) existiren gar nicht. Die altdeutschen Wortformen sind häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellt, es scheint dem Büchlein durch den unverhofften Tod des Verfassers die letzte Nachbesserung entzogen worden zu sein. Druckfehler sind in reicher Zahl vorhanden und beeinträchtigen theilweise den Nutzen des Büchleins. J. P.

Bibliographie.[1])

a) Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.

Bachmann Ferd. Des Kindes erster Unterricht im Rechnen innerhalb der Zahlräume eins bis zehn. Für Mütter, Erzieher und Erzieherinnen, für Kindergärten, Bewahranstalten und Unterrklassen. Prag Reinitzer in Com. geh. 60 kr.

Barrande, Joach. Défense des Colonies. III. Etude Générale sur nos étages G—N avec application spéciale aux environs de Hluboćep près Prague. Prag. J. G. Calve in Com., gr. 8°. mit 2 col. Karten. geh. 2 fl.

Bastien Joh., Artillerie-Schule. Lehrbuch der gesammelten Artillerie-Wissenschaft. Mit zahlreichen Holzschnitten im Texte und Tafeln. 1.—4. Lieferung. Prag. Bellmann in Commission. gr. 8°. geh. 1 fl. 30 kr.

Frind P. Anton, Die Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diözese. Nach den zuverlässigsten, größtentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet. 2. Band. Die Zeit des erblichen Königthums bis zum Tode Karls I. (IV.) Die goldene Zeit der Kirche Böhmens. Prag. Tempsky, 8°. geh. 4 fl.

Günther A., Hilfstabelle zur Berechnung des Nährstoffgehaltes absoluter Gewichtsmengen der einzeln Futtermittel bei Aufstellung von Futterrationen nach Dr. Gruvens Normen nebst einer Reihe completer Futterrationen. Mit einem Vorworte von Dr. Gruven. Prag. Řiwnáč, 8°. geh. 1 fl.

Handbibliothek literarische, 5 Bändchen (Inhalt: die litter. Erscheinungen der letzten 15 Jahre 1850 bis Juli 1865 auf dem Gebiete der Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde). Alphabetisch und systematisch geordnet von Ed. Baldamus. 2. Aufl. Prag. Satow in Commission. 8°. geh. 1 fl.

---

1) Unter dieser Rubrik wird die lit. Beilage ein Verzeichniß aller jener Werke bringen, welche zu Böhmen in irgend einer Beziehung stehen. Die erste Abtheilung umfaßt die Neuigkeiten des Buchhandels in Böhmen. Die zweite Abtheilung enthält jene Werke, die nicht in Böhmen verlegt sind, die aber einen unserer Landsleute zum Verfasser haben. Die dritte Abtheilung endlich bringt jene Neuigkeiten des auswärtigen Buchhandels, welche ganz oder theilweise über Böhmen handeln. Von der čechischen Literatur werden nur Werke geschichtlichen Inhalts berücksichtigt werden. Um die Verzeichnisse in Zukunft möglichst vollständig zu machen, werden Schriftsteller und Verleger ersucht, ihre Werke der Redaction rechtzeitig einzusenden oder ihr wenigstens den vollständigen Titel mitzutheilen.

Herloßohn K., Gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe Heft 9—11. IV. (Phantasiegemälde, Romantische Erzählungen. 2 B. 2. Aufl.) Prag. Kober. gr. 16. geh. 30 kr.

Hübner, Katechismus der Seidenraupenzucht. Prag. Silber und Schenk. 8°. geh. 60 kr.

Jahrbuch für österr. Landwirthe 1866. Begründet und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von E. Komers. 6. Jahrg. gr. 8° geh. mit Beilage: Landwirthschaftlicher Geschäftskalender. Prag. Calve. 12°. geb. 2 fl. 40 kr.

Jahresbericht, erster, über die Wirksamkeit der beiden Comités für die naturwissenschaftliche Durchforschung Böhmens im J. 1864. Prag. Řivnáč in Comm. gr. 8°. geh. 80 kr.

Jaresch, J. C., Wasserleitungsröhre aus glasirter Steinzeugmasse. Prag. Mercy. 8°. geh. 20 kr.

Köstler, Dr. L., Edler von Strahmmberg. Handbuch für Eger, Franzensbad und seine Umgebungen. Mit 10 Photographien des Curortes und einem Situationsplane. 4t verbesserte und vermehrte Auflage. Eger, Kobrtsch & Gschihay. 12° geb. 1 fl. 80 kr. ohne Phot. 80 kr.

Lirsch, Dr. F. Die Hypothekenbank des Königreichs Böhmen. Ein Leitfaden für Darlehenswerber u. Bankschuldner. Prag. Steinhauser. 8°. geh. 50 kr.

Mattauschek Wenzel. Der praktische Forstmann. Lehrbuch für das technische Hilf- und Forstschutzpersonale in den k. k. Staaten mit besonderer Berücksichtiauna Böhmens. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 2 fl.

Noback, B., Böhmens Graphit. Eine Stizze über das geognostische Vorkommen und über die Bedeutung desselben als Handelsartikel. Prag. Satow in Commission 8°. geh. 20 kr.

Parthe, Dr. J., Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. Mit einer reichhaltigen Aufgabensammlung. 1. Heft für die 1. Gymn. Klasse. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 50 kr.

Pußtay, Dr. Alex. v., Episoden aus Oesterreichs constitutionellem Leben. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 60 kr.

Pußtay, Ungarn für sich und im Staatsverbande mit Oesterreich. Prag, Credner 8°. geh. 80 kr.

Schebeck, E., Das Handelsregister, nach dem allgemeinen Gesetzbuche. Gutachten der Handelssektion der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Prag. Satow in Commission Lex. 8. geh. 90 kr.

Schuller, J. C., Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart. Prag. Credner. gr. 8. geh 1 fl.

Schuller, Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. 2te verbesserte Auflage. Beigabe: Bibliotheca transsilvanica u. Nekrolog des Verfassers v. J. Raunicher. Prag. Credner. 8. geh. 60 kr.

Schütz, J., Ueber einige Krankheiten der Halsparthie. Habilitirungsschrift. Prag. Calve. 8°. geh. 80 kr.

Verfall der Spiritusbrennereien und die Mittel einer gründlichen Abhilfe. Besprochen in einer zahlreichen Versammlung von Fachmännern am 16. Mai 1865. Herausgegeben von der k. k. patriot. ökon. Gesellschaft in Böhmen. Prag. Calve in Commission gr. 8°. geh. 1 fl. 60 kr.

Zepharovich, Dr. Vikt. Ritter von, Krystallographie. Wandtafeln für Vorträge über Mineralogie an höheren und niederen Lehranstalten. 1. Lieferung. Prag. Dominicus. Nr. 1—11. Plenotesserale Formen. gr. Imper.-Form. in Umschlag. 1 fl. 10 kr.

Bibliotéka historicka, Běh II. Staré paměti dějin českých. Monumenta historiae bohemicae. Vydává Ant. Gindely. sos. 20. 21. Pavle Skály ze Zhoře historie česká od roku 1602—1623. K vydávání upravil K. Tiefrtunk. seš. 6. 7. Geschichtsbibliothek 2. Ser. Alte Denkmäler der böhm. Geschichte. Herausgegeben von Anton Gindely. 20. 21. Paul Skala's von Zhor böhmische Geschichte vom J. 1602—1623. B. II. Heft 6. 7. Prag. Kober. gr. 8°. à Heft 48 kr.

Hus, mistr Jan, sebrané spisy české. Znejstarších známých pramenů k vydání upravil J. K. Erben. (Huss, gesammelte Schriften, nach den ältesten Quellen herausgegeben v. J. K. Erben. Heft 8—11.) Prag. Tempsky. 8°. geh. à 50 kr.

Kulhanek, C. Klášter a kostel sv. Mikuláše na starém městě pražkém. (Kloster und Kirche zu St. Niclaus in der Altstadt Prag.) Prag Silber und Schenk in Commission. 8°. geh. 20 kr.

Památky archeologické a mistopisné vydávané od archeologického odboru musea království českého. Redaktoři K. Vl. Zap a Fr. J. Zoubek. Ročník XII., Díl VI. Sv. 7. (Archeologische und topographische Denkwürdigkeiten Jahrg. XII., B. VI., Heft 7.) Prag. Řivnáč. Commission.

Tomek W. W. Základy starého mistopisu Pražského. Oddíl I. (Tomek, Topographie des alten Prag. 1. Abtheilung: Die Altstadt Prags.) Aus der Abhandlung der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. V. 14. gr. 4°.

Zap K. Vl. Vypsání války husitské (Schilderung des Hussitenkrieges). Seperatabdruck aus der česko-moravská kronika. Heft 1. Prag. Kober. kl. 4°. geh. 36 kr.

Zap K. Vl. Česko-moravská kronika. (Illustrirte Chronik von Böhmen und Mähren. Heft 22. 23. Prag. Kober. gr. 4°. geh. à 64 kr.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

1. Die Entstehung der westböhmischen Heilquellen.

Weit droben im Norden, in jenen kalten Gegenden, gegen die der Haarwagen [1]) mit seiner Deichsel hinweist, wohnte ein uralter Zwergenkönig mit seinen Söhnen und einem zahlreichen Volke. Sie hatten dort nach dem Befehle Gottes und ewiges Feuer zu unterhalten und an diesem gewaltige Wassermengen zu hitzen, und durch dasselbe die starre Kälte jener Regionen wenigstens in etwas zu mildern und die endlose Anhäufung des Eises zu verhindern; wenn diese Lohe durch die Erde herausschlägt, entsteht ein feuerspeiender Berg. Als Material zu diesem „Steinfeuer," wie es heißt, das übrigens noch tausendmal heißer ist als gewöhnliches, nehmen die Zwerglein gewisse Steinarten, die auch unter der Erde und ohne Luft fortkommen. [2])

Dieser Alte nun schickte eines Tages — freilich schon vor langen, langen Zeiten — seine Söhne in die Welt hinaus, um auch an anderen Orten die Steinfeuer anzuschüren. Vier von diesen kamen in unsere Gegenden und fingen hier alsbald ihre Arbeiten an, umsomehr, als es in unsern Bergen just genug solcher Steine gab, wie sie zum Steinfeuer gebraucht werden. — Der älteste und zugleich weiseste Sohn zog mit seinen Leuten in das Thal, wo heutzutage Karlsbad steht. Gehorsam den Vorschriften seines Vaters, die dieser beim Abschiede den Söhnen über die Art und Weise ihrer Thätigkeit mitgegeben hatte, mauerte er den Kessel, in welchem er sein Wasser hitzen wollte, klüglich zwischen zwei Bergen ein und hübsch fest, damit er nicht umfiele, oder gar das Feuer unter ihm hervorschlüge. Deshalb kochte das Wasser auch bald und siedet noch fort und fort; was aber davon durch die Erde emporwallt, nennen die Leute jetzt den Karlsbader Sprudel. — Der zweite Sohn ging mit seinen Leuten nach Marienbad. Der baute und mauerte seinen Kessel wohl auch gut auf, aber zu seinem Steinfeuer nahm er ein wenig Schwefel, damit es besser brennen sollte. Wie aber angezündet war, begann der Kessel zu brennen, daß die helle Lohe über ihm zusammenschlug und das Wasser von den Dämpfen einen stinkenden Schwefelgeruch bekam, den es noch heutzutage hat. — Der dritte von den Söhnen kam nach Franzensbad. Der aber vergaß die Lehren seines Vaters über den Aufbau des Wasserkessels, lehnte diesen nur einerseits an einen Berg an und unterstützte ihn auf der andern Seite bloß durch einige große Felstrümmer. Kaum hatte er jedoch sein Feuer angezündet, so that es einen fürchterlichen Krach, die Erde erbebte, der Kessel stürzte um und das Wasser, kaum lau geworden, rann heraus und rinnt noch immerzu. Seinen Abfluß findet es in vielen Quellen; denn all die Säuerlinge von Liebenstein an bis nach Nebanitz und an den Leibitschloch hinunter gehören dazu. Bei diesem Umsturze des Kessels beknm zugleich das Steinfeuer Luft, es brach aus, zerstörte den unterirdischen Palast der Zwerge, und schlug zum Kammerbühl heraus, viele, viele Jahre lang, bis alles so ausgebrannt war, wie es heutzutage ist. Die Zwerglein durften sich einen neuen Palast nicht aufbauen; sie mußten zur Strafe ihres Ungehorsams im finstern „Zwergenloche" wohnen und noch überdies scharf Acht geben, daß den vielen Wässern nicht noch anderes geschehe. — Die letzten Zwerge ließen sich bei Boden unterm Dillenberg nieder, wo im sogenannten Eisenbühl [3]) ihre Wohnung war. Die wollten nun gar ein durchweg neues Feuer erfinden. Aber wie sie glaubten, es zusammengebracht zu haben, wollte es nicht recht brennen, sondern

---

zeichnung im Dialekte geschah, den Dr. Lorenz so meisterhaft handhabte. Einige sind auch in den verschiedenen Jahrgängen des Egerer Anzeigers zerstreut, in dem auch ich schon einige Sagen des Egerlands niedergelegt habe.

1) Volksausdruck für das Sternbild des kleinen Bären (Wagens).

2) Darnach glaubte der Egerländer schon an ein „Centralfeuer", noch ehe die Geologie diese Hypothese aufstellte! Genauer kann die Beschreibung wenigstens kaum sein.

3) Der ungef. 1830' hohe Eisenbühl am nordwestlichen Fuße des Dillenberges gilt, ebenso wie der Kammerbühl, als ausgebrannter Vulkan.

glomm nur langsam fort, so daß das Wasser nicht zum Sieden kam, und nach und nach versiegte, so daß heutzutage nur noch ein kleines Wässerchen dort herausquillt, das die Umwohner „am Säuerlingbammer" nennen. Auch ist die ganze Gegend dort herum so dürr und trocken und selbst den Steinen sieht man es an, daß sie lange Zeit Zeit in der Gluth gelegen sein müssen. — Das ist der Ursprung unserer Heilquellen. —

2. Die Felsen bei Stein.

Ein armer Handwerksbursche, der von Baiern herein nach Eger wollte, wurde von der Nacht überrascht und verirrte sich hinter Gettendorf, so daß er nur aufs Gerathewohl hin in der Finsterniß vorwärtstappte. Eine gute Weile stolperte er so fort, bis er endlich schon zum Tode ermattet, von weitem einen Lichtschein erblickte. Er ging auf ihn zu und erkannte, näherkommend, daß es der Schimmer von einem großen Feuer sei, das plötzlich zu seinen Füßen in einer Schlucht aufloderte. Um dieses Feuer saßen kleine graue Männchen mit Kappen, die mit Stangen in einem über der Flamme hängenden Kessel herumrührten; andere der Männlein krochen durch Oeffnungen, kaum so groß wie Fuchslöcher, zum Berge hinein und heraus. Innen hörte er ein ununterbrochenes Gehämmer und wenn ein Männlein herauskroch, schleppte es sich immer mit einem Klumpen Felsstein, das in den Kessel geworfen wurde. Nachdem sich der Bursche vom ersten Schreck erholt hatte, stellte er sich neugierig auf die Zehen, um den Inhalt des brodelnden Kessels zu erkennen. Aber wie er das versuchte, wurden einige Steine unter seinem Fuße locker, die hinabrollten und ihn verriethen. Wie der Blitz war eines der Männlein oben bei ihm, zog ihn in den Kreis hinab, worauf man ihm bedeutete, in den Kessel zu greifen. Der erschrockene Bursche zögerte und that, als ihn ein Männlein mit Gewalt zwingen zu wollen schien, einen Schrei. Mit Donnergepolter verschwand der Spuck, er fiel betäubt nieder. Des andern Morgens, als er erwachte, fand er sich in einer tulkn der Steiner Berge liegen, kaum dreihundert Schritte vom Dorf. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, erfuhr er erst, daß ein kühner Griff ihn glücklich gemacht hätte. Denn was im Kessel brodelte, war lauteres Gold, das die Zwerge sammeln, und hätte ihn auch nicht gebrannt, wenn er den Muth gehabt hätte, hineinzulangen.

3. Die Zwergenglocke.

Im Dorfe Seeberg lebte einst ein Förster, der ein grausamer und hartherziger Mann war, dabei aber reich und deshalb gefürchtet; der wollte sich in der Nähe des Kammerbühls, wo er mehrere Grundstücke gekauft hatte, einen Meierhof bauen. Die Zwerge aber, denen die Nachbarschaft dieses bösen Mannes nicht sonderlich angenehm gewesen sein mag, zerstörten allnächtlich wieder, was die Arbeiter am Tage gebaut hatten. Der Förster beschloß ihnen aufzulauern. Eines Nachts stand er Wache und wie sie sich daran machten, die Gerüste einzureißen, schlug er mit seinem Gewehr an und wollte schießen, war aber in selbem Momente ganz starr und wie versteint [1]) und blieb es, bis die Zwerge mit ihrer Zerstörung fertig waren. Da gab ihm jemand den Rath, die Männlein durch Glockenschall, den sie nicht hören können, abzuhalten. [2]) Er ließ wirklich eine Glocke an einem hohen Balken auf-

1) Sonst bringt der Anhauch oder die Berührung der Zwerge Krankheiten oder selbst den Tod. Grimm S. 259. Vgl. den Ausdruck ölaw'n (zu Alp), d. h. ursprünglich: vom Alp gerührt sein, dann sich toll gebärden, mit Ungestüm und Hast umherfahren. Vgl. Petters in Frommanns Zeitschrift Bd. 5; nach Schm. 1, 48. Schmid schwaeb. Wörtrb. 162 und Grimm S. 243. 259 fg. Schon der bloße Blick kann bezaubern. Grimm S. 260.

2) Glockengeläute vertreibt die Zwerge (wobei die Glocke als Symbol des Christenthums zu nehmen ist) Grimm S. 259, Grohmann 1, 170. 173. 176 fg.

richten und sie während der Nacht läuten. Um Mitternacht kamen die Zwerge wieder; er ergriff den Glockenstrang und zog mit aller Gewalt, daß es weithin gellte. Ebenso schnell aber verschwand das neue Gerüste und mit ihm auch der Förster. Lange noch stand die „Zwergenglocke", wie man sie hieß, bis der Balken verfault war. Der Förster aber mußte seitdem als Geist bei der Glocke umherwandern.

4. Das kleine Männlein.

Zum „Hüter" in Reisig (einem Dorfe bei Kammerbühl) kam einst am Abende ein kleines Männchen und bat um Nachtherberge und etwas Speise. Der Hirte schaute sich das Männlein wohl lange an, denn es war kaum anderthalb Schuh hoch und trug einen schwarzen Hut mit gleicher Feder auf dem großen Kopfe und ein Mäntelchen auf dem höckrigen Rücken, aber er nahm zuletzt den seltsamen Gast doch auf und theilte sein bischen Brot und sein Nachtlager mit ihm. Als er des andern Morgens erwachte, war das Männlein verschwunden; in der Schublade des Tisches aber lag ein Stück Gold, gerade so groß, als der Rest des Brotes hätte sein können. Der Hirte war dadurch ein reicher Mann. [1])

5. Der Zwerg am Fuchsrang.

Ein armes Taglöhnersweib ging einst, um für den Winter doch einigen Speisevorrath zu sammeln, in den Wald am Fuchsrang um etliche Schwämme und Preißelbeeren. Aber bis Mittag war sie schon herumgelaufen und hatte kaum einige Schwämmchen gefunden. Müde setzt sie sich unter einen Baum und will das harte Brot, das sie sich von Hause mitgenommen hatte, verzehren. Wie sie den ersten Bissen in den Mund steckt, hört sie etwas rascheln und wie sie sich umkehrt, sieht sie aus einem Fuchsloche ein kleines Wesen mit einem dreispitzigen Hute und schwarzen Mantel hervorkriechen, das sie um etwas Brot bittet. Das gutherzige Weib gibt ihm ein Stück und nöthigt ihm auch einige Beeren dazu auf. Das Männlein bricht ein wenig ab, legt das andere wieder in ihre Schürze und war dann auf einmal verschwunden. Das Weib fürchtete sich und lief aus dem Walde. Doch bald mußte sie langsamer gehen, die Beeren und Schwämme scheinen immer schwerer zu werden. Zu Hause angekommen sieht sie wohl den Grund ein; das übrige Brot war zu Gold, die Beeren und Schwämme zu edlen Steinen geworden.

6. Der Bockreiter.

Wenn der Hüterbube von Reisig auf der Weide war, kam ein kleines Männchen zu ihm und bat ihn, auf dem Ziegenbocke reiten zu dürfen. Der Junge war bald an diese Erscheinung gewöhnt und erlaubte sich nach kurzer Zeit schon Scherze. So schrie er einmal, als das Männlein oben saß, dem Bocke stark ins Ohr und hing ihm dann schnell seine Mütze über. Das Thier lief wie thöricht umher, das Männlein konnte sich nicht erhalten und fiel herunter. Das that dem Buben leid und er half ihm auf. Der Zwerg drohte ihm mit der Hand und ging, kam auch nicht wieder. Als der Junge heimtrieb, fand er, daß sein Geißelstecken von Silber sei.

7. Der Zwerg im Dillenberg. [2])

Am Dillenberge stand einst eine reiche Stadt, die ob vieler Frevel versank. Deßhalb liegen in diesem Berge große Schätze gesammelt, die von einem Zwerge

1) Geschenke der Zwerge wandeln sich in Gold. Grohmann 1, 172. 180.
2) Grohmann gibt (Sagenb. 1, 171) eine gl eiche Sage vom „Tännstein". Hier liegt wohl ein Gedächtnißfehler des Gewährsmannes vor. Ich kenne wenigstens keinen Tännstein; Tannenberg nennt wohl der Volksmund auch den Sct. Anna-Berg bei Eger. Wahrscheinlich ist es indes Verwechslung mit Dillenberg.

gehütet werden. Einmal des Jahres öffnet sich der Berg und zwar am Palmsonntag, so lange die Passion gelesen wird. Dann steht das Thor offen und der Zwerg unter ihm läßt den Glücklichen, der zufällig hinkommt, ein; dort darf er mitnehmen, so viel er tragen kann. Wer sich aber versäumt, muß elend umkommen, denn der Berg schließt sich dann wieder. So ist es vor vielen Jahren einmal, wie man vermuthete, einem Bauer gegangen, der spurlos verschwand.

8. Tilletanzerl.

Vor alten Zeiten war die ganze Kammer (eine Gegend um den Kammerbübl) noch eine weite Haide, auf der sich die Zwerglein viel „erlustierten." In hellen Sommernächten konnte man sie auf dieser und am Bühle selber schon von weitem tanzen und jubeln sehen. [1])

Auch sonst waren sie sehr gut gelaunt. Einer von ihnen hatte gar ein Verhältniß mit einer Dirne aus Reiser und kam allabendlich auf „den Frei" zu ihr. Anfangs hatte sie sich freilich gegen diesen Freier gestemmt, aber mit der Zeit wurde sie duldsamer und hatte ihn schließlich auch recht gern. Nur eines wurmte sie; sie wußte den Namen ihres Liebhabers nicht. So oft sie ihn darum bat, wich er ihr aus und that gar heimlich damit. Das Mädel, die von ihren Kameradinnen ob des namenlosen Liebhabers viel verspottet wurde, wollte endlich mit List dahinter kommen. Da sie von den nächtlichen Tänzen wußte, schlich sie ihrem Schatz, als er einst von ihr gegangen war, nach. Sie versteckte sich im Gestrüppe und bemerkte bald den Reigen. Mitten unter den Zwerglein war ihr Geliebter, der folgendes Liedlein sang:

Wénn dês mâ lèiw,rl wàiss,
dâ-r-i Tilltánz.rl hàiss',
dèrf i nimma -r-áî.

Ganz erfreut schlich die Dirne fort, sich den Namen wol hundertmal vorsagend. Als das Zwerglein des andern Tages wieder geschlichen kam, sagte sie ihm den Namen vor. Er aber wurde ganz traurig, gab ihr die Hand und sagte: Weil Du meinen Namen kennst, muß ich Dich auf ewig meiden. Sprachs, ging fort und das Mädel sah ihn wirklich nicht mehr.

9. Wasserköpfe.

Eine Frau, die neben ihrem jüngstgeborenen Kinde im Bette eingeschlafen war, hört plötzlich in der Nacht ein Geräusch. Sie springt heraus und kommt eben noch recht, ihr Kind dem Zwerglein zu entreißen, das es schon forttragen wollte.

Eine andere Wöchnerin, die so klug war, einen Kochlöffel als Stubenriegel zu gebrauchen. (— weil die Zwerge dann nicht hineinkönnen) hörte in der Nacht am Schloße rütteln. [2])

Eine Frau in Eger, die unglücklicher als diese beiden war, fand ihr Kind am zweiten Tage nach der Geburt wirklich ausgetauscht. Statt des schönen Kindes lag ein verkümmertes in der Wiege. Diese ausgetauschten Kinder haben aber die Köpfe der Zwerge, d. h. große, unförmliche oder sogenannte Wasserköpfe. [3])

10. Abschied der Zwerge. [4])

Solche und ähnliche Geschichten trieben die Männchen vom Kammerbühle, als

1) „Alle Elbe haben unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz. Man sieht sie Nachts im Mondschein auf den Wiesen ihre Reigen führen und erkennt Morgens die Spur im Thau." Grimm S. 264.

2) In andern Gegenden glaubt man, daß ein vor die Thür gelegter Strohhalm aus dem Wochenbette oder ein zum Säugling gesteckter Schlüssel oder die über die Wiege gedeckten Hosen des Ehegatten die Neugebornen vorm Verwechseln schützen. Grimm, Anhang 82, 389. 86, 484. 87, 510 u. s. s.

3) Grimm S. 263. Neuhochd. Wechselbälge, auch Vielköpfe, cambiones, althochd. wihselinga. Vgl. Grohmann 1, 185 fg.

4) Ueber Auswanderungen der Zwerge: Grohmann 1, 173. 176. 190. 131.

sie noch ungestört waren. Aber seitdem die Kammer (s. v.) urbar gemacht wurde, seitdem man ihnen einen schönen Bauernhof (den s. g. Kammerhof) kaum zwanzig Schritte weit vom Bühl, also förmlich „auf die Nase" gesetzt hat, seit dieser Zeit kamen sie immer seltener zum Vorschein und zogen zuletzt ganz und gar aus dem Egerlande weg.[1]) Das geschah also:

Ein Bauer von Reiser mußte einst mit einem größern Wagen über Land fahren. Auf dem Wege bemerkt er, daß die Pferde langsamer ziehen, als früher. Er schaut sich um und sieht nun, daß auf dem Wagen eine zahllose Menge kleiner Männlein hangen und sitzen, sogar auf den Rädern. Der Bauer fürchtete sich und wollte stille halten; aber sie baten ihn, sie noch eine Strecke weiter zum Fluß hin zu fahren. Das that er. Einige Hundert Schritte von der Eger weg stiegen sie ab und einer fragte ihn, was sie schuldig wären. Als der Bauer antwortete: Nichts, sagte der Zwerg: Vergelt' Dir's Gott. Wir aber kommen nie wieder ins Egerland. Darauf krabbelten sie weiter, bis der Bauer sie aus den Augen verlor. Von dieser Zeit an ruhte ein Segen auf Allem, was der Bauer unternahm. Die Zwerge aber hat Niemand mehr gesehen.

Eger. Heinrich Gradl.

Correspondenz.

Leitmeritz. **Filialausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie.** Die Hebung der Kunst und Industrie ist ein allgemeines Schlagwort geworden, und auf allen Gebieten regt sich das ernste Streben, aus der bisherigen Stagnation herauszukommen. Das Gewerbe, welches früher vollständig vom Geiste künstlerischen Strebens durchdrungen war, ist trotz technischer Vervollkommnung der Werkzeuge, trotz technischer Fertigkeit und Gewandtheit, ziemlich weit zurückgeblieben gegen die Schöpfungen des Mittelalters. Der Sinn für Wohlklang und Harmonie in Form und Farbe, die Innerlichkeit der Auffassung, die künstlerische Durchdringung des Objektes scheinen immer seltener zu werden, und doch wie groß und herrlich stehen in all diesen Dingen die alten Vorbilder vor unseren Augen. Die praktischen Engländer, welche den Werth erkannten, welcher im Kunststudium des Alterthums für Gewerbe und Industrie liegt, schufen ihr South-Kensington Museum, welches einen so mächtigen Impuls gegeben, daß derselbe durch ganz Europa fühlbar ist. Derselben Idee verdankt auch das k. k. österreichische Museum seine Gründung. Statutengemäß hat dasselbe die Aufgabe, für Oesterreich den Mittelpunkt für jene Bestrebungen zu bilden, welche die Hebung der Kunst in der Industrie zum Zwecke haben. Als Reichsanstalt ist es verpflichtet, allen Theilen des Reiches seine Aufmerksamkeit in gleichem Maße zuzuwenden. Eines der wichtigsten Mittel zur Erreichung obigen Zweckes sind die Filialausstellungen. Dadurch tritt das Museum mit allen Industriezweigen des ganzen Reiches in die innigste Verbindung. Photographien und Gypsabgüsse zu den billigsten Preisen sorgen für leichte Aneignung und Verbreitung musterhafter Originale. Schulen und Bildungsanstalten sind die größten Vortheile geboten, daß sie zum Zwecke des Kunstunterrichtes die besten Lehrmittel erlangen können, und so ist der wohlthätige Einfluß eines solchen Institutes nicht genug zu preisen.

Im Jahre 1864 haben solche Filialausstellungen in Gratz, Salzburg und Brünn, im J. 1865 in Preßburg und Linz stattgefunden, und am 15. Sept. d. J. hatte die Schulstadt Leitmeritz das Glück, daß auch innerhalb ihrer Mauern eine Ausstellung eröffnet wurde, welche an Reichhaltigkeit alle bisher stattgefundenen weit übertraf. Außer dem öst. Museum hatten sich zahlreiche Adelige, Stifter und Private mit Origiginal-Kunstobjekten bei der Ausstellung betheiligt, so daß der Katalog 1167 Nummern aufweist. Es war ein glücklicher Umstand, daß der Stadt Leitmeritz eine Räumlichkeit zur Verfügung stand, welche den großen Anforderungen der Ausstellung zu entsprechen vermochte. Der große geräumige Saal der bischöfl. Residenz, an welchem rechts und links je drei Zimmer sich anschließen, boten hinlänglichen Raum zur über-

1) In dieser Flucht der Zwerge vor Glockengeläute als einem Zeichen des Christenthums, vor Ausroden der Wälder, Ackerbau u. s. w. findet Grimm (S. 259) einen heidnischen Charakter der Wichte. Sie für ein bestimmtes Volk zu halten finde ich nicht nöthig (vgl. Pygmäen der Alten). Ihre Gegenwehr und Verzweiflungskampf gegen das vordringende Kreuz fällt meiner Ansicht nach bei den Zwergen nur deßhalb auf, weil sie eben in Masse auftreten und in Masse fortziehen.

sichtlichen und wohl geordneten Aufstellung aller einzelnen Objecte. Ein Zimmer wurde von der textilen Kunst, mittelalterlichen und modernen Webereien und Stickereien, sammt verschiedenen Stoffen und Musterzeichnungen für diesen Kunstzweig, eingenommen. Die Keramik, als Thon-, Porzellan- und Glasgefäße aller Art sammt den Mosaiken und Fliesen nahmen 3 Zimmer in Anspruch; die Metallotechnik im weitesten Sinn des Wortes ein Zimmer, endlich die graphischen Künste einschließlich die architektonischen Entwürfe, die Manuscripte und Druckwerke, die Modelle und Gypsabgüsse füllten den großen Saal, welchen als kunsthistorische Zugabe ein Zimmer mit kostbaren Kupferstichen und Oelgemälden alter und neuer Meister folgte. Zudem hatten viele Industrielle, Institute und Anstalten ihre Arbeiten ausgestellt und repräsentirten dadurch die Arbeit der Gegenwart und das Streben der neuen Zeit in der schönsten Weise.

Gleich der Eintritt in die Ausstellung bot Gelegenheit zu den interessantesten Betrachtungen. Die textile Kunst, Weberei, Stickerei, Tapeten, Gewänder, Teppiche, Spitzen, Sammt und Seide, mit Gold und Silber gewebt und gestickt, vom 13. Jahrhundert bis in die neue Zeit, zeigt uns die herrlichsten Zeichnungen in Bezug auf Styl und Farbe. Die interessantesten Gegenstände dieses Faches sind aus der ehemaligen Bok'schen Sammlung, nunmehr Eigenthum des öster. Museums, darunter sind: Seidengewebe, sarazenische Fabrikate aus dem 13. und 14. Jahrhdt., Sammtgewebe aus dem 14. und 15. Jahrhundert, Seidengewebe aus dem 16. Jahrhundert, Stickereien aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mit wunderbarer Zeichnung, ferner eine Sammlung von 34 Stück japenesischen Ledertapeten und endlich eine Sammlung Liturgischer Ornate aus dem 15. Jahrhundert ebenso interessant in kunsthistorischer als in technischer Beziehung. Bei letzteren ist besonders erwähnenswerth die schöne stylistische Zeichnung der Ornamente in geschnittenem Sammt, die schönen Füllungsornamente der Kreuzstreifen, und die äußerst ausdrucksvollen figuralen Stickereien. Die Krone dieser Abtheilung bildeten jedoch die berühmten burgundischen Gewänder, unstreitig das Höchste, was je die textile Kunst hervorgebracht. Doch auch die Neuzeit war hier mit recht schönen Arbeiten vertreten, welche bereits den wohlthätigen Einfluß des Museums auf die deutlichste Weise manifestiren, und das Streben nach stylgemäßer Zeichnung erkennen lassen. Die Pluvialkappen, Brokats, Streifen, Borduren, Himmelbehänge und Stolen aus der Kunstanstalt für Stickerei und Weberei von Giani in Wien, die Spitzen von Zwirn aus der Tulle Anglais Fabrik von Faber ꝛc. Comp. nach Fischbachs Entwürfen, sowie von letzterem 20 Stück Papiertapeten, ausgeführt von Sieburger in Prag, sind schon deshalb erwähnenswerth, weil die unmittelbare Benützung der Bock'schen Sammlung in der erfreulichsten Weise zu Tage tritt. Ebenso zeigten jene Teppiche von Tierzer ꝛc. Comp. in Wien, welche nach dem in Salzburg aufgefundenen römischen Mosaikfußboden gearbeitet sind, jenes anerkennenswerthe Streben nach Styl.

Den besten Übergang der textilen Kunst zur Keramik bildete eine Sammlung von 100 Stück Fliesen und Fayencen für Fußbodenbekleidung, so wie 54 Stück für Wandbekleidungen mit äußerst geschmackvoller Zeichnung und Farbe, ferner 3 Stück Florentiner Mosaikbilder aus dem Stablimento Scordilli in Venedig von Sr. Majestät dem Kaiser angekauft für die Kirche zu Kladrub. Die zweite Abtheilung enthält die Keramik. Antike Thonlampen und Thongefäße aus Herkulanum und altheidnische Gefäße aus Böhmen führen uns zurück in das graue Alterthum, diesem folgte eine reiche Sammlung altdeutscher Humpen, Thongefäße und Thonkrüge aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Krüge aus Serpentinstein, aus Holzgeflecht und Holzmosaik. Darunter eine Menge, welche als wahre Muster von gutem Geschmack in Bezug auf Styl, Form und Dekoration die Aufmerksamkeit erregten; diesen folgten die schönen Majoliken und Fayencen, die altholländischen, alt Meißner und alt Wiener Porzellane, diese Massen von Theekannen, Kaffeeservice, Schalen, Vasen, Näpfen ꝛc. bis zu den feinsten Nippsachen; Besonders erwähnenswerth ist eine schöne Gruppe von echt chinesischem Porzellan, als: Teller, Schüsseln, Schalen, Vasen, Pagoden und Figuren. Die moderne französische Fayence war durch die Fabrik von Jean und Dek vertreten, meistens Imitationen alter Originale, besonders reizend war eine Biscuitbüste der Clytia, sowie ein Mädchen mit einem Hunde spielend, die schönen Reflexe des Stoffes wirkten reizend, bei den mit viel künstlerischem Geschick behandelten Objekten. Doch noch reicher als die Porzellanabtheilung war die zunächst hier anschließende Exposition der Glaswaaren aus Haida und Steinschönau. Bei der Masse von Objekten, von mitunter großer Schönheit, beschränken wir uns darauf, die Firmen anzuführen, welche sich bei der Ausstellung betheiligten. Aus Steinschönau fanden wir die Firmen: Palme — König und Comp., J. Müller, C. G. Knechtel, J. Zahn und Comp. Seb. Weidlich und Comp., Stelzig und Palme, Czerney und Comp., Josef Conrad und Comp., Kittel und Comp., Ahne und Florian Horn vertreten. Aus Haida waren: Pelikan et Basch, August Hegenbarth, J. Grohmann, Unger et Comp. betheiligt. Daß die Glasindustrie in Böhmen bedeutenden Aufschwung nimmt und auch in der Form, im Styl und geschmackvoller Gestaltung immer mehr künstlerischen Werth erhält, läßt sich nicht bezweifeln; dieß trat bei dieser Gelegenheit wieder deutlich hervor.

Die 3. Abtheilung enthielt die Metallotechnik und die Schnitzereien in Holz und Elfenbein. Hier waren in erster Reihe die ausgrabenen Bronzegegenstände zu betrachten: Römische Opferlöffel, Dreifüße, Spiegel, Nadeln und Agraffen; so wie die aus Böhmens heidnischer Vorzeit gesammelten Bronzewaffen, Palstäbe, Ringe ꝛc. mit schönem grünem Malachitüberzug. Auch im Bereiche der Metallotechnik lieferte das Mittelalter wahrhaft Musterhaftes: die

Eisenrüstungen mit Gold und Silber ornirt, die Lanzen, Schwerter, Armbrüste, Gewehre und Waffen aller Art waren ebensowohl Gegenstände des Kunstfleißes und stylistischen Formausdruckes, als die kleinen Geräthschaften des täglichen Gebrauchs als: Messer, Gabeln, Schüsseln, Gefäße, Bügeleisen, Schloß und Schlüssel 2c. Die Ausstellung enthielt auch nach dieser Richtung wahre Schätze, die nicht allein wegen ihres historischen Interesses, sondern wegen ihrer oft wunderbaren Schönheit allgemein fesselten. Besonders erwähnenswert ist die Sammlung von Schießwaffen, mit Elfenbein auf die mannigfachste und kunstvollste Weise ornirt, oder mit schönen Holzschnitzereien geziert, die Holzreliefs aus dem 16. und 17. Jahrhundert, altdeutsche Schule, die Crucifixe in Holz und Elfenbein geschnitzt, die Elfenbeinpokale, Fächer, figurale Gruppen 2c. Die Kästchen und Schränke mit Elfenbein oder Perlmutter ornirt, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sowie 2 kleine Gebetbücher, wovon das erste mit Silbereinband, Edelsteinen und Email in der venetianischen Filigranarbeit des 16. Jahrhunderts, der Einband des zweiten in getriebenem Eisen mit schöner Renaissancezeichnung besonders erwähnt zu werden verdienen. Moderne Arbeiten waren in dieser Abtheilung aus den Ateliers von E. Haas, sowie von Faber in Wien durch galvanoplastische Reproductionen vertreten, wovon besonders eine Schüssel sammt Gießgefäß von prachtvoller Wirkung war Moderne Stahlwaaren von Rösler und Comp. in Nixdorf erhielten vielen Beifall. Die moderne Holzschnitzerei fand eine würdige Repräsentation durch den ausgestellten Kaiserpokal von Rint, welcher vom prager Dombauverein zum Besten des Dombaues verlost wird.

Der Eintritt in den großen Saal ließ uns im flüchtigen Blick ermessen, daß hier die graphischen Künste vertreten sind. Den Reigen eröffnen die Handzeichnungen und Vorlagen englischer Zeichenschulen, gesammelt vom South Kensington Museum in London; Zeichnungen aus der Architektenschule zu Wien; Schülerzeichnungen von der Oberrealschule zu Leitmeritz und Böhm.-Leipa, Schülerarbeiten von der Zeichen- und Modellirschule zu Steinschönau; diesen folgte die Landschaftsschule von Vincent Brooks in London; Studien von der Royal Academie zu London, so wie die interessanten Farbendrucke der Arundel Society, ferner die Photographien des k. k. öster. Museums, von Handzeichnungen des Rafael Santi, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rubens, Rembrandt, Albrecht Dürer 2c. 2c., ferner von Gefäßen und Geräthschaften in Glas, Bergkrystall, Porzellan, Holz, Elfenbein, Gold, Silber, Bronze u. s. w. zum Zwecke des Kunststudiums war diesem, außer anderen kostbaren Druckwerken das Hefnerische Werk, „Geräthschaften und Kostüme des christlichen Mittelalters" beigegeben. Für Zeichenschulen waren von besonderem Interesse die Photographie der an der Wiener Akademie sich befindlichen Schmutzerischen Köpfe, so wie die Gypsabgüsse von verschiedenen Kunstgegenständen des k. k. Museums. An den Wänden des Saales erblickten wir den Originalplan der Votivkirche zu Wien von Ferstel, Projecte von den Architekten Fr. Schmidt, Jos. Moker, collosale Photographien von den Pavillonen des Louvre zu Paris, Cartone für Glasmalerei gothischer Fenster, so wie zwei Cartone für Frescogemälde von Rahl, ferner eine Sammlung von werthvollen Kupferstichen und Holzschnitten von A. Dürer, M. Schangauer, A. Mantegna, H. Bink, L. Krug, W. Stuber, Hopfer, Raimondi, M. Deute und Rembrandt.

Eine besondere Abtheilung bildeten die alten Manuscripte, Schriften und Druckwerke. Von kunsthistorischer Bedeutung sind besonders die beiden großen Cancionale von Trebnitz, und Leitmeritz, beide aus dem 16. Jahrhundert. Dieß letztere berühmte Missale ein Pergamentcodex in Folio, ist mit Miniaturen reich geschmückt und enthält außer den Wappen des Jakob Konowsky de Welgnau, der Stadt Leitmeritz, des Wenzel Rzepnic einen Cyklus religiöser Darstellungen und Scenen aus dem Leben des Johannes Huß, hat einen schönen stylgemäßen Einband mit Messingbeschlägen und Bändern, und ein Gewicht, daß 2 starke Männer zu dessen Transportirung erforderlich sind. Von nicht minderer kunsthistorischer Bedeutung ist ein Buch aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Miniaturen auf Pergament, darstellend verschiedene Gewerbe und Beschäftigungen, Gartenbau, Feldbau 2c., welches besonders in Bezug auf die Kostümkunde des 14. Jahrh. eine wahre Fundgrube bildet. Aus der Menge von herrlich geschmückten Pergamentgebetbüchern und Druckschriften heben wir noch besonders „die Schreibekunst von Michael Baurenfeind, Nürnberg 1716" hervor, welche in Bezug auf Schreibunterricht und Methode viel schätzbares Material enthält. An die Miniaturmalereien, deren einige bis ins 13. Jahrh. zurückreichen, schloß sich die Oelmalerei an. Hier wo die Kunst als Selbstzweck erscheint, und losgelöst ist von den Bedingungen, welchen gewerbliche Objekte unterliegen, tritt das Ideal des Künstlers und seiner Zeit deutlicher zu Tage. Auch nach dieser Richtung bot die Ausstellung bedeutende Schätze, von denen wir unter andern: Eine Madonna aus der Schule des van Eyk, 1491, Die Versuchung des hl. Antonius von Lukas Kranach, Eine Madonna von Batoni, einige Bilder von Platzer, die hl. Nacht von van Steen, ein Schlachtbild von Snyders hervorheben. Die moderne Malerei war durch Tkadlik, Lhota, Kamphausen, Swoboda, Kroupa, J. Gruß, Navratil, Pippenhagen, Steffen und Krause vertreten. Es bleibt uns noch zu bemerken, daß die Ausstellung am 21. Oct. geschlossen wurde und weit über 6000 Besucher zählte. Wir schließen diesen Bericht mit der festen Ueberzeugung, daß diese Ausstellung von großer Bedeutung für die Kunst und Industrie des nördlichen Böhmens gewesen, daß hiedurch eine mächtige Anregung den Gewerben gegeben, und die Aufklärung über die Ziele und Wege, welche eingeschlagen und verfolgt werden sollen, wesentlich verbreitet worden ist.

Prof. Krause.

Aufruf.

Da in den Zeitungen, Monatschriften, Jahrbüchern u. s. w. ein reiches Material für die Geschichte enthalten ist, so gehört es mit zur Aufgabe unseres Vereines, die **Zeitungen und Zeitschriften unseres Vaterlandes** insbesondere zu sammeln, der Bibliothek einzuverleiben und so der Zukunft aufzubewahren. Die Lösung dieser Aufgabe ist aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, sie kann nur durch das Zusammenwirken Vieler erfolgen. Wir wenden uns daher vertrauensvoll an die P. T. Herren Mitglieder mit dem ergebenen Ansuchen, uns zur Vervollständigung der in Böhmen erschienenen Zeitungen und Zeitschriften behilflich zu sein und fügen zu dem Zwecke eine Zusammenstellung derjenigen Zeitungen bei, in deren Besitz sich der Verein bereits befindet:

Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Von den Jahr. 1822 bis 1826; 1833 bis 1836.

Neuere Abhandlungen derselben Gesellschaft: 3. Band, 1798.

Anzeiger aus dem südlichen Böhmen: 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.

Bohemia (früher Unterhaltungsblätter): 1828 bis 1849; 1850 1. Halbjahr; 1851, 2., 3. und 4. Quartal; 1852 bis 1862, 1864, 2. Halbjahr; 1865.

Böhmische Westbahn: 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.

Constitutionelles Blatt aus Böhmen: 1848, 1849, 1.—3. Quartal; 1851, 2. Halbjahr. 1852, 1. Halbjahr.

Deutsche Zeitung aus Böhmen: 1848, 4. Quartal; 1849, 1850; 1851 bis 11. Mai.

Erinnerungen: 1., 2., 4., 6. und 24. Jahrgang.

Hlas: 1862, 4. Quartal; 1863, 1864, 1865 bis 14. Juni.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen: Jahrgang 1827, 1828, Jänner bis Juli, dann Oktober; 1829; Hiezu

Jahrbücher des böhm. Museums. Jahrgang 1830 und 1831.

Prager Morgenpost: 1862, 4. Quartal; 1863; 1864 bis 29. Oktober.

Národ: Vom 15. Dezember 1863 bis Ende Dezember 1864; 1865.

Národni Listy: 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Ost und West: 1841; 1847 und 1848.

Politik: Monat Dezember v. J. 1862; 1863 bis 1865.

Prag: Beiblätter zu Ost und West: 1843 bis 1845.

Prager Zeitung: 1817; 1818 (blos den nicht politischen Anhang); 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Reichenberger Zeitung: 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.

Saazer Anzeiger: 1841 bis 1843 (sehr defekt).

Tagesbote aus Böhmen: 1861 bis 1865.

Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Jahrgang: 1824; 1825; 1828; 1829; 1832 bis 1837; 1840 bis 1844; 1846 bis 1853 und 1855—1856.

Die Wage: 1848. Nr. 1 bis 35.

☞ Denjenigen P. T. Herren Mitgliedern, welche **Diplome** zu bekommen wünschen, werden dieselben gegen Einsendung der Stempelgebühr von 50 Nkr. zugesendet.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereins.

Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 31. Januar 1866.

18.

Springer und die čechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

III.

Man hat Springern häufig den Vorwurf gemacht, daß er die österr. Revolution absichtlich mit einer gewissen Geringschätzung behandle. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß der Ton seiner Darstellung häufig ans Burschikose streift und daß der Spott, mit welchem er einzelne Personen und Ereignisse oft in ungerechtfertigter Weise übergießt, dem Ernste des Historikers zuweilen abträglich ist. Allein das ist nicht richtig, daß Springer deshalb die hohe Bedeutung der österreichischen Revolution unterschätzt hat; er zollt namentlich der folgenreichsten That derselben, der Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes, die vollste Anerkennung; denn dadurch wurde Oesterreich in Wahrheit in die Reihe modern organisirter Staaten eingeführt und mit dem Mittelalter gründlich und für immer gebrochen!"

Am wenigsten aber haben die Čechen Ursache, sich über Springer und seine Darstellung der österreichischen Revolution zu beklagen. Syringer verkennt keinen Augenblick, welch einen großen Vorschub die Revolution der čechischen Bewegung geleistet hat. Die Revolution des Jahres 1848 bot den Čechen zum erstenmale Gelegenheit *als politische Macht* aufzutreten und ihre längst vorbereiteten Forderungen zur Geltung zu bringen. Zwei große Vortheile begünstigten die čechische Bewegung; die Čechen hatten gleich bei ihrem ersten Auftreten ein bestimmtes politisches Programm und sie geboten über die Massen des niedern Volkes, welche in Zeiten politischer Aufregung stets den Markt beherrschen. Das erste gab der Bewegung Einheit und Energie, das letztere bot ihr das Mittel, die Deutschen einzuschüchtern, zu terrorisiren und überall ihren Willen durchzusetzen.

Das eigentliche Ziel der čechischen Bewegung war von nun an die Wiederherstellung eines autonomen čechischen Reiches. Man hat viel über diese Idee gelächelt, gespottet, die Čechen haben sie seither unter allen Umständen festgehalten und mit ungemeiner Zähigkeit und Energie verfolgt und sie haben sich dem Ziele zwar wenig aber immerhin doch genähert. Die ursprüngliche Idee war allerdings, daß in diesem Čechenreiche alle Stämme, welche der čechoslavischen Nationalität angehören, die Böhmen, Mährer und Slovaken, vereinigt werden sollten, seitdem sich jedoch die Slovaken schon vor dem J. 1848 gegen die čechische Oberherrschaft ausgesprochen und entschlossen hatten, ihren eigenen Weg zu wandeln, beschränkten sich die Wünsche der čechischen Patrioten auf die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien. Schon in der Wenzelsbader Petition (11. März) wurde diese Idee als Forderung der gesammten čechischen Nation hingestellt und in der zweiten čechischen Petition, welche Faster und Trojan nach Wien überbrachten, war schon von „unauflöslicher Vereinigung der sämmtlichen zur Krone Böhmens gehörigen Länder" die Rede. Als Vorbild dienten den Čechen die Ungarn und es ist dies *Copiren der Ungarn ein charakteristischer Zug der čechischen Bewegung* bis in die neueste Zeit geblieben. Die Čechen forderten die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien aus nationalen Gründen; sie hatten dabei die Absicht, ihre Nationalität in eine compacte Masse zu vereinigen und die Deutschen in den betreffenden Ländern unbedingt zu majorisiren, zu beherrschen und nach und nach zu čechisieren. Das deutsche Element in Oesterreich wäre dadurch zerrissen und auf wenige Länder (Oesterreich, Tyrol, Steiermark) eingeschränkt, zur Ohnmacht verurtheilt worden. Das war der eigentliche Plan der

Čechen. Weil aber der Reichstag zu Presburg das Recht der ungarischen Krone auf ihre Nebenländer durch historische Gründe unterstützte: mußte auch die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien als historisches Recht der Čechen hingestellt werden. Palacky, welcher sich niemals gescheut hatte, die Geschichte im Sinne der nationalen Partei zu verdrehen, erfand denn auch die Fabel von der heiligen S. Wenzelskrone und gab den ehemaligen Generallandtagen von Böhmen, Mähren und Schlesien eine staatsrechtliche Bedeutung, die ganz nach dem Sinne der čechischen Patrioten war, die denselben aber niemals zugekommen ist. (Schluß folgt.)

Ein Manuscript Kants.

(Aus der Handschriftensammlung unseres Vereines.) Die Bibliothek unseres Vereines verdankt der bewährten Liberalität eines ihrer sehr geschätzten Prager Mitglieder den Besitz eines Manuscriptes, das jeder Bibliothek zur besonderen Zierde gereichen würde. [1]) Es ist dies die sechzehn Seiten umfassende vollständige Abhandlung J. Kants über das radikale Böse in der menschlichen Natur, deren Abfassung höchst wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des Jahres 1791 datirt. Der Text selbst rührt nicht von Kants eigener Hand her, wohl aber ist dies bezüglich der zahlreichen Correcturen und Zusätze, die bisweilen ganze Seiten ausfüllen und wahrscheinlich auch bezüglich der Namensfertigung am Ende der Fall. Diese Abänderungen, die dem Manuscripte seinen besondern Werth verleihen, haben theils minutiöse Verbesserungen der Interpunktation, Umformungen der etwas antiquirten ursprünglichen Orthographie, gramatikalische und stylistische Umgestaltungen, theils aber auch wesentliche Verschärfungen und Verdeutlichungen der Gedanken und weitere Ausführungen einzelner Punkte zum Gegenstande. Sie eröffnen uns einen höchst anziehenden Einblick in die innere Werkstätte dieses großen, in mancher Beziehung einzigen Genius und lassen uns jene äußerste Sorgfalt so ganz wieder erkennen, welche Kant namentlich in seinen späteren Perioden auf die Darstellung seiner oft der Unverständlichkeit angeklagten tiefen Ideen verwandte. Der Verfasser dieser Zeilen wird demnächst Gelegenheit haben, zu zeigen, wie manche Anstoß erregende Stelle dieser vielgerühmten und viel angefeindeten Abhandlung vor der Correctur ursprünglich anders und zwar meistens minder entschieden lautete und wie einmal sogar ein in alle späteren Ausgaben aufgenommener den Sinn wesentlich alterirender Ausdruck sein Dasein lediglich einer etwas eigenthümlichen Correctur verdankt (der Beste statt der Böse, Blatt 9. S. 2). Kant veröffentlichte die betreffende Abhandlung dreimal. Das Erstemal erschien sie als selbstständiger Artikel in Biesters Berlinische Monatschrift, wo sie im Aprilheft 1792 zwischen einem poetischen „Angebinde am ersten April" eines anonymen, antikisirenden Musensohnes und einer in Rammler'schen Manier gehaltenen Ode des H. J. A. von Berger an seinen Bruder den Geheimen Finanzrath und Acciseregisör Fr. Eberhart Georg v. B. eine etwas seltsame Stelle einnimmt. Die zweite Publikation erfuhr sie als „Erstes Stück" in der ersten Ausgabe der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1793 unter dem Doppeltitel: Von der Einwohnung des bösen Principes neben dem guten oder über das radikale Böse in der menschlichen Natur, im Übrigen mit der ersten völlig gleichlautend, die dritte in der zweiten Ausgabe desselben Werkes 1794 und zwar diesmal um einige, genau gezählt sechsundzwanzig Noten unter dem Texte vermehrt, unter denen sich auch die einzige Stelle befindet, an der Kant seines congenialen Verehrers „des" Herren Prof. Schiller erwähnt. Das im Besitze unseres Vereines befindliche Manuscript diente, was besonders hervorzuheben ist, dem ersten Abdrucke zur Grundlage, wie aus der Ziffer vor dem Titel, dem Titel selbst, der Namensfertigung am Schlusse, dem Censurzeichen des Theologen Hillmer und ganz besonders aus der vom Setzer angebrachten Bezeichnung der Seitenumbrechung, die mit jener der Monatschrift übereinstimmt, mit völliger Evidenz hervorgeht. Uiber die Echtheit der Autographen kann kein Zweifel bestehen: die inneren Gründe derselben drängen sich jedem Leser von selbst auf, der Unterzeichnete hat die betreffenden Stellen überdieß mit einem derselben Periode entnommenen Facsimile einer Stelle aus einem anderen Abschnitte der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft verglichen und eine genaue Uibereinstimmung insbesondere in dem ganz charakteristischen Zuge des T gefunden. Schließlich kann derselbe nicht unterlassen, darauf auf-

1) Das Manuscript ist von Herrn Joseph Singer, Fabrikbesitzer, dem Vereine geschenkt worden. A. d. R.

merksam zu machen, daß dem Verein aus derselben Quelle eine zweite Autographenreihe: Briefe Knebels an Doktor Döring zukamen, die einzelne nicht uninteressante Details aus der goldenen Zeit des Weimarer Dichterlebens enthalten, auf deren Besprechung er bei einer späteren Gelegenheit zurückzukommen hofft.

Prag, Jänner 1866.

W. Volkmann.

Culturgeschichte.

M. Johann Huß' gesammelte Schriften in čechischer Sprache. Herausgegeben von Karl Jar. Erben. Prag 1864—5. 8°. Heft 1.—11.

Erst 100 Jahre nach Huß' Tode fing man an, dessen Schriften zu ediren. Sein erstes Werk, welches der Drucklegung theilhaft geworden, heißt Anatomia Antichristi und erschien nebst einigen kleineren opusculis auf Veranstaltung des Otto von Braunfels ohne Datum um das J. 1521 zu Straßburg. Im J. 1537 gab Luther in Wittemberg bei dem Drucker der Wartburgbibel, Hanns Luft, einige lateinische Briefe des M. J. Huß mit einer Vorrede heraus; auch besorgte er eine Verdeutschung unter dem Titel: „Des h. Merterers briefe aus dem gefengnis im concillio zu Costnitz an die Böhmen geschrieben." Zwei Decennien später traten zu Nürnberg aus der Druckerei des Montanus und Neuber die Opera omnia J. Hussi (1558) in zwei Foliobänden an's Licht der Oeffentlichkeit. Allein der Titel entsprach nicht der Wahrheit; denn die angebliche Gesammtausgabe kannte den schriftstellerischen Nachlaß des J. Huß bei weitem nicht nach seinem ganzen Umfange; dies gilt namentlich von dessen čechischen Schriften. Das älteste der durch den Druck veröffentlichten čechischen Hussitica ist: Die aus den Kettenfäden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung geflochtene Schnur" (Prag 1545. 8°). In unserem Jahrhundert haben Hanka und Sembera einzelne čechische Hussitica herausgegeben, bis Erben jüngst mit der obigen Sammlung hervortrat. Die bisher erschienenen 11 Hefte umfassen lauter Schriften theologischen Inhalts, z. B. eine Auslegung des Credo, der zehn Gebote, des Vaterunser, der Evangelien 2c. 2c. Dem Huß auf allen Wegen seiner Auffassung und Exegese zu folgen, kann nur Sache der theologischen Fachkritik sein; dagegen dürfte die Abhandlung über die Simonie auch dem Laien ein Interesse abgewinnen, da sie trotz ihrer theoretisch-allgemeinen Fassung doch deutliche Fingerzeige auf klerikale Zustände des 15. Jahrh. enthält. Aus der Sprache und Phraseologie des Huß wird die čechische Lexikographie manchen Gewinn schöpfen.

A...z...r.

Land und Leute in Ungarn. Von Dr. Erasmus Schwab. Leipzig. Wigand. 1866.

Es ist über Ungarn an flüchtigen Skizzen und Bildern schon vieles geschrieben worden. Ein Land von einer so bestimmt ausgeprägten Physiognomie wie dieses reizt gewiß den Touristen zur Schilderung, die freilich selten tiefer geht, und höchstens die Oberfläche abschöpft, die dann pikant präparirt geboten wird. Hier hat man es mit einem andern Buche zu thun. Schwab hat Ungarn kennen gelernt, er hat dort gelebt, seine Zeit zu eingehenden Studien verwendet. Man sieht es dem Buch, das in einer liebenswürdigen Form mit einer plastischen Kraft der Darstellung geistvolle Reflexion vereint, nicht an, wie viel Zeit und Mühe jede Zeile gekostet hat. Der Verfasser ist Culturhistoriker der seinen Blick liebend auf allem ruhen läßt und die das Landschaftsbild nicht hinmalt um sich selber vielleicht andere an dem empfangenen Eindruck zu ergötzen, sondern ihm ist es zugleich die Bestätigung dessen was er culturhistorisch feststellt, die Staffage des Bildes bekommt dadurch wahrhaft ethnografischen Charakter. Die Vielseitigkeit seiner Bildung und die reiche gebildete Anschauung eines Mannes, der hinter der Schale den Kern zu finden weiß, befähigen, wie jede Seite des Buches zeigt, den Verfasser vor allem zu einer solchen Aufgabe. Die schwungvolle Darstellung ist hie und da von einem feinen würzigen Humor durchgeistigt, die Schlaghaftigkeit des Ausdrucks wirkt oft wahrhaft überraschend. Wir verweisen auf die Beschreibung der Agtelekolsohle, der Tarra; die Schilderung des Zigeuners, der armen Bursche 2c. und wünschen dem Buch, das zur Kenntniß eines der wichtigsten Kronländer so viel beiträgt, recht viele Leser.

Rechtswissenschaft.

Lustkandl, Dr. Wenzel. Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrecht,

über das kaiserl. Manifest und Patent v. 20. Sept. 1865, über die beiden Adressen des ungarischen Landtages von 1861 und über die Unbedingtheit, Einheitlichkeit und Realität der pragmatischen Sanction mit Anschluß ihrer Dokumente. Wien 1866. W. Braumüller in Comm. 25 Bog. 8°. Dieses Werk ist hervorgerufen worden durch die bekannte Discussion, in welche Deak über des Verfassers früheres Werk („das ungarische Staatsrecht", Wien, Braumüller 1863) eingetreten war, und bildet in Verbindung mit der Habilitationsschrift des Verfassers (über den „Begriff und das Wesen der österr. Reichsverfassung." 1864) den ersten umfassenderen Versuch, unsere Verfassungsfrage auf wissenschaftlichem Wege aus den vorhandenen rechtsgeschichtlichen und staatsrechtlichen, namentlich ungarischen Quellen zu betrachten und zu lösen.

B.

Juridische Zeitschriften. Auch auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft nimmt die literar. Thätigkeit der Deutschböhmen eine ehrenvolle Stellung ein. Dr. Julius Glaser, o. ö. Prof. a. d. Wiener Univers. (ein Prager) ist mit Dr. Nowak Herausgeber der „Gerichtszeitung" und mit Prof. Dr. Unger und Ministersecretär Walter Herausgeber der „Entscheidungen des obersten Gerichtshofes." Von unserem berühmten Landsmanne, Dr. Franz Haimerle, k. k. Hofrath u. o. ö. Prof. d. Rechte an der Wiener Universität, wird gleichfalls eine wichtige juridische Zeitschrift herausgegeben unter dem Titel: Österreichische Vierteljahrschrift für Rechts- und Staatswissenschaft (im J. 1858 an die Stelle des vormaligen Magazins für Rechts- und Staatswissenschaft. B. 1 — 16 getreten). Band 16. Wien 1865. W. Braumüller.

Politik.

Unter dem Titel „Spása Rakouska" (das Heil Oesterreichs) erschien bei J. L. Kober in Prag eine čechische Brochure, deren Verfasser zwar auf dem Titel nicht genannt erscheint, als den aber seither čechische Blätter uns den Grafen Johann Harrach enthüllt haben. Der Verfasser erklärt, sein Schriftchen bereits im Jahre 1860 vollendet, mit dessen Veröffentlichung aber bis jetzt gezögert zu haben. Wenn diese Veröffentlichung ganz unterblieben wäre, hätte die Welt auch keinen allzugroßen Verlust zu beklagen gehabt. Vergebens sieht man sich in der Brochure nach einem neuen fruchtbaren Gedanken um. Was sie enthält, wurde von den Verfechtern des föderalistischen Systems anderwärts schon über Genüge vorgebracht. Der Verfasser ist nicht blos Gegner der Februarverfassung, er erklärt sich auch gegen das Octoberdiplom. Während Palacky letzteres acceptirte und in seiner jüngsten Schrift „Die österreichische Staatsidee" von seinem ursprünglichen im Jahre 1849 aufgestellten Plane, die Ländergruppen des föderalistischen Oesterreich nach Nationalitäten zu formen, wieder abgegangen ist, um das „historische Recht" an deren Stelle vorzuschieben, will Graf Johann Harrach von letzterem nur gerade so viel gelten lassen, als ihm zur Realisirung seiner nationalen Projecte passend erscheint. Er schlägt ein siebengliedriges Oesterreich vor, und zwar wären diese sieben Gruppen folgende: Ungarn mit Siebenbürgen, Böhmen mit Mähren und Schlesien, Galizien mit der Bukowina, Lombardo-Venetien, das dreieinige Königreich (Kroatien, Slavonien, Dalmatien), Illyrien (Krain, Kärnthen, Istrien, Triest, Görz) und Deutschösterreich (Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Steyermark und Tirol.) Jede dieser Gruppen soll ihren eigenen Hofkanzler haben, so daß nebst den Ministern für die gemeinsamen Angelegenheiten das Ministerium 12 Mitglieder zählen würde. Für die Legislation schlägt Graf Harrach einen dreifachen Apparat vor, nämlich das Reichsparlament, dann Kronlandtage (Generallandtage für die verschiedenen Gruppen) und endlich die Einzellandtage. Von dem ursprünglichen Föderationsprojecte Palacky's unterscheidet sich das Harrach'sche dadurch, daß ersteres acht nationale Ländergruppen vorschlug, indem es auch die Rumänen in eine besondere Gruppe zusammenfassen wollte. Darum wird aber das neue Project um nichts origineller oder praktischer. Eine Gruppe mehr oder weniger, eine größer oder kleiner, das ändert wenig, daran liegt den čechischen Föderalisten nichts, wenn nur ihr eigentlicher Zweck erreicht: wenn aus Böhmen, Mähren und Schlesien ein Staatskörper zusammengeschweißt wird, der nach ihrer Ansicht kräftig genug wäre, um so viel als möglich selbstständig und unabhängig von allen übrigen Reichstheilen zu existiren und in welchem das slavische Element das überwiegende und herrschende würde. Dieses, die Loslösung der deutschen Bevölkerung Böhmens, Mährens und Schlesiens von ihren übrigen Stammesgenossen, die in Folge dessen nothwendig eintretende Schwächung des deutschen Elements, und als

weitere Consequenz die Oberherrschaft des Slaventhums in der genannten Ländergruppe: das ist das eigentliche Hauptziel der Bestrebungen unserer čechischen Föderalisten. Aus diesem Ziele lassen sich alle ihre Schritte erklären; und mögen sie auch bei dieser in Inconsequenzen und Widersprüche zu gerathen scheinen, in ihrem Hauptstreben bleiben sie doch immerdar consequent und beharrlich. In dieser Beziehung könnten sie den Deutschen als Muster dienen; ab inimico disces.

**

Poesie.

Die literarische Beilage zu den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat bisher von der schönwissenschaftlichen Literatur so gut wie keine Notiz genommen, und doch sind gerade auf diesem Gebiete Kräfte von ganz vorzüglicher Begabung thätig und die Production in dieser Richtung ist eine solche, daß Deutschland und selbst das Ausland vielfach in die Lage kommen, ihr in hervorragender Weise Berücksichtigung schenken zu müssen. Nennt man die guten Namen unter den deutschen Novellisten, so nennt man die Deutschböhmen sicher mit dabei. Diese erscheinen auf dem deutschen Büchermarkte alljährlich mit einem ganz artigen Contingent und ihre quantitativ sehr achtbare Betheiligung ist auch qualitativ nicht zu verwerfen. Die Romane und Novellen von Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Lucian Herbert, Adalbert Stifter, Josef Rank, Julius Gundling zählen zu den gelesenen Werken und der Anschaffung derselben kann sich keine Leihbibliothek in Deutschland entschlagen, so lebhaft ist allerorten das Verlangen nach denselben. Dieses lebhafte Verlangen bethätigt sich auch vielfach in neuen Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen, wie denn erst kürzlich zweite Auflagen von Meißners Sansara und Schwarzgelb, von Herberts Louis Napoleon und Gundlings Schnobeles nothwendig wurden und die Franzosen sich manches Werk Meißners, die Holländer, Ungarn und Čechen Herberts Louis Napoleon in Uebersetzungen angeeigneten. In letzter Zeit haben sich den eben erwähnten accreditirten Erzählern auch jüngere Kräfte angereiht, welche viel versprechend auftreten. Klapp hat sich mit Erfolg namentlich auf dem Gebiete realistischer Schilderung versucht und Ernst kultivirt die Volkserzählung mit Geschick, wobei es nur zu bedauern ist, daß er noch zu keiner Sammlung seiner in Journalen und Kalendern zerstreuten Geschichten gekommen ist. Die poetische Erzählung pflegt Ebert nach seiner nicht vollkommen geglückten Excursion auf das dramatische Gebiet wieder mit Vorliebe und der Name des Lustspieldichters Julius Rosen ist auf allen Theaterzetteln Deutschlands zu lesen. Eine Mischung von Kotzebue und Benedix hat Rosen durch das gelungene Lustspiel „Die Kompromittirten" seinen Ruf begründet und selbst die minder gelungene Mache und der schwächere Erfolg seiner späteren Stücke lassen nicht alle Hoffnung schwinden, daß das deutsche Lustspiel von dem Deutschböhmen Rosen noch etwas Tüchtiges zu erwarten hat.

Zweck dieser Rubrik soll es nun sein, die schönwissenschaftlichen Erzeugnisse der Deutschböhmen mit kurzen Schlagworten anzuzeigen und die Deutschen in Böhmen auf diese Art über die Bestrebungen ihrer Belletristen zu orientiren.

Wir notiren für diesmal folgende Werke neueren Datums:

Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle von Moriz Hartmann. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Einbändig.

Dieser kleine, zuerst in Hallbergers vielgelesener illustrirter Zeitschrift „Ueber Land und Meer" erschienene Roman schildert in anregender Weise die Flucht Joachim Murats aus Frankreich und seine Bestrebungen in Korsika aus den versprengten Bonapartisten einen Anhang zu bilden, den auch specifisch korsikanische Elemente verstärken helfen. Das Ende Murats bietet dem Romancier einen so dankbaren Stoff, daß wir uns durchaus nicht wundern, dasselbe Thema gleichzeitig von einem zweiten Romanschriftsteller — Bernd von Guseck — in Angriff genommen zu sehen.

Nach der Natur. Novellen von Moritz Hartmann. Verlag von Ebner in Stuttgart. Drei Bände.

Dreizehn hübsche Geschichten in der bekannten ansprechenden Manier Hartmanns, dessen Stärke solche kleine Geschichten bilden, in welchen sich die bunten Anschauungen seines bewegten Lebens spiegeln.

Schnobeles. Roman von Julius Gundling. Verlag von Fr. M. Grunow in Leipzig. Zweite Auflage. Volksausgabe in einem Bande.

Der Roman schildert prager Leben und

prager Gestalten. Er führt den Leser in die Untersuchungsgefängnisse des prager Criminalgebäudes und aus der Stille dieser Zellen wieder in das buntschillernde Straßen- und Volksleben der Prager Judenstadt, in welcher wir in dem hundertjährigen Leihbibliothekar, in Esther Effeles, in der reizenden Sara Kaifur, in dem Journalisten Löw Zucker, in dem Banquier Kaifur und dem schlauen David Knorpeles eine Reihe drastischer Figuren kennen lernen, welche insgesammt dem Leben entnommen sind. Schnobeles selbst arbeitet sich vom armen Juristen zum reichen Advokaten empor, wird als solcher von der Zeitkrankheit, der Großmannssucht befallen, und geht an derselben zu Grunde. Er, der gern alle Verhältnisse dominirt, im Gemeinderathe, im Theatercomité, im Verwaltungsrathe der Gasanstalt und der projektirten Eisenbahn die erste Rolle gespielt hätte, vernachlässigt über seinen zahllosen Geschäften seine Frau und sieht sich eines Tages von ihr verlassen. Der Proceß, den er um der entlaufenen Frau willen mit seinem Schwiegervater Kaifur führt, bringt ihn um sein Vermögen. Der Matador Schnobeles, der sogar seinen an das Ghetto mahnenden Namen verachtete und sich Schneeball nannte, wird wieder der „kleine Schnobeles," um den sich Niemand kümmert. Aber seine Armuth rührt das Herz seiner Frau und sie kehrt zu ihm zurück. Durch das Buch zieht sich ein rother Faden, die geheimnißvolle Geschichte der schönen Reiterin Olympia Anselmini und die Scene, wo der Bajazzo Hannibal am Sterbebette der Reiterin steht, die ihm, dem früher von ihr Verachteten, die Worte zuhaucht: „Hannibal, wenn ich noch einmal gesundete, wie lieb solltest Du mir sein," dürfte mancher Leserin die Thränen in die Augen gelockt haben.

Witiko. Roman von Adalbert Stifter. Der auf drei Bände berechnete Roman liegt uns erst mit dem ersten Bande vor und wir müssen uns daher hier vorläufig begnügen, ihn anzuzeigen. Ein jedes Werk des genialen Verfassers der „bunten Steine" ist immer geeignet, das Interesse in hohem Grade anzuregen. Wir denken unwillkürlich an den hohen Genuß, den uns einmal Stifters „Hochwald" oder „Hagestolz" gewährt hat. Doppelt werthvoll wird Einem der wirkliche Hochwald, wenn man ihn mit dem Stifter'schen „Hochwald" in der Hand durchstreift, und so oft der Schreiber dieser Zeilen die melancholische Spielmannsau im Allgäu oder die hohen Forste, die von Kreuth zum Achensee hinabführen, durchstreift hat, ist ihm die meisterhafte Naturschilderung in Stifters „Hochwald" ins Gedächtniß zurückgerufen worden. Und sollte es dem Schreiber dieser Zeilen noch einmal vergönnt sein, in schönen Herbsttagen den Bregenzerwald oder die urwaldähnlichen Strecken des Böhmerwaldes zu durchstreifen, so wird Stifters „Hochwald" sicher das einzige Handbuch sein, das er auf diesen Wanderungen mitnehmen wird.

Auch von Stifters Abdias ist so eben eine zweite, schön ausgestattete Auflage bei Heckenast in Pest erschienen.

Schwarzgelb. Roman von Alfred Meißner. Verlag von Otto Janke. Zweite Auflage. Volksauflage in einem Bande.

Mit diesem hochinteressanten Roman, welcher die Reaktion in Oesterreich schildert, wie sie in den Jahren 1850 bis 1860 sich ausprägte, hat die Verlagshandlung ein Experiment der Verwohlfeilung vorgenommen, welches beinahe über die Grenzen des Möglichen geht. Den Roman selbst möchten wir am liebsten ein Seitenstück zu Louis Blancs berühmter Geschichte der zehn Jahre nennen. Wie Blanc in seiner Histoire de dix ans das Frankreich der Jahre 1830 bis 1840 in farbensaftiger, brillanter Weise schildert, so ist Meißner in Schwarzgelb zum getreuen Chroniker dessen geworden, was in Oesterreich in den zehn Jahren von 1850 bis 1860 vorging, in welchen tabula rasa mit allen Nationalitäten gemacht wurde und an Stelle des hinwegdekretirten historischen Oesterreich ein neues uniformes geschaffen werden sollte. Es ist das Oesterreich der Concordate, der Nationalanlehen, der Belagerungszustände, der unerschöpflichen Hilfsquellen, der bureaukratischen Vergewaltigung, welches Meißner in lebendigen Farben schildert. Repräsentanten aller Stände treten da auf, den Cavalieren Thiebold seck und Kronberg sekundirt der Vertreter des Polizeistaates Rack. Aus dem Stillleben eines kleinen böhmischen Fleckens heraus entwickelt sich die allmählig wie ein Strom anschwellende Handlung, die wir mit ihren vielen feinen Verschlingungen hier auch nicht einmal annäherungsweise zu skizziren im Stande sind. Wir sehen den demokratischen Schriftsteller Schmey eine Schwenkung nach rechtshin machen und die Tochter eines vermögenden Glaubensgenossen heiraten. Mit dem Gelde der Frau bringt Schmey das radikale Blatt an sich und

macht es über Anregung Thieboldsegs zu einem Regierungsorgan. Aber während der Graf Thieboldseg Propaganda macht für die feudalen Anschauungen, verliebt sich seine Tochter Cornelia in den Insurgenten Bruno Haldenried, verbirgt ihn, als ihn der Bezirkshauptmann Rack aufgestöbert hat, im väterlichen Schlosse und geht an der Liebe zu dem Freiheitsmanne zu Grunde. Die Art, wie das Leben des nobilisirten Ehepaares Schmey geschildert ist, die spannende Behandlung des düstern Geheimnisses, das sich um Haldenried zusammenzieht und ihn in den Verdacht eines Mordes bringt, das Nebeneinander so interessanter Gestalten, wie es die Negroni, Schepkes, Stropps, Dubsky's u. s. w. sind, geben eine Fülle der anregendsten Situationen.

Lemberger und Sohn. Roman von Alfred Meißner. Verlag von Otto Janke.

In ungleich engerem Rahmen bewegt sich diese kleine Geschichte, welche das prager Lederhausgäßchen zum Schauplatze hat. Fünf, sechs Personen, unter welchen der Rauchfangkehrer und der athletische Fleischhauer am drastischesten gezeichnet sind, führen vor unseren Augen eine kleine Aktion auf, die manche hübsche Pointen aufzuweisen hat. Die Scenen, in welchen sich der junge Jude des Fleischhauers gegen den von ihm so sehr gefürchteten Rauchfangkehrer zu versichern sucht, gehören zu den drolligsten des Buches. Weniger ansprechend scheint uns die Geschichte mit der Kartenschlägerin, welche das Dienstmädchen zu Rathe zieht. Hier bleibt das eigentlich Räthselhafte auch ohne Aufklärung. Dagegen kommt der Gegensatz zwischen dem Altjudenthum und dem jüdischen Epigonenthum in Vater und Sohn zu schlagender Anschauung.

Eine Magyarenfrau. Poetische Erzählung von Carl Egon Ebert. Verlag von Czermak in Wien.

Das kleine, hübsch geschriebene und hübsch ausgestattete Büchlein feiert eine schöne Frau— die Heldin von Muráni — und ist auch einer schönen Frau, der Fürstin Leonie von Fürstenberg gewidmet. Das Gedicht wird den Freunden der Ebert'schen Muse um so willkommener erscheinen, als Ebert an dem nonum prematur in annum festhält und selten mit einem neuen Werke hervortritt.

Die todte Hand. Roman von Lucian Herbert. Mit Anlehnung an das nationale, kirchliche und sociale Leben Oesterreichs. Vier Bände. Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig.

Der Roman behandelt zum erstenmal in dieser Form den Conflict zwischen Deutsch und Čechisch. Von Ostende, wo Jaquetta Bultink, die Tochter des alten Austernparkwächters Zacharias Bultink, den Jockey Dick Hawerton gegen den Willen ihres Vaters, den der Verkehr mit seinen Mollusken zum schweigsamsten aller Menschen gemacht hat, heiratet, verpflanzt sich die Handlung nach Wiesbaden. Dick bricht bei den Pferderennen den Hals und sein Herr, der Graf von Slyken, verliebt sich in die schöne und junge Witwe und das Glück kommt ihm dabei in so wunderbarer Weise zu Hilfe, daß sich ihm Jaquetta freiwillig zu eigen gibt, um von ihm das Leben eines jungen Cavaliers zu erkaufen, der im amerikanischen Duell mit ihm die schwarze Kugel gezogen hat. Die einem edlen Motiv entsprungene Schuld läßt Jaquetta nicht ruhen. Während Slyken nach Böhmen übersiedelt, wo er eine Herrschaft gekauft hat, geht auch Jaquetta als barmherzige Schwester nach Böhmen. Ihres Vaters Bruder ist vor vierzig Jahren mit einer Million Francs, die er für den Orden, dem er angehörte, aus einer Verlassenschaft in Brüssel zu erheben hatte, nach Amerika verschwunden. Die Art, wie er drüben von einem Manne, der ihm auffallend ähnlich sieht, um das gestohlene Geld gebracht wird, verschlingt sich mit der Schilderung, wie derjenige, der ihn um das Resultat des an der todten Hand begangenen Raubes gebracht hat, sich nach vielen Irrfahrten in Böhmen ansiedelt und von dem Austernparkwächter Bultink eine zeitlang für seinen Bruder gehalten wird, zu einem Knoten, der in spannender Weise sich immer mehr schürzt. Auch der Mönch Bultink ist wieder nach Europa zurückgekehrt und die Figuren des Romans eröffnen nun eine Art Schachspiel gegeneinander, in welchem eine den andern matt zu legen sucht. Eine aus der Feder des bekannten Kritikers Baron Stift herrührende ausführliche Besprechung der „todten Hand" in der Neuen Freien Presse stellt die zwei Abtheilungen des Romans: „Im Kloster" und „Der Missionär" am höchsten und vindicirt den Figuren des Romans, dem Jockey, dem alten Bultink, dem Leuchthurmwächter, dem Gendarm, dem Mönch und nachmaligen Croupier Bultink, dem Guardian Pater Aichard, den beiden verwahrlosten Mönchen Florian und Amand, dem Judendoctor Pinkas, dem Lebe-

mann Slyken, dem Amerikaner, den Frauengestalten Jaquetta, Emerenz und Aurelie Vandertrop, dem Journalisten Schlemm, dem Photographen Zünglein eine seltene Originalität.

Bibliographie.

b) Schriften deutschböhmischer Schriftsteller, welche auswärts erschienen sind:

Czyhlarz Dr. Karl, a. o. Prof. a. d. Prager Universität. Das Veräußerungsverbot des Fundus dotalis. (Erschienen in der Gießener Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. Neue Folge. B. 22. H. Gießen 1865.)

Ebert Carl Egon. Eine Magyarenfrau. Poetische Erzählung. Wien, Czermak. 16. carton.

Grohmann, Dr. Jos. Virgil. Medicinisches aus dem Atharva-Veda mit besonderem Bezug auf den Takman. (Erschienen in „Webers Indischen Studien". 9. B. Leipzig, Brockhaus 1865.)

Gruber, Dr. Wenzel, Prof. der prakt. Anatomie an der med. chir. Akad. in Skt. Petersburg Ueber die tiefe Lage der Niere. (In der „Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte." Wien 1865.)

Hartmann Moritz. Nach der Natur Novellen. 2 Bände. Stuttgart. Ebner 8°. geh.

Hartmann M. Die letzten Tage eines Königs. Hist. Novelle. Stuttgart. Hallberger. 8°. geh.

Herbert Lucian. Die todte Hand. Roman mit Anlehnung an das nationale, kirchliche und sociale Leben Oesterreichs 1.—3. Band. Leipzig. Grunov.

Herbert L. Viktor Emanuel, Roman und Geschichte. 4. B. Leipzig, Grunov. 8°. geh.

Herbert L., Zwischen Leben und Sterben. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Grunov. 8°.

Lustkandl, Wenzel. Abhandlungen aus dem österr. Staatsrecht über das kaiserl. Manifest und Patent vom 20. Sept. 1865 über die beiden Adressen von 1861 und über die Unbedingtheit, Einheitlichkeit und Realität der pragmatischen Sanktion mit Anschluß ihrer Dokumente. Wien 1866. Braumüller in Commission. 8°.

Meißner A., Schwarzgelb. Roman aus Österreichs neuester Getchichte. Volksausgabe. Berlin. Janke. hoch 4°. geh.

Nagel, Dr. Leo. Rechtsconcipient in Prag; Beiträge zur Lehre der Grunddienstbarkeiten nach österr. Rechte. (Ersch. in dem neuesten Hefte der Haimerl'schen Vierteljahrschrift.)

c) Werke über Böhmen.

Archiv für österr. Geschichte. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. 34. B. 1. u. 2. Hälfte. Wien. Gerold Sohn in Comm. gr. 8°. geh.

Dudik Dr. B. Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrage des mähr. Landesausschusses dargestellt. 4. B. Von 1173 bis 1197. Mit 2 Beilagen und zwei von H. Zireček entworfenen Landkarten. Brünn. A. Nitsch in Comm. gr. 8°. geh.

Dudik Dr. B. Waldsteins Correspondenz. Wien. Gerolds Sohm in Comm. Lex. 8°.

Grünhagen Dr. C. Die Correspondenz der Stadt Breslau mit Karl d. IV. in den Jahren 1347—1355 Wien. Gerolds Sohn in Comm. gr. 8°. geh.

Koch. A. Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinand des III. Nach handschr. Quellen. Mit Unterstützung der kais. Akad. d. Wissensch. 2 Bände. Wien. Gerolds Sohn in Comm. 8. geh. 4 fl. 50 kr.

Straßenkarte von Böhmen in Kupfer gestochen, enthaltend das Fluß- und Straßennetz, alle Ortschaften, Waldungen im Maße der der Wiener Zoll zu 4000 Wiener Klafter oder 1:288000 der Natur. Wien, k. k. milit. geopraph. Institut, in 4 Folioblättern

Tourtual F. Böhmens Antheil an dem Kämpfen K. Friedrichs I. in Italien. 1. Theil. Der Mailänder Krieg 1158. 1159. Göttingen. gr. 8°. geh.

Weech Fr. Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Carlsbad und Wien in den J. 1819, 20 und 34. Leipzig. Vogel gr. 8°. geh.

Wurzbach Dr. Const. v. Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österr. Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. 14. Theil Mit 9 genealog. Tafeln. Mit Unterstützung des Autors durch die k. Akad. d. Wiss. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. gr. 8°. geh.

Anfrage.

Da ich mich gegenwärtig mit einer Geschichte der nordböhmischen Glasindustrie beschäftige, so richte ich an jene Mitglieder des histor. Vereins, welche etwa darauf bezügliche Dokumente oder Chroniken besitzen, die fr. Bitte, mir selbe zur Benützung überlassen oder mir Mittheilungen darüber machen zu wollen.

Morchenstern i. B. den 5 Dez. 1865.

Paul Weiskopf.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. März 1866.

19.

Springer und die čechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

III.

(Schluß.)

Die Forderungen, welche die Čechen im Jahre 1848 aufstellen, klingen uns überaus kühn und abenteuerlich, und doch bilden dieselben auch heute noch das A-B-C des čechischen Staatsrechtes. Nur waren die Čechen i. J. 1848 im ersten Rausche des Sieges so unvorsichtig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und ihre Pläne auf einmal auszukramen, während sie heute, durch die Erfahrungen des letzten Decenniums vorsichtig gemacht, Schritt für Schritt vorgehen, wie die Schachspieler jeden Zug im voraus berechnen, um dieselben Ziele, wenn auch langsamer so desto sicherer zu erreichen.

Am deutlichsten offenbart sich diese Politik in den Verhandlungen über die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen. Im J. 1848 war dies eine der ersten Forderungen, welche die Čechen aufstellten; aber man forderte kühn, daß kein Deutscher ohne Kenntniß der böhmischen Sprache zu irgend einem Amte im ganzen Lande zugelassen werden solle. Ganz anders geht man heute zu Werke. Man erobert sich zunächst die Volks- und Mittelschule, und erst, nachdem der Sprachenzwang in den Mittelschulen durchgesetzt ist, fordert man die Universität und gelangt endlich durch den Antrag des Abgeordneten Šarda auf Gleichberechtigung der beiden Landessprachen in Ämtern zu demselben Punkte, den man im J. 1848 durch einen kühnen Sprung zu erreichen versucht hatte. Weil die Ungarn sich ein eigenes Ministerium erobert hatten, so wollten auch die Čechen i. J. 1848 nichts mehr von dem Wiener Cabinete wissen und verlangten in der 2. Petition, welche Faster und Trojan nach Wien überbrachten, nun ebenfalls ein verantwortliches Ministerium für die zur Krone Böhmens gehörigen Länder. In dem Entwurfe einer böhmischen Verfassung, welche Ende Mai publicirt wurde, waren die Ministerien des Innern, des Cultus und der Justiz aus dem Wiener Cabinete gestrichen und dasselbe auf die Ministerien des Äußern, des Krieges, der Finanzen und des Handels eingeschränkt. Dem böhmischen Vicekönige standen dagegen fünf verantwortliche Räthe für die Administration, die Justiz, den Cultus, die Landesfinanzen und die öffentlichen Arbeiten zur Seite. Eine ähnliche Verfassung ist auch heute noch das Ideal der čechischen Patrioten geblieben; allein man formulirt die Forderungen nicht mehr in trockenen Worten, man spricht blos von den historischen Rechten der böhmischen Krone, man will eine föderalistische Verfassung Österreichs mit größtmöglicher Selbständigkeit der historischen Individualitäten. Wie die čechischen Patrioten im Jahre 1849 das Föderativsystem verstanden, geht daraus hervor, daß Rieger im Reichsrathe zu Kremsier auch den deutschen Bundesstaat als Muster für die österreichische Verfassung aufstellte.

Um diese Pläne durchzuführen, griffen die Čechen zu jedem Mittel, das sich ihnen darbot. Sie proklamirten sich heute als Regierungspartei und boten dem flüchtigen Kaiser ihre Dienste an, „wenn der Kaiser den böhmischen Landtag persönlich eröffne und die administrative Selbständigkeit des Königreiches anerkenne." Sie stellten sich morgen dem Adel zur Verfügung, wenn sie hofften, daß dieser ihre Pläne zu unterstützen geneigt sei. Palacky hatte es stets als bitteren Mangel empfunden, daß an der Spitze der böhmischen Nation kein nationaler Adel stehe,

331665 / cc

der wie der ungarische für die Forderungen des Landes kämpfte. Sein ganzes Trachten ging daher dahin, diese Lücke auszufüllen. Daraus erklärt sich die demüthige Haltung der Čechen vor den adeligen Größen des Landes, die an Servilität streifte. Ein freundlicher Blick, ein Händedruck oder gar ein gnädiges Wort in böhmischer Sprache war augenblicklich im Stande, dem Adel die guten Dienste der Čechen zu sichern, und sie den feudalen Plänen der hohen Herren gefügig zu machen. So offenbarte sich schon damals jenes wahlverwandtschaftliche Verhältniß zwischen den Čechen und dem Adel, das in unseren Tagen dem Volke schon so viele zahlreiche Opfer gekostet hat. Eines suchte das andere zu benützen und auszubeuten. Die Čechen hofften mit Hilfe des Adels nicht nur ihre föderalistischen Pläne zu fördern, sie erwarteten namentlich in Sprachenfragen, die ihnen zunächst ans Herz gewachsen waren, die Unterstützung des Adels bei Unterdrückung des deutschen Elementes; der Adel dagegen speculirte auf die Dienste der Čechen, um seine früheren ständischen Vorrechte zurückzuerobern Es war ein Compagniegeschäft, das zunächst auf Kosten der Freiheit und des deutschen Elementes in Böhmen errichtet wurde.

Der Haß gegen das Deutschthum blieb denn auch die eigentliche Triebfeder der čechischen Politik während der ganzen Revolutionsperiode. Nichts schlimmeres konnte ihnen geschehen, als daß Böhmen als deutsches Bundesland aufgefordert wurde, in das Frankfurter Parlament zu wählen. Palacky feierte damals seine glorreichsten Tage. „Wahrlich, rief er aus, existirte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Die Besorgniß vor Frankfurt verwandelte die Čechen augenblicklich in die loyalsten Österreicher. Die slavischen Farben verschwanden und schwarzgelbe Fahnen vertraten ihre Stelle. Das war das beste Mittel, die Deutschen, welche am zähesten an der österreichischen Idee festgehalten hatten, einzuschüchtern, und wo dies nicht half, mußten Drohungen und Demonstrationen angewendet werden. Die Deutschen in Prag befanden sich damals in einer außerordentlich kläglichen Stellung. Sie vertraten den österreichischen Gedanken, den die Wiener Regierung selbst verlassen hatte, und fanden doch nicht den Muth, für einen innigeren Anschluß Österreichs an Deutschland einzustehen, sie verloren daher jeden Halt und jede Bedeutung. Die deutschen Farben wurden verboten, während die slavische Tricolore unangefochten in allen Gassen flaggte. „Slavische Studenten störten in roher Weise die Sitzung, welche im deutschen Vereine der Frankfurter Parlamentswahlen wegen abgehalten wurde, und drohten die Versammlung zu sprengen, bis einzelne Čechenführer die Rednerbühne bestiegen, die Ruhe herstellten und den Deutschen mit höhnischem Wohlwollen die Berathungen fortzusetzen erlaubten.“ Nur in den deutschen Gränzbezirken fühlten sich die Deutschen stark genug, dem Treiben des čechischen Nationalvereins entgegenzutreten und die Wahlen in das Frankfurter Parlament zu vollziehen. In Prag fanden sich am 23. Mai zur Freude der Čechen nur 3 Wähler auf dem Rathhause ein, es gab also, wie die Čechen triumphirend versicherten, nur drei Deutsche in der alten Königsstadt.

Wir können in dieser Beziehung unsern deutschen Lesern die Lektüre des Springerischen Buches nicht genugsam empfehlen.

Manche irrige Ansicht wird in dieser Lektüre ihre Correctur finden. Man schmeichelt sich in der Regel, die čechische Bewegung sei bedeutungslos. Sie ist es auch, sofern man blos ihren Einfluß auf die Geschicke der gesammten Monarchie im Auge hat; allein für die deutsche Nationalität in Böhmen birgt die čechische Bewegung die allergrößten Gefahren. Ihr Ziel ist, die gesunkene Größe der čechischen Natton wieder aufzurichten. Daher bemächtigt man sich der Schulen, daher arbeiten Lehrer und Geistliche, die Jugend, der die Zukunkt angehört, zur čechischen Nationalität herüberzuziehen, daher strebt man nach der Zerstückelung der deutschen Nationalität in Österreich, um dieselbe in Böhmen desto leichter majorisiren zu können. Die Führer sind begeistert für ihren Beruf, und eine wohldisciplinirte Partei gehorcht jedem ihrer Worte. Auf ihren Wink verfaßt sie Vertrauens- oder Mißtrauensadressen, auf ihren Wink ist sie selbst zu den größten materiellen Opfern bereit, wenn es gilt die Kraft und die Größe der čechischen Nation zu verkünden. Sie kennt kein anderes Urtheil, als das ihrer nationalen Zeitschriften, sie folgt mit glühendem Interesse den Verhandlungen des Landtags, jede nationale Frage wird populär und dringt, verstanden und nicht verstanden, bis in die untersten Classen der Gesellschaft. Dem gegenüber dürfen die Lehren, welche die Deutschen i. J. 1848 empfangen haben, nicht verloren gehn. Sie müssen gleichfalls Farbe bekennen, ein regeres politisches Leben muß sich auch

unter ihnen entfalten. Sie müssen sich fest um ihre Führer schaaren zu einer geschlossenen politischen Partei, die allerdings kein anderes Programm auf ihr Banner schreiben wird, als die Einheit Österreichs und die freiheitliche Entwicklung unserer Verfassung. Nur möge die deutsche Partei in Böhmen nie vergessen, daß ihr Einfluß am größten, ihre Kraft am bedeutendsten ist, wenn sie von den Sympathien der großen deutschen Mutternation getragen wird.

Philosophie.

Es ist eine eigenthümliche aber bisher wenig beachtete Erscheinung, daß die philosophische Literatur Oesterreichs größtentheils, ja man dürfte fast sagen ausschließlich, von Deutschböhmen getragen oder gefördert wurde. Die deutschen Denker in Böhmen haben jederzeit den lebhaftesten Antheil an der großartigen Entwicklung der deutschen Philosophie genommen und die Geschichte dieser Wissenschaft wird nicht wenige Namen derselben dankbar zu verzeichnen haben. Der populäre Dualismus der nachjakobischen Richtung findet in Lichtenfels seine Vertretung; der creatürliche Dualismus in dem berühmten Theologen Günther, welchem Löwe und in jüngster Zeit Wilhelm Kaulich (Geschichte der scholast. Philosophie) sich anschließen. Die Herbart'sche Richtung repräsentiren: Exner (allerdings in Wien geboren, aber durch ein Decennium als Professor in Prag thätig), Suttner, Zimmermann (gegenwärtig Prof. an der k. k. Universität in Wien), Volkmann (Prof. an der k. k. Universität in Prag), Nahlowsky, Beier (Prof. des Strafrechtes in Innsbruck), Lindner und Drbal. Sporadische Anklänge an Hegel finden sich bei Springer, Biedermann (in Bodenbach) und Jos. Bayer. Eine ganz eigenthümliche Richtung verfolgte Bolzano, der vielverehrte Lehrer in Prag, dessen Andenken in den Herzen seiner Schüler heute noch lebendig ist. In jüngster Zeit hat sich auch Dr. F. Hölzel, Professor in Böhm.-Leipa, durch seine schätzbare Arbeit: „Der Umfang des Begriffes neben dem Inhalte desselben" (Gymnasialprogramm) den deutschböhmischen Arbeitern auf dem Gebiete der philosophischen Literatur zugesellt. Wir lassen hier aus der Feder eines sehr verehrten Mitarbeiters das Referat über zwei philosophische Werke folgen, welche in letzter Zeit von Deutschböhmen ausgegangen sind.

Dr. Joseph Nahlowsky, o. ö. Prof. an der Univ. zu Gratz. **Die ethischen Ideen als die waltenden Mächte im Einzel- wie im Staatsleben nach ihren verschiedenen Beziehungen beleuchtet.** Leipzig. 1865. (98 S.)

Der sehr geehrte Hr. Verf., manchen Lesern dieses Blattes vielleicht auch aus den Vierzigerjahren durch seine tiefgefühlten lyrischen Spenden in erfreulicher Erinnerung, hat, wie er sich bei einer früheren Gelegenheit aussprach, sich zur Aufgabe gestellt: in dem reichen Schatze der Philosophie Herbarts einzelne Seitenstollen zu befahren und die Ausbeute zum Frommen jenes Publikums zu Tage zu fördern, dem das eigene Befahren des Schachtes bedenklich erscheint. Aus diesem Bestreben ging sein im Jahre 1862 erschienenes „Gefühlsleben" hervor, über das sich die Fachkritik höchst anerkennend ausgesprochen hat, die „Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft" folgten 1865 nach, und so eben liegt uns im innigen Anschlusse an letztere Monographie, das angezeigte Schriftchen vor, das in gemeinfaßlicher, anspruchsloser Weise eine Reihe der wichtigsten ethischen Fragen der Beantwortung vom Standpunkte der Herbart'schen Ideenlehre aus entgegenführt. Die Vorrede entrollt ein etwas düster gehaltenes Bild unserer socialen Verhältnisse, dem Rec. leider um so weniger zu widersprechen vermag, als es der Hr. Verf. im Verlaufe seiner Erörterungen an der Anerkennung der Lichtseiten nicht fehlen läßt (vergl. z. B. S. 37). Den Reigen der „fundamentalen Fragen" eröffnet die Besprechung der Lebensziele des Individuums: eine klare, sehr gut geschriebene Abhandlung, die dem Hrn. Verf. so recht Gelegenheit bietet, die tiefangelegten Eigenthümlichkeiten seines eigenen innersten Wesens zur vollen Geltung zu bringen und einen seltenen Reichthum an fein gefühlten und klar gedachten Bemerkungen enthält, wie z. B. die Parallele zwischen indischer und hellenischer Weltauffassung (S. 7), die treffliche Charakteristik der deutschen Mystiker: Eckhart, Tauler und Suso (S. 9 und ff.) u. s. w. Seiner Natur nach etwas abstrakter gehalten erscheint der zweite Abschnitt, dasselbe Thema bezüglich der Gesellschaft aufnehmend, der indeß dem Leserkreise

dieses Blattes sich dadurch besonders empfehlen dürfte, daß er den Standpunkt richtig bezeichnet, von dem aus so mancher tief greifende Conflict unseres politischen und nationalen Lebens seine Lösung zu erwarten haben wird. Das zweite Buch führt uns in zwangloser Folge eine Reihe der wichtigsten Analysen der Tugend-, Pflichten- und Güterlehre vor. Die Pflicht der Pietät gegen die Kunstdenkmale der Vergangenheit, der ethische Werth der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine Charakteristik einzelner Laster, die wahre Bedeutung der Ehre und Freundschaft, die Pflicht der Sorge für Aufklärung, der Prüfung des Berufes, der Verwerflichkeit der Lüge, des Selbstmordes, des Duells (Letzteres in Anlehnung an des Verf. Monographie: Das Duell. Leipzig 1864), die eingehende Analyse der Familienverhältnisse, um den schönen Ausspruch gruppirt: „Die Familie ist die Bauhütte, darin die Steine zum Baue der Zukunft behauen werden" (S. 87) — bilden den reichen Inhalt, dessen große Mannigfaltigkeit uns für die bisweilen etwas vortretende, bei der eingeschlagenen Behandlungsweise freilich unvermeidliche schablonenartige Darstellung vollkommen entschädigt und das Schlußwort des Verf., daß die Herbart'sche Ethik noch lange nicht die ihr gebührende Anwendung auf andere Wissenschaften gefunden hat, leider nur als allzu gerechtfertigt erscheinen läßt. Rec. würde es sich zum Verdienste anrechnen, wenn es ihm durch diese kurze Anzeige gelungen wäre, zur Verbreitung des recht anempfehlenswerthen Büchleins in den weiten Kreisen, für die es bestimmt ist, beigetragen zu haben. **W. V.**

Dr. Mathias Orbal, Lehrer am k. k. Gymn. zu Linz. **Lehrbuch der propädeutischen Logik**, zum Gebrauche für den Gymnasialunterricht und zum Selbststudium durch Beispiele, Aufgaben und Figuren leichtfaßlich dargestellt. Wien. 1865. 174 S.

Der Hr. Verf. auf dem Wege neunjähriger Erfahrungen mit den Bedürfnissen der Schule wohlbekannt, hat es sich in dem vorliegenden Lehrbuche zur Aufgabe gestellt, die logischen Lehren nicht nackt hinzustellen, sondern sie möglichst tief zu begründen und mit zahlreichen Beispielen zur Übung und Prüfung zu versehen, und wir müssen ihm zugestehen, in der einen wie der anderen Beziehung Ersprießliches geleistet zu haben. Sind auch die einleitenden allgemeinen Bestimmungen — vielleicht gerade in Folge des Strebens die tiefere Begründung mit leichter Faßlichkeit zu verbinden — nicht ganz frei von manchen bedenklichen Schwankungen und hätte auch manche Partie durch eine zweckmäßigere Anordnung wesentlich gewonnen, so läßt sich doch die erfolgreiche Bemühung, die Leistungen der neueren Literatur der Logik mit der propädeutischen Bedeutung der letzteren für die Mittelschule in Einklang zu bringen, nicht verkennen, ja einzelne Abschnitte, wie die Syllogistik und die Methodenlehre überschreiten das Maß des gewöhnlich Gebotenen in glücklicher Weise. Als Hilfsmittel dienten dem Hrn. Verf. die betreffenden Lehrbücher von Drobisch, Zimmermann und Uiberweg, über deren wissenschaftlichen Werth die Akten theilweise längst geschlossen sind. Die reiche Sammlung freilich überwiegend noch immer unhistorischer Beispiele dürfte dem Buche in manchem Kreise zur besonderen Anempfehlung dienen. Eine eingehendere Besprechung des Buches, das übrigens bereits in der Zeitschrift für exakte Philos. Bd. VI. Heft 1 eine anerkennende Erwähnung gefunden hat, behält sich Unterzeichneter für eines des nächsten Hefte der österr. Gymnas. Zeitschrift vor, und es sei nur noch schließlich erwähnt, daß der H. Verf. dem Vernehmen nach beabsichtigt, seiner propädeutischen Logik demnächst ihr psychologisches Gegenstück nachfolgen zu lassen. **W. V.**

Geschichte.

Florenz Tourtual. Böhmens Antheil an den Kämpfen Kaiser Friedrich I. in Italien. 1. Theil. Der Mailänderkrieg 1158—1159. Göttingen 1865.

Herzog Wladislav II. von Böhmen erhielt bekanntlich vom deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa am 11. Januar 1158 die königliche Krone gegen das Versprechen, ihn auf dem Zuge wider die trotzige Stadt Mailand zu unterstützen. Wladislav kämpfte im Jahre 1158 persönlich mit einem böhmischen Heere in Italien und gewann durch seine Klugheit und Tapferkeit die Herzen der Freunde nicht nur, sondern auch der Mailänder, die ihn wiederholt zu ihrem Fürsprecher bei dem Kaiser wählten. Nach seinem Abzuge hinterließ er in Italien auf Bitten des Kaisers den Prager Bischof Daniel, einen ausgezeichneten Diploma-

ten und in dieser Eigenschaft dem Kaiser fast unentbehrlich, sowie seinen Kapellan, den Prager Domherrn Vincenz. Letzterer überlieferte uns einen vortrefflichen, durch Glaubwürdigkeit und Ausführlichkeit ausgezeichneten Bericht über die betreffenden Kriege, welcher durch die nunmehr von Pertz edirten italienischen Quellen bestätigt oder auch erweitert worden ist.

Auf dieses und einiges handschriftliche Material gestützt, lieferte Tourtual unter den Auspicien des Prof. Waitz in Göttingen über die fraglichen Verhältnisse der Jahre 1158 und 1159 und des Anfangs von 1160 eine Abhandlung, die man auf den ersten Anblick als ächte Seminärarbeit mit all ihren guten und bösen Eigenschaften erkennen muß. Eingehende Gründlichkeit und Gelehrsamkeit brachten Ordnung in die Chronologie und Klarheit über die allerkleinsten Einzelheiten, ohne daß im Ganzen und Großen die bisherigen Anschauungen und Darstellungen über die betreffenden Ereignisse wesentlich alterirt würden. Wie in allen derartigen Schriften bildet der gelehrte Apparat mit seinen erdrückenden Anmerkungen und Unteranmerkungen die Hauptsache. Uiberdieß werden gewisse Punkte noch eingehend beleuchtet von 5 Excursen, von denen der erste (die Beweggründe der Erhebung Wladislav II. zum König) und der vierte (die Böhmen in der Mailänder Sage) für uns ein specielleres Interesse haben und immerhin von Bearbeitern der böhmischen Geschichte berücksichtigt zu werden verdienen.— Möchte doch der Autor, dieses wünschen wir für die projectirte Fortsetzung des Werkes, Fleiß und Talent nicht bloß auf die vollkommen erschöpfende Bearbeitung des Stoffes verwenden, sondern auch den höheren Gesichtspunkten der Geschichte, sowie der äußern Form ein größeres Augenmerk schenken. L. S.

Grundlagen der alten Topographie Prags. Zusammengestellt von W. W. Tomek. I. Abtheilung. 1. Hälfte. — Prag. 1865. 4°. SS. 112.

Ein Werk des minutiösesten Fleißes! Aber eines Fleißes, welcher der Wissenschaft als dienstbarer Geist überaus willkommen sein muß. Die historische Topographie Prags hat alle Ursache, sich bei Prof. Tomek für die Publikation zu bedanken: sie geht — wie schon die I. Abtheilung des Tomek'schen Werkes verbürgt — einen großen, ja ungeahnten Gewinn entgegen. Tomek sammelt seit Jahren alles urkundliche Material, welches über die Wandlungen in den topographischen Verhältnissen Prags von den ältesten Zeiten an bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts sichere Aufschlüsse oder doch Andeutungen zu liefern vermag. Die oben angezeichnete Abtheilung bringt nun alle auf die Altstadt zwischen 1348 — 1436 bezüglichen, topographisch wichtigen Auszüge aus den Prager Stadtbüchern. Die Anordnung der Auszüge folgt den Hausnummern, so daß wir bei den einzelnen Häusern ihre Lage, Schilder, Benennungen, Besitzer, Schicksale und Denkwürdigkeiten während des bezeichneten Zeitraumes mit einem Blicke durchlaufen können. Unter den 6 Stadtbüchern, die Tomek als Quellen benutzte, waren 3 für ihn besonders ergiebig, da sie unter dem Namen „libri judiciorum bannitorum" alle Kaufs- und Verkaufscontracte über die altstädter Häuser enthalten. Nach diesen bot die reichste Ausbeute der „liber collectarum", ein i. J. 1427 angelegtes Gemeindesteuerbuch, für Tomeks Zwecke besonders dadurch wichtig, daß es viererlei zum Behuf der Steuereinhebung aufgenommene Conscriptionen der Altstädter Häuser aus den Jahren 1429 und 1433 aufbewahrt hat. Die Conscription vom Jahre 1433 ist die vollständigste, da sie — was bei den andern nicht der Fall ist — auch die steuerfreien Gebäude angibt. Die dem natürlichen Zusammenhang der Gassen und Plätze entsprechende Aufzählung der Häuser gab dem Prof. Tomek ein Mittel an die Hand, die räumlichen Gestaltungen der damaligen Altstadt mit einer Sicherheit und Lebhaftigkeit, die fast den Eindruck der unmittelbaren Anschauung ersetzen, vor seinem Geistesauge zu reconstruiren. Er wird daher dem 2. Bande seiner „Geschichte Prags", der eben zum Druck vorbereitet wird, auch Pläne und Grundrisse der Altstadt, wie sie 1348 — 1446 ausgesehen hat, zur Verdeutlichung des Textes beilegen. Dies ist auch der Grund, warum er das vorliegende Werk gerade mit den das 14. und 15. Jahrhundert betreffenden urkundlichen Belegen eröffnet hat. Mit Interesse sehen wir sowohl dem Erscheinen des 2. Bandes seiner Geschichte Prags als auch der Fortsetzung des vorliegenden Werkes entgegen.

A....z....r.

Poesie.

Ebert Karl Egon. **Eine Magyarenfrau.** Poetische Erzählung. Wien 1865. Czermak.

Wir haben uns in der vorigen Nummer der „lit. Beilage" auf eine kurze vorläufige Anzeige dieses Büchleins beschränkt, damit wir inzwischen Muße fänden, der neuesten Dichtung unseres berühmten Landsmanns eine eingehendere Besprechung zu widmen. Ebert ist der erste große Dichter, durch welchen die Deutschen in Böhmen in der classischen Literatur des deutschen Volkes vertreten sind, seine „Wlasta" wurde von Göthe mit unverholener Freude begrüßt und auch durch seine späteren Dichtungen hat sich Eberts Name in der deutschen Literatur einen Klang erworben, auf welchen seine Landsleute immerhin stolz sein dürfen. Daher wird es auch gerechtfertigt sein, wenn wir trotz des beschränkten Raumes, der in diesen Blättern der poetischen Literatur gewidmet ist, die Ebertische Muse mit größerer Aufmerksamkeit behandeln.

Die neueste Dichtung Eberts gehört demselben Gebiete an, auf welchem dieser Dichter seinen Ruhm begründete, der epischen Poesie. Die Fabel ist der ungarischen Geschichte entnommen, eine Episode aus dem Kriege Rakoczy's gegen Ferdinand III. (1644). Vergebens belagert der kaiserliche Feldherr Wesselényi die Burg Murány, die von Irma Szeczy, der Witwe Stephan Bethlens vertheidigt wird. Wesselényi kömmt endlich als sein eigener Parlamentär in die Burg, um wegen der Uibergabe zu verhandeln. Irma will von der Uibergabe nichts wissen und Wesselényi kehrt unverrichteter Sache in sein Lager zurück. Aber der Anblick der schönen, muthigen Witwe hat sein Herz getroffen, er schreibt einen Brief an Irma, worin er ihr seine Bewunderung, seine Liebe ausspricht und sie um eine geheime Unterredung bittet. Irma hat als Jungfrau den großen Wesselényi geliebt; von ihm unbeachtet hatte sie später dem Stephan Bethlen ihre Hand gereicht, dem Freunde Rákoczys. Stephan Bethlen war im Kampfe für Rákoczy gefallen. Irma hätte sich hierauf mit Bethlens Leuten in die Burg Murány geworfen und sich bis zum gegenwärtigen Augenblicke glücklich vertheidigt.

Sie ist von dem Briefe Wesselényis tief ergriffen; war es eine Kriegslist, die Wesselényi gebrauchte, oder sollten die Träume ihrer Jugend in Erfüllung gehen? Um ihn zu prüfen, antwortete sie, Wesselényi solle in der Nacht an einer Strickleiter, welche sie herablassen werde, die Burg an ihrer steilsten Stelle erklimmen. Wesselényi unternimmt das Wagestück. Allein als er oben anlangt, wird er von drei Männern erfaßt und vor Irma geführt, die ihn inmitten ihrer Mannen erwartet, und ihn auffordert, für Rákoczy Partei zu nehmen oder wenigstens zu schwören, daß er nie wieder gegen ihn kämpfen wolle. Wesselényi, erstaunt, entrüstet, will lieber sein Leben opfern, das nun ohnehin keinen Werth mehr für ihn habe. Schon zückt er den Dolch, um sich zu tödten, als Irma ihm in den Arm fällt, und von der Aufrichtigkeit seiner Liebe überzeugt, wird sie die Gattin des Helden. Dies ist der reiche Inhalt des Gedichtes; er rechtfertigt vollkommen die Bezeichnung, die in der Widmung Ebert selbst seinem Werke gegeben hat, indem er es schön „halb Heldenlied, halb Lied der Minne" nannte. Die Gestalt Irma's ist wundervoll gezeichnet. Es ist für den Dichter jederzeit gefährlich, eine Amazone zu schildern, in Irma aber wird der kriegerische Heldenmuth durch echte Weiblichkeit gemildert. Die psychologischen Übergänge sind mit seltener Feinheit der weiblichen Natur abgelauscht, die Handlung entwickelt sich durchaus wahr und natürlich. Von besonderer Schönheit sind die Schilderungen der Natur. Die Sprache ist rein und edel und selbst der sorgfältig gebaute Vers erinnert an die goldene Zeit unserer Literatur, wo unsere größten Dichter jahrelang an einem Werke feilten, ehe es in vollendeter Gestalt die Stätte ihres Schaffens verlassen durfte. Eberts „Magyarenfrau" wird stets eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur einnehmen.

* *

Bibliographie.

A. Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.

Abendland, das. Centralorgan für alle zeitgemäßen Interessen des Judenthums. Verleger, Eigenthümer und Redacteur Dr. Ehrmann. 3. Jahrgang 1866. Jährlich 24 Nummern gr. 4 (*à* 1 Bogen).

Assenbaum, Franz A. Materialien zur Beurtheilung der Frage über die Grundzertheilung und Grundzusammenlegung. Lex. 8. Prag. Calve in Commission, geh.

Astl, Heinrich. Alphabetische Sammlung aller politischen und einschlägigen Polizei-, Justiz-, Militär-, Berg-, Finanz-, Unterrichts-, geist-

lichen, Agricultur-, Handels-, Gewerbe-, Bau-, Communications-, Post-, Telegraphen-, Rechnungscontrol-, Theater-, Sanitäts-, Gemeinde- und Beamten-Gesetze des Kaiserthums Oesterreich für alle Kronländer mit Ausnahme der ungarischen und italienischen Provinzen. Zweite, bedeutend vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 12. Lieferung. Lex. 8. Prag. Carl Bellmann. geh.

Batka, Joh. B. Monographie der Cassien-Gruppe Senna. Festabhandlung, gewidmet der Feier des hundertjährigen Jubiläums des Handlungshauses Wenzel Batka in Prag. Mit einer Karte und 5 Tafeln. gr. 4 Prag. Tempsky. geh.

Bericht über die in Prag stattgefundene Berathung in Betreff der Sammlung und Ausnützung der Düngstoffe. gr. 8. Prag. C. Reichenecker in Comm. geh.

Bondy, Leop. B., die Lehre der doppelten Buchhaltung in 6 Briefen. Mit einem Anhange über das Nothwendige aus dem Wechselrechte und dem kaufmännischen Rechnen. Ausschließlich für Selbstunterricht bearbeitet. Imp. 4. Prag. Steinhauser in Comm. 1. Brief geh.

Centralblatt für die gesammte Landeskultur. Herausgegeben von der k. k. patriot.-ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Verantwortlicher Redacteur: Alois Borrosch. 17. Jahrgang 1866. Jährlich 36 Nrn. gr. 4. á $1\frac{1}{2}$ Bog. Prag. Calve in Comm.

Curtius Dr. Georg. Griechische Schulgrammatik. Siebente erweiterte Auflage. 8. Prag. F. Tempsky geh

Ebert, K. J. Schlüssel zur Bildung der Futterationen nach Dr. Grouvens Fütterungsnormen und Nährstofftaxen. Ein Leitfaden für vorstrebende Landwirthe, mit instructiver Einleitung und 30 Beispielen von Futterrationen nebst 96 Berechnungs-Scalen, alphabetischem Index und einer Orientirungs-Tabelle anschaulich für den Gesammt-Überblick. 8. Prag. Carl Reichenecker. cart.

Fleckles F. Die Trichinen und die Trichinenkrankheit. kl. 8. Prag. C. Reichenecker. geh.

Gaue, Wilh., Kurze Land- und Bevölkerungsstatistik im Königreiche Böhmen unter gleichzeitiger Behandlung der in die Statistik einschlagenden Gegenstände über Urproduction, Industrie, Nationalität und Religion. Mit statistischen Tabellen. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 8. Prag. Greger. geh.

Gindely Dr. Anton. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschulen. Erster Band. Alterthum. 8. Prag F. Tempsky. geh.

Hoffmann, Dr. Rob. Theoretisch praktische Ackerbauchemie nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft und Erfahrung für die Praxis dargestellt. Mit Abbildungen und Tabellen. 8. Prag. C. Reichenecker. geb.

Jordan, Dr. J. P. Oesterreichs Actiengesellschaften. Statuten, Gebahrungs-Resultate, Coursschwankungen. I. K. k. privilegirte österreich. Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien. pr. 8. Prag. Kober. geh. 50 kr

Kaulich, Dr. W. Erklärung und Beschreibung der Kunstuhr am altstädter Rathhause in Prag. 8. Prag. Dominicus. geh.

Kheil, C. P. Geld-, Münz-, Maaß-, Gewichts- und Cours-Lehre. 2. Auflage. gr. 8. Prag. Satow. geh.

Kulhanek, Binz. Geschichte des Klosters der slavischen Benediktiner und der St. Niklas-Kirche auf der Altstadt Prags mit ausführlichen Daten über das Privattheater bei St. Niklas während seines fünfzigjährigen Bestehens. Zweite vermehrte Auflage. 16. Prag. Steinhauser in Comm. geh.

Leinweber, Adolf. Lehrbuch der Arithmetik für Volks-, Haupt-, Bürger-, Handels- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht für Lehramtskandidaten, mit Benützung von Georg Zindels Aufgabensammlung. 8. Prag. Renn. Erster Theil erste und zweite Lieferung geh.

Libri quinti confirmationum ad beneficia ecclesiastica per archidioecesin Pragenam nunc prima vice in vulgus prolati, annus 1391 et 1392. Tomus II. Opera et sumptibus F. A. Tingl. 8. Prag. Satow in Comm. geh.

Monatsschrift des ersten Gabelsberger Stenographenvereins zu Prag. 5. Jahrgang 1866. 12 Nrn. à $\frac{3}{4}$ Bogen. Prag. Lehmann.

Nachtmann, Jakob. Zur Reform der Pharmacie. 8. Prag. Kober in Comm. geh.

Pfannerer Dr. Marcus. Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. Erster Band. 8. Prag. C. Bellmann. geh.

Rosenauer, Dr. J. Die astronomische Uhr am Rathhause zu Prag, mit einer litograph. Tafel. kl. 8. Prag. Steinhauser geh.

Schmidt Joh. Ferd. von Bergenhold. Geschichte der Privatrechts-Gesetzgebung und Gerichtsverfassung im Königreiche Böhmen

von den ältesten Zeiten bis zum 21. September 1865. 8. Prag. Riwnáč in Comm. geh.

Schütz, Dr. Ueber Epidemie, Contagium und Vaccination. 8. Prag. Calve in Comm. geh.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrgang 1865. Januar bis Juni. gr. 8. Prag. Tempsky in Commission.

Slavik, August. Zuckerfabrikant und Rübencultivateur. Ein Beitrag zur Bodenerschöpfungslehre. 8. Prag. C. Reichenecker geh.

Vereinsschrift für Forst-, Jagd- und Naturkunde. Herausgegeben von dem Verein böhmischer Forstwirthe unter der provisorischen Redaction von Ludwig Schmiedel. Zweite Folge 9. und 10. Heft. 8. Prag. C. Reichenecker. geh.

Vierteljahrsschrift für praktische Heilkunde. Herausgegeben von der medicinischen Facultät in Prag. Redaction: Dr. J. Halla, Dr. J. Kraft. 23. Jahrgang 1866. Band I. oder 89. Band der ganzen Folge. 8. Prag. C. Reichenecker. geh.

Voitl, Ludwig. Handels-Adressenbuch für Böhmen mit besonderer Berücksichtigung der Hauptstadt Prag. gr. 8. Prag. Stybło. geb.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von der k. k. patriot. ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Verantwortlicher Redacteur Alois Borrosch. 17. Jahrg. 1867. 52 Nrn. gr. 4. à 1½ Bogen. Prag. Calve in Comm.

B. Schriften deutsch-böhmischer Schriftsteller,

welche anderwärts erschienen sind.

Ambros Dr. J. W. Musikalische Briefe aus Prag. III. (Oesterreichische Revue 1865 Band VIII.) Wien. C. Gerold.

Gleich, Ferd. Aus der Bühnenwelt. Biographische Skizzen und Charakterbilder. Zwei Bände. 8. Leipzig. Merseburger. geh.

C. Werke über Böhmen.

Bonnechose E. Johannes Huß und das Concil zu Costnitz mit Portrait Joh. Huß. 8. Leipzig. Senf. geh.

Bornewiek, K. Jan Hus un in dei Frömm'. 8. Jena. Frommann. geh.

Krummel, L. Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhunderte. gr. 8. Gotha. J. Perthes. geh.

Tardy, St. von, de gereformeeden in Bohemen en moravia. Uit het hoogd. vertaald door N. von Heumen. gr 8. Utrecht Kemmer.

Wangemann, Reise durch einen Theil von Böhmen, Mähren und der Slowakei. gr. 8. Berlin W. Scholze. geh.

Zeißberg Dr. Heinrich. Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276. (Oesterreichische Geschichte für das Volk 3. Band.) 8. Wien. Prendel und Ewald in Comm. geh.

Zustände, jungczechische. Skizzirt und erläutert von einem Deutschgesinnten in Böhmen. 8 Leipzig. O. Wigand. geh.

Bibliothéka historicka. Běh II. (Geschichtsbibliothek II. Serie). Staré paměti dějin českých vydává Ant. Gindely. (Alte Denkmäler der böhmischen Geschichte herausgegeben von Gindely.) Sešit 24. Pavla Skály ze Zhoře historie česká. (Paul Skala von Zhoř Geschichte Böhmens.) Sešit 25. Viléma hraběte Slavaty paměti. (Wilhelm Graf Slavatas Memoiren). gr. 8. Prag. Kober.

Husi mistra Jana sebrané spisy české. Z nejstarších známých pramenů k vydání upravil K. J. Erben. 12. Sešit. (Huß gesammelte böhmische Schriften nach den ältesten Quellen herausgegeben von J. K. Erben. 12. Heft). 8. Prag. Tempsky. geh.

Sokol, Jozef, Dějepisná čítanka pro mládež československou. (Historisches Lesebuch für die čechoslavische Jugend.) gr. 8. Prag. Kober geh.

Zap, K. V. Česko moravská kronika. (Illustrirte Chronik von Böhmen und Mähren.) Heft 24. Prag. Kober gr. 4° geh.

Zap, K. V. Vypsání války husitské. (Schilderung des Hussitenkrieges.) Separatabdruck aus der česko moravská kronika. Heft 2. 3. Prag. Kober. gr. 4°. geh.

☞ So eben ist erschienen: **Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau** von **Julius Lippert.** II. Abtheilung (Schluß).
Herausgegeben vom **Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. März 1866.

20.

Philosophie.

Rob. Zimmermann. Allgemeine Ästhetik als Formwissenschaft. Wien 1865 Braumüller. (527 S.) Von dem Buche unseres geistvollen Landsmannes kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß an ihm die banale Phrase der Ausfüllung einer fühlbar gewordenen Lücke wieder einmal zur Wahrheit geworden ist Des Hrn. Verf. im Jahre 1858 erschienene Geschichte der Ästhetik hatte — darüber dürften Freund und Feind einig sein — einen eben so allgemeinen als nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Nachdem ihr nämlich von jener Seite, gegen welche sie zunächst gerichtet gewesen, bald das höchst zweideutige Verdienst zugestanden worden, die Einseitigkeit ihres Grundgedankens zur vollsten Klarheit gebracht zu haben (L. Eckardt), bald das unverholene Bekenntniß gefolgt ist, dem Dogma der Formästhetik auch in jenen Kreisen den Eingang gebahnt zu haben, „die nicht an Herbart glauben" (Köstlin) — widerfuhr ihr zuletzt noch fast das gleiche Schicksal innerhalb der Schule der Herbartgläubigen selbst. Mit diesem historischen Vorläufer zusammengefaßt, bildet das vorliegende Lehrbuch nunmehr in dem Sinne ein Ganzes, daß, wenn jener als das Resultat der analytisch-kritischen Erörterung die Nothwendigkeit des Gedankens der Ästhetik als Formwissenschaft hervortreten ließ, dieses synthetisch den Gedanken zur That macht. Versuchen wir es nun diesen Verleiblichungsprozeß in jenen allerweitesten Umrissen zu skizziren, auf welche uns die Tendenz dieser Blätter beschränkt. Gleich nach Erledigung der allgemeinen, die Einreihung der Ästhetik in die Architektonik der Philosophie betreffenden Vorfragen, führt uns das zweite Capitel das Grundthema der großartigen Fuge vor: die Lehre von den ästhetischen Grundformen. In schnellen, festen Zügen entrollt der formgewandte Hr. Verf. vor unseren Augen die Quantitätsform des Vollkommenen, die Qualitätsformen des Charakteristischen, des Einklanges, der Correctheit und der Ausgleichung. Für Kenner der Herbart'schen Ethik brauchen wir die von dem Hrn. Verf. selbst hervorgehobene Angemessenheit seiner ästhetischen Hauptformen an die fünf praktischen Ideen nicht weiter zu betonen, sondern machen bloß darauf aufmerksam, daß die letzterwähnte Form das flüssige, so zu sagen melodische Moment dem starren, harmonischen Wesen der vier erst genannten abzugeben bestimmt ist, da ihre Tendenz dahin geht, den Schein, der, wo er sich für Sein gibt, mißfällt, zu zerstören und somit Leben, Beseelung abschließende Bewegung in die ruhende oder beruhigte Auffassung hinzutragen. Täuschen wir uns nicht, so dürfte die hervorragende Stellung dieser Idee jenen strategischen Punkt bezeichnen, um den der Kampf der Principien am heftigsten entbrennen und zu dessen Behauptung der Hr. Verf. seine Kerntruppen, die ihm auf anderen Punkten des Schlachtfeldes so manchen schönen Sieg erfochten, zu concentriren haben würde. An die Bloßlegung der ursprünglichen Formen, schließt sich in fortschreitender Analogie zu der Herbart'schen Ideenlehre die Darstellung der abgeleiteten, d. h. der die Zweizahl der Glieder überschreitenden Formen an. Auf diese Weise kommen völlig ungezwungen die Formen der Reinheit, der freien Bewegtheit (auch Freiheit schlechtweg genannt), der Einheit, Wahrheit und Vollkommenheit zum Vorschein, deren zweite, wie schon aus der Bezeichnung selbst vorleuchtet, das Gegenstück der Ausgleichung zu bilden bestimmt ist. Hat sich der Hr. Verf. hiermit im ersten Buche in Besitz der Principien versetzt und damit die Aufgabe der allgemeinen Ästhetik gelöst, so fällt die Anwendung der allgemeinen Formen auf Formglieder einer bestimmten qualitativen Beschaffenheit den beiden folgenden Büchern zu. Diese dem Gebiete des Seienden zu entnehmenden Glieder sind aber: die Natur und der Geist (bewußtloses und be-

wußtes Sein), letzterer wieder in den einzelnen und den geselligen unterschieden und in jedem Gliede in den vorstellenden, fühlenden und wollenden weiter gegliedert. Der Ästhetik des Einzelgeistes fügt sich naturgemäß die Behandlung des idealen Kunstwerkes des Vorstellens an, unter welchem der Hr. Verf. die Phantasie als das ästhetische Vorstellen überhaupt, „das kleine Kunstwerk des Vorstellens auf eine Mehrheit des Vorstellens erweitert," versteht. Diesem von dem Hrn. Verf. mit besonderer Vorliebe behandelten Abschnitte dürfte sich auch wohl das Interesse des weiteren Leserkreises vorwiegend zuwenden: er enthält in streng systematischer Anordnung eine Fülle von Details, die in diesem Umfange wohl nur selten geboten werden. Den Reigen eröffnen die Kunstwerke des bloß zusammenfassenden Vorstellens: die metrische, lineare (in Verbindung mit der metrischen architektonische), die planare, plastische und rhythmische Phantasie; die nun folgenden Kunstwerke des empfindenden Vorstellens ergeben die achromatische (Kunstwerk des Helldunkels) und chromatische, die atonische (modulatorische) und tonische (phonetische) Phantasie; die Kunstwerke des Gedankens schließen das Ganze ab, dem sodann noch die Darstellung der zusammengesetzten Kunstwerke des Vorstellens beigefügt wird. Der Ästhetik des socialen schönen Geistes geht das Capitel vom schönen socialen Geiste voran, die Lehre vom realen Kunstwerke des Vorstellens folgt nach, unter welch letzterem der Hr. Verf. die „gesprochene Phantasie", die Erscheinung des idealen Kunstwerkes für den Anderen versteht.

Eine eingehendere Beurtheilung wird man uns hier wohl nicht zumuthen, wo es sich hauptsächlich nur darum handelt, die hervorragende Leistung eines sehr geschätzten Landsmannes dem weiten Leserkreise dieser Blätter zu signalisiren. Die Austragung des Principienstreites muß den Fachblättern überlassen bleiben, endgültig wird er von dem Entwicklungsgange der wissenschaftlichen Ästhetik selbst entschieden werden; eine Besprechung der Einzelheiten ist schon der großen Fülle des Dargebotenen wegen füglich nicht durchführbar. Aber auch in einer anderen Beziehung möchten wir eine gewisse Zurückhaltung des Urtheils anrathen. Z's Buch enthält des Neuen mehr, als irgend eine Erscheinung der neuesten Literatur der Philosophie, ja genau genommen: das Buch enthält nichts, als Neues. Der erste Eindruck, den es auf den Leser ausübt, ist der eines gewissen Staunens, das wohl in dem Maße der ihm zugewendeten Aufmerksamkeit wachsen dürfte. Dieses Staunen möchten wir überwunden und in eine lebendige Erfassung umgewandelt wünschen, bevor man sich entschließt, zu der Beurtheilung selbst zu schreiten. Im Interesse des angestrebten Zieles würde es hiebei liegen, wenn der Hr. Verf. sich entschlösse, diesen Besinnungs- und Vertiefungsprozeß uns durch monographische Weiterbearbeitung einzelner Punkte und Verwerthung derselben zur Kritik bekannterer Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunstgeschichte wesentlich abzukürzen. Diese Seite des vorliegenden Lehrbuches in das rechte Licht zu versetzen, erlauben wir uns auf zwei Partien desselben zurückzukommen, deren erstere uns so recht auffallend das durchaus neue Gepräge erkennen läßt, welches der bekannteste Stoff unter den Händen der Formästhetik annimmt, deren zweite den überreichen Zuwachs an absolut neuem Stoffe zu zeigen geeignet ist, den die Neugestaltung der Ästhetik in Aussicht stellt. In dem Capitel von den idealen Kunstwerken des Gedankenvorstellens begegnen wir einer Bestimmung des Lyrischen, Epischen und Dramatischen, die ganz darnach angethan ist, uns zum Verweilen einzuladen. Von einem Gesichtspunkte aus, „der nur in der successiven Form des Vorstellens wurzelt" (§. 559) und unter der Reminiscenz einer bekannten Äußerung Schillers über das Verhältniß der Tragödie zur Causalitätskategorie, des Epos zur Zeitform — verfolgt der Hr. Verf. das Wesen des Lyrischen in die kurze, knappe, blitzartige Folge von Lichtpunkten in wechselndem Tempo (§. 558) unter Losfagung von allen zeitlichen Bestimmungen und Verhältnissen der Begründung (§. 582) und ausschließenden Hingabe an die Herrschaft des Reproduktionsgesetzes der schlagendsten Anhalte (§. 558), das des Epischen in den Verlauf und die breite Ausmalung des Gedankens unter der Form der Zeit (§. 556) jenes des Dramatischen endlich in das rastlose Vorwärtstreiben unter der Kategorie der Causalität (§. 557). Die Durchführung dieser Gegensätze auf dem Gebiete der phonetischen Kunst stellt den genannten Formen die Melodie, die Harmonie und den Rhythmus (§. 559) jene in dem wissenschaftlichen Gedankengebiete den Sophisten, den Historiker und den Denker zur Seite (§§. 565—569). Nun läßt sich wohl nicht verkennen, daß für die von dem Hrn.

Verf. gewählten Bestimmungen in der bisherigen Verwendungsweise der Bezeichnungen mancher Anknüpfungspunkt gegeben ist, ja wir müssen dem Geistreichthume des Hrn. Verf. die Anerkennung widerfahren lassen, gerade in der Auffindung dieser Wechselbeziehungen besonders thätig zu sein — allein gleichwohl kann je ernsthafter man die Sache nimmt, um so weniger geläugnet werden, daß die Formeln des Hrn. Verf. sich mit den bisher gebräuchlichen Bezeichnungen durchaus nicht mehr decken. Der Hr. Verf. wird sich immer den Vorwurf gefallen lassen müssen, seine Erklärung der alten Hauptformen der Poesie gehe an den charakteristischen Merkmalen derselben vorüber, und lasse höchstens das als consecutives Merkmal gelten, was als constitutives gesetzt werden müsse. Auf diese Weise wird man keine Schwierigkeit haben, an einer langen Reihe bewährter Beispiele zu zeigen, daß ja auch das lyrische Kunstwerk seine immanente Causalität besitze, daß das Epos durch etwas ganz Anderes zum Epos werde, als durch seinen breiten Fluß, daß das vom Drama Behauptete nicht von allen Arten desselben, ja nicht einmal von jener Hauptart vollständig gelte, die der Hr. Verf. besonders im Auge gehabt. Nicht minder bedenklich wird die Zusammenstellung der Lyrik mit der Sophistik erscheinen, und wir fürchten, daß diese Bedenken durch die Subsumirung der Detailparallelen für die einzelnen Arten der Lyrik: der Prophetin, orphischen Weissagung, der begeisterten und der Spruchweisheit (§. 590) unter den Begriff der Sophistik gesteigert werden dürften. Hat nun auch diesen Einwendungen gegenüber die Formästhetik ein leichtes Spiel, da ihr doch nicht zugemuthet werden kann, ihre Bestimmungen in Conformität mit jener Auffassungsweise zu erhalten, die einem von ihr bekämpften Standpunkte entsprungen ist: so hätten wir doch gewünscht, daß der Hr. Verf. diese Divergenz entschieden anerkannt und nicht mit geistvollen Apperçus verhüllt hätte, denen doch bisweilen eine große Geschraubtheit nicht abzusprechen ist, (man vergl. z. B. §. 620 u. f.). Was wir demnach in dieser Beziehung erwartet hätten, wäre, um uns der Terminologie der neuen Ästhetik zu bedienen, daß die Formästhetik in solchen Fällen die Form der Ausgleichung an sich selbst zur Anwendung gebracht, d. h. sich nicht überredet hätte, daß der bloß scheinbare der eigentliche Einklang gewesen. Kürzer vermögen wir uns bezüglich des anderen Punktes zu fassen. Ein bloßer Blick auf das Inhaltsverzeichniß der Capitel vom schönen socialen und socialen schönen Geist genügt uns die große Fülle von Einzelheiten erkennen zu lassen, die hier zum Erstenmale einer Besprechung vom Standpunkte der Ästhetik, ja zum großen Theile vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Auffassung überhaupt aus entgegengeführt worden sind. Sprache, Sprachgebrauch, Geistes-, Aufklärungs-, Erziehungs- und Kunstgenossenschaft, Geistes- und Kunstfamilie, Kunstschule und sociale Phantasie verknüpfen sich zu einer durch ihre Buntheit eben so anziehenden als systematisch durchdachten Abhandlung, in der vielleicht nur die Paragraphen über das Komische die Erinnerung an den Boden der alten Ästhetik wach erhalten dürften. Wenn wir nun schließlich dem Buche ein sehr günstiges Prognostikon stellen, so sind wir glücklicherweise bei einem Umblicke in die Fachjournale der mißlichen Prophetenrolle bereits enthoben. Um so sehnlicher wünschten wir uns jedoch die Gabe der Prophetie, um unseren Lesern heute schon verkündigen zu können, welche der beiden einander bekämpfenden Richtungen in der Ästhetik der Gegenwart den Löwenantheil an diesem Erfolge für sich in Anspruch nehmen werde: die Herbart'sche, deren Principien der Hr. Verf. mit einer in seiner Schule etwas seltener gewordenen Entschiedenheit bekannt hat, oder die der Ästhetik des Stoffes, welcher der Hr. Verf. in so mancher Terminologie und in so mancher Wendung Concessionen gemacht hat, die für größer genommen werden dürften, als er beabsichtigt hat. Vielleicht gibt auch dieser Umstand dem Hrn. Verf. selbst Gelegenheit, unsere Geduldprobe abzukürzen. **W. V.**

Pädagogik.

Dr. Pfannerer Maurus. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen der Gymnasien. I. Band. Prag, Carl Bellmann 1866.

Es ist kein leichtes Unternehmen, ein gutes Lesebuch für Mittelschulen zusammenzustellen. Es existirt eine große Anzahl von derlei Versuchen, jeder derselben mag irgend eine Berechtigung haben, sei sie nun localer oder religiöser oder pädagogischer Natur. In Österreich, einem so polyglotten Staate, mit einer Bevölkerung, die nicht überall die gleichen Bedürf-

nisse hat, deren Geschichte oft weit auseinander liegt, ist es unmöglich, mit einem einzigen solchen Buche auszukommen. Die Lesebücher von Mozart sind gewiß recht verdienstliche Leistungen, besonders die Lesebücher fürs Untergymnasium, aber sie reichen keineswegs aus und lassen immerhin noch Platz für ein Werk, das, was Stoff und Form betrifft, einem durchdachten und consequenten Plane folgt. Die Misere der deutschen Orthographie ist bei Mozart oft durch die verschiedenen Auflagen so offenbar geworden, daß von einer einheitlichen, bestimmten Durchführung schon gar nicht mehr die Rede sein kann. Das Buch des Herrn Pfannerer besitzt formell alle guten Eigenschaften, und was den Inhalt betrifft, so ist Gemüth und Verstand beim Schüler gleich sehr in Anspruch genommen und die Interessen wahrer Bildung und Religiosität, wie der echten Vaterlandsliebe sind nicht aufgedrängt, sondern fließen ungesucht aber wirkungsvoll in das jugendliche Herz. Wir können vom Standpunkt der Schule die Einführung dieses trefflichen Buches mit gutem Gewissen bestens empfehlen.

Des Kindes erster Unterricht im Rechen innerhalb der Zahlräume eins bis 10. Von Fd. Bachmann, Lehrer der k. k. deutschen Musterhauptschule, Präparand. Prag. Reinitzer 1866.

Dieser gewandte Schulmann, dessen Arbeiten auf sprachlich-pädagogischem Gebiete den Lehrern wohlbekannt sein dürften, hat hier für das Haus ein treffliches methodisches Werklein geschaffen. „Die Grubesche Idee in eigener Ausführung" nennt der Verfasser das Büchlein und gewiß sind die in der Einleitung gegebenen Winke, die von tüchtiger selbständiger Praxis zeugen, jedem Lehrer willkommen. Wollte Gott, es würden solche pädagogischen Principien, wie sie aus innerstem Herzen der Verfasser vertheidigt und ausübt, bald Gemeingut aller Lehrer und noch mancher andern Herren werden, die mit dem Unterricht sich beschäftigen. Wir müssen das Büchlein als einen Fortschritt in der pädagogischen Literatur im Felde der Methodik begrüßen und empfehlen es Müttern, Erziehern und Erzieherinen, für welche es bestimmt ist, aufs wärmste. **Dr. L. Cb.**

Topographie.

Bad Wartenberg auf Groß-Skal und seine Umgebung. Zweite Auflage. Jungbunzlau. Zwickl. 1865.

Einer der reizendsten Badeorte in Böhmen ist unstreitig die Wasserheilanstalt Wartenberg. Wenn man von Turnau, dem Knotenpunkte der Turnau-Kralupper und der Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn, auf der Reichsstraße nach Jičin fährt, so kommt man bald in ein romantisches Thal, das von der Libunka, einem Nebenflüßchen der Iser, durchflossen wird. Ohngefähr in der Mitte dieses Thales, drei Viertel Meilen von Turnau entfernt, liegt am Fuße des Bergrückens eine Häusergruppe, die freundlich von dem dunklen Grün des sich hinter ihr erhebenden dichten Waldes absticht. Das ist Wartenberg. Rechts aus der grünen Waldkrone, welche die hohen Felswände schmückt, ragen die Gemäuer der Veste Waldstein hervor, zur Linken erheben sich auf der Spitze eines ansehnlichen Berglegels, weit und breit im Lande sichtbar, zwei hohe Thurmreste, die letzten Trümmer der sagenberühmten Burg Trosky und zwischen diesen beiden sieht man eine dritte noch romantischer gelegene Felsenburg, Groß-Skal, noch heute der Sommersitz der Freiherren von Aehrenthal. Es ist ein prachtvolles Panorama, das sich dem Auge eröffnet.

Allein nicht bloß durch seine Naturschönheiten, sondern auch durch seine innere Einrichtung und durch seine großen Erfolge ist der Ruf dieser Wasserheilanstalt weit über die Gränzen von Böhmen gedrungen. Wasser, Luft, Bewegung, eine geregelte Nahrung und die sorgfältigste Berücksichtigung der ursächlichen Momente der Krankheit, sind die Factoren, auf welche in Wartenberg das gesammte Verfahren zur Wiedererlangung der Gesundheit basirt ist. Am häufigsten kommt zwar das kalte Wasser in Anwendung; doch hat sich Wartenberg von den Excentricitäten der Prießnitzischen Lehre längst frei gemacht, und die heroischen Kuren, welche auf eine Herausforderung von Schweiß, Ausschlag, Fieber 2c. berechnet waren, aufgegeben. Nur solche Krankheiten werden behandelt, bei denen das kalte Wasser sich bewährt und selbst Arzneien werden ausnahmsweise verabreicht, wenn mit Bestimmtheit erwartet werden kann, daß die Arznei noch sicher und kräftiger wirken oder doch als heilsames Unterstützungsmittel der Wasserkur dienen kann. Die glänzenden Erfolge dieser Methode haben den Ruf Wartenbergs begründet. Die Zahl der Kurgäste (im J. 1864 schon 302) ist fortwährend im Steigen und diese kommen nicht mehr bloß aus Oesterreich, es waren in Wartenberg schon die

meisten Staaten Europas, selbst Asien und Amerika vertreten. Demgemäß vergeht auch kaum ein Jahr, daß nicht etwas zur Erweiterung und Verschönerung des reizenden Ortes gethan wird.

Die Verehrer Wartenbergs werden gewiß dem Verfasser des vorliegenden Büchleins, einem bekannten Prager Schriftsteller, zu lebhaftem Danke verpflichtet sein, daß er eine neue Ausgabe seiner Schrift veranlaßte, nachdem die erste Ausgabe längst vergriffen und auch vielfach veraltet war. Die neue Ausgabe ist in Wahrheit eine vermehrte und verbesserte; namentlich hat der zweite Theil, welcher mit dem Leser die wundervolle Umgebung von Wartenberg durchwandert, manche Bereicherung erfahren; auch sind dem Buche ein Panorama der Umgebung von Wartenberg und die Abbildung von Wartenberg, Groß-Skal, Trosky, Waldstein, Turnau, Sychrow und Kleinskal hinzugefügt worden. Die Ausstattung ist glänzend. G.

Geschichte.

Johann Huß und das Concil zu Costnitz nach E. de Bonnechose. Leipzig, 1865. Verlag von G. Senf's Buchhandlung. 8°. SS. VIII + 334.

Der Verfasser des Originalwerkes, von dem uns unter dem obigen Titel eine Bearbeitung vorliegt, ist ein französischer Katholik. Diese Bemerkung scheint mir nothwendig, um zu konstatiren, wie weit selbst katholische Urtheile über Huß aus einander gehen können. Während sonst katholische Stimmen mit dem Kostnitzer Concil gemeinschaftliche Sache zu machen pflegen und den Huß als einen Abtrünnling, einen Ketzer und kirchlichen Revolutionär verurtheilen: erfährt er dagegen bei Bonnechose eine bei weitem günstigere Auffassung und Schilderung. Dieser zufolge war Huß ein Reformator vor der Reformation; ein Held, der im Kampfe gegen den von Priestergewalt geübten Gewissenszwang gefallen; ein Märtyrer, der dem Princip der religiösen Freiheit sein Leben zum Opfer gebracht. „Das oberste Princip aller Konfessionen — sagt Bonnechose — muß die Achtung der Rechte des Gewissens in der Erklärung des göttlichen Wortes sein. Dieses Princip bildet zwischen den Märtyrern eines jeden christlichen Glaubens ein unsichtbares und heiliges Band, und es hat sich zu Kostnitz auf das Stärkste kund gegeben. Die Sache Johann Huß' ist die aller Derjenigen, für welche die Religion weniger eine bloße Form und Gewohnheit ist, als vielmehr eine Sache der Ueberzeugung und des Gewissens. Johann Huß hat diese edle Sache in Kostnitz vertheidigt, er ist für sie gestorben und aus diesem Grunde ist er so groß."

Bonnechose, der — nebenbei gesagt — in den kaiserlichen Palästen von Versailles und Trianon das Amt eines Bibliothekars versieht, vertritt hier einen Standpunkt, dem man von katholischer Seite her allenfalls den Proceß machen kann; dabei wird man jedoch immerhin gestehen müssen, daß das obige Buch durch die Consequenz der leitenden Ideen, durch die Lebendigkeit der Darstellung und die Weite des geschichtlichen Horizontes sich in demselben Grade auszeichne, wie die übrigen historischen Werke Bonnechose's, besonders seine von der Pariser Akademie gekrönte Geschichte der vier Eroberungen Englands.

Krummel (L.) — Geschichte der Böhmischen Reformation im fünfzehnten Jahrhundert. — Gotha, F. A. Perthes. 1866. 8°. SS. XII + 678.

Wenn der Leser von Bonnechose unmittelbar zu Krummel übergeht, so wird er sich zu nichts weniger genöthiget sehen, als zu einem salto mortale, wenngleich Krummel im Namen der protestantischen Historiographie auftritt; im Gegentheil herrscht zwischen der Anschauungsweise dieser zwei confessionell getrennten Autoren eine auffallende Analogie. Krummels Werk hat zwei Seiten, eine negative und eine positive: es charakterisirt sich nämlich als eine Schutz- und zugleich als eine Lobschrift auf den Urheber des Hussitismus. Die Abwehr von Angriffen nimmt den Verfasser stark in Anspruch; so unternimmt er namentlich gegen Höfler zu wiederholtenmalen polemische Waffengänge und versucht selbst die dem Huß schuldgegebene Vertreibung der deutschen Professoren und Studenten unter einen andern Gesichtspunkt zu stellen. Die Verdienste des Huß malt er — wie kaum anders zu erwarten — mit confessioneller Sympathie und Gemüthswärme. Für ihn ist Huß der kühne Reformator, der gegen den stolzen Riesenbau der mittelalterlichen Hierarchie anstürmt und in diesem Kampfe unterliegt, ohne überwunden zu sein.

Hat auch die von ihm ausgegangene Reformationsbewegung keine unmittelbaren Welterfolge gehabt, glich sie vielmehr einem rasch erglühten und eben so rasch erloschenen Meteor: so war doch dies Meteor die Morgenröthe jenes Tages, der im 16. Jahrhundert in Luther's Reformation der Christenheit aufgegangen ist.— Dies Wenige genügt, um den Geist, in welchem Krummel's Werk abgefaßt ist, zu kennzeichnen und die zu Anfang dieser Zeilen zwischen Bonnechose und Krummel gezogene Parallele zu bewahrheiten.

A...z...r.

Statistik.

Gauč Wilhelm, Candidat sammtlicher Rechte. **Kurze Land- und Bevölkerungs-Statistik im Königreiche Böhmen** unter gleichzeitiger Behandlung der in die Statistik einschlagenden Gegenstände über Urproduction, Industrie, Nationalität und Religion. Prag. Grégr. 1866. 46 S.

Um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus dieses kleine, aber durch und durch tendenziöse Büchlein geschrieben ist, wollen wir Folgendes hervorheben.

Im 1. Abschnitt („Dichtigkeit der Bevölkerung") werden mit großem Behagen und, wie es scheint, mit vollem Vertrauen die bekannten Angaben der Wittingauer Handschrift, des Teltscher Mönches, des altstädter Privilegienbuches, Hajeks und Balbins hervorgehoben, denen zu Folge Böhmen s. Z. mindestens 30.000, wenn nicht gar 38.772 Dörfer gehabt haben soll und der Hr. Verfasser schließt kühn weiter: „Wenn wir eine jede Dorfansiedlung auf das unansehnlichste Durchschnittsminimum von 120 Einwohnern annehmen, hätte die Bevölkerung nur bei 34.700 Dörfern" (nach Balbins Angabe) „4,164.000 ausgemacht, abgesehen von der Bevölkerung der Hauptstadt, der Marktflecken und Schlösser und der schon damals stark bevölkerten Städte, wie z. B. Pilsen, Kuttenberg, Königgrätz, Tabor, Eger, Jungbunzlau, Schlan und der Bevölkerung anderer Städte." (!) Der Herr Verfasser hätte es sich übrigens bequemer machen und die für ihn gewiß auch sehr glaubwürdige Angabe Balbins anführen können, der zu Folge Böhmen unter Kaiser Rudolf II. 3,000.000 Familien besessen habe (während doch höchstens eben so viele Köpfe vorhanden waren). Aber freilich nach der Tendenz des Hrn. Verfassers mußte „Böhmen im 13., 14., 15, 16. und im Anfange des 17. Jahrh. eine sehr dichte Bevölkerung" gehabt haben, und die Verwüstungen des Hussitenkrieges konnten nur mit einem einzigen Worte (S. 1) und auch da nur in Verbindung mit den Stürmen des 30jährigen Krieges erwähnt werden, dann aber mußten dieselben wieder gänzlich unerwähnt bleiben, so daß der Herr Verfasser den Uibergang zu der eingehenden Schilderung der Verwüstungen im 30jährigen Kriege mit den Worten machen konnte: „Diese glücklichen Verhältnisse haben bis zur Katastrophe der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) angedauert."

In welcher Weise der Hr. Verfasser von seinem Standpunkte aus den Abschnitt: „Nationalität" behandelt hat, dafür diene die Thatsache als Beleg, daß ihm in diesem Falle die officiellen Angaben nicht genügten, sondern daß er sich veranlaßt fand, die Daten aus Šafariks Národopis f. d. J. 1842 anzuführen, nämlich 3,316.000 Tschechen, 1,145.000 Deutsche und 66.000 Juden, während die Daten aus amtlichen Quellen v. J. 1857 nach des Hrn. Verfassers eigener Anführung lauten: 2,925.947 Tschechen, 1,766.330 Deutsche und 86.339 Juden. Eine besondere, aber freilich nichts weniger als freundliche Beachtung schenkt der Hr. Verfasser den Juden und wir verweisen in dieser Beziehung auf die Auslassungen S. 26 u. ff.

Mit der Besprechung der industriellen Verhältnisse hat es sich der Hr. Verfasser außerordentlich leicht gemacht (das wenige, was angeführt wird, ist überdies sehr verworren) und die Statistik des Schulbesuches hat er zu unserem Bedauern ganz übergangen; wir können jedoch nicht mit Bestimmtheit angeben, ob er es bloß deshalb gethat hat, weil sich in dieser Beziehung das Verhältniß in den deutschen Gebirgsgegenden (nämlich in N. W. u. N. O.) viel günstiger gestaltet als in dem tschechischen Flachlande.

Das gelegentlich geäußerte lebhafte Bedauern des Herrn Verfassers, daß die von dem Centralcomité für land- und forstwirthschaftliche Statistik herausgegebenen Tafeln zur Statistik u. s. w. „leider nur in deutscher Sprache erschienen sind," können wir nur damit erwidern, daß auch er sein Büchlein „leider" in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Allen unsern Lesern aber, welche sich über die Populationsstatistik Böhmens unterrichten wollen, empfehlen wir: „die Bevöl-

kerung des Königreichs Böhmen nach ihren wichtigsten statist. Verhältnissen, von Dr A. Ficker," und eine eingehendere Vergleichung dieses Buches mit der Schrift des Hrn. Gauč wird ihnen noch manche interessante Aufschlüsse über die Art gewähren, wie es letzterer versucht hat, sich „mit Zahlen ein System zu bereiten."

K. P.

Medicin.

Klinische Vorträge über Augenheilkunde von Dr. Josef Ritter von Hasner, Prof. der Augenheilkunde an der Universität Prag. Prag 1860. F. A. Credner.

Das vorliegende Lehrbuch, dessen erste, zweite und dritte Abtheilung umfassend die Krankheiten der Sclera, des Augapfels, die Brillenlehre und Ophthalmoskopie, endlich die Krankheiten der Hornhaut und des Linsensystems, bisher zunächst erschienen sind, umfaßt auf 324 Seiten alles dem angehenden Arzte Wissenswürdige über die genannten Themen. Der Verfasser hat nicht nur seinen eigenen Anschauungen Raum gegeben, sondern wußte mit gediegener einsichtsvoller Wahl aus dem reichen Vorrath von Leistungen, der in den letzten zwei Decennien sich angehäuft hat, das direct Brauchbare und Werthvolle seinem Vortrage einzuverleiben. Der Vorzug dieses Lehrbuches besteht daher anderen gegenüber, die entweder allzu umfangreich und überall didaktischen Stoffes sind oder andererseits bloße Auszüge und Compendien darstellen, in der bei aller Kürze und Gedrungenheit bewahrten geistvollen Originalität der Behandlung und in der glücklichen Vereinigung von strenger Wissenschaftlichkeit mit Gemeinfaßlichkeit. Diese Vorzüge werden dem Leser beispielsweise besonders bei den Kapiteln über das Staphyloma post. die Brillenlehre und Ophthalmoskopie, welchen eine ausführlichere Bearbeitung gewidmet wurde, auffallen, und dürfte nicht blos der Schüler, sondern auch der ältere Praktiker hier nicht allein, soudern allenthalben in dem Buche anregende Gedanken, neue Beobachtungen und Kenntnisse in Menge antreffen. Zahlreiche Holzschnitte fördern die Anschaulichkeit allenthalben und der mit dem mathematischen Apparate der Optik Vertraute wird das hieher davon Gehörige nicht missen. Die Form des Vortrages ist eine geläuterte, die Sprache klar, bündig und elegant; die äußere (typographische) Ausstattung des Buches eine anständige.

Die Prager Vierteljahrsschrift für die practische Heilkunde. 23. Jahrgang 1866. Erster Band enthält a) Originalaufsätze:

1. Uiber die Entwickelung rationeller Anzeigen zur Extraktion bei Beckenendelagen. Eine historisch-kritische Studie vom Privatdocenten Dr. August Breisky. 2. Otologische Beiträge: 1) Physiologische Verknöcherung der Anectula. 2) Eine Bildungshemmung des Paukenfells und über das foramen Riveri. Von Prof. Bochdalek. 3. Pädiatrische Mittheilungen aus dem Franz-Joseph-Kinderspitale zu Prag. (Fortsetzung — Krankheiten des Magens, Katarrh, croupöse Entzündung, Ulceration, Neubildungen) von Dr. Steiner und Neureutter. 4. Gutachten der Prager med. Facultät über den Geisteszustand des wegen Mord und Religionsstörung angeklagten A. Tirsch. Ref. Prof. Maschka. 5. Uiber Uteruskrankheiten. Nach Vorträgen und Beobachtungen auf Prof. Seyferts gynäkologischer Klinik. Von Dr. Säxinger. 6. Mittheilungen über die Gefäße am gelben Fleck der Netzhaut. Von Dr. Niemetschek, Privatdocenten der Augenheilkunde. b) Analecten, c) Miscellen, d) Litter. Anzeiger, e) Verzeichniß der neuesten Schriften über Medicin.

Dieselbe — Jahrgang 1866, 2. Band — enthält Originalaufsätze: 1. Die älteste Medicin in Böhmen. Eine literar-historische Ferienstudie. Von Prof. Hasner. 2. Die Rechtfertigung der Grittischen Operation durch Wort und That. Von Prof. Szymanovsky in Kiew. 3. Uiber die Entwicklung rationäller Anzeigen bei Beckenendelagen. Von Dr. Breisky. 4. Mittheilungen aus dem pathologisch-anatomischen Institute zu Prag. Von Dr. Wrany. 1) Abnorme Weite der Foramina pairetalia. 2) Ein Fall von Diphtheritis des Oesophagus und Magens. 5. Klinischer Nachtrag zu vorstehender Mittheilung. Von Dr. Alf. Přibram. 6. Beitrag zur Anatomie der Thränenorgane, Vorläufige Mittheilung v Prof. Dr. Bochdalek. 7. Anatomische Beiträge. Von Bochdalek jun. 1) Uiber einen kleinen bisher wenig beachteten Zeugenmuskel. 2) Uiber eine Abweichung des Ductus Zrhartonianus. 8. Einige Worte über die sogenannte conservative Chirurgie nebst praktischen Bemerkungen und Mittheilungen über Tonsillotomie und Tracheotomie. Vom Privatdocetnen Dr. Matiejowsky. 9. Uiber Uteruskrankheiten — nach Vorträgen von Prof. Seyfert — von Dr. Säxinger.

Poesie.

Unsere Literatur wird sich in kurzer Zeit auf eine Reihe mehr oder weniger großartig angelegter Sammelwerke zurückführen lassen. Mit der Laterne des Diogenes wird man bald den Verleger suchen müssen, der es wagen wird, mit einem selbstständigen Werke hervorzutreten, welches nicht den so und so vielten Band einer Romanbibliothek bildet Es ist nicht zu lange her, als sich Bücherfreunde über die überspannten Bücherpreise zu beklagen vollen Grund hatten. Die modernen Sammelwerke haben Bresche geschossen in diese unbarmherzigen Bücherpreise, und sich insofern um den Literaturfreund ein großes Verdienst erworben. Die Wichtigkeit des Umstandes, daß der Thaler aufgehört, im Bücherkatalog das große Wort zu führen, wird sich immer mehr geltend machen. Prinz Thaler hat sein Scepter abgegeben an den lästigen Schildknappen, den Groschen, der seine Schellenkappe schwingt nach allen Seiten, und rastlos Proselyten und Anhänger wirbt. Zu dem wenig bemittelten Literaturfreunde tritt der muntere Knappe in das Dachstübchen, macht ihm sein Compliment, und sagt zu ihm: „Fasse guten Muth, mein alter Bücherwurm! Ich kenne Deine Leiden. Wenn Dir der Buchhändler am Jahresschlusse seine Note zusandte, so betrug Deine Jahresschuld leicht hundert Thaler, und wie groß war der Zuwachs an Büchern, den Deine Bibliothek für dies Heidengeld erhalten? Ach, das Häuflein der neuen Acquisitionen war so klein, Du konntest kaum auf zwanzig, dreißig Bände hinweisen, die Du im Verlaufe des Jahres ins Eigenthum erworben, und für die Du ein kleines Vermögen hergeben solltest. Das wird sich nun ändern, mein guter Freund! Ich, der lustige Groschen, bürge Dir dafür! Für hundert Thaler wirst Du Dir eine artige Bibliothek beilegen können, und in Deinem Buchhändler wirst Du nicht mehr den Ausfeger Deiner Taschen erblicken, den Du nur seufzend anzublicken vermagst!“

Ja, es lebe das billige deutsche Buch! Es zieht den Kreis der Bildung um ein Unendliches weiter, denn es macht auch denjenigen zum Bücherkäufer, dem es bei dem früheren tyrannischen Bücherpreisen nie auch nur im Traume beigefallen wäre, sich ein neues Buch anzuschaffen. Es arbeitet dem Uebersetzungshandwerk entgegen, da es ja früher nur die leidige Uebersetzungswaare war, die das Privilegium des ausnahmsweise billigen Preises für sich hatte. Die kräftige, gesunde, deutsche Bücherkost wird unter dem Regimente des Groschens üppig sich entfalten, das Wort „Original“ wird sich wieder zur Geltung aufschwingen.

Den ersten Rang unter den modernen billigen Sammelwerken höherer belletristischer Richtung nimmt unstreitig die unter dem Sammeltitel Album im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erscheinende Bibliothek deutscher Originalromane ein.

Diese gegenwärtig nach Leipzig übertragene Bibliothek ist aus deutsch-böhmischem Boden herausgewachsen. Vierzehn Jahrgänge derselben sind in Böhmen erschienen, und deutsch-böhmische Autoren — Herloßsohn oben an — haben ihren Ruf begründet. Das Streben des böhmischen Verlegers, der das Unternehmen im J. 1846 ins Leben rief war ein sehr achtbares und von großen Erfolgen gekröntes. Manche Perle der deutschen Romanliteratur ist in den alten Jahrgängen des „Album“ vergraben. Später, als sich der Verleger des „Album“ gar zu Vielem zuwandte und auch etwas zu exclusiv der cechisch-nationalen Richtung huldigte, verflachte auch der Inhalt dieser Romanbibliothek. Die Uebersiedlung nach Wien war ebenfalls nicht vortheilhaft für sie und es war hohe Zeit, daß sie aus dem Banne der Versumpfung durch eine kräftige Hand gelöst wurde. Die Verlagshandlung, welche das „Album“ vor anderthalb Jahren in die Hand genommen, hat einen weiten Horizont und das energischeste Streben, die besten Schriftsteller Deutschlands um sich zu sammeln und das Unternehmen auf eine Höhe zu heben, die es vordem nie eingenommen, die es aber in vollem Maße verdient, weil es dem deutschen Volke einen jetzt auch ganz salonmäßig elegant ausgestatteten Band deutscher Originalromane guter Autoren für fünfzig Neukreuzer bietet. Es kann nicht fehlen, daß das Unternehmen, das wir mit Rücksicht auf seinen Ursprung und seine Vorgeschichte immer noch ein vaterländisches nennen können, bei dem Ernst, mit dem es jetzt wider angefaßt wird, immer mehr Freunde auch in Deutschböhmen gewinnt, dessen beste schönwissenschaftliche Kräften an demselben betheiligt sind. Alfred Meißner, Lucian Herbert, Josef Rank u. s. w. sind Mitarbeiter des Albums, und unter den Romanen, welche das Album für den Jahrgang 1866 ankündigt, finden wir die Erzählung „Johannes Volkh“ von Rank und den historischen Roman „Bis zum Rubikon“ von Lucian Herbert verzeichnet, welcher letztere einen die ganze gebildete Welt beschäftigenden Gegenstand — Das Leben Julius Cäsar's — zum Ausgangspunkt hat.

Uns Deutschböhmen kann es aber nur zu hoher Genugthuung gereichen, wenn wir die einzige Bibliothek deutscher Originalromane, die sich durch Jahrzehende in fester ununterbrochener Continuition erhalten hat, immer mehr prosperiren sehen — ist sie doch, eigenthümlich genug, ein deutsch-böhmisches Landeskind, und als solches uns natürlich doppelt werth.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Nro. I.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Die Deutschböhmen und die Regierung. Von Dr. Ludwig Schlesinger.
2. Die Herren von Rosenberg als Förderer der Künste. Von Bernhard Grueber.
3. Miscellen: Das Stadtrecht von Luditz. Von Dr. Franz Kürschner.
   Alte Schlösser und Weinkeller. — Von Dr. Jul. Ernst Födisch.
4. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist in der großen Karlsgasse, Nr 188. 2. Stock.

(Ausgegeben am 15. Juli 1866.)

Prag,
In Commission der Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.

Leipzig,
In Commission bei F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **E. Avenarius** in **Leipzig** erscheint auch für das Jahr 1866:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Professor Dr. Friedr. Zarncke.

Wöchentlich eine Nummer von 12—16 zweispaltigen Quartseiten. Preis vierteljährlich 2 Thlr

Das „Literarische Centralblatt" ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeischrift**, welche einen Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft (selbst die Landkarten) gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich über 20, jährlich also etwa 1200 Besprechungen.

Ausser diesen Besprechungen neuer Werke bringt es eine Angabe des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale, der Universitäts- und Schulprogramme Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz; die Vorlesungs-Verzeichnisse sämmtlicher Universitäten und zwar noch vor Beginn des betreffenden Semesters; eine umfängliche Bibliographie der wichtigern Werke der ausländischen Literatur; eine Uebersicht aller, in andern Zeitschriften erschienenen ausführlichern und wissenschaftlich werthvollen Recensionen; ein Verzeichniss der neu erschienenen antiquarischen Kataloge, sowie der angekündigten Bücher-Auctionen; endlich gelehrte Anfragen und deren Beantwortung, sowie Personal-Nachrichten. Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges alphabetisches Register beigegeben.

Prospecte und **Probenummern** sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Erstes Heft.

Die Deutschböhmen und die přemyslidische Regierung.

Von
Dr. Ludwig Schlesinger.

(Vertreibung der Deutschen i. J. 1055; der Freiheitsbrief Wratislaw's II., die Bestättigung Sobĕslaw's, das falsche Sobĕslawische Privilegium; Bořiwoj und Přemysl Otakar I., die Altstadt Prag ist deutsch. Die freien Städte Böhmens, der Hof, der Clerus, die Klöster, die freien Bauern verbreiten das Deutschthum. Wenzel I. erweitert das Sobĕslawische Privilegium, Přemysl Otakar II. gründet neue Städte und Dörfer; die Stimmen der Chronisten. Motive der Přemysliden bei Berufung der Deutschen; die culturhistorische und politische Stellung der Deutschen).

Es bleibt immerhin eine eigenthümliche und von der nationalbewegten Gegenwart viel zu wenig gewürdigte Erscheinung in der böhmischen Geschichte, daß die Deutschen des Landes gerade von den Přemysliden zur dauerhaften Ansiedelung herbeigezogen wurden, daß gerade durch die einzige, dem čechischen Volke entsprossene Dynastie das Deutschthum in Böhmen mit außerordentlichen Freiheiten privilegirt und als wahres Schoßkind der Regierung mit der liebereichsten Sorgfalt gehegt und gepflegt wurde. Diese bekannte Thatsache wird um so auffallender, wenn das Vorgehen der späteren deutschen Luxenburger oder des Königs Mathias in Vergleich gezogen wird, unter denen die stammverwandte deutsche Nation sich keineswegs eines andauernden Schutzes zu erfreuen hatte, sondern hie und da ganz merkwürdige, das Deutschthum zu vernichten drohende Edikte zu lesen bekam und nicht wenige Male die in Frage gestellte, erst jüngst errungene Existenz im Lande mit aller Macht vetheidigen mußte. Es ist nicht nöthig, an die Stürme der Hussitenkriege zu erinnern oder an den Beschluß des Landtages vom Jahre 1615, dessen unabsehbare Folgen nur durch die Ereignisse des Jahres 1620 abgewendet werden konnten. So ungleichartig aber auch die Sonnenstrahlen der Fürstengunst leuchteten, die Deutschen selbst, ob gehätschelt oder gemaßregelt, blieben ihrem von Neidern und Unwissenden verketzerten Beruf, die Fahne der Bildung und Sitte im Herzen slavischer Nationen aufzupflanzen, auch in Böhmen getreu mit der Zähigkeit der Niederländer, von denen ja eine Mehrheit der im 12. und 13. Jahrhunderte nach Osten ziehenden Colonisten abstammt.[1])

1) Ein Theil der deutschböhmischen Bevölkerung ist gleichfalls niederländischer Abkunft; dazu kommen fränkische, thüringische, bairische Elemente. In der Frage über die Vertheilung dieser einzelnen Stämme, sowie über Fragmente deutscher Bevölkerung aus der ältern Zeit sind die Forschungen noch nicht abgeschlossen, namentlich nicht durch den absprechenden Artikel Palacky's in der Museumszeitschrift (1846), der merkwürdiger Weise mit desselben Verfassers

Man spotte, wie man wolle, diese deutschen Männer sind Culturträger in der edelsten Bedeutung des Wortes gewesen, die alle jene slavischen Nationen, unter denen sie sich niederließen, zu tausendfältigem Dank für alle Zeiten verpflichtet haben. Das kann Niemand mehr läugnen mit Ausnahme des Fanatikers, dem natürlich die haarscharfen, urkundlichen Nachweise Rößlers, Stenzels, Wattenbachs, Dudiks u. a. für Böhmen, Mähren und Schlesien und in neuester Zeit wieder Wuttkes für Posen, mit oder ohne Absicht unverständlich bleiben. [1])

Die erste fürstliche Bestimmung, welche die Deutschböhmen als solche betraf, datirt vom 10. Jänner des Jahres 1055 und ging vom Herzog Spytihnèw II. (1055—1061) aus. Als nämlich dieser im genannten Jahre nach dem Ableben seines Vaters zur Regierung kam, erließ er noch am Tage seiner Thronbesteigung das scharfe Gesetz, daß binnen drei Tagen alle Deutschen, seien sie reich oder arm, selbst Gäste, das Land zu verlassen hätten. Unter all den Přemysliden war Spytihnèw der einzige, der gegen die Deutschen derartig vorging. Lang unterdrückter Groll gegen die ihm persönlich verhaßte Nation war wohl so bei dem allzuraschen Herzog zum Ausbruche gekommen. Er hatte einstens in der unangenehmen Eigenschaft als Geisel bei dem deutschen Kaiser Heinrich III., dem mächtigen Bezwinger seines Vaters, längere Zeit verweilen und daselbst wohl mancherlei Kränkung erdulden müssen. Seine Empfindlichkeit steigerte sich noch mehr, als er nach Böhmen zurückkehrte, wo er von seinem Vater einstweilen die Provinz Saaz zur Verwaltung erhielt. Im Vaterlande traf er die fremde Nation, der er zürnte, hoch im Ansehen und sogar nicht ohne Einfluß am Hofe. War ja doch seine eigene Mutter, die Gemahlin des regierenden Herzoges, eine geborene Deutsche, des Markgrafen Heinrich von Nordgau Tochter — jene Judith nämlich, die der kühne Břetislaw, der böhmische Achilles, aus dem Schweinfurter Nonnenkloster mit Gewalt entführt hatte. Gehörte ja doch ferner der größte Theil des einflußreichen Clerus, die Aebtissin vom St. Georgskloster und viele andere Angesehene dem unliebsamen Volke der Deutschen an. Cosmas erzählt ein Histörlein, wie die Aebtissin von St. Georg, eine angebliche Gräfin von Querfurt, [2]) die Rache Spytihnèws, als er noch Kronprinz war, gegen sich und ihre Stammesgenossen heraufbeschworen habe. Břetislaw der Vater nämlich ließ eine neue Mauer um die Burg Prag ziehen. Spytihnèw, der sich bei den Vermessungen öfters betheiligte, fand in dem allzusehr hervorstehenden Backofen der Jungfrauen des St. Georgklosters ein Hinderniß im geregelten Weiterbau der Mauer und befahl ohne weiters die Demolirung desselben. Unter lautem Gelächter und Gespötte wurde der Befehl augenblicklich ausgeführt und besagter Backofen in den im Thale nebenan fließenden Brusnicebach geworfen. „Die Frau Aebtissin," meinte der Prinz in der Freude über sein gelungenes Stücklein, „werde wohl heute keine warmen Kuchen mehr speisen können." Die fromme, aber stolze Obe-

---

Ansichten in seiner Geschichte (I. 267) im Widerspruche steht. Der Historiker vermißt in dieser Hinsicht allzusehr die Hilfe des Sprach- und Dialektforschers, für den gerade die Deutschböhmen in ihren vielen Stämmchen und Dialekten einen interessanten Gegenstand der Forschung bieten.

1) Vortrefflich hat Wattenbach in einem zu Heidelberg und Karlsruhe gehaltenen Vortrage in allgemeinen Umrissen die Geschichte der deutschen Wanderung nach Osten während des Mittelalters dargestellt und die gleichen Verhältnisse in Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, den Ostseeländern, Siebenbürgen u. a. nachgewiesen. (Sybel Histor. Zeitsch. IX. Bd. 386.)

2) Der Name dieser jedenfalls aus vornehmem deutschen Geschlechte stammenden Aebtissin wird verschiedentlich angegeben. Cosmas (Pertz IX. 76) nennt sie die Tochter Brunos, wornach Hajek und Hammerschmied sie als eine Tochter des Braunower Grafen aus Baiern anführen. Pelzel ist für den Namen Elisabeth, Dobner (V. 329) für Adelaide. Auch P. Nowak, der eingehende Studien über die Geschichte des Georgsklosters gemacht hat, und dessen handschriftlicher Nachlaß im Vereinsarchive sich befindet, konnte über den Namen und die Familie der Aebtissin nicht ins Reine kommen. (Vergl. noch Pubitschka III. 358)

rin hatte kaum von dem Attentate auf ihr Kloster gehört, als sie eiligst herbeikam und in eine laute, von Zorn und Hohn erfüllte Strafpredigt ausbrach, die der Frevler ruhig über sich ergehen lassen mußte. Bescheidentlich und beschämt zog er sich dann „als tapferer Backofenbesieger", wie die Klosterfrau in geläufiger Redeweise fortfuhr zu spotten, vom Schauplatze seiner Heldenthaten zurück, im Herzen aber die Gelegenheit baldigst herbeiwünschend, Rache zu nehmen für den Schimpf, den ihm die deutsche Nonne mit ihrer bösen Zunge angethan hatte. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Kaum hatte Spytihnew den Fürstenstuhl Böhmens eingenommen, als er das schon angegebene Edikt erließ und als erstes Opfer desselben die feindliche Aebtissin ausersah. Nach Cosmas hielt er ihr nun seinerseits einen bitteren, stachlichten Sermon und ließ sie dann auf einem Karren über die Landesgrenze bringen.[1]) Des Herzogs Mutter, die deutsche Judith, entzog sich der Strenge des auch sie berührenden Gesetzes durch eine rasche Abreise nach Mähren zu ihrem zweiten Sohne Wratislaw; sie soll sich dann mit Peter, dem Exkönige von Ungarn, vermählt haben, starb aber schon im Jahre 1058. — Zur consequenten Durchführung dieses Vertreibungsgesetzes kam es nicht. Wir finden nach wie vor unter der Regierung Spytihnews Deutsche im Lande; die eigene Gemahlin des Herzogs, Ida von Witin, gehörte der deutschen Nation an. Solche und ähnliche Gesetze lassen sich an und für sich schon schwer durchführen, besonders aber dann, wenn sich die Interessen Aller dagegen sträuben.[2]) Die vollkommene Ausführung scheiterte an den gewöhnlichen Verhältnissen. Das mußte wohl auch der Herzog bald einsehen, daß sein Gesetz, sofern es befolgt würde, ein große sociale Revolution herbeiführen müße, daß es unklug sei, ganze Gemeinden (solche lassen sich damals nachweisen) zu verbannen, daß die Vertreibung der deutschen Kaufleute und Handwerker ihn selbst empfindlich berühren werde, und daß endlich die Exclusirung des Clerus, der eben beinahe durchwegs deutsch war, einen Rückfall der Nation ins Heidenthum nach sich ziehen müsse. Darum mag er wohl bald selbst die strenge Execution seines Ediktes eingestellt haben.

1) Wir haben gar keinen Grund, die Wahrheit des Kernes dieser kleinen Geschichte zu bezweifeln. Cosmas, der, wenn auch als Knabe, Zeitgenosse war, erzählt dieselbe mit einem solchen Behagen und mit so vielem Detail, als ob er Augenzeuge gewesen wäre; mindestens mag er sie von Augenzeugen gehört haben. Wir finden nirgends einen Widerspruch, z. B. auch nicht mit andern Angaben über die Lage der damaligen Burgmauer. (Tomek Gesch. Prags. a. a. O.)

2) Palacky (I 292 flg.) sucht den Vorgang Spytihnews so viel als möglich zu beschönigen und zwar auf Kosten der historischen Wahrheit, wenn er behauptet, Spytihnew habe das Expulsionsgesetz nicht in dieser strengen Form erlassen, sondern nur einige mißliebige Persönlichkeiten vom Hofe entfernt. Der gut unterrichtete Cosmas ist hier die glaubwürdige Quelle, und man sollte von ihr nicht ohne Noth Umgang nehmen. Uibrigens finden wir noch eine Belegstelle im sächsischen Annalisten (Pertz SS. VI. p. 190) wo es ausdrücklich heißt: „Ducatum autem Bohemie Spitignea primogenitus obtinuit, qui omnes Teutonicos de Bohehemia eliminari jussit, inter quos et matrem suam Juditham, sororem Ottonis de Suinvorde abatissam quoque Sancti Georgii expulit." Wir wissen recht gut, daß der Annalist in dieser Stelle den Cosmas benützt haben mag; dessenungeachtet glauben wir einigen Werth auf seine Nachricht legen zu dürfen, weil er gerade den böhmischen Chronisten mit kritischen Augen ansieht, (Cont. ad a. 982) und er sonsten über die Familiengeschichte der Judith gut unterrichtet zu sein und selbständige Nachrichten gehabt zu haben scheint. — Was nun Palacky's Gründe für seine Anschauung anbelangt, daß erstens unter Spytihnews Regierung Deutsche zu finden waren, so meinten wir schon oben, daß des Herzogs Befehl nicht zur vollen Durchführung kam, weil er nicht ausgeführt werden konnte, weil ihn der Herzog vielleicht selbst widerrief. Spytihnews Charakter und Regierung ist eben voll von Widersprüchen. Er vereinigt nach den Quellen große Grausamkeit mit besonderer Milde, wird einmal als irreligiös getadelt, das andere Mal als Beschützer des Clerus gepriesen. „Elupo in ovem mutatur" — „Varius vitiis ac virtutibus," sagen von ihm spätere Historiker. So wohl erklärt sich auch der zweite und „schlagendste Gegenbeweis," den Palacky nach Dobner (Annal. V. 329) in der Angabe findet, daß Spytihnew die slawischen Mönche von Sazawa vertrieb und einen deutschen Abt einführte. Gegen diesen „schlagendsten Gegenbeweis" mag der gründliche Dudik angeführt werden (Allgem. Gesch Mährens II. 277):

Hatte Spytihněw, der Deutschenfeind, *μισογερμανος*, wie ihn Dubravius nennt, die Deutschen Böhmens einiger Maßen in Unruhe versetzt, so konnten diese mit der Regierung des nächstfolgenden Herzoges nur um so zufriedener sein. Wratislaw II. (1061—1092), der Bruder und Nachfolger Spytihněws, gehört in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten Regenten Böhmens. Unter seiner kräftigen 31jährigen Regierung gewann Böhmen erst eine wahre politische Bedeutung, indem es sein Verhältniß zu Deutschland unabhängiger gestaltete und Polen zum Tribute zwang. Erst Wratislaw brachte das monarchische Prinzip zur Geltung, und Böhmen erlangte durch ihn jene selbständige, ehrfurchtgebietende Macht, welche der deutsche Kaiser in seinem eigenen Interesse nicht mehr außer Acht lassen durfte. [1]) Wratislaw ist denn auch der treue Kampfgenosse des unglücklichen, von Allen verlassenen Heinrich IV., dem er in allen Nöthen jene unerschütterliche Freundschaft bewahrte, weßwegen er „von ihm nicht unverdient der erste aus seinem Volke mit dem Königstitel, mit der Krone und mit der Lanze ausgezeichnet wurde.[2])

Das Deutschthum in Böhmen verdankt dem ersten Könige des Reiches, wenn es deren noch bedurft hatte, die Anerkennung der gesetzlich berechtigten Existenz im Lande, bedeutende Kräftigung seines Elementes durch Herbeiziehung neuer Ansiedler aus dem Mutterlande und endlich für lange Zeit eine außerordentlich günstige, mit seltenen Freiheiten verbundene Ausnahmsstellung im Staate. Die in Prag wohnenden Deutschen wurden durch herbeigerufene zahlreiche deutsche Einwanderer verstärkt und als eine eigene deutsche Gemeinde im Burgflecken am Poříč anerkannt. Sie erhielten ein besonderes Privilegium, das uns in der Bestättigung des Fürsten Sobèslaw II. (1173—1178) erhalten ist und deßwegen auch gerne das „Sobèslawische" genannt wird.[3]) In dieser denkwürdigen, bisher viel zu wenig berücksichtigten Urkunde[4]) wird denn zunächst constatirt, daß die Deutschen von den böhmischen Fürsten eingeladen wurden, [5]) in das Land zu kommen, um sich hier unter den vortheilhaftesten Bedingungen niederzulassen. Die vorsichtigen Deutschen, nicht etwa zellose Abenteurer, die um jeden Preis nach Besitz und Gewinnst strebten, sondern

---

„Auf die durch Spytihněw veranlaßte Entfernung der slawischen Mönche aus dem Sazawer Kloster i. J. 1057 wollen wir hier kein besonderes Gewicht legen; diesen Schritt leiteten mehr kirchliche als nationale Bedenken." — Wratislaw II. rief die Sazawer Mönche bekanntlich zurück. Nach Palacky müßte dieß ein Hauptbeweis für die deutschfeindliche Gesinnung dieses großen Freundes der Deutschen sein. — Schmalfuß (Die Deutschen i. B. 161), Weber (Mitth. II. 8.) lassen sich durch Palacky irre leiten. Tomek, der selbstständige Forscher, hält sich wie Pelzel, Pubitschka u. a. an Cosmas (Gesch. Böhmens 55. Gesch. Prags 125.)

1) Dudik II. 464.

2) Annal. Peg. (Pertz XVI. 245.)

3) Es findet sich mehrmals gedruckt vor, am kritischsten bei E. Rößler „deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren" I. S. 187 flg., nach der Bestättigung Johanns von Luxenburg aus dem Archivscodex p. 96. Doch auch bei Rößler sind noch manche Lese- und Druckfehler zu verbessern. Übersichtlicher wird der Freiheitsbrief durch die Eintheilung in Paragraphe, deren es, die drei Paragraphe Wenzels I. mit eingerechnet, im Ganzen 28 enthält. Bei Erben (Reg. 161, 162) fehlen die gerade hier wichtigen Eingangsformeln. — Soeben kommt uns „Hermenegildi Jiriček: Codex juris bohemici." Tomus I. Pragae 1867 zu, in welchem Werke die Jura Theutonicorum gleichfalls veröffentlich sind, (p. 28, 67, 68), wie es nach kurzer Einsicht scheint, mehr nach dem Pelzelschen Texte.

4) Es nimmt uns nicht Wunder, daß der böhmische Landeshistoriograph mit ein paar Zeilen (I. 133) dieses höchst wichtige Privilegium, das die Basis der bürgerlichen Freiheit Prags und Böhmens wurde, abthut; sind wir doch von dieser Seite dergleichen Einseitigkeiten gewohnt. Mehr dagegen fällt uns die unklare Textirung Palacky's sowohl oben, als in der Anmerkung (137) auf, aus welcher leicht der Laie die falsche Ansicht entnehmen könnte, als ob das Privilegium der Deutschen auch zugleich den Juden und Wälschen verliehen worden wäre.

5) Rößler 188. „quae a prima ipsorum vocatione in Boemiam." In analogen Urkunden Mährens und Schlesiens ist ausdrücklich von der Berufung (vocatio) der Deutschen die Rede.

meist bemittelte Leute oder mindestens geschickte Arbeiter, mögen sich wohl selbst die Bedingungen gestellt haben, unter welchen sie sich unter einem Volke, über welches schon damals keine besonders schmeichelhaften, mitunter fabulose Berichte in Deutschland circulirten, anzusiedeln gedachten. Vor Allem bestanden sie auf Wahrung ihrer Nationalität und Sprache, auf Beibehaltung ihrer volksthümlichen Rechte und Gewohnheiten und forderten Garantien für die persönliche Freiheit und Sicherheit. Man gewährte, was verlangt wurde, und was nicht mehr als recht und billig war. Wir lesen somit im Sobèslawischen Freiheitsbriefe, daß die Deutschen, die im Prager Burgflecken wohnen, „die von den Čechen der Nation nach sich scheiden, so auch von diesen in ihren Gesetzen und Gewohnheiten geschieden sein sollen," daß sie leben sollten „nach dem Gesetze und Rechte der Deutschen, das sie bereits seit der Regierung des Königs Wratislaw, des Großvaters Sobèslaws, gehabt haben.[1]) In einem eigenen Absatze wird ausdrücklich betont, „daß die Deutschen freie Männer (Leute) sind."[2]) Böhmen wurde das neue Vaterland der Fremden und nur, wenn es galt, dieses ihr Vaterland zu vertheidigen, waren sie verpflichtet, Heeresfolge zu leisten.[3]) Ja so viel Vertrauen schenkte der Herzog den Deutschen, daß er ihnen im Privilegium auftrug, seine Burg in Prag mit 12 Schilden zu bewachen, wenn er außerhalb Böhmens auf einem Kriegszuge sich befinde.[4]) Von anderen Kriegslasten, wie z. B. von Beherbergungen u. dgl. waren sie gleichfalls frei. (§. 11.) Der deutschen Gemeinde wurde die vollkommenste Autonomie gewährt; sie war ausgenommen von der Gerichtsbarkeit des Burggrafenamtes (Župenamtes) und konnte ihren eigenen Richter frei wählen, der nach herkömmlichem Brauche urtheilte. (§. 1.) Nur über Diebstahl und Mord hatte sich der Landesfürst das Gericht vorbehalten (§. 5, 15.) Eben so wurde der Gemeinde die ganz freie Wahl ihres Pfarrers zur Kirche bei St. Peter am Poříč gestattet, ohne daß sich der Bischof einmischen durfte. (§. 1.)

Kein Deutscher, heißt es weiter im Freiheitsbrief, darf verhaftet oder in den Kerker geworfen werden, wenn er Bürgen stellt, oder ein eigenes Haus hat. (§. 18.) In welcher Sache er aber auch immer strafbar oder schuldig sei, so solle seinen Kindern oder seiner Frau keinerlei Nachtheil und keine Schande daraus erwachsen. (§. 19.) Gestohlenes Gut darf bei ihm nicht gesucht werden, außer in Gegenwart seines deutschen Richters. (§. 14.) Kommt es zu einem Schwur, so lege ihn der Deutsche nur vor seiner Gemeindekirche bei St. Peter ab, außer es befehle es der Fürst anders. Und dabei — wenigstens bei der Ablegung des Eides zur Reinigung vom Verdachte des Diebstahles (insbesondere des Pferdediebstahles) — stand der Schwörende in einem Kreise, den er sich mit dem Schwerte auf der Erde gezogen hatte. (§. 24, 25.) Vom Diebstahle im Hofe (Nadwore) reinigte er sich durch 7 Eideshelfer. (§. 2.)

In den übrigen Punkten des Privilegiums wurden meist Bestimmungen aus dem Strafrechte gegeben und das Verhältniß der Deutschen zu den Čechen, Juden und Wälschen in Klagesachen erörtert. Gehörte der Kläger den drei letztgenannten Nationen an, so mußte er seine Klage, wenn sie gegen einen Deut-

1) Rößler l. c. 188: „Placet mihi, quod iidem Theutonici sunt de Boemis natione diversi, sic etiam a Boemis eorum lege vel consuetudine sunt divisi. Concedo itaque eisdem Theutonicis vivere secundum legem et justiciam Theutonicorum, quae habuerunt a tempore avi mei regis Wraczlay."

2) Rößler §. 12: Noveritis, quod Theutonici liberi homines sunt."

3) Rößler l. c. §. 3.: „Ad nullam expeditionem pergere debent, nisi sit pugnandum pro patria."

4) §. 4. Bei Tomek (Gesch. Prags) soll es wohl 12 anstatt 10 heißen.

schen gerichtet war, beim Oberstkämmerer einbringen; dieser sandte alsdann einen Boten an den Richter der Deutschen, der selbst den Fall zu entscheiden hatte, und von dessen Ausspruch keine weitere Appellation an den Oberstkämmerer statt finden konnte. (§. 10.) Wurde durch einen Zeugenbeweis die Klage erhärtet, so mußten Cechen, Juden und Wälsche zwei deutsche Zeugen und einen aus ihrem Volke als Zeugen stellen. War der Deutsche klagbar gegen einen aus der andern Nation, so entschieden die gewöhnlichen Gerichte; in Bezug auf die Zeugen herrschte ein analoges Verhältniß. (§. 7, 8, 9.)

Die Strafen in der deutschen Gemeinde waren entweder Geld- oder Leibesstrafen; die ersteren, in Regensburger Mark ausgesetzt, kamen dem Säckel des Fürsten zu Gute. Den Todschlag büßte man entweder mit 10 Mark oder mit dem Verluste der rechten Hand, außer es ordnete der Fürst eine noch mildere Strafe an. (§. 5.) Ebenso zahlte der Friedensstörer 10 Mark als Geldbuße. Auf den Diebstahl während der Nacht war der Strang, auf den Diebstahl bei Tage der Staupbesen auf öffentlichem Platze und die Verweisung aus der Stadt gesetzt, bei Strafe des Galgens, falls der Ausgewiesene zurückkehre. (§. 16, 17.)

Wird falsche Münze im Hofe oder Hause gefunden, so ist der Eigenthümer des Hauses oder Hofes nicht strafbar („etwa wegen der Böswilligen und Ruchlosen, welche dergleichen in Häuser und Höfe zu werfen pflegen.") Nur wenn man falsche Münze in einem Schrein antrifft, so ist der schuldig, dem der Schrein gehört. (§. 21, 22.) Wenn im Hause eines Deutschen eine geheime Schenke gefunden werden sollte, so darf allein der Eigenthümer des Hauses und zwar nur in Gegenwart des deutschen Richters oder seines Boten verhaftet werden. (§. 25.) Für einen Mord, der an einem solchen begangen worden war, der in der Nacht durch die Gassen der Deutschen ohne Fackel ging, sollte die Gemeinde nicht verantwortlich sein. (§. 20.) [1]

Der dreizehnte Absatz des Privilegiums, der logisch genommen, den Schlußparagraph des Ganzen bilden sollte, enthält die höchst wichtige Bestimmung, daß Einwanderer und Fremde, aus welchem Lande sie immer kommen, falls sie mit den Deutschen in der Gemeinde wohnen wollten, alle Rechte und Gewohnheiten derselben gleichfalls genießen sollten. Die Folgezeit lehrte, daß dieser Punkt des Freiheitsbriefes, der die unbeschränkte Ausbreitung der deutschen Gemeinde im Prager Burgflecken gestattete, in ausgiebiger Weise, selbst von slavischen Eingeborenen, für die er nicht zu Recht bestand, benützt wurde. [2]

Die Wichtigkeit des echten Sobeslawischen Privilegiums veranlaßte Falsatoren zu Beginn des 15. Jahrhunderts zur Fabricirung eines von Hajek Sobeslaw I. zugeschriebenen Freiheitsbriefes, der natürlich von den nationalen Verfassern für die Deutschen minder günstig stylisirt wurde. Das Machwerk ist übrigens so plump und unsinnig, daß man sich wundern muß, wie Goldastus und Lünig dem Hajek nachschreiben konnten; Raumer fragt zweifelnd nach dem Original und Kaspar von Sternberg hat eingehend und gründlich die Fälschung nachgewiesen. [3] Es habe, so erzählt Hajek, der Herzog Sobeslaw, welcher der Stadt Prag sehr geneigt war und in derselben keine Ausländer leiden wollte, im Jahre 1135 nach lang gehaltenen Rathschlägen durch fürstliche Gewalt und kraft des Landtages mehre Beschlüsse gefaßt. Der die Deutschen betreffende erste Punkt

1) Tomek (Gesch. Prags 186) meint, es habe wahrscheinlich schon damals das Gesetz in der deutschen Gemeinde bestanden, welches in Prag in späterer Zeit vorkömmt, daß nach einer gewissen Stunde des Abends jedermann, der auf der Gasse erschien, eine Fackel zu tragen hatte.

2) Es mag dieser Passus, der §. 13 bei Rößler, den Schluß des Wratislawischen Privilegiums gebildet haben, während die späteren Paragraphe nach unserer Ansicht dem Sobeslaw allein angehören. Es sprechen hiefür Gründe formeller und materieller Natur.

3) W mus. Cas. 1827, III. 31—35. Conf. Jungmann II. Ausg. S. 37.

lautete also: „Es solle kein Deutscher noch anderer Ausländer in der Stadt Prag noch im ganzen Fürstenthume, weder im geistlichen noch im weltlichen Regimente ein Amt haben, bei Verlust der Nasen, sondern sie sollen nicht anders, als für Gäste gehalten werden.“ [1]) In Bezug des Nasenabschneidens sind die Falsatoren nicht einmal originell gewesen. Dalemil singt in lustigen Versen, wie Sobèslaw der andere, [2]) der Deutschen Feind im Lande, die wie Distel unter die Blumen gekommen seien, im Sinne des Ediktes verfuhr und jenen Unterthanen, die ihm den Schild voll deutscher Nasen brachten, 100 Mark klaren Silbers als Belohnung reichte.

Kehren wir zur Wahrheit zurück! Im 11. und 12. Jahrhunderte setzte sich das Deutschthum in Böhmen als zweite, nicht bloß geduldete oder gleichberechtigte, sondern als reichlich privilegirte Nation fest; es geschah dieß auf ausdrücklichen Wunsch der Landesfürsten, in deren wohlverstandenem Interesse es lag, daß die Deutschen nicht mehr, wie die Juden und Wälschen, als bloße Gäste im Lande angesehen würden. Nicht aber, als ob aus diesen Privilegien der zweiten Nation dem Lande und den Landesgenossen slavischer Zunge irgend ein erwähnenswerther Nachtheil erwachsen wäre; im Gegentheile, es wirkten die Colonisten in ihrer Ausnahmsstellung für Böhmen nur wohlthätig und segensreich, indem sie, wie wir nur andeuten wollen, zunächst Handel und Gewerbe, Wissenschaften und Künste einführten und rasch eine bisher noch nicht gekannte Blüthe und ungeahnten Wohlstand im Lande hervorzauberten. Und wenn die Deutschen nichts Anderes gethan hätten, als daß sie hier wie anderwärts in slavischen Ländern, den Anstoß gegeben haben zur Gründung eines zweiten, dem Adel gegenüberstehenden freien Standes, zur Gründung des mit ihnen zuerst auftretenden freien Bürgerthumes, so haben sie sich hiedurch allein ein unvergängliches Denkmal in der Landesgeschichte gesetzt. Mit der Gründung eines freien Bürgerthumes steht ja ferner in engster Verbindung die Stiftung freier Städte, die neben den Klöstern die Sitze mittelalterlicher Kultur bildeten, und endlich die Entwicklung eines gesunden freien Bauernstandes — lauter von den Deutschen importirte Errungenschaften, an welchen sehr bald die andersprachigen Landeskinder doch wohl nur zu ihrem Nutz und Frommen participirten.

Bis zum oftgenannten Privilegium Wratislaws gab es in Böhmen keine Bürger, keine Städte. Die Bevölkerung schied sich in den freien Adel und in die unfreie, zinspflichtige Landbevölkerung, die, vom ersteren in harter Abhängigkeit gehalten, in ärmlichen Verhältnissen lebte. Um die Burgen, die Wohnsitze des Adels, bildeten sich sogenannte Burgflecken (suburbia), die gleichfalls von abhängigen Leuten, „Burgmannen“ bewohnt wurden. Aus diesen Burgflecken aber entstanden die freien Städte Böhmens. So wurde zuerst in dem Burgflecken Prags am Poříč die erste städtische Gemeinde mit einer Gemeindeverfassung und einer von den Landesgerichten unabhängigen Eigengerichtsbarkeit und sonstigen städtischen Befreiungen, wie bereits erwähnt, durch Wratislaw gegründet. Und diese Gemeinde wurde der Grund zur späteren Altstadt Prags, sowie sie die Mustergemeinde aller andern in Böhmen gegründeten freien Städte bildete. — Unter Bořiwoj II. (1100—1107, 1117—1120) hatte die deutsche Gemeinde schon die Uebermacht im Burgflecken Prags, in dessen Mitte der Richter der Deutschen über Bürger und Gäste zu Gerichte saß. Das geht aus einer von Rößler zum ersten Male veröffentlichten Urkunde (c. 1101) hervor. [3]) Aus der Sobèslawischen

1) Hajek 313.

2) Hajek, der Sobèslaw den ersten nennt, weicht also von Dalemil ab. Pubitschka (IV. 274), der die Manuskripte der Universitätsbibliothek und des Rathhauses zur Einsicht nahm, hat sich merkwürdiger Weise täuschen lassen. Er räsonnirt alles Ernstes für Sobèslaw II. als Urheber der falschen Gesetze.

3) Rößler I. XV.

Privilegiumsbestättigung entnehmen wir, daß unter der Regierung dieses Fürsten die deutsche Gemeinde bereits mehrere Gassen besaß.[1]) Zu noch größerer Blüthe gelangte dieselbe unter Premysl Otakar I. (1192—93, 1197—1230), der den Deutschen ihre Gerechtsame bestättigte und dem vollen Umfange nach erneuerte. Vermöge des Paragraphes 13 nun wurde der alte Freiheitsbrief in der That „die eigentliche charta magna der Municipalverfassung Prags." Nicht nur die meisten Fremden ließen sich in die so viele Vortheile bietende, autonome Gemeinde aufnehmen, sondern nach und nach auch, wie Tomek wohl richtig vermuthet,[2]) eingeborene Čechen, indem sie entweder als Miethsleute in den Wohnungen der Häuser der Deutschen an deren Privilegien Antheil zu nehmen suchten oder aber durch Erwerbung von freiem, unbeweglichen Eigenthum in der deutschen Stadt förmlich Mitbürger derselben wurden. Wie sie sich aus ihren Unterthänigkeitsverhältnisse befreiten, ist uns allerdings unklar; für das dreizehnte Jahrhundert ist jedoch urkundlich die Mitgliedschaft von Čechen an der deutschen Gemeinde durch das Vorkommen entschieden čechischer Namen sichergestellt.[3]) So breitete sich denn einerseits durch fortwährenden Zuzug aus der Fremde, andrerseits durch Aufnahme einheimischer Elemente die ursprünglich so kleine Poříčer Gemeinde über die ganze jetzige Altstadt aus; jedes neu erworbene Haus stand unter der Gerichtsbarkeit des deutschen Richters, jeder zugewachsene Einwohner wurde Bürger mit den erwähnten Gerechtsamen und Begnadigungen. Die St. Peterskirche bildete schon nicht mehr den Mittelpunkt der erweiterten Gemeinde; man hatte sie dem deutschen Ritterorden überlassen. Neue stattlichere Häuser und prachtvollere Kirchen errichteten sich die reichen deutschen Kaufherren in der Altstadt auf geräumigen Gründen, die sie durch Kauf oder Verleihung von Seite der Landesfürsten erworben hatten. — So war die Saat, die König Wratislaw ausgestreut, üppig aufgegangen und zur herrlichsten Entfaltung gekommen; die erste Stadt des Landes, die auch im Range die erste blieb, hatte einen armseligen Burgvorort verdrängt, dessen abhängige vielfach gedrückte Burgmannen freien, deutschen Bürgersleuten Platz machen mußten. Von einer „Stadt" Prag, deren Gründung deutsches Verdienst ist, kann überhaupt jetzt erst die Rede sein. Als auf diese Art den Premysliden das erste, nicht gerade so leichte Experiment gelungen war, konnte es an weiteren Versuchen nicht fehlen. Allenthalben wurden nun nach dem Vorbilde Prags in den einzelnen fürstlichen Burgflecken auf dem Lande städtische Ansiedelungen eingeführt, und überall bewährten sich die berufenen deutschen Colonisten, befördert durch ihr deutsches Recht und die ihnen gestattete Autonomie, als wahrhaftige Pioniere des Städtewesens und freien Bürgerthums in Böhmen. Noch unter Premysl Otakar I. läßt sich die Gründung der Städte Königingrätz, Kladrau und Freudenthal (in Mähren) nachweisen.

Inzwischen war auch aus andern Quellen dem Deutschthum in Böhmen während des elften und zwölften Jahrhunderts bedeutender Zuwachs erflossen, und hatte dieses nicht allein im blühenden Städtewesen eine respektvolle Macht und anerkannte Tüchtigkeit entwickelt. Die Landesfürsten konnten trotz mancher Bemühungen die Verbindung mit dem deutschen Reiche nie auflösen, ihr abhängiges Verhältniß, der Trotz des einheimischen Adels, die geographische Stellung und die politische Sachlage drängte sie mit oder ohne ihren Willen immer wieder in die Arme des mächtigen Kaisers von Deutschland. Aus Deutschland holten sich denn auch die Herzoge und Könige Böhmens meistentheils ihre Gemahlinen; mit den deutschen Prinzessinen zog ein großes deutsches Dienstgefolge, Handwerker und ein deutscher Kapellan an den böhmischen Hof, wo man bereits anfing, deutsche

1) §. 20.
2) Gesch. Prags S. 187.
3) Erben Reg. p. 360, 607, 608.

Sprache und Sitte zu pflegen. Ein deutscher Hofkapellan, der die ausgebildetere fürstliche Macht der Frankenreiche kannte, war dem Fürsten schon wegen des diplomatischen Verkehrs zur Nothwendigkeit geworden. Der Clerus überhaupt war in diesem Jahrhunderte vorzugsweise deutsch von den Bischöfen und Domherren Prags angefangen bis zu den letzten Klosterbrüdern herab. Wollte ein Einheimischer im Clerus eine hervorragende Stellung erwerben, so mußte er erst in Deutschland seine Schule durchmachen; der heilige Adalbert war der Bildung nach durch und durch deutsch. Von der größten und nachhaltigsten Bedeutung für die Verbreitung des deutschen Elementes im westlichen Böhmen war es ferner, daß Heinrich II. im Jahre 1007 zu Bamberg ein Bisthum gründete. Zwischen Main, Altmühl und Böhmerwald ist ein neues Leben durch dasselbe begründet worden, nach den östlichen Abhängen des Fichtelgebirges in das Thal der Eger und von da südwärts drangen deutsche Colonisten.[1]) Vor Allem aber sind noch die Klöster zu erwähnen, die, wie die Städte durch die Munificenz der premyslidischen Fürsten hervorgerufen, zu den wichtigsten Faktoren der Germanisirung Böhmens gehören. Schon i. J. 999 gegründete Boleslaw II. das Inselkloster Ostrow, an dessen Spitze er einen Mönch aus Nieder-Altaich in Baiern stellte. 1115 werden durch Herzog Wladislaw I. 12 deutsche Mönche des Benediktinerordens sammt einem deutschen Abte aus dem Zwiefaltner Kloster in Schwaben nach Kladrau eingeführt. Zwanzig Jahre darauf gründen Mönche aus Eborach in Baiern das Cisterzienserkloster in Pomuk. Derselbe Orden gründet von Waldsassen aus 1143 das nachher so mächtige Kloster Sedlec. Um dieselbe Zeit (1139) wird Strahow bevölkert durch Prämonstratenser aus Steinfeld; dieselben Prämonstratenser nehmen die Benediktinerklöster von Leitomischl (1145) und Selau ein. (1148). 1143 ruft die Königin Gertrud aus Dunenwald Nonnen, um sie in das neugestiftete Kloster Dozan einzuführen; dieselben Prämonstratensernonnen Gründen Lauňowitz und Chotěsow. 1146 stiftete Fürst Wladislaw II. das Cisterzienserkloster zu Plaß an der Mies und ließ es mit deutschen Mönchen aus dem Kloster Langheim in Franken besetzen. 1196 wurden abermals Cisterzienser aus Waldsassen nach dem erst gestifteten Kloster Ossegg eingeführt. In kurzer Zeit eine schöne Anzahl geistlicher Stifter, gewaltiger Vorkämpfer des Deutschthums im Lande.[2]) — Sieht man sich jetzt unsere Klöster mit ihrer blühenden Umgebung und oftmals romantischen Lage an, so steigt wohl manchmal der Gedanke auf, die alten Mönche seien doch kluge Leute gewesen, die es verstanden, die schönsten Plätzchen im Lande ausfindig zu machen. Wie oberflächlich! Gerade diese Fruchtbarkeit ist erst durch den angestrengtesten Fleiß und durch Jahre lange, mühevolle Arbeit einer früher hier bestandenen Wüstenei abgerungen worden; gerade darauf beruht meistentheils der eigenthümliche Reiz der klösterlichen Landschaft, daß eine von Natur wilde und rauhe Gegend durch sorgsamen Anbau in einen lachenden Garten umgewandelt wurde, der zu den unvertilgbaren Spuren der romantischen Wildniß den anmuthigsten Gegensatz bildet. Aber nicht allein mit der widerspänstigen Natur hatte der deutsche Mönch zu kämpfen, sondern die Landesbewohner selbst traten vielfach feindlich auf und machten den frommen Brüdern ihre Niederlassung hie und da zu einem saurem Stück Arbeit.[3]) Doch der nie erkaltende Eifer der deutschen Klosterleute, der von Seiten der Regierung die ausgiebigste Unterstützung fand, überwand endlich alle sich darbietenden Schwierigkeiten und Hindernisse. Und dann wurden die Klöster nicht bloß die starken Festungen des siegreich vorrückenden Christenthums, sondern Musterwirthschaften für den Landmann, Erziehungs-

1) Büdinger Öster. Gesch. 342. Vergl. Giesebrecht Kaisergesch. II. 49.
2) Pelzel Gesch. d. Deutschen 367 flg. hat die Nachweise.
3) Inter gravia ferocis populi discrimina multa fuit perpessus, sagt die zwiefaltner Chronik von dem Kladrauer Abte Bertholf, der hier 1131 gestorben ist.

und Unterrichtsanstalten für die Jugend, Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft, mit einem Worte, unschätzbare Bollwerke der mittelalterlichen Cultur in jeglichem Zweige.

Und mit den Mönchen zogen ins Land herein viele Arbeiter und verschiedenartige Handwerksleute, vor Allem aber der deutsche Bauer, der am gründlichsten die Beschaffenheit des Landes umgestaltete, der mit starkem Arme, besserem Pfluge [1]) und kräftigerem Gespann auch den schwereren Boden für die Cultur gewann und ihn bald mit üppigen Saatfeldern bedeckte. Seitdem Zeuß [2]) unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die heutigen Baiern Nachkommen der Markomannen sind, die einst in Böhmen gewohnt haben, kann man wohl annehmen, daß im Böhmerwalde auch auf böhmischer Seite Markomannenkolonien zurückgeblieben sind. Von späterer Besetzung einzelner Striche des Böhmerwaldes durch Baiern — einer Art Rückwanderung der Markomannen — haben sich ausdrückliche Nachrichten erhalten. [3]) Bald nach Boleslaws II. Tode siedelten sich in einzelnen Gegenden des Urwaldes kühne, deutsche Bauern, besonders aber Eremiten an, die jedoch nicht den Herzog von Böhmen, sondern den Beherrscher Baierns oder den deutschen Kaiser als Oberherrn anerkannten. Die Sage hat solche Besetzungen des Landes in der Erzählung von dem Erbauer der Burg Frimberg bewahrt. [4]) Ausführliche, historische und interessante Nachrichten über einen solchen Einsiedler haben wir in der Lebensbeschreibung des berühmten Günther, eines deutschen Edelmannes aus thüringischem Geschlechte, der 1008 sich in der Gegend des schwarzen Regen niederließ. „Seine Thätigkeit, wie er mit kühnem Muthe der Schrecknisse der Waldeinsamkeit Herr wird, den Boden mit den alten Stätten menschlicher Gesittung in Verbindung bringt, ihm kirchliche Weihe und politische Abgrenzung verleiht, ist ein sprechendes Bild der Verbreitung deutscher Colonisten in diesen Grenzlanden." [5])

Rüstig schritt das Deutschthum im dreizehnten Jahrhunderte vorwärts, seine volle Lebenskraft im friedlich eroberten, neuen Vaterlande immer mehr bewährend und deßwegen auch consequent von der Regierung gestützt. In immer größeren Strömen ergoßen sich deutsche Bauern und Bürger, Handwerker, Bergleute und Künstler ins Land, hier blühende Dörfer und reiche Handels- und Bergstädte mit einer Schnelligkeit hervorzaubernd, wie wir es in ähnlicher Weise etwa wieder bei den Einwanderern in Amerika gesehen haben und noch sehen. Aber nur als freier Mann mit seinem deutschen Rechte unter Bewahrung seiner herkömmlichen Gebräuche, Gewohnheiten und Sprache ließ sich der deutsche Ansiedler im Lande nieder! Die Blüthe Böhmens im 13. Jahrhunderte, die in der damaligen Zeit viel von sich zu reden machte, ist wesentlich das Verdienst der Deutschen und ihrer zähen Arbeitskraft. Muß es doch selbst Palacky, wenn auch reservirt, zugestehen, wenn er sagt: „Die Deutschen wurden ihrer Betriebsamkeit wegen von den Königen Böhmens ins Land aufgenommen (gerufen). Auch entsprachen sie dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande höchst nützlich, insbesondere im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an der Gränze des Landes. Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüthe der Silbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande und somit auch der Macht des Staates so großen Einfluß hatte. Für sie und größtentheils auch durch sie wurde der Bürgerstand, folglich Gewerbthätigkeit im Lande neu (überhaupt) belebt und gehoben; ihre Ansiedelungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit Otakar II. so eifrig betriebenen Emancipation der Bauern."

1) Rau Geschichte des Pfluges.
2) Die Herkunft der Baiern von den Markomannen von Dr. K. Zeuß. München, 1839.
3) Dobner Annal. IV. 487.
4) Bei Dalemil Vergl. Pal. I. 267.
5) Büdinger Öster. Geschichte 352.

Mit der Berührung der Regierung Premysl Otakars I. haben wir bereits in das dreizehnte Jahrhundert hereingegriffen. Noch wollen wir der Regierung seiner beiden Nachfolger, die dem Deutschthum insgleichen so wohl wollten, gedenken. König Wenzel I. (1230—1253) war durch und durch deutsch, ergeben den Künsten und Wissenschaften der Deutschen, so wie deren Vergnügungen im Tjost und Bohurd des Turnieres; er war ein echter deutscher Ritter und als solcher, wie wir von ihm wissen, denn auch deutscher Minnesänger. Der königliche Hof war unter ihm wohl durchwegs deutsch, der Adel nahm deutsche Sprache und Sitte an, das Bürger- und Bauerthum der Deutschen aber entfaltete sich immer kräftiger und mächtiger. Neue Dörfer und Städte mit deutschem Rechte werden gegründet, so neben andern Budyň, Kommotau, Leitmeritz und Saatz, neue Sitze des Gewerbfleißes und des Handels. Vor Allem aber erfreute sich die erste deutsche Gemeinde des Landes, die nunmehrige Prager Altstadt der besonderen Gunst des ritterlichen Königs. Prager Bürger erreichen bereits häufig die Auszeichnung, in königlichen Urkunden neben höheren weltlichen und geistlichen Ständen als Zeugen zu erscheinen, so wie am Hofe des Königs gewisse hervorragende Bedienstungen zu erlangen. [1]) Die Stadt der Deutschen am rechten Moldauufer wird mit einer Mauer umgeben und von nun an Prager Stadt genannt. Ihr Richter aus dieser Zeit ist uns unter dem Namen „Siffrid" bekannt. Das alte Sobeslawische Privilegium aber wurde nicht nur bestättiget (1231?), sondern auch durch folgende drei höchst bedeutungsvolle Zusätze erweitert: [2])

§. 26. Die Deutschen sollen alle gekauften, verpfändeten oder von den Fürsten geschenkten Güter, die sie 3 Jahre und 3 Tage ohne Klage inne haben, frei, ohne irgend ein Hinderniß und in Ruhe besitzen.

§. 27. Niemand solle in die Häuser und Straßen der Deutschen, in welche Schuld sie auch verfallen seien, weder im Burgflecken noch in den Dörfern mit freventlicher Kühnheit einzubrechen wagen oder aber gewaltsame Hand an dieselben zu legen versuchen, sondern diese sollen bloß Bürgen stellen und vor uns oder unserm Kämmerer erscheinen.

§. 28. Die Steuer, welche „mir" [3]) genannt wird und andere Auflagen, die die Einwohner des Landes zu entrichten haben, so wie die Nachtherbergen, die ihnen vom Anfange an geschenkt waren, sehen wir ihnen für alle Zeiten nach. Wer aber vielleicht unsere Begnadigung zu verletzen wagen und die genannten Deutschen in ihren bewilligten Rechten angreifen sollte, der soll des Verbrechens der verletzten königlichen Majestät schuldig erkannt und bestraft werden, und überdieß soll ihn der ewige Fluch des allmächtigen Gottes treffen, gleichwie Datan und Abiron." [4])

Aus jeder Zeile dieser Bestimmungen leuchtet wohl das hohe Ansehen, in welchem damals die Deutschen standen, heraus. Wir legen nur noch darauf Nachdruck, daß die Deutschen, wie aus Paragraph 27 hervorgeht, bereits in den umliegenden Dörfern Prags Häuser und Besitzungen hatten, und daß sie nach §. 26 in den Besitz ihrer Grundstücke und Güter nicht nur durch Kauf, sondern auch durch Verpfändung und Verleihung von Seiten der Fürsten gelangten. Und wie feierlich wurde ihnen nicht dieser Besitz, wurde ihnen nicht ihr Hausrecht und überhaupt ihre Freiheiten gewahret!

---

1) Tomek Gesch. Prags 189.
2) Rößler I. 190. Wir vermissen die Punkte bei Erben.
3) Die Friedenssteuer.
4) Für unsere nicht bibelfesten Leser diene zur Aufklärung, daß Dathan und Abiram (das ist die eigentliche Lesart) Genossen Korah's und mit diesem Anführer der Verschwörung gegen Moses gewesen sind, weßwegen sie von Gott gestraft und von der Erde verschlungen wurden. (Moses IV. 16.)

Der größte Protektor der Deutschen in Böhmen aber, der eigentliche Städtegründer im Lande, der die deutsche Colonisirung im umfangreichsten Maßstabe trieb und ganze Gaue dem Deutschthum für alle Zeiten überlieferte, ist Přemysl Otakar II. (1253—1278), der Liebling Palacky's, der zweifelsohne auch in anderen Beziehungen der bedeutendste Fürst unter den Přemysliden genannt zu werden verdient. Wir können die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Königs in der in Rede stehenden Frage hier nur andeuten. Die größte Sorge seiner Regierung sei darauf gerichtet, so erklärt er selbst in den Eingangsformeln mehrerer Städteprivilegien, seine Länder mit vielen volkreichen und festen Städten auszuschmücken. Die Gründung der Städte ging auf dem schon angegebenen Wege durch Deutsche nach deutschem Rechte vor sich; sie kommen jetzt mehr unter dem Namen königlicher Städte vor, weil sie unmittelbar unter der Regierung des Königs, beziehungsweise des Unterkämmerers standen. Als neue städtische Ansiedelungen haben wir zu erwähnen: Aussig, Beraun, Brüx, Budweis, Caslau, Chrudim, Hohenmaut, Kaden, Kaurim, Kolin, Kuttenberg, Melnik, Nimburg, Pilsen, Polička, Taus. Die Städte wurden befestigt und hatten sich in ihrem Mauerwerke in der Regel die Befestigungen von Kolin zum Muster zu nehmen. — Der Prager Stadt schenkte der König natürlich seine vollste Aufmerksamkeit. Schon unter König Wenzel war eine sogenannte „Neustadt bei St. Gallus" in dem Prager Burgflecken gegründet worden in der Gegend des jetzigen Obstmarktes, der Rittergasse und des Kohlmarktes.[1]) Der hoch in Ansehen stehende königliche Münzmeister Eberhard, ein Deutscher, hatte für sich und seine deutschen Freunde, die in der stark bevölkerten Altstadt keine Unterkunft mehr finden konnten, die Erlaubniß zur Errichtung dieses neuen Stadttheiles ausgewirkt und zugleich für denselben die Privilegien einer freien königlichen Stadt erlangt. Otakar II. bestättigte nun nicht nur alle die alten Freiheiten und Begnadigungen, die die Deutschen von seinen Vorgängern erhalten hatten, im Allgemeinen,[2]) sondern in einer eigenen Urkunde noch insbesondere das Privilegium der Neustadt zu St. Gallus. Neben der Bestättigung des Wenzeslaischen Freiheitsbriefes erhielten unser Eberhard und seine Freunde von Otakar noch überdieß das Recht, bei St. Gallus Schulen haben zu dürfen — sicherlich, wie wir uns erlauben hinzuzusetzen, zur Wahrung der deutschen Sprache, Sitte und Nationalität.[3]) Aber auch die neu errichtete Stadt bei St. Gallus erwies sich bald als unzureichend für den durch Otakar in jeder Weise unterstützten Andrang deutscher Bürger. Deßwegen gründete er auf der Kleinseite eine neue königliche Stadt, die „Neue Stadt" unter der Prager Burg genannt, und befestigte sie von drei Seiten mit Mauern und Gräben, während sie von der vierten Seite durch das Schloß geschützt wurde (1257). Wohl waren es königliche Gründe, die Otakar den Ansiedlern als freies Eigenthum verkaufte oder verlieh, weßwegen die bisherigen, allda seßhaften, unterthänigen Eingebornen weichen mußten und wahrscheinlich

1) Tomek Gesch. Prags 191.
2) Rößler I. 190. Die Bestättigung fällt ins Jahr 1274.
3) Hammerschmid Prodr. Glor. Prag. p. 160: „Literas pro aedificanda Schola ad S. Gallum, a Rege Przemyslao Ottogaro, Anno 1265 datus, vide de verbo ad verbum in mea Historia de ecclesia S. Galli typis edenda . . . . Hammerschmid scheint also, wie auch Tomek vermuthet, die Urkunde im Original gekannt zu haben. Uns ist ihr Inhalt außer durch die Hammerschmidischen Andeutungen aus den Formeln der Königin Kunigunde bekannt. (Palacky Formelbücher I. 311.) Interessant ist die Urkunde sicherlich wegen der Erwähnung von Schulen, die nicht Stifts-, Kloster- oder Domschulen, sondern eigentliche Stadtschulen gewesen zu sein scheinen und die nach einer Andeutung nicht allein bei Sct. Gallus, sondern auch in andern Städten errichtet worden waren. „Ipsis et ibidem civibus habere scolas concedimus ad sanctum Gallum modo et libertate per omnia, quae in aliis nostris civitatibus haberi communiter consueverunt." Sollte man nicht annehmen dürfen, daß die Deutschen gleich bei ihrer ersten Niederlassung am Poříč eine deutsche Schule gegründet haben?

irgendwo anders Wohnsitze angewiesen bekamen. [1]) — Hand in Hand mit der Städtebegründung ging die deutsche Bauerncolonisation, die Otakar II. wo möglich noch eifriger betrieb als erstere. Die Gränzwälder, die bis jetzt das Land gegen feindliche Einfälle schützen sollten, wurden Preis gegeben und für die Agricultur gewonnen; freundliche Dörfer und blühende Fluren bedeckten rasch die ehemaligen Gegenden der Einöde und Wildniß. So wurden durch den unermüdlichen Fleiß deutscher Bauern unter Otakar, der sie herbeirief, die Kreise von Elbogen, Trautenau und Glatz, so wie das mährische Gesenke, bisher mit undurchdringlichen Wäldern besetzt, in fruchtbare Landschaften umgewandelt. [2]) Zugleich wurden dadurch die genannten Kreise für das Deutschthum selbst erobert, das hier, wie am Böhmerwald und im Egerlande in dichten Massen angesiedelt, rasch das Übergewicht erlangte und in den Saazer und Leitmeritzer Kreise siegreich vordrang. Nimmt man hiezu noch die im Lande oasenartig zerstreuten Städtekolonien mit der Hauptstadt an der Spitze, so haben wir eine Vorstellung gewonnen von der damaligen Ausbreitung des deutschen Volkes in Böhmen. — Das haben denn auch dem großen Premysliden die čechischen Patrioten niemals verzeihen können, daß er das Land durch deutsche Colonisation reich und glücklich machte! Die Chroniſten, die seit alten Zeiten die Chorführer im nationalen Lager gewesen zu sein scheinen, jammern und klagen, übertreiben und — erfinden. Der zweite Fortsetzer des Cosmas, der Zeitgenosse Otakars, verhält sich kurz und bündig und spricht nur von „Vertreibung" der Čechen zu Gunsten der „Fremdlinge". Neplach, der Opatowitzer Mönch aus dem 14. Jahrhunderte, ereifert sich schon bei weitem mehr. Er macht dem König den Vorwurf, er habe die Seinigen „hintangesetzt," er habe sogar angefangen sie zu „verachten" und habe die Fremden ins Land gezogen, er habe den Seinigen, ja auch den Witwen, Waisen und Jungfrauen gewaltsam ihre Güter weggenommen und diese in freigebiger Weise den Ausländern verliehen; viele Beispiele führt hiezu der Chroniſt als Beleg an. Das stärkste aber, was Otakar nach Neplach in nationaler Hinsicht versündigte, war das Versprechen, das er den Thüringern und Meißnern machte, er wolle ihnen nämlich, falls er Sieger bleibe im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg, das Land Böhmen zum ewigen Besitze übergeben, den Laurenziberg aber werde er nach seiner Rückkehr mit dem Blute der Vornehmen roth färben. [3]) Diese Äußerungen Neplachs stimmen mit denen des grimmen Ritters Dalemil überein, der in seiner deutschfeindlichen Chronik über Otakar II. also im poetischen Zorne sich vernehmen läßt: „Hierauf beginnt der König — der Seinen zu achten wenig — den Deutschen gab er — Städte und gute Dörfer — Mit einer Mauer sehr stark — Beschirmt er die Deutschen wohl. — Den Landleuten that er — daran übel gar sehr — Er sandt seine Ritter — Gegen die Witkowice — Und die andern Landsleut — Betrübt er gar sehr — darum die Landsleute [4]) zürnten — .... Rudolf den Römischen — Riefen sie ins Land — Sie sprachen: es ist besser — Und uns ist es viel süßer — Wüst' Erb und Gut zu haben — Als daß mit königlichem Willen — Die Deutschen uns vertreiben — Mit Kindern und Weibern — Rudolf kam gen Österreich — Der König ging und zog — Zu ihm nach der Deutschen Rath — .....

1) Tomek 208. — Der Chroniſt (Cosm. Cont. Pertz SS. IX) erzählt mürrisch: „In principio veris pepulit Bohemos de suburbio et locavit alienigenas". Das „pepulit" ist wohl nicht im strengen Sinne zu nehmen. Es muß angenommen werden, daß allenthalben in den königlichen Burgfleden, in denen freie Städte gegründet wurden, die früheren Bewohner die königlichen Gründe, die sie als unterthänige Leute bebauten, verlassen mußten. Die neuen Besitzer erwarben dieselben als freies Eigenthum meist durch Kauf; seltener kommt die Schenkung oder Pfandnahme vor.

2) Neplach bei Pez II. 1034.

3) Dobner Mon. Tom IV. p. 115 bei Pez Tom II. p. 1034.

4) Eigentlich die „Herren" páni nach dem Čechischen.

Er wollt die Deutschen mehren — Mit Reichthum und mit Ehren — In seinem Land sehr gern — Gott im Himmel oben — Geb ihm darum ewigen Lohn — Mit seiner himmlischen Kron — In obersten Thron — Wo er selber sitzet schon! — Doch daß er wollt seine Zung schelden — Das mußt er entgelten — Obwohl er mit dieser zur Stunden — Seine Feind' hätt' überwunden. — . . . . . Da sprach der König zart: — Wenn ich komm von der Heerfahrt — Ich thue den Böhmen Leid — Und eine große Verdrossenheit — Ich will den Petrich (Laurenziberg) — Mit Purpur bedecken gleich — Und auf der Brücke zu Prag — Keinen Böhmen man sehen mag. — Er wollt' recht nicht leben — Darnach sah man ihn streben — Daß er dieselbe Red — Ganz öffentlich that. — . . . . . Des Morgens wie ein Morgenstern — Ging er gen Rudolf — Mit den Deutschen zu Streit allda — Da verschied er leider. — Die Deutschen ihre Kleider — Vor Leid mochten reißen — Und ihre Zunge beißen — Auch von den Augen Zähren floßen — Und über die Wang' Wasser goßen — Weil er war der Deutschen Ehre — Darum ihn Gott sein Leben mehre — Oben hoch in den Landen! — Dermalen wird er zu Schanden — Die Deutschen alle mitsammen — Wünschen ihm dieß und sprechen: Amen." [1])

Hajek aber, der čechische Lügenchronist aus dem XVI. Jahrhunderte, fahrizirt sich, wie er auf die Gründung der Neustadt auf der Kleinseite im Jahre 1257 zu sprechen kommt, sogleich ein nettes Geschichtlein, das wir unseren Leser in Kürze doch mittheilen wollen. Die Čechen nämlich, fabulirt Hajek, sind empört, als sie Otakars Schritte zu Gunsten der Deutschen sehen, sie halten stürmische Zusammenkünfte im Rathhause der größeren Stadt Prag, ziehen in Haufen auf den Wyschehrad und wählen in der Person des Herrn Howorka eine Deputation, die beim Könige dringende Beschwerde führen solle. Howorka, der Sohn des Weleslai von Aujezd, tritt nun kühn vor den König und spricht im Namen seiner Wähler folgender Maßen: „Gnädiger König und Herr, Deiner Gnaden Böhmen und Unterthanen haben mir vor Deiner Gnaden ihre Nothdurft zu vermelden befohlen, als nämlich in diesem! Sie bitten Deine Gnade, als ihren König und Herrn, Du wolleſt doch von ihnen Deine Gunst, als Deinen Unterthanen und getreuen Böhmen nicht wenden und die Deutschen in dieses Land nicht locken, dafern Du nicht in eine Ungelegenheit gerathen, sondern in diesem Königreiche lange regieren wolleſt!" Da jedoch Otakar diese Rede des Howorka nicht günstig aufnahm, sondern geradezu erklärte, er werde als König handeln, wie es ihm gefällig sei, nicht aber wie es Herr Howorka und seine Genossen wünschen, und er, der König wolle, daß in seinem Lande sowohl Deutsche als Čechen wohnen, da erzürnte seinerseits höchlich der Deputirte und sprach das letzte Wort: „So sollst Du weder Deutsche noch Čechen haben!" Was dieser wenigen Worte — die Moral der Fabel — Sinn bedeute, erzählt der Schluß. Denn, als die Čechen von dem mißglückten Erfolge der Audienz hörten, erhoben sie alsbald einen großen Aufruhr und zwar erstlich zu Prag und nachmals auf dem Lande. [2]) —

Es seien der Beispiele genug. Nur das mag noch bemerkt werden, daß die Ansicht, es habe zu dem tragischen Ende Premysl Otakar's II. wesentlich seine Bevorzugung der deutschen Nation beigetragen, in der böhmischen Historiographie immer und immer wieder auftaucht, und daß selbst Unbefangenere, wie Pelzel oder

1) Nach der mittelhochdeutschen Bearbeitung der Dalemilischen Chronik, herausgegeben von V. Hanka (48. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart S. 202 flg.) Diese Bearbeitung weicht vom čechischen Original nicht wesentlich ab; sie verdiente eine Bearbeitung in sprachlicher Hinsicht, wobei man aber jedenfalls das in der Bibliothek des Prager Domkapitels sich befindliche Manuskript zu Rathe ziehen müßte, da der Hanka'sche Text alle Spuren der Flüchtigkeit an sich trägt.

2) Nach Sandels Übersetzung S. 431.

Voigt, diese irrthümliche Meinung aussprachen.[1]) Etwas Wahres ist an der Sache, nur hängt dieses mit der Nationalitätenfrage als solcher gar nicht zusammen. Der Adel Böhmens nämlich, der den König aufs Gründlichste haßte, beförderte allerdings dessen Unglück; allerdings trug zur Erbitterung des Adels die Herbeiziehung der Deutschen nicht wenig bei: aber nicht weil sie Deutsche waren, sondern weil sie die Begründer eines neuen berechtigten Standes wurden, weil sie das freie Bürgerthum einführten, auf dessen wohlbegründete Macht und Bundesgenossenschaft sich die Könige im Kampfe gegen den feudalen Adel zuversichtlich verlassen konnten. Gehen wir auf diese Angelegenheit ein wenig näher ein, so werden wir zugleich Gelegenheit finden, die von uns bis jetzt noch wenig berührte Frage zu erörtern, welche Motive nämlich die Premysliden vorzüglich drängten, die Verbreitung der deutschen Nation im Lande in so ausgiebiger Weise zu betreiben.

Der nervus rerum spielt denn auch hier zunächst seine allgemein anerkannt wichtige Rolle. Die Einkünfte der böhmischen Landesfürsten waren in der älteren Zeit keine absonderlich großen; von dem trotzigen Adel und der armen Landbevölkerung konnten auch für allgemeine Zwecke nur spärliche Geldsummen eingetrieben werden, und die Herzoge sahen sich zumeist auf den Ertrag der anfangs allerdings bedeutenden, aber wenig verwertheten Krongüter angewiesen. Wie ganz anders aber gestaltete sich die Finanzlage des Reiches durch die Einwanderung der deutschen Bürger und Bauern! Jede neugegründete Stadt wurde eine wahre Goldgrube für den Staatssäckel. Schon der Ankauf des Grund und Bodens warf dem Fürsten ein hübsches Sümmchen ab; dann erkaufte sich der Bürger gerne um baares Geld die vollständige Selbstverwaltung, die eigene Handhabung der Gerichtsbarkeit „auch wo es an Hals und Hand ging;" er steuerte gerne bei um sich gute, unveränderte Münze zu sichern, wie dem Landesherrn die Mittel zu gewähren, die Straßen zu schirmen und die Räuberei zu wehren. Wie einträglich wurde nicht der Handel der rührigen Kaufleute selbst für den Landesfürsten, abgesehen davon, daß die für die Bequemlichkeit des Herzoges und dessen Hofhaltung früher aus weiter Ferne geholten Artikel nun in unmittelbarer Nähe zu kaufen waren oder auch als Geschenk der reichen Kaufherrn an den Hof gelangten. Zoll und Schoß füllten die Schatzkammer in einem bis dahin ungekannten Maße. Man erinnere sich weiter nur an die von Deutschen in Betrieb gesetzten Bergwerke auf edle Metalle, deren glänzende Ausbeute den böhmischen Regenten bald auch im Auslande den Ruf der reichsten Fürsten verlieh. — Wohl eben so große finanzielle Vortheile, wie der Bürgerstand, gewährten dem Landesherrn die deutschen Bauernansiedelungen. Die großen Gränzwälder wurden parzellirt, an Unternehmer verkauft, und somit augenblicklich eine baare Summe Geldes gewonnen, so wie auch durch die festgestellten Abgaben für die Dauer ein bestimmtes jährliches Einkommen angebahnt. Die Hube Landes verkaufte man in der Regel zu 10 Mark, wobei man lange Zahlungstermine bewilligte; nach Ablauf der zugestandenen Freijahre mußte an königlichen Kammerzinsen eine Mark jährlich für die Hube entrichtet werden.

Zu den finanziellen traten gewichtige politische Gründe. In Böhmen hatte seit Alters der Landesfürst einen harten Stand gegenüber dem einheimischen Adel und dessen selbstsüchtigen Bestrebungen. Boriwoj I. (871—894), der erste Premyslide, von dem wir einige zuverlässige Nachrichten besitzen, wird uns als bloßer Graf von Prag und dessen Umgebung bezeichnet; andere Grafen herrschten unabhängig von ihm in einzelnen Theilen des Landes. Erst seinem Sohne Spytihnew I.

---

1) Pelzel: Geschichte d. Deutschen in Böhmen S. 372. „Er mußte aber, von seinen Unterthanen verlassen, dem Schwerte Rudolphs unterliegen! Dies zur ewigen Warnung für Könige, die ihre ersten Unterthanen unterdrücken wollen." Voigt. Abh. über den Geist der Gesetzgebung i. B. S. 106—107 mit ähnlichen Worten.

(895—912) gelang es über die übrigen Theilfürsten eine gewisse Oberherrschaft zu erringen, die von diesen freilich mit Widerwillen anerkannt wurde. Nur mühsam können sich die folgenden Herzoge in ihrer Souverainität gegen die trotzige Macht der unterworfenen alten Adelsgeschlechter erhalten, sie sehen sich angewiesen, um Hilfe nach auswärts zu blicken und finden zunächst Schutz und Schirm in der Allgewalt des deutschen Kaisers, dem gegenüber sie das von Karl dem Großen begründete Abhängigkeitsverhältniß freiwillig anerkennen. Dieser durch die Pflicht der Selbsterhaltung gebotene Schritt der Landesfürsten erregte den gegen sie gerichteten Haß des einheimischen, damals noch nationalen Adels von Neuem und steigerte dessen Erbitterung um so mehr. Schon Wenzel, der Heilige (928 — 935), der mit Heinrich dem Vogelsteller innig befreundet war und von diesem deutschen Könige in seiner Herrschaft befestigt wurde, fiel als Opfer einer national heidnischen Verschwörung. Boleslaw I. (936—967), sein Bruder, der durch Blutschuld den Thron sich erworben hatte, erfüllte jedoch nicht die Hoffnungen, die der Adel, der ihn für ein gefügiges Werkzeug hielt, auf ihn gesetzt hatte. Nachdem er im langen Kampfe mit Kaiser Otto I. zur Erkenntniß gelangt war, daß er nur durch engen Anschluß an Deutschland seine eigene Existenz zu sichern vermöge, schließt er feste Bundesgenossenschaft mit dem Reiche und neigt sich wie sein Bruder ganz und gar zum Christenthume. Aber auch nur durch diese Schwenkung in seiner Politik gelang es ihm, die immer gefährlicher drohende Macht des Adels für lange Zeit zu brechen. Die Sage knüpft die Demüthigung der stolzen Geschlechter an den Ort des schändlichen Brudermordes. Aber sie erhoben sich bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder, und unter Allen ragen an Macht und Widerspänstigkeit die Familien der Slawnike und Wršowece hervor. Diese bildeten die Führer der nationalen Partei zugleich, die mit aller Gewalt gegen deutschen Einfluß und noch mehr gegen deutsche Colonisation sich sträubten und in diesen ihren Bestrebungen sich nicht bedachten, das Ausland gegen den Landesfürsten um Hilfe anzuflehen. Wider Boleslaw II. (967—999) traten die Söhne Slawniks, auch Adalbert der Heilige nicht ausgenommen, in die heftigste Opposition und Sobèbor, der älteste, schloß mit dem Polenfürsten landesverrätherische Freundschaft. Nur in der größten Gereiztheit und dem erregtesten Zorne konnte der gutmüthige Přemyslide den Befehl geben zur Vertilgung des feindlichen Geschlechtes, die herbeigeführt wurde im gräßlichen Blutbade auf der Burg Libitz. (995) Die Ausrottung der einen Familie schreckte jedoch die andere von der Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen den Herzog nicht ab. Den grausamen Boleslaw III. (999 — 1002) zu stürzen, conspirirten am eifrigsten die mächtigen Wršowece, die zur Verfolgung ihrer Pläne sich wie die Slawnike an Polen wandten und diese 1002 ins Land riefen. Es mußte dieses Mal der deutsche Kaiser zu Gunsten der Přemysliden einschreiten; Heinrich II. führte die vertriebenen Ulrich (1012—1037) und Jaromir (1004—1012) in ihr Vaterland und auf den Thron ihres Geschlechtes zurück. Aber Jaromir's tragischer Lebenslauf bis zu seinem jammervollen Tode ist nichts anderes als eine Reihe zusammenhängender Racheakte der Wršowece, die den Kampf mit den Přemysliden auf Leben und Tod eröffnet hatten. Auch der talentvolle Bretislaw I. (1037—1055) mußte die doppelte Erfahrung machen, daß kein Verlaß auf den einheimischen Adel sei, und daß er nur durch die Gunst des deutschen Kaisers sich in der Herrschaft erhalten könne. Nach den Altaicher Annalen war es nicht Bischof Severus allein, der 1046 von Heinrich III. abfiel, sondern viele der Großen und Vornehmen dachten an Verrath, dem der Herzog nur durch den raschen Friedensschluß mit dem Kaiser rechtzeitig zuvorkam. Bretislaws Sohn, der uns bekannte Heißsporn und Deutschenfeind Spytihněw II. (1055—1061) scheint der rechte Mann des nationalen Adels gewesen zu sein. Weniger sein Bruder und Nachfolger Wratislaw II. (1061 — 1092), der die Deutschen in der oben angeführten Weise begünstigte.

Welche Stellung der Adel gegen diesen um das Land so hochverdienten Monarchen einnahm, entnehmen wir deutlich aus einer Erzählung des Cosmas. Nach dem Tode des Bischofs Severus (1067) handelte es sich um die Wahl eines Nachfolgers. Wratislaw war für Lanzo, einen Sachsen, den bisherigen Probst von Leitmeritz. Als er ihn aber in einer Art von Volksversammlung bei Dobenin im Königgrätzer Kreise feierlich einsetzen wollte, da hielt sich Kojata Wšeborowic nicht länger mehr zurück und verrieth seine und seiner Partei geheimsten Wünsche in folgender an den Herzog gerichteten Rede: „Nein, nimmermehr werde ich zu solcher Wahl meine Zustimmung geben. Wie weise hat nicht Dein Bruder gehandelt, der Herzog Spitihněw gesegneten Andenkens, als er an einem Tage alle Deutschen aus dem Lande jagte! Für wen hältst Du Dich, daß Du Dir die Macht anmaßest, diesem hungrigen Fremdlinge Ring und Stab zu geben? So wahr Kojata Wšebors Sohn lebt, sollst Du und Dein Bischof meiner Rache nicht entgehen!" Der Herzog gab nach, da Alle im Kreise murrten und mit den Waffen drohten. Am Schlusse seines Lebens sehen wir Wratislaw im Kampfe gegen seinen Sohn Bretislaw (1092 — 1100), den ein großer Theil des ewig mißvergnügten Adels unterstützte. Nachdem Bretislaw II. nach Konrad (1092) den Herzogsstuhl bestiegen hatte, begannen die Wršowece in Verbindung mit Polen ihr treuloses Spiel von Neuem. Als sie verbannt wurden, schickten sie einen Meuchelmörder aus, dem der Herzog im Bürglitzer Walde als Opfer fiel (1100). Aber acht Jahre darauf erreichte auch die Verräther die unausbleibliche Nemesis. 1108 wiederholte sich das Jahr 995 im Blutbade der Wršowece; gegen Herzog Swatopluk (1107—1109), der das Zeichen zum allgemeinen Morde gab, hatten die Unglücklichen abermals hochverrätherische Verbindungen angeknüpft. Dudik, [1]) der mährische Landeshistoriograph, macht bei dieser Katastrophe folgende ganz richtige Bemerkung: „Wir sind sogar der Ansicht, daß Swatopluk durch die Ausrottung der Wršowece selbst dem Lande, dessen Herzog er sich nannte, eine große Wohlthat erwies. Es ist allerdings wahr, daß die Wršowece den nach Böhmen sich drängenden Deutschen stets kräftigen Widerstand leisteten; wir nannten sie deßwegen bei verschiedener Gelegenheit die nationale Partei; es war dieß ihr Verdienst; aber dieß Verdienst wird zunächst verkümmert durch die Sucht, den aus der Abwehrung des fremden Einflusses dem Lande erwachsenen Vortheil nur für sich auszubeuten. Sie suchten eine fremde Tyrannei von ihren Bauern fern zu halten, um eben diese Bauern desto fester mit der eigenen zu ketten. Sie waren, um kurz zu sein, die Feudalherren, welche sich der wichtigsten Landesämter zu bemächtigen wußten, und sich nur dort wohl fühlten, wo das Volk Sklave und der Regent ein willenloses Werkzeug war." — Dem nationalen Adel war so ein zweiter Hauptschlag beigebracht worden; aber der inzwischen aus den Zupanen (Gaugrafen) gebildete Beamtenadel trat mit nicht minder gefährlicheren Plänen gegen das Herzogthum auf. Die Nachfolger Swatopluks, der auf Veranlassung eines entronnenen Wršowec getödtet worden sein soll, Wladislaw I. (1109—1117), (1120—1125) und Sobeslaw I. (1125—1140) konnten sich nur durch den Schutz des deutschen Kaisers gegen die Umtriebe der immer mächtiger ihr Haupt erhebenden Gaugrafen erhalten. Im Jahre 1130 entdeckte Sobeslaw eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung; er ließ die Spitzen derselben, zwei Brüder aus mächtigem Geschlechte, am Wyschehrad hinrichten. Als er 1140 in der Gränzburg Arnau erkrankte, kamen die Großen des Reiches zusammen und beriethen sich in geheimen und öffentlichen Versammlungen über die Nachfolgeschaft im Reiche, obwohl sie zwei Jahre vorher am Landtage zu Sadska bereits den ältesten Sohn des regierenden Fürsten gewählt hatten. Was diese Herren des neuen Beamtenadels anstrebten, das faßte in der Versammlung am

1) Mährens Allgem. Gesch. II. 548.

Wyschehrad Načerat in folgenden Worten zusammen: „Sie wollen einen Fürsten haben, der sich mehr nach ihrem Willen richten solle, als sie nach dem seinigen.“ Und nach ihrem Beschlusse folgte nicht der schon gewählte Sohn Soběslaws I., sondern sein Neffe Wladislaw II. (1140—1173). Da aber dieser nicht, wie der Adel voraussetzte, ein bloßer Puppenkönig sein wollte, umspann ihn von allen Seiten Verrath; Načerat stand abermals an der Spitze der Verschwörung, die wenig Getreuen verließen den König in der Schlacht bei Wysoka. Ist es also zu wundern, daß auch dieser Fürst innig an die deutschen Kaiser Konrad III. und Friedrich Barbarossa sich anschloß, um seinen Thron zu behaupten? Soběslaw II. (1173—1178), den der Adel wegen seiner Liebe zu den niederen Ständen spöttisch „den Bauernfürsten“ nannte, wurde entthront und mußte nach blutigen Kämpfen im Auslande sterben. (1180.) Auch der vom Adel an seine Stelle gesetzte Friedrich wurde von demselben Adel zweimal gestürzt; beide Male intervenirte Barbarossa. Nach ihm begannen erst recht die Thronumwälzungen, die der Adel mit Freude hervorrief. Endlich gelang es Přemysl Otakar I. von 1197 an bis 1230 wieder eine festere Herrschaft herzustellen, nachdem er einen gefährlichen Županenaufstand niedergeschlagen hatte.

Bis auf Břetislaws I. Zeiten herrschte in Böhmen in Bezug auf die Thronfolge keine festgesetzte Ordnung; genannter Fürst erließ das Senioratserbfolgegesetz, das jedoch nicht zur vollkommenen Durchführung kam und dem Adel gerade so wie die frühere Unordnung Gelegenheit genug gewährte, seine Sonderinteressen zu cultiviren und das Ziel einer aristokratischen Regierung in der Form eines Wahlreiches mit einem schwachen Fürsten an der Spitze zu verfolgen. Vergeblich bemühten sich Soběslaw I. und Wladislaw II. ihren Söhnen den Thron zu vererben, erst Přemysl Otakar I. konnte mit Hilfe des Kaisers es durchsetzen, daß man seinen Sohn als Nachfolger noch bei seinen Lebzeiten anerkannte; nur die Děpoltitzen murrten dagegen und wanderten, da ihr Widerstand nichts nützte, aus. Seitdem die Nachfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in Übung kam (1216), gehen des Adels Bestrebungen vorzüglich dahin, die sich weit ausdehnenden Krongüter an sich zu reißen und in den ausschließlichen Besitz der hohen Landesämter zu gelangen: daher hat unter Wenzel I. und Přemysl Otakar II. das Königthum erneute Kämpfe gegen die begehrliche Aristokratie zu führen. Gegen Otakar II. erhoben sich die Junker wie ein Mann, da ja gerade er die Landeshoheit und das monarchische Princip zur Geltung zu bringen suchte. Er zerstörte 1265 die gefährlichen Burgen und Raubnester des Adels, und eine Zeit lang verhalten sich die gedemüthigten Geschlechter ruhig, bis gegen Ende der Regierung des großen Königs die dumpfe Gährung in helle Flammen ausbricht und Fürst und Großstaat verzehrt. [1])

Wir kommen zum Schlusse. Der ewige, blutige Hader zwischen Monarchen und Adel mußte den kurzsichtigsten Herzog zur Überzeugung bringen, daß seine Machtstellung nur durch die Creirung eines kräftigen Bundesgenossen im Lande selbst gesichert werden könne. Die Hilfe des deutschen Kaisers immer und immer wieder in Anspruch zu nehmen, ließ sich mit dem Streben nach äußerer Unabhängigkeit nicht gut vereinigen, und nur ungerne griffen die kräftigeren Přemysliden zu diesem Mittel, das sie vor innerer Knechtschaft bewahrte. Gab es aber nicht etwa im einheimischen Volke selbst Elemente, aus dem ein, dem Adel im Kampfe gewachsener Stand sich hätte entwickeln können? Die Přemysliden verneinten diese Frage. Das sogenannte Volk war arm, unfrei, zudem vom Adel selbst abhängig und von die-

1) O. Lorenz hat in seiner „deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhunderte“ die Stellung Otakars II. zum Adel eingehend behandelt, wie denn dieser ausgezeichnete Gelehrte die bis jetzt geltenden Palackyschen Anschauungen über Otakar II. durch das genannte Werk gründlich erschüttert hat.

sem gezwungen, seine Sklaverei zu vertheidigen. Die Heranbildung desselben zu einem politischen Faktor nahm bei den günstigsten Verhältnissen eine allzulange Zeit in Anspruch, auf die die Premysliden nicht warten konnten. Daher nahmen diese ihre Zuflucht zur deutschen Colonisation, die sich ja noch aus andern Gründen dringend empfahl und sich sehr bald auch als glückliche politische Maßregel bewährte. Vielleicht mochte König Wratislaw II., der zuerst das deutsche Bürgerthum einführte, im Kampfe Heinrichs IV. gegen den nationalen Adel die Bedeutung des Städtewesens erkannt haben; vielleicht mochte dieser einsichtsvolle König, der gegen seine Junker dieselbe Stellung einnahm, wie der Kaiser gegen die Herzoge, zur Poříčer Ansiedlung gerade durch die Bemerkung angeregt worden sein, daß Heinrich IV. in seinem langen Kampfe die treuesten Bundesgenossen in dem deutschen Bürgerthume fand! Gewiß ist, daß dieses, als es einmal festen Fuß in Böhmen gefaßt hatte, auch hier wie allerwärts Front machte gegen den feudalen Adel und somit der willkommene Kampfgenosse des Königs wurde. Gewiß ist, daß dieß die späteren Premysliden gar bald zu schätzen wußten, und deßwegen die Colonisation immer eifriger betrieben. Das Geld der deutschen Kaufherren gewährte die Mittel zum Kriegführen, die mit Wall und Graben befestigten Städte boten dem König günstigere, militärische Bollwerke, als dem Adel seine Burgen, und die deutschen Bürger und Bauern verstanden es wohl auch, die Waffen zu führen, namentlich, wenn es galt, die mit der königlichen Macht in inniger Verbindung stehende eigene Freiheit zu vertheidigen. Im Frieden aber untergruben die nach immer größerer Autonomie strebenden Deutschen die Grafschaftsverfassung des Landes, die bis jetzt die Grundlage der Macht des feudalen Adels gebildet hatte.

So hatten die Deutschen neben ihrem culturhistorischen noch einen politischen Beruf, und dem einen wie dem andern blieben sie treu durch alle Zeiten, so oft sie auch von ihrem früheren Bundesgenossen verlassen wurden. Die Deutschböhmen vernachlässigten nie Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Künste; sie traten aber auch, so oft sie in der Lage waren, dem Adel, falls dieser den feudalen Standpunkt einnahm, entgegen, im dreizehnten Jahrhunderte so gut, wie im neunzehnten. Es liegt Consequenz darinnen, daß die Nachfolger der Städtebegründer des Landes in dem noch nicht zu Ende gefochtenem Kampfe des freien Bürgerthums gegen die Reste des Feudalismus den freiheitlichen Standpunkt, den sie schon zu Zeiten der Premysliden eingenommen, zu wahren verstanden haben!

Die Herren von Rosenberg als Förderer der Künste.

Von Bernhard Grueber.

Im südlichen Böhmen treten Malerei und Architektur unter Verhältnissen auf, welche sich wesentlich von denen des mittlern Landes unterscheiden und bald erkennen lassen, daß einst hier andere Kräfte wirkten und ein anderer Einfluß maßgebend war als der vom Landesregenten und von der Hauptstadt ausgehende. Von Prag aus nur wenige Meilen dem Laufe der Moldau entgegenwandernd gewahrt man bald einzelne Kirchen mit crenelirten Thürmen und gemauerten Helmen, wie man sie im innern Böhmen vergebens suchen würde und die man anfänglich als zufällige Bildungsformen betrachtet, bis ein weiteres Fortschreiten gegen den Böhmerwald hin alle Eigenthümlichkeiten einer selbstständig wirkenden Bauschule erkennen läßt. Als Bauwerke von solch entschiedener Prägung fallen zuerst auf die Kirchen von Seltschan und Miltschin durch einfach kräftige Formen, ungewöhnlich

weit vortretende Strebepfeiler und burgartige Thürme; beide Gotteshäuser wurden gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1282—1290) wahrscheinlich von einem und demselben Baumeister erbaut. An den Portalen, den Schlußsteinen der Gewölbe und wo sich sonst ein geeigneter Ort ergibt, sieht man eine fünfblättrige Rose ausgemeißelt, ein Abzeichen, welches der Wanderer von nun an immer häufiger erblickt und das ihn über das Waldgebirge bis hinab an die Ufer der Donau begleitet: es ist das Wappen der Herren von Rosenberg, das stolzeste Banner, welches je über böhmischer Erde geweht. Dieses reiche und übermächtige Dynastengeschlecht verdunkelte durch seinen Glanz häufig die Landesfürsten, verstand aber auch seine hohe Stellung in würdevoller Weise zu gebrauchen und alle Regentenpflichten zu üben. Unter allen Adelsfamilien Böhmens zeichneten sich die Rosenberge durch Kunstliebe aus, sie waren es, welche das große gegen Süden vorspringende Dreieck des Landes cultivirten und die späterhin selbst mit dem glorreichen Kaiser Karl IV. in Bezug auf Kunstthätigkeit wetteiferten.

Das erste große Bauwerk, mit welchem die Rosenberger Herren auftreten, ist das prachtvolle Cistercienserstift Hohenfurt, im Jahre 1259 durch Wok Rosenberg und seine Gemalin Hedwig, eine geborne Gräfin von Schaumburg, gegründet. Die vollständig erhaltene Klosterkirche zeichnet sich durch eine eben so reiche als originelle Choranlage und viele romanische Reminiscenzen aus; auch der Kapitelsaal und der Kreuzgang, obwohl letzterer theilweise überbaut, verdienen als großartige Anlagen aufgezählt zu werden. Ziemlich gleichzeitig mit diesen Stiftsgebäuden dürften die drei Rosenbergschen Schlösser, Rosenberg, Krumau und Wittingau aufgeführt worden sein, deren älteste Theile (soweit sie sich noch erkennen lassen) auffallend mit der in Ruinen liegenden Schaumburg, dem Stammhause der Gräfin Hedwig, übereinstimmen. [1]) Aus derselben Zeit, als diese fürstlich ausgestatteten Schlösser erbaut wurden, schreiben sich auch die Anlagen der Hauptkirchen zu Krumau, Ober-Haid, Markt-Hohenfurt, Wittingau, Sobieslau und manche andere; es herrschte damals auf den ausgedehnten Besitzungen des Rosenbergschen Hauses eine solche Bauthätigkeit, daß nachweisbar immer zehn bis zwölf Kirchenbauten gleichzeitig in Angriff genommen waren.

Der architektonische Charakter, welchen die meisten dieser Bauwerke einhalten, scheint sich aus dem Donauthale herüber verpflanzt zu haben: aus Kloster Wilhering bei Linz, woher Wok Rosenberg [2]) die ersten Ordensmänner für seine neue Stiftung Hohenfurt berief, kam wahrscheinlich auch der Baumeister der Conventsgebäude, ohne Zweifel ein Cistercienermönch, der den in seinem Stammkloster herrschenden Geschmack weiter verbreitete. Nebenbei muß hier bemerkt werden, daß nicht allein die kirchliche Architektur der besprochenen Gegend süddeutsches Gepräge trägt, sondern daß die Wohn- und Wirthschaftsgebäude seit ältester Zeit nach Art der tirolischen und steirischen Häuser konstruirt und eingerichtet sind, wie man denn heute noch, obgleich die geschmack- und charakterlose neue Bauweise in den letzten Jahrzehnten gewaltig aufgeräumt hat, viele sauber gezimmerte Holzhäuser mit weitvorspringenden flachen Dächern, auf denen die Schindel durch große Steine festgehalten werden, erblickt. Ein näheres Eingehen auf die vielen in dem Dreiecke „Neu Reichenau — Hohenfurt — Neumarkt" vorkommenden Anklänge an deutsche Hauseinrichtung wäre eine Abweichung von dem gesteckten Ziele, weshalb wir uns der monumentalen Kunst wieder zuwenden und auf eine Eigenthümlichkeit auf-

1) Das Schloß Schaumburg oder Schauenburg, der uralte Stammsitz der gleichnamigen Grafen, liegt in Oberösterreich unweit Aschach, eine kleine Stunde von der Donau entfernt. Die Ruinen sind noch immer sehr bedeutend und die alte Anlage überall erkennbar. Die Rosenberge selbst waren auch in Österreich und Steiermark begütert.

2) Wok wird in alten Urkunden weder Graf noch Fürst, sondern „nobilis vir Wocco de Rosenberg, Marsalkus regni Boemie etc. genannt: er war im Jahre 1256 Landeshauptmann in Österreich ob der Enns und auch Landeshauptmann in Steiermark.

merksam machen, welche dem individuellen Geschmack irgend eines Rosenbergers zuzuschreiben sein mag.

Es finden sich nämlich in dem Gebiete dieser Dynasten und in den von hier aus beeinflußten Bezirken eine solche Menge zweischiffiger Kirchen (bei denen eine einzige Säulenreihe in der Mitte des Hauptaltares liegt), daß man eine besondere Absicht bei diesen Anlagen voraussetzen darf. Derartige Kirchen finden sich in Wittingau, Kaplitz, Sobieslau, Gojau, Blatna, Bechin (hier sogar zwei) und andern Orten. Sie entstammen verschiedenen Zeiten, und es ist diese keineswegs empfehlenswerthe Anordnung vom dreizehnten bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts festgehalten worden, schwerlich aus einem andern Grunde, als weil die Herren von Rosenberg jener Unabhängigkeit vom Herrscherhause, welche sie in ihrer Politik von je anstrebten, auch in den von ihnen geförderten künstlerischen Unternehmungen Ausdruck zu geben suchten.

So anerkennenswerth die Verdienste des Rosenbergschen Hauses um Architektur sind, werden sie vielleicht überboten durch eine sehr großartige Förderung der Malerkunst, in welchem Fache Staunenswerthes geleistet wurde. Diese Thätigkeit gehört ausschließlich dem vierzehnten Jahrhundert an.

Gemälde aus diesem Jahrhundert, Tafelbilder insbesondere, rechnet man in Deutschland zu den Seltenheiten, ja selbst in Italien wurde damals die Tafelmalerei nur ausnahmsweise betrieben. Neben der in Prag durch Kaiser Karl ins Leben gerufenen Malerschule blühten die von Köln und Straßburg, dann die fränkische mit dem Mittelpunkt Nürnberg: die letztere gelangte erst gegen Ende des Jahrhunderts zu höherer Bedeutung, dagegen scheint sich die von Elsaß ausgehende Richtung schon früher gehoben und über Süddeutschland verbreitet zu haben. Beweis dessen sind das Auftreten des Nikolaus Wurmser (von Straßburg) in Böhmen um 1350, dann einige Temperatafeln im Nationalmuseum in München, welche als offenbare Mittelglieder zwischen der rheinischen und böhmischen Schule anzusehen sind und deren Fundorte nach dem Elsaß hinweisen.

Abgesehen von Karlstein findet sich in keinem Lande diesseits der Alpen eine so große Anzahl von Tafelbildern, als auf dem alten Besitzthum der Rosenberge; manche von diesen Gemälden gehören der durch Kaiser Karl berufenen Kunstschule an, andere aber behaupten einen von dieser unabhängigen Charakter und rühren von Künstlern her, welche, soweit die bisherigen Untersuchungen darthun, nur für die Herren von Rosenberg gearbeitet haben, also deren Hofmaler waren.

Am reichsten mit Werken dieser Art ausgestattet ist die Bildergallerie des Stiftes Hohenfurt, welche mit Hinzurechnung eines in der Stiftskirche befindlichen Madonnabildes zwölf Tafeln besitzt. Neun derselben gehören zusammen, sie bildeten ehemals einen Altarschrein und stellen die Hauptmomente des neuen Testamentes dar, nämlich: Verkündigung, Geburt, Anbetung der Könige, Ölberg, Kreuzigung, Grablegung, Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des Geistes. Die Ehre zuerst auf die kunstgeschichtliche Wichtigkeit dieser Malereien aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem Historienmaler Hellich, worauf Ferdinand Mikowec die Hohenfurter Sammlung in einer 1858 erschienenen Monographie des Stiftes besprach und die Ansicht aufstellte, die Bilder seien altböhmischen Ursprunges und bereits zur Zeit der Klosterstiftung, 1259, in der Kirche aufgestellt worden. [1]) Etwas später veröffentlichte auch E. Wocel in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission einen Bericht, worin dieser Bilder mit einigen Worten gedacht wird: die Ausdrucksweise ist vorsichtig und ein Urtheil nicht ausgesprochen. [2]) Das

1) Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, von Ferd. Mikowec VI. Heft, S. 97. — Mikowec will in dem Meister der Hohenfurter Tafeln den Lehrer des Miniaturmalers Zbyšek von Trotina erkennen, und glaubt mithin, daß sie in Prag gefertigt worden seien. Daß sich noch mehrere solche Werke in der Nähe befinden, war damals unbekannt.

2) Mittheilungen der k. k. Centralkommission, Jahrgang 1858, S. 175.

hohe Alter, welches Mikowec den Tafeln beilegt, will er zunächst daher ableiten, daß auf einem der Gemälde das Bildniß eines Herrn von Rosenberg, bezeichnet durch das zu seinen Füßen liegende Rosenwappen, angebracht ist; in dieser Figur die ein Kirchenmodell in der Hand hält, glaubt er den Stifter Wok zu erkennen.

Nach sorgfältiger Prüfung dieser Kunstwerke sehe ich mich genöthigt, ihre Entstehungszeit bedeutend herabzurücken und sie mit Bestimmtheit als zwischen 1380 bis 1400 gefertigte Arbeiten zu bezeichnen. Die häufig vorkommenden ornamentistischen Details, geschweifte Dreipässe wie Fig. 1 und gewundene Laubwerke, wie Fig. 2 und 3, sind untrügliche Zeichen des nahenden fünfzehnten Jahrhunderts, auch verrathen die Kompositionen selbst und die angebrachten landschafterischen Ausstattungen mancherlei Fortschritte im Vergleich zu den unter Karl IV. ausgeführten Werken. Die erwähnte Portraitfigur mit dem Kirchenmodell setzt, falls hier Wok dargestellt sein sollte, keineswegs voraus, daß sie nach dem Leben gemalt sei, sondern soll nur an den Stifter erinnern: übrigens nannten und unterzeichneten sich alle Mitglieder des Hauses Rosenberg von Wok an bis auf Peter den Letzten, mit welchem das berühmte Geschlecht 1611 ausstarb, „Stifter von Hohenfurt."

Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Urkundliches über die Schenkung der in Rede stehenden Bilder ist nicht vorhanden, doch stimmen die Klostersagen mit dem künstlerischen Charakter dahin überein, daß Heinrich V. von Rosenberg, ein großer Wohlthäter des Stiftes, welcher von 1389 bis zu seinem Tode 1412 dessen Schirmherr war, den Altarschrein habe anfertigen und aufstellen lassen. Die Kompositionen sind figurenreich und zeigen hie und da sehr erfreuliche Belebtheit, doch sind die Bilder nicht von gleichem Werthe, sondern es hat ein Schüler mitgearbeitet: die Hintergründe sind vergoldet, doch ragen blühende Bäume und Gesträuche mit kenntlich gezeichneten Blättern in den Goldgrund hinein. In der Darstellung der Geburt Christi ist der aus der Tiefe herantretende Hirt prespektivisch verkleinert, im Ölbergsbilde kommen Felsenpartien und sorgfältig nach der Natur gemalte Vögel vor und in der Verkündigung eine flachgezeichnete Landschaft.

Alle neun Bilder halten gleiche Größe ein, die Höhe beträgt 37, die Breite 34½ Wiener Zoll, sie sind auf Tafeln von Eichenholz gemalt, das Holz wurde jedoch vor der Grundirung wohl in Leim getränkt und dann mit starker Leinwand überspannt: der Grund ist blendend weiß und besteht aus Kreide (wahrscheinlich französischer) und Gyps. Die Zeichnung wurde mit stumpfer Feder und dem Pinsel in schwarzer Tusche mit leichten Umrissen vorgezogen und ist in manchen Bildern durch Überputzungen blos gelegt worden: die Farben sind, wo sie nicht durch Firniß überdeckt werden, in Wasser schnell löslich, der Farbenauftrag genau wie in der alten kölnischen Schule. Die Gesichter zeigen sich weich und verblasen mit sonnenartig strahlenden Lichtern auf den Stirnen, die wenigen vorkommenden Farben werden zumeist unvermischt gebraucht, nämlich Ultramarin, Zinnober, ein starkes Grün ähnlich unserm Saftgrün, Rosenroth, ein zur Zeit unbekanntes Hellviolett und reines helles Ockergelb: bräunliche und graue Tinten fehlen ganz und gar.

Ölberg, Kreuzigung und Himmelfahrt erscheinen bedeutend schwächer als die übrigen Gemälde, das beste, die Auferstehung, erfordert eine nähere Beschreibung. In der Mitte des Bildes sitzt ein Engel auf dem leeren Sarge, gegen welchen von der Rechten her die drei Frauen sich vorbeugen, während links Christus im blauen Gewande mit der Osterfahne in der Hand dem Grabe entsteigt: im Vordergrunde liegen die schlafenden Wächter. Die Engelsgestalt, das Grabtuch den Frauen zeigend, ist von feinstem Ausdruck, die Frauengesichter voll Empfindung und Lieblichkeit, der Heiland hingegen bedeutungslos und hart. Alle in den Bildern vorkommenden Engel und Frauen haben goldgelbe gelockte Haare, Christus

und die Jünger braune, Judas und der Schächer rothe. Der Maler dieses Altarschreines wurde durch die Herren von Rosenberg berufen und hat, wie das Wappen und andere Einzelheiten darthun, seine Arbeit nach Angabe und unter Aufsicht des Stifters gefertigt: andere Werke dieses Meisters sind bisher in Böhmen nicht vorgefunden worden.

Eine zweite in der Hohenfurter Gallerie vorhandene Darstellung der Kreuzigung läßt denselben Maler erkennen, welcher das bekannte Kreuzigungsbild des Emauser Klosters ausgeführt hat. Der Farbenauftrag ist pastos, die Abschattirung der Figuren kräftig, die Muskulatur jedoch nur schwach ausgedrückt: das Christusantlitz hat einen edlen Ausdruck, Johannes und Maria jedoch sind unschön, dabei Hände und Füße arg verzeichnet. Dieser Künstler hat an der Nordwand des Emauser Kreuzganges und in der Wenzelskapelle des Prager Domes mitgearbeitet und dürfte wohl der oftbesprochene königliche Maler Kuntz sein. Das Bild ist 50 Zoll hoch und 37½ breit.

Eine Madonna von Thomas Mutina, bezeichnet mit dem Monogramm TM bestättigt, daß auch dieser Künstler von den Rosenbergern beschäftigt worden ist: dieses Bild ist mit einem bemalten und vergoldeten Rahmen umgeben, auf welchem Engel mit Spruchbändern und mehrere weibliche Heiligengestalten in miniaturartiger Weise angebracht sind. Ein zweites Bild von Mutina, ebenfalls eine Madonna, hat die Dechanteikirche von Pisek aufzuweisen und mag, da die Rosenberge diese Stadt lange Zeit inne hatten, durch sie der Kirche verehrt worden sein. Dieses wunderschöne im rechten Seitenaltare befindliche Gemälde wurde vor kurzer Zeit durch einen Dorfmaler, der es restauriren sollte, abscheulich überpinselt.

Das seit Jahrhunderten unter dem Titel „die schöne Maria von Hohenfurt" bekannte Wallfahrtsbild, welches in einer besondern Kapelle der Stiftskirche aufgestellt ist, wird schon 1394 in einer Indulgenz des Erzbischofs Johann von Prag genannt;[1]) es trägt in allen Theilen die Manier derselben Hand, welche das Marienbild in der Kollegialkirche zu Karlstein geschaffen hat, nämlich des Nikolaus Wurmser von Straßburg. Eine Umbildung desselben Motives von derselben Hand herrührend, verwahrt die Marktkirche in Hohenfurt; das Gemälde hängt dermal über dem Triumphbogen, ist arg überschmiert, so daß man Mühe hat die ursprünglich schöne Anlage herauszufinden.

Wir haben nun zwei trefflich erhaltene eine sehr sichere Technik verrathende, Marienbilder anzuführen, von denen das eine sich in der Minoritenkirche zu Krumau, das andere in der Cistercienserstiftskirche Goldenkron befindet. Der Auftrag bei diesen Werken ist fließend, leicht in den Mitteltinten, markig in den Lichtpartien; die Hände sind fein gezeichnet und so sorgfältig modellirt, daß man auf die Brüder van Eyk oder Roger von der Weiden rathen möchte. Das Kind dagegen läßt manche Zeichnungsfehler erkennen. Der Meister steht an Gefühlstiefe unter Wurmser und unter dem Maler des Hohenfurter Altarschreins, übertrifft aber beide in Bezug auf Korrektheit der Köpfe und schöne Faltengebung: er scheint ausschließlich rosenberg'scher Hofmaler gewesen zu sein, da sich auch im Schlosse Krumau ein kleines Bild von ihm vorfindet.

In der Pfarrkirche zu Unter-Haid, ursprünglich einer rosenberg'schen Stiftung, fand ich ein Marienbild von hoher Lieblichkeit und eigenthümlicher Auffassung; die heilige Jungfrau sitzt an einem Fenster und hält das Kind wie spielend in die Höhe, oberhalb im Goldgrunde schweben zwei Engel eine Krone über Mariens Haupt haltend. Auf dem Fenstersimse steht eine Blumenvase mit wunderschön gemalten Maienglöckchen, am Rande der Vase steht in gothischer gerundeter Majuskelschrift das Wort **Thas**, ob Name des Künstlers, ob nur Anfangsbuch-

1) Im Stiftsarchiv aufbewahrt, auch angeführt bei Prosko, in seiner Abhandlung: Das Cistercienserstift Hohenfurth in Böhmen, Linz 1859, pag. 16.

staben eines Spruches, läßt sich nicht bestimmen. Besonders schön ausgeführt sind die hellblonden Haare der Madonna, die in langen Wellenlinien über die Schultern herabfließen; die Lichter sind als einzelne sehr feine Haarlinien aufgesetzt, eine Behandlung, welche noch Dürer einhält, die aber schon an den ältesten Gebilden der Nürnberger Schule, z. B. am Imhof'schen Altar bemerkbar ist. Von den in Prag und Karlstein für Kaiser Karl beschäftigten Künstlern ist es nur Wurmser, welcher die Haare in ähnlicher, jedoch viel freierer Weise behandelt, während Theodorich und die ganze Schule die Haare in großen Partien fast in moderner Weise zu halten pflegen.

Alle diese Tafelbilder sind in der beschriebenen Weise mit flüßigen Temperafarben ausgeführt und auf Eichenholz gemalt: bei allen ist das Holz mit Leinwand überspannt, nur nicht bei den Bildern von Mutina, welcher hier wie in Karlstein den Gypsgrund unmittelbar auf die Holztafeln aufgetragen hat, welche Behandlung die Folge hatte, daß die Farbe an vielen Stellen aufgestanden oder abgesprungen ist.

Von Miniaturwerken finden sich manche in der Gegend vor, einen reichen Schatz davon besitzt das Stift Hohenfurt, Pergament- und Papierhandschriften aus dem 12. bis 16. Jahrhundert aus allen Ländern herbeigezogen. Zwei davon verrathen lokalen Ursprung, nemlich eine mit trefflichen Miniaturen ausgestattete auf Pergament geschriebene Apokalypse, welche Heinrich Rosenberg laut angebrachter Widmung im Jahre 1393 dem Kloster schenkte, dann ein neues Testament von ähnlicher Ausstattung, derselben Zeit angehörend.

Mit einigen Worten haben wir noch der Wandmalereien zu gedenken, welche in Neuhaus, Budweis, Hohenfurt und Pisek vorkommen. Die um 1338 in der Burg Neuhaus ausgeführten Wandgemälde, die Legende des heil. Georg erläuternd, hat Wocel im zehnten Bande der von der k. k. Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Denkschriften ausführlich besprochen. Der Zeichner, welcher die Abbildungen zu dieser Monographie geliefert hat, hielt sich nicht immer an die Originale, sondern erlaubte sich hie und da, namentlich an den Köpfen und Händen bedeutende Modernisirungen, so daß man den Bildern höhern Kunstwerth beizulegen geneigt wird, als sie besitzen. Diese Arbeiten sind noch sehr unbeholfen, tief unter den angeführten Tafelmalereien stehend, jedoch wichtige Belege der damaligen Kunstthätigkeit; sie tragen deutschen Charakter und deutsche Inschriften, stimmen auffallend mit den in Mödling bei Wien und andern im Erzherzogthum Oesterreich aufgefundene Wandmalereien überein und bestättigen wieder das Herüberziehen von Künstlern aus den Donaulanden. Eben so roh in der Zeichnung, jedoch von lebendigerem Ausdruck zeigten sich einige Wandgemälde, welche im vorigen Sommer (1865) in der Dominikanerkirche zu Budweis im Verlaufe der Kirchenrestauration nach Abkratzen der Kalktünche zum Vorschein gekommen sind. Das besterhaltene der Bilder „Christus zeigt dem Apostel Thomas die Wundenmale" hat eine wohlgemessene Anordnung und ist mit einer gemalten romanischen Randverzierung umgeben: der Heiland erscheint bartlos, Thomas aber und der im Hintergrund stehende Petrus haben volle Bärte. Leider können diese Reste der ohne Zweifel einst großartigen Zusammenstellung nicht erhalten werden, denn kaum waren die feuchten Mauern trocken geworden, verblaßten die Malereien bis zur Unkenntlichkeit. So ging es auch mit einigen zu Hohenfurt und Seltschan aufgedeckten Bildern, von denen nur die Umrisse kennbar waren; ein großes Wandgemälde aus der Mitte des 14. Jahrh., welches im Chor der Hohenfurter Kirche angebracht war, und die Gründung des Stiftes darstellte, wurde so oft aufgefrischt und neu übermalt, daß von der alten Anlage nicht die leiseste Spur erhalten blieb.

Bei weitem die wichtigsten von allen derartigen Denkmalen besaß vor kurzer Zeit noch die Burg zu Pisek, ehe sie durch Muthwillen und absichtlichen Vandalismus zerstört wurden. Der große Rittersaal und ein anstoßendes quadratisches

Prachtzimmer waren mit Schildereien, theils biblischen Inhalts, theils Scenen aus der Rosenberger Geschichte geschmückt. Im 60 Fuß langen, 24 Fuß breiten Rittersaale sah man zwei große Kompositionen, ein Turnier und einen Festzug, welche Hochzeitsfeierlichkeiten, vielleicht die Hochzeit des berühmten Zawisch, darstellten. Jedes der beiden Bilder enthielt Hunderte von Figuren; das erste ein Turnier zeigte ein doppeltes Stechen von 2 Paar Rittern im Vordergrund, ringsum viele Ritter zu Pferd und zu Fuß, Grieswärtel und Zuschauer, jenseits der Schranken vier Zelte voll von Damen, herumlaufende Schalksnarren, Pagen mit Erfrischungen und andere Personen. An dem mittlern Zelte war das Rosenwappen angebracht, welches auch der siegende Ritter im Schilde führte. Diesem Gemälde entsprach das zweite, der Festzug; im Vordergrunde kriegerisches Getümmel, so daß man erst einen ernsten Kampf vermuthete, hinter den Gewappneten kommen junge Männer und Frauen im festlichen Anzug, auf dem Flusse fahren Schiffe gefüllt mit Zuschauern und im Hintergrund erblickt man in beiden Gemälden die Stadt Pisek. Unterhalb der Bilder umgibt ein 4 Fuß hoher Lambris den Saal ringsum, hier sieht man das Rosenberger Wappen zehn- bis zwölfmal, ferner die Wappen der Herren von Schwanberg, Serin, Rosmital, Schaumburg, Strakonitz und anderer mit dem Hause verwandter Geschlechter. In den Feldern über den beiden Saalthüren befanden sich die Anbetung der Könige und Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes; auch die Gewölbefelder waren bemalt mit Engeln und Figuren aus dem alten Testament. Reicher noch war das am Saale liegende Gemach ausgestattet, und zwar in der Art wie die Königskapelle zu Karlstein; die Rippen des Gewölbes waren vergoldet, die Spiegelfelder dunkelblau mit goldenen Sternen und die beiden Hauptwände (die beiden andern Wände waren durch Thüre und Fenster eingenommen) zeigten die Geburt und Kreuzigung Christi in überlebensgroßen Figuren. Die wohlbekannte Rose war auch hier an jeder Wand angebracht und bestättigte, von wem diese kostbare Ausschmückung angeordnet worden. Die Ausführung dieser Gemälde mag wohl nach Vollendung der Karlsteiner Burg geschehen sein und es arbeiteten die beiden Hauptmeister Theodorich und Wurmser wieder zusammen, wobei jedoch Schüler mitgeholfen haben; das Nebengemach scheint der Erstere, den Saal der Andere übernommen zu haben.

Nachdem ich zuerst im Jahre 1860 die k. k. Central-Commission auf die Wichtigkeit der Piseker Burg und der dort befindlichen Gemälde aufmerksam gemacht hatte, untersuchten Palacky und andere Geschichts- und Kunstfreunde diese Denkmale; alle erkannten einhellig die hohe Bedeutung derselben an und sprachen den Wunsch aus, daß der fernere *unveränderte* Bestand gesichert werden möge. Es wurde deßhalb über Anregung der k. k. Central-Commission von der Statthalterei Böhmens eine Commission abgeordnet, um die nothwendigen Erhebungen zur Sicherung des Gebäudes und seiner Kunstwerke vorzunehmen. Allein ehe die Commission an Ort und Stelle eintraf, war ohne Vorwissen des Magistrats und des k. k. Conservators das Prachtgemach und der Gang vor dem Saale weggerissen worden, die in der Mauer eingelassenen Konsolen, welche die Gurten des Ganggewölbes trugen (Meisterstücke frühgothischer Steinmetzarbeit) fanden sich durch gewaltsame Hammerschläge zertrümmert und die Gemälde im Saale waren auf knabenhafte Weise mit Blut und Unrath besudelt. Von dem prachtvollen in culturhistorischer und künstlerischer Hinsicht gleich bewunderungswürdigen Bildercyklus, welchen Kenner noch vor sieben Jahren den Karlsteiner Schätzen vorzogen, bestehen jetzt noch wenige entstellte Reste; die Frauengesichter wurden mit Schnurbärten verschmiert, unzüchtige Figuren sind in die Lüfte gezeichnet, dann haben Staub und Rauch (der Saal wird als Schüttboden benützt) das ihrige gethan, um die absichtliche Zerstörung zu vergrößern.

Bei meinem Streifereien und Untersuchungen fiel mir im höchsten Grade auf, daß ich im Süden Böhmens nicht ein einziges einigermaßen bemerkenswerthes

Sculpturwerk ausfindig gemacht habe, welches mit Sicherheit dem vierzehnten Jahrhundert zugeschrieben werden könnte; dagegen recht gelungene Arbeiten aus dem letzten Viertel des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten. Von diesen nenne ich mit Auszeichnung den Untertheil eines in der Dekanalkirche zu Prachatitz befindlichen gothischen Sakramentshäuschens, geschmückt mit drei in Sandstein sorgfältig ausgeführten Basreliefs, Verkündigung, Geburt und Anbetung Christi darstellend. Die Anordnung dieser kleinen, nur 15 Zoll hohen Bildwerke ist eben so geistreich und frei, als die Technik gediegen: der Künstler scheint in Italien nach Ghiberti und Lucca della Robbia Studien gemacht zu haben. Oberhalb im Fries zeigt sich das Wappen der Stifter, die fünfblättrige Rose und daneben das Stadtwappen, zwei gekreuzte Schlüssel. Jammerschade, daß der obere Auffatz dieses Tabernakels, an welchem auch die kräftig modellirte runde Statuette eines Bannerträgers angebracht ist, abhanden gekommen ist.

Die hier angeführten Beispiele mögen den hinreichenden Beweis liefern, daß unter dem Schutze des Rosenbergschen Hauses ein reiches Kunstleben sich entfaltete, daß die Herren von Rosenberg zwar viele Arbeiten durch die am Hofe Karl IV. lebenden Meister anfertigen ließen, aber auch eigene Hofmaler und Architekten beschäftigten und daß die Blüthezeit der Architektur dem dreizehnten, der Malerei dem vierzehnten Jahrhundert angehört.

Miscellen.

Das Stadtrecht von Luditz.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Rechtes in Böhmen. Von Dr. **Franz Kürschner.**

Während in den meisten Städten des nördlichen und nordöstlichen Böhmens das Magdeburgische Stadtrecht sich verbreitete, fanden dagegen im nordwestlichen Theile deutsche Stadtrechte von anderer Seite Eingang. Frühzeitig entwickelte sich hier ein lebhafter Rechtsverkehr, dessen Mittelpunkt die Stadt Eger bildete, indem das Egersche Recht in den benachbarten Städten zur Geltung gelangte. Diese rechtshistorische Bedeutung Egers wurde meines Wissens bisher noch nirgends hervorgehoben.

Was nun die Quelle des Stadtrechts von Eger [1]) selbst betrifft, so vermuthet bereits Gaupp aus einzelnen inneren Anhaltspunkten einen Zusammenhang mit Nürnberg, indem er zugleich auf den regen Verkehr hinweist, der von altersher zwischen diesen beiden Städten blühte. [2]) In der That lassen sich auch zur Unterstützung dieser scharfsinnigen Vermuthung thatsächliche Belege beibringen, die mir geeignet scheinen, den rechtlichen Zusammenhang mit Nürnberg außer Zweifel zu stellen. Indem ich mir die Veröffentlichung derselben vorbehalte, bis ich in der Lage bin, meine Untersuchungen über die Verbreitung des Egerer Rechtes im Zusammenhange darzulegen, schicke ich hier das Recht von Luditz voraus, das als der östlichste Posten im Verbreitungsbezirke des Egerschen Rechtes angesehen werden kann. Dasselbe ist auch in so fern von höherem Interesse, weil es, in einer großen Confirmationsurkunde v. J. 1540 erhalten, seine stetige Fortbildung im Zusammen-

1) Das betreffende Stadt-Privilegium von Eger ist bereits mehrmals abgedruckt, u. z. sammt Übersetzung und geschichtlichen Anmerkungen bei J. S. Grüner, Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebietes S. 7 ff. — Ein besserer Abdruck mit einer trefflichen historischen Einleitung bei C. Th. Gaupp, Deutsche Stadtrechte des Mittelalters 1. Bd. S. 182 ff. — Ferner bei Gengler, deutsche Stadtrechte im Mittelalter.

2) Stadtrechte I. Bd. S. 188, 188. Vergl. Einleitung p. XXX.

hange darstellt. Da die zum Verständnisse nothwendigen historischen Anhaltspunkte in der Urkunde selbst enthalten sind, so kann ich mich hier nur auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Im Jahre 1537 kaufte Heinrich von Plauen, Burggraf von Meißen ꝛc. von Johann dem Jüngeren von Wřesowitz die Stadt und Herrschaft Ludiz, und stellte den Bürgern am 4. Februar 1540 einen großen Freiheitsbrief aus, worin er ihnen alle ihre Freiheiten und Rechte, die sie ihm in sieben Pergamenturkunden vorwiesen, bestätigte und neue Begnadigungen verlieh. Die Urkunde selbst ist in einer Vidimur des Abtes Johann von Tepl v. 1548, 8. März, auf einem großen Pergamentblatte erhalten, und befindet sich gegenwärtig im Besitze des durch seine Sammlungen in weiteren Kreisen bekannten Pfarr-Vicars von Ludiz, Hrn. P. Johann Hopf, der mir dieselbe zur Benützung gütigst überließ. Sie ist in čechischer Sprache [1]) abgefaßt; ich theile sie hier in einer deutschen Uibersetzung mit. Sie lautet:

„Wir Heinrich von Gottes Gnaden des heiligen römischen Reichs Burggraf zu Meißen, Graf von Hartenstein, Herr von Plauen, Sr. Gnaden des römischen Königs Schenk ꝛc. Bekennen mit diesem unseren Briefe öffentlich vor Allen, die ihn sehen oder hören lesen, daß vor uns gekommen sind die Fürsichtigen unsere lieben Getreuen Bürgermeister, Rathmannen und ganze Gemeinde der Stadt Ludiz, und uns sieben Pergamentbriefe über ihre Rechte und Freiheiten vorgelegt haben, mit denen sie von den früheren Königen und auch von ihren Herren, den Besitzern dieser Stadt begabt worden waren, und ist — Der erste (1375, 4. Juni) von dem Herrn Boreš von Riesenberg in deutscher Sprache, worin er ihnen die Gnade ertheilt, daß sie das Recht von Eger haben und genießen sollen, so wie es von altersher ausgesetzt ist. [2]) Zu Urkund dessen haben ihre Siegel beigedrückt Leytold von Jaworn, Radim von Lintsch (Mlynecz), Pfaff Hans von Haugwitz und Hans von Ratibor. Der Brief ist gegeben nach Christi unseres Seligmachers Geburt dreizehnhundert und im fünf und siebenzigsten Jahr, den Montag nach der Himmelfahrt des Herrn. — Der zweite (1389, 30. März) von den Herren Boreš dem Ältern und Boreš dem Jüngern von Riesenberg in der nämlichen Sprache, worin sie die obbeschriebene Begnadung ihres Vaters bestätigen und aus eigener Gnade beifügen, daß Jeder, der hier nicht mehr wohnen und sein Gewerbe ausüben will, ziehen kann wohin es ihm gefällt, nachdem er das Stadtrecht ausgehalten hat, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die hier in der Stadt begriffen sind. [3]) Auch kann ein Jeder seine Tochter, Schwester und Muhme ohne Hinderniß verheirathen, ebenso mag eine Wittwe einen anderen Mann ehelichen oder kann im Wittwenstande verbleiben. Ferner kann Jeder, der mit einem Urtheile hier nicht zufrieden ist, nach Eger appelliren [4]), jedoch dem hiesigen Rechte und der alten Gewohnheit ohne Schaden. Zu Urkund dieser Begnadung haben ihre Siegel beigedrückt Hans von Ratibor der Zeit Vogt auf Petschau, Jeřek von Schlechtitz, Hersen von Sichlau, Dietrich und Thomel Frower Gebrüder. Der Brief ist gegeben dreizehnhundert und im neun und achtzigsten

---

1) In Ludiz, so wie in mehreren andern deutschen Städten in Böhmen wurde zeitweilig das slavische Element vorherrschend, wie vorzugsweise zur Zeit der Hussiten-Kriege.

2) In den Jahren 1372 — 78 erscheint Boreš von Riesenberg als Hauptmann im Egerlande, und so lag es ihm nahe, seiner Stadt Ludiz das Recht von Eger, das er genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zu verleihen.

3) „Kterżiz gsau tu w miestie postiżeni."

4) Hier wird also der Rechtszug oder, wie es in unseren Gegenden heißt, Rechtsschub, ausdrücklich bestimmt. In der Original-Urkunde der beiden Boreš von Riesenburg lautet diese Stelle nach Hopfs Copie also: „Auch so habe wir sy sunderlich begnadet vnde begnaden mit kraft diß brifes, daz ydermann, wenn ortehl da nicht funden werden mag, daz er daz legen Eger schiben mag, vnde waz do vor recht funden wirt, dabey zw laßen." — Einige solche Rechtsfragen werden weiter unten mitgetheilt.

Jahre, am Dienstag nach dem Sonntag Lätare. — Der dritte (1418, 5. Aug.) von dem Herrn Heinrich von Elsterberg in čechischer Sprache, worin er ihnen alle ihre Rechte bestätigt, insbesondere, daß sie das Egersche Recht gebrauchen können, ferner daß von einem Todesfalle nichts erhoben werden soll, und daß Jeder bei gesundem Leibe oder in einer Krankheit das Seine vererben kann an wen er will, außer an geistliche Personen. Hat er aber keinen letzten Willen gemacht, so soll das Erbe dem nächsten Verwandten zufallen, wenn er aber keinen Blutsverwandten hat, so sollen es die Rathsherren nach Gutdünken verwenden. Und wem es nicht mehr gefällt hier in Luditz zu verbleiben, der kann, nachdem er das Stadtrecht ausgehalten, hinziehen, wohin er will. Auch soll ihnen in der Verheirathung ihrer Schwestern, Töchter und Verwandten kein Hinderniß gemacht und sie sollen auf keine Weise dazu gezwungen werden. Zu dieser Begnadung haben zum Zeugnisse ihre Siegel beigedrückt Herr Jenec von Janowitz auf Petersburg, Rathmannen und Gemeinde von Tachau und Mies, Peter von Alt-Kowařow, Strhař von Woračow, Peter von Rýčow, — welche gegeben ist im Tausend vierhundert und achtzehnten Jahre, Freitag vor dem heil. Sixtus-Tage. — Der vierte (1434, 13. Febr.) von dem Herrn Jakubek von Wřesowitz in der nämlichen Sprache, in welchem er ihnen bestätigt, daß sie bei allen ihren Rechten, wie sie dieselben von den ältesten Zeiten hergebracht haben, erhalten werden sollen, daß sie an Martinszins 92 Schock 14 Groschen und 2 Pfennige böhmischer Währung für alle Zeiten zahlen sollen, und bestättigt ihnen ferner die Begabung des Herrn von Elsterberg. Der Brief ist gegeben im Tausend vierhundert und im vierunddreißigsten Jahre, Samstag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, genannt Invocavit. — Der fünfte (1489, 3. Dec.) von Herrn Johann von Wřesowitz in der nämlichen Sprache, worin er ihnen die Majestätsbriefe der durchlauchtigsten Fürsten und Herren, des Herrn Wenzel, römischen und böhmischen Königs, und Herrn Wladislaws, böhmischen Königs, beider rühmlichen Andenkens, über den Jahrmarkt zu Pfingsten und den zweiten auf den Tag der Apostel Simonis und Judä[1]) bestättigt, und ist der Brief König Wenzels gegeben im vierzehnhundert und sechzehnten Jahre, Donnerstag nach St. Prokops-Tage (9. Juli), des böhmischen Königreichs im vierundfünfzigsten und des römischen im ersten Jahre, und der von König Wladislaw in Tausend vierhundert und im achtundsiebenzigsten, des böhmischen Reichs im achten Jahre, am 12. Tage des Monats August. Dabei bestätigt er ihnen auch, daß sie den Salzkasten zum allgemeinen Nutzen gebrauchen und daraus fünf Strich Salz Getreidemaßes u. z. dritthalb Strich zu St. Georgi und dritthalb zu St. Galli auf das Schloß abliefern sollen. Zu diesem Briefe haben zum Zeugniß ihre Siegel beigedrückt Herr Beneš von Kolowrat auf Liebenstein, Bürgermeister und Rath der Stadt Saaz, Wilhelm Plankar von Kinsberg, Bohuslaw Daupowec von Duppau und Heinrich Saský von Watzowitz, gegeben im Tausend vierhundert neunundachtzigsten Jahre, Donnerstag vor St. Barbara. — Der sechste (1489, 3. Dec.) in derselben Sprache von Herrn Johann von Wřesowitz, in welchem er ihnen die Briefe von den Herren Boreš dem Älteren und Jüngeren, desgleichen von Herrn Heinrich von Elsterberg und Jakaubek von Wřesowitz, die oben genannt und berührt sind, bestättigt, auf daß sie bei denselben belassen werden. Deß zu Urkund haben ihre Siegel diesem Briefe beigedrückt Herr Beneš von Kolowrat auf Liebenstein, Bürgermeister und Rath der Stadt Saaz, Wilhelm Plankar von Kinsberg, Bohuslav Daupowec von Duppau, und Heinrich Saský von Watzowitz, der gegeben ist im Jahre Tausend vierhundert neun und achtzig, Donnerstag vor St. Barbara. — Der siebente (1511, 7. Sept.) in ebenderselben

1) Am 11. Sept. 1478 zeigten Bürgermeister und Rath von Luditz denen von Eger an, daß sie mit einem Jahrmarkt auf den Tag Simonis und Judä begabt wurden, und baten, dieß durch den Gerichtsboten öffentlich ausrufen zu lassen. (Orig. Corresp. im Stadtarchive v. Eger.)

Sprache von Herrn Johann von Wřesowitz, in welchem er ihnen die Gnade verleiht und der ganzen Stadtgemeinde als auch denen in den Vorstädten männlichen und weiblichen Geschlechts bestätigt, daß er und seine Nachfolger niemals Ansprüche gegen sie oder einen aus ihnen erheben sollen, ebensowenig irgend welche Geldleistungen, seien es Anlehen oder gewaltsame Eintreibungen, sondern daß sie ewiglich, so lange die Welt besteht, bei allen ihren Freiheiten erhalten werden sollen, außer wenn es ihr freier Wille wäre. Deß zu Urkund haben diesen Brief besiegelt Herr Heinrich von Plauen, unser Vater seligen Andenkens, Bohuslaw von Duppau, Siegmund von Přestein und Bürgermeister und Rath der Stadt Saaz. Gegeben und geschrieben nach Christi Geburt im Tausend fünfhundert und eilften Jahre, den Sonntag nach St. Aegidi-Tag. —

Diese oben erwähnten, unsere Unterthanen, Bürger von Luditz, die ganze Gemeinde und die Vorstädte, haben uns in aller Unterthänigkeit demüthig und fleißig gebeten und verlangt, daß wir ihnen solche oberwähnte königliche Majestätsbriefe und Begabungen ihrer früheren Herren gnädiglich bestätigen, auf daß sie dieselben für ewige Zeiten ohne jedwede Verhinderung gebrauchen könnten, und wiewohl sie unter einigen ihrer früheren Herren nicht im Genuße aller dieser oder jener obberührter Freiheiten waren: so haben wir dennoch in Hinblick auf ihre eifrigen Bitten, und weil sie sich gegen ihre früheren Herren stets treu, unterwürfig und gehorsam erwiesen haben, und weil wir ihnen hiezu aus eigener Gnade geneigt sind, damit sowohl sie als ihre Nachkommen hier unter uns desto emsiger auf ihren Erwerb bedacht seien, denselben frei ausüben und dabei gedeihen können, solche obberührte Briefe und Privilegien, in denen ihre Freiheiten, Rechte und Begnadungen festgesetzt und angeführt sind, mit gutem Rath und Vorbedacht ihnen bestätiget und bestätigen in Kraft dieses unseres Briefes in allen ihren Artikeln, Punkten und Clauseln, wie diese auch lauten und was sie enthalten mögen, und bei denen wir, unsere Erben und Nachfolger sie für ewige Zeiten bewahren sollen und wollen. Dabei erneuern wir, geben und fügen aus eigener Gnade unseren oftgenannten Unterthanen, den gegenwärtigen, allen zukünftigen und deren Nachkommen auf ewige Zeiten diese Freiheiten hinzu: Wenn Jemand vom heutigen Tage ab seinen Aufenthalt und Erwerb in der Stadt oder den Vorstädten nicht mehr haben und fortführen wollte, sollen Bürgermeister und Rath die Vollmacht haben, einen solchen fortzulassen, und derselbe kann, nachdem er vom Bürgermeister und Rathe in voller Rathsversammlung sein Entlassungsschreiben und Zeugniß genommen, wie es in der Stadt Recht ist, frei ausziehen und sich niederlassen, wo es ihm am besten gefällt, nachdem er Brauch und Recht der Stadt ausgehalten, ohne jedwede unsere, unserer Erben und Nachfolger Verhinderung. Desgleichen, wenn Jemand in die Stadt oder die Vorstädte übersiedeln und sein Gewerbe da ausüben will, und dem Bürgermeister und den Räthen seine Entlassung übergibt und sein Verhaltungszeugniß vorweiset, und dem Bürgermeister das Gelöbniß leistet, daß er sich gegen uns als seinen Herrn, so lange er unter uns sein wird, treu und gehorsam erweisen wolle; so sollen Bürgermeister und Rath die Vollmacht haben, jeden solchen zum Mitbürger in die Gemeinde aufzunehmen ohne unsere, aller unserer Erben und Nachfolger Verhinderung. — Zweitens, was die Bestätigung der Testamente betrifft, sollen vom heutigen Tage an Bürgermeister und Rath ermächtigt sein, den letzten Willen eines Jeden nach dem Stadtrechte entgegen zu nehmen, und auch sollen und wollen wir, unsere Erben und Nachkommen für ewige Zeiten weder in Nachlassenschaften und Testamenten, noch in Bestätigungen oder Anfällen ihnen und ihren Nachkommen auf keine erdenkliche Weise Anstoß und Hinderniß bereiten. — Drittens, die Dörfer, Leute, Zinse und verschiedene der Gemeinde zustehende Einkünfte, desgleichen das Spital mit seinen Einkünften, Wäldern und allen seinen Zugehörungen wollen wir, unsere Erben und Nachfolger dem Bürgermeister, Rathe und den gewählten Spitalmeistern zur Verwaltung belassen, und wollen ihnen darin nicht hinderlich sein, jedoch soll darüber jährlich Rechnung gelegt werden,

wozu wir auch einige Personen abordnen wollen, damit der Gemeinde sowohl, als dem Spitale ordentliche Rechnung gelegt, und daran nichts vermindert werde. — Viertens wollen wir sie dabei belassen und bewahren, daß die Pfarrer und Priester, die von dem Administrator der Prager Altstadt von der utraquistischen Seite auf unser Begehr und mit unserer Einwilligung in der Luditzer Pfarre eingesetzt werden, bei ihren Einkünften und Zinsen, sowie die Choralisten bei der von uns verliehenen Präbende ohne Hinderniß verbleiben, wogegen wir uns das Präsentationsrecht, wie wir es gekauft haben, vorbehalten. Und was den Rector und die Schüler betrifft, so sollen dieselben bei ihrer Collatur verbleiben. — Fünftens. Die Märkten sollen frei obgehalten werden und der Hausierhandel in den Dörfern soll nicht gestattet werden, so wie es die Begnadungen der Könige des Weitern enthalten. [1]) — Sechstens sollen wir, unsere Erben und die künftigen Herren dieser Stadt keine Juden in dieser Stadt dulden oder aufnehmen. Sollte dieß dennoch geschehen, so sollen die Bürger ermächtigt sein, dieselben hinaus zu weisen, und es sollen diejenigen Juden, die gegenwärtig hier sind, bis nächstkommenden St. Georgi ausziehen. — Siebentes. Wir verpflichten uns, unsere Erben und Nachfolger dahin, daß wir kein Bier zum Verkaufe auf der Luditzer Herrschaft bräuen und zu eigenem Vortheile verkaufen sollen; auch soll dieß nicht auf den Lehengütern geschehen, außer wenn ein Lehensmann von früher her das Recht haben sollte, seine Schenken mit Bier zu verlegen. Und gleich wie wir, bevor wir noch diese Stadt kauften, unsere früheren Theusinger und Buchauer Unterthanen damit begnadeten, daß auf unserer ganzen Herrschaft nirgends anders Bier abgenommen werden dürfe, als nur bei ihnen, aber weil wir es von ihnen bereits erlangt haben, daß sie uns aus dieser Verschreibung entließen, wogegen wir ihnen die Hälfte des Bräugeldes nachgelassen haben, und weil wir unseren Luditzer Unterthanen mit derselben Gnade geneigt sind und nicht wollen, daß die Einen vor den Andern etwas voraus haben sollen, so begnaden wir auch unsere obgenannte Luditzer Unterthanen in derselben Weise, daß in Zukunft alle Schenkwirthe und solche, die Bier zum Schenken brauchen, auf unserer Herrschaft und den Lehengütern nirgends anders woher Bier nehmen und ausschenken sollen, als von Luditz, von Theusing oder Buchau, außer denen von Jtwa, die von früherher zu Theusing verbunden und zugeschrieben sind; desgleichen die Dörfer, die zur Theusinger oder Buchauer Kirche gehören. Aber allen Übrigen soll es frei stehen, in den genannten Orten Bier zu nehmen, wo es ihnen am besten gefällt. Und wenn Jemand von unseren Unterthanen fremdes Bier einführen und ausschenken sollte, so sollen sie volle Macht haben, es ihm wegzunehmen und damit nach Gutdünken zu verfahren. Und für diese Begnadigungen, Freiheiten und gegen dem, was wir den Theusingern und Buchauern am Bräugelde nachgesehen haben, sollen wiederum unsere Luditzer Unterthanen für künftige und ewige Zeiten verbunden sein, uns, unseren Erben und Nachfolgern von jedem Gebräu, sowohl vom Gersten- als vom Weißbier 15 böhmische Groschen, den Groschen zu 7 weißen Pfennigen gerechnet, zu entrichten und zu geben, außer dem das altherkömmliche erste Gebräu und die Träber, wogegen wir die Bräuhäuser verlegen und erhalten, zu welch ewiger Abgabe sie mit gutem Willen und aus den oberwähnten Ursachen zustimmten. Und darum verpflichten wir, vorgenannter Burggraf Heinrich ꝛc. zu alle dem uns, unsere Erben und alle künftigen Herren dieser Stadt mit Kraft dieses Briefes und wollen, daß die vorbeschriebenen Unterthanen der Stadt Luditz und der Vorstädte, die gegenwärtigen sowohl als die zukünftigen für ewige Zeiten bis diesen ihren Rechten, Freiheiten, Begnadungen und Satzungen, mit denen sie von den vormaligen Königen und ihren Herren begabt und bedacht sind, und die wir ihnen, wie oben berührt, bestätigt haben, des-

1) Hinweisung auf ein nachträgliches dießbezügliches Privilegium König Wladislaws vom 11. December 1514.

gleichen auch bei den besonderen Begnadungen und Freiheiten, mit denen wir sie als ihr erblicher Herr aus eigener Gnade begabt haben, in allen Artikeln, Punkten und Clauseln, wie diese ausweisen und in sich enthalten, und auch bei ihren alten löblichen guten Gewohnheiten und Ordnungen erhalten werden; daß gegen dieses alles auf keinerlei Weise, wie menschlicher Sinn nur immer erdichten könnte, von uns, unseren Erben und allen unseren Nachkommen etwas vorgenommen und ausgeführt würde, noch soll diese Begnadung niemals anders und in verändertem Sinne gedeutet werden, wenn ihnen dies zur Schädigung und Verminderung dieser ihrer Freiheiten gereichen sollte, wie denn auch der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Ferdinand, römischer König, Mehrer des Reichs, König von Ungarn und Böhmen ꝛc., Infant von Spanien, Erzherzog von Österreich ꝛc. unser allergnädigster Herr auf unsere Bitte ihnen gleichfalls diese unsere Confirmation und Begnadungen in seiner Gnade als König von Böhmen mit seinem Majestätssiegel zu bekräftigen geruhte, so daß sie derselben (falls ihnen von uns, unseren Erben oder Nachkommen — was Gott verhüten möge — in ihren genannten Rechten, Freiheiten und Satzungen irgend ein Hinderniß gemacht würde) ohne irgend welche Beeinträchtigung genießen und sich darnach halten können, auch sollen sie die Vollmacht haben (im Fall ihnen darin Anstand gemacht würde) dies an Se. königl. Gnaden zu bringen, damit ihnen ihre Begnadungen gewahrt bleiben, und sie hinwieder auch nichts gegen ihre Herren unternehmen. Wenn ihnen aber trotz alledem von uns, unseren Erben oder Nachfolgern hierin Anstände gemacht und irgend etwas nicht eingehalten würde, so geben wir ihnen mit diesem Briefe die Vollmacht und wollen, daß weder sie noch ihre Nachkommen zu dem obgenannten Bränzinse, auf den sie freiwillig eingegangen sind, mehr verpflichtet sein, und daß sie denselben uns, unseren Erben und Nachfolgern so lange nicht entrichten, in solange ihnen alle die Rechte und Freiheiten, wie diese des Weitern lauten, und oben berührt ist, nicht gehalten und sie dabei nicht gewahrt werden, und nichts desto weniger sollen sie an unserer Bestätigung und Sr. Gnaden Zustimmung sich halten und dieselbe genießen. Nur wenn ihnen dies Alles wieder eingehalten würde, werden und sollen sie verbunden sein, diesen Bränzins, nämlich 15 böhmische Groschen, zu zahlen, zu einem höheren Bränzinse aber sollen sie weder von uns noch von unsern Erben und Nachfolgern verhalten werden. Auch soll hierüber außer dieser keine weitere Bestätigung vonnöthen sein; wenn sie aber darnach verlangen würden, dann soll ihnen dieß von unseren Erben und Nachfolgern ohne jedwede Zahlung und Weigerung bestätigt werden. Und zu dessen besserer Festigung, Sicherheit und ewiger Festhaltung haben wir für uns, unsere Erben und alle künftigen Besitzer dieser Stadt mit unserem guten Wissen und voller Bekenntniß unser eigenes Insiegel freiwillig an diesen unseren Brief hängen lassen, und dazu auch mit eigener Hand uns unterschrieben, und alles dessen sind Zeugen die edlen Wladyken, unsere lieben Getreuen, Christoph von Prambach auf Luk, Hofrichter, Anselm von Steinsdorf auf Prohoř, Johann Sumer von Herschtoschitz auf Holotitz, Hans Huwar von Lobenstein auf Sichlau, Georg Plik von Plikenstein auf Pergles, und Hans Frankengrüner von Kinsberg.[1]) Der Brief ist gegeben und geschrieben nach Christi Geburt Tausend fünfhundert und im vierzigsten Jahre, am vierten Tage des Monats Februar, Mittwoch nach dem Tage Mariä Reinigung, der genannt wird Lichtmesse."

Heinrich Burgraff m./p.

Die in diesem Privilegium enthaltenen Rechte und Freiheiten wurden von König Ferdinand I. mittelst einer eigenen Urkunde vom 22. Juli 1540 bestätigt, wo-

1) „Hanuss Frankrynar z Kynsperku a w Tynissti."

rin zugleich der Stadt Ludiz noch das Recht ertheilt wurde, mit rothem Wachs zu siegeln. [1])

Indem ich hier von einer Vergleichung des Ludizer Stadrechtes mit anderen, stammverwandten noch absehen muß, komme ich auf die im Sinne der einleitenden Bemerkung interessanteste Seite desselben, nämlich den Zusammenhang mit dem Egerschen, zurück. Während die Stadt Ludiz in der Urkunde von 1375 von Bores von Riesenberg das Recht von Eger erhielt, wurde in der zweiten 1389 von den beiden Boreš von Riesenberg ausdrücklich hervorgehoben, was sich eigentlich von selbst verstand, nämlich die Befugniß, in zweifelhaften Rechtsfällen nach Eger zu appelliren. Eger wurde somit Oberhof für Ludiz.

Dieses Verhältniß soll nun durch einige praktische Fälle beleuchtet werden.

Unter den reichhaltigen „Städtebriefen," die das Egerer Stadtarchiv enthält, befindet sich eine ziemlich ausgebreite Correspondenz von Ludiz. Dieselbe reicht zwar nicht über den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück, ist aber von da ab um so reichhaltiger. Darunter kommen mehrere Rechtsfragen an Bürgermeister und Rath von Eger vor, die für das in Rede stehende Verhältniß von der größten Wichtigkeit sind. Einige davon mögen hier folgen:

1414, 7. September. I.

Vnßern dinst czw vor. Liben herren, wir twen ewch czuwissen, das vnsser mitpwrger der Peter Greneſſawer hat awffgehalden mit dem rechten den Jene, der da etwen ist ewr mitpwrger geweßen vnd nw sitzet czwm Selbe. Den beschuldigt der genante Greneſſawer, er beleybe in an ein vyrdung drey schok grossen behemisser werung, das hat der awen genantt Jene vor vns wyderſprachen vor dem rath, er sey ym nichtes schuldig. Des heyn sy czw peyderseyt awff dy ersam ewr mitpwrger kwmen, auf den Lacz Kornawer, Scheller, Peter Edlink vnd Gwnsam, was dy genanten awssprechen, daran wellen sy czw beyderseyth peleyben, vnd dy awen genanten ewr mitpwrger schüllen pitten der Peter Greneſſawer vnd der Jene, das sy gerwchen aws czwsprechen vmbe dy sache, dy czwischen yn ist, als yn gewissen ist, vor ewren genaden. Vnd das haben sy beyde wylkwrth vor vns pey den hochsten rechten vnd der schülde, das sy vor ewch schullen seyn vmbe dy sache des nechsten mantages noch vnsser frawn tage yrer gebwrde, vnd des bitte wir ewch, das yr sey verhoret vnd endet das czwissen yn noch der czewgnüsse als dy abengenantten ewr mitpwrger werden uergehen ader pekennen, vnd das tut von vnsser dinst wegen, das welle wir sünderlich vmbe ewch verdynen. Wer aber, das dy aben genanten czewgen von ires betes wegen vor ewch nicht wolden komen, so bitte wir ewch, das ir das ewt von vnssern dinst wegen, das ir sey besendet vnd horet dy sache von yn. Datum anno domini M° CCCC° XV° proxima die sabbati ante festum natiuitatis sancte Marie virginis gloriose.

Pwrgermeyster vnd der rath zw Lwticz ꝛc.

1512, 24. Juli. II.

Vnserenn grus vnnd freuntlichenn dinst zuuor, Erberenn vnd wolweysenn lieben hern vnd ffreunden, wyr ffugenn euch zuwissen, wy wyr zw euch schicken zwen aus vnsern rotsgenossen czeyger diecz brieffs, yn wyr haben euch zu ueroffen beffolenn vnd eynes rats wider zw brengen, wyr bitten euch als lieben hern vnd freunden, yr wollet vns durch dy vnseren eyn roth gebenn nochdem wyr vnser gerechtikeyt zw euch genissenn vnd sich kentenn dornach zw richtenn. Das wollen wyr vmb euch ffreuntlich verdynnen. Datum sabbato in vigilia s. Jacobj annorum etc. XII.

Burgermeyster vnd rate der stath zw Ludicz.

1) Dieses Privilegium, das so zu sagen mit zum Ganzen gehörte, erhielt Ludiz ziemlich spät, zumal wenn man dagegen hält, daß Städte, wie Theusing und Tepl bereits in den ersten Jahren des 16., andere, wie Tachau, Kaaden ꝛc. schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit rothem Wachs siegeln. Eger erhielt das Recht von Kaiser Friedrich am 24. Sept. 1471.

1516, 26. Dezember. III.

„Vnserenn grus vnd ffreuntlichen dinst zuuor. Erberenn vnnd wolweysen liebenn herren vnnd ffreunden, es sey euch wisslich, wy czwu portey vor vns sint gestanden vnd hoben dy clege vnd wyderrede gehorth vnd dy geczeygnes vnd sy gewegen noch vnseren recht, also alß zu vns von alterher vor recht ist, vnd wy wir mit euch ein roth haben genomen, dorbey haben wyr sich geholden vnd jn hoben wir ein ausprych gethon noch vnserenn recht. Eyne portey hot vnser recht angenomen vnd dy ander portey wil vnser recht nit annemen vnd schub sich vmb das zu euch zu uerkennen, wo wyr jn ein tag boben gelegt vor vns zu stehen den freytag noch dem neuen jare [1]), do sollen wir jn lassen wissen, wen sy sollen vor euch stehen. Dorvmb liben herren vnd ffreunden, wir bitten euch, jr wollet disenn beyden porteyen zu euch vor euch ein tag legen vnd ernennen zu uorkennen vnsers ausprochs rechts alter herkomen, wo vnd wy sy vor euch vnd welichen tag stehen solten, das durch vns keyner portey nit verzugkt wer, vnd vns wissen lassen noch disen vnseren bottenn, das wollen wir vmb euch verdinen. Datum feria VI. die sancti Steffani infra fest. nat. Christi anno etc. XVI.

Burgermeyster vnd rothe
der stath zw Ludicz.

IV.

Darauf antworteten Bürgermeister und Rath von Eger 1516, 30. Dez. [2])

Vnnsern freuntlichen dinst zuuor. Ersamen weisen lieben freunde, ewr schreiben vns iczt getan han wir inhalts verlesen, vnnd wo imants irr ader beswerung tragt, so mugen dieselben auff freitag noch Erhardi (9. Jän.) schirsten frw for vns erscheinen, wollen wir dieselben hören vnd alssdann souil vns zimbt das vnvorweißlich halden. Denn euch als vnsern guten freunden der gebur liebs zu thun thw wir ser gern. Geben am dinstag noch dem heiligen Cristtage anno etc. decimo sexto.

1544, 16. Aug. V.

Denn erbarn vnd hochweisen herren burgermeister vnnd rad der stadt Eger vnnsern gunstigen lieben herren vnd besondern gutten freunden.

Vnnsern freundtlichen dinst zuuor. Erbare vnnd hochweise gunstige liebe hern vnnd besondere gutte freundt, wir geben ewer hochweishaiten zu erkennen, das wir kegenwertige vnnsere radtsfreundt vnd verordente mit etlicher handlung, sintemal wir vnns derselbigen nach gehalten bedacht darauff zw einem vrtheil nicht konnen entschissen (sic), vnnsern alten gebrauch nach vmb lernung vnnd vnterricht des rechtens fur vnnd an ewer hochweishait abgefertiget mit freundtlicher bit, ir wollet ine was sie an ewer hochweishait anbrengen werden, darinnen glauben, nachfolgend dieselben handlung bewegen, dorauff aus gunstigen willen dem rechten zw steuer vnns vnterrichten vnnd zu erkennen geben, was hierinnen recht odere ewer hochweishait bedunket recht zu sein. Das seind wir widervmb ewer hochweishait als vnsern gunstigen liben hern vnd frennden zu nordinen alczeit erbuttigk. Datum sonnabent nach assumptionis Marie im 1544.

Burgermeister und radt
der stadt Lutticz.

Diese Fälle dürften genügen, den Rechtsverkehr zwischen den beiden Städten zu charakterisiren.

1) 2. Jänner.
2) Correspondenzbuch dieses Jahres. Diese Correspondenzbücher, nicht ganz bezeichnend „Copialbücher" genannt, deren das Egerer Stadtarchiv eine große Anzahl besitzt, enthalten Conzepte oder Abschriften der von Eger mit Fürsten, Städten und Privatpersonen unterhaltenen Correspondenz.

Alte Schlösser und Weinkeller in Böhmen.

Ein Beitrag zur Sagenforschung. Von Dr. Julius Ernst Föbisch.

Allgemein in Böhmen verbreitet sind die Sagen von „alten Schlössern," die zwar von der Oberfläche der Erde verschwunden, deren mit altem Wein und vielen Kostbarkeiten angefüllte Keller heute zwar noch bestehen, sich aber nur dem Glücklichen öffnen. Nicht immer läßt sich an solchen Orten, denen der Mund des Volkes die Bezeichnung „altes Schloß" gegeben, auch die Existenz eines Schlosses oder größeren Gebäudes in früheren Zeiten nachweisen; manche dieser Orte weisen nichts anderes auf, als Schutt, Steine, Kohle u. dgl. Dinge. Merkwürdig aber ist es, daß die Bezeichnung „altes Schloß" im nordwestlichen Böhmen auch einigen jener umwallten, eigenthümlichen Hügel beigelegt wird, auf welche, mögen sie nun celtischen, germanischen oder slawischen Ursprungs sein, immer nur ein zarter Dämmerschein der Geschichte fällt. Bei dem Dorfe Widhostitz (Kreis Saaz) erheben sich einander gegenüber, nur durch einen Bach getrennt, zwei auffällige, ziemlich hohe runde Hügel. Der eine südwestlich gelegene ist mit sehr breiten Wällen umgeben und heißt der „Weinberg" oder auch „altes Schloß." Eine oberflächliche Nachgrabung daselbst ergab Gefäßfragmente, Asche und Kohle. Im Innern des Hügels aber soll unendlich viel des besten alten Weines verborgen sein, niemand aber könne vorsätzlich den Eingang in den Keller finden, außer derjenige, dem sich die Pforte freiwillig öffnet. Bei dem Dorfe Pressern, eine Stunde von Saaz entfernt, erhebt sich unmittelbar an der Eger ein ähnlicher Hügel, ebenfalls „Weinberg" genannt. Auch darin ist viel alter Wein verborgen; hundert Schritte davon entfernt, findet man einen Platz, allgemein das „alte Schloß" genannt. Hier soll vor alten Zeiten ein Schloß gestanden haben, das mit dem Weinkeller unterm Weinberge durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stand. Die Fluthen der Eger aber unterwuschen das Schloß immer mehr und mehr, bis es eines Tages in dem Flusse versank. Der unterirdische Gang aber soll noch heute bestehen und die einzige Gelegenheit bieten, um in den Weinberg zu gelangen. Am Kirch- oder Calvarienberge bei Kriegern, einem ziemlich hohen Sandsteinberge, sieht man einen viereckigen Platz, auf dem ein massives eisernes Kreuz steht, mit einem mächtigen, breiten Doppelwalle umgeben. Auch dieser umwallte Ort führt den Namen „altes Schloß" und soll viele Kostbarkeiten, darunter auch Weinfässer bergen. Bei der Stadt Puschwitz sieht man einen niedrigen, mit einem Walle umgebenen Hügel, ebenfalls „altes Schloß" genannt. Darunter liegen zwischen riesigen Weinfässern, die Statuen der 12 Apostel aus purem Silber. Endlich soll der Sage nach in den heute noch zugänglichen Kellern der Ruinen der Burg Rust (Saazer Kreis) alter Wein verborgen sein. Der Wein soll dort schon so lange liegen, daß die Dauben der Fässer verfault sind, und das Getränk, wie man sagt, von seiner eigenen Haut, d. h. einem dicken Weinsteinüberzug umgeben ist. Alte Leute wollen selbst in den Weinkeller gekommen sein und wissen der Jugend noch von der Güte des Weines zu erzählen, der süß wie Zucker und dick wie Honig ist.

Geschäftliche Mittheilungen.

Generalversammlung am 30. Mai 1866.

In derselben wurde der Geschäftsbericht wie auch das vom Ausschusse vorgeschlagene Budget unverändert angenommen.

Die einzelnen Posten des letzteren sind:

1.	Mittheilungen	2000 fl.
2.	Selbständige Publikationen	600 fl.

3.	Bibliothek	360 fl.
4.	Antiquarium	50 fl.
5.	Archiv	50 fl.
6.	Honorar des Schriftführers	400 fl.
7.	Gehalt des Vereinsdieners	300 fl.
8.	Miethzins für die Vereinslokalitäten	735 fl.
9.	Einrichtungsgegenstände	150 fl.
10.	Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Vereinslokalitäten	250 fl.
11.	Allgemeine Verwaltungsauslagen	700 fl.
12.	Extraordinarium	315 fl.

Ferner wurde auf Antrag des Ausschusses beschlossen, von der vorhandenen Kassabaarschaft 1500 fl. zum Stammvermögen zu schlagen.

Zu Rechnungscensoren wurden gewählt die Herren: Handelsagent Ant. Bretschneider, Prof. W. Gruß und Buchhalter Leop. Wolf.

Der vom Ausschusse vorgelegte neue Statutenentwurf wurde nach einer eingehenden Debatte mit einer kleinen stylistischen Änderung angenommen und derselbe ist bereits dem h. Ministerium zur Bestätigung zugeführt worden.

Die Wahl für den Ausschuß, für welche 325 Stimmen abgegeben worden waren, hat folgendes Resultat ergeben:

Präsident:

Herr J. U. Dr. **Franz Pelzel**, Landes-Advokat mit . . . . . 324 Stimmen.

Vicepräsident:

Herr Ph. Dr. **Const. Höfler**, k. k. Universitäts-Professor, Landtags-Abgeordneter 322 „

Ausschußmitglieder:

Herr J. U. Dr **Anton Banhans** . . . . . 325 „
„ Ph. Dr. **Wilhelm Fiedler**, Professor am Polytechnikum . . . . . 320 „
„ **Rudolf Glaser**, Skriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek . . . . 315 „
„ P. **Ferd. Hecht**, Th. Dr. k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 317 „
„ Ph. Dr. **Karl Pickert** . . . . . 320 „
„ **Gustav Rulf**, k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath . . . . . 320 „
„ Ph. Dr. **Ludwig Schlesinger** . . . . . 321 „
„ Ph. Dr. **Wilh. Wolkmann**, k. k. Universitäts-Professor . . . . . 325 „
„ Ph. Dr. **Alex. Wiechovsky**, Instituts-Inhaber und Direktor . . . . 320 „
„ J. U. Dr. **Karl Zdekauer**, Banquier . . . . . 318 „

Ersatzmänner:

Herr **Rath. Benedikt**, Kaufmann . . . . . 321 „
„ **Karl Binder**, Weinhändler . . . . . 316 „
„ Ph. Dr. **Jos. Holzamer**, Professor an der höheren Handels-Lehranstalt . 319 „
„ **M. Pfeiffer**, Sekretär der Buschtehrader Eisenbahngesellschaft . . . . 318 „
„ **Franz Theumer**, k. k. Raths-Sekretär des Handelsgerichtes . . . . 320 „

Antiquar:

Herr **Karl Binder**, Weinhändler . . . . . 309 „

Archivar:

Herr Ph. Dr. **Ludwig Schlesinger** . . . . . 319 „

Bibliothekar:

Herr **Rudolf Glaser**, Skriptor an der k. k. Univers.-Bibliothek . . . . . 319 „

In der ersten Sitzung des neuen Ausschusses wurde H. Rechnungsrath Gustav Rulf zum Kassier und Dr. Karl Pickert zum Schriftführer und Hausverweser gewählt.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 12. Juni 1866.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Adler** Johann, Kaufmann in Eger.
„ **Aichelburg** Alfons Graf, Besitzer der Herrschaft Marschendorf ꝛc. in Marschendorf.
Herr **Benesch** Moritz, k. k. Auskultant beim Bezirksamte in Münchengrätz.
„ **Erhardt** Angelus, J. U. Dr., k. k. Notar in Reichenberg.
„ **Eschler** Adolf, Gastwirth in Neuforstwalde bei Schönlinde.
„ **Eybert** Albert, Bürgermeister in Rumburg.
Falkenau, Stadtgemeinde.
„ **Gerhardt** Karl, Kaufmann in Reichenberg.
„ **Ginzel** Adolf, Kaufmann in Pilsen.
„ **Girschick** Josef, Hauptschullehrer in Saaz.

Herr **Guttenstein** Siegmund, Weinhändler in Eger.
„ **Hampel** Adolf, Zwirnfabrikant in Schönlinde.
„ **Hampl** Karl, Zwirnfabrikant in Schönlinde.
„ **Hanke** Wenzel, Hauptschullehrer in Hohenelbe.
„ **Hartig** Josef, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Heinl** Lorenz, Gärtnermeister in Eger.
„ **Heitzer** Albert, Privatier in Eger.
„ **Hessinger** Franz, k. k. Postassistent in Eger.
„ P. **Hirschberg** Franz, Kaplan in Hohenelbe.
„ **Hoke** Tob., in Niedergrund bei Rumburg.
„ P. **Holba** Bruno, Hauptschulkatechet in Hohenelbe.
„ **John** Josef, fürstl. Schwarzenberg'scher Forstmeister in Winterberg.
„ **Kafka**, Manufacturzeichner in Reichenberg.
„ **Kahl** Josef, Sparcassa-Official in Reichenberg.
„ **Kasper** Josef, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Kirpal** Josef, k. k. Ober-Respicient in Trautenau.
„ **Kohn** Gustav, J. U. Dr. in Prag.
„ P. **Kopp** Josef, Pfarrer, bischöfl. Notar in Marschendorf.
„ P. **Kroh** Georg, Forst-Inspektor des Stiftes Tepl.
„ **Lederer** Gottlieb, Wechsler in Karlsbad.
„ **Lederer** Ignaz, Privatier in Pilsen.
„ **Littmann** Josef, Bürger in Budweis.
„ **Lorenz** Konrad, Komptoirist in Trautenau.
„ **Michel** Ferdinand, Strumpfwirkwaaren-Fabrikant in Gärten bei Schönlinde.
„ **Moser** David, Kaufmann in Karlsbad.
„ **Moser** Ludwig, Kaufmann in Karlsbad.
„ **Müller** Hermann, königl. sächs. Badeverwalter in Bad Elster bei Adorf in Sachsen.
„ **Nepřensky** Josef, Bürger in Budweis.
„ **Perzina** Eduard, Privatier in Reichenberg.
„ **Pfeiffer** Josef jun., Fabrikant in Gablonz.
„ **Polak** Wilhelm, Privatier in Böhmisch-Kamnitz.
„ **Richter** Theod., in Rumburg.
„ **Rohn**, Kaufmann in Reichenberg.
„ **Rott** Karl Johann, Kaufmann in Prag.
„ **Rößler** Ferdinand, Musiklehrer in Reichenberg.
„ **Schier** Adolf, Hauptschullehrer in Hohenelbe.
„ **Schmatz** Heinr., J. U. Dr., Landtagsabgeordneter in Kommotau.
„ P. **Schmidt** Lukas, Pfarrer in Einsiedl.
„ **Schütze** Franz, Tuchapreteur in Reichenberg.
„ **Schütze** Gottlieb, Färber in Reichenberg.
„ **Sirsch** Josef, k. k. Statthalterei-Sekretär in Prag.
„ **Sommer** Johann, Rentmeister in Tepl.
„ **Strunz** Lorenz, Jur. Stud. in Eger.
„ **Thiel**, Civil-Ingenieur in Reichenberg.
„ **Thomas** Josef, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Trenkler** Franz, k. k. Kreisger.-Adjunkt in Reichenberg.
„ **Trenkler** Josef Franz, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Ullrich** Leopold, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Wenzel** Adolf, k. k. Postexpedient in Kreibitz.
„ **Willi** Barth., Erzieher in Prag.
„ P. **Winkler** Ambros, Kaplan in Einsiedl.
„ **Wotzel** Josef, k. k. Kreisgerichts-Adjunkt in Reichenberg.
„ **Würfel** Josef, Tuchapreteur in Reichenberg.

☞ Das Verzeichniß der P. T. Geschenkgeber sowie die von denselben dem Vereine geschenkten Gegenstände werden von nun an in der von Zeit zu Zeit in dem Umfange eines halben Bogens erscheinenden „Chronik der Geschenke" veröffentlicht werden.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Juli 1866.

Philosophie.

Uiber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie von Dr. W. Kaulich. Prag bei Nic. Lehmann. 1866.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine der schwierigsten Fragen der Philosophie in Untersuchung zu ziehen, „die Frage über die Freiheit des Menschen." Die Philosophie ist seit Augustinus zum Bewußtsein dieses Problems gekommen, es wurde ihr durch die Scholastiker allmählich deutlich; Thomas Hobbes und nach ihm Spinoza zeigen sich als entschiedene Deterministen, ebenso Hume und Priestley; Kant hat seine Lehre darüber zweimal vorgetragen in der Kritik d. r. V. Aufl. 1, pag. 532 — 554 und in der Kritik d. p. V. 169 — 179. Schilling, Fichte und Hegel haben in der Behandlung dieser Frage wenig geleistet. Schopenhauer steht auf dem kantischen Standpunkt, er ist wie Herbart Determinist, (vergl. von Letzterem das im platonischen Geist geschriebene Gespräch über das Böse); Main de Byran und Cousin sind in der französischen Philosophie Vertheidiger des libri arbitrii, ohne viel über Descartes hinauszukommen; Kirchmanns Beweise in der Philosophie des Wissens (Berlin 1864), daß die Regelmäßigkeit des Wollens auf bestimmte Motive sich mit der Nothwendigkeit des Wollens vertrage, sind nicht stichhältig. Frauenstädts auf Quetelets statistischen Forschungen ruhende Untersuchungen gehen über Schopenh. nicht hinaus. Die Frage endgültig zu beantworten ist sehr schwer. Der Determinismus hat im Ganzen diesen Kampf siegreich geführt. Der Verfasser faßt die Frage vom Standpunkte des Kreatianismus und gibt zuerst einen Überblick über gegnerische Meinungen, kritisirt kurz und schlagend den Materalism und Pantheism; dann den mechanisch psychologischen Determinism und geht dann zur Darstellung des Inhalts der Idee der Freiheit über; er unterscheidet die absolute und relative Freiheit; für erstere gibt es keine schwankende Wahl zwischen den Gliedern einer Reihe, die mögliche Bestimmungsgründe des Willens sein könnten. Hier ist der Inhalt des Entschlusses eigene That (causa sui); es ist aber auch möglich, daß der Grund der Feststellung des Zieles der Thätigkeit nicht ausschließlich in dem Subjecte gelegen ist, das Object der Bethätigung wird für das Subject als ein gegebenes erscheinen; unter dieser Voraussetzung wird ein Wesen frei sein, wenn es unter den Objecten also Motiven jedes einzelne mit Ausschluß des übrigen festhalten kann. Diese Unterscheidung ist für die Beantwortung der Frage von großer Wichtigkeit, der Determinismus kommt wenigstens bei Schopenhauer durch eine Heterozetesis zur negativen Beantwortung. Aus dem erkannten Inhalt der Freiheit zieht der Verfasser seine weitere Resultate, die Imputation, das Böse werden in ihrem Verhältniß zur Freiheit besprochen. So weit die Frage überhaupt faßbar ist, wird sie eingehend und klar beleuchtet. Jedenfalls hat sich der Verfasser seine Arbeit nicht leicht gemacht und von seinem Standpunkt aus die Frage auf eine originelle und gründliche Weise durchforscht. Der Verfasser hat ganz allein auf Gründe gestützt, ohne zu fragen ob etwa mit dem System unserer übrigen Überzeugungen in Einklang, die Wahrheit festzustellen und zu beglaubigen gesucht und nichts hineingetragen was jener von Kant in der Kritik der pract. Vernunft S. 190 getadelten Vorliebe ähnlich sehe. Es ist gewiß ein Prüfstein der Wahrheit, wenn damit die Selbstwahrnehmung übereinstimmt und diese gibt uns das Resultat, daß der freie Wille sich jederzeit erheben könne und daß er jedes Begehren im Streit überbieten und damit unterdrücken kann. (Cartesius Princ. phil. 1. §. 41) Libertatis autem et indifferentiae, quae in nobis est, nos ita conscios esse, ut nihil sit, quod evidentius et perfectius comprehendamus). Das Schriftchen ist gut ausgestattet. L. Ch.

Geschichte.

Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhunderte. Von Ottokar Lorenz. II. Band. 1. Abtheilung. Wien 1866.

Wenn sich dieses Werk auch nicht ausschließlich mit böhmischer Geschichte beschäftiget, so werden darin doch viele Partien derselben in so eingehender und glänzender Weise behandelt, daß es uns ganz geeignet zu sein scheint, das Interesse des vaterländischen Geschichtsfreundes in hohem Grade zu erregen. Über das Werk im Allgemeinen, das in seiner letzten Abtheilung bis zum Jahre 1282 führt, hat sich die Kritik bereits so anerkennend und lobend ausgesprochen, daß uns nur die freudige Zustimmung erübrigt. Lorenz gehört entschieden zu den ersten österreichischen Geschichtsforschern der Gegenwart. Was ihn besonders auszeichnet, das ist die Höhe seiner von freimüthigen Anschauungen getragenen Gesichtspunkte, (die philosophische Erfassung der Ereignisse) eine glänzende Darstellung und der richtige Takt Spreu vom Waizen zu sondern und alle unwesentlichen Untersuchungen wegzulassen. Damit verbindet der Verfasser eine erschöpfende Gründlichkeit der Forschung, deren Resultate manche landläufige Ansicht für alle Zeiten unhaltbar gemacht haben. So namentlich wird uns über den böhmischen König Přemysl Otakar II., dessen Persönlichkeit den Mittelpunkt des bis jetzt erschienenen Werkes bildet, wesentlich Neues geboten, die Palacky'sche Darstellung aber, die immer noch in vielen Kreisen als die richtige angesehen wird, ganz bedeutend modifizirt. So wollen wir nur einiges zum Beweise anführen. Dem böhmischen Landeshistoriographen wird nachgewiesen, daß er von dem Vertrage, den Wenzel I. am 4. November 1248 mit seinem Sohne schloß, Nichts weiß, daß er ganz irrthümlich Wenzel I. an der Krönung Wilhelms von Holland Antheil nehmen läßt, daß seine Darstellung vom ersten Zuge Otakars nach Preußen eine chronologische Unmöglichkeit ist, daß aber auch die des zweiten Zuges vielfach geändert werden muß, um wahr zu sein. Über das Verhältniß Otakars zur deutschen Kaiserwahl, über die Salzburger Händel, über des Königs Stellung zu Baiern und Ungarn, über die italienischen Angelegenheiten und über die Thätigkeit der römischen Curie haben Lorenz's Forschungen die des čechischen Geschichtschreibers so ziemlich antiquirt. Daß Palacky in der Auffassung der Persönlichkeit Otakars parteiisch und einseitig sei, ist ihm bereits längst vorgehalten worden; Lorenz weist nun nach, wie Palacky gerade in diesem Punkte sich durch ganz unbrauchbare Quellen beirren ließ. Ebenso differirt Lorenz von Palacky in der Frage über die Stellung Otakars zum Adel und in dieser Hinsicht bemerkt ersterer, das letzterer den eigentlichen Fragepunkt „die landwirthschaftlichen Bestimmungen" gar nicht gekannt habe. Und noch manche andere bittere Pille bekommt Palacky zu schlucken, namentlich im I. Bande des in Rede stehenden Werkes; uns aber kann das consequente Schweigen des böhmischen Historikers diesen und anderen wohlberechtigten Angriffen gegenüber schon nicht mehr imponiren, als es uns vielmehr an den Spruch erinnert „qui tacet, consentire videtur."

In der ersten Abtheilung des zweiten Bandes („das Aufkommen der habsburgischen Macht") betrachtet der Verfasser den Untergang des Königs Otakar und den Aufbau der habsburgischen Macht durch König Rudolf. Auch hier bietet sich uns nur Gelungenes; die Zustände des Reiches und der österreichischen Länder, auf die Lorenz immer besondere Rücksicht nimmt, in den siebenziger Jahren des 13. Jahrhunderts, die Kämpfe Otakars mit Rudolf, besonders aber das Ende Otakars dürften bis jetzt noch nicht so gründlich und durchsichtig geschildert worden sein. Die ganze neue Erörterung der Schlacht bei Dürnkrut — „Geburtstag des habsburgischen Österreich" — ist ein glänzendes Meisterstück der auf scharfsinnigen Forschungen beruhenden historischen Darstellung. Zum Schlusse gestatte uns der Verfasser, wenigstens einige Sätze aus seinem Werke anzuführen, die den Leser einiger Maßen in der Hauptfrage orientiren können. (S. 516): „Otakar hatte Reich und Reichsrecht mit rücksichtsloser Verachtung behandelt und mußte erleben, daß man ihm zuletzt den Antheil, den er daran haben konnte, selbst in seinem Kurrecht bestritten hat. Rudolf und seine Nachkommen haben dagegen die Krone des Reiches unaufhörlich als einen unschätzbaren Besitz für den Zweck betrachtet, um sich zu vergrößern und ihre Hausmacht zu vermehren." — Wohl war die „gebrechliche Herrlichkeit" des deutschen Reiches neben einer reelleren Macht, wie diejenige Otakars war, ohne alle Bedeutung erschienen, aber Politiker aller Zeiten pflegen sich oft über die aus natürlichen

und nationalen Bedürfnissen entspringenden Kräfte zu täuschen. Denn, wenn schon das Reich selbst zu keiner vollkommenen Regierung zu keiner einheitlichen Gestaltung, zu keiner durchgreifenden inneren Verbesserung kam, so bot es noch durch Jahrhunderte den bequemen Steigbügel dar, um hoch zu Rosse mit erobernder Hand Länder zu erwerben und Dynastien zu gründen. Jetzt war es Rudolf, der im Sattel saß, und indem er sofort mit dem kühnsten Muthe seinen größten Gegner ins Auge faßte, mußte ein Kampf entstehen, der ohne Vernichtung des einen Theils nicht zu beenden war; es war ein Kampf um das Dasein überhaupt, da beide Gegner dieselben Länder und denselben Besitz in Anspruch nahmen."

L. S.

Rechtsgeschichte.

Dr. Joh Ferd. Schmidt von Bergenhold. Geschichte der Privatrechtsgesetzgebung und Gerichtsverfassung im Königreiche Böhmen von den ältesten Zeiten bis zum 21. September 1865. Prag 1866. Im Selbstverlag.

Der trotz seines Alters noch immer geistig regsame und unermüdlich thätige Verfasser veröffentlicht hier die Resultate seiner Studien, zu denen ihn seine langjährige Thätigkeit als Rath beim böhmischen Appellationsgerichte und Referent in deutschen Lehensangelegenheiten und Bergbaustreiten veranlaßt hat. Der Verfasser betont in der Vorrede die Nothwendigkeit der Kenntniß der alten Gesetze und Gerichtsverfassungen zur Beurtheilung der Giltigkeit und Beweiskraft von Urkunden aus älterer Zeit und die durch Hervorhebung dieses Standpunktes bedingte praktische Tendenz der vor uns liegenden Arbeit dürften den Maßstab der Kritik liefern und Inhalt wie Anordnung des Werkes erklären, die wir zunächst darlegen wollen, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Der Verfasser theilt die Geschichte der Privatrechtsgesetzgebung in fünf Perioden. Die erste (vom Anfang d. 8. Jahrhunderts bis 1310) nennt er die Zeit traditioneller Rechtszustände; die zweite (1310 — 1620) ist die Periode der mit unmittelbarer Einflußnahme der Stände gegebenen und in gedruckte Gesetzbücher zusammengestellten Legislatur. Aus dieser Zeit stammen das Stadtrecht der Altstadt Prags, die majestas Carolina, Karl IV Weinbaustatut, der ordo judicii terrae, Andreas von Dube Commentar zum Landrechte, Viktorin Kornelius neue Bücher von den Rechten, Gerichten und Landtafel des Landes Böhmen. An diese Darstellung der Rechtsquellen schließt sich die Darstellung der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens. Die Gerichte jener Zeit werden unterschieden: 1. in allgemeine, deren Sprengel das ganze Königreich umfaßte; 2. in besondere mit einem auf Besitzthümer gewisser Art, gewisse Gattungen von Personen oder einen örtlichen Bezirk eingeschränkten Wirkungskreise. Zu der ersteren Gattung zählt der Verfasser das größere Landrecht, das Kammergericht, das Grenzgericht, das Ufergericht der beeideten Müller in der Altstadt Prag, das Roßgericht in der Neustadt Prag; zu der zweiten das Hof- und Lehngericht, das Berggericht, die Lehnhöfe für die deutschen Kronlehen, die Berggerichte, das Weinbergamtgericht, das Freisassen- und die königlichen Freibauerngerichte; dann das Oberstburggrafengericht, die Magistrate der Städte und Märkte, die obrigkeitlichen Gerichte u. s. w. Wirkungskreis, Competenz und Verfahren dieser verschiedenen Gattungen von Gerichten werden ausführlich erörtert.

Die dritte Periode (1620 — 1780) ist die Periode der Habsburgischen Legislatur ohne Einfluß der Stände oder einer sonstigen Volksvertretung auf dieselbe, während welcher auf Staatskosten veranlaßte Herausgaben der Hauptnormalien und von Privaten zusammengestellte Sammlungen von Gesetzen erschienen sind; die vierte Periode (1781 — 1848) ist die Zeit der autokratischen Gesetzgebung der habsburg-lothringischen Regenten, theils ohne theils mit berathendem Einflusse des Staatsrathes und der Gesetzgebungshofcommission mit Kundmachung der Gesetze durch den Druck auf Staatskosten; die fünfte Periode (1848—1865) ist die Epoche der constitutionellen Gesetzgebung (?) Gang der Darstellung innerhalb dieser letztern drei Zeitabschnitte ist derselbe wie bei den ersten zwei Perioden, nämlich Scheidung des Stoffes 1. in Rechtsquellen, 2. in Gerichtsverfassung und Verfahren.

Soviel über Eintheilung und Anordnung des Werkes. Der Verfasser will (Vorwort VII) dasselbe mehr für eine Sammlung von Grundzügen zur einer böhmischen Rechtsgeschichte, denn für eine Geschichte selbst angesehen wissen, und hofft auf den Ausbau eines vollständigern rechtshistorischen Gebäudes durch jüngere Kräfte.

Sein Werk soll nur eine Geschichte der Rechtsquellen sein, d. h. wie Böcking sagen würde, Darlegung der Mittel (media), aus denen wir die Kenntniß der Rechtsbestimmungen schöpfen. Der wahrhaft interessante Theil der Rechtsgeschichte: das Verfolgen des Entwicklungsganges der einzelnen Institute ist vorsätzlich ausgelassen. Auf den Inhalt der angeführten Quellen ist nicht gleichmäßig eingegangen. Neben einem ziemlich ausführlichen Auszuge aus der verneuerten Landesordnung begegnen wir auch bloßen Inhaltsverzeichnissen der Gesetze (z. B. S. 456, 496 u. a. a. O.). Letzteres dünkt uns bei neuen Gesetzen, z. B. dem a. b. G. B. überflüssig und den Umfang des Werkes unnütz vermehrend. Unklar ist auch der Titel „Geschichte der Privatrechtsgesetzgebung" geblieben, als wir denselben mit dem Inhalt verglichen. Was denkt sich der geehrte Hr. Verfasser unter Privatrechtsgesetzgebung? Vielleicht Justizgesetzgebung? Doch dann hätten noch die Auszüge aus Oktoberdiplom, Februarpatent und Landesordnung wegbleiben müssen, indem dieselben weder Privat- noch Strafrecht, noch gerichtliches Verfahren bestimmen. Gewiß wäre eine Rechtsgeschichte Böhmens ein dankenswerthes Werk; doch denken wir uns selbe nach einem andern Gange verfaßt. Das Recht ist nicht ein Aggregat, eine Summe willkürlicher Gebote und Verbote, sondern wie Sprache, Sitte, Wirthschaft eine Seite des Volkslebens und ein unter mannigfachen Einwirkungen werdendes und wechselndes Gebilde, ein Organismus der menschlichen Freiheit. Von dieser Seite her das Recht zu erfassen scheint uns Aufgabe der geschichtlichen Darstellung zu sein. Das Recht knüpft sich an die einzelnen Lebensverhältnisse, seien sie nun staatlicher oder nichtstaatlicher Existenz, sie zu Rechtsinstituten umwandelnd, und so wäre denn das Problem zu lösen, die Entwickelung dieser Institute, z. B. der Gemeindeverfassung, der städtischen und bäuerlichen Verhältnisse, des Eigenthums, des Erbrechts u. s. w. an uns vorüberzuführen, eine Arbeit vielleicht freilich von minderm unmittelbaren praktischen Werth, aber desto höherem wissenschaftlichen Interesse, ein Werk mühseligen Schaffens, Muße, tiefe Gelehrsamkeit und namentlich Vorarbeiten erheischend, die uns noch mangeln und vielleicht noch lange mangeln werden.

Xty.

Kirchengeschichte.

Die Kirchengeschichte Böhmens im Allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diözese. Nach den zuverlässlichsten, größtentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet von B. Anton Frind, bisch. Notar, k. k. Gymnasial-Director zu Eger. Prag, Tempsky. I. Band 1864. VIII und 418 S. II. Band. 1866. VI und 456 S.

Bereits im ersten Jahrgange der Mittheilungen sind die Anfangs-Hefte dieses Werkes zur Anzeige gebracht worden. Mittlerweile hat der Verfasser rüstig weiter gearbeitet, um aus den seit Jahren gesammelten Materialien den Freunden der vaterländischen Geschichte ein möglichst treues und vollständiges Bild der kirchlichen Entwickelung Böhmens zu geben. Uiberblicken wir den Inhalt des Gebotenen.

Der erste Band führt uns nach der Periode der Christianisirung Böhmens, in welcher die Einführung des Christenthums (S. 1—50), dann dessen Kampf mit den Uiberresten des alten Heidenthums geschildert wird (S. 51—173), sofort in die Periode der selbstthätigen inneren Lebensentfaltung der Kirche Böhmens, vom J. 1068 bis 1200, welche der Verfasser „die Blüthezeit" derselben zu nennen kein Bedenken trägt. Es ist die Zeit der heftigsten inneren und äußeren Kämpfe, in welche die Kirchenfürsten Böhmens einerseits mit den nicht selten gewaltthätigen Herrschern und Großen des Landes zum Schutze des christlichen Glaubens und der christlichen Lebenssitte, andererseits in Verbindung oder im Widerstreite mit ihnen, mit den Kaisern und Päpsten in Betreff der allgemeinen Lebensinteressen der Kirche verwickelt wurde. Dort galt es, die Wohlthaten des Christenthums gegen unberechtigte Eingriffe der brutalen Gewalt zu vertheidigen, und gegen die so häufig widerstrebende und widerhaarige Art des Volkes und altgewohnte Barbarei mehr und mehr ins praktische Leben einzuführen: hier handelte es sich darum, in dem wechselnden politischen Interesse der Kämpfe für und gegen das Papstthum weder die kirchlichen Grundsätze zu verläugnen, noch durch unkluges Gebahren die gewonnenen Resultate des religiösen Lebens zu gefährden. Man kann nicht sagen, daß die Prager Bischöfe hier immer das Richtige getroffen haben. Insofern wir überhaupt in der „Blüthe" nicht die höchste Entfaltung des pflanzlichen Lebens, sondern

mehr nur eine Hinweisung und Hoffnung auf die volle Frucht des Baumes erblicken, mag die erwähnte Bezeichnung des Verfassers ihre Berechtigung haben. Sehen wir uns aber die in diesem Theile geschilderten Zustände des religiösen Lebens genauer an, namentlich wie sie unter den Bischöfen Gebhard (Jaromir 1068 — 1089), Cosmas (1090 — 1098), Hermann (1099 — 1122) u. s. w. ungeachtet des trefflichen persönlichen Characters Einiger derselben sich gestalteten, so können wir eine eigentliche Blüthe der böhmischen Kirche in diesem Zeitalter nur schwer entdecken, höchstens insofern als in dem zweiten Abschnitte dieser Periode der Eifer und die Ausdauer der Bischöfe Otto von Svabenic (1140 — 1148) und Daniel I. (1148—1167) in Verbindung mit dem kräftigen Arme Herzog Wladislaw's einen erfreulicheren Erfolg erzielte, und noch mehr als dem Bischof Heinrich Bretislaw (1182—1197) der zugleich die weltliche Regierung des Landes in seiner Person vereinigte, die Autorität des päpstlichen Legaten zur Seite trat.

Im Grunde waren die günstigeren Resultate großtentheils den unabläßigen Bemühungen der Mainzer Metropoliten und noch mehr des päpstlichen Stuhles zu danken, welcher letztere nicht müde wurde, durch Absendung von Legaten die Reformation des der Verwahrlosung anheimgefallenen Clerus und Volkes zu betreiben. Anderseits kann aber nicht genug jenes Element hervorgehoben werden, welches zwar geräuschlos, aber um so nachhaltiger auf die Umgestaltung des religiösen und sittlichen Volkslebens Einfluß genommen und sich die hervorragendsten Verdienste um Böhmens Cultur und Gesittung erworben hat

Es gehört zu den bemerkenswerthesten Verdiensten des vorliegenden Werkes, dieses Element, — das Entstehen und Wirken der zahlreichen geistlichen Stifte, Orden und Klöster, — besonders betont und geschildert zu haben. Die Dom- und Collegiatkapitel zu Prag, Leitmeritz, Wyšehrad und Melnik, die Benediktinerklöster zu St. Margareth, Ostrow, Sazawa, Postelberg, Wilemow u. a., die Cistenzienserklöster zu Sedlec, Nepomuk, Plaß, Münchengrätz, Ossegg, die Prämonstratenserabteien von Strahof, zu Tepl, Seelau u.a., welche größtentheils in ihren Anfängen und ersten Entwickelungen in diese Periode fallen, bildeten den Sammelpunkt der religiösen Bestrebungen, den Kern des strengeren, sittenreinen Lebens, an welchen sich die Gutgesinnten anschließen, und dessen Einwirkung auch die Übrigen sich nicht gänzlich verschließen konnten. Es war eben die Zeit der ersten Blüthe und Kraft dieser religiösen Corporationen, welche so wunderbar schnell über Europa sich ausbreiteten, von Fürsten und Bischöfen berufen, und vom Volke freudig begrüßt, und denen auch Böhmen zumeist dasjenige, was es aus alter Zeit Schönes und Großes besitzt, zu verdanken hat.

Der Verfasser konnte, mit Rücksicht auf den beabsichtigten Zweck und Umfang seines Werkes, und weil ihm auch nicht überall gleich reichliche Quellen zu Gebote standen, nicht allen diesen Instituten gleiche Ausführlichkeit widmen. Für diejenigen aber, welche in dem Bereiche der gegenwärtigen Diöcese Leitmeritz liegen, gibt das Werk ein ziemlich vollständiges Bild ihres Bestehens und Wirkens, und ist auch rücksichtlich der übrigen ganz geeignet, die Grundlage zu ihrer ausführlichen Specialgeschichte zu bieten. Und diese ist es, die uns fast überall noch fehlt. Die Bausteine sollen noch zusammengetragen werden, welche in den Archiven unserer alten Adelsgeschlechter, Städte und anderer Corporationen für die Einzelngeschichte dieser Orden und Klöster zerstreut liegen, und auf deren Grund allein eine erschöpfende, vollständige Darstellung derselben gegeben werden kann. Möchte ein diesen Zweck verfolgendes Unternehmen nicht mehr lange auf sich warten lassen! — Daß auch in dem vorliegenden Werke für diesen Zweck bereits vieles Neue ans Tageslicht gefördert wurde, und manche Bereicherung der historischen Daten hier zu verzeichnen ist, zeigt sich dem kundigen Leser in jeder Partie des Buches. Man vergleiche nur z. B. die Reihenfolge der Pröpste zu Leitmeritz, Melnik, der Äbte zu Postelberg mit dem, was hierüber in den bisherigen Geschichtswerken geboten wurde. Doch hätten wir hier gewünscht, daß der Verfasser nicht, wie er namentlich bei Angabe der Besitzungen der Kapitel und Klöster öfters gethan, schon in die folgende Periode voraus gegriffen, sondern das Wachsthum derselben eben erst in und mit der Zeitentwicklung geschildert hätte.

Der zweite Band verbreitet sich über die kirchlichen Ereignisse und Zustände Böhmens in den Zeiten des erblichen Königthums, d. i. von Přemysl Ottokar I. (1197) bis zum Tode Kaiser Karl IV. (1378); oder mit Rücksicht auf die böhmischen Kirchenfürsten, von Bischof

Daniel II. (1197), bis zum Tode des zweiten Erzbischofes und apostolischen Legaten zu Prag, des edlen, verehrungswürdigen Očko von Wlašim (1380).

Gleich am Anfange dieser Periode vollzog sich ein dem bestehenden Rechtsverhältnisse zum deutschen Reiche widersprechender Act, welcher von tiefgreifenden Folgen für die künftige Gestaltung der kirchlichen Zustände in Böhmen werden sollte, indem der nicht von der Geistlichkeit erwählte, sondern vom Herzog Wladislav ernannte neue Bischof auf die reichsunmittelbare Stellung zum römischen Kaiserthume verzichten und die Investitur oder Belehnung von dem böhmischen Fürsten erbitten und empfangen mußte. Zwar war dies nur der Ausdruck einer schon vielfach kundgewordenen Erfahrung, daß der böhmische Clerus in seinen Häuptern zu sehr von dem Einflusse des Hofes abhängig sei, allein eben darin, daß einer leider nicht zu läugnenden Thatsache nun bald darauf (26. Sept. 1212 zu Basel) der Stempel des formellen Rechtes aufgedrückt wurde, liegt das Bedeutungsvolle dieses Factums, und in der Lockerung des unmittelbaren Zusammenhanges der bischöflichen Stellung mit dem deutschen Kaiserthume wurde dem Bischofe des Landes zugleich ein nicht selten nothwendiges Mittel entzogen, sich dem unkirchlichen Geiste des Fürsten oder der Großen des Volkes wirksam entgegen zu stellen. Daher nun das große Schwanken der kirchlichen Zustände des Landes. Wirkt der nun erbliche König voll Glauben und Eifer im Einklange mit frommen Bestrebungen des Clerus, sehen wir sofort Religion und Sitte freudig erblühen; wenn aber, wie nicht seltene Beispiele dieser Periode zeigen, der andern Zielen zugewendete Herrscher in dem Bischofe ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne zu finden weiß, fehlt die Kraft der höheren kirchlichen Autorität, um für die sofort sich entwickelnden Schäden des religiösen Lebens das wirksame Heilmittel anzuwenden.

Naturgemäß schließt sich daran das Bestreben, an die Stelle des noch bestehenden Metropolitan-Verbandes mit Mainz ein selbstständiges Erzbisthum in Prag zu errichten. Gewiß lagen sachliche Gründe hiefür vor: die große Entfernung, die Verschiedenheit der Sprache wurden mit Recht geltend gemacht. Allein, um den Erfolg dieser Schritte mit dem Verfasser freudig begrüßen zu können, hätten die nothwendigen ergänzenden Momente, nämlich ein vollständiger Organismus von zahlreichen Suffraganbischöfen, nicht fehlen dürfen. Nur so konnte der Nachtheil eines bloßen Landesbischofes, auch wenn er Erzbischof hieß, vermieden werden. Darin, daß man hier auf halbem Wege stehen blieb, oder vielmehr, daß die begonnene Schöpfung des Leitomischler Bisthums, dem nebst Olmütz noch andere Suffraganſitze in Böhmen hätten folgen müssen, bald wieder zu Grunde ging, liegt mit ein Hauptgrund, daß die späteren Bewegungen des Hussitismus schrankenlos Land und Volk überflutheten, und die Kirche Böhmens den heftigsten Stürmen entgegen ging, ja ihnen beinahe unterlag.

Der vorliegende zweite Band gelangt noch nicht zu diesen ernsten und blutigen Ereignissen, nur leise Anzeichen des kommenden Ungewitters lassen sich am Schlusse desselben vernehmen. Er hat es vielmehr mit der tröstlichen Entwickelung einer religionseifrigen und gläubig begeisterten Zeit zu thun, in welcher vor Allem Bischof Johann II., dann Johann III. von Drazic (1258—1278), Johann IV. von Drazic (1301—1343), endlich Ernest von Pardubic (1343—1364) hervorragen. Auch die Zeit des zweiten Erzbischofes Očko von Wlašim (1364—1380) fällt noch in diese Periode; mit seinem Tode endet die „goldene Zeit der Kirche Böhmens," als welche der Verfasser den Inhalt dieses Bandes bezeichnen zu sollen erachtet.

Nehmen wir, wie ganz billig, den Eifer der Fürsten und des Volkes für das Emporblühen der geistlichen Institute, die Wirksamkeit der letzteren selbst, dann die Pflege der Wissenschaft, der Humanität und des sittlichen Lebens als Maßstab für das Gedeihen der Kirche, so können wir darin dem Verfasser nicht Unrecht geben. Von S. 132—229 wird die weitere Entwickelung der schon bestehenden Stifte und Klöster, von S. 230 bis 343 die Neu-Entstehung und Verbreitung vieler anderer Klöster und Orden, die neue Prager Universität mit inbegriffen, behandelt. Selbstverständlich tritt die Gestalt des „Vaters des Vaterlandes" Carl IV. und seines Freundes, des edlen Ernest von Pardubitz vor Allem in den Vordergrund; doch ist den übrigen hervorragenden Personen hinreichend Rechnung getragen. Allgemeine Betrachtungen über die kirchlichen Verhältnisse Böhmens im 13. und 14. Jahrh. rücksichtlich der päpstlichen Legaten, der kirchlichen Beamten, des Seelsorge- und des Klostercelrus, über das kirchliche Leben, das Auftauchen der häretischen

Secten, die Stellung der Juden schließen diese Darstellung.

Beigefügt mag noch werden, daß wie im ersten, so auch im zweiten Bande, die Mainzer Erzbischöfe als Metropoliten des Landes, dann die Bischöfe von Meißen und Regensburg, welche auf einzelne Theile unseres Vaterlandes kirchlichen Einfluß nahmen, die ihnen gebührende Berücksichtigung finden. Als Anhang sind einige wichtigere kirchliche Urkunden beigegeben.

Von dem Eingehen in Einzelnheiten, wo es auch an einigen Berichtigungen nicht fehlen würde, muß hier Umgang genommen werden. Wir empfehlen das, übrigens gut ausgestattete, Werk als ein Denkmal aufopfernden deutschen Fleißes und warmer Vaterlandsliebe unsern Lesern, und wünschen dem Verfasser Muth und Ausdauer für die Fortsetzung, die uns in die wichtigste, aber auch schwierigste Periode unserer vaterländischen Kirche führen wird. **S.**

Topographie.

Dr. B. A. Pauer. Johannisbad bei Trautenau. Handbuch für Kurgäste und Riesengebirgsfreunde. Trautenau. 1865. XII und 178 S. (mit 3 Beilagen.)

Das vorliegende Buch ist kein gewöhnlicher Wegweiser für Kurgäste, sondern eine mit Fleiß und Sachkenntniß abgefaßte Schrift, der das Verdienst zukommt, viele interessante Dinge und Begebenheiten aus der schönen Gebirgswelt der Vergessenheit entrissen und ein Bild von Zuständen und Existenzen fixirt zu haben, das für längere Zeit seinen Werth behalten wird.

Im geschichtlichen Theile hat der Verfasser mit großer Umsicht das betreffende Materiale gesammelt und geordnet und überdieß es verstanden, durch richtiges Maßhalten zwischen dem Zu viel und Zu wenig das Interesse des Lesers stets rege zu erhalten. Der geschichtliche Nachtrag, worin Dr. Hettmayers im J. 1676 verfaßte Brochure über Johannisbad besprochen wird, wird nicht bloß „zur Unterhaltung der Leser dienen," sondern erregt in der That ein allgemeines, culturgeschichtliches Interesse. (Nebenher bemerken wir, daß wir die Verwunderung des H. Verfassers, daß in Hettmayers Büchlein vom Kaffee gar keine Erwähnung geschieht, nicht theilen können, da bekanntlich erst im J. 1683 das erste Kaffeehaus in Wien errichtet worden ist.)

Im medizinischen Theile hat der Verfasser, wie er selbst sagt, die Ansichten des H. Prof. Dr. Löschner wiedergegeben und dürfte daher (einer solchen Autorität folgend) keinen Widerspruch zu befürchten haben.

Die Beigabe der Biographien zweier Notabilitäten des Riesengebirges (Uffo Horns und des Grafen Berthold Aichelburg) wird gewiß jedem Leser willkommen sein, nur hätten wir gewünscht, es möchte die Biographie Uffo Horns (von Mikowec) wenigstens in so ferne eine Änderung (sei es auch nur durch eine Beleuchtung in einer Note) erfahren haben, daß die minder glückliche Richtung hervorgehoben worden wäre, in die Uffo Horn wie fast alle gleichzeitigen deutsch-böhmischen Dichter durch die Wahl der Stoffe gerathen war.

Die unter dem Abschnitte: „Lage des Kurortes" befindlichen Beschreibungen von Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung von Johannisbad werden allen Riesengebirgsreisenden erwünschte Auskünfte geben, und die eigentlichen Besucher des Badeortes finden über die daselbst herrschenden Preise und Einrichtungen, so wie über die zu beobachtenden Vorschriften beim Kurgebrauche die genauesten Angaben, so daß wir das schön ausgestattete und durchaus mit Wärme geschriebene Büchlein nach vielen Seiten hin als eine nützliche und interessante Lektüre bestens empfehlen können.

K. P.

Bibliographie.

A. Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.

Baldamus Eduard, Literarische Handbibliothek 6. Bändchen. Die literarischen Erscheinungen der letzten 10 Jahre 1856 — 1865 auf dem Gebiete der Forst- und Jagdwissenschaft. Alphabetisch und systematisch geordnet. gr. 8. Prag. Karl Reicheneker.

Cartellieri P., Das Klima und die Heilmittel von Franzensbad bei Eger in Böhmen. Nach Beobachtungen und Erfahrungen. 8. Asch. J. Saemann.

Codex juris bohemici. Tomus primus aetatem Přemyslidarum continens opera Hermengildi Jireček. gr. 8. Prag. F. L. Kober.

Ein Mahnwort an die Deutsch-Österreicher. Von einem Deutsch-Österreicher. 8. Prag. Steinhauser.

Fontana M., Handbuch des Nützlichen und Nothwendigen für Jedermann in Böhmen. 4. Prag. V. Styblo.

Herloßohn K., Gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. Heft 19. 20. (Arabella). gr. 16. Prag. Kober.

Jireček Dr. Hermenegild. Das Recht in Böhmen und Mähren. Geschichtlich dargestellt. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Von den ersten Nachrichten bis zum Schlusse des XII. Jahrhunderts. gr. 8. Prag. C. Bellmann.

Kafka Ign., Unterrichtsblätter für Weberei. Für Webeschulen und zum Selbstunterricht. Erster Jahrgang. 1. Heft. quer 4. Warnsdorf. K. André'sche Buchhandlung.

Kratzmann Dr. Emil, Der Marienbader Kreuzbrunnen und Ferdinandsbrunnen, deren Eigenschaften, Wirkungen und Gebrauchsweise. 8. Prag. F. Ehrlichs Buchhandlung.

— Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche des Marienbader Kreuzbrunnens und Ferdinandsbrunnens. 8. Prag. F. Ehrlichs Buchhandlung.

Leitstern der Contorwissenschaft oder brieflicher Unterricht zum Selbststudium der einfachen und doppelten Buchführung, der Correspondenz, Waarenkunde, des Wechselrechts u. s. w. I. Curs. 1. Brief. gr. 8. Prag. Steinhauser in Comm.

Müller Franz, Graphisches Nivelliren oder Beschreibung und Anwendung eines neuen Perspectivdiopters zur graphischen Höhenmessung. Mit 2 Tafeln. gr. 8. Prag. J. G. Calve in Comm.

Oettel Joh., Die Düngerwirthschaft des kleinen Landwirthes, wie solche sein — und nicht sein soll. Dazu ein Anhang, worin auch für den Häusler zu einer besseren Cultur der Hausgärten eine entsprechende Düngerwirthschaft gelehrt wird. Gekrönte Preisschrift. (Auf Veranlassung der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen verfaßt.) 8. Prag. Fried. Ehrlich.

Patek J., Die Giftpflanzen. 1. Heft mit 20 Steintafeln in groß Folio. Prag. F. Tempsky.

Reichel Alois, Die landwirthschaftliche Ährenlese. Ein guter Rathgeber für die landwirthschaftlichen Vereine gr. 8. Brüx. Th. Friede in Comm.

Taschenausgabe der Landesgesetze für das Königreich Böhmen. Heft 9. Dienstboten-Ordnung für das Königreich Böhmen mit Ausschluß der Landeshauptstadt Prag vom 7. April 1866. Mit alphabetischem nach Schlagwörtern abgefaßtem Materienregister. gr. 16. Prag. H. Mercy.

B. Schriften deutschböhm. Schriftsteller,

welche anderswo erschienen sind:

Bolzano Dr. Bernh., Erbauungsreden an die akademische Jugend, herausgegeben von einigen seiner Freunde, bevorwortet von Dr. F. Přihorsky. Neue Ausgabe. 4 Bde. 8. Troppau. Kolik.

Czermak Prof. Joh., Über den Spiritus asper und lenis und über die Flüsterstimme nebst Bemerkungen zur phonetischen Transcription der Kehlkopflaute. gr. 8. Wien. (Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der k. Akademie d. Wissenschaften.) C. Gerold in Comm.

Hartmann Moritz Der Krieg um den Wald. Eine Historie in zwölf Kapiteln. I. (Hausschatz deutscher Erzählungen 1. Heft) 8. Stuttgart. E. Ebner.

Herbert Lucian, Erinnerungen an Leopold den Ersten König der Belgier. 8. Leipzig. W. Grunow.

— — Nikolaus und Metternich. Roman und Geschichte. Erste Abtheilung: Kaiser Alexander und Großfürst Constantin. 2 Bde. 8. Leipzig. W. Grunow.

Kisch Heinrich, Die Balneotherapie der chronischen Krankheiten. Ein Handbuch für praktische Ärzte. Erste Abtheilung: Krankheiten der Digestions- und Harnorgane. gr. 8. Wien. W. Braumüller.

Meißner Alfred, Novellen. Zweite Ausgabe. 2 Bände. 8. Leipzig. W. Grunow.

C. Werke über Böhmen.

Dinter G., Die Heilquellen von Teplitz und Schönau in ihrer Anwendung und Wirkung. 16. Dresden. W. Türk.

Eiselt J. N., Der Johannesbader Sprudel in Böhmen. Neue Ausgabe mit Stahlstich. gr. 8. Troppau. Kolik.

Pöppelmann, Dr. Ludwig, Johann von Böhmen in Italien 1330—1333. Ein Beitrag zur Geschichte des XIV. Jahrhunderts. gr. 8. Wien. (Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften.)

Sammlung von Gebräuchen.

Herr Dr. Wilhelm Mannhardt, Privatdocent an der Berliner Universität, d. Z. in Danzig (Heumarkt Nr. 5) beabsichtigt, die agrarischen Gebräuche des deutschen Volkes zu sammeln und für die Wissenschaft zu verwerthen. Zu diesem Ende hat er an alle deutschen Gymnasien, Seminarien und Vereine ein Circular versendet, welches die Frage enthält, um deren Beantwortung er bittet.

Namentlich wünscht Herr Dr. Mannhardt darüber Aufschluß zu erhalten, welche Gebräuche bei der Ackerbestellung, beim Säen, bei der Ernte beim Mähen des Grases, beim Flachs- und Hanfbrechen, und beim Ausdreschen des Getreides in Uebung sind, welche abergläubischen Schutzmittel man gegen Blitz und Hagelschläge, gegen Käfer, Mäuse, Ratten und Maulwürfe angewendet hat, welche gespenstigen Wesen im Kornfelde wohnen sollen (Kornmuhme) u. s. w. Es wäre in der That wünschenswerth, daß jene Mitglieder des historischen Vereins, welche Gelegenheit haben, die Sitten unseres Volkes zu beobachten, den genannten Gelehrten in seinem schönen Streben unterstützen und ihm ausführliche Berichte aus ihren Gegenden zusenden wollten.

Sie werden gebeten, sich schriftlich an Hrn. Dr. Mannhardt selbst zu wenden, welcher gern bereit ist, ihnen das Circular mit den Fragen zu übersenden. Wer sich übrigens genauer unterrichten will über Zweck dieser Sammlung und die Art ihrer Durchführung, dem empfehlen wir die neueste Schrift des genannten Gelehrten: Roggenwolf und Roggenhund, Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Zweite Auflage. Danzig, 1866. Ziemssen.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden mit 16 fl. honorirt.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. $5\frac{1}{2}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8 $4\frac{1}{2}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von **Dr. Ferd. Hecht**. Gr. 4. $16\frac{3}{4}$ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stofffammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. $3\frac{1}{4}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. $9\frac{1}{4}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von **Dr. Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. $15\frac{3}{4}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Dieffenhoven.

Herausgegeben von **Prof. K. A. C. Höfler**. Gr. 4. $3\frac{1}{4}$ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Nr. II. & III.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

II. Heft.

1. Die Deutschböhmen und die přemyslidische Regierung. Von Dr. Ludwig Schlesinger.
2. Die Industrie bei Radnitz. Von Karl Feistmantel.
3. Leitmeritz von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Cechisirung. Von Julius Lippert.
4. Miscellen: Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohns aus dem Jahre 1511. — Der Kindermord zu Betlehem oder Herodes und die heil. drei Könige.

III. Heft.

1. Die Deutschböhmen und die Regierung Heinrichs von Kärnthen. Von Dr. L. Schlesinger.
2. Die Ferdinandeische Landesordnung. Von Karl Ritter von Limbek.
3. Skizzen aus dem Böhmerwalde: Vom Lusen zum Rachel. Von L. s. r.
4. Leitmeritz. Von Julius Lippert. (Fortsetzung.)
5. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I. 1. Stock.

(Ausgegeben am 1. Dezember 1866.)

Prag,

In Commission der Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.

Leipzig,

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Zweites Heft.

Vorstand und Ausschuß des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen sehen sich genöthigt, den H. H. Vereinsmitgliedern die Trauerkunde zu eröffnen, daß ihr erster Präsident Herr

J. U. Dr. Franz Pelzel,

beeideter Landes-Advokat, emeritirter Decan des juridischen Doctorencollegiums, ehem. Vicepräsident der Advokatenkammer Böhmens, Mitglied humanistischer und gelehrter Vereine, geboren am 11. Mai 1809,

gestern Abend nach langem Leiden, aber kurzem Krankenlager ruhig und sanft, wie er lebte, im Herrn entschlafen ist.

Die unermüdliche Thätigkeit, die Umsicht und Ruhe, mit welcher der Verstorbene die Interessen des Vereines von dessen Anbeginn an förderte, seine rege Theilnahme an Allem, was die Entwicklung des deutschen Rechtes in Böhmen betraf, die große praktische Erfahrung, welche er mit gelehrter Kenntniß verband, die Trefflichkeit seines Charakters, die Ausdauer und Besonnenheit in Allem, was er unternahm, seine Bescheidenheit, sein ungeheuchelter patriotischer Sinn, machen seinen Verlust nicht blos im höchsten Grade für uns schmerzlich, sondern geradezu unersetzlich.

Er starb in nichts weniger als hohem Alter, gebeugt durch ein längeres schmerzliches Leiden, gebrochen durch die zermalmenden Ereignisse der letzten Monate, die ihn bis in das Herz verwundeten. War es ihm in seiner Kindheit beschieden, die furchtbaren und doch nicht vernichtenden Schläge, welche die Napoleonische Periode gegen unser geliebtes Vaterland führte, zu erleben, so war es ihm später vergönnt, sich an der Wiederherstellung, der Aufrechterhaltung, dem Glanze eines einheitlichen, großen Oesterreichs, woran sein Herz mit aller Inbrunst hing, zu freuen.

Die um sich greifende innere Zerklüftung der letzten Jahre, die Gefahr, welche daraus dem deutschen Volksstamme und dem einheitlichen Charakter der Monarchie droht, veranlaßten ihn im Bunde mit Gleichgesinnten in der ihm zunächst gelegenen Sphäre an der Bildung eines Centrums zu arbeiten, welches die Deutschen in Böhmen zu gemeinsamem Verständniß, zum Ruhme und Heile des engeren Vaterlandes umschlösse, und dessen Wirken, seit 5 Jahren von ihm geleitet, sich friedlich über Böhmen erstreckt, so daß es bereits eines jener Bande geworden ist, durch welches der geistige Zusammenhang mit den außeröesterreichischen Deutschen ermöglicht, ja erhalten wird.

Möge das Andenken an den theueren Todten noch lange im Gedächtniß derer leben, die ihn kannten, die ihn, weil sie ihn kannten, auch ehrten und liebten. Der Verein wird sich bemühen durch Herausgabe seines literarischen Nachlasses dasselbe auch in weiteren Kreisen zu befestigen.

Prag am 29. Oktober 1866.

Die Deutschböhmen und die premyslidische Regierung.

(Schluß.)

Von

Dr. Ludwig Schlesinger.

(Die Brandenburger kommen zum ersten Mal nach Böhmen; Einseitigkeit der Chronisten; Urtheil über die Königin Kunigunde und Otto von Brandenburg. Rudolph von Habsburg in Böhmen. Wenzel II. und seine Verdienste um die Deutschböhmen: der Hof, der Adel, das Bürgerthum; die gesetzgeberische Thätigkeit Wenzels, Handel und Gewerbe, Klöster. Wenzel III.)

Als im Jahre 1278 am 26. August Premysl Otakar II. sein tapferes Leben auf dem Schlachtfelde von Dürnkrut ausgehaucht hatte, ergriff die Deutschen in Böhmen die tiefste Trauer und allgemeines Herzeleid. War doch der gefallene König ihr innigster Freund gewesen, hatte doch gerade er das deutsche Städtewesen, das deutsche Bürgerthum in seinen Landen mit aller Kraft gefördert, hatte doch er, wie keiner seiner Vorfahren, die Industrie und den Handel vom Reiche draußen herein gelenkt, und waren ferner die freien deutschen Bauernkolonien vorzugsweise sein Verdienst gewesen. Deßwegen grollte ihm auch der einheimische Adel, den besonders die Organisirung eines neuen autonomen Standes, des deutschen Bürgerthums, zur Erbitterung reizte, um so mehr, als sich dieses bald als enger Bundesgenosse der Krone und als gefährlichster Feind des Feudalismus entpuppte. Dieser Adel war mit Schuld an der blutigen Katastrophe vom Marchfelde; nicht mit Unrecht hatte die Klosterfrau Agnes dem Könige beim Abschied die prophetischen Worte gesagt: „Du wirst gehen, aber nicht zurückkehren, weil alle Deine Herren wider dich sind.“[1]) Voreilig aber waren die Triumphe, die jetzt die Herren über der blutigen Königsleiche hielten, weil sie nicht bedachten, daß der deutsche König Rudolph von Habsburg der Sieger geblieben, daß dieser so eben seine Heeressäulen gegen Böhmen in Bewegung setze, und daß er sicherlich nicht Willens sei, die selbstsüchtigen Bestrebungen des hohen Adels zu begünstigen. Aber wenigstens beuteten die Herren die große Verwirrung des Augenblickes aus, um eine Menge der jetzt unvertheidigten Krongüter, auf die sie ja längst die sehnsüchtigen Blicke gerichtet hatten, an sich zu bringen. — Wie sich König Rudolph zur Nationalitätenfrage stellen würde, konnte man beiläufig aus seinem Auftreten in Mähren entnehmen, wo er den daselbst von den Deutschen gegründeten Städten sich höchst freundlich erwies und ihnen allerlei Freiheiten und Vergünstigungen gewährte.[2]) Als er in Böhmen angelangt war, beseitigte er im Caslauer Vertrage (1278) die eigentlich nationale Partei mit ihren Ansprüchen auf die Regierung und ernannte zum Reichsverweser des Landes für die nächsten fünf Jahre den Markgrafen Otto von Brandenburg, den Schwestersohn des erschlagenen Otakar II.

Es erfolgte die erste Occupation Böhmens durch die Brandenburger, die von den einheimischen Geschichtschreibern nicht minder grell geschildert wird, als die späteren während der schlesischen Kriege und die uns wohl im Andenken stehende des Jahres 1866. Für das Deutschthum in Böhmen schien die neue Regierung zunächst eine günstige werden zu wollen. Die deutsche Bürgerschaft verband sich mit dem Markgrafen von Brandenburg, der nicht unterließ ihre politischen Rechte zu wahren und zu mehren, ihre Besitzthümer zu vergrößern, und den Traditionen der Krone gemäß sich mit ihnen in enger Bundesgenossenschaft zum Kampfe gegen den mächtigen Adel erhob. Das deutsche Element verstärkte sich in diesen Zeiten

1) Neplach Dobner Monum. IV. 116.

2) In Böhmen bestätigte er am 7. Juni 1279 die alten Egerer Stadtrechte. U. a. bei Jireček Codex jur. bohem. p. 209.

ferner durch mächtigen Zuzug aus dem Mutterlande. Die Anzahl der Einwanderer schien die Anzahl der Mücken zu übertreffen, sagt der Chronist, und es nahm den Anschein, als ob damals das Land ganz deutsch werden sollte. Von diesen soliden Einwanderern sind wohl zu unterscheiden jene Landstreicher, Heeresnachzügler und anderes Gesindel, das bei der brandenburgischen Invasion auftauchte und sicherlich nicht von den deutschen Bürgern bereitwillig aufgenommen wurde, wie Tomek meint,[1]) vielleicht schon deßwegen nicht, weil seine Nationalität nicht immer die deutsche war.

Mit Hilfe der Prager Bürgerschaft bemächtigte sich Otto, der bisher nur die Burg von Prag inne hatte, auch der eigentlichen Stadt, wo die Königinwittwe trotz des Trauerjahres glänzenden Hof hielt. Daß nun der Brandenburger Markgraf die Königin und ihren Sohn Wenzel, seinen Mündel, gewaltsam gefangen nahm und in der Nacht vom 25. Januar 1279 in eiliger Fahrt auf die Burg Bösig bringen und allda bewachen ließ, hat man ihm wiederholt als einen Akt barbarischer Grausamkeit vorgehalten. Näher bei Lichte besehen, findet jedoch Otto's Vorgehen gar manigfache und triftige Entschuldigungsgründe. Die Königinwittwe Kunigunde befleckte das ruhmvolle Andenken ihres Gemahles durch einen unwürdigen Lebenswandel; die leichtsinnige Wittwe, der im Caslauer Vertrag Troppau als Aufenthaltsort angewiesen worden war, erfreute sich zu Prag eines lustigen Lebens in der Mitte einer glänzenden Umgebung, während das Land oder wenigstens die Bürgerschaft noch in tiefer Trauer über den Tod des geliebten Königs stand. Die Königin lebte nach dem Zeugnisse eines gleichzeitigen Chronisten schon damals mit ihrem Liebhaber Zawisa von Falkenstein, der in seinem Ehrgeize nach der Regierung strebte.[2]) Wohl weinte Kunigunde mit ihren beiden Kindern über Otakars tragischen Untergang, wohl ergibt sich aus ihrem Briefe an Rudolf von Habsburg (im Jäner des Jahres 1279) eine gewisse Zärtlichkeit für ihre Kinder, aber „ob das Leidwesen der Fürstin aufrichtig war," sagt der gleichzeitige Geschichtschreiber und Mönch von Fürstenfeld, „kann nur derjenige wissen, dem kein Geheimniß verborgen ist. Denn man konnte ihr den Tod des Königs gewissermaßen zuschreiben, da sie ihn durch ihre Vorwürfe in die Gefahr, in der er umgekommen ist, gestürzet, um sich ihrer Leidenschaft zu Zawisa desto freier zu überlassen." Noch schwerer aber wiegt desselben Chronisten Erzählung von dem Vergiftungsversuche, durch welchen die Königin den Thronerben beseitigen wollte. „Auf einmal," berichtet der Mönch von Fürstenfeld, „fing der junge König zu kränkeln an, so daß die Nachricht davon auch ins Volk dringt. Das Leidwesen wird allgemein, die Familie am Hofe geräth in Bestürzung, in der Stadt aber meint die Volksstimme, die Königin selbst habe dem Prinzen die todbringende Schlinge gelegt, und man will auch bereits die näheren Motive wissen. Die gerufenen Aerzte eilen sogleich herbei und suchen aufs Sorgfältigste die sonderbare Krankheit des Königs zu ergründen." „Wir studirende Knaben," fährt der Mönch fort, als Augenzeuge zu erzählen, „dringen, wie es unser Alter mit sich bringt, ohne Scheu überall vor,

1) Tomek: Geschichte Böhmens 137. Daß die Deutschen die brandenburgischen Soldaten, d. i. die Diener des vom deutschen König eingesetzten Reichsverwesers bereitwillig aufnahmen, kann ihnen nur zur Ehre gereichen.

2) Böhmer fontes rer. germ. I. p. 9. „Et ideo mortis regis parvi pendit, ut post eius obitum soluta a vinculo martiali possit illi (Zawisch) decentius sociari." — Böhmer hat die Chronica de gestis principum (erste Ausgabe bei Oefele) verbessert herausgegeben und zugleich nach Lipowsky nachgewiesen, daß keineswegs der Abt Volkmar, wie man bis jetzt annahm, der Verfasser gewesen ist. — Palacky (II. 310) versetzt die Entstehung des Verhältnisses der Königin zu Zawisa erst in die Zeit nach der Flucht vom Bösig und in den Aufenthalt von Troppau, bis wohin Kunigunde „tadellos" gewesen sei. Palacky hat dafür kein positives Zeugniß und macht es sich leicht mit dem ausdrücklichen Stellenbeleg aus dem Mönch von Fürstenfeld, indem er sagt, „daß dessen angestellte Vermuthungen verläumderisch waren." Andere, wie Pubitschka, halten sich an das positive Zeugniß des Chronisten.

und laufen eiligst auf den Berg. Als wir in dem königlichen Palast angelangt waren, sehen wir den König auf Befehl der Aerzte an den Füßen aufgehängt und mit dem Kopfe gegen unten geneigt, damit er sich erbreche und das Gift, das er getrunken oder gegessen, von sich gebe. Mit Mühe und nur mit Gottes Hilfe entrann er endlich der Gefahr des Todes. [1])

Hatte nach diesen Vorgängen Otto nicht das Recht oder vielmehr die Pflicht, seinen Mündel in Sicherheit zu bringen und die Königin, die ihr Blut verleugnete, in Gefangenschaft zu setzen, um ihre verbrecherischen Gelüste nach der Regentschaft unschädlich zu machen? Und zeugt nicht der Umstand weiter gegen die Königin, daß sie die ihr nach und nach gewährte Freiheit zur Flucht auch o h n e den Sohn benützte, daß sie dann in Troppau ihr altes lockeres Leben wieder aufnahm und nunmehr sich mit ihrem Liebhaber vermählte, mit Zawiša von Falkenstein, dem größten Feind und Hauptverräther ihres gefallenen Mannes? — Ueber die Behandlung, die Wenzel Seitens seines Vormundes zu erdulden hatte, ist auch Vieles übertrieben worden. Die verläumderische Phantasie konnte hier um so thätiger sein, da man fast gar Nichts darüber in Erfahrung brachte, und man nicht einmal wußte, wo der Prinz war. Daß ihn Otto dem Einflusse des unruhigen Adels zu entziehen suchte, finden wir nur klug. Daß die Erziehung unter Otto doch nicht so ganz schlecht gewesen sein muß, ersehen wir schon daraus, weil aus dem Prinzen ein frommer, gelehrter und thatkräftiger König wurde, der mit seinem angeblichen Jugendpeiniger in ganz freundlichen Beziehungen stand. [2])

Als gegen Ende des Jahres 1279 Otto von Brandenburg triftiger Gründe wegen in seine Heimath eilte und als seinen Stellvertreter den Bischof Eberhard von Brandenburg einsetzte, benützte der Adel die Gelegenheit, um einen Hauptschlag zu führen, sowohl gegen die brandenburgische Fremdherrschaft als auch gegen das verhasste deutschböhmische Bürgerthum. Es wurde jetzt zum ersten Male zugleich ein blutiger Racenkampf im Lande heraufbeschworen, indem der Adel die čechische Bevölkerung zum Sturme aufbot gegen die „Fremden." Aber an den starken Mauern der königlichen Städte prallten die kriegerischen Versuche der Junker und ihrer unebenbürtigen Genossen vergeblich ab, und der deutsche Bürgersmann zeigte jetzt, daß auch er die Waffe mit Erfolg zu führen im Stande sei. Der Deutschböhme kämpfte für die gerechte Sache, nämlich für den rechtsmäßigen, vom deutschen König eingesetzten Landesverweser, aber er war sich auch zugleich bewußt, daß es sich um die Existenz seines unter den letzten Königen so geförderten Standes handle. Unklarer in ihren Zielen war die čechische Landbevölkerung, sie unterstützte den Adel im Kampfe, hatte es aber mehr auf die „Fremden," auf die „Deutschen" abgesehen, während der Adel nur den autonomen Bürgerstand, abgesehen von seiner Nationalität, zu bekriegen suchte. Weil so der Kampf, im Kerne ein Standeskampf, zum Racenkrieg für einige Betheiligte künstlich verwandelt wurde, deßwegen war er so blutig und verheerend. Auf welcher Seite die Plünderungen oder die Verluste größer waren, ob die Ausfälle aus den Städten oder von den Burgen herab, mehr Verderben im Gefolge hatten, wer kann das entscheiden? Darum muß auch ganz und gar die Ansicht zurückgewiesen werden, als ob während dieses Krieges nur die Deutschen sich der Raub- und Plünderungslust im Uebermaße

---

1) Böhmer fontes I. p. 9. Schon Pubitschka (IV. 2, p. 463) sagt: „Volkmar hat so umständlich darüber geschrieben, daß die Sache sehr glaubwürdig wird." Nach der Ansicht Palacky's müßte der Mönch von Fürstenfeld der frechste Lügner gewesen sein.

2) Wie schon die alten Nachrichten in dieser Hinsicht widersprechend sind, so hatte Palacky auch keine besonders gute stylistische Stimmung, als er schrieb (II. 1. p. 365): „Obgleich seine Erziehung unter dem Markgrafen von Brandenburg gänzlich vernachlässigt worden war, u n d e r w e d e r s c h r e i b e n n o c h l e s e n k o n n t e, so erwarb er sich doch im Umgange mit gebildeten Männern viele Kenntnisse, sprach fertig Latein und c o r r i g i r t e s e l b s t d i e A u f s ä t z e seiner Notare."

ergeben hätten. Diejenigen, welche solches behaupten, stützen sich auf Dalimil und Hajek, oder, wenn sie gründlicher sein wollen, auf die Fortsetzer des Cosmas. Aber gerade die letzteren sind von einem solchen glühenden Deutschenhaß erfüllt, daß von ihnen „Grausamkeit und Wuth gegen die Cechen" als selbstverständliche Attribute der deutschen Nation angesehen werden. [1]) So wird zum Jahre 1278 (die Zeitbestimmungen sind meist unrichtig) erzählt, wie die Deutschen namentlich gegen die Klöster ohne Gnade und Erbarmen gewüthet hätten; da werden mit großer Genauigkeit, die Niemand controlliren kann, ganz in der Weise unseres neuesten Zeitungsstyles haarsträubende Fälle von Requisitionen und Contributionen constatirt, und immer wieder wird Alles den Deutschen zur Last gelegt. [2]) Die ärgsten Blutsauger natürlich waren der Markgraf und der Bischof; vom ersten wird ein langes Histörlein erzählt, wie er mit List der Domschätze sich bemächtiget habe, als ob er gerade die List nothwendig gehabt hätte; der Bischof dagegen soll es besonders auf die Herrn Canonici und ihre fetten Pfründen abgesehen haben! — Wir mögen nicht verkennen, daß die Noth und das Elend in unserm Vaterland damals unsäglich gewesen, aber es muß bemerkt werden, daß ein großer Theil der Schuld auf die Cechen und ihre adeligen Führer selbst geschoben werden muß. So haben nicht die Deutschen, sondern die andere Partei gegen die Klöster gewüthet, denen sie als deutschen Institutionen gram genug gewesen sind. So thaten sich besonders in Wildheit gegen ihre eigenen Landsleute jene böhmischen Schaaren hervor, welche aus dem Kriege wider Rudolf von Habsburg heimgekehrt waren. Von ihnen sagt der Königssaaler Chronist ausdrücklich: „Die böhmische Nation hat die verderbliche Gewohnheit, daß sie, so oft sie wider den Feind auszieht oder von einer Unternehmung zurückkehrt, das eigene Land schlimmer behandelt, als der Feind selbst; und so werden die Beschützer des Vaterlandes die Verwüster desselben." [3]) Pubitschka erwähnt eine Urkunde vom 6. Januar 1281, die

1) Pertz SS. IX. p. 198: „At illi saxis rigidiores, sicut est saevissima natura Theutonicorum .... p. 201: Episcopus vero Bramburiensis .... furore nimio succensus, sicuti mos est Theutonicorum zelo nimio saevire in Bohemos." Leicht ließe sich die Phraseologie vermehren.

2) Pertz SS. IX. p. 20, 39. Der Chronist wird sogar an die Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian erinnert. Hajek schreibt ihn nach, aber nicht ohne neue Erfindungen hinzuzufügen. So erzählt er 460: „Das böhmische Volk, welches in den Dörfern und offenen Märkten wohnte, verließ seine Wohnungen und floh mit Weib, Kindern und Vieh in dicke Wälder und erhielt sich, wo sie konnten und mochten, mit großer Mühseligkeit so lange, bis ihnen der Winter und der Schnee übern Hals kam, allermeist wurden sie von den Deutschen, nicht anders als von Spürhunden ausgeforscht, gefangen, beraubt, ausgezogen und wunderbarlich gemartert, damit sie bekennen sollten, wo sie etwas übriges hätten. Und welche nichts zu geben hatten, denen zog man die Hadern von den Hälsen, nicht allein die Röcke, sondern auch die Hembder, und sie mußten Stücke und andere von Schilf geflochtene Schürtze anziehen, damit sie nur ihre Scham bedecken konnten. Etliche aber haben sich mit ihrem Weib und Kindern in den hohen Gebirgen und Felsen aufgehalten, da sie vor dem Feinde sicher zu sein vermeinten und enthielten sich bei dem Feuer, bis ihnen die Kleider von dem Halse, vom Feuer und Regen vermoderten, daß sie endlich nackend herum, in großem Hunger gehen mußten. Bisweilen gingen sie vom Gebirge und spürten, ob sie jemands auf der Straße ansichtig würden, damit sie ihn fahen, binden und in ihre Spelunken führen, und daß sie ihn tödten, zu Stücken hauen, braten oder sieden, also essen und sich in seine Kleider theilen möchten. Also ist in Böhmen durch diese Deutschen eine große, übermäßige Bosheit im Schwunge gegangen. Um die Stadt Melnik pflegten sie die armen Bauern dieser Gestalt zu peinigen, sie banden ihnen Hände und Füße und legeten ihrer Fünf oder Sechs auf ein Wagengestelle, nicht anders, als wie die Getreidegarben und schätzten sie. Wenn sie sich dann mit Nichts zu lösen hatten, ließen sie die armen Bauern also von den Höhen in die Elbe hineinrollen und ersaufen. Hiemit trieben die Deutschen ihr Kurzweil."

3) Dobner Mon. V. p. 38. „Est enim gentis huius nostre consuetudo pessima, vel potius coruptela, quod cum contra hostes venire, vel forsan redire ab eisdem properat, terram propriam hoste severior vastare festinat, et qui hostium esse debuerat propulsator, vicinorum suorum hostilis efficitur populator." — Die Art der böhmischen Kriegsführung war übrigens im Mittelalter als eine der grausamsten bekannt, und nicht erst der Hussitenkrieg machte die böhmische Soldateska so verrufen. Man vergleiche nur, was schon Palacky zusammengestellt: I. 314, 401, 466, 468.

einen scharfen Befehl Otto's von Brandenburg an die böhmischen Barone und Edelleute enthält, die Cisterzienser von Güldenkron nicht mehr zu beunruhigen, vielmehr sie als rechtmäßige Besitzer ihrer Güter in Schutz zu nehmen.[1]) Auch aus der gleichzeitigen Geschichte Mährens wissen wir, daß nicht die Deutschen, sondern der Adel gegen die Klöster sich feindselig benahm, so Adalbert von Sternberg und später auch Andere gegen die Olmützer Kirche und das Kloster Hradisch.[2])

Die Beilegung des jammervollen Streites geschah gegen Ende des Jahres 1280 durch die Intervention Rudolphs von Habsburg, dem wahrscheinlicher Weise um die Herrschaft seines Schwiegersohnes bange wurde. Otto von Brandenburg kehrte nach Böhmen zurück und berief einen Landtag ein, der von Weihnachten bis zum neuen Jahre abgehalten wurde. Zum ersten Male, so viel wir wissen, erschienen auf diesem denkwürdigen Landtage nebst dem Bischofe, den Herren und Rittern auch die Vertreter der königlichen Städte, was damals soviel bedeutete, als Abgeordnete der Deutschböhmen. Schade, daß wir nicht durch Aufzeichnungen in die Verhandlungen und Debatten dieser Versammlung eingeweiht werden. Wir kennen nur die Resultate, die in folgenden auf einem Compromniß der Parteien beruhenden Beschlüssen bestehen: Otto von Brandenburg wurde neuerdings als Vormund des jungen Königs anerkannt, und ihm noch einmal der Eid der Treue und des Gehorsams geleistet. Die stellvertretende Regierung für ihn sollten der Bischof Tobias und Diepold von Riesenburg führen. König Wenzel kehrt, so war es bestimmt, bis zum 1. Mai in sein Vaterland zurück, allwo er unter der Aufsicht des Bischofs Tobias, einiger böhmischer Herren, einiger Brandenburger und einiger Prager Bürger seinen Sitz auf dem Prager Schlosse aufschlagen solle. Dem Markgrafen seien bis zum nächsten Mai 15000 Mark zu entrichten, wogegen dieser der Königin Kunigunde nicht ohne ironische Anspielung auf ihre Liebesverhältnisse[3]) 1200 Mark jährlicher Einkünfte zusicherte. Endlich wurde zur Beruhigung des Landes die Bestimmung getroffen, daß alle „ausländischen Deutschen, welche nach Böhmen gekommen seien des Beutemachens wegen, binnen drei Tagen ohne Versäumniß das Land zu verlassen hätten, frei und ohne jedes Hinderniß — falls sie nicht gestraft sein wollten, wie Diebe oder Räuber."[4]) — Dem letzten Beschlusse gemäß verschwanden denn auch bald die Beute machenden Landstreicher aus Böhmen, wohl auch zur Freude der Deutschen des Landes. Dem Prager Domherrn, unserm Chronisten, erleichtert sich merklich die bedrückte Brust; er erzählt mit Eifer, freilich Alles in einen Topf werfend, wie die Deutschen schnurstracks, als ob von einem giftigen Pfeile verwundet, sich aus dem Lande wegstahlen, gleich den Fledermäusen, die vor der aufsteigenden Sonne dem Rauche ähnlich verschwinden.[5])

Der Prinz kam nicht zur bestimmten Zeit ins Land, Otto entschuldigte sich mit wichtigen Geschäften, die seiner Reise nach Böhmen Hindernisse in den Weg legten. Inzwischen wurde ein neuer Landtag gehalten, dessen Beschlüsse dem Adel unmöglich angenehm sein konnten. Denn er mußte sich eidlich verpflichten, alle jene Güter an die Krone zurückzugeben, die einst in König Otakars II. Händen gewesen, und die nach dessen Tode von wem immer mit oder ohne Erlaubniß des Markgrafen annektirt worden waren. Ebenso mußten alle den Kirchen und Privatpersonen weggenommenen Besitzungen zurückgestellt und alle seit Otakars Tode errichteten Befestigungen im Lande geschleift werden. Das waren auf einmal harte Schläge für den Adel, der nun um so mehr Alles aufbot, eine andere

1) Pubitschka V. 479. — 2) Boczek: Mähren unter König Rudolph I. S. 37, 42.
3) Boczek: Mähren unter König Rudolph I. S. 82.
4) Das Edikt lautete nicht auf alle „in Böhmen nicht eingebürgerten Deutschen" wie Palacky (II. 1, 203) annimmt, sondern lediglich auf das Raubgesindel, wie der Chronist deutlich im Zwischensatze bemerkt: „Omnes Theutonici extranei, qui intraverunt Bohemiam causa praedae rapiendae." Das „libere et sine impedimentis" könnte allerdings auch mit „blank und ohne Geräthschaften" übertragen werden. — 5) Pertz SS. IX. p. 203.

Regierung als die des mißliebigen Brandenburgers zu erlangen. Aber erst im Jahre 1283, nachdem das Land noch die schrecklichste Hungersnoth von 1281 durchgemacht, und man dem Markgrafen viele schöne Burgen und Schlösser verpfändet hatte, kehrte der junge Wenzel in sein Vaterland zurück.

Die Jugend des Königs benützte sofort seine Mutter und Zawiša von Falkenstein, um die Regierung ganz und gar an sich zu reißen. Der Knabe wurde mit eitlen Spielereien hingehalten, während Zawiša sich immer mehr als König gebahrte, auch nachdem Kunigunde im Jahre 1284 gestorben war. Für das Deutschthum konnte diese Regierung, die eine exquisit nationale zu werden drohte, nicht erfreulich sein. Ueberdieß war Zawiša Vertreter des Adels und somit natürlicher Feind des Bürgerthums, das treu am alten Premyslidenhaus festhielt. Nur die abermalige Intervention Rudolphs von Habsburg rettete den König aus seiner kläglichen Abhängigkeit, die Deutschböhmen aber vor einer nationalen Reaction. Zwar führte der vom deutschen König angeregte Sturz Zawiša's eine große Adelsempörung herbei, allein sie endete mit dem Siege Wenzels und der Enthauptung seines rebellischen Stiefvaters vor der Burg Frauenberg (1290).

Nach so vielen Wirren und Unglücksfällen war die selbständige Regierung Wenzels II. eine wahrhaft beglückende für das Land. Mit Recht hat man den neuen König den „Friedensfürst" genannt; denn es war, als ob Alles aufathme nach so großen Kriegsnöthen unter der gütigen Regierung des zwar noch jungen, aber überaus einsichtigen Premysliden. Auch die Deutschböhmen lobten sich die nun eintretende Aera.

Wenzel war deutsch erzogen, hatte eine deutsche Gemahlin, die wackre Guta, Tochter Rudolphs von Habsburg, und ließ sich vom deutschen König, so lange dieser lebte, willig rathen. Wenzel schätzte die guten Eigenschaften und Vorzüge der deutschen Nation und liebte die deutsche Sprache. Der Königsaaler Chronist[1]) bewahrte uns in dieser Hinsicht einen immerhin erwähnenswerthen Zug aus des Königs Leben. Als sich nämlich Wenzel im Jahre 1300 in Gnesen befand, um die polnische Königskrone zu empfangen, hielt ein gewisser Bischof Johann[2]) in seiner Anwesenheit eine prächtige, lateinische Predigt. Peter, der Erzbischof von Gnesen, bekannt als eminenter Deutschenfeind, der unter andern die „Deutschen" nie anders als mit dem schmeichelnswerthen Attribute „Hundsköpfe" zu beehren pflegte, äußerte zum König: „Jener habe ganz ausgezeichnet gepredigt, wenn er nur nicht gerade ein Hundskopf und ein Deutscher wäre." Der König aber, dem diese Rede sehr mißfiel, erwiederte dem Germanophagen: „Wer so etwas sagen könne, habe eine noch bösere Zunge, als ein Hund, da die Zunge der Hunde nur Heil bringe, die seinige aber beiße und das Gift der Verläumdung ausströme." — Wir finden übrigens an Wenzels Hofe fast nur deutsche Rathgeber, so den Meißner Probst Bernhard von Kamenz, den Tempelritter Bernhard von Goppenstein aus Schwaben, Dietrich Abt von Waldsassen, Arnold Bischof von Bamberg und später Peter Aichspalter, den Probst von Wyschehrad, nachmaligen Kirchenfürsten von Basel und Mainz. Probst Bernhard verwaltete durch viele Jahre das Land, während der Templer Berthold wegen seiner neuen und nützlichen Reformen besonders gerühmt wird. Die meisten Verdienste aber, und zwar insbesondere um die Einrichtungen am Hofe, der nach dem Muster deutscher Hofhaltungen umgestaltet wurde, erwarb sich Arnold von Bamberg, welcher eigens zu diesem Zwecke auf Anrathen Dietrichs von Waldsassen berufen wurde. Würde Arnold heutzutage wirken, so würde man ihn einen der größten Germanisatoren, die je in Böhmen wirkten, nennen, und mich nimmt es deßwegen Wunder, daß er bis jetzt so ganz und gar den Verwün-

1) Dobner Monum. V. p. 133.
2) Brucsinensis wird er genannt; Petzel meint von Brüxen, Dobner liest: Prussicensis.

schungen der Pseudopatrioten entwischt ist. Arnold, heißt es beim Chronisten, [1]) eilte aus seinem Bisthum Bamberg herbei nach Böhmen, begleitet von einer Menge Kapelläuen und Rittern. Am Prager Hofe wurde er bald die Seele der Regierung, alter ego des Königs und da war's ihm ein Leichtes, die Seinigen mit wichtigen Aemtern, über die er schaltete und waltete, in erster Reihe zu bedenken. In den Burgen, in den Städten, bei Hof und bei Gericht saßen mit einträglichen Würden bedacht die Anhänger des Bischofs. Den einen ernannte der König zum Burggrafen, den andern zum Marschall, wieder andere zu Kämmerern, Hofrichtern u. s. w., gerade wie es Bischof Arnold wünschte. Ja so weit ging Wenzel in seinem Vertrauen, daß er seine eigene Dienerschaft bis zum Küchenmeister und Kammerdiener herab nach Arnolds Vorschlag wählte. — So kam es, daß unter Wenzel II. der böhmische Hof ein völlig deutsches Aussehen erlangte in einem höheren Grade, als unter irgend einem seiner Vorfahren. Die deutsche Sprache war daselbst die Umgangssprache, deutsche Sitten, Gebräuche, Spiele und Vergnügungen fanden immer größeren Eingang. Auch der Adel konnte dem germanisirenden Einflusse der Residenz nicht länger mehr entgehen; es zog ihn ja an den Hof hin, der an Pracht und Glanz noch selbst Otakars II. Zeiten übertraf. Die altčechischen Familiennamen des Adels verschwinden, und an ihre Stelle treten rein deutsche, in der Regel den Namen der Burgen entnommen, die deutsche Baumeister errichteten — sowie Sternberg, Rosenberg, Waldstein, Landstein, Klingenberg, Wartenberg, Hasenburg u. a. Zudem bemerken wir bereits in dieser Zeit, daß ausländische, rein deutsche oder wenigstens frühzeitig germanisirte Adelsfamilien bereits Besitzungen in Böhmen erlangt haben, so die von Schönburg, Seeberg, Biberstein, Ileburg, Klingenberg u. s. w.

Das deutsche Bürgerthum konnte unter einer solchen Regierung nur blühen und gedeihen. Der Bürger, der in den Unruhen nach Otakars II. Tode die Waffen in die Hand genommen hatte, um seine Freiheit, sowie die rechtmäßige Regierung zu vertheidigen, vertauschte nun mehr nach ruhmvollem Kampfe das Schwert mit den segensreicheren Instrumenten des Friedens. Der Handel, die Industrie erholten sich rasch und wurden in dem Maße erweitert, als die Monarchie unter Wenzel sich vergrößerte, das Bürgerthum selbst aber in allen seinen Freiheiten bewahrt und gefördert wurde. Man merkt deutlich, wie damals bereits der dritte Stand eine gewisse Pression nach oben ausübte, man merkt dieses insbesondere in der fruchtbaren Thätigkeit Wenzels in gesetzgeberischer Hinsicht, in seiner Münzreform, seiner Bergwerksordnung und seinen Erlässen über die städtische Verfassung Prags. Keinen größeren Dienst konnte Wenzel dem Handel leisten, als durch die gänzliche Reform des Münzwesens. Unsere Zeit nicht allein hat genugsam Gelegenheit, den Werth eines geordneten Geld- und Münzwesens schätzen zu lernen. Auch im Mittelalter litt gar oft die Bevölkerung durch gewisse Finanzoperationen der Regierung, namentlich durch die allenthalben beliebte Manipulation der alljährlichen Münzverschlechterung oder Münzherabsetzung. Unser Papiergeld mit all seinen Nachtheilen kann kaum nachtheiliger wirken, als eine derartige, oft wiederholte Münzverschlechterung, die nur dem Fürsten und mehr noch dem Münzpächter große Vortheile brachte. König Wenzel machte diesem eingerissenen Uebel ein und für alle Mal ein Ende. Im Jahre 1286 und 1287 stiftete er in Böhmen und Mähren eigene Münzstätten mit genauen Instruktionen, [2]) und im Juli 1300 ließ er die Prager Groschen herausgeben, die zum ersten Male den reellen Werth des Curses besaßen und somit nicht mehr durch einen Regierungserlaß herabgesetzt werden konnten. Deßwegen wurden diese neuen Prager Groschen, deren 60 auf die Prager und 48 auf die polnische Mark gingen, sehr rasch eine beliebte Münze, nicht nur in Böhmen, sondern auch im Auslande.

---

1) Dobner Monum. V. p. 69, sq. — 2) Jireček. Codex p. 218. sq.

Die nöthigen Silberschätze förderte das unter Wenzel vom Neuen aufblühende, deutsche Kuttenberg zu Tage, dessen große Ergiebigkeit selbst den Kaiser Albrecht reizte, der von Wenzel verlangte, entweder auf 6 Jahre ihm die Silberbergwerke zu überlassen oder 80.000 Mark für den bisher an das Reich nicht entrichteten Metallzehent zu erlegen. [1]) In dem über diese Forderung ausbrechenden Kriege vertheidigten sich die kuttenberger Bürger, die treu an ihrem König hielten, auf das Tapferste gegen Albrecht. — Für das Bergwerkswesen, das damals in Böhmen ganz deutsch war, interessirte sich Wenzel überhaupt sehr lebhaft. Beweis hievon ist neben andern der Codex von Bergwerksgesetzen, den er herausgeben ließ, wodurch den Kuttenbergern der Gebrauch des Iglauer Bergrechtes, welches die dortigen Schöffen geheim hielten, sowie die Berufung in Rechtssachen dahin erspart werden sollte [2]).

Daß Wenzel nicht, wie er es wollte, zur Beglückung des Landes, ein allgemeines Landesgesetzbuch einführte, daß ferner nicht schon damals (1298) Prag eine Universität, deren Gründung den König viel beschäftigte, erlangte, scheiterte rein an dem Widerstande des Adels, der durch allgemeine Landesgesetze seine Selbständigkeit oder wenigstens seine Vorrechte bedroht sah, in einer Hochschule aber nur eine Verstärkung des deutschen Clerus und des bürgerlichen Elementes erblickte.

Da König Wenzel die Entwicklung des Städtewesens sehr am Herzen lag, so konnte er nicht umhin, sein Augenmark in erster Reihe auf die Wohlfahrt der Prager Stadtgemeinde zu lenken. In dieser Zeit scheint sich die Stadt bei St. Gallus mit der Altstadt verbunden zu haben, so daß jetzt beide unter einem Richter standen. Letzterer wurde seitdem vom Könige ernannt, nicht nach dem Wortlaute des Sobeslawischen Privilegiums von den Bürgern gewählt. Dafür dehnte sich des Richters Gerichtsbarkeit auch auf Diebstahl und Mord aus, worüber früher nur der Fürst urtheilen konnte. Allmählich entwickelte sich in der Altstadt ein eigenes „Prager Recht," als dessen Kern das Sobeslawische Privilegium angesehen werden muß, während man sich auf der Kleinseite ausschließlich des Magdeburger Rechtes bediente. Selbstverständlich war in Prag und in den andern königlichen Städten die Bevölkerung oder wenigstens die Bürgerschaft deutsch. „Mit dem Ende des XIII. Jahrhunderts verbreiten städtische Urkunden, welche mit jedem Jahre in reicherem Maße zunehmen, über die Verfassung der Altstadt schon deutliches Licht. Es tritt uns da ein ausgebildetes Gemeindewesen entgegen. Ein Richter und Schöffen stehen der politisch berechtigten Bürgerschaft vor, sie ordnen autonomisch innere und äußere Verhältnisse, sie üben die höchste Gerichtsbarkeit über Gut und Blut. Weitaus sehende Handelsverbindungen werden geknüpft, deutscher Kunstfleiß, Handel und Gewerbe haben geschäftig ihren Boden gefunden. Schon treten mächtige Bürger- und Patrizergeschlechter hervor: Tausentmark, Friedinger, Stuck, Nikolaus de Turri, de Lapide, Wolflinus, Kornbuhel, Roczaner. Sie erlangen eine Uebermacht im Rathe und in der Verwaltung des Gemeindewesens; aus ihnen werden Richter und Rathsverwandte gewählt." [3])

Um gewisse Streitigkeiten zu schlichten, die im Schooße der Gemeinde selbst entstanden waren, setzte Wenzel am 4. September 1287 ein außerordentliches Gericht von sechs Prager Geschworenen ein, die im Einverständnisse mit der Bürgergerschaft gewählt wurden. Das Gericht, das ein Jahr lang bestehen sollte, erhielt

1) Im Jahre 1306 waren sie von solcher Ergiebigkeit, daß der siebente Theil des wöchentlichen Einkommens 1000 Mark betrug. — Wenzel kümmerte sich natürlich sehr um dem Betrieb seiner Bergwerke. So verlieh er beispielsweise denjenigen, welche ihre Kohlen nach Kuttenberg verkauften, ganz besondere Freiheiten.
2) Rößler Rechtsdenkm. II. p. XXVII.
3) Rößler Rechtsdenkm. I. p. XIX.

eine ausgedehnte Strafgewalt, und zu seiner Erleichterung wurde in der Stadt das Waffentragen verboten. Demselbigen Sechsmännergericht wurde eine weitere höchst löbliche Funktion übertragen, nämlich über billige Preise der Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu wachen. [1]) — Als in der Nacht des 4. April 1291 die Stadt durch eine wüthende Feuersbrunst zum großen Theil in Asche gelegt wurde, gewährte der mildthätige König den Bürgern auf mehrere Jahre hinaus Steuerfreiheit und that alles Mögliche, daß die Stadt wieder aufgebaut würde und zu ihrem alten Wohlstand gelange. So leicht die Ansiedelung in der Stadt für Fremde war, so wenig wurde der fremde Kaufmann begünstigt. Dagegen wurden dem Ansässigen immer neue Vortheile verliehen, was natürlich das Mittel zur Veranlassung neuer Niederlassungen war. So bestätigte Wenzel i. J. 1304 den beiden Prager Städten gewisse von den Schöffen erlassene Statuten, deren Inhalt zu Gunsten der Prager die Handelsfreiheit der Fremden fast ganz aufhob. Jeder fremde Kaufmann nämlich mußte nach diesem Privilegium, mochte er mit was immer für einer Waare nach Prag kommen, längstens binnen 5 Tagen nach seiner Ankunft entweder weiter reisen oder seine Waare aufbinden, d. i. zum Verkaufe auslegen, und zwar so, daß er, wenn er einmal aufgebunden hatte, mit dieser Waare nicht mehr aus der Stadt gehen durfte, wodurch er eben zu wohlfeilerem Kaufe genöthigt wurde. Zwei dazu von den Schöffen gewählte Männer mit einem ihnen beigegebenen Schreiber mußten zugegen sein, wenn der Kaufmann seine Waare aufband, um sie zu beschreiben und über Befolgung dieser Verordnung zu wachen. Zweitens durfte kein fremder Kaufmann einem Fremden verkaufen, sondern nur einem Bürger von Prag oder einer andern böhmischen oder mährischen Stadt. Hiesigen Bürgern war es streng verboten, mit den Fremden im Kaufe oder Verkaufe von Waaren Verbindungen einzugehen, d. h. ihnen zur Umgehung des Gesetzes durch Scheinkauf von dem einen und Verkauf an den andern behilflich zu sein. Zur Verhinderung solcher Verbindungen war es den Gastwirthen, die dazu am meisten Gelegenheit hatten, überhaupt verboten, von ihren fremden Gästen etwas zu kaufen oder ihnen zu verkaufen. [2]) Uebrigens erfloß aus der königlichen Kanzlei ein günstiges Edikt um das andere für den böhmischen Handel. Um die böhmischen Leinwandhändler zu unterstützen, verordnete Wenzel in den Brünner Stadtrechten, daß alle jene, die ihre Waaren auf den Jahrmarkt zu Brünn führen wollen, auf drei Wochen vor Pfingsten und eben so viel darnach daselbst die Niederlagen haben sollten. [3]) In der Handfeste, die der König den Brünnern am 13. Juli 1291 gab, bestimmte er, daß bei dem Jahrmarkte am Skt. Gallustage alle fremden Kaufleute, welche Waaren sie auch immer brächten, frei sein sollen von aller Mauth in Brünn und allen andern Mauthen 8 Tage vor Galli und 14 Tage darnach. [4]) Gleich nützliche Handfesten erließ Wenzel über die Wahl der Schöffen, Stadtsteuern, Stadtgerichtsbarkeit, Verfolgung der Räuber (1291, 13. März), über die Brückenmauth in Brünn (1293, 11. März). Den Zittauern erließ der König alle Zölle, wenn sie zum Prager Markt zogen. [5]) Einen Anhaltspunkt über das Wachsen des Verkehrs im Innern des Landes bietet uns folgende Notiz. Im Jahre 1285 lag der Wyschehrader Probst Peter mit dem Dekan, dem Custos und dem Schulkanonikus desselben Kapitels wegen des Zolls und anderer

1) Die Urkunde bei Rößler Rechtsdenkm. I. 167 und Jireček Codex 223. Die Namen der Sechs waren: Symon, genannt Stuch, Conrad Junossus, Lutolf der Sohn des schwarzen Bernhard, Theodorich, der Sohn des Wolflinus, Nikolaus Christina und Peter, genannt, Skeflerus. — Für die innere Verfassung von Prag sind von gleicher Wichtigkeit die beiden Schöffensatzungen von 1296 und 1297, (Rößler I. 171, 172) die Wenzel bestätigte. Vergl. Tomek Gesch. d. St. Prag 232.

2) Tomek Gesch. d. St. Prag 358.

3) Hübsch: Versuch e. Gesch. d. böhm. Handels. S. 129.

4) Rößler Rechtsdenkmäler II. 377.

5) Rößler Rechtsdenkmäler II. 377. sq.

Einkünfte im Streite. Es wurde endlich ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge sich der Probst auch die andere Hälfte der Einkünfte des Prachaticer Zolls vom goldenen Steg verwahrte, dagegen die Hälfte der sämmtlichen zur Probstei gehörigen Einkünfte, namentlich von Sitenice, Malečno, Zinec und Ujezd mit allen Höfen, Weinbergen, Obstgärten, sammt allen Rechten und Zugehör, sammt dem Zehent von Leitmeritz und Unterwyschehrad abtrat.[1]) — So förderte durch Verleihung von Privilegien und Freiheiten Wenzel allenthalben den böhmischen Handel, den insbesondere die Deutschen pflegten, und unterstützte auf diese Art auch indirect diese Nation.

Eine andere solche mittelbare Unterstützung der Deutschböhmen fand in der Stiftung von Klöstern Statt, die noch immer zumeist mit Deutschen bevölkert waren, und deren Wenzel einige hervorrief. Das Kloster der büßenden Jungfrauen zu Saras bei Brüx mag von ihm gegründet worden sein. Man weiß nicht genau die Zeit; in einem deutsch geschriebenen Briefe von 1281 verpflichtet sich der Convent des Klosters feierlich für Wenzels Seelenheil zu beten eines geschenkten Ackers wegen. — Als die Benediktinermönche, die auf der Kleinseite nächst der Thomaskirche von Otakar II. ein kleines Kloster erhalten hatten, sich in ihr Mutterkloster Brewnow zurückzogen, übergab Wenzel die verlassenen Wohnungen den Augustinereremiten. — Die wichtigste geistliche Stiftung Wenzels ist das Königsaaler Kloster; der König erfüllte hiemit ein Gelübde, das er wegen der Befreiung aus den Gefahren, die ihm Zawiša bereitete, einst abgelegt hatte. Der Abt Heidenreich von Sedlec, einer der beliebtesten Hopkapelläne und Abt Dietrich von Waldsassen machten den Platz bei Zbraslaw ausfindig, den Bernhard Propst von Meißen und Wenzel billigte. Zwölf Cisterzienermönche aus dem Kloster Sedlec bildeten unter dem neugewählten Abte Konrad die Stammbevölkerung des reichlich dotirten Stiftes; die Einführung derselben in das neue Kloster, dem Wenzel selbst den Namen „Königsaal" gab, ging am 20. April 1292 unter großen Feierlichkeiten in Anwesenheit des Königs und seiner Gemahlin Guta vor sich. Im Jahre 1296 wurde ein neues Wohngebäude für den Abt errichtet. Im folgenden Jahre legte König Wenzel in ausnehmend festlicher Weise den Grundstein zum völligen großartigen Umbau des Klosters und der Kirche. Der Chor der im Kreise stehenden Ordensleute begleitete die feierliche Handlung, und der Erzbischof von Magdeburg hielt hernach auf der für den Hauptaltar der Jungfrau Maria bestimmten Stelle das Hochamt, wobei ihm sieben Bischöfe, der von Prag, von Olmütz, Krakau, Meißen, Basel, Constanz, Lübeck und Freisingen assistirten. Geziert mit Krone und Scepter zeichnete der König nach demselben 240 Herren und Ritter aus Böhmen und andern Ländern durch den Ritterschlag aus. Königsaal blieb ein Lieblingsort des Königs, er hatte dort ein eigenes Wohnzimmer, er fand auch seine ewige Ruhestätte daselbst, als er i. J. 1305 das Zeitliche gesegnet hatte.[2])

Wir konnten nur in allgemeinen Zügen Wenzels II. Stellung den Deutschböhmen gegenüber kennzeichnen; wenn wir aber das Gesagte zusammenhalten, wenn wir ferner bedenken, daß Wenzel Böhmen ums Egerland vergrößerte, daß er über einen großen Theil des heutigen Königreiches Sachsen herrschte, daß er das Mundschenkenamt, sowie die Kurwürde des deutschen Reiches in voller Kraft ausübte, daß speciell durch seinen Einfluß die Königswahlen Adolfs von Nassau und Albrechts von Oestreich durchgesetzt wurden, so meinen wir in dem Premysliden, dem

---

1) Hübsch, Versuch u. s. w. S. 129. Der goldene Steg führte von Prachatic gegen Passau.

2) Dobner Monum. V. p. 80. 39. 125. 39. Noch unter Wenzels Regierung trat in das Kloster der Mönch Peter von Zittau, seit 1316 Abt daselbst. Ihm verdanken wir eine der wichtigsten Geschichtsquellen der damaligen Zeit in dem „Chronicon aulae regiae" (Dobner Mon. V.), von dem Meinert mit Recht bemerkt, daß seine Unvollkommenheiten sämmtlich durch Vorzüge aufgehoben werden, die kein anderes böhmisches Zeitbuch in diesem Grade in sich vereint und die das Königsaaler zu einer wahren Fundgrube des Mittelalters machen.

Schwiegersohn des einen deutschen Kaisers und dem Schwager des andern, einen durch und durch deutschen Fürsten zu erkennen, der selbst auch die Grundlagen seines Staates mehr im germanischen als im slavischen Elemente erblicken mochte.

Unter Wenzel III. erlitt das Deutschthum in Böhmen einige Verminderung durch die Verluste von Eger und Meißen. Im Inneren verstärkte sich der Adel, indem namentlich die Jugend aus diesem Stande dem leichtsinnigen König im Trunke gar manches Krongut und manches Dorf abzuschwatzen verstand. Konrad der Abt von Königsaal, des Vaters vertrautester Freund, redete dem Sohne ins Gewissen und ermahnte ihn zum ernsteren Leben. Der König ging in sich und war ernstlich gesonnen, eine neue Lebensweise zu beginnen. Man erzählt, er habe eines Tages eine Anzahl Töpfe in der Reihe vor sich hin aufgestellt, habe den einzelnen Töpfen die Namen derjenigen Herren gegeben, die ihm so viele unverdiente Belohnungen abgelockt hatten, habe sie heftig angesprochen und hierauf alle zu Boden geworfen. Die Umstehenden deuteten dieß Zeichen, wie der König mit den Herren selbst zu verfahren gedenke. Aber das Schicksal ließ dem Reuigen nicht mehr die Zeit zur Ausführung seiner Vorsätze. Am 4. August 1306 traf den Unglücklichen bei seinem Aufenthalte in Olmütz auf dem Wege nach Polen der Dolchstoß eines unbekannten Mörders. Mit ihm erlosch das alte, ruhmreiche Geschlecht der Premysliden in seinem Mannesstamme.

Die Industrie bei Radnitz.

Von **K. Feistmantel.**

Welchen Wechsel die Physiognomie einzelner Gegenden in oft kurzen Zeiträumen erleidet, wenn sich, angelockt durch geeignete Verhältnisse, oder durch Schätze der Natur, die erst ein wissenschaftlicher Fortschritt in den Kreis der Gebrauchswerthe erhebt, industrielle Thätigkeit in ihrer Nähe zu entfalten Gelegenheit findet, hat auch unser Vaterland in verhältnißmäßig neuer Zeit an mehreren Orten dargethan. — Wir kennen die Metamorphosen, die seit der allgemeineren Einführung der Steinkohle bei technischen Unternehmungen, und seit der allmäligen Beseitigung des Vorurtheiles gegen die Verwendung dieses Brennstoffes an Stelle des sich fort im Preise steigernden Holzes, in den kaum abgelaufenen letzten zwei Decennien die Umgebung von Kladno und Pilsen, und nicht viel länger jene von Radnitz erfahren haben.

Während bei Kladno und Pilsen sich der Einfluß einer immer mehr und mehr entwickelnden Industrie auf größeren Strecken, obwohl theilweise mit Unterbrechungen bemerkbar macht, zeigt sich bei der Umgebung von Radnitz der Wechsel der Verhältnisse auf einen kleinen Umkreis beschränkt, und derart concentrirt, daß seine Einwirkung fast mit einem Blicke zu übersehen ist. — Die durch ihre, bei 1500 Fuß hohe Lage, für den Landwirth nicht ergiebige, großentheils rauhe, vordem von den eigentlichen Verkehrswegen ziemlich abseits gelegene Gegend, hatte in dem Städtchen Radnitz, dem Sitze eines ehemaligen Patrimonialgerichtes, den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit und ihres Lebens.

Mit der wachsenden Bedeutung der Steinkohle ist dieser allmälig in die nächste Umgebung gerückt. Bei Radnitz sind mehrere, verschieden ausgedehnte, meist nicht große Steinkohlenbecken abgelagert, die theilweise mächtige Lager einer sehr guten Steinkohle enthalten, auf welche eben jetzt ein ziemlich lebhafter Bergbau betrieben wird. — Die durch diese Steinkohlenlager theils näher bekannt gewordenen, theils erst entstandenen Orte sind in erster Reihe Bras, Stupno, Wranow, wo vorzüglich die im Handel als Radnitzer bekannte Kohle gewonnen wird; dann Wegwanow, Lochowitz und Svina. — Bauwürdige Kohle ist außerdem bei

Darova vorhanden. — Das Vorkommen von Steinkohle in der Umgebung von Radnitz soll zwar schon im sechszehnten Jahrhunderte bekannt gewesen sein, und scheint auch eine theilweise Verwendung von Steinkohle statt gefunden zu haben, namentlich bei Chomle, östlich von Radnitz, wo ein Kohlenlager fast zu Tage ausgeht. — Aber erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fallen die Nachrichten über das Bekanntwerden der Steinkohle westlich von Radnitz, in dem heute ergibigsten, und reichlichen Erwerb gewährenden Braser Becken. In einem Wasserrisse der damals mit Wald bedeckten Gegend, zwischen Wranow und Wranowitz soll unter dem Besitzer der Herrschaft Radnitz, Grafen Joachim Sternberg, der erste Fund geschehen, und mit der entdeckten Kohle die erste Probe bei einem Schmiede in dem nahen Dorfe Wssenic gemacht worden sein. — Mehrere Jahre darauf wurde durch allmälig fortgesetzte Untersuchungen die ganze Ausdehnung des heute überall im Ausbaue begriffenen Steinkohlenbeckens erschürft. — Es haben sich an dieser Ausschürfung neben dem Besitzer der Herrschaft Radnitz, Insassen und Bergleute aus den umliegenden Dörfern und Unternehmer aus der Gegend von Horovic betheiliget. Unter ersteren wird noch heute ein Bergmann, Namens Hromadka, besonders genannt; letztere werden durch die, ein ziemlich ausgedehntes Grubenfeld innehabende Horowitz-Saliger'sche Gewerkschaft noch jetzt vertreten. — Beiläufig um dieselbe Zeit, und zwar im Jahre 1793, wurde auch östlich von Radnitz, das Vorkommen von Steinkohle bei Wegwanow durch Schurfarbeiten des k. Aerars festgestellt. Außerdem wurden Steinkohlenlager an mehreren anderen Orten in der Umgebung von Radnitz entdeckt, und so allmälig die Lager von Mossic, Svina, Lochowitz, Skaupy und Darowa, so wie bei Privětic erschlossen.

Aber überall wurde nur ein beschränkter, auf dem zufälligen, wechselnden Lokalbedarf beruhender, Bergbau betrieben. Dieser Bedarf erstreckte sich im Beginne des Bekanntwerdens der Steinkohlenlager fast ausschließlich auf die Verwendung bei der Fabrikation von Vitriolöl. — Allmälig nur bricht sich die Kohle auch außerhalb der Umgebung von Radnitz Bahn, und findet mehr und mehr bei dem gewöhnlichen Heizbedarf Eingang; aber, obwohl durch den, aus seinen wissenschaftlichen Leistungen bekannten Grafen Caspar Sternberg, schon vor mehr als 45 Jahren Versuche zur Benützung der Steinkohle bei der Eisenschmelzerei in dem damals bestandenen, ihm gehörigen Eisenwerke zu Darowa gemacht wurden, wird doch erst im Jahre 1842 Steinkohle von Radnitz nachhaltend bei der Eisenfabrication in dem neu errichteten, im selben Jahre vollendeten Walzwerke des Fürsten Fürstenberg, zu Althütten bei Beraun als Brennstoff eingeführt.

Bereits damals theilten sich in den Besitz des Braser Steinkohlenbeckens, westlich von Radnitz (damals bald Wranow, bald Stupno, auch Babka benannt) neben Grafen Sternberg, Graf Wrbna, Johann David v. Starck, die Horowitz-Saliger'sche Gesellschaft, Graf Wurmbrand (gegenwärtig Hr. Wanka in Pilsen), Baron Riese-Stallburg, und die Stark Liewald'sche Gewerkschaft; ein kleiner Theil war im Besitze der Stadtgemeinde Rokitzan. — Die anderweitigen Kohlenbecken waren zumeist von einem oder dem andern der genannten Besitzer occupirt; so Svina, Mosstic, ein Theil von Lochowitz durch Grafen Wurmbrand; Chomle und Darowa durch Grafen Sternberg; Privětic durch Joh. Dav. v. Starck; Wegwanow durch das k. Aerar, während sich außerdem hie und da kleinere Gewerke geringere Antheile am Kohlenbergbau erworben hatten.

Naturgemäß hat sich der Bergbau am schnellsten an jenen Orten entwickelt, wo die größere Mächtigkeit der Lager, die bessere Qualität der Kohle denselben am meisten begünstigte. — Dieses Vorzuges erfreut sich vor Allen das Braser Becken, und so hat sich auch hier von allem Anbeginne die größere Thätigkeit, der größere Verkehr entfaltet. — Bei dem Umstande, daß wie überall, so auch hier der Bergbau zumeist an dem Rande der Becken seinen Anfang nahm, und in geringeren Teufen umging, waren lange Haspel und Kübel die einfachen Hilfsmittel, die bei

der Gewinnung der Kohle in der ganzen Gegend von Radnitz in Anspruch genommen wurden. Nur vereinzelt kam der Pferdegöppel in Anwendung, wie auf der Graf Wurmbrandschen Grube bei Wranow. Der später steigende Absatz, das Vordringen des Bergbaues in größere Teufen, erforderten endlich kräftigere Anstalten, und so wurde im Jahre 1845 die erste Dampfmaschine von 10 Pferdekräften auf dem gräfl. Sternberg'schen Clementi-Schachte im Braser Becken aufgestellt, und der Weg für eine neue Aera der Industrie in der Umgebung von Radnitz eröffnet.

Bald folgten nun weitere Maschinen nach, und zwar:

im Jahre 1846 eine von 16 Pferden Kraft auf dem Mathildenschachte der Horowitz Saliger'schen Gesellschaft;

im Jahre 1848 eine 12 Pferdekräftige am Georgischachte des Johann Dav. Edlen von Starck;

m Jahre 1853 eine 10 Pferde starke, in der Grube des Grafen Wrbna;

m Jahre 1856 eine zweite, in den Gf. Sternberg'schen Bergbauen, 4 Pferde stark,

m Jahre 1857 eine von 10 Pferde Kraft, an dem im selben Jahre gebauten Maschinenschachte der Starck Liewald'schen Gewerkschaft;

im Jahre 1861 eine weitere 4 Pferde starke Maschine eben daselbst;

im Jahre 1862 eine Maschine von 30 Pferden, auf dem Graf Sternberg'schen Theresienschachte;

im Jahre 1863 eine 15 Pferde kräftige Maschine, bei dem Hedwigschachte der Horowitz Saliger'schen Gesellschaft;
(beide letztere Schächte sind in denselben Jahren zur Erweiterung des Abbaufeldes abgeteuft worden).

endlich 1864 eine Maschine, auf 8 Pferdekräfte, am Sternberg'schen Bergbau bei Stupno.

Alle bisher angeführten Maschinen sind im Bereiche des Braser Beckens befindlich. Mittlerweile wurden indeß auch auf den ärarischen Bergbauen bei Wegwanow neue Schächte abgeteuft, welche das Kohlenlager in Teufen von 28 bis 30 Klafter erreichten, und es wurden auch hier Dampfmaschinen zum Theil schon in den Jahren 1848 und 1849 und später im Jahre 1857 aufgestellt, von denen an dem einen Schachte zwei, mit einer Gesammtkraft von 56 Pferden, an dem andern ebenfalls zwei, mit 18 Pferdekräften, thätig sind. Auch an der damals gräflich Wurmbrand'schen Kohlengrube bei Lochowitz wurde zur Wasserhebung eine Locomobile mit 6 Pferden Kraft im Jahre 1854 in Verwendung gebracht.

Im Dienste des Steinkohlenbergbaues, zur Förderung und Wasserhebung sind sonach bis jetzt, in dem Zeitraume der letzten zwei Decennien 15 Dampfmaschinen, mit einer Gesammtleistung von 199 Pferdekräften in der Umgebung von Radnitz errichtet worden, was in Anbetracht der geringen Teufe, in welcher die Steinkohle durchschnittlich bei Radnitz gelagert ist, auf eine ziemlich rasch steigende Intensität des Bergwerksbetriebes hindeutet Doch ist neben der Dampfmaschine die Haspel noch heute nicht außer Verwendung gekommen, und einzelne Localitäten, wie Skaupy, Svina, Lochowitz fördern noch ausschließlich mit seiner Hülfe die Kohle zu Tage.

Diese beiden Hülfsmittel des Bergbaues stehen vorwaltend mit einem, nach mancherlei System auf den, durch ihre stellenweise große, bis 6 Klafter betragende Mächtigkeit vielfache technische Schwierigkeiten bereitender Kohlenflötzen, zur Ausführung gelangten unterirdischen Abbaue in Verbindung. Dieser unterirdischen Abbau-Methode hat sich in den letzten Jahren eine andere angereiht, die sogenannte Abraumsarbeit, die bis zu einer großen, noch die Arbeit lohnenden Teufe die Kohle durch das Wegschaffen der ihr aufruhenden Gesteinsschichten gewissermaßen zu Tage legt, und die zuerst im Jahre 1851 im südöstlichen Theile des Braser Beckens versucht wurde, allgemein jedoch erst seit wenigen Jahren in Aufschwung kam, und fast bei sämmtlichen Bergbauunternehmungen im Braser Becken, aber auch an an-

dern Localitäten, wie bei Lochowitz Eingang gefunden hat, oder wie bei Svina und Skauby versucht worden ist.

So wie wir die Verwendung der Dampfkraft beim Steinkohlenbergbaue der Umgebung von Radnitz namentlich in den letzten 10 Jahren vorwaltend sich entwickeln sehen, so erhebt sich auch das Productionsquantum in derselben Periode am ergiebigsten. Nach statistischen Zusammenstellungen wurde im Radnitzer Bergbau-Reviere an Steinkohlen im Jahre 1855 gewonnen — 1,210000 Zentner. Schon im Jahre 1863 erscheint das Productionsquantum mit 2,300000 Zentner, also fast verdoppelt. Die Eröffnung der böhmischen Westbahn im Jahre 1861 wirkte bald belebend auf den Verschleiß der Kohle, obwohl dieselbe von den Gruben weg noch zu einer der nächsten Bahnstationen, zumeist Holoubkau, zugeführt werden mußte; erst mit der Vollendung der, von der Westbahnstation Chrast bis an die südliche Grenze des Braser Kohlenbeckens in Stupno reichenden, 1863 dem Betriebe übergebenen Flügelbahn, wurde dem Verschleiß der Kohle das möglichst weite Gebiet eröffnet, und den Grubencomplexen die Möglichkeit angebahnt, die Verladung ihrer Kohle fast unmittelbar aus der Grube in die Bahnlastwägen zu bewerkstelligen, oder die Zuführung auf eigens zu diesem Behufe errichteten Pferdebahnen, wie solche die Grafen Wrbna und Sternberg in den Jahren 1863 und 1864 anregten, einzuleiten. — In Folge dessen stellte sich das Productionsquantum an Steinkohlen allein aus dem, allerdings fast ausschließlich durch die Möglichkeit der Benützung einer Eisenbahn begünstigten Braser Becken, im Jahre 1865 auf 2,623,881 Zentner, und es kann mit Zurechnung der in den übrigen Becken in demselben Jahre gewonnenen Kohlenmengen die Production im ganzen Radnitzer Bergbau-Reviere für das Jahr 1865 auf nahezu 3 Millionen Zentner veranschlagt werden. — Wenn nun schon der, nothwendig durch das gesteigerte Productionsquantum zu einer erhöhten Lebhaftigkeit gelangte Bergbaubetrieb, durch den auf einen kleinen Umkreis bewirkten Zusammenfluß einer Arbeiterbevölkerung, welche auf 1400 bis 1600 Mann geschätzt werden muß, so wie durch die vielen in seinem Gefolge entstandenen Bauten, als Schacht- und Maschinengebäuden, Beamten- und Arbeiterwohnungen, Magazinen und Waghäusern, durch die eingerichteten zahlreichen Verbindungswege, und den Anschluß an eine Eisenbahn, das Verkehrsleben und den Charakter der Umgebung von Radnitz, vorzüglich aber im Bereiche des an Steinkohle ergiebigsten Braser Beckens, derart umzugestalten geeignet war, daß dieselbe ein ziemlich neues, von dem noch vor wenig Jahren bestehenden abweichendes Ansehen erhielt; so hat zur Vervollständigung dieses Wechsels noch ganz besonders eine sich fort steigernde Anzahl von Fabriksunternehmungen beigetragen, die sich im Gefolge des fast einer jeden Production unentbehrlichen Brennstoffes in dessen nächster Nähe zu entwickeln und zu erweitern begann.

Chemicalien, Eisen und Glas sind die Producte, die vorwaltend hier gewonnen werden, und deren Fabrication sich am dichtesten um den intensiveren Steinkohlenbergbau des Braser Beckens concentrirt hat. Unter allen Fabricationszweigen ist die Erzeugung von Vitriol (rauchender Schwefelsäure) in sogenannten Oleumhütten am ältesten, zugleich auch für die Umgebung von Radnitz am charakteristischesten, und mahnt mit den, auf großen, tief herabreichenden Dächern ohne Kamine, sich weithin kennbar hervorwälzenden dunkeln Rauchwolken sehr an die zwischen den Steinkohlenbergbauen Oberschlesiens eingestreuten Zinkhütten. — Die Steinkohlenbecken von Radnitz ruhen auf silurischen Thonschiefern, die gerade hier sehr häufig mit theilweise mächtigen Lagern sogenannten Alaunschiefers wechseln, wodurch die Fabrication von Vitriolöl besonders begünstigt wird. Ursprünglich bestanden selbst mit Holzfeuerung betriebene Hütten, wie Hromitz, westlich von Radnitz, welches die älteste Hütte der Gegend sein soll; alsbald aber nach der Entdeckung der Steinkohlen gingen dieselben zur Verwendung dieses Matriales über, und wurden neue Hütten mit Steinkohlenbetrieb eingerichtet. — Wir finden Oleum-

hütten bei Wegwanow, Lochowitz und Weißgrün; elf solche sind dermalen bei Bras im Betriebe. Von diesen ist die dem Baron Riese gehörige Theresiahütte im Jahre 1798 errichtet worden; die Katharinahütte desselben Besitzers im Jahre 1813. Fünf Oleumhütten sind daselbst im Besitze von Joh. Dav. v. Starck; davon ist die sogenannte Vieweghütte im Jahre 1818, die Bureschhütte 1825, die Metschir-Hütte im Jahre 1820 entstanden und letztere im Jahre 1828 namhaft vergrößert worden; zwei neue Hütten wurden im Jahre 1860 bei der Starck-Liewald'schen Steinkohlengrube erbaut; zwei andere Hütten wurden im Jahre 1861, eine vom Fürsten C. B. Auersperg, eine vom Grafen Wrbna errichtet. Zwei ältere daselbst befindliche Hütten füllen die Zahl aus.

Die Sudhütten, als Vorarbeiterinnen der Oleumhütten, welche mit der Darstellung des aus den Alaunschiefern gewinnbaren, als Grundlage der Vitriolölerzeugung dienenden Vitriolsteins beschäftigt sind, stehen zumeist außerhalb der Kohlenbecken, an den Alaunschieferbergbauen, und bilden die äußersten Vorposten an der Peripherie des Bezirkes der Radnitzer Industrie. — Sie werden nun durchgehends mit Steinkohle beheizt.

Neben den Oleumhütten entstanden allmälig, theilweise durch die günstige Nähe des Brennstoffes angezogen, theilweise lediglich zur Verwerthung desselben, und namentlich des weniger für die Verfrachtung nach auswärts geeigneten, beim Abbaue der Kohlenlager sich ergebenden Abfalles, anderweitige Fabricationszweige. Bereits im Jahre 1844 wurde durch Joh. Dav. v. Starck die Fabrication von Salzsäure, Salpetersäure und Glaubersalz bei Stupno eingeführt, und im Jahre 1853 eine Glashütte auf den Betrieb mit Steinkohlen, lediglich zur Erzeugung von Fenstertafelglas erbaut; es wurden ursprünglich zwei Oefen aufgestellt, denen im Jahre 1860 ein dritter, und endlich im Jahre 1863 ein vierter angereiht wurden. Von demselben Besitzer wurde weiters eine Bleikammer zur Erzeugung englischer Schwefelsäure im Jahre 1859 eben daselbst eingerichtet. Eine zweite Glashütte hat im Jahre 1861 Graf Sternberg in Bras, mit 2 Glasöfen, ebenfalls zur Erzeugung von Tafelglas und zur Verwendung von Steinkohle in Betrieb gesetzt. Außerdem ist eine kleinere Glashütte, auch für Fensterglas-Erzeugung, in Radnitz selbst bestehend, bei der schon im Jahre 1851 die Benützung der Gasfeuerung eingeleitet war. Im Jahre 1854 wurde bei den Steinkohlengruben und Oleumhütten des Baron Riese die Erzeugung von Phosphor in Stangen eingeführt. — Auch die Eisenfabrication siedelte sich im Braser Kohlenbecken an; im Jahre 1852 wurde vom Grafen Sternberg ein Hochofen daselbst erbaut, der ursprünglich die Bestimmung hatte, die Eisensteine aus der nächsten Umgebung, namentlich aus den seit langer Zeit im Betriebe gestandenen Bergbauen zu Brezina, unter Verwendung der einheimischen Steinkohle zu verschmelzen; nachdem aber mit letzterer kein günstiges Resultat erzielt werden konnte, später zur Verhüttung der in der Nähe von Wegwanow am Gebirge Bechlow oder Schebeschiz vorkommenden Eisensteine mittelst Anwendung von Holzkohlen, als Pachtobject von der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft übernommen und in Gang gesetzt wurde. Eben so entstand daselbst im Jahre 1851 ein Eisenwalzwerk, das im Besitze des Fürsten zu Fürstenberg unterschiedliche Commerz-Walzwaaren für den nächsten Umkreis liefert. Im Gefolge der Oleumhütten hat sich, namentlich in den letzten Jahren die Zubereitung des, nach dem Abtriebe des Vitriolöls aus dem Vitriolsteine erübrigenden, unter dem Namen Caput mortuum bekannten, Rückstandes zu ordinärer rother Anstreichfarbe und zu Schleifpulver entwickelt, und zu einem nicht unbedeutenden Handelsartikel gestaltet. Der bedeutende Bedarf der Oleumhütten an Thongeschirren, als Retorten, Vorlagen, Krügen zur Versendung des Oleums, so wie der Bedarf der Glashütten an feuerfestem Materiale hat mehrere theilweise ausgedehnte Töpfereien und Thonwerkstätten ins Leben gerufen, deren erstere zumeist mit den Oleumhütten, letztere mit den Glashütten in Verbindung getroffen werden.

Außerdem sind mehrere Ziegelhütten in der nächsten Nähe der Industrie-Anstalten im Bräser Becken errichtet, und finden an Ort und Stelle in den, die Schichten der Kohlenformation streckenweise überdeckenden Lehmlagern genügendes Material zur Verwendung. — Der für feuerfeste Theile und für die Töpferwerkstätten benöthigte Thon wird theils im Bereiche der Radnitzer Steinkohlenbecken selbst, z. B. bei Dvořec, vorwaltend aber von Dřewec bei Kralowitz, von da aber in besonders guter, weit hin bekannter Qualität, bezogen.

Bei dem gänzlichen Mangel fließender Gewässer, und der durch die allgemein hohe Lage bestehenden Schwierigkeit, größere Wasserbassins zur Auffammlung der atmosphärischen Niederschläge anzulegen, ist die Industrie in der Umgebung von Radnitz fast ausschließlich auf die Benützung der Dampfkraft angewiesen, und genöthigt, zur Speisung der Dampfkessel großentheils sich der Grubenwässer zu bedienen, ja theilweise das Benützungsrecht solcher um namhafte Beträge zu erkaufen.

Augenblicklich stehen bei den unterschiedlichen Fabricationszweigen in der Nähe von Radnitz 16 Dampfmaschinen mit 196 Pferdekräften in Arbeit, davon auf das Bräser Becken allein 13 Maschinen mit 180 Pferdekräften entfallen. Hier besitzt die Joh. Dav. v. Starck'sche Glashütte zwei Maschinen, jede zu 6 Pferden Stärke, deren eine im Jahre 1853, die zweite im Jahre 1861 aufgestellt wurde; zum Betriebe des Gf. Sternberg'schen Hochofens wurden im Jahre 1852 zwei Maschinen, die eine 45, die zweite 3 Pferde stark erbaut; in der Gf. Sternberg'schen Glashütte ist ferner eine im Jahre 1861 errichtete Maschine von 8 Pferdekräften befindlich; in dem Walzwerke des Fürsten zu Fürstenberg stehen 6 Dampfmaschinen, zusammen 102 Pferde kräftig; darunter ein Dampfhammer im Jahre 1857 aufgestellt, die übrigen Maschinen successive von 1851 bis 1863 eingerichtet. Der bedeutende Bedarf der Kohlengruben, so wie der übrigen Fabricationszweige führte zur Errichtung von Brettsägen, deren eine an dem Gfl. Sternberg'schen Clementischachte befindlich ist und durch die daselbst befindliche Dampfmaschine betrieben wird; während eine zweite an dem Georgischachte der Edlen v. Starck'schen Grube in Bräs im Jahre 1862 erbaut und mit einer 8 Pferde starken Dampfmaschine versehen wurde.

Dieselbe Maschine wird übrigens abwechselnd zum Betriebe einer Vorrichtung zum Vermahlen von Caput mortuum benützt. Außerdem ist an demselben Schachte zur Wasserhebung für die Dampfkessel hier und in der von Starck'schen Glashütte eine zwei Pferde starke Dampfmaschine aufgestellt. In Radnitz besteht ferner eine Dampfmaschine von 6 Pferden Kraft (seit 1857) zur Bedienung einer, dem Hrn. Joh. Grimm gehörigen Brettsäge und Schindelfabrik, und eine 4 Pferde kräftige Maschine zum Betriebe einer kleinen Mahlmühle. — Endlich finden wir noch eine Dampfmaschine von 6 Pferden, seit 1860 aufgestellt, bei dem, in den Bezirk der Radnitzer Industrie gehörigen Mineralwerke des Fürsten C. B. Auersperg zu Weißgrün, das sich mit Vitriolöl-, Schwefel- und Schwefelsäure- so wie mit Eisenvitriol-Erzeugung beschäftigt, und ein ziemlich ausgedehntes, mit den dazu gehörigen Bergbauen auf Kohle bei Lochowiz und Mosstic, und Blauschiefergruben bei Weißgrün ansehnliches Etablissement präsentirt.

Die Ergebnisse dieser in der Umgebung von Radnitz thätigen Industrie sind nach deren dermaliger Entwickelung eine Production von beiläufig

30000	Ctr.	Fenstertafelglas,
9500	„	englischer Schwefelsäure,
30000	„	Vitriolöl,
6000	„	Salzsäure,
6000	„	Glaubersalz,
85	„	Phosphor,
1700	„	Eisenvitriol,
150	„	Schwefel,

1000	Ctr.	Salpetersäure,
1600	„	Knochengyps,
10000	„	Caput mortuum,
27000	„	gewalztes Eisen,
40000	„	Roheisen,
500000	Stück	Dachschindeln.

Mit Hinzuziehung der pro Jahr gewonnenen Steinkohlenmengen kann der Werth der Gesammtproduction in der Umgebung von Radnitz auf nahezu 1½ Millionen Gulden geschätzt werden. Bei den Industrie-Anstalten wird directe eine Anzahl von mindestens 700 — 800 Arbeitern beschäftiget, von denen der größte Antheil mit 250—270 Mann auf die Glashütten, und mit eben so viel auf die Oleumhütten entfällt; bei 130 Mann sind in den Eisenhütten, der Ueberrest bei den verschiedenen anderweitigen Fabricationszweigen verwendet.

Wenn man erwägt, daß der Steinkohlenbergbau allein bei 1500 Mann Arbeiter directe beschäftigt, so wird es klar, daß die entstandenen Industrieanstalten in Gemeinschaft mit diesem eine Bevölkerung in die nächste Umgebung von Radnitz concentriren mußten, welche die Regsamkeit letzterer in dem kurzen Zeitraume von kaum zwei Decennien auffallend zu steigern geeignet war. — Ja dieser Wechsel der Verhältnisse, der wohl erst mit dem Beginne einer vermehrten Verwendung der Dampfkraft extensiver hervortrat, erscheint zum größten Theile auf den Zeitraum der letzten zehn Jahre zusammengedrängt, in welchen zu dem erhöhten Aufschwunge der Kohlenproduction die Gründung der meisten anderweitigen Industrieanstalten oder deren Erweiterung erzielt wurde. Am deutlichsten hat sich dieser Wechsel der Verhältnisse in dem westlich von Radnitz gelegenen Braser Becken ausgeprägt, und einen ziemlich weitläufigen Industrieort nach und nach in's Leben gerufen, der dermalen wohl unbestritten den Schwerpunkt der Industrie in der Gegend von Radnitz bildet.

Schrittweise mußte hier dem Bedarf an Baustellen für Werks- und Wohn-Gebäude, so wie an Lagerplätzen für die Rückstände bei der Kohlengewinnung und bei den verschiedenen Fabricationen das ursprünglich theils mit Wald theils mit Weideland bedeckte, theilweise zum Feldbau benützte Terrain abgetreten werden, und die letzten Reste der ehemals zwischen den Ortschaften Wranow, Stupno und Wranowitz bestandenen Wälder fielen erst vor einigen Jahren (1858). — In der That sind gegenwärtig die von einander isolirt gestandenen Orte Wranow, Stupno und Wranowitz durch nur stellenweise und kurz unterbrochene Häusergruppen fast in Zusammenhang gebracht, die sich am dichtesten um eine Stelle entwickelten, welche früher als wenig fruchtbares Heideland die topographische Bezeichnung „we Brasych" führte, was später fast für den ganzen entstandenen Industrieort mit der Benennung Bras adoptirt worden ist. — Im Gefolge der mehr und mehr an diesem Punkte concentrirten Arbeiterzahl, die ihr Contingent eben so aus deutschen Gegenden, wie aus der einheimischen čechischen Bevölkerung und jener der Umgebung erhielt, so daß jetzt neben letzterer ganze Colonien deutscher Einwohner, wozu fast sämmtliche Glashüttenarbeiter gehören, sich vorfinden, ließen sich Gewerbe und Handel an Ort und Stelle nieder, und trugen nicht wenig zur Erweiterung der Ortsanlage bei. — Schon jetzt werden die zwischen den 3 genannten Ortschaften den Raum einnehmenden Häusergruppen aus 39 meist großen umfangreichen Werksgebäuden, 25 Wohngebäuden für Beamte und Arbeiter, und 36 anderen Privatgebäuden gebildet, denen sich noch 4 Ziegelhütten und eine Anzahl unterschiedlich großer Schupfen und Kauen anschließt. — Diese sonach aus mehr als 100, ihren verschiedenen Zwecken entsprechend mannigfaltig gestalteten, zumeist ausgedehnten und umfangreichen Gebäulichkeiten, mit den zahlreichen, jetzt die Zahl 22 erreichenden, in die Luft ragenden Dampfschloten, bieten ein lebensvolles Bild dar, an einer

Stelle, die noch vor kurzem nur von dem, seinen einfachen Verrichtungen nachgehenden Landmanne näher gekannt war.

Der großentheils sichere und ausreichende Verdienst, der sich den Arbeitern bietet, die Errichtung unterschiedlicher Humanitäts-Anstalten, durch welche für Versorgung arbeitsunfähiger Individuen, oder der nach Arbeitern hinterbliebenen Witwen und Waisen Sorge getragen ist, und die außerdem durch einen eigens bestellten Arzt unentgeldliche Behandlung in Krankheitsfällen, so wie freien Bezug der Medicamente sichern, so wie die Gelegenheit zu unterschiedlichem Erwerbe für die übrige, in den nächstgelegenen Ortschaften wohnende, nicht unmittelbar dem Arbeiterstande angehörige Bevölkerung, halten auch von der Gegend das Zeichen der Noth und Verkümmerung bisher fern, und erfüllen den Menschenfreund, der diese Gegend während ihrer Entwicklung in den letzten 15 Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, mit Befriedigung.

Aber Eins ist geeignet, ernstere Gedanken zu erregen. Es scheint der Gipfel der Entwicklung erreicht zu sein. — An eine Entdeckung neuer, ergiebiger, bisher nicht gekannter Kohlenlager ist nicht zu denken; alle hat die zu Tage fördernde Arbeit des Bergmanns mehr oder weniger in Angriff genommen, und diesem liegt es ziemlich klar vor Augen, welche Mengen des unterirdischen belebenden Schatzes ihm zu heben noch übrig bleiben, und daß der Kreis weiterer Hoffnungen hier bereits abgeschlossen ist. So ist der Fortbestand der industriellen Thätigkeit hier auf einen bestimmten, ziemlich bekannten Vorrath ihrer Grundlage, der Steinkohle, angewiesen, und es läßt sich nicht verhehlen, daß mit der vorschreitenden Erschöpfung die Zerstreuung einer nur die Gelegenheit zur Verwerthung ihrer Kräfte zusammengezogenen Bevölkerung, das Stillewerden der Werkstätten, und die allmälige Verödung eines Ortes in Verbindung stehen wird, von dessen einstiger Bedeutung nur die kalten, verwitterten Schlote und die Massen zurückgebliebener Schlacken und Aschenhalden Zeugniß geben werden.

Leitmeritz

von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Cechisirung.

Von

Julius Lippert.

1. Die ältesten Verhältnisse.

Lange, viele Jahrhunderte vor der Zeit, in der der erste schwache Strahl der Geschichte auf unsere Gegend fällt, war diese schon bevölkert. Dieß beweisen die Denkmäler jener Völker, die im Strome der Völkerwanderung verschwunden sind, ohne uns mehr zu hinterlassen, als den Ruhm ihres Stammes und die Asche ihrer Zurückgebliebenen. Einladend für jeden Eroberer mochten von je die Gefilde am Fuße des Mittelgebirges sein, wo auf den Höhen die Fichte rauschte, die Eiche das Thal beschattete und auf den südlichen Hängen die Rebe grünte, wo das weite Thal dem Landmanne winkte und die Berge dem Jäger sein Glück verhießen, wo beider Früchte der herrliche Strom zum Markte trug. Wenn sich die Wogen der Gäste stromaufwärts von Norden her durch die engen Thäler drängten, dann mußten sie vor Leitmeritz auseinander fließen, und wenn sie sich dem Flusse nach nach Norden wälzten, dann dämmte das schöne Gebirge wohl ihren Lauf.

Daß die Ströme und Flüsse Böhmens den Einwandernden die Wege gewiesen, scheint außer der Naturgemäßheit der Sache eine Uebersicht der bisher entdeckten

Heidengräber zu bestätigen.[1]) Auch die Sage, die Cosmas erzählt[2]) beurkundet mindestens den alten Glauben des Volkes, daß in der Ebene zwischen den Flüßen Eger, Elbe und Moldau die ersten Wohnsitze aufgeschlagen wurden.

Ein sicherer Beweis für die frühzeitigen Ansiedlungen in unserer Gegend sind die daselbst nachgewiesenen Gräber aus den Zeiten der heidnischen Bewohner des Landes. Nicht nur um Leitmeritz bei Zirkowitz und Klapai[3]), bei Ploschkowitz und Lobositz, sondern in und bei Leitmeritz selbst sind durch Entdeckung von Heidengräbern menschliche Ansiedlungen in vorgeschichtlicher Zeit sichergestellt, so wie in der Gegend der Hasenburg erst unlängst gefundene zierliche Bronzewaffen darauf schließen lassen, daß auch in den Zeiten der celtischen Bojer unsere Gegend keine menschenleere Einöde mehr war.[4])

Ob jedoch einzelne Ansiedlungen aus der Zeit der Bojer oder Markomannen die Stürme der Völkerwanderung überdauert und bis in die von der Geschichte erhellteren Zeiten der Slavenherrschaft fortbestanden haben, ist bis jetzt durch nichts sicher zu stellen, obgleich es ebenso wenig geläugnet als behauptet werden kann.

Ein sicheres Licht fällt auf die Geschichte der Gegend, in der jetzt die kön. Kreisstadt Leitmeritz steht, erst in jenen Zeiten, da das Land Böhmen bereits von dem slavischen Stamme der Cechen in Besitz genommen und bevölkert war.

Aber selbst für diese Zeit läßt sich ein beiläufiges Bild der ältesten Verhältniße nur mühsam durch Rückschlüße aus dem Nachfolgenden, Anwendung des allgemein Gültigen und Vergleichung des Analogen gewinnen.[5]) Es scheint, daß gleich bei der Einnahme des Landes durch Slaven ein Stamm derselben auch unsere Gegend in Besitz nahm und bevölkerte, dessen Namen ferner auf eben diese Provinz übertragen wurde. Diesen Namen nennt Cosmas, der älteste Chronist Böhmens, schon für das neunte Jahrhundert Lutomerici (Luthomerici)[6]) Die Wohnsitze dieses Stammes zusammengenommen bildeten, wie die der benachbarten Luczane[7]) (Saazer) und Daciane[8]) (Tetschener) eine „Provincia", „Zupa" oder einen Gau, später Kreis genannt. Die älteste urkundliche Erwähnung dieser „Provincia Lutomiricensis" geschieht in der allerdings gefälschten, aber dem Inhalte nach richtigen Stiftungsurkunde des Klosters Břevnov.[9]) Dieselbe Urkunde beweist auch, daß schon damals — im 10. Jahrhunderte — in diesem Gaue Dörfer bestanden, deren Einwohner dem Landesherrn zu gewissen Diensten und Leistungen verpflichtet waren, so wie auch, daß als Haupt und Mittelpunkt des Gaues ein nach den Bedürfnissen der Zeit befestigter Ort („civitas" im ältern Sinne) dessen Namen führte. Dieß war die Zupenburg, „castrum oder civitas Lutomiricz"[10]),

---

1) Siehe die Karte zu Kalina von Jäthensteins „Böhmens Opferplätze," deren Angaben nun freilich bedeutend vermehrt werden müßten.

2) Scriptores rer. bohem. Tom. I. S. 7.

3) Kalinas Opferplätze.

4) Nicht ganz verläßlich scheint das, was hierüber Sommer I. 13 angibt. Dagegen ist die Auffindung von Graburnen in den Kellern des Hauses Nr. C. 231 in der Jesuitengasse durch Herrn Nowotny und die Ausgrabung eines mit einem Bronzering am Oberarm geschmückten Skelettes in der Nähe des jetzigen Friedhofes durch Herrn Berthold verbürgt.

Mehrere im Jahre 1865 in der Gegend der Hasenburg aufgefundene „Paalstabe," zwei bronzene Streithämmer und andere derlei Gegenstände sind im Besitze des deutsch-historischen Vereins. Urnen in Lobositz und Ploschkowitz gefunden bewahrt die leitmeritzer Oberrealschule.

5) Vergleiche Tomek, Geschichte Prags; Palacky, Geschichte Böhmens.

6) Cosmas in scrip. rer. boh I. 25. — 7) A. a. O. — 8) Cosmas 169. Erben, 1086. 73.

9) Erben regesta Boh. 993, 34.

10) So die erste Leseart, die übrigen sind: Luthomirici, Lutomeric, Lutomerich, Lutmerizt, Luthomeritz, Liuthomeric, Lutmeric, Luttmeriz, Lutmiric, Luthimeric, Liotmeric, Luthomiricz, Luthomericz, Leutmaricz (1359), Leutmericz (1377), Luthmeritz, Leuthmericz, Leuthomericz (1379), Luthemericz (1397), Luthomiericz, Lithomierezicze (1473) etc.

die wol, wie man aus dem Gebrauche bei Hajek [1]) schließen kann, in der Gegend selbst nur schlechtweg „Hradec“ genannt wurde.

Diese lag [2]) auf dem mäßigen Hügel, der vom rechten Ufer der Elbe aus sich erhebt, auf der andern Seite aber zum Pokratitzbache abfällt und gegen Osten zu in einer scharfen Kante ausläuft, so daß sein Rücken ein Dreieck bildet, dessen schmälere westliche Seite ursprünglich möglicherweise mit demjenigen Plateau theilweise zusammenhing, dessen Südabhang man Polabe nannte. Diese Verbindung dürfte erst bei Anlegung der Burg aus Rücksichten der Vertheidigung durch einen künstlichen Durchschnitt abgebrochen worden sein. [3]) Es ist bekannt, daß es die Sitte der Slaven war, eben einen solchen Hügel zum Bau ihrer Burgen zu wählen. [4]) Außer den Andeutungen der urkundlichen Berichte bezeichnete ferner die Tradition noch bis in Stransky's Zeiten (Anfang des 17. Jhrh.) den jetzigen Domhügel als die alte Burg, indem derselbe damals noch den Namen „Hradic“ führte, unter dem als dem gewöhnlichen ihn auch Hajek erwähnt. [5])

Diese Burg sah aber wesentlich anders aus, als die in spätern Jahrhunderten im Lande nach deutscher Art erbauten, deren Ruinen auf steilen Berggipfeln unsere Gegend zieren. Die slavische Gauburg war mehr ein kleiner eingehegter Ort, den die Wohnungen der fürstlichen Beamten, der Besatzungsmannschaft und des nöthigen Gesindes bildeten. In ihnen entstanden nach der Christianisirung des Landes auch die ersten Kirchen.

Sowohl die Einfriedung eines solchen Ortes, die zur Vertheidigung desselben dienen sollte, als auch die in demselben stehenden Gebäude, waren in der ältesten Zeit natürlich nur von Holz. Wie die einzelnen Gebäude in unserer Burg vertheilt waren, und welcher Zugang zu ihnen führte, läßt sich bei der Mangelhaftigkeit der Nachrichten nicht mehr ermitteln. Daß der Zugang, der jetzt die Stadt mit dem „Domhügel,“ das ist eben der alten Burg verbindet, nicht bestand, ist schon deßhalb anzunehmen, da die Nothwendigkeit eines solchen Weges, durch den die Vertheidigung wesentlich erschwert wurde, vor dem Bestehen der Stadt gar nicht vorhanden war. Wenn man nach der Aehnlichkeit anderer Burgen von gleichem Zwecke, gleicher Lage und Zeit schließen darf, so wäre anzunehmen, daß sich der Haupteingang an der westlichen Seite befand, woselbst eine hölzerne, leicht abwerfbare Brücke über den Graben führte, der jetzt durch Jahrhunderte lang fortgesetzte Abgrabungen freilich bedeutend erweitert wurde. Ein anderer Eingang dürfte auf der entgegengesetzten Seite von der Elbe aus durch eine kleinere Pforte geführt haben, dort wo jetzt noch der Weg bei der Johanniskapelle vorbei ziemlich steil zum Dome führt. Auf diesem Wege gelangte man von der Burg herab auf denjenigen Platz an der Elbe, der schon in den ältesten Zeiten als Marktplatz gedient haben muß. In diesen muß auch jene alte „Marktstraße“ (via foralis) von Auscha her eingemündet haben, die, bereis 1088 erwähnt, in ihrem weitern Zuge jetzt noch genau erkenntlich ist. [6])

Dicht an die Burg schloß sich andererseits noch in der durch geschichtliche Nachrichten erhellteren Zeit dichter Wald, der sich auf der nördlichen Seite derselben

---

1) Hajek zum Jahre 682.

2) Wie sich durch Combination der späteren Daten bestimmen läßt.

3) Darauf scheint auch die im 16. Jahrh. übliche Bezeichnung des Ortes „v hrobkách“ zu deuten. Durch Anlegung von Lehmgruben wurde dieser Ort später sehr erweitert und vertieft

4) Beispiele sind: Prag, Wyschehrad, Lewý Hradec u. a. Vergl. Tomek, Prag I. 13. Palacký Böhmen I. 176.

5) Stranský, Respubl. boh. bei Goldast II. Sp. 446. Hajek erwähnt den Ort in Verbindung mit einer Erdichtung zum Jahre 682 u. a.

6) Es geht dies hervor aus der Richtung dieser Straße selbst, die sie nicht weit vor der jetzigen Stadt gegen die Elbe zu nimmt und aus der noch später üblichen Verwendung dieses Platzes

das Thal des Pokratitzbaches und den Hügel, auf dem die heutige Stadt steht, bedeckend gegen Osten hinzog. Erst hinter diesem Walde, den man zur besseren Vertheidigung geflissentlich geschont zu haben scheint, breiteten sich bebaute Aecker aus. [1])

Eines eigentlichen Burgfleckens bei dieser Burg, wie er sonst als „Suburbium“ genannt wird, geschieht in keiner Urkunde Erwähnung, vielmehr werden alle die zerstreut um die Burg herumliegenden Ansiedlungen stets mit dem allgemeinen Namen „villa,“ Dorfschaft, bezeichnet. Aus dem Umstande aber, daß bei der später zu erwähnenden Stiftung des Domcapitels auf der Burg diesem die nothwendigsten Handwerker und selbst der Glöckner in dem Dorfe Zasada (der „hinteren Ansiedlung“) angewiesen werden, darf man schließen, daß eben dieses Dorf, vielleicht als das bevölkertste den nächsten Anspruch darauf machen konnte, für eine Art von Burgflecken zu gelten.

Die Dorfschaften im Umkreise von etwa zwei Meilen um die Burg [2]) waren schon im 10. und 11. Jahrhunderte ziemlich zahlreich, wenngleich von geringer Ausdehnung und Bevölkerung.

Dasjenige Dorf in unserem Gebiete, das zu allererst genannt wird, ist Hrdly („Heridel“) am linken Elbe- und rechten Egerufer, das bereits im Jahre 993 angeführt wird. [3])

Es lag damals zwischen Wäldern und Sümpfen, die sich an den Ufern der Elbe und Eger ausbreiteten, von da weiter an der Elbe hinzogen und die Gegend erfüllten, die vielleicht in den Urzeiten ein Deltaland der Egermündung bildete. Wald bedeckte noch in spätern Jahrhunderten die Gegend der Egermündung.

In beiläufig gleicher Entfernung von der Elbe auf deren entgegengesetztem Ufer wird schon in demselben Jahre das Dorf Lenzel („Vlencich“) angeführt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert fällt nun wieder kein Lichtblick auf unsere Gegend; dann aber belehrt uns das Jahr 1057 über die Existenz mehrerer Dörfer. [4])

Am rechten Ufer der Elbe bestand bereits das Dorf Krešic („Cresici“), weiter unter diesem Trebantitz („Trebessici, Trebutschich“) und zwischen diesem und der Burg irgendwo in der Gegend der jetzigen Flur „Poschka“ die Ansiedlung „Na boschi“ (auch na boste), von der jetzt außer dem erwähnten Flurnamen keine Spur mehr zu finden ist. Das gleiche Schicksal hatte der etwas oberhalb gelegene Ort Pirna („Prrna, Pirne“), dessen Namen ebenfalls nur noch in der Flurbezeichnung lebt. Oberhalb Krešic lag auch damals schon das Dorf Nučnic („Nuchicih, Nucnicih“).

In nördlicher Richtung wird schon genannt Trebutschka („Tribrusco, Tribussko“, falls dieses so zu deuten ist) und Repsch („Sepcici“), zwischen diesem und der Burg aber Trnowan („Ternovas, Trrnovass“).

In der Nähe desselben werden Podivin („Podvine“ indeß nur in der gefälschten Urkunde von angeblich 1057 und nicht in der Bestätigung von 1218) und Schüttenitz („Sytenicih“) genannt. Nördlich von der Burg lag damals bereits außer der Zasada Pokratitz („Pocraticih“) und weiter nordwestlich Tlutzen („Na tleni, na diem“) und Libochovan („Lubochovaz, Lutbochovass“), westlich aber Pistian („Peschaz, Pelceas“) und Černosek („Sernossicch, Zernozecheh“).

Auf dem linken Elbeufer aber sind uns aus dem Jahre 1057 bekannt: Prosmik („Prosmicih“), Lukawetz („Lukoucih, Lucuvicih“), Kopist („Copisteh, Kopisstich“), Brnian („Brennaz, Bremass“) und Bauschowitz („Buscovici,“ jedoch nur in der unächten Urkunde erwähnt).

---

1) Erben 1057. 51: Fratribus addimus circuitum silvae ante urbem, cum agris eidem silvae adjacentibus et podvine (Podivin).
2) Ohne Rücksicht auf die spätere Kreiseintheilung.
3) Erben, 993, 34. — 4) Erben, 1057, 51 ff. —

In weiterem Umkreise um die Burg bestanden um das Jahr 1057 nachweislich die Dörfer: Radaun („Radvine, Radugne, Radnine"), Auscha („Useri, Usti"), Konojed („Konogedi, Conoiedi"), Tauberwitz („Dubrawiz, Dubraviciea"), Aussig („Usthi, Vsti" etc.), Zalezel („Zalezlech"), Dlaschkowitz („Dlaskovicih"), Slatina („Zlatina"), Kostelec („Kostelec"), Kotieschau (Hotissove, Hotesoue"). Die unächte Urkunde fügt noch Ploschkowitz (Plosskovicih"), Podsedic (? „Penodicih") und Dolanek („Doleass, Dolas") hinzu.

In späteren Zeiten erscheinen außer den genannten noch die Namen folgender Dörfer urkundlich: Lobositz („Lowossicih" 1143) [1]), Pitschowitz („Biscowici" 1219) [2]), Triebsch (? „Tribuchic" 1226) [3]), Ugezdec (?), Nezel (1233) [4]), das Dorf Kyškow („Kyhscowe" 1253, jetzt der Maierhof Gisnow) [5]) und ein Augezd (1285) [6]) das wahrscheinlich der Bezirk (circuitus) bei Leitmeritz (jetzt Flur Augezd) ist.

Von Flüßen wird nur die Elbe („Labe, Albea, Albia") zu wiederholten Malen und die Eger („Ogre" zuerst 993) genannt; ebenso von den nächsten Bergen nur zwei, der St. Stephansberg [7]) (1253) ober dem Dorfe Kyškow und der Lbin (Welbine c. 1088) [8]) mit seiner Quelle, woselbst wir zuerst 1356 das gleichnamige Dorf Welbine finden. [9])

Man kann natürlich nicht behaupten, daß die hier nicht angegebenen Dorfschaften bis ins 13. Jahrhundert überhaupt nicht bestanden hätten, so wenig als man bestimmen kann, wie lange die angeführten schon vor ihrer ersten urkundlichen Erwähnung bestanden. Wenn wir uns aber auch nur an das Sichergestellte halten, so muß uns die Gegend um Leitmeritz schon im 11. und 12. Jahrhunderte als eine verhältnißmäßig wolbevölkerte und in Folge dessen wol auch wolbebaute erscheinen. Besonders am rechten Elbeufer, das wegen seiner mäßigen Erhebung mehr Sicherung gegen die damals verhältnißmäßig noch weit größere Gefahr häufiger Ueberschwemmungen bot, zieht sich ein so dichter Kranz von Dörfern unterhalb und oberhalb der Burg hin, daß er bis heute nicht nur nicht dichter, sondern durchbrochener erscheint.

Libochowan, Černošek, Pistian, Burg Leitmeritz mit der Zasada, Božči, Pirna, Kyškov, Třebautitz, Křeschitz und Nučnitz lagen durchschnittlich kaum mehr als je eine Viertelstunde Wegs aus einander. Dagegen treten Leitmeritz gegenüber auf dem linken Ufer der Elbe die Ansiedlungen noch etwas weiter vom Flusse zurück, theils wegen der erwähnten Wassergefahr, da das Ufer niedrig und flach sich in den Fluß hinein verliert, theils weil noch Teiche und Sümpfe die Gegend zwischen Prosmik und Kopist (auf der Stelle des heutigen Theresienstadt) bedecken mochten.

Aller Grund und Boden wurde als dem Fürsten des Landes gehörig angesehen, insofern dieser ihn nicht als Gnadenbezeugungen oder Belohnungen an einzelne seiner Diener und Getreuen verschenkt oder verkauft hatte. So finden wir in dem oft erwähnten gefälschten Stiftungsbriefe einen Paul als Eigenthümer eines Gutes in Ploschkowitz, mit dem er frei verfügen konnte und desgleichen einen Wlah (vielleicht derselbe, der als Burggraf von Leitmeritz unter dem Namen Blah vorkömmt) als Herrn eines Gutes in Dolanek; anderswo erscheint Buno, der Sohn eines (vielleicht desselben) Blah als Herrn über ein Gut in Bauschowitz (1226) [10]), Stephan, ein getaufter Jude und treuer „minister" desgleichen in Kopist (1228) [11]), und Smil von Lichtenburg in Lobositz.

1) Tomek, Prag, I. 100. — 2) Erben, 1219, 284. — 3) Erben, 1226, 326. — 4) Erben, 1233, 377. — 5) Erben, 1253, 607. — 6) Tomek, Prag I. 455. — 7) Erben, 1253. 607. — 8) Erben, c. 1088, 77. Die Bildung analog wie Lhota – Welhotta etc. — 9) Tomek, Prag I. 455. — 10) Erben, 1226. 327. — 11) Erben, 1228. 388.

Solche freie Grundeigenthümer bildeten später den Stand der Wladyken oder Ritter und konnten, falls sie sich durch reichen Besitz oder Hofdienst hervorthaten, auch als Herren gelten. So treffen wir dann in spätern Jahrhunderten Wladyken- oder Rittergeschlechter von Pokratitz, Kopist, Geblitz u. a. Diese hatten zwar ebenfalls allgemeine Lasten zu tragen, aber keine besondere Abgabe von Grund und Boden zu leisten.

Die große Menge der Landbebauer aber stand in bald mehr bald minder drückenden Unterthänigkeitsverhältnissen. Alle mußten für den Grund und Boden, den sie bebauten, gewiße Abgaben in Naturalien leisten oder gewiße Dienste verrichten, die im Einzelnen sehr verschieden sein mochten, in deren Wesen wir aber wegen Kargheit der Quellen keine klare Einsicht mehr haben. Auch fällt es schwer zu bestimmen, wie weit bei diesem Verhältniße eine persönliche Freiheit noch möglich war. Gewiße Verpflichtungen bedingten von selbst, daß der Verpflichtete mit sich und seiner Zeit nicht mehr frei verfügen konnte, wie etwa der Bauer, der von seinem unfreien Boden nur eine bestimmte Abgabe leistete. Häufiger wol als durch Kriegsgefangenschaft mögen die persönlich freien Bauern durch Gewalt der Grundherren oder deren Beamten oder durch irgend ein Unglück, das sie betraf, gezwungen nach und nach auch persönlich unfrei geworden sein.

So bestanden zur Zeit, von der wir einige Einsicht haben, zwei Klassen von Unterthanen, persönlich freie, wofür wir die Bauern (rustici) halten müßen, und Leibeigene, unter denen wir alle Arten von Handwerkern finden, denen der Grundherr gewöhnlich zu ihrem leiblichen Unterhalte ebenfalls ein kleines Stück Feld überwies, wofür sie ihre Handfertigkeit und einen nicht immer bestimmt bemessenen Theil ihrer Zeit zu seinen Gunsten verwerthen mußten. Selbst bei den persönlich freien Bauern mußten die Handarbeiten (roboty), die sie nebst der Zinsung (census) zu errichten hatten, nach und nach zur Unfreiheit führen, wenn sie nicht bestimmt genug bemessen waren. [1])

Die Beschäftigung der fürstlichen Unterthanen um Leitmeritz bezog sich zwar zumeist auf Ackerbau und Viehzucht, war aber doch schon von einiger Mannigfaltigkeit. Wir finden, ohne daß wir in jedem einzelnen Falle angeben können, ob von freien oder von Leibeigenen außer dem Ackerbau noch Weinbau und Bienenzucht betrieben. Der Weinbau in unserer Gegend ist älter als unsere Quellen reichen. Schon die ältesten Urkunden [2]) nennen Winzer (vinitores) in der Zasada, in Pokratitz und Schüttenitz. Auch Obstgärten (pomeria) werden bereits im 11. Jahrhunderte in Schüttenitz genannt. Die Bienenzucht wurde nachweislich bereits 1057 in Trnowan betrieben. Fischer gab es wahrscheinlich in allen Orten an der Elbe, obgleich wir in jener Zeit nur Einen, und zwar in Libochowan nachweisen können. Schuster (sutores nigri) wohnten bei oder in der Burg selbst, in Zasada und Lukawetz, desgleichen Kürschner (pellifices albi et nigri), Schmiede (fabri), Zimmerleute (carpentarii) in Zasada, Trnowan, Božči, Pferdezüchter (nutritores equorum) in Schüttenitz und Brnian, Müller und Bäcker aber bei der Burg.

Die einzelnen Dörfer waren jedenfalls nicht groß und die Hütten in denselben so aneinander gebaut, wie dieß jetzt noch die Dörfer von slavischer Anlage kennzeichnet. Jedes einzelne Dorf ist ursprünglich durch Eine Familie gebildet, bevölkert und nach deren Bedürfnissen erweitert worden, so daß man die Familie und das Dorf mit demselben Namen nannte. [3]) Natürlich nahm

1) Vergleiche Tomek, Prag I. 60. Wie für diese Zustände um jeden Preis die Deutschen können sollen, ist uns trotz Palacký (Böhm. I. 172) ganz unklar. — 2) Erben I. 1057. 77.

3) Unsere Dorfnamen auf itz sind sämmtlich pluralia, die in den Urkunden gewöhnlich im Locativ vorkommen, z. B. Pokraticich, Třebauticich, Křešicich etc. Die auf ik wie Prosmik sind, verderbt aus Prosmicich (Prosmici). Ebenso wie der Sitz der Familie wurde der Sitz des Stammes (Liutomerici, Dačane) und des Volkes (Čechy) bezeichnet.

die Bevölkerung nicht überall in gleichem Verhältniße zu, obgleich dem Grundherrn an einer gleichmäßigen Vertheilung seiner Arbeiter gelegen sein mußte. Es fand daher ein gewisser Ausgleich statt, indem in zu wenig bevölkerte Orte gleichsam Gäste geladen wurden. Solche Zuzügler aus einer fremden Gemeinde wurden denn auch so (hospites) genannt und das Land, das ihnen angeboten und eingeräumt wurde, hieß „terra hospitalis.“ Dadurch ging das patriaralische Element, das in einem solchen slavischen Familiendorfe waltete, nach und nach verloren. Bis heute aber erhielt sich äußerlich dieser Charakter. Es ist begreiflich, daß sich grade um die Gauburg herum, wo wegen des Marktes ein leichter Austausch der geernteten Früchte oder der gefertigten Handarbeit in Aussicht stand, die meisten solcher Gäste zusammenfanden. Besonders wird die Zasada als reich an solchen angeführt. Durch solche Gäste dürfte auch die ganze Umgegend der Burg immer mehr und mehr bevölkert worden sein, indem ihnen der Landesfürst Theile des auszurodenden Waldes anwies. Daß auf diese Weise auch auf der Fläche, die jetzt die Stadt einnimmt, einzelne Höfe entstanden, ist sehr wahrscheinlich, obgleich wir davon keine Nachricht haben, da solche Verträge gewiß ohne Urkundenausfertigung geschloßen wurden. Es ist selbstverständlich, daß alle diese Gäste in Bezug auf ihren Besitz Unfreie waren. Auch diese um die Burg herum zerstreut liegenden Ansiedlungen werden mit dem allgemeinen Namen Lutomeric bezeichnet. [1])

Ueber alle diese Unterthanen hielt der Burggraf (Župan, castellanus, comes, Gaugraf) Aufsicht und Gericht. Ueber die Art der Verwaltung ist uns freilich wenig bekannt — sicherlich aber war es eine einträgliche Sache, leitmeritzer Burggraf zu sein. Als es sich im Jahre 1130 einer Partei darum handelte, einen Mörder für den Herzog Soběslaus zu finden, konnte man diesem nichts Höheres versprechen, als das Burggrafenamt von Saaz oder Leitmeritz — oder eines der Aemter des fürstlichen Kämmerers, Truchseß oder Hofmarschalls! [2]) Auch dieß beweist, daß der leitmeritzer Gau bereits eine der cultivirteren Gegenden Böhmens gewesen sein muß, denn hiemit hing ja die Ergiebigkeit des Amtes zusammen. — Außer dem Burggrafen wohnte noch auf jeder Gauburg [3]) ein Gaurichter (cúdař, judex czudarius, Zaudner), ein Kämmerer (camerarius), der mit dem Maier (villicus) die fürstlichen Einkünfte verwaltete, und ein Jägermeister (Lowčí, venator, forestarius), der die Wälder und die Jagd beaufsichtigte. Alle diese zusammen bildeten zugleich eine Art Richtercollegium in Sachen der Unterthanen, bei dem der Richter oft nur den Vorsitz führte. Außer ihnen gab es auf der Burg noch untergeordnete Beamte, wie den Schreiber, den Kellermeister, den Verwalter der Kleiderkammer, die „Alte“ (vetula), die das Wäschzeug zu besorgen hatte u. a. Alle diese hatten wieder ihre Diener bei sich, neben denen auch noch eine bewaffnete Besatzung die Bevölkerung unserer Burg bildete. Diesen letzteren Dienst suchten zumeist die Söhne der freien Grundherren, da er möglicherweise zu Ehrenstellen führen konnte. Auch Büttel, Steuereinnehmer, Mautner, Zöllner, Förster, Hundehüter (holoty) und Handwerker gehörten zu den Bewohnern der Burg.

Ihren Unterhalt nahmen sie theils aus der allgemeinen Vorrathskammer, theils an bestimmten Antheilen an Strafen, Gerichtsgebühren und Taxen verschiedener Art, theils aus dem Erträgniße liegender Gründe, mit denen sie zeitweilig belohnt wurden.

Solche Einkünfte, die eigentlich dem Landesfürsten zukamen, von diesem aber an einzelne seiner Diener und später auch an andere, besonders geistliche Personen und Körperschaften verliehen wurden, waren die Abgaben, die bei den Märkten, welche bei der Burg gehalten wurden, einliefen, die Zölle und Mauten, die schon damals bestanden und die Bußen für bestimmte Verbrechen. Auch für

1) Erben 1228. 339. 1233. 377. — 2) Cosmas S. 300. — 3) Nach Tomek, Prag I. 45.

das Führen des Holzes mußte dem Jägermeister ein Bestimmtes gezahlt werden, das man desné nannte.

Um die Bedürfniße einer so zahlreichen und gewiß nicht in Beschränkung lebenden Bevölkerung der Burg herbeizuschaffen, fanden sich natürlich nicht nur die hiezu Verpflichteten mit ihrer Habe ein, sondern auch diejenigen, die ihre Erzeugniße zu Markte bringen wollten. So war die Gauburg auch der natürlichste allgemeine Marktplatz des Gaues. Auch daher schreibt sich die größere Dichte der Bevölkerung in der nächsten Umgegend der jetzigen Stadt Leitmeritz.

2.

Die Burggrafen.

In der Zeit vor Boleslav I., dem Grausamen (936—967) waren die Gaugrafen (Župané) von Leitmeritz jedenfalls Fürsten, wie die übrigen Lechen Böhmens, die in keiner besondern Abhängigkeit unter jenem ihres Gleichen standen, der grade als ihr Vorderster für den Landesfürsten galt. Erst dem genannten Herzoge gelang es, die Macht dieser Theilfürsten zu brechen und dieselben zu seinen Unterthanen und Beamten herabzudrücken. [1]) Die alten Lechenfamilien verschwanden seit der Zeit bis auf zwei der berühmtesten und reichsten, die die Geschichte als unversöhnliche Rivalen und Gegner nennt, die Familie der Slavnik und die der Wrschowece. In dem Kampfe beider ging das Haus der ersteren unter; die Wrschowece allein retteten noch für sich den Glanz alter Fürstenherrlichkeit. Diesen sah noch die Gauburg von Leitmeritz, denn als ihr ältester nachweisbarer Bewohner und als fürstlicher Beamte über den leitmeritzer Gau erscheint ein treffliches Glied des Hauses Wrschowetz — der Burggraf Mutina.

Erwähnung geschieht seiner zuerst zum Jahre 1096 durch den Vater der böhmischen Geschichte, Cosmas, der ihn einen Sohn des Boza (Bosa) nennt. [2]) Diese mächtigen Beamte ließen sich aber durch ihr Amt nicht an einen bestimmten Sitz binden, sondern verbrachten ihre Zeit größtentheils am fürstlichen Hofe und überließen die Geschäfte der Gauverwaltung wahrscheinlich ihrem Richter. Auch Mutina war der Begleiter und geheime Rath des Herzogs Břetislav II. (collateralis et secretarius). Sein Verwandter Bořiey, Sohn des Čac, herrschte als Župan über den Saazer Gau. —

Einen alten Groll vergaß bei allem Scheine der Freundschaft das siegreiche Fürstenhaus der Přemysliden gegen das einzige Geschlecht, das seine Ebenbürtigkeit nicht läugnen lassen wollte, nie. Bei einem Kriege, den Břetislaus in Polen führte, kam er zum Ausbruche. Mutina hatte ihn auf dem Zuge nach Polen (Schlesien) begleitet und war an seiner Seite, als Břetislaw am Neißeufer unterhalb dem wartner Passe das Schloß Kamenz bauen ließ. Dort überwältigte den Herzog ein Argwohn, so daß er seinen bisherigen Freund ergreifen ließ und ihn wegen der vielen Beleidigungen, die er ihm angethan habe, werth schalt, daß er ihm die Augen ausstechen. Aus Gnade aber entfernte er ihn bloß von seiner Seite und sandte Leute nach Böhmen, die all sein Gut daselbst in Besitz nehmen sollten. Welche Güter etwa in unserer Gegend seit Alters Privateigenthum der Wrschowetze waren und erst damals wieder an den Herzog kamen, ist ebenso wenig zu ermitteln, wie die Schuld, für die Mutina mit ihnen büßte. Wir wissen nur, daß die dem Geschlechte der Wrschowetze vorgeworfenen Verbrechen nicht erwiesen wurden, und daß Mutina besonders als ein Mann erscheint, der seinem tragischen Schicksale gegenüber in heroischer Größe auftritt. Aus Böh-

1) Palacký, Böhmen I. 220.
2) Script. rer. boh. I. 202. Vielleicht hängt mit diesem Boza der Ortsname Božci na Boženich zusammen.

men verbannt fand er seine Zuflucht in Polen. Dort traf ihn bald auch sein Verwandter Božey, den Břetislav auf einem Schiffe sammt seinem Weibe und zwei Söhnen nach Meißen führen ließ, von wo er weiter nach Polen zog. Als wenige Jahre darauf (1100) Břetislav durch Meuchelmord fiel, galt den Verbannten der Verdacht.[1]) Bořiwoj, der nun gegen das Erbrecht vom Throne Besitz nahm, mußte in seiner unsicheren Stellung sich Freunde zu schaffen suchen und nahm deßhalb Mutina und Božey wieder zu Gnaden auf, indem er jenem Leitmeritz, diesem Saaz wieder zur Verwaltung übergab. Dieser Gnadenact von den Umständen erzwungen war indeß von Seiten Bořiwojs nur Heuchelei;[2]) wogegen ihm nun beide in aufrichtiger Treue dienten.[3])

Inzwischen trachtete Swatopluk, Herzog von Olmütz darnach, seinen Vetter Bořiwoj vom Throne zu stoßen und als dieß seiner Kühnheit nicht gelingen wollte, verschmähte er nicht die List, seinen Gegner mit seinen mächtigsten Stützen zu entzweien. Dieß gelang ihm so wohl, daß Bořiwoj zu wiederholten Malen es versuchte, Mutina und Božey, die doch seine aufrichtigen Freunde waren, zu fangen und als Reichsfeinde zu behandeln, bis diese sich gezwungen fühlten, wirklich seine Feinde zu werden. So kam es dahin, daß nun Bořiwoj aus dem Lande fliehen mußte, während Swatopluk von den Wršowecen unterstützt, Besitz von demselben nahm (1107). Hiedurch kamen diese aufs Neue zu großer Macht, aber auch aufs Neue in eine gefährliche Stellung zum neuen Fürsten. Es liegt nahe, daß der Herrschsüchtige den, den er aus Furcht nicht verachten kann, aus Eifersucht haßt. So geschah es Swatopluk. Selbst was unser Burggraf und seine Freunde zu seinen Gunsten an seinem Gegner gethan, rechnete er ihnen bald zum Verbrechen an. Als er 1108 mit Kaiser Heinrich nach Ungarn zog, übergab er die Vertheidigung des Landes dem Mutina und einem andern Großen, Namens Wacek. Diesen Zeitpunkt benützte der vertriebene Bořiwoj, um die Rückkehr zu versuchen, die ihm anfangs zu gelingen schien, indem er die beiden Landesvertheidiger aus ihrer festen Stellung an der Grenze Schlesiens warf und vor sich hertrieb. Wacek schrieb dieß ihr Kriegsunglück einem verrätherischen Einverständnisse Mutinas mit Bořiwoj zu, oder benützte wenigstens den Schein, den die Sache bot und berichtete dieß insgeheim an Swatopluk. Durch einen andern Boten bewog er Bořiwoj mit List zum Rückzuge. Diese Nachricht entflammte den Zorn Swatopluks aufs Höchste. Zähneknirschend schwur er, nicht Mutina allein, sondern das ganze Geschlecht desselben auszulöschen wie ein Licht. Kaum konnte er den Tag erwarten, an dem er seinen Zorn befriedigen könnte, gleichwohl aber zeigte er den Wršowecen, die er in seinem Heere hatte, heuchelnd eine freundliche Miene. Er zog aus Ungarn herauf und traf vor dem Walde bei Leitomischel Wacek und Mutina. Dreimal wurde an jenem Tage Mutina von seinen Freunden gewarnt, er möge dem gewissen Tode oder der Blendung entfliehen. Ihm aber schienen diese Reden wie Irrsinn, weil ihn, wie Cosmas meint, sein Schicksal schon erfaßt hatte. Die stolze Antwort, die er ihnen gab, deutet auf kein Schuldbewußtsein. Den andern Tag sah die Burg Wratislaw (bei Hohenmaut) das berüchtigte Schauspiel. Swatopluk berief seine Edlen früh morgens in den Burgsaal, warf daselbst mit aller Leidenschaft des Hasses dem Geschlechte der Wršowece und Mutina als ihrem Haupte alle Verbrechen, die sie seit Menschengedenken begangen haben sollten, vor und winkte vom Beifall seiner Edlen begleitet, schließlich dem Henker, daß er sein Urtheil an dem stolzen Geschlechte vollziehe. Ueber den überraschten Mutina fiel dieser zuerst her. Wie dieser den Tod erlitt, gibt uns einen hohen Begriff vom Charakter dieses berühmten Burggrafen von Leitmeritz, wenn uns auch sein Leben über diesen im Unklaren läßt. Zwei Streiche nahm er ohne Regung hin und erst beim dritten wollte

1) Cosmas 215. — 2) Cosmas 216. — 3) Idem 224.

er aufstehen — da fiel sein Haupt. — Zur selben Stunde, im selben Saale wurden noch zwei seiner Söhne und die Stammverwandten Uniflaw und Domassa gefangen genommen und auf Swatopluks Befehl enthauptet, so wie er überhaupt den Befehl gab, das ganze Geschlecht ohne Unterschied des Alters und ohne Verzug zu vernichten. Die Vollstrecker dieses Urtheils versprach er reich zu belohnen, hunderfach aber den, der Božey und seinen Sohn tödten würde. Auch die Güter derselben sollten dem Mörder zufallen. Diesem Preise entsprach wohl die Furcht, die Swatopluk vor der Rache des mächtigen Božey empfinden mochte. So zerstoben die habsüchtigen und neidischen Großen nach allen Richtungen des Windes und führten den Vernichtungskampf gegen das unglückliche Geschlecht. Auch unsere Gegend, in der gewiß noch viele Verwandte und Anhänger des weitverzweigten Hauses lebten, mag er nicht unberührt gelassen haben, wenn uns auch die Quellen nichts davon erzählen. Božey wurde sammt seinem Sohne Boruth auf seinem Schloße Lubitz überrascht und von denen ermordet, denen er eben gastfreundlichen Willkomm bieten wollte. Von all den vielen Opfern aber, die an verschiedenen Orten abgeschlachtet wurden, erregten das größte Mitleid Mutinas zwei kleine Knäblein, so schön und liebenswürdig, „wie sie der Künstler nicht in Elfenbein schnitzen, der Maler nicht an die Wand malen könnte." Cosmas sah es selbst, wie sie zu Prag erbarmungswürdig auf den Markt geschleppt und nach der Mutter rufend vom Henker wie Schlachtvieh mit dem Messer abgestochen wurden. Selbst die rohe, schaulustige Menge zerstob an die Brust sich schlagend und vermochte einer solchen That nicht zuzusehen. [1] Einzelne Glieder des Geschlechtes entkamen durch die Flucht nach Polen und Ungarn, für Böhmen aber war das Geschlecht vertilgt und durch die schauerlichste That das Werk Boleslaw des Grausamen beendet, denn nun lebte keine alte Familie mehr in Böhmen, die sich gleicher Würde rühmen konnte, wie das regierende Haus.

Miscellen.

Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohns aus dem Jahre 1511.

Zu wiederholten Malen wurde in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk vorzugsweise der Arbeit seine große Bedeutung verdanke, und daß somit ein Verein, der die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Böhmen sich zum Zwecke gesetzt hat, vor Allem auf die Arbeit, insbesondere auf die gewerbliche, sein unausgesetztes Augenmerk richten müsse. Im Sinne der nachdrücklichen Worte, womit das „Programm für die Wirksamkeit der IV. Sektion." (2. Jahrg. 5 Heft) jeden noch so geringen Beitrag wünschenswerth macht, bringe ich die nachfolgenden Bestimmungen zur Kenntniß, die eine Art Handwerkerordnung bilden, und mir bei meinen Arbeiten im hiesigen Stadtarchive in die Hände fielen.

Das Papierstück, auf dem diese Satzungen enthalten sind, befindet sich unter verschiedenen anderen Zetteln, welche allerlei Vorschriften für die mannigfaltigen Bedürfnisse des täglichen Verkehrs zum Gegenstande haben. Sie gehören sämmtlich dem 15., vorzugsweise aber dem Anfange des 16. Jahrhunderts an. Dergleichen Verordnungen wurden auf dem Rathhause angeschlagen und so zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Viele dieser Bestimmungen sind undatirt, und dieß ist auch bei

1) Cosmas 229 ff.

den vorliegenden der Fall. Ich entnahm das oben angesetzte Datum aus einer Bestimmung vom 6. Juni 1511, die unter Anderem die genaue Beobachtung der in Rede stehenden Verordnung mit folgenden Worten einschärft: „Nachdem ein erber rate der zimerleut mawerer vnnd ander halben ein ordnung gemacht hat noch laut der zettel, die an das rathaws geslagen ist, dorauff lest ein erber rate ernstlich gebieten, das ein yder sulchs anders nit halden sol, denn wie sulche zettel inhelt und bej denselben wandel on alle gnad." —

Die wenigen Erläuterungen, die diese Bestimmungen erheischen dürften, folgen am Schlusse.

Zuuermercken, das ein erber rate dieser stat Eger aus etlichen dorzvo bewegenden vrsachen furgenommen vnnd wie es mit der belonung der steynmeczen, zimerlewt, mawrer, decker, pflasterer clayber vnnd andern ꝛc. auch mit abe vnnd zvogeen der arbeit, summers vnnd winters zeitten, gehalden werden sol, wie nach volget, verordent hat,

Nemlich also wenn man zvo morgenst die ersten meß auff den chor in der pfarr angehaben, vnnd den heiligen warleichnam vnnsers hern Jhesu Cristi gewandelt hat, sollen alle werckleut mit iren gesellen an die arbeit geen, vnnd zvo suppen zeit, das ist vmb achtte vr vnnd mittag vmb eins, sol ein yder ein ganze stund haben zvo yden mal, vnnd sollen noch der mittag stund an der arbeit bleiben bis die glock sechsse gen nacht slecht. Es sollen sich auch die obgeschrieben werckleut alle vnnd ire gesellen keiner andern posselarbeit in obemelter zeit vnter den stunden zumachen nicht vnterwinden, sunder iren pawhern an iren arbeiten bleiben, bey iren pflichten, domit sie ein erbern rate verwandt, vnnd getreulichen arbaiten den armen als den reichenn ꝛc. Dorumb sol man jn von sant Peters tag stulfeier bis auff sant Michels tag, einem steynmeczen, zymerman, mawrer, pflasterer vnd claiber yden einen tag sechs grosch vnnd einen decker acht grosch egrisch geben, vnnd auff solche belonung vnnd zeit zvohalden sol kein pawher aber den man arbeit von den maistern vnnd auch iren gesellenn verner nit bedrangt noch weitter lons einichs essens vnnd trinckens angesvnnen werden, vnnd nymant sol solche belonung gegeben werden, er halt dann die zeit vnnd ordnung wie obgemellt.

Item von sant Michels tag bis auff sant Peters tag stulfeier den winterlon, sol man einen iglichen steynmeczen zimerman vnnd mawrer einen tag vier grosch geben; die andern hantwerg als decker, pflasterer vnnd clayber ꝛc. haben zvo den zeitten kein arbeit, dorumb jn dieselben zeit einichs lons zuseczen nit not ist.

Item mit den lerknechten obemelter werckleut sol es mit der belonung also gehalden werdenn, nemlich sol man jn in den ersten lerjare einen tag des summers vier grosch vnnd ym winter zehen Meißner, vnnd ym andern lerjare des sumers funff grosch vnnd ym winter auch zehen Meißner, vnnd einem decker des ersten jars auch funff grosch gebenn.

Item einen tagloner sol man die obgemelten zeit des summers zehen Meißner vnnd ym winter siben M. geben, Vnnd in den allen baidteil pawhern vnnd arbeiter anders nit zuhalden bej eins erbern rats straff, nemlich den pawhern aber den man arbeit, wo yber das einichs weiter geben wurde, ein schock grosch, vnd den arbeiter, wo derselb mer denn wie vorstet forderet, sein taglon wandels, als offt sich das begibt.

Dornach wiß sich ein yder zu richtenn vnnd fur schadenn zuuorhuten.

Eine genaue Bestimmung des Geldwerthes in den verschiedenen Zeiten gehört aus bekannten Gründen zu den schwierigsten Aufgaben. Ich stelle hier zusammen, was ich aus verschiedenen gleichzeitigen oder wenigstens naheliegenden Quellen gesammelt habe, und füge einzelne praktische Fälle bei, woraus der Werth der in Rede stehenden Münzen zur Genüge einleuchten dürfte.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren in Eger Gulden zu 30 und zu 38 Groschen im Laufe. In einem städtischen Rechnungsausweise aus den Jahren 1459 und 1460 heißt es bei Aufzählung der aus Anlaß der Anwesenheit König Georgs gemachten Auslagen, daß 1 Gulden zu 30 Groschen gerechnet sei. Dagegen enthält das Rechnungsbuch des Kirchenvaters zu St. Johann in Eger (1464 — 1505) folgende Bemerkung zum Jahre 1464: „vnd ist ye ein guldin gerechet vmb XXXVIII. Gr." (S. 4.)

Was die Meißner Groschen betrifft, so sind alte und neue Meißner zu unterscheiden, die im 15. Jahrhunderte neben einander vorkamen. So heißt es in dem Testamente eines Egerer Bürgers aus dem Jahre 1426: „Czum ersten schick ich hie zu Eger in die pfarrekirchen zu sant Niclas ayn schok alter Meißner groschen . . . vnd schick darnach meinem son Erhard zu dem daz ich jm vor gegeben hab vier vnd zwenczig neue schok."

Ist im Anfange des 16. Jahrhunderts und wohl auch schon früher von Meißnern schlechthin die Rede, so sind darunter die neuen zu verstehen, deren drei Einen Egrischen Groschen ausmachten. Demgemäß sagt das bereits angeführte Rechnungsbuch S. 50: „Item gebin ein tagloner VII taglon ye ein tag VII Meißner facit XVI groschen 1 Meißner (also 49 Meißner = 16 Gr. 1 Meißner). Aber schon im Anfange des 16. Jahrhunderts tritt an die Stelle der Meißner die Benennung Kreuzer. So liest man in der sog. Chronik der Rathskanzlei zum J. 1516, S. 138: „3 Kr. das ist ein Egerischer Groschen geweßen."

In Bezug auf den Gebrauch der obligaten Trinkgelder außer dem bedungenen Lohne finden sich zahlreiche Beispiele, von denen ich hier nur die folgenden anführe. In dem mehrerwähnten Rechnungsbuche liest man zum J. 1482: „Item gebin zbeyen mawrern XIX taglon ye ein tag IIII gr. 1 M. vnd mer gebin V gr. zu vortrinken." — Ferner: „Item gebin zbeyen taglonern XXI taglon ye ein ein tag III gr. vnd 1 gr. zu vortrinken."

Es wäre interessant zu erfahren, wie lange diese Verordnung des Stadrathes in ihrer Integrität blieb.

Dr. Fr. Kürschner.

Der Kindermord zu Betlehem oder Herodes und die heil. drei Könige.

Dieses Spiel wird von erwachseneren Knaben in Reichenberg und dessen Umgegend aufgeführt und zwar in der Zeit von Weihnachten bis zu hl. drei Könige.

Herodes, Caspar, Melichar, Baltasar, mit den Insignien der Königswürde bekleidet, in langen bunten Gewändern. — Kronen von Goldpapier auf dem Haupte, und den Scepter von Holz und vergoldet in der rechten Hand. — Die heil. drei Könige tragen außerdem noch: Caspar ein Kästchen, worin Gold. — Melichar ein becherartig Gefäß, worin Myrrhe sein soll. — Baltasar ein Rauchfaß, in der linken Hand. — Die heil. drei Könige haben auch öfter noch je ein oder zwei Diener, welche ihnen den Schlepp des Mantels tragen.

Diener des Herodes: (Nachdem die Erlaubniß der Partei zum Spiel eingeholt ist, tritt der Diener ein und spricht:)

Meine lieben Herren insgemein,
Mir werden bitten und sie verzeihn,
Sie werden uns nicht verachten,
Mir werden gleich den Anfang machen.

Herodes tritt ein. (Barsch.)

Diener komm herbei.
Merk auf meine Reden.

Diener.

Was befehlen königliche Majestät?

Herodes.

Als ich war im Saal allein, stand ich beim Fenster, und sah eine Menge Menschen auf mich zukommen.

Muß wissen wer sie sein.
Sollen kommen zu mir herein.

Diener (geht ab, und kommt wieder).

Königliche Majestät ich hab vernommen,
Es sind drei Könige angekommen.

Herodes (sanft).

Sie sollen rein kommen.

Die drei Könige treten ein. Herodes.

Brüder und Kameraden mei,
Sagt, wo reist ihr hin alle Drei?

Caspar.

Nach Bethlehem ist unser Sinn,
Da wollen wir alle Dreie hin.

Herodes.

Was habt ihr aber für ein Vorhaben?
Sagt an mit kurzen Worten!

Melichar.

S'ist geboren ein Kindlein,
Es soll ja unser König sein.
Der soll die ganze Welt regieren,
Und auch selbst den Himmel zieren.

Herodes.

Wie habt ihr aber den Weg getroffen,
Da ihr so weit seid geloffen.

Baltasar.

Einen Stern haben wir gesehen,
Der that immer vor uns hergehen,
Den Stern haben wir verloren,
Da sind wir alle Drei irr geworden.

Herodes.

Den Stern, den ihr verloren habt,
Von dem hab ich schon längst gehört.
Heute könnt ihr bei mir bleiben,
Morgen könnt ihr weiter ziehn.

Caspar.

Bester Herodes! Sie werden verzeihn,
Wir müssen noch übern hohen Berg hinein.

(Herodes:)

Wenn ihr nicht wollt warten so reist hin. — Trefft ihr aber das Kindlein, so bringt mir eine Botschaft. — Hab ja auch viel Gold und Silber, damit ich dem Kinde etwas schenken kann.

Melichar (zu seinen zwei Reisegefährten.)

Brüder! Herodes hat einen falschen Sinn,
Wir lassen ihn bei Seite, und werden still einen andern Weg ziehn.

(Sie entfernen sich alle drei.)

Herodes (nachdem die 3 Könige sich entfernt haben).

Ei was soll ich vor Haß und Grimm thun?
Diener! geh nach Bethlehem und tödte alle
Knäblein von 1, 2, 3, 4, 5, 6 Jahren,
Sollst recht herrisch mit ihnen verfahren.

Diener.

Nein, lieber wollt ich die Kinder retten,
Als mit meinen Händen tödten.

Herodes.

Wenn du dieses hättest gethan,
So könnte es dir selber geschahn,
Als Beweis pak dich vor meinen Augen fort.

Diener, (der sich auf eine Zeit entfernt hat, tritt wieder ein; hat auf ein Schwert ein ausgestopftes Wickelkind gespießt und zeigt es in der Höhe).

Hier König, sehen Sie einen solchen Gast,
Dreihundert sechzig vier Kindlein
Nahm ich auf mein Gewissen als Last.
Die Mütter thun mich sehr erbarmen,
Geben die Kinder so schwer aus den Armen.
Weinen bitterlich und sprechen:
Nehmt mich und erstecht auch mich!

(Herodes und Diener treten ab. Die 3 Könige treten auf und singen:)

Herodes als ein König,
Regiert das ganze Land,
Jetzund soll er sterben,
Der Tod ist ihm bekannt!
Er liegt in seinem Blute,
Die Todten schlafen ein,
Es lebt beim höchsten Gotte
Das todte Knabelein.

Nachdem das Lied gesungen, geht der Diener des Herodes die Gaben einsammeln; bedankt sich, und das Spiel beginnt im nächsten Hause wieder.

J. A. Hübner.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Drittes Heft.

Die Deutschböhmen und die Regierung Heinrichs von Kärnthen.

Von

Dr. **Ludwig Schlesinger.**

(Rückblick. Rudolph von Habsburg, König von Böhmen. Die Wahl Heinrichs von Kärnthen. Der große Krieg der Bürger mit dem Adel: Gefangennahme einiger Barone, die Bürger erlangen politische Gleichberechtigung, der Adel und die Wolframische Partei erobern Prag und Kuttenberg, die Meißner, Baiern und Kärnthner befreien den gefangenen Heinrich, Kämpfe in der Stadt Prag, die Botschaft der Bürger, des Clerus und Adels an Heinrich VII. Heinrich von Kärnthen wird vom deutschen Reichsgerichte der Krone Böhmens verlustig erklärt.)

Die Geschichte der Deutschböhmen bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Geschichte Böhmens überhaupt. Dieß wird wohl Niemand läugnen, und doch muß es so lange gesagt werden, bis die Geschichtsschreibung davon auch wirkliche und gewissenhafte Anwendung gemacht haben wird. Man nehme das erste beste böhmische Geschichtsbuch in die Hand, und man wird mehr oder weniger zu der illusorischen Ansicht geführt werden, als ob seit Anbeginn bis zur Gegenwart eine einzige, homogene Bevölkerung im Lande gewohnt und gewirkt habe. In den älteren Geschichtswerken erklärt sich dieser Mangel einfach aus dem Umstande, weil man früher nicht nur in Böhmen, sondern allenthalben bloße Dynastien- oder Fürstengeschichte geschrieben hat ohne weitere Berücksichtigung der Masse der Bevölkerung und ihrer Sprache. Die neuere Historiographie, welche immer mehr den Schwerpunkt in die eigentliche Volks- und Culturgeschichte legte, mußte freilich auch in Böhmen auf die beiden Nationalitäten und ihre wechselseitige Stellung Rücksicht nehmen; aber dabei kam sogleich auch die nationale Parteilichkeit zum schädlichsten Ausdrucke. Man untersuche nur das Palacky'sche Werk, das als maßgebend gilt, nach dieser Richtung, und man wird bald ausfindig machen, daß den Landeshistoriographen in der Nationalitätenfrage die historische Objektivität so ziemlich verläßt, daß er zwar nicht, wie jene älteren Geschichts-Bücher, das Wirken der Deutschböhmen ganz und gar verschweigen kann, aber dasselbe nebensächlich und in geringschätzender Weise behandelt. Der Autorität Palacky's beugten sich nicht nur die slavischen Historiker, sondern auch viele deutsche Geschichtschreiber, welch' letzteren wenigstens die Versuche von Schmalfuß und Rößler nicht unbekannt sein sollten. Emancipirt von Palacky haben sich unter den Slaven Dudik und Tomek, von denen der zweite in seiner ungemein gründlichen Geschichte der Stadt Prag die Verdienste der Deutschböhmen mit aller Gewissenhaftigkeit hervorhebt.

Uiberblicken wir noch einmal die Zeit der Přemysliden, und fragen wir nach den Kräften, welche damals zusammenwirkten, um das innere Triebrad der böhmischen Geschichte in Bewegung zu setzen, so werden wir neben Fürsten und Adel noch den größtentheils deutschen Clerus und die ganz deutsche Bürgerschaft erwähnen müssen. Ohne die zwei letzteren Faktoren wäre die böhmische Geschichte eine

ziemlich einförmige geblieben, wie es ja überhaupt im Mittelalter die nach Osten ziehenden deutschen Colonisten waren, welche in das gleichmäßig sich wiederholende Einerlei des slavischen Völkerlebens Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit brachten. Karl der Große stellte den Zusammenhang Böhmens mit Deutschland durch Eroberung fest, die nachfolgenden deutschen Kaiser suchten den politischen Connex zu wahren und zu verstärken, die geographische Lage Böhmens, die Niederlassung der Magyaren in Ungarn und andere äußere Verhältnisse brachten das Land in immer nähere Berührung zum deutschen Reiche: aber wahrhaft und im Detail wurden die Slaven in Böhmen erst durch die deutschen Einwanderer in das mitteleuropäische Culturshstem eingeführt. Der christlichgermanische Geist durchdringt schon in dem přemyslidischen Zeitalter die Bevölkerung des Landes. Fürst und Adel nehmen Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Deutschen an, die čechischen Burgmannen suchen in den Verband der deutschen Bürgerschaft aufgenommen zu werden, und der slavische Ackerbauer strebt nach dem unabhängigen Verhältniß, in welchem der deutsche Landmann sich befindet. Die deutschen Missionäre befestigen das Christenthum, die deutschen Mönchsklöster treten hier, wie überall im früheren Mittelalter, dem Volke belehrend entgegen und verbreiten die Cultur. Die Bürger aber aus dem Reiche gründen die Städte, rufen nicht nur Handel, Industrie und Gewerbe ins Leben, fördern nicht nur Schulwesen, Wissenschaften und Künste — diese Pionniere der Civilisation vollziehen nicht nur eine volkswirthschaftliche Revolution im Lande: sondern sie gründen auch einen neuen, autonomen Stand, der es erst dem eigentlichen Volke möglich macht, neben dem Fürsten und dem Adel auch am politischen Leben des Reiches sich betheiligen zu können. In dem přemyslidischen Zeitalter finden wir den neuen oder dritten Stand im Bunde mit der Krone, von dieser ausnehmend begünstigt und in seiner Fortentwickelung gefördert. Nicht die Bürger allein aber ziehen Nutzen aus dieser Bundesgenossenschaft; das Fürstenthum wird erst durch dieselbe in die Möglichkeit versetzt, den Kampf gegen den mächtigen und widerstrebenden Adel siegreich durchzuführen. — So ist die genaue Erfassung des wechselseitigen Verhältnisses der Deutschböhmen zur Krone und zum Adel eine nothwendige Bedingung zum Verständnisse der Geschichte Böhmens, gerade so sehr, wie die Würdigung der volkswirthschaftlichen Umwälzung, welche die deutschen Einwanderer hervorriefen. Dieß gilt nicht nur von der Periode der přemyslidischen Regierung, sondern auch von den nachfolgenden, und zwar um so mehr, als in diesen späteren Zeitaltern das in Frage stehende Verhältniß nicht, wie unter den Přemysliden, ein starres bleibt, sondern auf die mannigfaltigste Art, mit stets wechselnder Combination sich ändert.

Nach dem Tode Wenzels III., des letzten männlichen Sprößlings aus dem Stamme der Přemysliden, wurde zur Neuwahl ein Landtag einberufen, auf welchem neben den Herren und Rittern auch *Abgeordnete der Deutschböhmen*, nämlich Bürger der Stadt Prag und wohl auch anderer Städte erschienen. Vergeblich flehten die zwei jüngeren Töchter Wenzels II., man solle sie als Waisen nicht von dem väterlichen Erbe jagen; es nützte dieß eben so wenig, als jene gefälschten Kaiserurkunden, welche man vorzeigte, und Kraft deren nach Aussterben des Mannesstammes den Töchtern des Přemyslidenhauses die Thronfolge zukommen sollte. Der Druck des deutschen Kaisers Albrecht, welcher die Theorie von dem erledigten Reichslehen aufrecht hielt, war mächtiger, und sein *Sohn Rudolph*, der Adel und Bürgerschaft noch überdieß durch Geschenke und Versprechungen [1]) gewann, bestieg im Oktober des Jahres 1306 unter großen Ehren und Feierlichkeiten den erledigten Thron des Königreiches Böhmen. Bereitwillig gingen ferner die Stände auf die Wünsche Albrechts, des Vaters ein, die neuerworbene Krone dem *habsburgischen Hause* auch im Falle des Absterbens Rudolphs zu er-

1) Chronicon aul. reg. 174, 175.

halten. — Aber es sollte doch ganz anders kommen! Rudolph starb schon im neunten Monate nach seiner Wahl (4. Juli 1307) in einem Alter von 26 Jahren, nachdem er sich im Kampfe gegen einige widerspänstige Barone den Todeskeim geholt hatte. Er hatte gute Anlagen, er ordnete mit Eifer das Finanzwesen des Reiches, namentlich die Einnahmen aus dem Urbar von Kuttenberg, zahlte die Schulden seiner Vorgänger, und fing im eingeführten Sparsystem zuerst bei sich selbst an. Aber gerade das Sparen hatte ihm Feinde gemacht. Die Hofleute nannten ihn spottweise wegen der frugalen Mahlzeiten den „Breikönig," Prager Kaufleute aber gaben ihm den Namen eines „Waarenprovisors," weil er Wein, Getreide, Oel und andere Artikel aus erster Hand von Oesterreich her bezog. [1]) Den Nationalen endlich war es ganz recht, daß der deutsche König gestorben war. Sie hatten es sehr übel genommen, daß er sich fremde Räthe hielt und das Ausland berücksichtigte; der getreue Ausdruck ihrer Ansichten, der Ritter Dalimil, schimpfirt in seiner Manier und fordert die Böhmen geradezu auf, den Verstorbenen nicht zu beklagen. [2]) Viele gabs, die sich unter anarchischen Verhältnissen am wohlsten befanden. So Wilhelm Zajic von Waldeck, der die Burg Bürglitz eroberte und sich des Klosters Königsaal bemächtigte, allwo seine wilden Schaaren sich nicht scheuten, am Grabmale des besten aller Premysliden, Wenzels II., die rohesten Scherze zu verüben. [3])

Stürmisch waren die Vorgänge bei der Neuwahl des Königs, an die man endlich denken mußte. Der nationale Adel sträubte sich mit aller Gewalt gegen einen Ausländer oder Oestreicher, uneingedenk des Versprechens, das er Albrecht dem Kaiser gegeben. Als der Oberstlandmarschall Tobias von Bechin, die Treue seines Wortes wahrend, für Friedrich den Schönen stimmte und dessen wohlbegründete Ansprüche auf den Thron warm und beredt vertheidigte, rief ihm die andere Partei in drohender Weise zu, er möge aufhören, Ausländer und Feinde zur Herrschaft über seine Landsleute zu berufen. Er aber antwortete spottend: „Wenn ihr durchaus einen Eingeborenen zum König haben wollt, so gehet nur hin nach Stadic, unter den dortigen Bauern findet ihr vielleicht einen alten Verwandten des erloschenen Königsstammes, führt ihn her und setzt ihn auf den Thron eures Reiches." Da ergrimmte über diese Rede Ulrich von Lichtenburg und rannte dem alten Manne das Schwert in den Leib; zu gleicher Zeit tödtete sein Neffe, Hynek Krusina von Lichtenburg, den Neffen des ermordeten Oberstlandmarschalles. Die blutbefleckte Versammlung aber rief: „Wir wollen nicht die Oestreicher, wir wollen zu dem alten Geschlechte unserer Könige zurückkehren!" Wir wissen nicht, ob man bei diesen Worten bloß an die weibliche Erbfolge dachte, oder etwa auf das Theobaldische Geschlecht und auf die Herren Czernine hindeuten wollte, die sich rühmten, dem premyslidischen Stamme entsprossen zu sein.

Auch die deutsche Bürgerschaft war damals in sich gespalten und uneinig in der Frage über die Thronfolge. Es schwankten die Parteien zwischen Friedrich dem Schönen von Oesterreich und Heinrich von Kärnthen, welch' letzterer mit einer premyslidischen Prinzessin vermählt war. Die österreichische Partei verrtat mit allem Eifer der reiche Patrizier Wolfram. Da dieser am obigen blutigen Landtage als Bürgerabgeordneter erschien, schwebte er in großer Gefahr um sein Leben. Denn kaum hatten die wüthenden Lichtenburger die beiden Bechiner gewaltthätig zum Schweigen gebracht, da erhob sich neuerdings das Geschrei: „Wo ist Wolfram, wo ist er?" Vergeblich rief und suchte man, der Bürger war glücklich entronnen. Statt seiner büßte ein anderer angesehener Bürger Hiltmar Friedinger die treue Anhänglichkeit ans habsburgische Haus. Denn die kärthnische Partei der Bürger, welche mit Nikolaus Tausentmark an der Spitze, die

1) Chron. aul. reg. 175. Dalemil u. a. — 2) „Clagt ihn nit, ihr bemisch dit." (Dalemil S. 219 in der mittelhochdeutschen Bearbeitung.) — 3) Chron. reg. aul. 167.

Stadt zum Schauplatz blutiger Kämpfe machte, ergriff den Friedinger auf der Gasse und tödtete ihn in der Nähe der Jakobskirche.

Es scheint, daß mit Hilfe dieser kärnthnischen Partei im Lager der Bürger die Wahl Heinrichs von Kärnthen, die am 15. August 1307 vor sich ging, durchgesetzt worden ist. Welche Ursachen die Majorität der Bürger für diese Wahl bestimmten, ist nicht ganz klar. Vielleicht mochten sie den Oesterreicher nicht, eingedenk der die einheimischen Interessen nicht begünstigenden Handelspolitik seines Bruders; der Kärnthner selbst aber war doch ein Deutscher und somit immerhin einem König aus Theobaldischem oder Czerninischem Geschlechte vorzuziehen.

Die kurze, nur drei Jahre dauernde Regierung Heinrichs von Kärnthen bietet für unsere diesfällige Aufgabe eine ebenso schätzenswerthe als lehrreiche Ausbeute. Wir sahen, wie unmittelbar nach der Einführung des Deutschthums in Böhmen ein heftiger Kampf des von den Deutschen gegründeten Bürgerthums mit dem feudalen Adel entbrannte. Wir bemerkten, wie die Mehrzahl der premyslidischen Fürsten in diesem Ständekampf immer auf Seite des Bürgerthums sich befand, aus wohlverstandenem Interesse für die Krone, deren natürlicher Feind die vornehmen Herrengeschlechter seit den ältesten Zeiten waren. Ohne die fördernde Gunst des mächtigen Bundesgenossen wäre das Deutschthum in Böhmen vielleicht frühzeitig wieder verkümmert; wenigstens hätte es nur in culturhistorischer, nie aber in politischer Beziehung eine gewisse Bedeutung erlangt. So aber sehen wir die Deutschböhmen im Anfange des 14. Jahrhunderts bereits zu solcher Macht herangewachsen, daß sie auch ohne Beistand der Krone den ererbten Kampf mit dem Adel fortsetzen konnten und zwar jetzt in viel größeren Dimensionen und mit ausgeprägteren Tendenzen als früher. Unter Heinrich von Kärnthen bricht in Böhmen der große Städtekampf gegen die Herren aus, in ähnlicher Weise, wie er sich erst später in Deutschland entwickelte, wobei neben andern Vorbedingungen auch diese als gleich anerkannt werden muß, daß in beiden Reichen höchst unselbständige und schwache Regierungen, wie die Heinrichs von Kärnthen und Wenzel des Faulen, müssige und parteilose Zuschauer blieben. Gerade der Umstand aber, daß das deutsche Bürgerthum nicht mehr im Vereine mit der Regierung den Kampf gegen den Adel führt, sondern auf eigene Faust um seine politischen Rechte und alten Freiheiten streitet, liefert den Beweis von seiner fortgeschrittenen, kräftigen Entwicklung und dauernden Lebensfähigkeit. Und nicht bloß um Abwehr handelte es sich dießmal, sondern die Bürger Prags und Kuttenbergs conföderirten sich jetzt zum gemeinsamen Kampfe, als dessen Ziel die volle Gleichberechtigung des Bürgerthums mit dem Adel hingestellt wurde. In allen öffentlichen Landesangelegenheiten müsse man auch den dritten Stand hören, wie man es bereits bei der letzten Königswahl und früher ein oder das andere Mal am Landtage gethan habe. Aber dieses Recht, behaupteten die Bürger, dürfe nicht von der jeweiligen Gnade des Adels oder des Fürsten abhängen, sondern müsse für alle Fälle und alle Zeiten gesetzlich verbürgt werden.

Die hervorragendsten Führer des neuen Städtebundes waren Jakob Wölfels Sohn und Nikolaus Tausentmark aus Prag, Peregrinus Pusch und das reiche Geschlecht der Rutharte aus Kuttenberg.[1]) Um so schnell als möglich zum Ziele zu gelangen, scheuten die kühnen Bürgesleute auch vor Gewalt nicht zurück. Nach des Peregrinus Plan rückten am 15. Februar 1309 in der ersten Tagesstunde er selbst und die Rutharte mit einer großen bewaffneten Volksschaar von Kuttenberg aus gegen das Kloster Sedlec, wo zur selben Zeit die

1) Chron. aul. reg. 182. Hajek (S. 502) nennt noch Ernst vom goldenen Hirschen, Johann vom rothen Kreuze, — ferner Konrad Albrecht vom Obernmarkt, Georg von der goldenen Gans und Markwart vom schwarzen Adler. Mit welchem Rechte, wissen wir nicht. — Ungerechtfertigt gebrauchen Tomek und Palacky im deutschen Texte die slavischen Ausdrücke wie „Ruthartowice, Ruthartice, Welflowice u. s. w.

mächtigsten des Adels, nämlich der königliche Unterkämmerer Heinrich von Lipa, Johann von Wartenberg und Johann von Klingenberg als Gäste zur Herberge sich befanden. Es war vorher ausgesprengt worden, daß diese Herren nur gekommen seien, um der Stadt größere Steuern aufzulegen, und 40 gedungene Männer hatten sich bei Tage schon ins Kloster geschlichen, um in der Nacht die Thore zu öffnen und die Andern einzulassen. Alles gelang ohne weitere Schwierigkeiten. Die Herren wurden, als sie noch schliefen, überrumpelt und gefangen genommen. Von ihrem Anerbieten eines friedlichen Vergleiches nahmen die Bürger keine Notiz, im Gegentheile sie drohten ihnen mit dem Tode, im Falle sie den geringsten Widerstand leisten würden. Die aufgeregte Volksmasse gab diesen Drohungen sogleich gehörigen Nachdruck, indem sie den gleichfalls gefangenen Stadtrichter von Kuttenberg, einen allgemein verhaßten Mann, der es wahrscheinlich mit dem Adel hielt, schleunigst ergriff und in zügelloser Wuth ermordete. Für das Kloster Sedlec aber war jener Tag kein guter; mit Schmerzen sagt der Chronist, habe er selbst als Augenzeuge den über dasselbe hereinbrechenden Sturm beobachtet.[1]) Man suchte nämlich im Kloster auch neben andern feindlichen Personen nach dem Prager Bürger Wolfram, der uns als Führer der österreichischen Partei bereits bekannt ist, jetzt aber ganz in das Lager des Adels übergegangen war. Alle Gemächer wurden durchstöbert, die Thüren mit Gewalt erbrochen, kein Winkel blieb undurchsucht, aber Freund Wolfram war auch dieses Mal, wie einst vom blutigen Landtage, glücklich entwischt. — In Prag wurde am selben Tage, wie in Kuttenberg, der Verabredung gemäß der Anschlag der Bürger gegen den Adel durchgeführt. Jakob Wölflin und Nikolaus Tausentmark nahmen mit anderen Verschworenen ohne Widerstand Peter, den Oberstkanzler des Königreiches, Reimund von Lichtenburg und Hynek (Heymann), den Sohn Hyneks von Duba gefangen, schlugen sie in Fessel,[2]) und führten sie ab nach Schloß Liditz, wohin auch die Kuttenberger Gefangenen gebracht worden waren.[3])

Niemand wurde durch den glücklich gelungenen Handstreich der kühnen Bürger in größere Verlegenheit gebracht als König Heinrich.[4]) Es war seiner schwachen, ewig unentschiedenen Natur eigen, niemals an eine energische Handlung auch nur zu denken, viel weniger sie auszuführen; er gab, wie derartige Charaktere es zu thun pflegen, immer demjenigen Recht, der das letzte Wort gesprochen hatte. Als daher jetzt die Bürger kamen und ihm vorstellten, die Gefangennahme der Adeligen sei in seinem eigenen Interesse geschehen, man habe ihm dadurch zur wahren königlichen Macht verhelfen und seine Einkünfte, die die übermüthigen Herren verschleuderten, aufbessern wollen, da war Heinrich ganz einverstanden mit der wackern That der braven Bürgersleute. Als aber gleich darauf die Freunde der gefangenen Herren herbeieilten und dem König im Ohre lagen, ihn warnten vor den eigennützigen Bürgern und deren listigen Vorspiegelungen und endlich gar mit einem Aufstande drohten, da erlangten auch diese die Antwort, daß sie im Rechte seien.

---

1) Chron. aul. reg. 182: „Huius rei testis sum, quia ego ipse vidi non sine dolore talem impetum."

2) Chron. aul. reg. 182: „Eodem die Jacobus civis Pragensis, Nicolaus Thusimmark cum suis complicibus Dominum Petrum regni Bohemie Cancellarium, Reynmundum de Leuchtinburk, Heynmanum filium Heynmani de Duba in Praga captivarunt et compedibus vinxerunt." — Neplach (Dobner Mon. IV. p. 119) erwähnt als Gefangenen: „Dominum Reimundum, Henricum de Lipa, Johannem de Straz, et Hinconem Scholarem."

3) Schloß Liditz nach Tomek (Gesch. Prags 536) bei Bustěhrad gehörte wahrscheinlich einem Prager Bürger.

Der Königsaaler Chronist nimmt übrigens bei den Kuttenberger Bürgern den Plan an, als hätten sie sich der Bergwerkseinkünfte bemächtigen wollen.

4) Palacky nimmt an, König Heinrich habe von vornherein die Pläne der Bürger gekannt und seine Einwilligung dazu gegeben. (II. 2. S. 69). Welche Quelle aber wird citirt? Jene Reimchronik Hornels, in der sonst nach Palacky kein wahres Wort steht (II. 1. S. 386). Nur hübsch consequent. Der Königsaaler und andere Chronisten gelten dießmal nichts.

Von beiden Seiten in die Enge getrieben, blieb endlich dem unschlüssigen König Nichts übrig, als den Versuch zu machen, den Frieden durch Vermittelung und gütlichen Ausgleich wieder herzustellen. Die streitenden Parteien fanden sich denn auch an dem hiezu bestimmten Tage ein. Aber mit seinem fortwährenden Schwanken verdarb jetzt im besten Augenblicke König Heinrich mehr, als er nützte. Zudem ließ er sich vom Adel durch eine gewisse Art der Fragestellung zu Antworten verleiten, die die entschlossenen Bürger in Verwunderung und Entrüstung versetzten. Als diese hörten, wie Heinrich erklärte, er wisse gar nichts von der Schuld der Gefangenen, und würde selbst, wenn er etwas gegen sie hätte, ihnen deßwegen sich gnädig erweisen, zogen sie unmuthig ab und hielten sich ferne von weiteren Berathungen. Der Adel, der nun leichtes Spiel mit dem nachgiebigen König hatte, drängte ihn, die Bürger durch Boten aufzufordern, die Gefangenen zu entlassen. Aber trotzig war die Antwort der Bürger, die sich nicht einschüchtern ließen. Erst dann wollten sie die gefangenen Herren entlassen, bis ihnen hinreichende Garantie für alle Schäden geleistet werde, die jene der Krone und dem Lande noch zufügen könnten. Das war ihr letztes Wort, und dabei blieb es auch; denn wir hören nicht, daß Heinrich noch einen Schritt in dieser Angelegenheit gethan hätte. [1])

Der Adel seinerseits, überzeugt von des Königs Ohnmacht und der Bürger Trotz suchte nun durch List und Freundlichkeit seine Sache zu führen. Es gelang ihm, unter den Bürgern selbst eine Verneinigung, wahrscheinlich der Prager mit den Kuttenbergern, herbeizuführen; ferner verstand er es ausgezeichnet, bald den einen, bald den andern durch Versprechungen, die man nicht zu halten gedachte, zu ködern. Geradezu verlockend aber für den ächten Spießbürger wurden die vom Adel in Aussicht gestellten Heirathen zwischen bürgerlichen und adeligen Kindern. So sollte die Tochter Heinrichs von Lipa den Sohn des Nikolaus Ruthart heirathen, und ein junger Lichtenburg wurde mit der Tochter des Jakob Wölflin verlobt. Zum Glücke aber gab es noch viele schlichte und geradsinnige Bürgersleute, die den Ausgangpunkt des Streites nicht außer Acht gelassen hatten und von Versöhnung so lange Nichts wissen wollten, als bis auch ihren politischen Wünschen Genüge geleistet worden sei. Diese setzten es durch, daß im Mai d. J. 1309 ein Vertrag zwischen Adel und Bürgerschaft abgeschlossen wurde, dem zu Folge 25 böhmische Herren sich verbürgten, daß künftighin nur ein König gewählt werden solle, den auch die Bürgerschaft anerkenne, und daß ferner ohne Zustimmung der Bürger nichts Neues, was allgemeine Landesangelegenheiten beträfe, beschlossen oder vorgenommen werden sollte. 15 gute Schlösser übergaben die Barone den Bürgern als Bürgschaft für die Einhaltung der Vertragspunkte, und jetzt erst wurden die Gefangenen aus der Burg Liditz entlassen.

Aber es wurde bald zur Wahrheit, was der Chronist von Königsaal etwas früher weise bemerkte. Während die siegestrunkenen Bürger mit hocherhobenem Haupte stolz einherschritten, lauerte verborgen im Grase die Verderben bringende Schlange der Zwietracht. [2]) Wir hatten schon bei Gelegenheit der Wahl Heinrichs von Kärnthen eine traurige Spaltung unter den Prager Bürgern beobachtet. Es hatte sich damals, wie beim Adel, eine österreichische und eine kärnthnische Partei unter ihnen gebildet. An der Spitze der ersteren stand der reiche Bürger Wolfram, der dann, auch als der große Kampf der Städte gegen den Adel ausbrach, in Opposition gegen Heinrich von Kärnthen verharrte, sich deßwegen immer enger an

1) Dubravius (509) stellt den Vorgang ganz anders dar. Der König habe nach ihm in der Versammlung die Adeligen, ohne sie zum Wort kommen zu lassen, verschiedener Verbrechen angeklagt, er habe sie durch Vorzeigung von Stricken, Fesseln u. a. schrecken, ja einige sogar hinrichten lassen; wieder andere habe er den Pragern zur Bewachung übergeben u. s. w.

2) Chron. aul. reg. 182: Sic itaque cives et Montani exultant sicut victores capta preda, in altum extollunt superbie cornua, sed nesciunt, quia latet anguis in herba.

den Adel anschloß und somit gegen seinen eigenen Stand kämpfte. Zweimal war Wolfram nur durch großes Glück der drohenden Lebensgefahr entronnen. Jetzt treffen wir ihn im Exile, da seine Feinde in Prag die Oberhand, wahrscheinlich auch in der Gemeindeleitung, erhalten hatten und sich mit Erfolg gegen seine Rückkehr stemmten. Doch mit Wolfram befanden sich noch mehrere andere angesehene Bürger im Banne; darunter wird insbesondere der reiche Bürger Roland erwähnt. Wem konnten nun die bedauerlichen, zu immer schärferem Ausdruck kommenden Parteizwistigkeiten der Bürger erwünschter sein, als den gedemüthigten Baronen, welche Nichts unterließen, um die Kluft wo möglich zu erweitern und zu ihrem Vortheile auszubeuten. Sie verbanden sich zunächst mit den exilirten Bürgern Wolfram, Roland und Genossen und beschlossen mit diesen im Vereine eine große Schilderhebung gegen die Städte. Der erste Stoß wurde gegen Prag versucht. Heinrich von Lipa und Johann von Wartenberg rückten plötzlich — es waren noch wenige Wochen seit der Freilassung der Herren verflossen — mit bewaffneten Haufen gegen Prag vor, wo man Nichts dergleichen besorgte. Durch Verrath und Beihülfe der in der Stadt gleichfalls vertretenen Wolfram-Rolandischen Fraktion setzten sich die Herren leicht in Besitz der Strassen und Häuser, stürzten die herrschende Gemeindevertretung und zwangen die Spitzen derselben zur Flucht. So traf jetzt das traurige Loos der Verbannung Jakob Wölflins Sohn und seine Brüder Nikolaus, Dietrich und Johann, ferner Nikolaus Tausentmark und andere. Sie zogen sämmtlich arm aus der Stadt. Denn der Pöbel Prags, welcher der čechischen Nation angehörte, hatte den Tumult benützt, weniger um an den verhaßten deutschen Kaufherren das nationale Müthchen zu kühlen, als vielmehr durch Erstürmung und Plünderung der Häuser sich auf leichte Weise zu bereichern. [1]) An die Stelle der vertriebenen Gemeindeleitung trat natürlich jetzt Wolfram und seine Freunde. Wolfram bemächtigte sich zu seiner größeren Sicherheit des Kreuzherrnspitals an der Brücke und ließ es ringsum mit Bollwerken befestigen, während Heinrich von Lipa den Brückenthurm auf der Kleinseite besetzte und mit neuen Befestigungen versehen ließ. — Das rasche nnd rücksichtslose Vorgehen Heinrichs von Lipa entschied auch das Schicksal Kuttenbergs. Die Stadt wurde genommen, Ruthart und Peregrin Pusch geriethen in Gefangenschaft und wurden arg mißhandelt. — Daß jetzt der Adel den Vertrag vom Mai für aufgelöst hielt, versteht sich von selbst. Aus den projektirten Heirathen konnte nun auch Nichts werden. Die adeligen Töchterlein, die zu ihren bürgerlichen Schwiegereltern in Erziehung gegeben worden waren, mußten heim wandern in die alten Burgschlösser, um allda auf ebenbürtige Brautwerber zu harren.

Gab es noch einen König im Lande? so konnte man mit Recht fragen! Heinrich von Kärnthen sah ruhig vom Hradschin herab auf die Kämpfe und Fehden seiner Unterthanen, sich wenig kümmernd um den bürgerlichen Trotz und den junkerlichen Uebermuth. Er bedauerte nur, daß bei den fortgesetzten Gewaltthätigkeiten sich tagtäglich seine Einkünfte verringerten, so daß zu seinem größten Leidwesen sogar Freund Schmalhans in die Hofküche einkehren mußte. [2]) Es war eine totale Anarchie eingetreten. „Die Unterthanen scherten sich, wie der Königsaaler Mönch bemerkt, Nichts und Nichts und wiederum Nichts um Heinrich, den sogenannten König von Böhmen, sondern Alle erachteten ihn gleich der Null.“ „Wehe dem Lande, setzt er hinzu, dessen König ein Kind ist, wenn nicht dem Alter, so doch dem Charakter nach.“ [3])

1) Tomek Gesch. d. St. Prag 539.
2) Heinrich liebte eine wohlbesetzte Tafel über Alles. Dalemil sagt von ihm: Er war allerdings ein guter, aber zum Regieren ganz untauglicher Mensch. Er sorgte für nichts, als wie nur er, der Mann Gottes, satt würde.
3) Chron. aul. reg. p. 202: „In his autem omnibus eventibus, Heinricus, Rex Bohemiae

Dem siegreichen Adel waren solche Zustände nichts weniger als unangenehm. Das reiche, kühn aufstrebende Bürgerthum war mit Gewalt niedergeworfen worden, die im Maivertrag anerkannte politische Gleichberechtigung war eine bloße Fiktion, es handelte sich jetzt nur noch zur Sicherung der Zukunft, die Person des Scheinkönigs in eigene Gewalt zu bekommen. Mit einer einfachen List kam man zum Ziele. Im festlichen Aufzuge strömten die geschmückten Herren zur Burg am Hradschin und baten den König und die Königin, Theil zu nehmen an einem großen Gastmahle und einem Festspiele, das in der Stadt abgehalten werden sollte. Der König, dessen Geschmack man getroffen hatte, nahm die Einladung an und begab sich mit den Baronen zu dem Orte des Festes. Kaum aber hatte er die Burg verlassen, so besetzten Kriegsschaaren des Adels die Thore derselben und Witek von Landstein, ihr Anführer, übernahm Amt und Würde des Burggrafen. Der schmählich verrathene König aber erhielt mit seinem Gefolge eine Wohnung in der Stadt, wurde wohl mit vielen Ehren behandelt, hatte aber in Regierungsangelegenheiten Nichts mehr zu sagen.

Die auf diese Art mit Gewalt und List hergestellte Adelsherrschaft brachte endlich den seiner Freiheit beraubten Heinrich von Kärnthen doch zu einigem Nachdenken und öffnete andrerseits auch die Augen denjenigen Bürgern, welche bisher auf Seite der Barone gestanden waren. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, das unter den Premysliden nie locker gewordene Bündniß zwischen dem Königthum und der Bürgerschaft wieder herzustellen, und des Erfolges im Kampfe gegen die Aristokratie hätten die vereinigten Mächte wohl sicher sein können. Allein König Heinrichs geringer Scharfblick erkannte dieses nahe liegende Hilfsmittel nicht, er suchte vielmehr nach einem Rettungsanker im Auslande und fand mit seinen Bitten zunächst geneigtes Gehör bei Friedrich, Markgrafen von Meißen, der Kriegsschaaren zur Unterstützung nach Böhmen zu schicken sich bereit erklärte. Welch' verfehlter Plan! Noch war das Auftreten des Brandenburgischen Kriegsvolkes in zu frischem Angedenken, als daß nicht die Kunde von den heranrückenden Meißnern allgemeinen Schrecken verbreitet hätte.

Die in Prag befindlichen Herren vom Adel verließen eiligst die Stadt, um auf ihren festen Burgen der herannahenden Kriegsgefahr zu trotzen; die ihnen ergebene, jetzt in der Stadt regierende Bürgerpartei, die schon gesonnen war, eine Schwenkung auf die Seite des Königs zu machen, wurde durch dessen unglückliche Maßregel von ihm wieder abgelenkt und beschloß, die Stadt mit aller Macht gegen die fremden Krieger zu vertheidigen. Wolfram, der unermüdliche Bürgerhäuptling, befand sich wieder an der Spitze; mit ihm theilten diesesmal die Leitung der Bewegung die angesehenen Brüder „von den Hähnen."

Inzwischen kamen die gefürchteten Meißner unter großen Verheerungen über Kuttenberg gegen Prag herangezogen. Mit ihnen hatte sich die in der Verbannung lebende Bürgerfraktion der Wölfline, der Gebrüder vom Steine und anderer wohl auch in der Stadt befindlichen Familien verbunden. Wahrscheinlich mit Hilfe der letzteren gelang es den Meißnern, baldigst ein Thor zu öffnen und im ersten Schrecken den größten Theil der Stadt zu besetzen. Wolfram mit den „von den Hähnen" floh in das befestigte Kreuzherrnspital, Witek von Landstein aber, der aus der Burg herab den Bürgern zu Hilfe eilte, mußte sich nach tapferm, aber erfolglosen Kampfe wieder auf den Hradschin zurückziehen. Mit Ausnahme der Burg, des Kreuzherrnspitals, des Bollwerkes Wolframs und des Kleinseitner Brückenthurmes, den Pawlik von Lidic vertheidigte, befand sich die Stadt in den Händen der Meißner und der ihnen ergegenen Wölf-

---

dictus, de Chorinthia natus, requirebatur nil, nihil et nihilum, sed fuit ab omnibus quasi cyfra geometrica reputatus" . . . . . „Ve autem terrae, cuius Rex puer est, si non tempore, tamen more."

line. Aber auch diese festen Punkte mußten dem nunmehr in Freiheit gesetzten König übergeben werden, als der Herzog Otto von Baiern und Graf Eberhard von Würtenberg mit weiterer Hilfe nach Prag kamen. Die fremden Fürsten brachten ferner einen Vergleich des Königs mit dem Adel und den Bürgern zu Stande, durch welchen für einige Zeit die Ruhe wieder hergestellt wurde. Aber eben nur für einige Zeit. Nach einer Bestimmung des abgeschlossenen Vertrages sollte Heinrich die Prager Burg nicht mit fremdem Kriegsvolke besetzen, sondern die Besatzung unter den Befehl eines einheimischen Edelmannes stellen. Es hatte demgemäß Hermann von Lemberg, ein junger aber sehr tüchtiger Adeliger, das Burggrafenamt vom Hradschin erlangt. Doch schon nach einer Woche, als der Herzog von Baiern und der Graf von Würtenberg wieder abgereist waren, entsetzte König Heinrich Hermann von Lemberg seines Amtes und übergab den Meißnischen Schaaren die Burg und somit die militärische Herrschaft in der Stadt. Daß es Seitens der fremden Soldaten nicht am Requiriren fehlte, und es dabei zu mancherlei Excessen kam, ist uns erklärlich; in welchem Kriege hat es daran gefehlt? Nur darf eben nicht Alles wieder, was erzählt wird, geglaubt werden. [1])

Erzürnt über die Verletzung des Vertrages sowie über die Ausschreitungen des fremden Kriegsvolkes wendete sich der Adel und ein Theil der Bürgerschaft neuerdings feindlich gegen den König. Da entstand eine Zeit voll Verwirrung, Jammer und Elend; es entwickelte sich, wie einst während der brandenburgischen Invasion, ein Krieg Aller gegen Alle. Auf dem Lande suchten die adeligen Herren die herumstreifenden Schaaren der Meißner zu vertilgen, wobei sich besonders Wilhelm von Waldeck, der Besitzer von Bürglitz, hervorthat. Andere aber aus der Reihe der Barone überfielen die königlichen Güter, Schlösser und Dörfer und wetteiferten im Plündern mit den Fremden. Die Stadt Prag selbst wurde der Schauplatz fortwährender Händel und Reibereien, bei denen Blutvergießen schon keine Seltenheit mehr war.

„Alle Sicherheit war gewichen, ein Nachbar traute dem andern nicht mehr, sagt der königsaaler Mönch, „der Hausherr nicht dem Miethsmann, ein Bruder nicht dem andern. Alle miteinander waren von einer unheimlichen Furcht ergriffen, keiner ging mehr unbewaffnet auf die Gasse, auf den Platz, ja nicht einmal in seinem eigenen Hause herum. Man trug Schild und Schwert bei sich, um immer zum Kampfe bereit zu sein." „So sah ich denn selbst," erzählt der Chronist als Augenzeuge weiter, „daß Einer, der zwei Röcke hatte, den einen verkaufte und sich dafür ein Schwert erwarb. Die Pflugschaar wurde zum Säbel, die Sense zur Lanze gemacht." „O wie oft," ruft der friedliche Mönch aus, „sah ich mit Schmerzen, wie die ruheliebende Schaar der ehrbaren Bürger, die sonst in kostbarer Kleidung einherschritt, jetzt sich zeigte, angethan mit Panzer und Brustharnisch, mit Helm und Sturmhaube." [2]) — Immer mehr verfiel so die Regierung und das Ansehen des Kärntners, der seinerseits rathlos, wie gewöhnlich war, und selbst in materielle Noth gerieth, so daß es manchmal bei Hofe an Nahrungsmitteln mangelte, wenn nicht die Meißner etwas von ihren Streifzügen mitbrachten.

Auf die Länge der Zeit konnten derartige Zustände nicht andauern. Die Bürger, deren friedliche Gewerbe, Handel und Industrie ganz darnieder lagen, kamen immer mehr zur Einsicht, daß sie die Wiederherstellung der Ruhe von Heinrich

1) So klingt es unglaublich, wenn erzählt wird, die Meißner hätten manchmal Landleute gefangen, ihnen beide Hände durchstochen, durch die Löcher Seile (Roßhaare) gezogen und die Verstümmelten so ins Schloß geschleppt. Noch weniger glauben wir, wenn Dalemil (229) dazu setzt: „Du daz der Herzog sach — er lachte und nitis mit sprach."

2) Chron. aul. reg. 196: Vicinus de vicino, hospes de inquilino dissideret etc.

von Kärnthen nicht zu erwarten hätten. Die Zahl seiner Getreuen in diesem Stande nahm mit jedem Tage ab. Sie beriethen sich schon häufig im Vereine mit dem Adel über einen anderen fähigeren König. Im Allgemeinen sprach man sich in diesen Berathungen für Johann, den Sohn des deutschen Kaisers Heinrich VII. von Luxemburg aus, der sich zur Bekräftigung seiner Rechte auf die böhmische Krone mit Elisabeth, der noch ledigen 17jährigen Tochter Wenzels II. vermählen sollte. Der Abt Konrad von Königsaal brachte am 14. August 1309 dem römischen König zuerst davon Nachricht; eine zweite Botschaft des Adels und der Bürger brachten Heinrich VII. im Dezember desselben Jahres der ebengenannte Abt von Königsaal und Heinrich, der Abt von Sedlec. [1])

König Heinrich von Kärnthen war nicht im Stande, die über seinem Haupte schwebende Gefahr der Absetzung und Vertreibung zu beschwören. Wenn er sich ja zu etwas entschloß, so war es etwas, was den Untergang beförderte. Jetzt fiel er wieder in den alten Fehler, Hilfe im Auslande zu suchen, während immer noch die Möglichkeit vorhanden war, im Vereine mit den letzten Getreuen der Bürger die Herrschaft zu behaupten. Herzog Stephan von Baiern schickte 300 Baiern. Diese setzten sich südwärts von Prag an der Moldau fest, requirirten fleißig in der Umgebung und waren besonders häufige, aber ungern gesehene Gäste im Kloster Königsaal. Bald darauf kamen neue Verstärkungen aus Kärnthen an, starke Heereshaufen unter der Anführung des tapfern Heinrich von Aufenstein, Landmarschalls von Kärnthen und seines Bruders Konrad. Sie nahmen ihre Quartiere in Prag und hoben etwas den Muth des Restes der kärnthnischen Partei unter der Bürgerschaft. Da die Angekommenen rasch bemerkten, daß Heinrich von Kärnthen eigentlich nur eine Puppe sei, die nicht regiere, sondern regiert werde, Heinrich von Lipa dagegen der mächtigste Gewalthaber und gefährlichste Gegner des Thrones sei, wollten sie letzteren auf irgend eine Art gefangen nehmen und tödten. [2]) Der Chronist läßt uns über den Verlauf dieses Anschlages im Dunkeln; er ist wahrscheinlich mißlungen. Wenigstens aber wurde der König jetzt zu dem Entschlusse gebracht, Heinrich von Lipa das Unterkämmereramt zu nehmen. Eben so unklar als die Anschläge auf diesen Baron erscheinen uns die auf die Sicherheit der Prinzessin Elisabeth. [3]) Johann von Wartenberg brachte letztere nach Nimburg, einer von Wenzel II. gegründeten Stadt, allwo die Königstochter von den Bürgern mit großem Jubel aufgenommen wurde. — Ihre Lebensmittel holten sich die Kärnthner, sowie die Meißner, nach Kriegsmanier, nämlich dort, wo sie eben dergleichen fanden. Die Last der Requisitionen stieg mit der Zahl der Soldaten und der Länge des Krieges. Die Chronisten klagen sehr; den Königsaaler verdrießt es am meisten, daß in Prag gewisse Leute Theile der Beute den Kriegern abzukaufen pflegten. [4])

In der Stadt selbst machten die Kärnthner einen Versuch, in den Besitz des Kleinseitner Brückenthurmes zu gelangen, der noch immer von den Truppen Heinrichs von Lipa besetzt war. Es kam darüber zu einem äußerst hartnäckigen Kampfe mit Armbrüsten und Schleuderbüchsen, mit Steinen und Feuerbränden von der Gasse und den benachbarten Dachböden aus. Derselbe währte durch mehrere Tage,

1) Chron. aul. reg. 191 sq.
2) Chron. aul. reg. 203.
3) Chron. aul. reg. 199, Pulkava 268 sq. Wir glauben namentlich nicht, wie Palacky, an den Vergiftungsversuch, wodurch Elisabeth aus dem Wege geräumt werden sollte und pflichten der Meinung Tomeks bei, der (Gesch. Prag 546) sagt: „Eine zufällige Unpäßlichkeit Elisabeths gab einmal sogar Ursache zu einem Gerüchte, welches Glauben fand, als habe man sie vergiften wollen."
4) Chron. aul. reg. 203: „Et quod detestabile est: plures enim in Praga inveniebantur homines, qui res ablatas de sudore pauperum sua pecunia comparabant etc." Ueber die Streifzüge der Kärnthner erzählt der Mönch am selben Orte: „Schaarenweise zogen sie aus der Stadt, raubten den Armen das Ihrige und tödteten Witwen, Waisen und Kinder auf heid-

ohne daß die Kärnthner trotz bedeutender Verluste irgend einen Erfolg erzielt hätten. Während der hitzigen Angriffe der Kärnthner auf den Thurm und durch die ganze Zeit des Kampfes blieb die Moldaubrücke unzugänglich für Jedermann. Der Bürger Wolfram nämlich, der sich wieder seines alten Festungswerkes, des Kreuzherrenspitales im Tumulte bemächtigt hatte, sperrte den Zutritt zur Brücke ab; ja er ließ nicht einmal diejenigen passiren, welche den Belagerten im Kleinseitner Thurme Hilfe bringen wollten. Im Volke munkelte man damals, Wolfram mache einen Achselträger, er spiele auf beiden Seiten. Es ist möglich, daß er zur Ueberzeugung allmälig gelangte, es führe sein Bündniß mit dem Adel eben nur zur Verstärkung des letzteren, und sei dagegen dem Bürgerthum überhaupt nur zum Nachtheile. Vielleicht mochte aus diesem Grunde der Patrizier eine Art von Neutralitätspolitik für gut halten. — Die Kärnthner standen nach langen, vergeblichen Mühen von der Belagerung des Thurmes ab, schloßen einen Waffenstillstand und zogen sich wieder in die Burg zurück. Allhier aber beschloß sie der ermuthigte Adel mit aller Macht anzugreifen, um sie wo möglich ganz aus der Stadt und dem Lande zu vertreiben. Heinrich von Lipa, Johann von Wartenberg und Witek von Landstein zogen eine imposante Streitmacht zusammen und lagerten sich auf den Feldern, die sich in der Gegend des heutigen Pohořelec ausdehnten. Um nicht ausgehungert zu werden, wagte Aufenstein mit seinen Kärnthnern einen Ausfall, der aber trotz aller Tapferkeit unglücklich ausfiel. Viele der Kärnthner wurden getödtet, Aufenstein selbst wurde verwundet und gefangen genommen und nur mit Mühe konnte sich der Rest in die Burg zurückziehen. Heinrich von Kärnthen mußte von dem großen Thurme an der Vorderseite des Schlosses die Niederlage der Seinigen mit ansehen. — In der Stadt selbst hatte während des Kampfes am Pohořelec das deutsche Bürgerthum, das doch nicht durchgängig mit den Fremden ging, die Excesse der unteren čechischen Bevölkerung zurückzuweisen, die, wie einst bei der Einnahme der Stadt durch Heinrich von Lipa, so auch jetzt die Verwirrung zur Plünderung der Deutschen auszubeuten suchte. [1])

Heinrich von Kärnthen wandte sich in seiner wachsenden Bedrängniß an den anverwandten jungen Friedrich, Markgrafen von Meißen. Beide schloßen in Prag ein Schutz- und Trutzbündniß. Friedrich gelobte, seine ganze Macht zur Unterjochung Böhmens aufzubieten, während Heinrich dagegen versprach, dem Markgrafen bis zur Erlegung der aufgewandten Kosten die vier Städte: Leitmeritz, Brüx, Laun und Melnik als Unterpfand zu geben, ihn während seiner Abwesenheit zum Beherrscher des Königreiches und sogar zu seinem Nachfolger zu ernennen, wenn er etwa ohne Erben sterben sollte.

Während dieß in der Burg verhandelt wurde, sammelten sich die Feinde des Königs aus allen Ständen am 29. Juni 1310 zu einer Berathung, welcher auch die Prinzessin Elisabeth beiwohnte. Nach wenigen Debatten einigten sich Adel, Clerus und Bürgerthum, an Heinrich VII. von Deutschland eine Botschaft zu schicken und von ihm eindringlichst seinen Sohn Johann zum König von Böhmen zu erbitten. Die Deputation, welche schon am 1. Juli Prag verließ, bestand aus 12 Mitgliedern, darunter sechs aus dem Bürgerstande. Die Gemeinden von Prag und Kuttenberg wählten diese Sechs aus der Mitte der Geschworenen und rüsteten sie mit einem Beglaubigungsschreiben aus. Das Schreiben

---

nische Weise. Ich selbst sah, wie sie an den einzelnen Tagen zeitlich früh, als wie zum Kampfe ausrückten, bewaffnet, in Haufen und wie sie erst am Abend wieder zurückkehrten, ohne ein Treffen geliefert zu haben, aber Schafe, Rinder und allerlei anderes Vieh als Beute von Wehrlosen mit sich führend. Bisweilen folgten von Weitem den Plünderern eine große Schaar von armen Landleuten und Wittwen flehend, man möchte ihnen wenigstens etwas von der Beute zurückstellen. Solchen Nachfolgenden wurde oft ein Stoß oder ein Backenstreich gereicht für das weggenommene Thier."

1) Tomek Gesch. d. Stadt Prag 548.

der Prager Altstadt ist uns vom Chronisten[1]) aufbewahrt; es ist wahrscheinlich von Wolflin, dem Sohne Albrecht Wolframs als Richter und im Namen der ganzen Gemeinde der Geschworenen und der Bürger der größeren Stadt am 29. Juni 1310 ausgestellt. Die Namen der Gewählten waren: Konrad Kornbuhel, Otto Wigolais, Ebrusch, Sohn Poplins und Eberlin vom Steine — aus Prag, Tittmann und Konrad aus Kuttenberg.[2]) Aus der Geistlichkeit befanden sich bei der Deputation die Cisterzienseräbte Heinrich von Sedlec, Konrad von Königsaal und Johann von Plaß, aus dem Adel Herr Johann von Wartenberg, Bohuslaw von Schwamberg und Wilhelm Zajic von Waldeck, welch' letzterer seine Stelle durch einen gewissen Otto vertreten ließ.

Die Gesandtschaft kam am 12. Juli in Frankfurt an und wurde bereits am nächsten Tage von Heinrich VII. empfangen und mit einem herrlichen Gastmahle bewirthet. Am 14. begannen die Unterhandlungen vor einem feierlichen Reichsgerichte, dem der Kaiser selbst präsidirte. Der Sprecher der böhmischen Botschafter, der Abt von Königsaal, schilderte in beredter Weise die jammervolle Lage des Königreiches Böhmen und flehte den Kaiser und das Reich an, den vorgebrachten Beschwerden abzuhelfen. Heinrich erwiederte, das heilige Römische Reich habe immer als Pflicht erachtet, die beleidigte Unschuld zu rächen und die ungerecht Verfolgten zu beschützen. Beim Erlöschen des Mannesstammes sei Böhmen dem heiligen Römischen Reich anheimgefallen, und nach den Gesetzen dieses Reiches und der Meinung der Rechtsgelehrten stehe dasselbe ihm zur Verfügung. Heinrich, Meinhards, des ehemaligen Herzogs von Kärnthen Sohn, diesen Eindringling, welcher des Unglückes so viel über das Land gebracht, könne er nicht länger regieren lassen, weil derselbe schon unter seinem Vorgänger, dem König Albrecht, die Feindseligkeiten gegen das Reich begonnen habe und heute noch in denselben mit Hartnäckigkeit verharre. Die Kosten, welche das heilige Reich verwendet habe, die Widerspänstigen zu unterwerfen, überstiegen schon die Summe von 10:000 Pfund. — Schlüßlich forderte der König die versammelten Fürsten auf, sich mit ihm zu berathen, auf welche Art und Weise dem zerrütteten Königreiche Böhmen wieder aufgeholfen werden könne.[3]) Am 24. Juli fand eine zweite Sitzung des Reichsgerichtes Statt, in welcher folgender Rechtsspruch der Fürsten laut verkündet wurde: „Dem Sohne Meinhards sei jedes Recht auf die Krone Böhmens abgesprochen, und da er die Investitur seines Herzogthumes nicht in der gesetzlichen Frist nachgesucht habe, sei er auch nicht mehr als Herzog zu betrachten; er sei aller Rechte eines Fürsten beraubt und daher seien alle ihm von den böhmischen und kärnthnischen Ständen geleisteten Eide der Treue und des Gehorsams nichtig und ungiltig." Ueber dieses Urtheil wurden vom König und den versammelten Fürsten den böhmischen Gesandten schriftliche Urkunden ausgestellt. Am 25. Juli erklärte Heinrich VII. feierlich in einer Versammlung der Reichsfürsten, daß er sich auf wiederholtes Bitten der böhmischen Gesandten entschlossen habe, seinen Sohn Johann mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth zu vermählen. Die Abgesandten Böhmens gelobten die Zustimmung im Namen der Elisabeth und über die Verhandlungen und Beschlüsse wurden hierauf die erforderlichen Urkunden ausgestellt.

1) Chron. aul. reg. 208 sq.: „Epistola ad Regem Romanorum Dominum Heinricum. Serenissimo Domino Heinrico Romanorum Regi semper Augusto Wol. Iudex ac communitas juratorum ac civium civitatis majoris in Praga etc. . . . Hajek (505), der es auch hat, nennt den Stadtrichter Wolfram. Vergl. Tomek Gesch. d. St. Prag 549.

2) Die Namen sind nach Tomek. In der königsaaler Chronik heißen sie 209: De Praga vero fuerunt Cunradus Cornput, Otto Phigoles, Ebiruslinus filius Popplini, et Ebirlinus de Lapide, de Kuthna: Tylmannus Lune et Cunradus frater Heinrici vice plebani Vicarii in monte." Bei Hajek 505: „Conradus Cornput, Ottich Fugulesch, Eberlin des Poplina Sohn, Eberlin vom Steine, Tillmann des Lukassen Sohn und Conrad, des Pfarrherrn Bruder."

3) Chron. aul. reg. 212. — Schötter Johann von Luxemburg I. 79. flg.

Die Ferdinandeische Landesordnung.

Von

Karl Ritter von Limbek.

Die Bezeichnung eines Gegenstandes als historisch, drückt aus, daß derselbe der Geschichte, daher bereits der Vergangenheit angehöre. Historische Gesetze sind daher jene Gesetze, welche ihre verbindliche Kraft schon verloren haben, und historische Rechte sind jene Rechte, welche aus ehemals giltig gewesenen Gesetzen hervorgegangen sind, daher nicht mehr bestehen. Gesetze, welche noch verbindliche Kraft haben, und Rechte, welche noch bestehen, können niemals historische genannt werden. Die Berufung auf historische Gesetze und Rechte mit zugleicher Inanspruchnahme ihrer Giltigkeit, ist demnach Begriffsverwirrung. Will man aber mit historischen Gesetzen und Rechten jene Gesetze und Rechte bezeichnen, welche ihre Grundlage in der Geschichte, oder wie man sich nicht minder dunkel ausdrückt in der geschichtlichen Anschauung, oder wie man sich nicht minder unverständlich ausdrückt, in dem geschichtlichen Rechtsbewußtsein haben; so ist damit eben so wenig, als wenn man sagt, historisches Recht ist, was im ganzen Volke zum Bewußtsein gekommen ist, ein Verständniß der Sache, welche man meint, gegeben. Keine dieser Phrasen kann zu dem Glauben bestimmen, daß Gesetze und Rechte, welche ihre Kraft verloren haben, blos deshalb noch anerkannt werden sollen, weil die Erinnerung an dieselben noch besteht, oder weil dasjenige, was durch diese Gesetze bestimmt wurde, für wünschenswerth gehalten werde.

Es ist niemals mit Verläßlichkeit bekannt geworden, was diejenigen, welche von historischen Rechten in Böhmen sprechen, darunter verstehen. Es hat jedoch den Anschein, daß als Ausgangspunkt hiefür die „vernewerte Landes-Ordnung" vom 15. Mai 1627 angenommen werde, da dieselbe in ihrem staatsrechtlichen Theile bis zum Jahre 1848 so ziemlich in Geltung geblieben war, weiter zurück zu gehen, aber selbst dem verliebtesten Anhänger der Lehre vom historischen Rechte in Böhmen, durch das Einführungs-Manifest der Landesordnung vom Jahre 1627 verschränkt wird, indem Kaiser Ferdinand II. darin und noch schärfer in der Privilegienbestätigung vom 29. Mai 1627 die Rechte des Eroberers in Anspruch genommen und die Rechtsverwirkung in unzweideutigen Worten ausgesprochen hat.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welchen Werth oder richtig gesagt, Unwerth die Landes-Ordnung vom Jahre 1627 heutzutage habe. Derselbe ist in dem Aufsatze: „Die Ferdinandeische Landes-Ordnung. Ein Beitrag zum historischen Rechte der böhmischen Nation von Dr. Winter," in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen IV. Jahrgang, 7. Heft trefflich dargestellt.

Wir begnügen uns hier den Schluß dieses ausgezeichneten Aufsatzes aufzunehmen.

„Das also ist das historische Recht der böhmischen Nation: Anspruch auf eine Stände-Versammlung, die fast ausschließlich aus Adeligen und Kirchenfürsten besteht und die sich zwei Jahrhunderte hindurch als ein Hort reactionärer Anschauung erwiesen hat, eine Landes-Ordnung, nach welcher das jus legis ferendae, das Recht Gesetze zu geben und die Landes-Ordnung abzuändern, ausdrücklich dem Könige vorbehalten ist, endlich aber eine Landes-Verfassung, nach welcher der Bauer unterthänig war, der Grundherr aber das Recht der erblichen Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, das Holzschlagerecht, das Propinationsrecht ausübte. Wie man an ein solches historisches Recht wieder anknüpfen, was man aus demselben entwickeln will, ist völlig unbegreiflich. Die einzige Möglichkeit aus dem mittelalterlichen Wirrsal, wie er vor dem Jahre 1848 in Böhmen herrschte, herauszu-

kommen, war die, daß der Kaiser von Oesterreich als König von Böhmen sein historisches Recht, die Landesordnung selbstständig abzuändern, zum letztenmale anwandte, um die ständische Verfassung zu beseitigen, daß er alsdann auf jenen Vorbehalt verzichtete und sein jus legis ferendae mit den befreiten Völkern theilte. Das ist denn auch durch das Diplom vom 20. October 1860 und die Verfassung vom 26. Februar 1861 geschehen." So wahr es nun ist, daß der Monarch durch das Diplom vom 20. October 1860 und die Verfassung vom 26. Febr. 1861 das jus legis ferendae mit den Völkern theilte; so ist doch die ständische Verfassung in Böhmen nicht erst durch diese Gesetze beseitigt worden. Dieselbe war vielmehr bei Erlassung dieser Gesetze schon aufgehoben gewesen, und zwar im Wege der bis dahin sowohl nach der Landes-Ordnung vom Jahre 1627 als auch späterhin bis zum Erscheinen dieser beiden eben genannten Gesetze dem Monarchen allein zustehenden Gesetzgebung. Von einer Rechtskontinuität, von einem Fortbestande der in der Landes-Ordnung vom Jahre 1627 und späteren, bis zum Jahre 1849 erschienenen Gesetzen gegründeten früheren Landesverfassung des Königreiches Böhmen kann daher heutzutage nicht gesprochen werden.

Dies an der Hand der Gesetze nachzuweisen, ist unser Vorhaben.

Die Reichsverfassung vom 4. März 1849 hat im §. 77 bezüglich der daselbst erwähnten Kronländer, darunter auch Böhmen, erklärt, daß diese Kronländer eigene Landesverfassungen erhalten und daß die ständischen Verfassungen außer Wirksamkeit treten, und sollten nach §. 82 die näheren Bestimmungen über die Bildung und den Wirkungskreis der Landtage und Landesausschüsse durch die Landesverfassungen und Wahlgesetze dieser Kronländer festgestellt werden. In Vollziehung der §. 77 bis 83 der Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurden die eilf Landesverfassungen für diese Kronländer und darunter auch für das Königreich Böhmen am 31. December 1849 verkündet. Nach dem all. unterth. Vortrage des Gesammtministeriums vom 29. December 1849 zu diesen eilf Landesverfassungen war für die Zusammensetzung der Landtage nach diesen Landesverfassungen die Reichsverfassung maßgebend, welche eine Interessenvertretung mit unmittelbaren Wahlen vorschrieb. Für den Gedanken an ein Fortbestehen der früheren Verfassung oder auch nur der ehemaligen ständischen Berechtigung ist in dieser Landesverfassung durchaus kein Anhaltspunkt zu finden.

Obwohl nun somit die ständische Verfassung des Königreiches Böhmen außer Wirksamkeit gesetzt war; so bestand doch noch faktisch der aus den ehemaligen ständischen Vertretung hervorgegangene ständische Landesausschuß. Bezüglich der Geschäfte, welche derselbe besorgte, mußte daher bis zum Eintritte des nach den Bestimmungen der Landesverfassung vom 31. December 1849 eintretenden Landesausschusses eine Vorsorge getroffen werden. In dem schon erwähnten all. unt. Vortrage vom 29. December 1849 wird diese Vorsorge in Folgendem dargestellt:

„Die in den meisten Landesverfassungen enthaltenen Normen hinsichtlich der „auf den künftigen Landesausschuß übergehenden Geschäfte der bisher unter ver„schiedenen Namen bestehenden Ausschuß- und Verordnetencollegien führen ebenso „wie die Austragung der Vermögensverhältnisse der einzelnen Länder und der „ehemaligen Stände die Nothwendigkeit herbei, daß obschon nach dem §. 77 „der Reichsverfassung die ständischen Verfassungen außer Wirksam„keit treten, einstweilen noch die vorerwähnten Collegien die Geschäfte wie „bisher in dem durch die Landesverfassung bezeichneten Umfange fortzuführen „haben werden."

Schon im December 1849 waren daher die Stände des Königreiches Böhmen ehemalige Stände und hat seither kein Gesetz dieselben oder die ehemalige ständische Verfassung wieder zum Leben gebracht.

Der im Jahre 1849 bestandene, aus der ehemaligen ständischen Vertretung hervorgegangene Landesausschuß blieb — ohne daß bezüglich seiner Mitglieder

aus dem Geistlichen-, Herren- und Ritterstande und seit dem Jahre 1851 auch bezüglich der von der Hauptstadt Prag gewählten Mitglieder eine Ergänzung oder Erneuerung erfolgte — faktisch bestehen, bis im Jahre 1861 an seine Stelle der in Folge der Landes-Ordnung vom 26. Febr. 1861 gewählte Landesausschuß trat. Mit dem kaiserl. Patente vom 31. December 1851 wurde die Verfassungsurkunde vom 4. März 1849 außer Kraft und gesetzlicher Wirksamkeit erklärt. Die Annahme, daß hierin zugleich eine Reactivirung der durch diese Reichsverfassung außer Wirksamkeit getretenen früheren ständischen Verfassungen liege, ist nun aber um so minder folgerichtig, als dies nicht gesetzlich erklärt wurde, anderntheils aber schon die Erklärung dieses kaiserl. Patentes vom 31. December 1851 über die Grundlagen der künftigen Grundsätze der organischen Gesetzgebung deutlich ergibt, daß eine Wiederherstellung der früheren ständischen Verfassung gar nicht ins Auge gefaßt werden wollte. Nach dem 3. Absatze dieses Patentes sollten die Wege der Erfahrung und der sorgfältigen Prüfung aller Verhältnisse eingehalten und die daraus abgeleiteten organischen Gesetze fortschreitend zu Stande gebracht werden.

Die mit dem A. h. Kabinetsschreiben vom 31. Decb. 1851 erflossenen Grundsätze für organische Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaates haben nun aber ebenfalls von den Verfassungen der einzelnen Länder ganz abgesehen. Dies zeigt schon der 3. Punkt dieser Grundsätze, nach welchem der Umfang der Kronländer, jedoch mit Vorbehalt der aus Verwaltungsrücksichten begründeten Veränderungen beobachtet werden sollte. Noch deutlicher erhellet dies aber aus den Punkten 34 und 35, nach welchen in den einzelnen Kronländern eigene Statute über den ständischen oder den mit einem zu bestimmenden Grundbesitze versehenen Erbadel, seine Vorzüge und Pflichten errichtet, den Kreisbehörden und Statthaltereien berathende Ausschüsse aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie mit gehöriger Bezeichnung der Objekte und des Umfanges ihrer Wirksamkeit an die Seite gestellt werden sollten, die näheren Bestimmungen darüber jedoch besonderen Anordnungen vorbehalten wurden. Die in Folge der Grundsätze für die organische Gesetzgebung nothwendig gewordene neue Organisirung der politischen Behörden und der Gerichte traf den faktisch bestehenden Landesausschuß an und hat in Bezug auf die Stellung des Statthalters zu den ständischen Kollegien, und die Gebarung mit den Landesfonden die Verordnung der Ministerien des Innern und der Justiz vom 10. Jan. 1853, R. 10 R.-G.-B. im §. 24 bestimmt, daß es diesfalls bei der dermaligen Einrichtung bis zur Erlassung weiterer Bestimmungen zu verbleiben habe. Es würde kindlicher Glaube dazu gehören, wollte man da noch der Meinung Gehör schenken, die ehemalige ständische Verfassung hätte nur im Kyffhäuser Berge oder Blanik im Schlafe geruhet, und es habe sich nicht das Grab über ihr geschlossen. Auch diese versprochenen Bestimmungen sind nicht erschienen und der Absolutismus fuhr mit vollen Segeln bis zum Erscheinen des A. h. Manifestes und Diplomes vom 20. Oktober 1860, wovon Ersteres selbst erklärt, daß nach dem den landesväterlichen Gefühlen Seiner Majestät tief schmerzlichen Kampfe in den österreichischen Ländern, wie fast überall in den gewaltsamen erschütterten Gebieten des europäischen Festlandes vor Allem das Bedürfniß einer strengeren Concentrirung der Regierungsgewalt eingetreten sei.

Beim Eintritte dieser Epoche kann nun wohl von einem Fortbestande der früheren ständischen Verfassung keine Rede sein, man müßte denn sich auf revolutionären Standpunkt stellen und behaupten wollen, daß der Monarch bis zum Erscheinen des kaiserl. Diplomes vom 20. Oktober 1860 nicht allein berechtigt gewesen sei, Gesetze aufzuheben, abzuändern und zu geben. Nur solche Anschauung muß man voraussetzen, wenn man von den in der früheren ständischen Verfassung

gegründeten Rechten, als von unverjährbaren Rechten sprechen hört. Es ist dies ein Unsinn, weil diese Rechte durch Verjährung niemals hätten erlöschen können. Dieselben waren vielmehr im Wege der Gesetzgebung schon aufgehoben gewesen, als das kaiserl. Diplom vom 20. Oktober 1860 erschien. Es erübrigt nun blos noch die Frage, ob seither die frühere ständische Verfassung des Königreiches Böhmen gesetzlich anerkannt worden sei. Das kaiserl. Diplom vom 20. Oktober 1860 gibt diesem Gedanken keinen Raum. Die darin den Absätzen I. — IV. vorangeschickte Einleitung betrifft das Gesammtverhältniß des Kaiserthumes und nur in Beziehung auf dasselbe können die Worte: „daß nur solche Institutionen und „Rechtszustände, welche dem geschichtlichen Rechtsbewußtsein, der bestehenden Ver„schiedenheit der Königreiche und Länder und den Anforderungen ihres untheilbaren „kräftigen Verbandes gleichmäßig entsprechen, die Bürgschaften (für die Wahrung „der Machtstellung der österreichischen Monarchie) gewähren" — aufgefaßt werden, sowie auch der Schlußsatz dieser Einleitung eben nur auf das Gesammtverhältniß des Kaiserstaates Beziehung hat, und jeden Gedanken an die ehemaligen Partikularverfassungen (soweit derselben nicht sodann in den Absätzen I. — IV. insbesondere Erwähnung geschieht) ausschließt, wenn man darauf Acht hat, daß diese Einleitung mit den Worten schließt: „In Erwägung, daß bei der Concentri„rung der Staatsgewalt in allen Ländern des europäischen Festlandes die „gemeinsame Behandlung der höchsten Staatsaufgaben für die Sicher„heit unserer Monarchie und die Wohlfahrt ihrer einzelnen Länder eine „unabweisliche Nothwendigkeit geworden ist, haben Wir zur Ausgleichung der „zwischen unseren Königreichen und Ländern bestandenen Verschiedenheiten und „behufs einer zweckmäßig geregelten Theilnahme Unserer Unterthanen an der Ge„setzgebung und Verwaltung auf Grundlage der pragmatischen Sanction und „kraft unserer Machtvollkommenheit Nachstehendes als ein beständiges „und unwiderrufliches Staatsgrundgesetz ..... zu beschließen und zu verordnen „befunden." Wenn nun aber weiters,

1. der Absatz I. des kaiserl. Diplomes, das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, an die Mitwirkung der gesetzlich versammelten Landtage, beziehungsweise des Reichsrathes bindet,

2. der Absatz II. offenbar in Erwägung der gemeinsamen Behandlung und der Ausgleichung der früher zwischen den Königreichen und Ländern bestandenen Verschiedenheiten die dem Reichsrathe,

3. der Absatz III. aber die den Landtagen zugewiesenen Gegenstände benennet; so stellt sich, wenn man weiter darauf sieht, daß in dem Absatze III. ausdrücklich nur bezüglich der zur ungarischen Krone gehörigen Königreiche und Länder von den Landtagen im Sinne ihrer früheren Verfassungen, dagegen bezüglich der übrigen Königreiche und Länder von den Landtagen aber im Sinne und in Gemäßheit ihrer Landesordnungen gesprochen wird, die Gewißheit heraus, daß das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860 den Fortbestand der früheren Verfassungen der nicht zur ungarischen Krone gehörigen Länder nicht anerkenne, sondern, daß für diese Länder eigene Landesordnungen in Aussicht gestellt wurden.

Dies zeigt auch das Allerhöchste Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den zum Staatsminister ernannten Grafen Goluchowski, mit welchem derselbe beauftragt wurde, die Entwürfe für die zu erlassenden Landesordnungen und Statute vorzulegen. Hierin wird zwar dem Staatsminister aufgetragen, bei Verfassung dieser Entwürfe zur Richtschnur zu nehmen, daß in den Landtagen alle Stände und Interessen jedes einzelnen Landes in angemessenem Verhältnisse vertreten werden, damit auf diese Weise die Rechte und Freiheiten der getreuen Stände der Länder nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart entwickelt, erweitert und mit den Interessen der Gesammtmonarchie in Ein-

klang gebracht werden. Allein aus dieser Erwähnung der Rechte und Freiheiten der getreuen Stände kann nicht eine Anerkennung der früheren ständischen Verfassung gefolgert werden, da abgesehen davon, daß das kaiserl. Diplom dieselbe nicht ausspricht, die Rechte und Freiheiten der getreuen Stände *nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart* entwickelt, erweitert und mit den Interessen der Gesammtmonarchie in Einklang gebracht, *daher* erst überhaupt festgestellt werden und nur die *zu erlassende* Landes-Ordnung zur Quelle haben sollten. Ganz anders lauten die am 20. Oktober 1860 an den zum ungarischen Hofkanzler ernannten Freiherrn von Vay erflossenen Allerhöchsten Handschreiben, da in denselben die verfassungsmäßigen Institutionen des Königreiches Ungarn im Sinne des Diplomes vom 20. Oktober 1860 und zur Regelung der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie wieder ins Leben gerufen erklärt werden.

Der schon oben hervorgehobene, in dem Absatze III. des Diplomes vom 20. Oktober 1860 bezüglich der Länder der ungarischen Krone und der übrigen Länder ausgedrückte Unterschied, sowie auch die so eben dargestellte Verschiedenheit in den Allerhöchsten Handschreiben an den Staatsminister und an den ungarischen Hofkanzler machen es auch klar, daß unter den in dem Allerhöchsten Manifeste vom 20. Oktober 1860 *gegebenen oder* (wohlgemerkt nicht „und„) *wiedererweckten Institutionen*, und zwar unter den Letzten *nur* jene des Königreiches Ungarn, unter den Ersten aber jene Institutionen verstanden werden, welche mit dem kaiserl. Diplome theils gegeben, theils in Aussicht gestellt werden.

Daß auch das kaiserl. Manifest vom 20. Oktober 1860 keine Anerkennung der früheren ständischen Verfassungen enthält, wird Jedem, der lesen kann, klar.

Es haben auch nicht einmal die von dem Staatsminister Grafen Goluchowski entworfenen und mit den Patenten vom 20. Oktober 1860 erlassenen Statute für Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Tirol eine ausdrückliche Reaktivirung der vormaligen ständischen Verfassungen, sondern blos Anklänge daran enthalten.

Daß diese Statute nicht den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend und nicht lebensfähig waren, ist wohlbekannt.

Dieselben wurden in dem Absatze IV. des kaiserl. Patentes vom 26. Februar 1861, R. 20. R. G. B. aufgehoben und sind, nachdem im Absatze II. im Einklange mit dem Absatze III. des kaiserl. Diplomes vom 20. Oktober 1860 *blos* bezüglich Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen der Wiederherstellung der *früheren* Landesverfassungen gedacht wird, — im Absatze III. des kaiserl. Patentes vom 26. Februar 1861 für die übrigen Königreiche und Länder die diesem Patente beiliegenden Landes-Ordnungen und Wahlordnungen genehmigt und jeder Einzelnen *für das betreffende die Kraft eines Staatsgrundgesetzes* verliehen worden, und zwar unter ausdrücklicher Beziehung der schon in dem obenerwähnten Allerhöchsten Handschreiben an den Staatsminister vom 20. October 1860 gegebenen Erklärung: „um die Rechte und Freiheiten der getreuen „Stände dieser Königreiche und Länder nach den Verhältnissen und Bedürfnissen „der Gegenwart zu entwickeln, *umzubilden* und mit den Interessen der Ge„sammtmonarchie in Einklang zu bringen."

Auch hier liegt also der Ausspruch des Allerhöchsten Gesetzgebers vor, daß bezüglich der in den Absätzen III. IV. des Patentes vom 26. Februar 1861 genannten Länder, darunter auch Böhmen, *nur* diese Landesordnungen vom 26. Februar 1861, keineswegs aber die früheren Verfassungen gesetzliche Kraft haben, und daß es keine aus der früheren ständischen Verfassung abgeleitete Rechte der ehemaligen Stände mehr gebe, was um so deutlicher wird, da der Absatz IV. des kaiserl. Patentes vom 26. Februar 1861, R. 20. R.-G.-B. auch das Obenbezeichnete Wort „*umbilden*" enthält, welches in dem mehrgedachten Allerhöchsten Handschreiben an den Staatsminister vom 20. Oktober 1860 *nicht* vorkommt,

dadurch aber, daß durch die Landesordnungen vom 26. Februar 1861 die Rechte und Freiheiten der getreuen Stände umgebildet werden, wohl Niemand mehr einen Zweifel haben kann, daß diese Rechte und Freiheiten nunmehr ganz neu bestimmt worden sind.

Konform diesen bisher angeführten Gesetzen kann also auch der in dem kaiserl. Patente vom 20. September 1865, mit welchem blos die Wirksamkeit des Grundgesetzes über die Reichsvertretung sistirt, keineswegs aber irgend eine Aenderung in den bestehenden Verfassungsgesetzen vorgenommen wurde, vorkommenden Ausdruck „legale Vertreter der Königreiche und Länder" außerhalb Ungarn und dessen Ländern nur dahin verstanden werden, daß in Beziehung auf die Landtage nur jene Vertreter die legalen seien, welche nach der mit den Landesordnungen vom 26. Februar 1861 erschienenen Wahlordnung gewählt worden sind.

Wir hätten diesen, wie die meisten Gesetzausführungen nicht Anspruch auf Unterhaltung machenden Gegenstand nicht behandelt, wenn uns nicht der Widerwille über die Rederei von einer Vereinbarung zwischen des Königs Majestät und seinem getreuen Königreiche Böhmen noch in allen Gliedern läge.

Klar ist es aber, daß es Vermessenheit sei, von einer Vereinbarung da sprechen zu wollen, wo es kein anderes Recht gibt, als welches der Monarch in seiner Gnade und Machtvollkommenheit verliehen hat.

In Böhmen gibt es daher kein anderes Verfassungsgrundgesetz als das Diplom vom 20. Oktober 1860 und die Verfassung vom 26. Februar 1861, und kann von der früheren ständischen Verfassung nur als von einer ehemals bestandenen, aber bereits ungiltigen gesprochen werden.

Skizzen aus dem Böhmerwalde.

5. Vom Lusen zum Rachel.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit aller im Böhmerwalde entspringenden fließenden Gewässer ist die braune Farbe ihrer Wellen. Je länger freilich der Lauf des Flusses dauert, und je mehr fremdartige Zuflüsse er von andern Seiten empfängt, desto mehr wird dieses Zeichen seines Ursprungs verwischt, und bei der Moldau in Prag gehört schon, — mit allem Respekt vor der Autorität Hochstetters sei es gesagt — etwas Einbildungskraft dazu, um „den dunkeln Glanz des Auges dieser Gebirgstochter" in ihren Wellen wiederzufinden. Bei den andern Flüssen aber, selbst bei dem zweitgrößten des Böhmerwaldes, bei der Wattawa, läßt sich diese eigenthümliche Färbung weit, ja bis zur Mündung verfolgen, und von der Höhe der Ruine Klingenberg aus kann man eine bedeutende Strecke unterhalb der Mündung noch das braune klare Wasser der Wattawa, von dem durch mancherlei Zuflüsse schon getrübten Moldauwasser unterscheiden, obwohl die Länge des Laufes der Wattawa vom Ursprung bis zum Einfluß in die Moldau — die Hauptkrümmungen eingerechnet, — beiläufig 18 Meilen beträgt.

Diese Färbung ihres Wassers verdankt die Wattawa den Mooren, aus denen ihre Quellen entspringen. Ich sage mit Vorbedacht: „die Quellen"; denn während z. B. bei der Elbe der Elbbrunnen für die Quelle des Stromes gilt, und bei der Moldau die Ehre, für den wahren Ursprung gehalten zu werden, höchstens zwischen dem Schwarzbach und dem kleinen Moldaubächlein strittig sein kann, ist es keine leichte Aufgabe, aus dem Gewirre der zahlreichen Zuflüsse, die alle zur Bildung der Wattawa beitragen und aus dem bunten Wechsel von Namen, welche sie führen, jene Quelle herauszufinden, welche als der wahre Ursprung der Wattawa anzusehen ist.

J. G. Sommer in seiner Topographie, und auf seine Autorität hin die Herren Wenzig und Krejči in ihrem Buche „der Böhmerwald," bezeichnen den Lusenbach als die Quelle der Wattawa, ohne Zweifel deßhalb, weil derselbe in dem Passe zwischen dem Lusen und Spitzberg entspringend, gleich anfänglich die Hauptrichtung des Flusses nach Norden einhält, und eine Grenze zwischen dem Gebirge am Rachel und dem Hochplateau von Außergefield bildet. — Nichts desto weniger wird es erlaubt sein, die Rechtmäßigkeit der Anspüche des Lusenbaches ein wenig in Zweifel zu ziehen.

Der Name „Wattawa" taucht bekanntlich zum Erstenmale an dem Punkte auf, wo unterhalb Hirschenstein der Widrabach und der Kislingbach ihre Gewässer vereinigen, und ihre Namen verlierend, nun eine neue Benennung erhalten. [1]) Es spalten sich sonach die Quellen der Wattawa in zwei Hauptabtheilungen, und zwar jene des Kislingbaches, und jene des Widra. Der Kislingbach, welcher aus der Vereinigung des Haidler-, Filz-, Schwarz-, Stuben- und Seebaches entsteht, und größtentheils Gewässer des ehemaligen Waldhwozd in sich vereint, könnte, da er weniger wasserreich ist, als ein Nebenfluß des Widrabaches betrachtet, und sonach bei der Forschung nach der Wattawaquelle bei Seite gesetzt werden; nichts desto weniger bleibt noch die Wahl zwischen einer Menge von Bächen, welche aus den zwischen dem Lusen und Rachel gelegenen Forsten und Filzen thalwärts eilen.

Der Lusenbach, ein Abfluß des Filzes am nördlichen Abhang des Lusen, und der Schwarzbach, welcher aus dem Plattenhausen-Filz entspringt, vereinigen sich nach kurzem Lauf bei dem Forsthause Pürstling, und bilden den Maderbach, welcher nordwärts bis Mader fließt, und sich am Wege dahin, durch mehre kleine Bäche verstärkt.

Vom großen Rachel herab strömt der Rachelbach, vereinigt sich mit dem Weitgefällenbach und Neuhüttenbach, und erhält den Namen „Kleinmüllerbach." Mit ihm verbindet sich der aus dem kleinen Ahornbach und dem Moorbach entstandene große Ahornbach, worauf der Kleinmüller den Namen Großmüllerbach erhält, der ihm bis Mader bleibt, wo er den Maderbach aufnimmt, und mit ihm den Maderbach bildet. [2])

Wenn größerer Wasserreichthum und ein längerer Lauf jene Momente sind, welche einem Bache den Vorzug vor dem andern verleihen, so dürfte der Großmüllerbach den Vorzug vor dem Maderbach behaupten, und es könnte sodann für den Rachelbach oder den kleinen Ahornbach als seine höchst gelegenen oder am weitesten laufenden Quellen die Ehre in Anspruch genommen werden, als Ursprung der Wattawa zu gelten.

Man mag sich übrigens hierüber zu welcher Ansicht immer bekennen, in einem Punkte müssen die verschiedensten Meinungen übereinstimmen, nämlich darin, daß die Quelle der Wattawa in dem Bergkessel zu suchen ist, dessen Umfang der Schwarzberg, Moorberg, Lusen, Rachel, der Mittagsberg, Seerücken und der Adamsberg bezeichnen, und dessen tiefster Punkt der Engpaß unterhalb Mader ist, durch welchen der Widrabach gegen den Antigelberg zu, abfließt. Es ist dieß ein Abschnitt des Gebirges, öd und menschenleer, wie vielleicht kein anderer, aber

1) Im Volksmund wird aber der vereinigte Widra- und Kislingbach häufig „die Aa" (im Dialekt Oo) genannt, und erst bei Unterreichenstein beim Einfluß des Losnitzbaches wird der Name Wattawa allgemein angenommen. Anm. d. Verf.

2) In dem „Böhmerwald" der HH. Wenzig und Krejči wird in der Hydrographie des Böhmerwaldes der Großmüllerbach, welcher doch viel wasserreicher ist als der Maderbach, und dessen Zuflüsse einem weit längeren Lauf haben, vollständig ignorirt, wenn er nicht etwa unter dem Collectivnamen „braune Wasser aus dem Maderer Revier" gemeint sein soll. Eben so wenig ist dort die Rede von der Vereinigung des Großmüller- und Maderbaches bei Mader und dem Entstehen des Widrabaches.— Nach der Hydrographie der HH. Wenzig und Krejči erhält der Maderbach den Namen Widra erst beim Antigelhof, wo er den vom Innergefielder Plateau (?) herabeilenden Widrabach aufnimmt. Anm. d. Verf.

darum nicht minder interessant. Der ganze Landstreif westlich von Buchwald, Außergefield, Philippshütten, Neubrunn, Seeberg und Stubenbach bis zur Grenze, und über dieselbe hinaus ist eine vollständige Waldwildniß. So weit das Auge reicht, nichts als Berg an Berg, bedeckt mit tiefgrünen Fichtenwäldern, in den Niederungen öde mit kriechender Sumpfkiefer und braunroth leuchtendem Moose bedeckte Filze, und am tiefsten Thalgrund, brausende Waldbäche. Weit und breit ist keine menschliche Wohnung; in dem ganzen Kessel ist außer der Resonanzholzfabrik zu Mader, der Ahornsäge am großen Ahornbach, dem Forsthause zu Pürstling, und dem Rachelhaus, (einer fürstlich schwarzenbergischen Hegerei, und nicht einer einsamen Holzhauerhütte, wie die HH. Wenzig und Krejci anführen), kein Punkt, wo man nach stundenlanger beschwerlicher Wanderung ein Obdach finden kann. Die auf der Kreybichischen Karte des prachiner Kreises angeführten Ortschaften: Mühlpuchet, Neuhütten, Fürstenhütten, Fischerhütten, Fallbaumhütten u. s. w. existiren in Wirklichkeit nicht, außer wenn eines der Holzhauerdörfer, deren später Erwähnung geschehen wird, vielleicht einen solchen Namen führen sollte.

Wer den Böhmerwald in seiner ganzen Wildheit und Unwegsamkeit kennen lernen, und von der Wildniß, wie sie jetzt noch besteht, auf jene schließen will, wie sie vor 100, ja noch vor 50 Jahren bestanden haben mag, der besuche das Grenzgebirge zwischen dem Lusen und dem Rachel, jedoch wo möglich nur unter der Leitung eines kundigen Führers; denn gefährlich wäre es für den mit der Oertlichkeit nicht Vertrauten, von den ohnedieß nur sparsam vorhandenen gebahnten Wegen abzuweichen. Massen von Lagerholz aller Größen und Dimensionen wehren das Vordringen, und erinnern an den Urwald durch die üppig auf den verwesenden Stämmen gedeihenden Fichtenschößlinge, welche sogar der Handvoll Erde entkeimen, die sich zwischen dem Wurzelgeflecht der vom Sturme entwurzelten Fichten erhalten hat. Ein Chaos von Unterwuchs, verschiedenartigem Gestrüpp, Gesträuch und Moos bedeckt den Boden, und verhüllt verrätherisch das zahlreich verstreute Trümmergestein mit seinen oft weit und tief klaffenden Spalten, und die zwischen den flach verlaufenden Fichtenwurzeln vom Regen ausgewaschenen, mit klebrigem Schlamm erfüllten Höhlungen. — Gelingt es auch diese Fährlichkeiten zu überwinden, und aus dem Halbdunkel des aus vielhundertjährigen, mit klafterlangem Bartmoos bedeckten Stämmen bestehenden Waldes in jüngere, lichtere Waldbestände zu gelangen, so naht oft in unbedeutender Höhe, und in Lagen, wo man es nicht erwarten sollte, ein neuer heimtückischer Feind. — Dem geübten Auge ist freilich das gänzliche Aufhören der Tanne und Buche, noch mehr aber die geringe Zahl, und der im Verhältniß zur Höhe äußerst schmale Wuchs der Fichten ein sicheres Zeichen, daß der Auboden, [1]) der gewöhnliche Vorläufer des Filzes beginne; der Fremde aber schreitet nichts ahnend im schwellenden Moose vorwärts, bis der Boden unter seinen Füßen einsinkt, und braunes Wasser durch die zerreißende Moosdecke aufwärts quillt.

Weithin sichtbar leuchtet dort durch das 3—4′ hohe, aus Sumpfkiefern und einigen Schwarzbirken bestehende Gestrüpp, rothbraunes Moos; — wir stehen am Filz. Astlose Schäfte von Fichten, rindenentblößt, von Sonne und Regen gebleicht, umsäumen seinen Rand; das grüne Moos, das einem Teppich gleich noch den Auboden bedeckte, macht einzelnen Büscheln rothbraunen Mooses und binsenartiger Gräser Platz; zwischen diesen Büscheln breiten sich Tümpeln aus, mit Schlamm und braunem Moorwasser gefüllt. Diese Büschel, und große hie und da im Sumpf halb versenkte und vermoderte Baumstämme bilden die natürlichen Brücken,

1) In dem Theile des Gebirges von Kuschwarda nordwärts, nennt man den Sumpfboden der noch nicht ganz unproductiv ist, und wo auch die Fichte fortkömmt „Au“ während jener der außer der Sumpfkiefer, der Schwarzbirke und den Moosen nichts hervorbringt „Filz“ heißt. In dem Gebirgstheil von Kuschwarda südlich, ist jedoch Au mit Filz gleichbedeutend.
Anm. d. Verf.

auf denen man den Filz, ohne im Sumpf zu versinken, durchschreiten kann, ein Unternehmen, welches immer, insbesondere aber in nassen Jahren beschwerlich, für einen Fremden ohne Führer aber, namentlich im Nebel oder zur Nachtzeit sogar sehr gefährlich ist.

Einige Filze besitzen, und zwar gewöhnlich am höchsten Punkte gegen die Mitte hin, einen oder mehre Teiche — wenn man sie so nennen darf, — ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, und oft von ziemlicher Größe. Nach stundenlanger Wanderung durch finstern Wald auf unwegsamen Pfaden, nach mühseligem Vordringen durch Au und Filz, stehen wir am Rande des mit dunkelbraunem Wasser gefüllten, nach Aussage der Gebirgsbewohner unergründlich tiefen Beckens. Niedriges Sumpfkiefergestrüpp bedeckt das flache Ufer, kein munteres Fischlein belebt die Welle, kein Windhauch kräuselt den glatten Wasserspiegel, die tiefe ringsum herrschende Stille unterbricht kein Laut, der die Nähe eines lebenden Wesens verkündet — und wenn sich über dieser Scene ein düster bleigrau eintöniger Himmel ausspannt, welcher dem ohnedieß tiefbraunen Gewässer und den ringsum ansteigenden dunklen Fichtenwäldern eine noch tiefere Färbung verleiht, so bedeckt er auch das Gemüth des Beschauers mit trübem Schatten, und erfüllt es mit einem Gefühl von unheimlicher Verlassenheit, und doch auch Bewunderung für die in ihrer Art so schwermüthig schöne Wildniß.

Die Filze auf der ehemaligen Herrschaft Stubenbach nehmen jetzt noch einen Flächenraum von 727 1/2 Joch ein. Gegenwärtig trägt man sich mit einem Entwässerungsplan, dessen Durchführung auf 10 Jahre vertheilt ist. Durch diese Entwässerung wird sich jedenfalls die Menge der Niederschläge, welche in diesem Gebirgswinkel bisher eine höchst bedeutende war, vermindern, und dadurch das Klima an Rauheit verlieren; auch wird eine bedeutende Fläche kulturfähig gemacht, und der Bodenwerth bedeutend gehoben werden; [1] — nichts desto weniger gibt es auch eine Schattenseite dieses Planes, und es kann der Eintritt des Uebels, welches derselbe im Gefolge führt, wenn gleich nicht mit Gewißheit, doch immerhin mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden.

Die Filze spielen nämlich im Haushalt des Gebirges keine unbedeutende Rolle. Die in denselben wachsenden Moosarten besitzen durchgehends die Fähigkeit, bedeutende Wassermassen aufzusaugen, zu behalten, und nur langsam wieder von sich zu geben. Die Filze wirken daher gleich Regulatoren, welche bei heftigen Regengüssen, oder zur Zeit der Schneeschmelze den zu raschen Abfluß des überschüssigen Wassers und dadurch Hochwässer und Ueberschwemmungen verhindern, im Sommer hingegen, wenn wochenlang kein Regen fällt, mit ihrem Ueberfluß die verschmachtenden Bäche speisen. Der anschaulichste Beweis für diese Function der Filze liegt in dem häufig beobachteten Umstand, daß ein einziger starker Regen hinreicht, das Niveau des Filzes, durch das eingedrungene und aufgesogene Wasser bedeutend zu heben. Möglich wäre es daher immerhin, daß ein Wegfallen dieser Regulatoren, bei Regengüssen oder zur Zeit der Schneeschmelze Hochwässer, bei trockenem Wetter dagegen einen sehr niedern Wasserstand der Flüsse zur Folge haben wird, wenn nicht die Kultivirung des früheren Filzbodens mit Wald, diesen Nachtheil wieder wenigstens theilweise ausgleicht.

In dieser Gegend, wo der zwar schon sehr gelichtete Wald doch noch so zu sagen Alleinherrscher ist, [2] beziehen sich alle Unternehmungen und Einrichtungen

---

1) Der Filz liefert wie bereits erwähnt als Produkt die Sumpfkiefer, und die Schwarzbirke; außerdem nur noch Torf. Der Holzzuwachs ist aber auch bei diesen Bäumen ein äußerst geringer, die Jahresringe sind so fein, daß man sie mit bloßem Auge nicht ausnehmen kann, und eine Sumpfkiefer von 4 Zoll Durchmesser (ganz unten am Erdboden) zählt 250—300 Jahresringe. Der Torf wird bisher gering geschätzt, und fast gar nicht verwendet.
Anm. d. Verf.

2) Die ehemalige Herrschaft Stubenbach hat noch jetzt bei einer Gesammtfläche von 20,300 Joch,

des Menschen natürlicherweise lediglich auf die Verwerthung des Holzreichthums, und sind daher eines vergleichsweise jüngeren Ursprungs, da die Zeit, wo das Holz beinahe als werthlos angesehen wurde, noch nicht gar so sehr weit entfernt ist. Nun sind die Verhältnisse freilich ganz andere geworden. Die wilden Bergwässer sind geregelt und gebändigt, ihr Bett geräumt, und sie müssen der Schwemme dienen, welche das Holz aus den höher gelegenen unwegsamen Wäldern zu Thale bringt. Um ihren Wasserreichthum zu erhöhen und zu regeln, hat man an geeigneten Punkten mit großen Kosten Schwellen angelegt, d. h. Wasserreservoirs, welche die von allen Seiten zuströmenden Quellen ansammeln, und dann bei der Schwemme langsam oder schnell entleert werden, je nachdem der Wasserstand des zu schwellenden Baches es fordert. — Werden Klötze geschwemmt, und muß daher eine bedeutende und rasche Erhöhung des Wasserstandes im Schwemmbache stattfinden, so werden die Schleußen der gestauten Schwellen ganz aufgezogen. Mit donnerähnlichen, weit durch die Wälder hörbarem Gebrülle stürmen die befreiten Wogen thalwärts, das ganze Bett des Baches mit gelblichweißem Schaume füllend; wie leichte Federn werden die schweren im Bache liegenden Klötze gehoben, und brausend und tosend schießt die ganze Masse dahin, bis sie an ihren Bestimmungsort gelangt, wo die Klötze ausgeländet werden, was so wie die ganze Schwemme überhaupt, nicht ohne Gefahr ist.

Außer den Waldbächen wird zum Zweck der Schwemme auch noch ein Schwemmkanal benützt, welcher in den Jahren 1799 und 1800 angelegt wurde. Er hat zwar nicht die bedeutende Länge wie der Schwemmkanal beim Plökenstein, denn er ist nur 7600 Klafter lang, auch fehlt ihm das Interesse, welches jenem der Umstand verleiht, daß er das Quellengebiet der Moldau mit der Donau verbindet, denn er dient hauptsächlich dazu, das Holz mit Vermeidung der vielen Krümmungen und der Hindernisse im Bette des Widrabaches, auf einem kürzern Wege in den Kieslingbach, und durch diesen wieder in den Widra zu bringen; — nichts desto weniger ist er für die Verwerthung des Holzes äußerst wichtig, denn jährlich werden außer vielen tausend Klaftern Scheitholz, auch Klötze auf diesem Kanal geschwemmt, was bei dem oberwähnten großen Schwemmkanal, der nur Scheitholz führt, nicht der Fall ist.

Eine Glasindustrie hat in diesem Landstreifen nie bestanden; auf dem übrigen Gebiete der ehemaligen Herrschaft Stubenbach gibt es jedoch mehre Orte, welche früher bestandenen, nunmehr aufgelassenen Glashütten ihr Dasein verdanken, so z. B. Stubenbach (gegründet im Jahre 1750), Philippshütten (gegründet im Jahre 1800), Grünbergerhütten u. a. m. Was Holzindustrie anbelangt, so ist außer der fürstlich Schwarzenbergischen Ahornsäge am großen Ahornbach, und zwei Brettsägen zu Stubenbach, [1]) nur noch die Resonanzholzfabrik zu Mader zu nennen. Auf der fürstlich Schwarzenbergischen Brettsäge Stubenbach wird eine eigene Art von Schindeln ohne Nuth mittelst einer Kreissäge erzeugt. Sie haben den Vortheil, daß sie durch ihre Form und die Art ihres Aneinanderreihens am Dache, den Dachboden viel wärmer halten als die gewöhnlichen Nuthschindeln, und gar keinen Schnee durchlassen; dabei sind sie aber noch um die Hälfte billiger, als die gewöhnlichen Schindeln, und es hat diese Wohlfeilheit ihren Grund darin, daß durch das Wegfallen der seitlichen Nuth die Arbeit viel rascher von Statten geht,

---

eine Area von 19,085 Joch Waldboden. Mit diesen Forsten hängen nicht nur die großzdikauer und theilweise auch die winterberger Waldungen, sondern auch die königl. bairischen Staatsforste, und die ausgedehnten, ebenfalls in Baiern gelegenen Waldungen der Gebrüder Poschinger zusammen; Anm. d. Verf.

1) Stubenbach liegt zwar jenseits des Mittagsberges, und gehört sonach nicht mehr zu dem Gebiet des Bergkessels, den diese Zeilen zu schildern versuchen, als des früheren Hauptortes des Gebietes, auf dem wir uns bewegen, mag aber seiner hier Erwähnung geschehen.
Anm. d. Verf.

und daß selbst schlechtes astiges Holz verwendet werden kann, während zur Verfertigung der gewöhnlichen Schindeln astloses, gut spaltbares Holz gebraucht wird.

Das bei weitem wichtigste und interessanteste Etablissement ist jedoch die von dem nunmehr bereits verstorbenen A. Bienert im Jahre 1828 gegründete Resonanzholzfabrik zu Mader, damals die erste und einzige ihrer Art in Oesterreich. Seitdem ist zwar eine ähnliche Fabrik zu Tusset, und zwei bei Kuschwarda entstanden, doch dürfte die zu Mader noch immer den ersten Platz einnehmen. Sie liegt im Thale am Großmüllerbach, eine kleine Strecke oberhalb seiner Vereinigung mit dem Maderbach, und begreift außer den eigentlichen Fabrikslokalitäten noch eine Mahlmühle und Brettsäge in sich. Jeder Reisende, der das Maderer Thal besucht, wird mit ausgezeichneter Gastfreundschaft in der Fabrik empfangen, und der Wunsch, das Etablissement kennen zu lernen, wird auf das Zuvorkommendste erfüllt.

Nachdem nur ein kleiner Theil der Stämme zur Erzeugung von Resonanzholz geeignet ist, so werden aus den Ueberresten verschiedene Artikel, namentlich aber Requisiten für Zündhölzchenfabriken gemacht, — das Resonanzholz aber ist dennoch das Haupterzeugniß der Fabrik, welches den größten Werth, und den weitesten Absatz hat. [1]) Leider wird dieses kostbare Material — es wird am Stamm per Kubikschuh mit 40 kr. bezahlt — immer seltener. Die großen Fichtenstämme von gewaltigen Dimensionen, wie sie dazu erforderlich sind, verschwinden mehr und mehr aus den Forsten, und ihr Holz, wenn es brauchbar sein soll, muß vollkommen astlos und geradspaltig sein, und sehr feine Jahresringe haben, eine Vereinigung von Eigenschaften, wie sie nicht bei vielen Stämmen, und auch da nur bei einem Bruchstück derselben vorkömmt. Dafür bieten aber auch fertige Resonanzholzbrettchen, namentlich manche, welche einen atlasähnlichen Glanz entwickeln, und höchst verschiedenartig und zart geflammt und gemustert sind, einen wirklich schönen Anblick. Die äußere Schönheit thut aber dem innern Werthe Eintrag, denn die geflammten und gemusterten glänzenden Hölzer sollen bei weitem nicht einen so hellen, klangreichen Ton erzeugen, wie ihre unscheinbar aussehenden Brüder.

Wie bereits erwähnt, ist der Bergkessel, in dem wir uns bewegen, mit Ausnahme der angeführten Ansiedlungen vollkommen menschenleer, und die wenigen zur ehemaligen Herrschaft Stubenbach gehörigen, größtentheils aus Holzhauerkolonien entstandenen, und von Holzhauern bewohnten Ortschaften, liegen außerhalb desselben auf dem nördlichen und östlichen Abhang der Berge, welche ihn umgeben. Nichts desto weniger birgt der Wald in seinem Umkreis einige Ortschaften besonderer Art, die von nicht geringem Interesse sind. Längs der Grenze liegen einige solcher „Holzhauerstädte" im Walde verstreut, und ich lade den geneigten Leser ein, die größte derselben, die „Josefstadt" zu besuchen.

Mitten im Walde auf einer Lichtung liegen 12—14 Hütten; aus rohen unbehauenen Baumstämmen sind sie aufgebaut, nothdürftig eingedeckt; kleine Durchschnitte in den Stämmen vertreten die Stelle der Fenster, ein größerer bildet die Thüre, so daß man gebückt in das Innere der Hütte treten kann. Schmale Pritschen an den Wänden ringsum, und ein roher Tisch in der Mitte sind die einzigen Einrichtungsstücke der Stube, in der ein größerer Mann kaum aufrecht stehen kann. Von einer Bedielung oder Pflasterung ist natürlich keine Spur, überall tritt man auf die nackte Erde; Glasfenster sind ein Luxusartikel, Oefen und Schornsteine gibt es nicht; ein roh aufgeschlichteter höhlenartiger Steinhaufen ist die Feuerstelle, und der Rauch muß seinen Abzug durch die Fensteröffnungen oder die Lücken im Dache nehmen. — Die Stallungen, welche zu diese Hütten gehören sind von ähnlicher, natürlich noch schlechterer Konstruktion. Es ist gewiß für den Fremden eine Ueberraschung, in einem kultivirten Land auf eine Ortschaft zu stoßen, welche so lebhaft an die Schilderungen erinnert, wie sie von den Ansiedlungen in

1) Skizzen aus dem Böhmerwalde II. Am Moldaunrsprung.

den westlichen Territorien der vereinigten Staaten gemacht werden; noch mehr aber wird er sich verwundern, wenn er hört, daß diese merkwürdigen Städte eine Wanderbevölkerung haben.

Zu Ende des Monates Mai, oder im Juni kommen aus den Vorbergen die Holzhauer mit ihren Familien und ihrem gesammten Viehstand, und halten ihren Einzug in die leer stehenden Hütten. Während die Männer in den Wäldern Holz fällen, gehen die Weiber ihren häuslichen Geschäften nach; Geschrei und fröhliches Lachen tönt durch den sonst so stillen Wald, welchen das bei schönem Wetter stets im Freien bleibende Vieh der Holzhauer durchstreift und belebt. Sobald aber der Herbst herannaht, tritt die ganze Bevölkerung den Rückzug an, die Hütten werden geräumt, und in Kürze steht alles öde und leer.

Nach Weihnachten kehren die Holzhauer wieder, um das Holz aus dem Gebirge auf Schlitten zu den Schwemmbächen zu führen; gewöhnlich kommen zu dieser Zeit die Männer allein, und nur manchmal wagt ein besonders tapferes Mitglied des schönen Geschlechtes, den Mühseligkeiten einer Existenz in einem so rauhen Klima und in so elenden Hütten zu trotzen, um die Wirthschaft der Arbeiter zu besorgen. Sobald dann die Schwemmzeit vorüber ist, verödet der Ort von neuem, bis der Sommer wieder die gesammte Bevölkerung herbeiführt.

Außer diesen „Holzhauerstädten" gibt es noch viele einzelne Holzhauerhütten hie und da in den Wäldern zerstreut; diese sind jedoch nur zeitweilig von einzelnen Holzhauern, und stets nur an Werktagen bewohnt, und werden wenn die Arbeit in diesem Theil des Waldes aufhört, dem Verfalle überlassen. Die oberwähnten „Holzhauerstädte" sind jedoch bleibende Ansiedlungen.

Daß in diesen ausgedehnten und unwegsamen Waldungen früher ein großer Wildstand war, und auch viele Raubthiere existirten, ist ganz natürlich. Bären und Wölfe lebten noch zu Ende des vorigen Jahrhundertes, denn in dem Vertrage, vermöge dessen im Jahre 1792 den Freibauern des stadler Gerichtes, von dem damaligen Besitzer der Herrschaft Stubenbach, dem Grafen Kinský, das Weiderecht in den herrschaftlichen Waldungen für 240 Stück Ochsen und Jungvieh, gegen einen jährlichen pr. Stück zu zahlenden Zins zugestanden wurde, erscheint auch die Bestimmung, daß zum Ersatz des durch Bären oder Wölfe allenfalls angerichteten Schadens an der Viehheerde, der unentgeltliche Eintrieb von weitern 40 Stück gestattet sei. — Die Weideperiode dauerte vom Juni bis Ende September, und es finden sich jetzt noch Ueberreste von Hütten vor, in denen die Hirten wohnten, so wie auch noch Namen von mehren Waldstrecken an die Existenz dieser Servitut erinnern.

Diese längst ausgestorbenen Bären und Wölfe haben übrigens ihren Einfluß bis in die jüngste Vergangenheit erstreckt; denn als diese Weideservitut vor Kurzem abgelöst wurde, erstreckte sich die Ablösung nicht nur auf die 240 Stück, für welche Zins gezalt wurde, sondern auch auf jene 40 Stück, deren unentgeltlicher Eintrieb, als Ersatz für den durch die längst nicht mehr existirenden Raubthiere anzurichtenden Schaden gestattet war.

Gegenwärtig sind die weiten Forste still und ausgestorben; das größte noch lebende Raubthier ist der scheue Fuchs; nützliches Wild, beinahe nur aus Rehen bestehend, ist selten, und in den großen Waldgelegenheiten schwer zum Schuß zu bringen. Die Jagd ist daher im Ganzen sehr beschwerlich, und wenig ergiebig, mit Ausnahme der Jagd auf Auerhähne, welche jedoch als „hohe Jagd" dem Herrschaftsbesitzer und seinen Gästen vorbehalten bleibt.

Die Auerhahnjagd beginnt im Frühjahr, d. h. zu jener Zeit, die im Kalender als Frühling angeführt erscheint, denn im Gebirg liegt noch viel Schnee in den Wäldern, faßt man diesen Umstand, so wie die Unwegsamkeit der Forste, und das rauhe Klima ins Auge, so muß man die Auerhahnjagd unbedingt als eine sehr beschwerliche erklären, und dieß um so mehr, als der Jäger vor dem ersten

Schimmer der Morgendämmerung an Ort und Stelle seyn muß, und die Balzplätze oft stundenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt sind. Zwar hat man getrachtet durch Anlegung von Fußpfaden durch die Wälder, sogenannten „Balzsteigen" und durch Balzhütten, d. h. Blockhütten aus rohen Baumstämmen, in welchen die Jäger die Nacht im Walde zubringen, — diese Mühseligkeiten zu mindern; nichts desto weniger gehört es nicht zu den besondern Annehmlichkeiten, einen großen Theil der Nacht in unwegsamen, schneeerfüllten Wäldern im Freien zu verweilen, und zwar in einem Gebirge, dessen Klima so rauh ist, daß der Schnee im Winter klafterhoch liegt und daß die Bewohner einsamer Hegereien z. B. des Rachelhauses, sich im Herbst wie auf eine Belagerung verproviantiren müssen, weil sie sobald die Schneestürme beginnen oft wochenlang kein menschliches Antlitz sehen, und von den stundenweit entfernten Ortschaften, von wo sie ihren Lebensunterhalt beziehen, vollständig abgeschnitten sind, oder wenigstens nur mit Schneereifen, unter großen Mühseligkeiten, und nicht geringen Gefahren dahin gelangen können.[1]) Ein echter Waidmann indeß, achtet all diese Beschwerlichkeiten gering, und wenn man gerecht seyn will, so muß man auch zugestehen, daß es nicht leicht eine interessantere und aufregendere Jagd gibt, als die Auerhahnbalz.

Vor dem ersten Schimmer der Morgendämmerung muß der Jäger schon auf den Beinen seyn, denn sobald sich der östliche Himmel nur ein wenig zu lichten anfängt, beginnt der Auerhahn ein Konzert, welches von seinem hohen Standort, weithin im Walde wiederhallt. Einer Menge zischender schnalzender Töne folgt ein starker Schlag, und diesem wieder viele, dem Wezen einer Sense ähnliche Klänge, welche das „Schleifen" genannt werden.

Während dieses ganzen Konzertes, welches den Paarungsruf des Auerhahnes bildet, macht derselbe allerlei komische Stellungen und Wendungen, und dieß ist zugleich der Zeitpunkt, wo der sonst so scheue und vorsichtige Vogel für seine Umgebung vollkommen taub und blind ist. Diesen Moment muß auch der Jäger benützen. um den Auerhahn „anzuspringen," d. h. sich mit raschen Sätzen dem Baume zu nahen, auf dem er sitzt. In den Zwischenräumen während des Balzens jedoch, muß sich der Jäger vollkommen unbeweglich verhalten, denn wenn der Liebesparoxysmus vorüber ist, erhält der Auerhahn die Schärfe seiner Sinne wieder, und die geringste unvorsichtige Bewegung kann der Waidmann um die Mühen einer ganzen Nacht bringen, weil der Auerhahn, sobald er aufgescheucht wird, das Balzen für diesen Tag gewöhnlich ganz einstellt.

Ehe wir dieses Labyrinth von Wald und Moor verlassen, und wieder in bewohntere Gegenden zurückkehren, möchte ich Dich, lieber Leser, einladen, falls Du meiner Gesellschaft nicht schon überdrüßig geworden bist, den Rachel und den Lusen zu besteigen, welche beide zu den höchsten Bergen des Böhmerwaldes gehören, und gleichsam die Grenzmarken des Bergkessels bilden, in welchen wir bisher uns befanden.

Die Fernsichten von allen Bergen der Böhmerwaldkette, die unmittelbar an der Grenze liegen, leiden zwar etwas an Einförmigkeit; nach Böhmen zu verwahrt ein wahres Meer von waldigen Kuppen jede weitere Aussicht, nach Baiern, wohinzu das Gebirg steil abfällt, sieht man tief hinein, bis im Hintergrund die im ewigen Schnee erglänzende Alpenkette im Horizont abschließt. Man kann also wohl die Behauptung aufstellen, daß Jener, der einen dieser Berge bestiegen hat, sich so ziemlich die Vorstellung bilden kann, wie die Fernsichten von den Andern

1) Vor einigen Jahren starb während des Winters der Förster im Rachelhaus. Durch seine Wirthschafterin, welche sogleich das Haus verließ, gelangte die Nachricht nach Virstling. Wegen des eingetretenen Schneefalles gelang es jedoch erst nach mehreren Tagen einer größeren Anzahl von Holzhauern, mit einem Schlitten unter großen Anstrengungen sich den Weg zum Rachelhaus zu bahnen, und die Leiche nach dem 4 Stunden weit entfernten Pfarrorte Rehberg zur Bestattung zu bringen. Anm. d. Verf.

in ihren Hauptzügen sich gestalten. Nichts desto weniger soll es sich Niemand gereuen lassen, alle oder wenigstens einige der Hauptberge des Waldes zu besteigen, denn die Fernsicht ist so prachtvoll, daß man sie nicht oft genug bewundern kann, und die verschiedene nähere Umgebung bringt zugleich jedesmal einige Abwechslung in das Gesammtbild.

Die schönste Aussicht dürfte die vom Rachel sein, und er verdankt dieß seiner günstigen Lage, beiläufig in der Mitte der Böhmerwaldkette wodurch es möglich wird, dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung vom Osser bis zum Dreisesselberge mit dem Auge verfolgen zu können. Auch der See am Rachel ist für einen Freund wildschöner Landschaften sehenswerth, wenn er gleich mit dem schwarzen See, oder dem See von Plökenstein nicht konkurriren kann.

Minder großartig ist die Aussicht vom Lusen, obwol wieder andererseits der Berg selbst wegen seiner Formation höchst interessant ist, und die Mühe des Ersteigens vollkommen lohnt, welches übrigens vom Forsthause Pirstling aus, höchstens $1^1/_2$ Stunde in Anspruch nimmt.

Durch einen Durchhau im Walde welcher die Landesgrenze bezeichnet, gelangt man ohne viel Anstrengung auf einen Punkt, wo man den überraschenden Anblick des hart an der Grenze gelegenen konischen Gipfels des Berges hat. Kaum 30 Schritte von diesem Durchhau beginnt schon die steile Steigung des Kegels, welcher über und über mit einem Chaos von immer über- und durcheinander geworfenen Granittrümmern, von der Größe einer Faust bis zu Blöcken von vielen Centnern bedeckt ist, welche so dicht liegen, und so hoch übereinandergeschichtet sind, daß man den Erdboden nicht sieht, und überhaupt nicht beurtheilen kann, wie tief er unter dem steil ansteigenden Steintrümmerkegel verborgen ist. Das Gestein, welches den Fuß desselben bildet, ist mit Moos und allerlei Gestrüpp bewachsen, welches die oft sehr tiefen Klüfte zwischen den einzelnen Blöcken verdeckt, und daher beim Klettern große Vorsicht erheischt. Etwas höher hinauf beginnt die Region der Zwergkiefer, welche ihre Aeste durch das Gestein emporddrängend sich wie ein Gürtel rings um den letzten Abschnitt des Kegels herumzieht, und dem Bergsteiger nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Der höchste Theil der Spitze besteht nur aus kahlem Gestein, auf dem höchstens Flechten ein kümmerliches Daseyn fristen, und es ist wenn gleich keine gefährliche, so doch ziemlich beschwerliche Aufgabe, ungefähr 20 Klafter ohne Möglichkeit eines Haltes auf einem steilen Trümmerhaufen emporzuklimmen, während man sorgfältig die auf allen Seiten gähnenden Spalten vermeiden, und jeden Stein ehe man den Fuß dahin setzt, vorsichtig prüfen muß, ob er eine sichere Unterlage hat. Ist man endlich am abgestutzten Gipfel angelangt, auf dem ungefähr 15—20 Personen bequem Platz haben, und hat man die herrliche Aussicht genossen, so ist das Hinabklettern ein noch beschwerlicheres Stück Arbeit, und man kann von Glück sagen, wenn man während desselben nicht einigemal unangenehme Erfahrungen von der Härte des Granites macht.

Am Fuße des Lusen stößt man noch auf eine Erinnerung an die graue Vorzeit, nämlich auf Ueberreste des „goldenen Steiges" wahrscheinlich jenes Zweiges desselben, welcher nach Schüttenhofen oder Klattau führte. Derselbe bildet einen gegen den umgebenden Boden 2—3" vertieften, 3—4' breiten Weg, jetzt freilich bereits mit Trümmergestein besäet, und mit Bäumen bewachsen; sein Lauf läßt sich noch lange Strecken weit verfolgen, und als kürzlich in der Nähe des pirstlinger Forsthauses einige Abschnitte seines Zuges aufgegraben wurden, fand man hie und da Hufeisen, Lanzenspitzen, Säbelgriffe, u. s. w. An dem Punkte wo er die Landesgrenze durchschneidet, zeigt man dem Fremden einen großen Trümmerhaufen, ganz mit Moos und Bäumen bewachsen. — Als vor vielen hundert Jahren, so erzählt die Sage, der goldene Steig durch diese fürchterliche Wildniß ging, wo die Saumer tagelang auf keine menschliche Wohnung stießen, hatte die Stadt Grafenau in Baiern die Verpflichtung, an der Grenze eine „Brodbank"

d. h. eine Vorrathskammer zu unterhalten, aus welcher die Reisenden die nöthigen Lebensmittel entnehmen konnten, und dafür das entfallende Geld hinlegen sollten. Da sich jedoch herausstellte, daß viele der Reisenden wohl Lebensmittel nahmen, aber keine Zahlung leisteten, wurde auf die Entwendung der Lebensmittel Todesstrafe gesetzt, und als Schreckmittel neben der Brodbank ein Galgen erbaut. Allein auch dieß fruchtete nichts, und deßhalb legte Grafenau Späher in den Hinterhalt, und wer sich beim Entwenden von Lebensmitteln betreten ließ, wurde ohne Gnade aufgehängt. Als der goldene Steig verödete, zerfielen auch Brodbank und Galgen, und nur der Trümmerhaufe an der Grenze, ist noch ein Zeichen ihrer einstigen Existenz. — In wie weit diese Sage Wahrheit spricht, ist jetzt schwer zu beurtheilen; — die ganze Waldstrecke heißt aber noch heut zu Tage „unter dem Hochgericht." L...s...r.

Leitmeritz

von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Cechisirung.

Von

Julius Lippert.

(Fortsetzung).

Dieses schauervolle Ereigniß führte auf unserer Burg eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse herbei. Nicht nur daß das Haupt derselben gefallen und die Burg, vielleicht seit Jahrhunderten der Sitz eines so berühmten Geschlechtes, verwaist war; — gewiß mußte nun auch jeder treue Dienstmann seinen Platz verlassen. Wir kennen deren Namen nicht, sicher aber gehören die im Jahre 1115 als Edelleute (primates) auf unserer Burg genannten: Caslav, Martin und Milgozt,[1] nicht zu den Freunden des unglücklichen Geschlechtes, sondern viel wahrscheinlicher in die Klasse derer, denen der Herzog wegen ihrer Feindschaft gegen die Geächteten seine Gunst schenkte.

Wer zunächst an die Stelle des Mutina kam, ist nicht zu ermitteln, vielleicht war es einer der ebengenannten Edelleute. Der erste Burggraf (castellanus, supanus, comes), den uns die Quellen wieder und zwar erst zum Jahre 1176 nennen, ist Blah („Blago, Blego, Plego, Plens," vielleicht auch „Wlah"), der als solcher in Urkunden von 1176 — 1187 auftritt.[2] Ohne dieses ausdrückliche Prädikat wird ein Edler desselben Namens, den wir eben auch für den Župan halten müßen, noch im Jahre 1197 angeführt. Ob auch jener Blagus, den eine Urkunde von c. 1199[3] mit dem Beinamen Magnus nennt, unser Burggraf sei, ließe sich eher bezweifeln, da wir diesen Beinamen sonst vermißen. Jener Blag, der schon c. 1102 als Haupt irgend eines nicht genannten Gaues (Wyschehrad?) in der Gesellschaft der Wrschowetze Nemoy, Mutina und Božey genannt wird,[4] dürfte der Vater unseres Grafen gewesen sein, da auch einer von dessen Söhnen wieder denselben Namen führt. Außer diesem seinem gleichnamigen Sohne, der urkundlich 1213 vorkömmt,[5] wird noch ein weiter Sohn Namens Buno 1226 genannt.[6]

In Betreff ihres Geschlechtes wissen wir nur, daß sie verwandt waren mit jenem Hroznata, dem berühmten Stifter und Abte von Tepel und Chotěschau, der sich selbst (1197) „von glänzenderem Stamme entsprossen" nennt.[7]

---

1) Erben reg. index person. — 2) Erben 1199. 200. — 3) Idem 1102. 85. — 4) Idem 1213. 254. 255. — 5) Idem 1226. 327. — 6) Erben 1197. 195. Somit gehört unser Blah unter die Ahnen der späteren Häuser von Krasow, der von Gutenstein und Wrtby, welche letztere Familie erst 1830 ausstarb. Siehe Palacky, Böhmen II. 2. 16.

7) Wenigstens nennt der Urkunde bei Erben 1169. 144 einen Blah de Trebusson.

Als sein Sitz wird 1169 Triebsch (? Trebussov) erwähnt. [1]) Ein Wlah besaß in unbestimmter Zeit Dolanek entweder ganz oder Theile davon; [2]) Wlahs Sohn Buno aber einen Antheil von Bauschowitz. Vielleicht waren dieß eben ehemalige Privatgüter der Wrschowetze, in deren Besitz nach ihrem Untergange die neue Grafenfamilie gelangt war. Von Hroznata erhielt Bleh in bedingter Weise 1197 Blehov. Für gewöhnlich muß sich dieser Burggraf ebenso wenig in Leitmeritz aufgehalten haben, wie die früheren aus dem Hause der Wrschowetze, vielmehr finden wir ihn als einen bevorzugten, jedenfalls hervorragenden Edelmann fast immer bei Hofe. [3]) Auch dieß beweist die hervorragende Bedeutung, deren sich Leitmeritz vor andern Zupen rühmen konnte, indem die Fürsten mit ihrer Verwaltung nur die vornehmsten Großen ihres Hofes auszeichneten.

Erst das Jahr 1253 nennt uns wieder einen andern Edlen, Namens Boruta als Burggrafen von Leitmeritz, welches Amt 1277 Jarek von Waldenburg bekleidete, [4]) ohne daß uns Näheres über ihre Geschicke bekannt wäre.

3.
Ausbreitung der geistlichen Besitzungen.

Die Art von Blüthe, deren sich unsere Gegend verhältnißmäßig sehr frühe zu erfreuen hatte, zog bald die Blicke eines Standes auf sich, dessen geistige Macht im Lande auch durch materielle Stützen zu sichern das eifrigste Bestreben der damaligen Fürsten war. Ueber die Ausrottung des Heidenthums in unserer Gegend [5]) fehlt es an speziellen Daten. Wenn man auch annehmen muß, daß unter dem Einfluße der nahen Burg das Heidenthum in deren Umgebung keine besondere Zuflucht finden konnte, so dürfte doch der Sache gemäß und bei der feindseligen Gesinnung, die grade die Wrschowetze in den ersten Zeiten gegen das Christenthum hegten, noch lange Zeit hindurch der Geist des Volkes kein christlicher gewesen sein. Es blieb daher noch durch viele Jahrhunderte hindurch das vorzüglichste Bestreben der bestgesinnten Fürsten, durch Vermehrung der Geistlichkeit, ihrer Macht und ihres Einflußes jenen Geist im Volke zu verbreiten. Die Mittel mußten, um auf ihre Zeit zu wirken, äußerlich und in die Augen fallend sein. Die Geistlichkeit sollte nicht nur dem Volke, sondern auch dem Adel gegenüber eine imponirende Stellung einnehmen. Diese aber gewährleistete nach den Begriffen der Zeit nur ein bedeutender Besitz.

Diesen konnte ihr der Landesfürst bei seinem damaligen Reichthume an liegenden Gütern leicht gewähren. Die Wahl des Landes selbst stand häufig, ja vielleicht gewöhnlich der zu beschenkenden Geistlichkeit selbst zu, und es gibt dieselbe dem praktischen Talente und dem feinen Sinne für Naturschönheit ihrer damaligen Vertreter ein glänzendes Zeugniß. Die Art, wie etwa nach genaueren Angaben Königsal gegründet und der Fleck hiefür so trefflich gewählt wurde, [6]) dürfte wol seit je die Regel bei solchen Ansiedlungen gewesen sein.

Kein Wunder, wenn also vor Allem das schöne Elbethal zu geistlichen Stiftungen ausersehen und dadurch das Land, das unter der Regierung der vorhin genannten Behörden blieb, immer kleiner wurde.

Schon im Jahre 993 [7]) schenkte Boleslaw II. das Dorf Hrbly sammt den nicht zur ursprünglichen Dorfgemeinde gehörigen Ansiedlern, dem angränzenden

---

1) Erben 1057. 53. — 2) Dieß beweisen seine Unterschriften, die er als Zeuge auf die verschiedensten Urkunden setzte. — 3) Palacky Přehled, S. 1.
4) Siehe hierüber Frinds Kirchengeschichte (Prag 1862). Doch wird dort der Ausdruck „Stadt Leitmeritz" der Zeit nach häufig anticipirt. — 5) Tomek, Prag I. 281.
6) Falls das Datum richtig. Erben 993, 33.
7) Die ächte (Bestätigungs-) Urkunde von 1218 nennt im Ganzen die Dörfer: Cresici, Pirne, Popono, Zavade, Trehesici, Repcici, Tinez, Lubessonichi, Huchi, Zedlec, Dubech, Ptachichi, Zlatina. Uns interessiren nur die im Texte genannten. Ueber das Verhältniß der echten zur unechten Urkunde siehe Frind, Kirchengeschichte §. 33. Abgedruckt sind beide daselbst S. 405.

Walde, den Sümpfen und dem Flusse Eger bis an die Elbe herab, am andern Ufer aber das Dorf Lenzel sammt Allem, was dazu gehört, dem ersten der böhmischen Klöster der Benediktiner zu Břevnow. Da hiemit genau das Gebiet bezeichnet erscheint, auf dem jetzt außer Hrbly die Dörfer Drabschitz (auf der Stelle von Theresienstadt), Zabuschnik, Potschapel und Böhm.-Kopist liegen, diese aber nicht genannt werden, so ist mit ziemlicher Sicherheit zu schließen, daß die letztgenannten erst dem Kloster ihre Anlage verdanken.

Ein weit bedeutenderer Theil der leitmeritzer Umgegend wurde der Herrschaft der Burg entzogen, als Herzog Spitihněw II. nach der gewöhnlichen Annahme um das Jahr 1057 die Collegiatkirche des h. Stephan auf der leitmeritzer Burg gründete und das damit verbundene Domherrenstift mit reichen Ländereien beschenkte.

Ob diese Kirche die erste in unserer Gegend war, kann man bezweifeln, das Gegentheil aber nicht erweisen, da es sich nicht mit Bestimmtheit angeben läßt, ob die „neue Basilika," die Spitihněw nach dem Wortlaute der Urkunde in Leitmeritz (der Burg) baute, auf der Stelle einer vor dem schon vorhandenen oder ganz von Neuem erbaut wurde. Ganz wahrscheinlich aber war die Kirche auf der Burg überhaupt die erste in der Gegend, denn dieß entspricht dem Hergange in allen Zupen des Landes. Daß aber schon vor dem Baue der neuen Kirche wenigstens eine Kapelle vorhanden war, ist mehr als wahrscheinlich.

In der Nähe von Leitmeritz erhielt die neue Kirche (resp. das Domstift) die Dörfer Křeschitz, Třebautitz (Třebessice), Pirna und Praskowitz (falls Ptachichi, Bracici etc. so zu deuten ist) und in weiterer Entfernung Repsch, Alttein, Selz (Sedlec) und Slatina [1]) sammt ihrer ganzen Bevölkerung. Die Zasada lieferte außer den Ackersleuten und Bienenzüchtern, die ein bestimmtes Maß von Honig abzuliefern hatten, für den Bedarf des Stiftes die meisten „Ministerialen," das ist unterthänige Handwerker und Handarbeiter verschiedener Art, „die allwöchentlich ihre Dienste zu verrichten hatten." [2]) Daselbst wurde der Kirche geschenkt ein Glöckner, Namens Hoc sammt seinem Grundstücke und Zwen, ein Weingärtner sammt seinem Grunde, Schuster, Weiß- und Schwarzpelzner, Schmiede, Zimmerleute und Zimmerheizer (callefactores stubae); außer diesen die daselbst befindlichen Ansiedler, die von fremden Gemeinden dahin gezogen waren (hospites). In verschiedenen Dörfern zerstreut erhielt das Stift noch einzelne Unterthanen, die entweder zu Lieferung von Honig oder zu Handarbeiten verpflichtet waren, so in Pokratitz die Winzer Dales, Cecen und Dras sammt Grundstücken, in Schüttenitz den Weingärtner Bachuh, in Božci den Zimmermann Mach sammt einem Grundstücke, in Třebautitz die Bauern Rozroy und seinen Bruder sammt den Gründen [3]), in Trnowan den Schmied Cis mit seinem Gute, in Nutschnitz Malic mit seinem Acker daselbst und dem, den er (als Ansiedler hospes) zu Lukowetz inne hatte, in Kopist ein Ansiedlerfeld für einen Pflug (hospitalis terra ad aratrum) und einen Bauer, in Pistian den Bauer Bikut sammt seinem Grunde daselbst und einem zweiten, den er in Černosek besaß, in Libochowan den Fischer Jurata sammt seinem Grunde, in Zalezl den Bauer Ostas sammt seinem Acker daselbst und dem zu Prosmik, in Tlutzen ein Pflugmaß Acker für einen Ansiedler, in Lukowetz den Schwarzschuster Plativoy, in Trnowan einen Bienenzüchter und andere in entfernteren Dörfern, so wie die Hälfte der Dörfer Kosteletz, Konojed, Třebutschka und Tauberwitz. Von dem Vermögen der Burg selbst schenkte Spitihněv dem Stifte hundert Stutten mit dem ihnen angewiesenen

1) „Ministeriales, qui minisferia unaquaque hebdomada exhibent."
2) Entweder sind diese nur als Honiglieferer noch speziell erwähnt, oder, was uns warscheinlicher, das Dorf Trebenticich ist von dem Trebesicich zu unterscheiden. Frind setzt beide gleich. Vielleicht ist Třebesic = Třebušin, Triebsch?
3) Frind scheint irrig piscatores statt „pistores" gelesen zu haben. Kirchengesch. S. 138.

Platze und ebensoviel Schafe, dreißig Kühe, siebzig Säue und dreißig Dienstmägde, zwei Weinberge sammt den zu ihrer Bebauung nöthigen Winzern und bei der Burg selbst die Personen Aromata und Nerad, die zugleich Müller und Bäcker waren [1]). — Nicht lange darauf (c. 1088) erlitt das Gaugebiet eine neue Schmälerung durch Gründung der Collegiatkirche von Wyšehrad [2]).

Wratislaw II. schenkte demselben in der nächsten Nähe von Leitmeritz das schöne und ergiebige Gut Schüttenitz sammt den daselbst befindlichen Weinbergen und Obstgärten zwischen der Quelle, die auf dem Berge Welbin („Lbin“) entspringt, bis herab zum Marktwege (dem bereits erwähnten nunmehr unbenützten Hohlwege, der in der Richtung von Leitmeritz nach Podiwin noch kenntlich ist) mit sieben Winzern, Namens Nissera, Straz, Martin, Zuaton, Zbil, Necta, Čeb oder Gug; entfernter dann das Dorf Tenzel mit den Stiftsdienerinen Nezvolena, Boženha sammt zwei Söhnen, den Töchtern des Luka sammt drei Söhnen und Teha sammt ihrem Sohne und den Unterthanen Milgost, Thoma und Blas; — Malschin, Webrutz (Wrutice, Gut Enzowan), Kochowitz (bei Gastdorf) mit einem Koche, Namens Koch.

Auch durch die angeblich 1144 [3]), gewiß aber noch unter Wladislaw (1140—1174) erfolgte Gründung des Klosters der Prämonstratenserinen zu Doran verlor die Burg außer der Herrschaft Doran selbst (Rohatetz, Qualin, Liboteinitz und Mur, Duschnik, Chotěschau, Hostenitz, Sedletz und Pelez?) einen Grund für zwei Ansiedler in Bauschowitz, das Dorf Zalezel [4]), das Wladislaw mit Vorbehalt des daselbst betriebenen Lachsfanges dem genannten Stifte schenkte. König Ottokar bestätigte später diese Schenkungen und vermehrte sie dadurch, daß er dem Kloster auch den Lachsfang in Zalesl und allen andern Gewässern des Dominiums überließ, das vom prager Bischofe Daniel geschenkte Oztlow aber gegen einige andere Besitzungen umtauschte, unter welchen auch ein Hof in Leitmeritz an das Kloster kam.

In weiterer Entfernung waren schon viel früher in nicht genau zu bestimmender Zeit Trebnitz, Chodolitz, Hlupohlav, Welemin, Podloschin, Postitz (Boztesici), Polep, Schirschowitz (Scirevice) Wransko (?), Qualen (? Hwalovicih) und Boretz der fürstlichen Kammer durch Schenkung an das Benediktinerstift St. Georg entfremdet worden [5]); bei der Burg Leitmeritz selbst aber besaß das Kloster vier Ansiedler (hospites).

1169 schenkte Wladislaw dem Orden der Johannitter (Malteser) außer Boreslau und entfernteren Orten auch Levin bei Auscha. [6])

Am Ende des XII. Jahrhunderts finden wir einen bedeutenden Gütercomplex in unserer Gegend im Privatbesitze des schon genannten Hroznata, des nahen Anverwandten des Burggrafen Blah, welche Güter möglicherweise ehedem Besitz der Wrschowetze gewesen sein können. Schon vor 1188 hatte der fromme und reiche Edelmann dem eben genannten Orden der Malteser außer den entfernteren Dörfern Schwaben (Suadon), Kojetitz, Priesen, Pohoky, Taschov, Proboscht und Zalesel (ein zweites) auch Ploschkowitz bei Leitmeritz geschenkt. [7]) Im Jahre 1197 schenkte der fromme Mann dem Prämonstratenserkloster zu Tepl, seiner eigenen Stiftung, außer nicht näher bezeichneten Gründen bei der Burg Leitmeritz selbst die Dorfschaft Klapai (Clepi) und auf der andern Seite der Elbe Pischkowitz und Sobenitz (Biscovice et Ovenche) nebst vielen anderen entlegeneren. [8]) Zu diesen Gütern kam noch auf nicht näher bekannte Weise Nezel, Aujezd (Ujesdce) und Pirna sammt den Weinbergen.

---

1) Erben c. 1088. 77. — 2) Nach Mika: Das ruhmwürdige Doran. — 3) Erben 1226. 325
4) Confirmatio Ottokari bei Erben 1228. 336. — 5) Erben 1169, 143. — 6) Erben 1188. 181
7) Erben 1219. 284 und 1197. 195. — 8) Erben 1233. 376.

Letztere Güter wurden 1233 sammt Bischkowitz und dem Hofe bei Leitmeritz an die Ritter vom deutschen Hause tauschweise überlassen. [1])

Kopist war, wahrscheinlich durch fürstliche Schenkung oder Belohnung, in den Besitz eines getauften Juden, Namens Stephan gekommen, der dem Könige Ottokar treue Dienste geleistet hatte. Stephan wollte es wieder zu seiner Seelenrettung an das Kloster Opatowitz schenken, Ottokar aber tauschte es gegen Dolany (Dolanken?) ein, das er dem genannten Kloster 1228 übergab. [2])

Die Bischöfe von Prag müssen schon in sehr früher Zeit, vielleicht seit der Gründung des Bisthums selbst in den Besitz einzelner Güter in unserer Gegend gekommen sein. Bis zum Jahre 1335 besaßen sie das Patronatsrecht über die wahrscheinlich durch ihrer einen auf seinem Gute gegründete Kirche zu St. Adalbert in der Zasade und (nebst Smolnic und Zbudow) die Dörfer „Hlinna, Babina und Brezi." Erst in dem genannten Jahre kamen diese Güter sammt dem Patronate von S. Adalbert tauschweise an die Augustinerchorherren in Raudnitz. [3])

Wenn wir zu diesen urkundlich nachgewiesenen Schenkungen noch den Privatbesitz reicher Herren (wie Hroznata) und nur noch wenige Entfremdungen des fürstlichen Gutes hinzu denken, die in urkundlich nicht verzeichneten Belehnungen der Beamten, wie sie (unter dem Namen výsluha) sehr üblich waren, und einzelnen Erwerbungen auf minder gesetzlichem, aber deswegen nicht seltener betretenem Wege Seitens einzelner Großen ihren Grund hatten, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß das einst so reiche fürstliche Vermögen an liegenden Gründen, die damalige Grundlage alles Einkommens, arg zusammengeschrumpft war. In der Nähe der Gauburg Leitmeritz selbst wenigstens war am Beginne des 13. Jahrhunderts kein halbwegs bedeutenderes Gut mehr im vollständigen Besitze des Fürsten und somit unter der Verwaltung des Burggrafen.

Bis an die Abhänge des Burghügels und bis in die Burg selbst hinein zogen sich die Besitzungen der geistlichen Herrschaften. Gerade die Niederungen um Leitmeritz aber waren die bebautesten, bestbevölkerten und ergiebigsten Gegenden in dem ganzen Gaue. Was dem Fürsten zurückblieb, waren die höher gelegenen Gebirgsgegenden, deren Wald in der damaligen Zeit einen so geringen Werth repräsentirte. Das direkte Einkommen des Fürsten mußte somit in unserem Gau em sehr geringes geworden sein, und in demselben Grade sank natürlich auch die einst so bedeutende Machtstellung eines Burggrafen von Leitmeritz.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Geschäftliche Mittheilungen.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 25. Nov. 1866.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Abeles** Josef, Hopfenhändler in Petschau.
„ **Audritzky** Emanuel Baron, pens. k. k. Oberst in Prag.
„ **Ausloos** Eugen, herzogl. Beaufort'scher Forst-Ingenieurs-Assistent in Petschau.
„ **Biedermann** Johann, k. k. Steuereinnehmer in Luditz.
„ P. **Bruckner** Josef, Pfarrer in Sangerberg bei Petschau.
„ **Christen** Josef, Hauptschullehrer in Eger.

---

1) Erben 1228. 337. Obgleich die unklare Stelle auch so gefaßt werden kann, daß Stephan Kopist zu einem Tausche für Dolany anbot. Erben versteht sie so.
2) Tomek, Prag I. 409. — 3) Erben 993. 35.

Herr **Daublier** Laurenz, Ph. C., k. k. Professor an der Wiedner Oberrealschule in Wien.
„ **Erler** Ludwig, k. k. Aktuar in Luditz.
„ **Guth** Anton, k. k. Bez.-Amts-Adjunkt in Luditz.
„ **Güntner** Karl, k. k. Professor an der Wiedner Oberrealschule in Wien.
„ **Haydt** Josef, Magister der Chemie in Luditz.
„ **Heller** Moritz, Bräuer in Luditz.
„ P. **Hirsche** Karl, bischöfl. Vikariats-Sekretär, Pfarrer in Türmitz.
„ **Jaksch** Johann, k. k. Professor an der Oberrealschule in Czernowitz.
„ **Kittel** Anton, Med. et Chir. Dr. in Schluckenau.
„ **Kohn** Philipp, Bürgermeister in Luck.
„ **Klieber** Leopold, k. k. Notar in Luditz.
„ P. **Kofer** Fr., Hauptschul-Direktor in Schluckenau.
„ **Klaucek** Karl, J. U. C. in Prag.
„ **Kral** Josef, städt. Sekretär in Luditz.
„ **Lachmann** Emanuel, Jur. Stud. in Prag.
„ **Leinweber** Adolf, k. k. Professor an der Oberrealschule in Czernowitz.
„ **Neustadtl** Siegm., Kaufmann in Prag.
„ **Paskuti** Wilhelm, k. k. Telegraphen-Amtsleiter in Freiwaldau (österr. Schlesien).
„ P. **Pecer** Johann, Pfarrer in Modschidl.
„ **Pilz** Arthur, Kaufmann in Prag.
„ **Pistel** Josef, Hauptschullehrer in Eger.
„ **Rosenthal** Julius, Mediziner in Prag.
„ **Przibram** Gustav, Fabrikant in Prag.
„ **Renner** Rudolf, J. U. Dr. in Luditz.
„ **Schiller** Wolf, Med. et Chir. Dr. in Luck.
„ **Siegl** Adolf, Beamte in Luditz.
„ **Stephanides** Thomas, Obmann der Bezirksvertretung in Luditz.
„ **Strobl** Josef, Ph. C. in Wien.
„ P. **Swoboda** Anton, Kaplan in Gartitz bei Außig.
„ **Thorsch** Eduard, Kaufmann in Prag.
„ **Tilp** Franz, k. k. Professor an der Oberrealschule in Czernowitz.
„ P. **Wokurka** Laurenz, Kaplan in Luck.

Vom 25. April bis 8. November 1866 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herr **Beer** Jakob, Th. et Ph. Dr., General-Großmeister des ritterl. Kreuzherrnordens, Landtagsabg. in Prag. († 13. Juni 1866.)
„ **Dimmer** W., Buch- und Kunsthändler in Prag. († 9. Septbr. 1866.)
„ **Gassner** Jos., Apotheker und Bürgermeister in Schönlinde.
„ **Haas** Cölestin, J. U. Dr. Landes-Advokat in Prag. († 11. Juli 1866.)
„ **Hahn** Theodor, Fabriks-Direktor in Pecek. († 26. Septbr. 1866.)
„ **Haushofer** Max, Professor an der Akademie der bild. Künste in Prag. († 24. August 1866 in München.)
„ **Heidler** Edler von Heilborn Karl, Med. et Chir. Dr., kaiserl. Rath in Prag.
„ **Löppen** Anton, Bürger in Brüx. († 30. Mai 1866.)
„ P. **Newald** Pankraz, Direktor der Piaristen-Haupt- und Unterrealschule in Prag. († 20. August 1866.)
„ **Pelzel** Franz, J. U. Dr. Landes-Advokat in Prag. († 28. Oktober 1866.)
„ **Pleschner** Bretislav. Contorist in Prag. († 10. Septb. 1866.)
„ P. **Pohl** Rup. J., k. k. Gymn.-Direktor in Prag. († 19. August 1866)
„ P. **Ulbrich** Anton, Dechant in Neustadtl bei Friedland.
„ P. **Vater** Franz, Vikar und Dechant in Steinschönau. († 10. März 1866.)
„ P. **Weinfurter** Aug., Capitular des Stiftes Emaus in Prag. († 20. Mai 1866.)
„ **Werner** Wenzl, Bürger in Außig.
„ **Zedtwitz** Friedrich Graf, Excell. k. k. Feldmarschallieutenant in Pension in Prag. († 27. September 1866.)

☞ Die Fortsetzung der Chronik der Geschenke (Nr. 8) liegt diesem Hefte bei.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Chronik der Geschenke.

Nro. 8.

Vom 20. Dezember 1865 bis 31. Juli 1866.

Dr. **Joh. Palacky**, Gutsbesitzer in Prag.
9257. Erster Jahresbericht über die Wirksamkeit der beiden Comités für die naturwissenschaftliche Durchforschung von Böhmen im Jahre 1864. Prag, 1865.

Blasius Turnwald, pens. k. k. Lieutenant und dessen Gattin in Prag.
9258. bis 9261. Plutarchi opera. Graece et latine. Parisiis. Didot. 1841—1847. 4 Bände.

Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.
9262. Blätter für Stenographie aus Böhmen, Nr. 7—9, 11 u. 12. Prag, 1865.

Dr. **Alex. Wiechovsky**, Instituts-Inhaber und Direktor in Prag.
9263. Zweiter Jahresbericht der deutschen Communal-Oberrealschule in Leitmeritz. Juli, 1865.

Akademischer Leseverein in Wien.
9264. Vierter Jahresbericht. 1864—1865. Wien.

Heinrich Goppold von Lobsdorf, in Prag.
9265. Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegner. Uebersetzt von Amalie v. Helwig. Stuttgart, 1861.
9266. Erinnerung an Prag. K. W. Zapp. Prag.
9267. Aglaja. 3. Jhrg. Wien, 1817.
9268. Vortreffliches Belehrungsbuch, allerhand Intriguen verschiedener Stände auszuweichen. Grätz.
9269. Liturgik d. kath. Kirche. 2. Aufl. Prag, 1858.
9270. Naturgeschichte für Volksschulen. J. Baumann. Luzern, 1838.
9271. Die kleinen Gymnastiker. C. Buhle. Meissen.
9272. Anleitung zur Bereisung der Semmering-Eisenbahn. M. Edler v. Schickh. 3. Aufl. Wien, 1851.
9273. Religionsgeschichte. Em. Schöbel. Prag, 1861.
9274. Prakt. Anweisung Gefäße und Fässer zu visiren. 2. Aufl. Nürnberg, 1796.
9275. Leitfaden zum Unterricht in der französ. Sprache. Dr. C. F. Gutige. 5. Aufl. Erfurt, 1841.
9276. Kleine Schulgeographie. Th. Schacht. Mainz, 1853.
9277. Naturgeschichte des Thierreiches. Dr. Al. Pokorny. Wien, 1858.
9278. Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen für 1853. Prag, 1854.
9279. Sämmtliche poetische Schriften von Joh. Gottl. Willamov. Wien, 1793 u. 1794.
9280. Der Vater. v. Bauernfeld. Wien, 1840.
9281. Praktische Grammatik d. böhm. Sprache. H. J. Karlik. Prag, 1859.
9282. Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Al. Pokorny. Wien, 1854.
9283. Beschreibung d. k. k. Burg Karlstein. Fr. Auge. ums. F. Jitschinsky. Prag, 1847.
9284. Stefan Fadinger und der erste Bauernkrieg in Oberösterreich. Fr. Steinbach. Wien, 1857.
9285. Lehrbuch der Naturgeschichte für Unterrealschulen. F. X. M. Zippe. Prag, 1862.
9286. bis 9289. Handbuch für Schüler, welche die mathem. Wissenschaften an der Seite eines Lehrers studiren. J. Möhling. 1.—4. Bd. Wien, 1826.
9290. Chemische Feldpredigten für deutsche Landwirthe. Dr. J. A. Stöckhardt. Leipzig, 1853.
9291. Die vorherrschenden Krankheiten des Hundes. Fr. Clater & Sohn. Herausg. v. Dr. J. C. F. Lentin. Weimar, 1834.
9292. Geschichten von Gustav Schilling. 1. Th. Dresden, 1812.
9293. Illustrirte Kriegsberichte aus Schleswig-Holstein. Leipzig, 1864. J. J. Weber.
9294. und 9295. Zwei Lithographien.
9296. Eine deutsche Pap.-Orig.-Urkunde v. J. 1679.

Rudolf Haase, J. U. Dr. in Prag.
9297. Bohemia. 4. Quartal 1865 und I. Sem. 1866.

Nik. Urban von Urbanstädt, k. k. Finanz-Bez.-Commissär in Eger.
9298. Eine Silbermünze.
9299. Eine Bleimünze.

Germ. Museum in Nürnberg.
9300. bis 9308. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 2. bis 7. und 9. Band. Jahrg. 1855—1860 und 1862, ferner 1865 Nr. 12; 1866 Nr. 1—5; & 6. u. 7. Jahresbericht.
9309. Geschichte des germ. Museums. E. Hektor. Nürnberg, 1863.
9310. Das germ. Museum und seine Sammlungen. 3. Aufl. Nürnberg, 1865.
9311. Organismus des germ. Nationalmuseums zu Nürnberg. 1855.

Vorstand des Vereines für Heimathkunde in Wittenberg.
9313. Philipp Melanchthon als Mathematiker und Physiker von Prof. Dr. Bernhardt. Wittenberg, 1865.

Kais. Akademie d. Wissenschaften in Wien.
9314. bis 9316. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. 31. Band, 2. Hälfte; 32. u. 33. Band. Wien, 1864 u. 1865.

Historischer Verein von und für Oberbayern in München.
9317. Oberbayerisches Archiv. 26. Band, 1. Heft.
9318. 26. Jahresbericht dieses Vereines für 1862.

Prof. Dr. G. D. Teutsch, in Hermannstadt.
9319. Abriß der Geschichte Siebenbürgens. Dr. G. D. Teutsch. 1. Heft. 2. Aufl. Kronstadt, 1865.

Histor. Verein für Krain in Laibach.
9320. Mittheilungen Nr. 9—12, 1865 und 1—3, 1866.

Verein für Hamburg. Geschichte in Hamburg.
9321. Zeitschrift. II. 3. Hamburg, 1865.
Rudolf Haase, J. U. Dr. in Prag.
9322. Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae II 2. E. G. Gersdorf. Leipzig, 1865.
Histor. Verein für Ermland in Braunsberg.
9323. Zeitschrift. 8. Heft. Mainz, 1865.
9324. Monumenta historiae Warmiensis II. Abth. 8. Lief. 3. Band. Mainz, 1865.
Museum Francisco Carolinum in Linz.
9325. 25. Bericht, nebst der 20. Lief. der Beiträge. Linz, 1865.
Verein der österr. Industriellen in Wien.
9326. Jahrbuch. 2. Jahrg. Wien 1866.
Karl Nagelholz, Eisenbahn-Kondukteur in Wien.
9327. Eine deutsche Pap.-Orig.-Urk. mit Sieg. v. J. 1768.
9328. bis 9333. Sechs alte Holzschnitte.
9334. Eine kleine Bronze-Figur.
9335. bis 9637. 303 Stück verschiedene Münzen-Copien von Blei.
Philipp Teweles, Cultus-Gem.-Sekretär in Prag.
9638. Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst. Gottl. Huseland. 2. Band. Wien, 1815.
9639. Pharus. 1. und 2. Heft. Berlin, 1809.
9640. Histor.-politische Novellen. Stuttgart, 1826.
9641 Handbuch für Reisende in Tirol. Beda Weber. 2. Aufl. Innsbruck, 1853.
9642. Das Verhältniß der Turner und Turnvereine zur Politik. L. K. Aegide. Hamburg, 1863.
9643. Ueber das Vorrecht der Wechselbriefe in Concursfällen. Wien, 1804.
9644. Des P. Virg. Maro Hirtenlieder und Wirthschaftgedicht, erklärt von J. G. Brieger. Grottkau, 1790.
9645. Aristoteles. De ortu et interitu. (Graece et latine). Patavii, 1689.
9646. Canisius Henr. Summa juris canonici. Herbipoli, 1707.
Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main.
9647. Archiv. 3. Band. Frankfurt a. M., 1865.
9648. und 9649. Mittheilungen. 2 Bd. Frankfurt a. M. 1864. und 3. Band Nr. 1. 1865.
9650. Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. Dr. L. H. Euler. 3 Heft. Frankfurt a. M. 1864.
9651. Neujahrsblatt für 1864 u. 1865. Dr. A. Cornil. 1. u. 2. Abth. Frankfurt a. M., 1864 u. 1865.
Dr. **Wilhelm Volkmann**, k. k. Univ.-Prof. in Prag.
9652. Achtes Programm d. k. k. Obergymn. zu Leitmeritz. für d. J. 1858.
9653. Jahresbericht des k. k. Obergymn. zu Leitmeritz für d. J. 1865.
9654. Zur Costümgeschichte des Mittelalters. Jak. Falke. Wien, 1861.
9655. Lehrbuch der propädeutischen Logik. Dr. M. A. Drbal. Wien, 1865.
Histor. Verein d. Kantons Glarus in Glarus.
9656. Jahrbuch. 2. Heft. Zürich & Glarus, 1866.
Königl. Gesellschaft d. Wissenschaften in Göttingen.
9657. Nachrichten aus d. J. 1865. Göttingen, 1865.
Königl. Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften in Leipzig.
9658. und 9659. Berichte über die Verhandlungen. Philolog.-histor.-Classe. 1864. II. und III. Leipzig, 1864 und 1865.
9660. Die Unterscheidung von Nomen und Verbum. Aug. Schleicher IV. 5. Leipzig, 1865.
9661. Über die Lade des Kypselos. J. Overbeck. IV. 6. Leipzig, 1865.
9662. Die Legis Annales der röm. Republik. K. Nipperdey. V. 1. Leipzig, 1865.
Jak. S. Goldschmidt, Fabrikant in Prag.
9663. bis 9672. C. F. Gellerts sämmtl. Schriften. 1.—10. Theil. Wien und Prag, 1808.
9673 Jan Hus. Jos. K. Týl. V Litoměřicich. 1849.
9674. The Stranger's Guide to Hampton court palace and Gardens. By John Grundy. London, 1862.
9675 Über Rhinoplastik. Dr. Veit Jerusalem. Prag, 1847.
9676. Das heilige Land aus d. Vogelschau. Leipzig. J. J. Weber.
9677 Österr. Vaterlandskunde für Schule und Haus. Dr. Herm. Meynert. Wien, 1851.
9678. 3. Jahresbericht d. Ver. Merkur für 1865. Prag, 1866.
9779. Rechnungs-Abschluß d. böhm. Eskompt-Bank-Filiale in Pilsen mit Ende 1864.
9680. Bericht des Kunstvereines für Böhmen für d. J. 1863—1864. Prag, 1864.
9681. Verzeichniß der Agenten u. Mitglieder d. Kunst-Vereines f. Böhmen i. J. 1863—1864. Prag, 1864.
9682. Das Handelsregister nach dem allgem. Handelsgesetzbuche. Dr. Edm. Schebek. Prag, 1866.
9683. Barkochba. Emil v. Borberger. Leizig, 1857.
9684. Die Natronquellen zu Krankenheil bei Tölz. Dr. Gust. Höfler. Freiburg im Breisgau. 1856.
9685. Prospektus der Wasserheilanstalt am Geltschberg. 1846.
9686. Einladung zur Prüfung a. d. Sonntags-Handelsschule in Prag. 1857.
9687. bis 9689. Sämmtliche Werke von Joh. Georg Jakobi. 1.—3. Theil. Carlsruhe, 1780.
9690. Der Katechismus des 19. Jahrh. ..... Wien, 1862.
9691. Dienst-Abrichtungs- u. Exercier-Vorschriften für die Nationalgarde. A. Gelich u. A. Premor. Wien, 1848.
9692. Auszug aus d. Abrichtungs-Reglmt. d. k. k. Infanterie. Wien u. Triest, 1825.
9693. Cvičení vojenské pro národní gardu. J. Kaška. V Praze. 1849.
9694. Bájky Bidbajowy. Fr. Třebowsky. I. V. Holomouci, 1846.

9695. und 9696. Viertes u. fünftes Programm der deutschen k. k. Oberrealschule in Prag. 1864 u. 1865.

Jos. Wilh. Bayer, Kaufmann in Prag.

9697. bis 9708. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. (Conversations-Lexikon. 8. Aufl. 1. — 12. Band. F. A. Brockhaus. Leipzig, 1833—1837, nebst Universal-Register. Leipzig, 1839.

9709. bis 9716. Conversations-Lexikon der Gegenwart. 1. — 4. Band. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1838—1841 (in 8 Bänden.)

Viktor Wilh. Ruß, J. U. Dr. in Wien.

9717. Allgemeine Zeitung. Augsburg. Jahrg. 1840.

9718. bis 9727. Das Kloster. Weltlich u. geistlich. J. Scheible. 1. — 10. Bd. Stuttgart, 1845 — 1848.

9728. bis 9739. Blätter für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1843 — 1848. Leipzig. F. A. Brockhaus (in 12 Bänden).

8740. bis 9742. Ergänzungsblätter zur Allgem. Zeitung. Jahrg. 1845 bis 1847. Stuttgart. J. G. Cotta.

9743. bis 9745. Allgem. Geschichte des großen Bauernkrieges. Dr. W. Zimmermann. 1. — 3. Theil. Stuttgart, 1841—1843. (3 Bde.)

9746. bis 9749. Beiträge zur Geschichte des Landes Österreich ob der Enns. Fr. Kurz. 1. — 4. Th. Leipzig u. Linz, 1805—1809.

9750. und 9751. Geschichte der Landwehre in Österreich o. d. Enns. Fr. Kurz. 1. u. 2. Th. Linz, 1811.

9752. Oesterreich unter Herzog Rudolf II. Fr. Kurz. Linz. 1821.

9753. Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen. Fr. Kurz. Linz, 1848.

9754. Österreich unter H. Albrecht dem Lahmen. Fr. Kurz. Linz, 1819.

9755. und 9756. Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. Fr. Kurz 1. u. 2. Th. Linz, 1816.

9757. Carniolia. L. Kordasch. 6. Jahrg. Laibach, 1844.

9758. und 9759. Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. Frz. Kurz. 1. u. 2. Theil. Wien, 1812.

9760. und 9761. Oesterreich unter K. Albrecht II. Fr. Kurz. 1. u. 2. Th. Wien, 1835.

9762. und 9763. Oesterreich unter H. Albrecht III. Fr. Kurz. 1. u. 2. Th. Linz, 1827.

9764. und 9765. Oesterreich unter H. Albrecht IV. Fr. Kurz. 1. u. 2. Th. Linz, 1830.

9766. Die Ehre des Herzogth. Crain. Joh. Weichard Valvasor, Freyherr. In reines Teutsch gebracht durch Erasmum Francisci. Laybach, 1689.

9767. Atlas Compendiarius. 50 tabularum geographicarum Homannianarum. Norimbergæ, 1752.

Raph. Kuh, Med. & Chir. Dr. in Prag.

9768. Porträt des Dichters Friedr. Bach. Oelgemälde von Garreis.

Fr. Theumer, k. k. Rathssekretär des Handelsgerichtes in Prag.

9770. Eine große bronz. Denkmünze.

Karl Moritz Graf Zedtwitz, Gutsbesitzer u. Landtagsabg. in Neuberg bei Asch.

9771. Sachsenspiegel. Dr. Christoff Zobel. Leipzigk, 1561.

Friedr. Neumann, Reallehrer in Sternberg in Mähren.

9772. Chronik der Stadt Sternberg. J. Matzner. Sternberg, 1865.

A. Zeidler, Striptor an der k. k. Univ.-Bibliothek in Prag.

9773. Böhmen und die Paläotypie. A. Zeidler. Prag, 1866.

Oswald Otto Winter, Oekonom in Prag.

9774. Wappentafel aller deutschen Bundesstaaten. Klimsch & Böhler. Frankfurt a. M.

9775. bis 9777. Eine große u. zwei kleinere bronz. Denkmünzen.

Localverein für d. Geschichte von Giesen u. der Umgegend in Giesen.

9778. und 9779. 2 Exempl. Übersicht der interessanteren Thatsachen. Giessen, 1865.

Museum Francisco - Carolinum in Linz.

9780. bis 9782. Beiträge. 1., 3. u. 4. Lief. Linz, 1840—1843.

9783. Ueberbleibsel aus dem hoh. Alterthume im Leben u. Glauben d. Bewohner des Landes ob der Enns. Fr. X. Pritz. 2. Aufl. Linz, 1854.

9784. Histor.-kritische Abhandlung über d. Zeitalter des h. Rupert. P. M. Filz. Linz, 1843.

9785. und 9786. 10. und 12. Bericht. Linz, 1848 u. 1852.

J. U. Dr. **Joh. Ferd. Schmidt v. Bergenhold**, jub. k. k. Appellationsrath in Prag.

9787. Geschichte der Privatrechts-Gesetzgebung und Gerichtsverfassung im Königreiche Böhmen. Jos. Ferd. Schmidt von Bergenhold. Prag, 1866.

Georg Schmid, Ph. Cand. in Eger.

9788. Jahresbericht über die Egerer k. k. Kreis-Hauptschule. 1854. Eger.

9789. Gedichte Anton Kohls aus Schlaggenwald. Copirt von G. Schmid (17 Bogen Mspt.)

9790. und 9791. Zwei Bildchen auf Seidenstoff gedruckt.

Karl Binder, Weinhändler in Prag.

9792. und 9793. Österr. Wochenschrift. 5. u. 6. Band. Wien, 1865.

9794. und 9795. Beschreibung der dem Religionsfonde gehörigen Herrschaften in Böhmen. 1795. 2 Bände Mspt.

9796. Prodromus Gloriæ Pragenæ. Joan. Flor. Hammerschmid. Pragæ, 1723.

9797. Eine deutsche Perg.-Orig.-Urk. v. J. 1754 mit Sieg. in Holzkapsel.

9798. und 9799. Zwei deutsche Pap.-Orig-Urk. v. d. J. 1785 und 1661. mit Sieg.

9800. und 9801. Zwei latein. Pap.-Orig.-Urk. v. d. J. 1780 u. 1785. mit Sieg.

9802. Abschrift der General-Handwercks-Patenten v. J. 1731 und General-Zunfts-Artikulen für die Zunfften deren königl. Böheimischen Erblanden. Wien, 1739. Mspt.

9803. Gnadenthor. Anb. Arthenbrunner. Mspt.
9804. Prof. Dr. Schrotts Rede am 18. März 1861.
9805. Die Bewegung in Prag im März 1848.
9806 Návrh k urychlení pokroku v rolnictvi. Fr. Horsky. V Praze, 1862.
9807. Die Bildung von Gutsgebieten in Böhmen. Prag, 1860.
9808. Aeußerungen der čechischen Journale über das Fahnenfest des deutschen Turnvereins in Prag. Prag, 1864.
9809. Festspiel zur Eröffnung der Prag-Dresdner Eisenbahn am 5. April 1851. J. C. Hickel. Prag.
9810. Erinnerung an den 4. Septbr. 1841 in der Civil-Schwimm-Anstalt in Prag.
9811. Die Schiller-Feier in Prag. Prag, 1859.
9812. Dasselbe. 3. Aufl. Prag. 1859.
9813. Festrede zur 100jähr. Geburtsfeier Schillers. Jos. Bayer. Prag, 1859.
9814. Prolog für das Concert zur 100jähr. Geburtsfeier Schillers. Karl Egon Ebert Prag, 1859.
9815. Die vier Zeiträume des menschl. Lebens. P. B. Oppelt. Prag, 1833.
9816. Bericht des prager Privat-Erziehungs- u. Heilinstituts für Blinde. Prag. 1860.
9817. Einen Fascikel enthaltend 112 Stück versch. Erklärungen, Flugblätter, einzelne Zeitungsnummern, &c. meist aus dem Jahre 1848.
9818. und 9819. Zwei Photographien.
9820. bis 9830. Eilf Photographien.
9831. Ein Porträt. Stahlstich.
9832. bis 9835. Vier Kupferstiche.
9836. Ein auf Papier gemaltes Wappen.
9837. bis 9839. Drei typogr. Farbendruckbilder. Projekte.

Wenzel Dimmer, Verlagsbuchhändler in Prag.

9840. Einen Fascikel enthaltend 36 Stück Armee-Befehle, Proklamationen, &c. aus d. J. 1809—1813.
9841. Bolzano's Erklärung über die Stellen, die ihm aus seinen angeblichen Exhorten zur Last gelegt wurden. 21 Bogen Mspt.

Karl Binder, Weinhändler **und Franz Kollmann**, J. U. Dr. in Prag.

9842. Eine deutsche Perg.-Orig.-Urk v. J. 1803 mi 2 groß. Sieg. in rothen Sammt geb. nebst rothem Leder-Etui mit Golddruck innen mit Seide gefüttert.
9843. und 9844. Zwei deutsche Perg.-Orig.-Urk. von d. J. 1680 u. 1789, in rothen Sammt gebunden, ohne Sieg.

Ed. J. Zahn, J. U. Dr. in Prag.

9845. Geschichte des Herzogth. Oldenburg. G. A. von Halem.
9846. Libussa. J. G. Meinert. II. 2. Prag. 1804.
9847. Von der Verdiensten d. Hauses Wittelspach um die Kirche. Ph. Jak. Puth. Landshut. 1777.
9848. Die Propheten u. die Bücher der Machabäer. Mayntz, 1761.
9849. Kurtzer Entwurf deß Lebens d. Könige in Engelland. 2. Aufl. Nürnberg, 1676.
9850. Brandenburgischer Ceder-Hein. Joh. W. Rentschen. Bareut, 1682.
9851. Friederci Spee Güldenes Tugent-Buch. Cöllen, 1666.
9852. Neuw Wasserschatz. Dr. Jacob Theodor. Frankfurt a. M., 1581.
9853. Duces supremi, qui sæculo 17. Cæsareis domus Austriacæ exercitibus præfuere. Viennæ, 1735.

Dr. **Wilh. Volkmann**, k. k. Univ.-Professor in Prag.

9854. Johann Huß und das Concil zu Costnitz, nach E. de Bonnechose. Neue Ausg. Leipzig, 1865

Karl Binder, Weinhändler in Prag.

9855. Species Facti deß Zwischen d. Fürsten A. F. Lichtenstein, dann der Fr. Theresia Hertzogin von Savoyen schwebenden Oppors Prozeß In punkto der Herrschaft Kosteleţ.
9856. Epistola paschalis ad clerum dioeceseos Pragensis. Pragæ, 1753.
9857. Pompa fvnebris Alexandro Abbati.... Mspt.
9858. Sehr defectes Fragment eines Incunabels um 1480.

Vorarlberger Museums-Verein in Bregenz.

9859. Achter Rechenschaftsbericht. Bregenz, 1865.

Histor. Verein zu Bamberg.

9860. 28. Bericht für 1864—5. Bamberg, 1865.

Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz.

9861. Neuer Lausitzisches Magazin. 42. Bd. Görlitz, 1865.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.

9862. Handelingen. 1862 und 1863.
9863. Handelingen en Mededeelingen over het Jaar 1865. Leiden, 1865.
9864. Levensberichten. Leiden. 1865.

Anton Zink, Apotheker u. Bürgermeister in Böhm.-Leipa.

9865. Das Wienerblättchen. Wien, 1788 und 1789 (sehr defekt).
9866. Hauß- u. Land-Wirthschafts-Calender. J. F. Felber. Nürnberg, 1722.
9867. Repartitions-Tabellen über die bei der Herrschaft Aycha undt Friedtstein repartirte u. eingenommene Contributton. 1714. Mspt.
9868. Haupt-Register der Herrschaften Aicha v. Friedstein... All u. Jeder Geld-Empfang vnd Außgaben. Joh. Jak. Silbert. 1673. Mspt.
9869. Eine deutsche Pap.-Orig.-Urk. v. J. 1723.
9870. Fragment einer Pap.-Urk. mit 3 Sieg. und Unterschriften.

P. **Franz X. Riedel**. Pfarrer in Haid.

9871 Ein wunder seltzame Tragedia, Von Zweyen Böhmischen Landherren. 1594.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

9872. bis 9875. Lorbern, gesammelt von den Soldaten des kais. österr. Heeres im Feldzuge 1859. 1. — 4. Hft. Wien, 1863.
9876. Der Curort Liebwerda u. seine Heilquellen. Jos. Plumert. Prag, 1849.
9877. Staatshandbuch für Böhmen, &c. 1857.
9878. Stand des k. k. priv. bürgerl. Infant.-

Corps der k. k. Hauptstadt Prag. Ant. K Pietsch. 1845.
9879. Leobens Ursprung u. älteste Geschichte. J. G. Graz, 1854.
9880. Statuten der 1. österr. Ex- und Import-Gesellschaft in Wien. Prag, 1865.
9881. Geschäftsbericht d. Gen. Direktion d. Ver. z. Ermunterung d. Gewerbsgeistes in Böhmen f. d. Monat Februar. 1863.
9882. Alphabetarische Liste der Förderer der israel. Literatur. Leipzig, 1864.
9883. Ueber die Wirkungen und Anwendung der Heilquellen zu Franzensbad. Dr. N. B. Conrath. Prag, 1839.
9884. Die böhm. Curorte Dr. C. J. v. Heidler. Prag. 1864.
9885. Conferenzen über d. religiösen Indifferentismus, . . . P. Th. Schmude. Prag, 1863.
9886. Premysl's Denkmal auf dem Königsfelde bei Stadits. Dr. F. K. Hillardt. Prag, 1841.
9887. Sammlung d. bis zum letzten August 1829 auf den Prager Gottesäckern befindlichen Grabschriften.
9888. Handbuch für die Nationalgarde. A. Mammert. Prag, 1848.
9889. Skizzen von Schlan und der Salzquelle. A. J. Hawelka. Prag, 1847.
9890. Huß vor dem Scheiterhaufen. Beschreibung des Gemäldes von C. F. Lessing. Berlin.
9891. Handbuch der Prager priv. Bürger-Corps. K. A. Pitsch und Jos. Patzelt. Prag, 1847.
Bernh. Adolf Pauer, Med. Dr. in Trautenau.
9892. Johannisbad bei Trautenau. Dr. B. A. Pauer. Trautenau, 1865.
9893. L. A. Arnolts Beschreibung des Johannisbrunn in Böhmen. 1795.
9894. Eine deutsche Perg.-Orig. Urk. v. J. 1731.
S. Hirzel, Verlagsbuchhändler in Leipzig.
9895. Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden. 1809. Ant. Springer. 2. Theil. Leipzig, 1865.
Histor. Verein f. d. Großherzogth. Hessen in Darmstadt.
9896. bis 9905. Archiv. 1. Band; 2. Bd. 1. u. 3. Heft; 3. bis 9. Bd.; 10. Bd. 3. Heft; Darmstadt, 1835—1864.
9906. Geschichte der Stadt und Burg Friedberg. Ph. Dieffenbach. Darmstadt, 1857.
9907. Geschichte der ehemal. Reichsstadt Oppenheim am Rhein. W. Franck. Darmstadt, 1859.
Heinr. Goppold von Lobsdorf in Prag.
9908. bis 9913. Verhandlungen des Schafzüchter-Vereines für Böhmen. 1.—3. 9. 10. u. 13. Heft. Prag, 1831—1847.
9914. Die Gruft der Herren Griesbeck Ritter von Griesbach. Ant. Fischer. Pilsen, 1848.
9915. Sonntagsblatt für Gewerbsleute. Prof. Dr. Köhler. 1846. Prag.
Richard Dotzauer, Großhändler in Prag.
9916. Feier der 500jähr. Vereinigung Tyrols mit Oesterreich. 1863.
Fr. Aug. Credner, k. k. Hofbuchhändler in Prag.
9917. Platons Lehre von der Rotation der Erde. Dr. A. Grote. Uebersetzt von Dr. Holzamer. Prag, 1861.
Verein f. d. Geschichte u. Alterthumskunde von Erfurt.
9918. Mittheilungen. 1. Heft. Erfurt. 1865.
Gottfried Klutschak, J. U. C. in Prag.
9919. Zeitschrift d. statist. Bureaus des k. sächs. Ministeriums d. Innern. Nr. 11 und 12. 1863. Dresden.
9920. Extrakt aus dem Blaubuche d. engl. Parlaments von 1863. (Das Flachsgeschäft.)
9921. Gedächtniß-Rede zu Ehren d. verewigten Dr. Mich. Sachs, v. Dr. S. J. Kämpf. Prag, 1864.
Gesellschaft f. südslavische Gesch. und Alterthümer in Agram.
9922. bis 9924. Arkiv. VI.—VIII. Uredio Ivan Kukuljevic Sakcinski. U Zagrebu i u Mletcih, 1863—1865.
9925. Supplementi al saggio bibligrafico della Dalmatia e del Montenegro di Giuseppe Valentinelli. Zagrabia, 1862.
A. J. Kolb, Privatier in Pilsen.
9926. Eine deutsche lithogr. Pap.-Orig.-Urk. aus dem Jahre 1848 mit Sieg.
Anton Eberle, Med. et Chir. Dr. in Teplitz.
9927. Die Thermen von Teplitz-Schönau. Ant. Eberle. Prag, 1864.
W. Dreßler, Med. et Chir. Dr. in Prag.
9928. Monographie d. k. k. böhm. Appellationsgerichtes. J. F. Schmidt. Prag, 1850.
Adam Garreis, k. k. Bezirks-Vorsteher in Böhm.-Kamnitz.
9929. Biblia. Vetus Testamentum graecum ex interpretatione septuaginta interpretum cum II. apocryph. Accessit Novum Testamentum. Lipsiae. J. Ch. König, 1697.
Antiquarische Gesellschaft in Zürich.
9930. und 9933. Mittheilungen. XIII. Bd. 2. Abth. 4. Heft und XV. Bd. 4.—6. Heft Zürich, 1861—1866.
9934. und 9935. 20. und 21. Jahresbericht. Vom Novbr. 1863 bis Dezbr. 1865.
Dr. **Wilh. Volkmann**, k. k. Univ.-Professor in Prag.
9936. Wallensteins Proceß vor den Schranken des Weltgerichtes. Dr. Frdr. Förster. Leipz., 1844.
9937. Die Bedeutung der böhm. Dorfnamen. Viktor Jakobi. Leipzig, 1856.
9938. Dobrowsky's Slavin. Wenc. Hanka. 2. Aufl. Prag, 1834.
Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München.
9939. Sitzungsberichte. 1865. II. 3. und 4. München, 1865.
Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.
9940. Die Bergwerks-Vergleiche zwischen der Krone und den Ständen Böhmens aus dem 16. Jahrh. Karl Weis. Prag, 1849.
9941. Die staatsrechtl. Verhältnisse Böhmens gegenüber Deutschland und Oesterreich. Leitomischl und Prag. 1862.
Friedr. Andr. Perthes, Verlagsbuchhändler in Gotha.
9942. Geschichte der böhm. Reformation im 15. Jahrhunderte. L. Krummel. Gotha, 1866.

Deutsches Casino in Prag.
9943. Der Botschafter. Vom 1. bis 31. Juli 1865.
Ferner die 2. Semester 1865 von folgenden Zeitungen:
9944. Anzeiger aus dem südl. Böhmen.
9945. Böhmische Westbahn.
9946. Const. Oesterr. Zeitung.
9947. Deutsche Allgemeine Zeitung.
9948. Die Debatte und Wiener Lloyd.
9949. Kölnische Zeitung.
9950. Mährischer Correspondent.
9951. Militär-Zeitung.
9952. Národ.
9953. Národní Listy.
9954. National-Zeitung.
9955. Ost-Deutsche Post.
9956. Politik.
9957. Prager Zeitung.
9958. Neue Preußische Zeitung.
9959. Reichenberger Zeitung.
9960. Das Vaterland.
9961. Volks-Zeitung.
9962. Wanderer.
9963. Weser-Zeitung.
9964. Wiener Morgenpost.
9965. Namensverzeichniß der Mitglieder d. deutschen Casino i. J. 1865—6 und Rechnung für d. J. 1864—5. Prag, 1866.

Greifswalder Abtheilung d. Gesellschaft für Pommersche Geschichte in Greifswald.
9966. Die Rubenow-Bibliothek. Dr. Th. Pyl. Greifswald 1865.

Edler von Istler in Prag.
9967. Warum wird der jetzige Krieg geführt? Wien, 1809.

J. A. Hübner in Prag.
9968. Allgem. Seidenbau-Zeitung. Chr. Liebich und A. Pstroß. 2. Jahrg. Prag, 1865.

J. U. Dr. **Leo Nagel**, Landes-Advokat in Schluckenau.
9969. bis 9979. Geschichte des osmanischen Reiches. Jos. v. Hammer. 1.—10. Band. Pest, 1827—1835.
9980. und 9981. Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Heinr. Leo. 1. und 2. Theil. Halle, 1830.
Geschichte der europäischen Staaten, herausg. v. A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, und zwar:
9982. bis 9986. Geschichte der Deutschen. J. C. Pfister. 1.—5. Bd. Hamburg, 1829—1835 nebst Register von J. H. Möller. Hamburg, 1836.
9987. bis 9992. Geschichte von Italien. Heinr. Leo. 1.—5. Bd. Hamburg, 1829—1832.
9993. und 9994. Geschichte der Niederlande. N. G. van Kampen. 1. und 2. Bd. Hamburg, 1831 u. 1833.
9995. Register zu der Geschichte von Italien, Sachsen und der Niederlande. J. H. Möller. Hamburg, 1837.
9996. und 9997. Geschichte von England. J. M. Lappenberg. Hamburg, 1834 und 1837, 2 Bände.
9998. bis 9999. Geschichte Schwedens. E. G. Geijer. 1. 3. Bd. Hamburg, 1832—1836.
10000. u. 10001. Geschichte von Frankreich. Dr. E. A. Schmidt. 1. u. 2. Bd. Hamburg, 1835 u. 1840.
10002. und 10003. Geschichte von Portugal. Dr Heinr. Schäfer. 1. u. 2. Bd. Hamburg, 1836 u. 1839.
10004. Geschichte von Spanien. F. W. Lembke. 1. Bd. Hamburg. 1831.
10005. Geschichte von Dänemark. F. C. Dahlmann. 1. Bd. Hamburg, 1840.
10006. Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. J. W. Zinkeisen. 1. Theil. Hamburg, 1840.

Verein f. Landeskunde von Niederösterreich in Wien.
10007. Blätter f. Landeskunde. 1. Jahrg. Nr. 7—18. Wien, 1865.

Georg Schmid, Ph. Cand. in Eger.
10008. und 10009. Egeria. Jahrg. 1863; 1864, Nr. 1—4. Eger u. Leitmeritz.

Ludwig Ehrlich, J. U. C. in Prag.
10010. Gedichte von Josef Freiherrn von Jellačić. Wien, 1851.
10011. Der Wandersmann. 4. Jahrg. Wien. 1865.
10012. Die Central-Markthalle in Wien. Wien, 1865.

P. **Val. Zodl**, Prof. a. d. Oberrealschule in Reichenberg.
10013. Sagen und Abentheuer vom Raubschloß und Kloster Oybin. Zittau u. Leipzig, 1801.
10014. Geheimnisse des Spielberges. Brünn, 1856.
10015. Chronik von Kratzau. Mspt.
10016. Chronik von der Stadt Kratzau. Mspt.
10017. Scenen aus d. französ.-polnischen Invasion in der Gabler Gegend im August ao. 1813. Mspt.

J. G. Hermann, Ph. Dr. in Reichenberg.
10018. Exposition universelle de 1867 à Paris, Plan du Palais et du Parc.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.
10019. Der k. böhm. Stadt Prag ertheilten, die Bürger-Corps betreffenden Privilegien anno 1360. Prag, 1849.
10020. Franz Müller und das Geschwornengericht. Prag, 1865.
10021. Instruktion für die k. k. Civil-Polizeiwache. Prag, 1852.
10022. Ueber öffentliche Speiseanstalten.
10023. Musterwirthschafts-Projekte. Fr. Horsky. Prag, 1863.
10024. Beiträge zur Beleuchtung der Frage über die Verlängerung der Eisenbahn von Teplitz. I. Prag, 1860.
10025. Statut d. Bodenverbesserungs-Association für Böhmen. Frz. Gf. Boos-Waldeck. Prag, 1859.
10026. Familiae clericorum regularium scholarum Piarum provinciae Bohemiae, Moraviae et Silesiae pro anno 1865. Pragae.
10027. Statuten des Thierschutzvereines für Böhmen. Prag, 1856.
10028. und 10029. Erster und Zweiter Geschäftsbericht dieses Vereines. 1857 u. 1858.

Histor. Verein f. Unterfranken u. Aschaffenburg in Würzburg.

10030. Archiv. 19. Band, 1. Heft. Würzburg 1866.

Königl. sächs. Verein f. Erforschung und Erhaltung vaterländ. Alterthümer in Dresden.

10031. und 10032. Mittheilungen. 13. u. 14. Heft. Dresden, 1863 u. 1865.

Dr. **Wilh. Volkmann**, k. k. Univ.-Professor in Prag.

10033. Kurze Darstellung d. Gründung u. des Bestandes des k. k. theresianischen adeligen Damenstiftes am Prager Schlosse. Ferd. Zitschinsky. Prag, 1855.

Jos. Neumann, k. k. Land.-Ger.-Rath in Prag.

10034. Eine deutsche Perg.-Orig.-Urk. v. J. 1630.

Histor. Verein für das wirtemberg. Franken in Weinsberg.

10035. und 10036. Wirtembergisch Franken. VI. 2., Künzelsau, 1863; VI. 3. Weinsberg, 1864.

Wenzl Fink, Oberförster in Altenbuch.

10037. Eine Silbermünze v. J. 1657.

P. **Rudolf Schmidt**, Kaplan in Altenbuch

10038. bis 10040. Eine kleine Silbermünze v J. 1639 u. zwei alte Kupfermünzen.

Ein Ungenannter.

10041. Wunderwürdiges Leben u. Groß-Thaten Caroli VI. Nürnberg, 1721.

Karl Binder, Weinhändler in Prag.

10042. Der durchl. Welt, Anderer Theil. Hamburg, 1698.

Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft f. vaterländ. Geschichte in Kiel.

10043. Jahrbücher. Band VIII. Kiel, 1866.

Lesehalle d. deutschen Studenten in Prag.

10044. und 10045. Jahresbericht. Vom 1. Februar 1865 bis Ende Jänner 1866. Prag, 1866. 2 Exemplare.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

10046. Allgem. Instruktion für d. königl. böhm. Landrechte. Wien, 1783.

10047. Allgem. Instruktion für den Magistrat der k. k. Hauptstadt Prag. Prag, 1785.

10048. Aus dem Leben und Wirken d. Hrn. Dr. Joh. Theob. Held. Dr. W. R. Weitenweber. Prag, 1847.

Histor. Kreisverein im Regierungsbezirke von Schwaben u. Neuburg in Augsburg.

10049. 31. Jahres-Bericht f. d. Jahr 1865. Augsburg, 1866.

Dr. **Wilh. Volkmann**, k. k. Univ.-Professor in Prag.

10050. Verzeichniß der Gegenstände aus dem Schatze des prager Domes. Prag, 1866.

Anton Banhans, J. U. Dr. in Prag.

10051. Verhältnisse der Volks-, Land- u. Forstwirthschaft des Königreiches Böhmen. Dr. Fernand Stamm. Prag, 1856.

C. Gruner, königl. wirttemberg. Oberjustiz-Revisor in Ulm.

10052. Kepler's wahrer Geburtsort. C. Gruner. Stuttgart, 1866.

Historischer Verein f. Niederbayern in Landshut.

10053. Verhandlungen. 11. Band. Landshut, 1865.

Anton Katzer, Hauptschul-Direktor in Hohenelbe.

10054. Anfangsgründe des technischen Zirkelzeichnens. Ant. Katzer. Prag, 1852.

10055. Der deutsche Sprach-Unterricht in der obersten Klasse der Volksschule. Ant. Katzer. Hohenelbe, 1866.

Ignaz Lederer, Privatier in Pilsen.

10056. Neuer Prager Kalender, auf die Jahre 1857 bis 1860. Franz Klutschak. Prag.

10057. Erinnerungen aus und an Pilsen. Ign. Lederer. Pilsen, 1862.

10058. Die Eröffnung der böhm. Westbahn von Skurnian bis Furth. Ign. Lederer. Pilsen, 1861.

10059. Herz und Kopf. J. E. Mand. Prag, 1863.

10060. Upomínky na Plzeň. Ign. Lederer, zčeštil P. Fr. Herold. V Plzni 1863.

10061. bis 10064. Wiener Chronik. Nr. 22, 24, 29 u. 36 v. J. 1865.

Jakob S. Goldschmidt, Fabrikant in Prag.

10065. Programm der Feierlichkeit bei der Grundsteinlegung der Pflasterung der Smichover Durchzugsstraße am 8. Mai 1866.

10066. und 10067. Zwei photographische Abbildungen obiger Feierlichkeit.

P. **Maurus Pfannerer**, Ph. Dr., Gymn.-Prof. in Pilsen.

10068. Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. 1. Bd. Dr. Maurus Pfannerer. Prag, 1866.

Karl Binder, Weinhändler in Prag.

10069. und 10070. Denkbuch über die Anwesenheit Ihrer K. K. Majestäten Franz I. und Caroline Auguste in Böhmen im Jahre 1833. Mit 81 lith. Blättern. Prag, 1836. 2 Bde.

Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.

10071. und 10072. Archiv für österr. Geschichte. 34. Bd. u. 35. Bd. 1. Hälfte. Wien, 1865.

Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München.

10073. und 10074. Sitzungsberichte. 1866. I. 1. u. 2. Heft. München, 1866.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

10075. Verfallenene Denkmäler des frommen Sinnes. Joh. N. Zimmermann. 3. Lief. Prag, 1832.

10976. Die großherzogl. Toskana'sche Herrschaft Swoleninowes. Fr. Rosenblüh. Prag, 1840.

10077. Kurze Anleitung zum Gebrauche der Eisenbäder in Sternberg. Dr. M. Karner. Prag, 1847.

10078. Das Saidschitzer Bitterwasser, Dr. K. E. Preiß. Brüx, 1851.

10079. Verhandlungen der Gesellschaft des böhm. Museums in den Jahren 1855 — 1856. Prag, 1856.

10080. Zur Balneotherapie. Dr. L. Fleckles. Prag, 1861.

10081. Denkschrift über die Erhaltung der Moldauwehren. Prag, 1855.

Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte in Göttingen.

10082. Liber de rebus memorabilioribus sive Chronicon Henrici de Hervordia. Edidit Aug. Potthast. Gottingae, 1859.

Georg Schmid, Ph. Cand. in Eger.

10083. Katalog der Kunstausstellung in Prag i. J. 1866.

10084. Verzeichniß der Gegenstände aus dem Schatze des Prager Domes. Prag, 1866.

Ottomar Keindl, Kaufmann in Prag.

10085. Neueste Länder- und Völkerkunde. 3. Bd. Rußland. Th. Fr. Ehrmann. Weimar, 1807.

10086. Eine deutsche Pap.-Org.-Urkunde v. J. 1794.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

10087. Geschichte des Klosters der Ursulinerinen zu Kuttenberg. Prag, 1843.

10088. Erinnerung an die Schlacht von Kolin und die damalige Zeit. Gottfr. Uhlig von Uhlenau. Wien, 1857.

Dr. **Jos. W. Nahlowsky,** k. k. Univ.-Prof. in Graz.

10089. Zwei Reden paränetischen Inhalts. Dr. Jos. W. Nahlowsky. Graz, 1866.

Franz Theumer, k. k. Raths-Sekretär in Prag.

10091. Jahrbuch des Prager Dombau-Vereins f. d. Jahr 1863. Prag, 1863.

10092. Roční zpráva ředitelstva jednoty pro dostavění hl. chrámu u sv. Víta na hradě Pražském, od 1. května 1864 do 30. dubna 1865. V Praze.

10093. Jahresbericht des Dombau-Vereines vom 1. Mai 1865 bis 30. April 1866. Kaufmann in Prag.

Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg.

10094. und 10095. Mittheilungen. VI. 3. u. 4. Heft. Altenburg, 1865.

Heinr. Goppold von Lobsdorf in Prag.

10096. Der Amtsschreiber. Joh. Dom. Kaspar. 1. Band. 1. Theil Wien, 1828.

Jak. S. Goldschmidt, Fabrikant in Prag.

10097. Eine deutsche Perg.-Orig.-Urk.

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

10098. Die Schweden vor Brünn. Christ. d'Elvert. Brünn, 1845.

10099. Das ständisch-polytechnische Institut zu Prag. Dr. C. Jelinek. Prag, 1856.

10100. Die Burg Karlstein. Jul. M. Schottky. Prag, 1831.

10101. Landwirthschaftliche Notizen für den Besuch von Weltrus. Jul. Přiborsky. Prag, 1856.

10102. Der heilige Wenzel dargestellt im Geiste der Wahrheit. Frz. X. Schuldes. Wien, 1848.

Dr. **Wilhelm Volkmann,** k. k. Univ.-Professor in Prag.

10103. Aus dem Leben und Wirken des Hrn. Dr. Joh. Theob. Held. Dr. W. R. Weitenweber. Prag, 1847.

10104. Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelunge nachgewiesen von Jos. Gottfr. Herrmann. Wien, 1855.

10105. Eine čechische Pap.-Orig.-Urk. vom Jahre 1540.

Leopold Wolf. Buchhalter in Prag.

10106. Ueber böhm. Alterthümer u. d. Nothwendigkeit, dieselben vor Verderben zu schützen. Prag, 1845.

10107. Merkwürdigkeiten der k. freien Bergstadt Kuttenberg. J. G. Megerle von Mühlfeld. Wien, 1825.

10108. Beschreibung des großen Brandes in Friedland. Prag, 1853.

10109. Rede bei der Feier wegen der politischen Gleichstellung der israel. Oesterreicher mit ihren christl. Staatsgenossen. Dr. S. J. Kämpf. Prag, 1859.

10110. Diplomatisch-histor. Aufsätze über Joh. Zizka von Trocnow. M. Millauer. Prag, 1824.

Friedr. Sonnewend, k. k. Kreisger.-Offizial in Böhm.-Leipa.

10111. Geschichte der k. Freistadt Auffig. Friedr. Sonnewend. 2. Aufl. Prag und Leitmeritz, 1855.

10112. Beschreibung der Stadt Böhm.-Leipa. Friedr. Sonnewend. 1850. Mspt.

J. G. Calve'sche k. k. Univ.-Buchhandlung in Prag.

10113. Napoleons Freveltat u. Oesterreichs Waffenehre. H. A. Nowohradsky. Prag, 1859.

10114. Der Rechtsbegriff. J. U. Dr. Fr. Nedomansky. Pest, 1854.

10115. F. Tuft's method. Erläuterungen zu seinen Schulvorschriften. 1. Heft. Prag, 1862.

10116. Die Tempel von Pästum. Rob. Zimmermann. Prag, 1858.

10117. O spolčování se živnostníkův. K. Prochazka. V Praze, 1862.

Jak. S. Goldschmidt, Fabrikant in Prag.

10118. Deutsche Zeitung von 1. Oktb. bis 31. Dezbr. 1848

Leopold Wolf, Buchhalter in Prag.

10119. Ist Oesterreich deutsch? Leipzig, 1863.

10120. Jos. Dobrowsky's Leben u. gelehrtes Wirken. Fr. Palacky. Prag. 1833.

10121. Meine Gedanken über die unsichtbare Leibeigenschaft des Königreiches Böhmen. Friedr. Freyherr von der Trenk. Wien und Prag. 1782.

K. k. geographische Gesellschaft in Wien.

10122. Mittheilungen. VII. Jahrg. 1864. 2. Heft. Franz Foetterle. Wien, 1864.

Alois Sperk, Hauptschullehrer in Prag.

10123. Robotabolitions- u. Mayerschafts-Verstückungs-Kontrakt bei den Gütern der k. Stadt Chommotau. Mspt.

K. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8. 4½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1866.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Nr. IV.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Die Wladislaw'sche Landesordnung. Von Julius Lippert.
2. Das Revolutionsjahr 1848 in Maffersdorf und den umliegenden Dorfschaften. Von A. Jäger.
3. Die ältesten Baudenkmäler in Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß derselben geliefert von Dr. W. Dreßler und Joh. Kiemann jun.
4. Leitmeritz. Von Julius Lippert. (Fortsetzung.)
5. Miscellen: Der ehemalige Weinbau bei Kaaden.
6. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr 188—I 1. Stock

(Ausgegeben am 8. Februar 1867.)

Prag,

In Commission der J. G. Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.

Leipzig,

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Viertes Heft.

Die Wladislaw'sche Landesordnung.

Von

J. Lippert.

Die Freunde des historischen Rechtes in Böhmen haben als auf die geschriebenen Quellen desselben bisher nur auf Eine Haupturkunde hingewiesen — auf die Ferdinandeische Landesordnung. Es ist aber längst dargethan worden, wie wenig Consequenz darin liegt, die eine sogenannte Octroyirung zu Gunsten einer zweiten Octroyirung zu perhorresciren, abgesehen von der Wunderlichkeit, die Prinzipien des 17. Jahrhunderts denen des neunzehnten vorzuziehen. Es könnte somit den Anschein gewinnen, als ob man jene Ferdinandeische Landesordnung nur deßhalb hervorsuche aus dem Schutte des Mittelalters, um überhaupt eine historische Reliquie in den Grundstein der neuen Verfassung einmauern zu können, und als ob keine andere zu finden wäre, als diese anrüchige, die wahrscheinlich jene gerne wieder vergraben hätten, die das Glück hatten, sich ihres Geschenkes zu erfreuen — mit dem Schwerte in der Hand gezwungen zu werden.

Und doch ist dem nicht so — sondern Böhmen besitzt noch ein zweites älteres Staatsgrundgesetz, von dem man sich wundern muß, daß es noch nicht zum Palladium erhoben wurde. Wenn wir einmal Böhmens Heil im Zurückschreiten in die Vergangenheit, in seinen historischen Rechten finden, und unser Ideal in den seltsam idyllischen Zuständen der vergangenen Jahrhunderte suchen sollten, dann würden wir uns gerade aus mehr als Einem Grunde für jenes Aschenbrödel der böhmischen Landesordnungen entscheiden müssen.

Allerdings, sagt man, sei die ältere durch die nachfolgende Ferdinandeische aufgehoben und außer Kraft gesetzt worden, daher nicht fähig, als historisch-politischer Anknüpfungspunkt zu fungiren; wenn es aber möglich ist, die Thatsachen der letzten Jahrzehnte einfach zu streichen, muß es wohl auch möglich sein, sobald es nothwendig erscheint, die Thatsachen von zwei Jahrhunderten zu ignoriren; der Unterschied ist ja nur ein quantitativer — und dann stehen wir glücklich auf dem klassischen Rechtsboden der wladislaw'schen Landesordnung.

Ja, es erscheint uns, sobald wir das erstere für möglich halten, das zweite nicht nur für möglich, sondern für nothwendig. Wenn wir die Thatsachen der letzten Entwicklungsperioden nicht anerkennen, so können wir uns unmöglich zu jener Verwirkungstheorie bekennen, kraft derer ebenso wohl die Ferdinandeische Landesordnung im 17., wie der Absolutismus im 19. Jahrhunderte ins Leben trat. Allerdings lag in der nachmaligen ruhigen Annahme dieser aufoktroyirten Landesordnung ihre Anerkennung — wurde aber nicht auch der Absolutismus in dieser Weise anerkannt? Jene Anerkennung ist für uns immer eine erzwungene, wie die des Absolutismus und wir können von diesem Standpunkte aus ebenso

wenig die Verwirkungstheorie im Allgemeinen, wie die Ferdinandeische Landesordnung im Besondern als rechtsverbindlich anerkennen.

Gegenüber den aufgedrungenen Verhältnissen, welche die Ferdinandeische Landesordnung schuf, sind jene der wladislawischen ganz aus dem böhmischen Staatsleben selbst erwachsen und aus den geistigen Interessenkämpfen des 15. Jahrhunderts hervorgegangen, so daß sie selbst, wie Palacky sagt (Gesch. Böhm. V. 211) „ihre Giltigkeit beinahe bis auf die Gegenwart (bis 1848) behielten." Das Jahrhundert Zeit, das zwischen beiden Landesordnungen liegt, kann wohl niemand zurückschrecken — hundert Jahre mehr oder weniger weit zurückgegangen, muß für den Freund des historischen Rechts schon einerlei sein. Wagen wir denn noch diesen Sprung und wir stehen auf dem geheiligten Rechtsboden der liebenswürdigsten aller Landesordnungen. Die große Frage bleibt freilich, wie wir gern zugeben wollen, die, in wie weit sich dieselbe für unsere Zeitbedürfnisse praktisch erweisen möchte? Wenige Artikel, genauer betrachtet, dürften genügen, die obschwebenden Zweifel zu zerstreuen, denn sie sind ja wie für die Gegenwart geschaffen, Verwirklichung herrlicher Ideen. Keinem Ausländer (man weiß, wen man sich unter dieser Bezeichnung dachte) durfte der König irgend ein Amt des Landes, oder auch nur eine Stelle auf seinen eigenen Schlössern anvertrauen [1]), ja selbst zu der Würde eines Abtes, Probstes oder Priors durfte in königlichen Stiftern nur ein Čeche zugelassen werden. (Art. 459.) Welch paradiesischer Zustand! Bei den Gerichten hörte man kein rauhes deutsches Wort, denn selbst Ausländer mußten alle ihre Prozesse čechisch führen. (Art. 7). Die ehrwürdigen Folianten der Landtafel verunzierte keine deutsche Zeile, denn alle Einlagen mußten čechisch sein mit Ausnahme der königlichen Briefe (Art. 249), so wie überhaupt das Königthum merkwürdig viel vor den übrigen Ständen des Landes voraus hatte — es durfte ja doch mit „Ausländern" besetzt werden! Aber auch der König, und wenn er auch ein Deutscher gewesen wäre, durfte nicht Alles, was er wollte, in deutscher Sprache ausfertigen lassen, sondern seine Kanzlei durfte z. B. keinen deutschen Lehensbrief herausgeben. Keinem Stande war es erlaubt, irgend ein Gut an einen „Ausländer" zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vertauschen. Wer es thäte, sollte seine Ehre verlieren und des Landes verwiesen werden, der Fremde aber um sein Geld kommen und das fragliche Gut an den König fallen. Nur wenn der König und das ganze Land die besondere Erlaubniß zu einem solchen Kaufe gäbe, sollte er stattfinden können, dann aber mußte sich der Fremde, ehe er in Böhmen Besitz ergreifen durfte, in seiner Heimat auskaufen und durfte nirgends als in Böhmen mehr irgend etwas besitzen. Der Čeche aber konnte frei, in welchem Lande immer, Besitz erwerben und behalten. (Art. 412.) Diese Proben von Liberalität dürften genügen, um daraus den Geist zu erkennen, den jene Wladislaw'sche Landesordnung athmet, und sie selbst für eine nähere Betrachtung wichtig genug erscheinen lassen.

Die Nothwendigkeit eines bestimmten und geschriebenen Staatsgrundgesetzes für Böhmen war zu wiederholten Malen klar geworden, während aber die dahin zielenden Versuche Karls IV. an dem Widerstande des Adels gescheitert waren, drangen schließlich dessen eigene Versuche und Bemühungen gegenüber dem schwächlichen Könige Wladislaw II. vollständig durch. Eine ungeheure sociale Bewegung, der gegenüber das religiöse Moment des Hussitenkrieges noch in den Schatten tritt, war schließlich dem conservativen Adel gänzlich niederzuwerfen gelungen und er säumte nun nicht, alle Früchte des Sieges so schnell und so vollständig als möglich einzuernten und aufs Gründlichste auszubeuten.

1) Artikel 237 und 467 nach der Bezifferung im Archiv český V. 1 ffg.

Wenzel IV. und Wladislaw II. waren bis dahin die einzigen zwei Könige, denen so wenig politische Einsicht und Klugheit inne wohnte, daß sie das Bürgerthum, das ja gewisser Maßen ihr eigenes Fleisch und Blut war, aufgaben und gegen dasselbe an der Seite des selbstsüchtigsten Landstandes Front machten. Das wunderliche Kind einer solchen Mesalliance war die oft genannte Landesordnung von 1500. Seit die Stände Böhmens nach der Theilung der einst unter Einem Herrn vereinigten Länder zwischen Mathias von Ungarn und Wladislav wieder Muße gewannen, die innern Angelegenheiten zu ordnen, ja hierauf geradezu beschränkt worden waren, durch die untergeordnete Stellung, die Böhmen nunmehr einnahm, verging kein Landtag, ohne daß der höhere Stand des Adels, der „Herrenstand", seine Macht auf Kosten der übrigen Stände zu erweitern versuchte, was ihm seit 1471 Schritt für Schritt gelang. Eine einigermaßen günstigere Constellation für die nachmalige Gestaltung der Staatsgrundlagen schien einzutreten, als sich der Herrenstand in seiner Sucht nach ausschließlicher Herrschaft auch mit dem ihm näher stehenden Ritterstande durch den Streit um die Besetzung der Landesämter überwarf und letzterer sich sonach bewogen fand, sich mit dem Bürgerthume zu verbinden. Die Grundlage dieses Bündnisses war die Anerkennung der Thatsache, daß die Städte von Alters her in Landesangelegenheiten die dritte Stimme besessen haben, und das Versprechen, das also bestehende Recht zu beschützen gegenüber dem bereits unumwunden ausgesprochenen Verlangen der Herren, die Bürger von jeder Betheiligung an den Berathungen der Landtage auszuschließen. [2]) Dieses Bündniß mußten die Herren natürlich trennen. Wie einst der unkluge König Wenzel IV. der aufstrebenden zügellosen Demokratie gegen das damals noch deutsche und katholische Bürgerthum die Hand bot, ohne zu wissen, was er that, ganz so trat nun Wladislaw auf die Seite des meist katholischen Herrenstandes gegen die nunmehr čechischen und utraquistischen Städte auf. Er entschied 1484 wie fast alle andern Klagepunkte der Städte, so auch den Streit um die dritte Stimme, wenn auch mit verblümten Worten, so doch dem Sinne nach unzweideutig, zu Ungunsten des Bürgerthums und einigte dagegen bald darauf die Herren und Ritter durch die Schlichtung des lange andauernden Aemterstreites und theilweise Befriedigung der Forderungen des letzteren Standes.

So stand das Bürgerthum wieder isolirt den Angriffen beider mächtigen Stände ausgesetzt, ohne sich des naturgemäßen Schutzes seines natürlichen Schirmherrn, des Königs, zu erfreuen. Welch unvergleichlich schärferen, staatsmännischen Blick beurkundeten die alten Přemysliden könige gegenüber diesem Polenfürsten, dem nichts so gut gelang, als seine polnische Heimat nach Böhmen zu verpflanzen.

Nach solchen Erfolgen ist die Energie begreiflich, mit welcher der Adel von nun an nach einer schriftlichen und sanctionirten Feststellung alles dessen strebte, was die siegreiche Reakzion errungen hatte, um demselben für alle Zukunft Nachhalt und Dauer zu verschaffen. Schon im Jahre 1487 wurde beschlossen, alle Urkunden und Privilegien des Königreichs zu durchforschen, um ihren Inhalt zu einem Gesetzbuche zusammenzutragen. Da jedoch die Arbeit so schnell nicht vor sich gehen wollte, als der Adel dießmal, ganz im Gegensatze zu seinem Benehmen gegenüber den ähnlichen Bestrebungen Karls IV., wünschte, so mußte zehn Jahre später auf dem Landtage zu Prag 1497 der Beschluß erneuert werden, und es arbeiteten die folgenden Jahre hindurch eine Anzahl von Herren und Rittern fleißig an dem mühsamen, aber desto dankbareren Werke. Im Jahre

2) Archiv český IV, 444, 508 ffg.

1500 endlich lag das glorreiche Werk fertig vor und erschien am 18. Juni bereits gedruckt.

Im Eingange desselben sagt Wladislaw selbst: „er habe den Herren und Rittern (der Städte geschieht schon keine Erwähnung) die Erlaubniß gegeben, ihre Rechte in sämmtlichen Archiven zusammenzusuchen und in Ein Buch zu schreiben ..... so wie ihre Rechte zu vermehren oder zu vermindern, wie dies von Alters her Brauch gewesen sei .... Das Buch solle gedruckt werden, damit es der Arme wie der Reiche besitzen könnte." Die eigentlichen Redaktore des Werkes sind die Herren Peter und Zdeněk von Sternberg und der Ritter Albrecht Rendl von Auschawa, der den eigentlichen Löwenantheil an der Arbeit hatte. Obgleich dieser Mann von Geist und Talent dem niedern Ritterstande angehörte, so hatte er sich doch den Interessen des Herrenstandes verbungen, so daß sein Name im Munde des unterdrückten Volkes zum Spottnamen wurde. Seine ganze Arbeit ist eine Compilation von Landtagsschlüssen und königlichen Entscheidungen, größtentheils aus der Zeit der letzt vergangenen Jahre, der Blüthezeit der Reazion. Nur wenige der aufgenommenen Urkunden reichen in eine frühere Zeit hinauf. Aber selbst die aus der letzten Periode sind mitunter noch zu wesentlichem Nachtheile des Bürgerstandes in ihrem Wortlaute bedeutend verändert worden, indem die Herren und Ritter, die ja das ganze Werk allein mit Ausschluß der Städte besorgten, von dem ihnen zugestandenen Rechte der Rechtserweiterung natürlicher Weise nur in ihrem Sinne Gebrauch machten.

Die Bestimmungen von eigentlich staatsrechtlichem Inhalte nehmen in dem ganzen Werke den geringsten Raum ein; handelte es sich ja weit mehr um die Sicherstellung der Rechte der Herren und Ritter bei den Landesämtern und die Sankzion der damit verbundenen überaus reichen Einkünfte. Daneben wurde es ganz zur Nebensache, auf welche Art dem Lande seine oberste Leitung und Repräsentanz geschaffen und ein König eingesetzt werden sollte. Nur durch Combination einiger der letzten Artikel [3]) läßt sich das in dieser Angelegenheit geltende Recht darstellen. Wie aus dem Schwure der karlsteiner Burggrafen und andern Artikeln nebenbei hervorgeht, waren die direkten echten Nachkommen König Wladislaws zur erblichen Nachfolge auf dem Throne berufen (Art. 417). Sollte aber Wladislaw II. ohne Erben aus dem Leben scheiden, so sollte der König nach altem Brauche von allen drei Ständen, von den Herren, Rittern und Städten gewählt werden (Art. 413). Es war somit die Königswahl einer jener wenigen Landesangelegenheiten, bei welchen es die Herren doch nicht räthlich fanden vorzugehen, ohne sich in Uebereinstimmung mit den Bürgern zu setzen. Sollte sich jemand gegen den Willen der Stände die Königswürde anmaßen und des Königreichs sich bemächtigen, so sollten sich alle verbündet gegen ihn erheben bei Strafe an Leib und Ehre, die den Säumigen treffe (Art. 414). Nach der Wahl war die Krönung der wichtigste Act. Durch sie erhielt der Erwählte erst ein wirkliches Anrecht auf den Besitz der Landesgüter und die Regierung; dem bloß Gewählten blieben noch die Thore des Karlsteins verschlossen. Nur die Krone mußten die Burggrafen desselben nicht dem Könige, sondern den Ständen ausliefern, damit mit ihr die feierliche Krönung vollzogen werden konnte. War dieß wirklich geschehen, dann erst wurde der neue König in den Besitz des Karlsteins und aller übrigen Krongüter eingeführt. [4]) Seine Rechte waren allerdings sehr beschränkt, aber dieß einzig und allein nur zu Gunsten der Herren und Ritter. Die Städte besaßen ihm gegenüber nur die Rechte, die sie als verbrieft nachweisen konnten. Auch über die Krongüter konnte der König nicht frei verfügen. Als

3) Artikel 413, 414 und 417. — 4) Nach der Eidesformel des Burggrafen Art. 417.

Rechte, die ihm allein vorbehalten waren, nennt die Landesordnung lediglich die Verleihung von Jahrmärkten und die Erlaubniß zur Erbauung neuer Städte und Burgen, so wie zur Zerstörung derselben. (Art. 450.) Im Uebrigen lag sämmtliche Macht im Lande in den Händen des eigentlich souveränen Adels, der Herren und Ritter. Sie allein hatten unbedingt Sitz und Stimme bei den über alle Landesangelegenheiten entscheidenden Landtagen, sie allein betrachteten sich als im natürlichen Besitze alles Rechtes überhaupt, während das Bürgerthum seinen Antheil an Rechten nur von der Gnade abzuleiten hatte.

Der Artikel 472 (entworfen auf dem Preßburger Landtage) bestimmte, da man die Ausschließung der Städte mit klaren Worten auszusprechen sich scheute, daß jeder Beschluß in Sachen von Landesangelegenheiten, dem jeder einzelne aus den drei Ständen beitreten würde, als bindend angesehen werden müsse; sollten sich aber aus irgend einem Stande einzelne Personen lossagen, nicht übereinstimmen oder überhaupt nicht auf dem Landtage erscheinen, so sollte dieß der allgemeinen Giltigkeit des Beschlusses keinen Eintrag thun. Dagegen aber lautet der Schlußartikel der ganzen Landesordnung (Art. 554) schon ganz bestimmt: „Was in diesem Buche oben geschrieben steht, das haben die Herren und Ritter als Recht anerkannt und bestätigt und damit soll nicht gerührt werden von keinem Menschen ohne die Einwilligung des Herren- und Ritterstandes. Denn der Herren- und Ritterstand hatte stets das Recht und die Freiheit, seine Rechte zu vermehren oder zu verringern ..... Was aber von dem im Buche oben geschriebenen den Stand der Städte angeht, so soll, insofern sie bei irgend einem Artikel mitzuhelfen hätten, auch ohne ihre dritte Stimme nichts hinzugethan und nichts weggenommen werden." — Das heißt die Stimmberechtigung der Städte beschränkt sich auf jene Angelegenheiten, die gerade sie direkt angingen, während die allgemeinen Rechtsverhältnisse und Angelegenheiten des Landes durch die Entscheidung der Herren und Ritter allein festgestellt wurden.

Aber nicht nur im Landtage herrschte der Einfluß des Adels, sondern eben so ausschließlich hatte er allein die Landesverwaltung und mit Ausnahme der städtischen jede Gerichtsbarkeit in seinen Händen. Durch beides stieg von Jahr zu Jahr nicht nur sein moralischer Einfluß, sondern auch sein materielles Einkommen. Man muß die Artikel vom 124. bis 136. und ferner den 153. und die vom 160. bis 168. in ihrer ganzen Länge, die nahezu ein Viertel der ganzen Ordnung einnehmen, vor Augen haben, wenn man ermessen will, wie enorm theuer jene adelige Gerichtspflege war, wie wohl sich dabei aber zugleich die Beamten befinden konnten. Sämmtliche höhere Landesämter waren durch das Gesetz selbst (Art. 229) ausschließlich dem Adel vorbehalten mit einziger Ausnahme des Amtes eines Münzmeisters, das möglicher Weise auch ein Glied des dritten Standes bekleiden konnte.

Bei all dieser Gemeinschaft der Interessen schied sich dennoch der Adel selbst wieder in eine höhere und eine niedere Schichte, die so kenntlich als möglich aus einander zu halten das deutliche Bestreben der Gesetzgebung war. Die besagten Aemter wurden in der Weise, wie der langjährige Streit im Jahre 1487 geschlichtet worden war, für alle Zeiten in der Art unter beide getheilt, daß wieder die Herren den Löwenantheil erhielten. Ebenso war ihre Stellung bei den verschiedenen Gerichten eine ungleiche. Wie im Großen durch die verschiedene Zahl der Beisitzer aus jedem Stande und ihre Rangordnung beim Sitzen der Unterschied derselben für alle Zeiten sanktionirt werden sollte, so wurde dieses Prinzip bis in die geringfügigsten Dinge hinab durchgeführt. Beweise liefern gleich die ersten Artikel des Gesetzes, die über Gerichtsverfassung handeln. Welche Stelle im öffentlichen Rechte des Lebens der nicht adelige Theil des Volkes einnahm, ist nach alldem genügend klar. Die Bürger besaßen zwar noch vollständige Autonomie und selbständige Gerichtsbarkeit innerhalb ihrer Mauern, so daß sich der Adel in ihre

Beziehungen zu einander nicht leicht einmischen konnte, als ein politisch berechtigter Stand des Landes aber wurden sie nicht mehr angesehen. Ihre Stellung war von je in Beziehung auf das öffentliche Recht eine andere gewesen als die der Adeligen, denn während von diesen jeder für sich ein selbständiger und unmittelbarer Factor der Landesgesetzgebung war, galten als solche auch früher nicht die einzelnen Bürger, sondern nur je die Gesammtheit derselben in einer Stadt; nun aber hatte auch die Stimme dieser Stadtvertreter nur dann ein Gewicht, wenn es sich gerade um das Interesse der Städte insbesondere, nicht aber um das des Landes im Allgemeinen handelte. Besondere Stadtinteressen wurden allerdings die allgemeinen Landesinteressen insoweit, als es sich um eine außerordentliche Leistung handelte, zu der auch die Städte ihren Theil beizutragen hatten. In Folge dessen mußte auch dann ihre Stimme berücksichtigt werden, wenn es sich um eine allgemeine „Landesnoth" handelte. Wenn sie aber auch einen solchen Schluß mit fassen durften, so erschienen sie in anderer Beziehung doch nicht als dessen Mitauctoren, da die Eintragung eines solchen in die Landtafel nur durch Herren und Ritter bewirkt werden konnte. (Art. 172.) So hatten also die Abgesandten der Städte ein mehr prohibitives Amt, indem sie lediglich dann einzutreten hatten, wenn irgend ein Schluß des Adels den verbrieften Rechten oder dem Säckel der Städte zu nahe zu treten drohte. Immerhin aber sollte man dem angeführten Wortlaute nach glauben, hätten die Bürger wenigstens einen Antheil an dem vielgerühmten Steuerbewilligungsrechte besessen. Vom Standpunkte moderner Anschauungen können wir freilich diesem ganzen Rechte nicht nur in Betreff des Bürgerstandes, sondern in Bezug auf sämmtliche drei Stände den obgenannten Namen kaum beilegen. Die Steuern moderner Staaten erscheinen großentheils als eine Reluirung in Geld einer Menge von Leistungen, die das Mittelalter gewisser Maßen in Natura erstattete. Alle diese Leistungen aber, die dem größten Theile der jetzigen Steuerverpflichtungen entsprechen, waren damals auch in Böhmen bereits festgestellt und bedurften keiner Landtagsbestimmungen. Alle laufenden Bedürfnisse des Staates wurden durch sie gedeckt. Der königlichen Hofhaltung und Landesadministration waren die Einkünfte der Krongüter, sowie entsprechende Leistungen Einzelner zugewiesen, die Gerichte nährten sich von der Rechtspflege selbst, so wie die Priester vom Altare und von frommen Stiftungen, den Kriegsdienst lieferten aus eigenen Mitteln die hiezu verpflichteten Landesbewohner. Ebenso fixirt wie alle diese Verhältnisse war die laufende Steuerpflicht der einzelnen Städte, die seit ihrem Bestehen von Jahr zu Jahr dieselbe, ein für allemal vertragsmäßig bei ihrer Gründung festgesetzte Summe zu zahlen hatten und zu keiner höheren verpflichtet werden konnten. All diese Dinge waren somit ein für alle Mal dem Landtage entrückt. Seine Wirksamkeit begann in dieser Richtung erst, so oft die noch in der Wiege liegende Verwaltungskunst wegen des Eintretens ungewöhnlicher Ereignisse nicht mehr ausreichte, und sein Recht beschränkte sich soweit auf Anordnung der Maßregeln, die zur Bedeckung eines außerordentlichen Bedarfs nöthig wurden, somit auf die Bestimmung einer außerordentlichen Geldhilfe oder Contribution. Solche Fälle traten ein, wenn etwa ein Kriegszug außer Land anzutreten, eine Prinzessin auszusteuern, eine kostspielige Gesandschaft abzuordnen, eine theure Krönungsceremonie zu bezahlen oder durch ähnliche Ereignisse aufgelaufene Landesschulden zu tilgen waren. Und selbst in solchen Fällen war wenigstens in Betreff des Bürgerstandes die Praxis eine wesentlich andre, als die eben erwähnte Theorie. Wir erwähnen nur eines Beispieles, aus dem sich diese Praxis erkennen läßt, — des sog. St. Wenzelslandtags von 1479. [5]) Um die ungeheure Schuldenlast, die damals angelaufen war, theilweise zu tilgen, willigten die Stände in die unerhört hohe Contribution des halb-

5) Archiv čes. IV. S. 500.

jährigen Einkommens, das jeder Bewohner Böhmens entrichten sollte. Während diese Steuer für jeden einzelnen Stand des genaueren bemessen und bestimmt wurde, geschah dieß Betreffs der Bürger mit nichten. Auch sie stimmten zwar im Allgemeinen mit für eine außerordentliche Leistung, ihre Bemessung aber wurde einfach — dem Könige anheimgestellt, da die Städte ja als besonderes Eigenthum des letzteren angesehen wurden. Man sieht wohl daraus, wie groß jener Spielraum war, auf dem sich das gerühmte Steuerbewilligungsrecht bewegen konnte, besonders in soweit es die Bürger betraf. Was sollten aber erst jene freien Leute sagen, die wie Freisaßen, deutsche Erbschulzen und ähnlich berechtigte, auf den Landtagen durchaus keine Vertretung hatten und über deren Vermögen nichtsdestoweniger in so tief eingreifender Weise verfügt wurde. [6]) Eine Kontrole über die Disponirung solcher Gelder stand dem Landtage überhaupt nicht zu und es war das höchste was er thun konnte, daß er hie und da in außerordentlichen Fällen, wie dem eben erwähnten, den König an die Stimme seiner Räthe wies.

Wie sich die Herren durch gewisse Aeußerlichkeiten selbst von den Rittern schieden, so schieden sich wieder in noch bedeutenderem Grade beide von den Bürgern. Wurden Herren oder Ritter in irgend einem Prozesse als Zeugen vorgeladen, so hatten sie das Privilegium, nicht persönlich erscheinen zu müssen, sondern ihre Aussagen schriftlich zu thun und zu besiegeln, während der Bürger sich persönlich in Prag einstellen mußte, um in der Allerheiligenkapelle mündlich zu schwören. Höchstens konnten sich die Bürgermeister und Rathsherren der königlichen Städte einer ähnlichen Berücksichtigung erfreuen. (Art. 350.) Erschien aber ein Adeliger persönlich zur Zeugenschaftsablegung, so mußte der Unterschied zwischen beiden Ständen recht drastisch dargestellt werden: der Herr oder Ritter schwur stehend, der Bürger dagegen kniend. — Das allgemeine Grundbuch des Landes, die Landtafel, stand außer der Stadt Prag andern Städten ebenso wenig, wie dem gemeinen Volke offen, während es außer für diese nur für Huren und Hurenkinder verschlossen war. (Art. 171 und 172.)

Alles übrige Volk befand sich in dem Zustande der Leibeigenschaft, die uns schon die ältesten verläßlichen Urkunden als in Böhmen vorhanden nachweisen. [7])

---

6) Ebendaselbst S. 501. Art. 9.

7) Ein eigenthümliches Kunststück ist es indeß, wie sich Palacký diesen Gegenstand zurecht gelegt hat (Geschichte Böhmens V. Band und anderswo). Er geht bei Allem von der Grundansicht aus, daß die altslawischen Zustände und Verhältnisse am nächsten denen verwandt seien, die sich der fromme Christ im Himmel denkt. Da gab es keine Ungleichheit und keine Unfreiheit — vielleicht auch gar kein mein und dein — all das Böse ist durch den Deutschen in die Welt gekommen. Freilich gibt es Urkunden bereits aus dem 11. und 12. Jahrhunderte, die niemand besser kennt als Palacký, und die ganz ausdrücklich von der „Verschenkung" bestimmter „Personen" an irgend ein Stift oder Kloster, etwa beispielsweise von der „Verschenkung" von so und so viel Ofenheizern, Pferdehirten, Stallmägden oder einer bestimmten namentlich genannten Magd sammt ihren ebenfalls mit Namen angeführten Kindern zu unbestimmten Diensten, das heißt zum Dienste überhaupt und dergl. mehr sprechen. Doch dieß und vieles andere, das hier näher zu erörtern nicht am Platze wäre, wird übersehen, und während gleichzeitig bedauert wird, daß die altslavischen Rechtszustände besonders in Betreff des Bauernvolkes noch nicht aufgeklärt seien, wird doch zu gleicher Zeit behauptet, daß jene Jahrhunderte die Zeiten goldener Freiheit und Gleichheit gewesen seien, wie das ja im Nationalcharakter der „friedliebenden und dem Ackerbaue zugewandten Slaven" lag im Gegensatze zu den Deutschen, die „von Anfang an ein auf Krieg und Eroberung ausgehendes Volk waren." War es aber auch möglich, die Existenz der Leibeigenschaft für Böhmen in den ältesten Jahrhunderten zu läugnen, in denen die innern Rechtsverhältnisse überhaupt minder klar zu Tage treten, so mußte man sich dennoch überzeugen, daß diese Hypothese endlich einmal aufgegeben werden müßte, wenn auch diese Verhältnisse nicht mehr vor dem Lichte der Geschichte zu verbergen waren. Es mußte also irgend eine Zeit gefunden werden, in welcher die in Böhmen ursprünglich nicht vorhandene Leibeigenschaft eingeführt wurde, natürlich — durch deutschen Einfluß. Hiezu ersah man merkwürdiger Weise als geeignet das Ende des 15. Jahrhunderts, gerade denjenigen Zeitraum, in welchem Böh-

Fragen wir nun, worin bestand eigentlich das Wesen jener durch die wladislaw'sche Landesordnung sanktionirten alten Verfassung, war es etwa eine Vertretung der Stände oder der Interessen? — so müssen wir antworten: Es war keines von beiden, auch nicht einmal eine Vertretung von Ständen. Zwischen dem Herren- und Ritterstande bestand kein prinzipieller Unterschied trotz allem äußern Auseinanderhalten, beide waren der Wesenheit nach nur Ein Stand. Dieser einzige absolut berechtigte Stand in Böhmen, der Stand des Adels, gab sich selbst seine Gesetze, während er die Anordnung der Verwaltung und die Exekutivgewalt, aber auch nur in bedingter Weise, dem Könige zuließ. In Folge dessen hatten die Landtage selbstverständlich keine Spur von repräsentativem, aber auch nicht einmal einen eigentlich ständischen Charakter. Es handelte sich auf ihnen nie darum, die Anforderungen verschiedener Stände, vielweniger also verschiedener Interessengruppen in gegenseitige Uebereinstimmung zu bringen, sondern lediglich darum, daß der gesetzgebende Theil des Volkes, der zu seinem gesetzgeberischen Berufe geboren wurde, einen Act der Gesetzgebung vollzog. Jeder Adelige hatte als ein Glied jenes Standes, der von Rechtswegen eigentlich den Staat allein bildete, einen gleichen Antheil an der Gesetzgebung, ein gleiches Recht, seine Stimme in den Rath seiner Genossen zu mischen, und der Landtag war eigentlich nichts, als die Berathung des Adels, betreffend die Aus-

men aus der internationalen Stellung, die es vordem bereits eingenommen, herausgetreten und in sein spezifisches Slaventhum zurückgesunken war. Es mochte gar nicht leicht sein, die Urkunde zu finden, die die gewünschte Deutung zuließ, endlich wurde sie aber doch in einem kleinen Artikel des Landtagschlusses von 1487 entdeckt, welcher ganz wörtlich lautet *): „Was das Gesinde oder die von den Gütern entlaufenen Leute betrifft, wer die immer beherbergen würde und mit Gewalt bei sich behalten würde, Geleit vorschützend, daß ihm der, dessen der Mann ist, ein Geleit gegeben habe, der soll ihm ihn ohne irgend eine Widerrede ausliefern und ihn nirgend hin schicken. Falls er ihn nicht ausliefert oder ihn fortschickt, so soll er ihn auf 10—20 Mark Silber klagen können, ob er ein Herr, Ritter oder Städter wäre." — In diesem Beschlusse erblickt nun Palacký von der obigen Hypothese ausgehend, die „Versetzung" des böhmischen Landvolkes in den Zustand der Leibeigenschaft durch Aufhebung der Freizügigkeit, während man doch aus dem Wortlaute nichts anderes erkennen kann, als das Verbot, entlaufene Leibeigene unter irgend einem Vorwande gegen die verlangte Auslieferung zu schützen, und die Feststellung einer unverhältnißmäßig hohen Strafe auf die Uebertretung dieses Verbotes. Von der Einführung der Leibeigenschaft selbst steht kein Wort darin, ja sie wird vielmehr dem ganzen Sinne nach bestimmt als schon vorhanden vorausgesetzt und nur ein neues scharfes Mittel zu ihrer Erhaltung geschaffen. Daß diese Auffassung die richtige sei, ergibt sich klar und deutlich aus der einschlägigen Entscheidung des Königs Wladislaw selbst, die dieser am Landtage des Jahres 1497 gab, und die in die Landesordnung aufgenommen wurde. (Art 292.) Durch diese erkannte Wladislaw zu Recht, daß jene Leibeigene, die noch vor dem Jahre 1466 (ein Jahr vor dem Kriege) ihren „Herren entlaufen waren," (indem das Recht ihrer Herren als verjährt erachtet wurde) nicht mehr ausgeliefert werden müßten, wohl aber die seit jenem Jahre (1466) entlaufenen. Mit welchem Rechte hätte der König so entscheiden können, wenn die Freizügigkeit erst im Jahre 1487, also mehr als zwanzig Jahre später wäre aufgehoben worden? Zu dem gibt es ein ganz ähnliches Gesetz, das die Aufnahme der von geistlichen Herrschaften flüchtigen Unterthanen verbietet, bereits vom — Jahre 1222. (Erben Reg. S. 302.) Palacký mag sehr wohl die Fadenscheinigkeit seiner Darstellung kennen, aber es mußte dem obigen kleinen Artikel, dem einzigen, an den man sich klammern konnte, jene große Bedeutung unterschoben werden: sonst hätte ja Palacký die saure Arbeit gehabt, einst noch beweisen zu müssen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen eine bloße Fiction war, da jene selbst ja nie bestand, und die wohl noch sauerere, dem böhmischen Bauer beweisen zu müssen, daß es eitel Fiction gewesen, so oft er die Knute zu spüren vermeinte. Allerdings mag es neben den Leibeigenen in früherer Zeit noch lange einen Stand persönlich freier Grundbesitzer gegeben haben, die sich nicht zur Stellung des Ritters emporzuschwingen vermochten, obgleich sie eine Zeit lang der Unterdrückung widerstanden, unter denen aber der wirrsalvolle Anfang und das reactionäre Ende des 15. Jahrhunderts vollends aufgeräumt hatten, so daß die wladislawische Landesordnung als vollkommen freie Männer nur noch die Herren und Ritter und in bedingter Weise die Bürger kennt.

*) Abgedruckt im Archiv čes. V. 522.

übung seiner Rechte von Fall zu Fall. Bei diesem öden, eintönigen Concerte blieb es den Vertretern der Städte überlassen, fast lediglich die Pausen zu spielen. Die Stellung der Städte in Böhmen war aber auch eine so ganz eigenthümliche. Die Städte waren eine gewisse Anomalie im Lande und man sah es ihnen immer noch an, daß sie kein einheimisches Gewächs waren, sondern vielmehr ein edles Kulturreis gepfropft auf einen Wildling. Nach den Auffassungen des Adels gab es zwar nur Einen berechtigten Stand, nichts desto weniger aber konnte man die Städte nicht zu den Unterthanen zählen, da sie durch königliche Privilegien eine gewisse Summe von Rechten besaßen. Insoweit ihnen nun diese verbriefte Summe zu wahren und zu vertheidigen nicht verweigert werden konnte, erhielten sie denn auch, wie eben erwähnt, Zulassung und beziehungsweise Stimme bei den Landtagen.

Was die Anordnung und Darstellung dieser Staatsrechtsgrundsätze anbelangt, so ist die Arbeit des Herrn Ritter von Rendel in jeder Beziehung nichts weniger als musterhaft. Verworrenheit und Unklarheit, Mangel an Präcision, aber desto weniger an Widersprüchen sind ihre Hauptzüge. Der Urtext ist in čechischer Sprache verfaßt und wurde erst durch Roderich von Daubrawa ins Lateinische übersetzt. Das Original dieser Uebersetzung wurde Ferdinand I. 1527 bei seinem Empfange in Prag überreicht.

Sollte es sich nun noch einmal um die Frage handeln, inwiefern eine solche Landesordnung Anknüpfungspunkte bieten könnte für das dem modernen Culturstaate zum erkannten oder unerkannten Bedürfniß gewordene Repräsentativsystem, so könnte eine Analogie beider nur in der Theilung der gesetzgebenden Gewalt im Gegensatze zur absoluten Monarchengewalt gefunden werden. Von ganz wesentlicher Verschiedenheit aber sind hiebei die Factoren, mit denen der Monarch seine Gewalt zu theilen hat. Unsere modernen Zustände verlangen die Theilung mit dem gesammten Volke als demjenigen, um dessentwillen der Staat überhaupt besteht, nach dem Verhältnisse der geistigen und materiellen Hilfeleistung zur Erreichung der Staatszwecke, das heißt nach Intelligenz und Steuerleistung; während nach jenem „Rendelschen Rechte" der Monarch seine Macht einzig und allein mit dem Adel theilte. Dem eigentlichen Volke gegenüber war zwar nicht der Monarch, wohl aber der Adel in Gemeinschaft mit dem Könige durchaus absoluter Regent — mit Constitutionalismus in modernem Sinne hat jene wladislawsche Verfassung nichts gemein. Sollte unser moderne Constitutionalismus auf der Grundlage jener mittelalterlichen Verfassungen auferbaut werden, so wäre diese Bemühung eine ungleich vergeblichere, als jene, welche angewendet werden muß, um den von unserer Zeit verlangten Staatsneubau auf unsere Zeit selbst zu basiren. Unsern Constitutionalismus anknüpfen zu wollen etwa an die wladislaw'sche Landesordnung hieße einfach, mit gebundenen Händen sich der Gesammtheit des Adels auf Gnade und Ungnade ergeben, ihm allein die Zukunft des Volkes in die Hände legen, seiner Censur die mühevollen und opferreichen Errungenschaften des Geistes anheim geben, alle Entwicklungen der letzten Jahrhunderte vorerst zur geneigten Anerkennung vorlegen und dann seine gnädige Entscheidung erwarten, in wie weit auch den nicht adeligen Volkstheilen ein Antheil an der Regierung des Staates, für dessen Bestand sie vor allem die Hauptbedingung sind, zugestanden werden sollte.

Das Revolutionsjahr 1848 in Maffersdorf und den umliegenden Dorfschaften.[1]

Von

A. Jäger.

Was sich die Leute bei uns von der Revolution dachten.

Als in den Märztagen des Jahres 1848 wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Rufe erschollen: In Wien, in Berlin, da und dort, in der halben Welt ist Revolution, da war in der Masse des Volkes das erste Gefühl wie ein unwillkürliches Aufathmen nach langem, schweren Drucke, verbunden mit freudiger Hoffnung auf Besserung unleidlich gewordener Zustände. Auf guten Glauben betheiligte man sich an den Festlichkeiten, Freudenfeuern und Aufzügen, welche zur Begrüßung einer neuen, gedeihlicheren Aera im Staatsleben allenthalben veranstaltet wurden. Was nun geschehen solle, und wie es ins Werk zu führen sei, darüber war die große Mehrheit des Volkes völlig im Dunkel. Das Wort Freiheit, welches die Parole war, klang wohl Allen recht angenehm; fand aber eine sehr verschiedene Auslegung. Die Ausdrücke: Konstitution, Preßfreiheit, Nationalgarde u. a., die nun auch gang und gäbe wurden, waren den Meisten ganz unverständlich. Ueber das Staatswesen und dessen Lenker herrschte im Volke so große Unwissenheit, daß Viele das Dasein eines Metternich erst mit der Kunde von seiner Flucht erfuhren; aber recht gut fand man sich in die Idee, in ihm Oesterreichs bösen Genius zu sehen, und ihn zum Sündenbocke zu machen für alles Uebel, von welchem man sich gedrückt fühlte.

Also die Masse des Volkes in unseren Dorfschaften. — Darunter gab es jedoch manche, besonders jüngere Leute, deren Horizont in politischen Dingen weiter reichte. Das waren nämlich diejenigen, welche die Früchte vom Baum der Erkenntniß verkostet, welche aus dem Born der Wissenschaft getrunken, und sich dadurch begeistert hatten für Freiheit und Menschenwürde; es waren solche, welche die Werke der großen Dichter und Denker der Nation kennen gelernt hatten, denn es war ja doch nicht möglich gewesen, die Gränzen Oesterreichs gegen die Leuchten deutschen Geistes ganz abzusperren. Aus der Geschichte und aus den Verhältnissen der Gegenwart war es diesen Jüngern der Neuzeit klar geworden, wie die allgemeine Wohlfahrt nur bei gesetzmäßiger Freiheit gedeihet, unter dem Joche des Despotismus aber elendig zu Grunde geht; und der Schmerz, das eigene Vaterland mit Recht als deutsches China bezeichnet zu wissen, wurde nun übertroffen von ihrem Jubel, das verderbliche System, welches so lange Zeit darüber gewaltet, und den Fortschritt zum Besseren seither in Banden gehalten, nunmehr mit einem Schlage, gleichsam über Nacht zusammengestürzt zu sehen.

Von überschwänglichen Ideen berauscht, glaubten diese junge Männer nun das Heil der Welt angebrochen, das Glück und die Wohlfahrt der Völker begründet zu sehen.

Wer in Jünglingstagen, mit ungeschwächtem Gefühl für alles Edle jene Zeit durchlebte, dem bleibt sie unvergeßlich für die ganze Lebensdauer. Mit welchem Hochgefühl in der Brust eilte der die Zeit begreifende junge Dorfmann in den

1) Der nachstehende Aufsatz war ursprünglich für des Verfassers „Dorfchronik" bestimmt. Die Schilderungen gelten jedoch nicht blos für Maffersdorf, dieselben Verhältnisse wiederholten sich allenthalben in Böhmen, und so schien es der Redaktion gerechtfertigt, den Aufsatz an dieser Stelle zum Abdrucke zu bringen. A. d. R.

schönen Tagen jenes, selbst von der Natur so sehr bevorzugten Frühlings — der Stadt zu, um an den Festlichkeiten zur Feier der neuen Aera Theil zu nehmen; er hätte Jeden als Bruder umarmen mögen der, mit gleichen politischen Abzeichen geschmückt, gleiche Gesinnung beurkundete. Und als er (4. Mai) zum Erstenmale die allgeliebte, so lang verpönte deutsche Trikolore hoch auf dem Thurme des Rathhauses flattern sieht, da traten ihm Thränen des heiligsten Vaterlandsgefühls in die Augen.

Wohl niemals vor dieser Zeit hatten Gefühle gleicher Art in solcher Stärke die Herzen hiesiger Einwohner bewegt; selbst aus dem Befreiungsjahre 1813, wo aus verschiedenen Theilen des deutschen Landes die erhabensten Beispiele von Vaterlandsliebe berichtet werden, deutet keine Nachricht auf solch edle Erregung der hiesigen Einwohnerschaft hin. Die schönste Zeit war die, bevor der Widerstreit der Parteien auflebte; der aber leider nicht lange auf sich warten ließ. Bei der durch die revolutionäre Strömung bewirkten Aufrüttelung der gesellschaftlichen Verhältnisse wurde zuweilen die Geltung Einzelner sehr verrückt. Das hochmüthige Philisterthum, welches vorher allen Verstand allein zu besitzen vermeinte, wurde jetzt kleinlaut und gerieth in tausend Aengsten. Menschen von Geist und Herz, welche früher von Jenen kaum über die Achsel angesehen wurden, wurden nun mit freundlicher Zuvorkommenheit als ebenbürtig behandelt, geschmeichelt, auch bei verschiedenen Gelegenheiten gern vorgeschoben. (Es gab auch Leute, die sich in der ersten Ueberraschung zu größerer Theilnahme an der Bewegung hinreißen ließen, als ihnen später lieb war, welche Uebereilungen nachher die bitterste Reue und Leid erweckten. Alsdann wurde aus manchem Paulus wieder ein Saulus.) Ungeahnte Kräfte sah man in überraschender Weise zur Entfaltung kommen; die Presse hatte alsbald im Triumphe ihre Fesseln abgeworfen, unsere zahmen und lahmen Zeitschwingen erhoben sich zu frischem Aufflug, daneben entstanden viel neue Zeitblätter, und alle fanden viel-eifrige Leser. Verschiedene Parteinamen wurden gäng und gäbe, Wühler und Heuler standen sich gegenüber. Ein Schwarzgelber galt für einen Anhänger des alten Systems, ein Gutgesinnter bedeutete einen Reaktionär. 67 solche Gutgesinnte, in Prag wegen eines Aktes der Servilität bekannt, gaben dieser Zahl eine eigenthümliche Berühmtheit; wem in Gesellschaft mit Kreide eine 67 auf den Rücken gemalt wurde, dem war ein rechter Schabernak angethan.

Wie die Deutschen und Čechen unter einander uneinig wurden.

Die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen von Arbeiterexcessen her, die etwa in großen Städten stattgefunden hatten, und nun dem Gerüchte nach sich in unsere Industriegegend fortpflanzen sollten. Unbestimmte Nachrichten von Zusammenrottungen der Weber in der Gegend von Rochlitz und weiterhin am Riesengebirge, wo sie in hellen Haufen die Fabriken stürmen, die Maschinen zertrümmern sollten, erschreckten einen Theil der hiesigen Bevölkerung. In verschiedenen Fabriken wurden Vertheidigungsanstalten getroffen, Spieße geschmiedet, um mit diesen und anderen in der Eile improvisirten Waffen die Arbeiter wehrhaft zu machen, die indeß vorkommenden Falls ihre Posten schwerlich mit großer Ausdauer behauptet haben würden. Zum Glücke war alles nur blinder Lärm; nachdem man mehrere Tage in banger Erwartung hingebracht, kam die gewisse Nachricht, daß die Rochlitzer Weber fern von rebellischen Gedanken, ruhig wie immer an ihren Stühlen saßen, und emsig ihre Schifflein hin und her schoben. In der That hatten die Weber des Gebirges die weltbekannte Geduld ihres Standes auch in jener Zeit der Versuchung bewährt. Keine Hand hat sich zu einem Exceß gerührt, und Eigenthumsverletzungen sind in hiesiger Gegend gerade in jener Zeit auffallend selten vorgekommen.

Ernsthafter als jene hohlen Gerüchte von Arbeiteraufständen waren die Anfeindungen zwischen den Deutschen und Čechen, welche in unserem Lande bald in

bedauerlicher Weise zum Ausbruche kamen. — Letztere waren geneigt, den Druck, den sie hinsichtlich ihrer Nationalität und Sprache von der vormärzlichen Regierung erlitten zu haben vermeinten, ihren deutschen Landsleuten schuld zu geben, und nun gegen diese selber zu kehren. Die čechischen Ultra's versuchten das Volk, welches so lange Zeit im friedlichen Verkehre verträglich neben den deutschen Landsleuten gewohnt, zu fanatischem Deutschenhasse aufzustacheln. Am liebsten hätte man von jener Seite die Deutschen in Böhmen als unberechtigte Eindringlinge erklärt, die nun entweder sich čechisiren lassen, oder das Land räumen möchten. Deutsche Abzeichen waren in ultračechischen Kreisen ein Gräuel, und selbst die deutsche Sprache war dort gleichsam geächtet. Schlimmer noch als in der Wirklichkeit war's in der Einbildung, und die größten Uebertreibungen wurden oft als pure Wahrheit angenommen.

Bei diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Deutschen trotz ihrer beispiellosen nationalen Toleranz bald zu energischem Widerstande sich ermannten. Im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit der großen deutschen Nation wollten sie nicht geduldig die Schmach aufnehmen, von einem kleinen Volke terrorisirt zu werden. Die Deutschen in Prag und in vielen Städten des Landes bildeten Vereine zur Wahrung ihrer Nationalität; wo die Angriffe am heftigsten, war auch die Abwehr am kräftigsten, also in den Scheide- und Mischbezirken beider Nationen. Verschiedene Organe der čechischen Presse ergingen sich in Angriffen auf das Deutschthum, was indessen die Deutschen nicht beläftigte, da sie dieselben nicht lasen. Da griffen die čechischen Patrioten zu einem recht pfiffigen Mittel. Sie gründeten Zeitschriften, in denen die deutsche Sprache zur Herabwürdigung des deutschen Wesens mißbraucht werden sollte. Um sich auch in deutschen Gegenden Eingang zu verschaffen, traten diese Blätter anfangs in nationalen Fragen ganz unparteiisch auf, bemühten sich aber desto mehr, durch eine recht radikale Sprache die demokratische deutsche Bevölkerung zu ködern, um allmälig, sobald der Leserkreis gesichert schien, čechische Tendenzen einzuschmuggeln. Das Manöver schien auch in der That zu gelingen. Namentlich war in hiesiger Gegend ein Prager Wochenblatt „der Freund des Volkes", der dieser Richtung angehörte, anfänglich seiner demokratischen Tendenzen wegen recht beifällig aufgenommen worden. Als er aber nach und nach die Maske fallen ließ, wurde der čechische Agent erkannt und mit Entrüstung bei Seite geworfen. — Eine Stadt wie Reichenberg konnte nunmehr nicht länger ohne Lokalblatt sein, und so entstand aus dem dürftigen Reichenberger Anzeigeblatt, welches sich mit keiner Silbe an die Politik hatte wagen dürfen, der Reichenberger Wochenbericht, dessen 1. Nummer mit 1. April 1848 ausgegeben wurde, und der unter Anschiringers Redaktion auch zuweilen etwas bitter gegen die Čechen wurde. [1])

Es ist bekannt, wie in jener Zeit ein ungewöhnliches Ereigniß das andere drängte. Das in den Märztagen in Prag entstandene čechische St. Wenzelskomité verwandelte sich in das Nationalkomité, welches dann als Nationalausschuß die Interessen des Landes zu vertreten sich anmaßte. Die Deutschen versagten ihm ihre Anerkennung, weil er nicht aus freier Wahl der Bevölkerung hervorgegangen war, und überdieß panslavistische Tendenzen zu verfolgen schien. Da wurden Emissäre ausgesendet, um für die Interessen dieses Clubb zu agitiren.[2])

Die sich wiederholenden Wirrnisse in Wien ermuthigten jene Fraktion bis zur Einsetzung einer provisorischen Regierung in Prag, deren Mitgliedern Graf Leo Thun, Palacký, Rieger, Brauner, Borrosch, Graf Albert

1) Am 13. Mai ging die Redaktion des Wochenbericht an Dr. M. Fischer über.

2) Mitte April wurde in Münchengrätz der St. Wenzels-Emissär Em. Arnold festgenommen; er hatte einen Aufruf „an die lieben theuern deutschböhmischen Brüder" zu verbreiten, worin die „verdeutschten Grenzbewohner Böhmens" aufgefordert wurden: das Vertrauen „unserer Brüder," der Russen zu erwerben, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Nostitz, Strobach auch unser Karl Herzig beigesellt werden sollte, welcher jedoch diese Ehre von sich wies. Bekanntlich erreichte diese provisorische Regierung ein rasches Ende. Das Ministerium erklärte die Errichtung derselben für null und nichtig und forderte den Grafen Leo Thun auf, sein Amt niederzulegen.

Wie man bei uns die ersten Volksvertreter gewählt hat.

Nachdem die Revolution den alten, unleidlich gewordenen Polizeistaat in seinen Grundvesten erschüttert hatte, sollte an seiner statt der neue Rechtsstaat erbaut werden. Als Bauleute wurden Abgeordnete aus dem Volke berufen: für das deutsche Parlament in Frankfurt, welches die Einigkeit und Freiheit des deutschen Gesammtvaterlandes neu begründen; für den Reichstag in Wien, welcher das neue Oesterreich konstituiren, und für den Landtag in Prag, welcher die besonderen Verhältnisse Böhmens regeln sollte.

Diese dreifachen, auf einen kurzen Zeitraum zusammenfallenden Wahlen brachten Verwirrungen in die Wahlangelegenheit, in welcher das Volk schon darum einige Unbeholfenheit zeigen mußte, weil sie zum erstenmale vorkam. (So war es auch mit der Ausübung anderer konstitutioneller Rechte; denn man war ja gleichsam wie über Nacht in völlig veränderte Zustände gekommen.) Jene Verwirrung aber wurde vermehrt durch den Widerstreit der Parteien, und durch die Rathlosigkeit der Regierung. Die Deutschen erhofften ihr Heil von dem Frankfurter Parlamente, und wendeten diesem all ihre lebhaftesten Sympathien zu; wogegen die Cechen die größte Abneigung bezeigten. Wenn diese nun die Landtagswahlen mit großem Eifer betrieben, so dachten die Deutschen wiederum: die Cechen werden uns daselbst terrorisiren; es hat Zeit damit bis nach dem Zusammentritt des Reichstages in Wien. [1])

Trotz vielfacher Entgegenwirkungen der cechischen Partei wurden, wie in allen deutschen Gegenden, auch bei uns Anstalten zur Wahl für das deutsche Parlament getroffen. Aber wo geeignete Vertreter hernehmen? Das war eine schwer zu beantwortende Frage, da vorher niemand in derartiger Wirksamkeit sich erproben gekonnt. Man tappte förmlich im Finstern, und mußte aus den vorgeschlagenen Kandidaten aufs Gerathewohl einen herausnehmen. Dabei thaten wohl manche, vom Zufalle begünstigt, einen recht glücklichen Griff; solche Glücksfälle waren jedoch seltene Ausnahmen.

Am 3. Mai hielten die Siebendörfler Gemeindevertreter in Langenbruck eine Besprechung hinsichtlich der bevorstehenden Wahlen, welcher Karl Herzig und Dr. Pollatschek aus Reichenberg beiwohnten. Diese dargebotene Führung angesehener und politisch gebildeter Männer wurde von unserem Landvolke vertrauensvoll und beifällig angenommen. Die Betheiligung an der Parlamentswahl, für welche ohnehin jeder Einzelne gestimmt war, wurde hier fest beschlossen. Als nachdem am 22. diese Wahl für den hiesigen Wahlbezirk auf dem Gemeindehaussaale in Reichenberg vollzogen wurde, stimmten unsere Wahlmänner zur Wahl des Dr. Winiwarter aus Wien als Abgeordneten fürs deutsche Parlament; zum Ersatzmanne wurde Dr. Makowiczka gewählt. Am 25. erhielt der Erstere sein Mandat, und reiste sofort nach Frankfurt, allwo die berühmte Versammlung deutscher Volksvertreter bereits seit dem 18. in der Paulskirche tagte. [2])

1) Die Cechen wollten die Beschickung des deutschen Parlamentes durch das deutsche Bundesland Böhmen erst durch ihren Landtag in Prag entschieden wissen. Dort wäre diese Frage erstlich lange hinausgeschoben, und zuletzt durch die Majorität der Cechen verneinend entschieden worden. Der Verein der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien erließ nach Ausschreibung der Wahlen für Frankfurt durch eine kaiserl. Verordnung am 18. April einen Aufruf an die Deutschen in Böhmen, diese Wahlen ungesäumt vorzunehmen, und stellte ihnen das Beispiel der Städte Krems und Stein in Oesterreich vor, welche nicht einmal den Befehl der Behörden abwarteten, von ihrem uralten deutschen Rechte Gebrauch machten, als freie Männer zusammenzutreten, und ihre Vertreter am deutschen Parlamente zu wählen.

2) Es machte nicht den besten Eindruck, daß der Gewählte nicht vorher seinen Wählern sich vor-

Die Verhandlungen in der Paulskirche wurden von unseren Fortschrittsmännern mit der größten Theilnahme verfolgt. Die Grundrechte des deutschen Volkes, wie sie dort von den Vertretern desselben berathen und beschlossen wurden, in einem schönen gothischen Tableau in Schwarzrothgold, sind von Manchen schön eingerahmt bis heute wie ein Heiligthum aufbewahret worden.

Durch wiederholte Unruhen in Wien verzögerte sich die Einberufung des österreichischen Reichstages in erwünschter Weise für die čechische Nationalpartei, und vom Nationalkomité in Prag wurden mittlerweile die Einleitungen für die Landtagswahlen getroffen. Wenn der Modus direkter Wahlen allenthalben beifällig aufgenommen wurde, so fanden sich dagegen durch die Eintheilung der Wahlbezirke nach Vikariaten, von denen jedes ohne Rücksicht auf die Seelenzahl zwei Abgeordnete und zwei Ersatzmänner zu wählen hatte, die stark bevölkerten deutschen Gränzgegenden gegen die čechischen Landbezirke auffallend benachtheiliget.[1]) Auch andere Anordnungen des von den Deutschen nicht anerkannten Nationalausschusses erregten hier Mißstimmung, und bewirkten, daß man nur widerwillig ans Werk ging.

Die Wahlversammlung für den nördlichen Theil des Reichenberger Vikariates (30 Gemeinden mit Christianstadt) war auf den 17. Juni nach Röchlitz ausgeschrieben.[2])

Es war ein schöner Sommertag, wie es in diesem Jahre so viele gab, als die Wähler in großen Schaaren in Röchlitz zusammenströmten, und einen erhebenden Eindruck machte es, diese Volksmenge zum Erstenmale zur Ausübung eines heiligen Rechtes versammelt zu sehen. — Die Wahlkommission bestand aus dem Kommissär Ed. Putz aus Prag, Vikär Joh. Pažaut aus Laukow, Kreiskommissär Kopetz aus Jungbunzlau, Aktuar K. W. May aus Reichenberg.

Als nach Verlesung der Wahlvorschriften zur Abstimmung geschritten werden sollte, trat Karl Herzig vor, und sprach mit so überzeugenden Gründen gegen die Vornahme der Wahl, daß er allgemeine Beistimmung fand und also die Wahl unterblieb. In einem von Karl Herzig zu Protokoll gegebenen Protest wurde gesagt, die Wahl könne nicht stattfinden, weil die Ausschreibung derselben nicht vom Kaiser und von dem verantwortlichen Ministerium ausgegangen sei; weil die Einberufung des Reichstages vorhergehen müsse; weil bei der Eintheilung nach Vikariaten die deutsche Bevölkerung benachtheiliget sei, und weil viele vom Wahlorte entfernte Wähler wegen ihrer Beschäftigung in Fabriken an der persönlichen Stimmabgabe verhindert seien.

Dieser Protest wurde von der Versammlung mit Acclamation angenommen,

---

stellte. Noch übler ward es aufgenommen, daß er Anfang September mit der trockenen Anzeige dringender Geschäfte ohne weiters Frankfurt verließ. Da der Ersatzmann Makowicžka für Kommotau ins Parlament gewählt war, wurde nun in einer Nachwahl Auskultant Möller (ein geborner Reichenberger, später Staatsanwalts-Substitut daselbst) vom hiesigen Wahlbezirk als Deputirter nach Frankfurt gesendet.

1) Im bunzlauer Kreise variirte die Bevölkerungszahl der 9 Vikariate zwischen 79,467, (Reichenb. V.) und 22,038, (Melnik. V.) — Die Vikariate Semil und Melnik verglichen, kam in ersterem mit einer Bevölkerung von 75,665 Seelen, 1 Deputirter auf 37,832 S., im Melniker dagegen auf 11,542 S., — (Prag sollte durch 12, jede Stadt von 4000 Einw. durch einen — von 8000 Einw. durch 2 Deputirte vertreten werden.)

2) Charakteristisch ist eine Verständigung des Maffersdorfer Seelsorgeramtes an das hiesige Gemeindeamt hinsichtlich der Wahl; sie lautet wörtlich:

„Löbliches Ortsgericht Maffersdorf! Demselben wird schon intimirt sein, daß am 17. d. M. früh um 8 Uhr die Wahlkommission in Röchlitz zusammentreten wird, wo Jeder persönlich seine Stimme abzugeben hat, mit Benennung der 4 Personen — 4 Namen mit Wohnort auf einen Zettel geschrieben — die zur Wahl geeignet werden sollen — welches auch vom Seelsorgeramte bekannt gegeben wird, da in der Kirche ohnehin jetzt Wenige erscheinen.

P. Anton Bartel,
Pfarrer.

und von den Ausschüssen sämmtlicher 30 Gemeinden unterschrieben. Der edle Kar Herzig war fortan der Führer der deutschen Partei.

Tags vorher war bei der Wahlversammlung des Semiler Vikariates in der Kirche zu Morchenstern von den deutschen Gemeinden, Gablonz [1]) an der Spitze, ein gleicher Protest zu Protokoll gegeben worden, was der Präsidialkommissär Dr. Hartzer aus Prag sehr übel nahm, der die Gablonzer Gemeindevertreter darüber hart anließ, weßhalb dieselben eine Beschwerde gegen das Auftreten des Wahlleiters in den Protest aufnahmen. Da solcher Widerstand in deutschen Gegenden allgemein vorkam, kam die voreilige Berufung des Landtages nicht zu Stande, wodurch den separatistischen Bestrebungen der Cechen die Spitze abgebrochen war. So hatten die Deutschen in Böhmen gezeigt, daß ihr festes Zusammenstehen im Stande war, einen böhmischen Landtag unmöglich zu machen, der auf Grund einer ungerechten Wahlordnung berufen worden war und von dem sich erwarten ließ, daß er durch seine föderalistischen Tendenzen die Einheit des Reiches und die nationalen Rechte der Deutschen in Oesterreich in gleicher Weise gefährden werde.

Mitlerweile nahten die lang verzögerten Wahlen für den österreichischen konstituirenden Reichstag endlich auch heran. Zu den 383 Abgeordneten (1 auf 50,000 Seelen), aus welchen derselbe bestehen sollte, hatte Böhmen nach der Verordnung vom 3. Juni 90 zu senden; der Bunzlauer Kreis 8, Prag 4; Reichenberg einen. Jeder Kreis war in so viel Wahlbezirke getheilt, als er Abgeordnete zu wählen hatte; diese wieder in Wahldistrikte, in welchen die Urwähler von je 500 Einwohnern einen Wahlmann ernannten. Wahlberechtigt und wählbar war jeder Oesterreicher, der das 24. Lebensjahr zurückgelegt hatte, und sich in der freien Ausübung staatsbürgerlicher Rechte befand; kein Census, ausgeschlossen bloß Arbeiter gegen Tag- und Wochenlohn, Dienstleute und Personen, die aus öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Unterstützung genossen; unter allen Volksvertretern kein Ungewählter. [1])

Maffersdorf l. N. sendete 5 Wahlmänner zu dieser Wahl, welche im Rathhaussaale zu Liebenau vorgenommen wurde. Aus diesem gemischten Wahlbezirke standen sich dort Deutsche und Cechen schroff gegenüber, gerüstet zum hartnäckigen Wahlkampfe. Nicht sowohl die Ueberzeugung von der Tüchtigkeit der beiderseitigen Kandidaten (wofür keinerlei Bürgschaft vorhanden war), als vielmehr nationale Rivalisation schied die Parteien, welche an Zahl einander nahezu gleich waren. Beim Skrutinium lautlose Stille, Beklommenheit der deutschen Wahlmänner, als anfangs fast nur der Name des čechischen Med. Dr. Schwarz aus Böhmischaicha von den Wahlzetteln gelesen wurde. Endlich erscholl der Name des deutschen Kandidaten Dr. Strabal aus Prag ebenso in wenig unterbrochener Reihe; nur zuweilen noch dazwischen Schwarz und Kabelatsch. Die Zählung ergab für Strabal die absolute Majorität; die Deutschen hatten gesiegt, da sie sich vollständiger geeinigt hatten als ihre Gegner; sie waren jedoch nachher durch diesen Erfolg weniger befriediget, als ihr Abgeordneter weder sich hören noch sehen ließ.

Reichenberg schickte seinen besten Bürger Karl Herzig in den Reichstag; der am 8. Juli von 40 unter 48 Wahlmännern der Stadt erwählt wurde; von den 122 Wahlmännern der Herrschaften Kleinskal, Morchenstern und Semil erhielt die Stimmenmehrheit J. U. Dr. Wilh. Pollatschek aus Reichenberg; Friedland wählte den Oberamtmann Karl Uchatzy zum Abgeordneten.

Die erste vorbereitende Sitzung des Reichstages fand am 11. Juli statt; die feierliche Eröffnung durch Erzherzog Johann am 22. Juli.

(Schluß folgt.)

1) Gablonz mit über 4000 Einwohner hätte nach der Wahlordnung für sich einen Deputirten zu wählen gehabt, welcher Umstand bei der Wahlordnung nicht berücksichtiget wurde.

Die ältesten Baudenkmäler in Böhmen.

Ein Beitrag zur Kenntniß derselben

geliefert von

Dr. W. Dreßler und Joh. Kiemann jun.

Wenn man von der vielbesuchten Höhe des Milleschauer- oder Donnersberges im Mittelgebirge dem Genusse des landschaftlich höchst interessanten Bildes, das den Beschauer von allen Seiten umgibt, sich überlassend, den Blick über die Gruppen vulkanischer Kegelberge gleiten läßt, die zwischen der Eger und dem Erzgebirge gegen Südwesten ziehen, so ist es einer der zu allernächst gelegenen Gipfel, der wohl in jedem Betrachter einer Sonderbarkeit willen, die auch beim flüchtigsten Anblicke nicht zu übersehen ist, eine Frage hinterläßt.

Besagter Gipfel, der ein vollkommen ebenes Plateau von nicht geringem Umfange abgibt, das nicht mit Felsentrümmern, vegetationslosen Steinfeldern, Unkraut, Gestrüpp und dergl. gewöhnlicher Berghauptsdekoration, sondern mit einer wohlgepflegten sattgrünen Wiese bedeckt ist, in deren Mitte ein Lärchenhain geheimnißvoll rauscht, dieser Gipfel erfreut sich nämlich einer Einfriedung, die bei genauerer Analyse durch ein Fernglas als von Steinen gebildet sich darstellt, die dammartig, jedoch in ganz kunstloser Weise bis zu halber Mannshöhe oder etwas darüber aufgeschlichtet sich erheben und das Plateau ringförmig umlaufen.

Wem in aller Welt, denkt man sich, konnte es nur einfallen, diese da oben so hoch und einsam gelegene Bergwiese mit einer Steinmauer einzuschließen, wie sie wohl unten im Thale dient, mühsam kultivirte Landstücke gegen naschhafte Begierden weidender Kühe nothdürftig zu wahren. Mag doch kaum ein oder das andere Reh aus den weit und breit um den Gipfel und den Berg herum gelagerten Waldestiefen hinaufgehen, um bei abendlicher Kühle zu ätzen! —

Alles weitere Herumdenken und Spekuliren über den muthmaßlichen Zweck dieser Anlage will nicht befriedigen und man wendet sich gerne nach der andern Seite der Landschaft, wo die Elbe heraufglitzert aus den wilden Defiléen, die sie einst mit Macht und Ungestüm zerreißen mußte, um jenseits der böhmischen Kuppen und Wälder, hinter den langen Linien des Erzgebirges, die Freiheit ihres Laufes nach dem allaufnehmenden Ocean zu gewinnen.

So that denn auch der Eine von uns und hätte des seltsamen Gegenstandes beinahe vergessen, wäre er nicht bald darauf in einem Kreise archäophiler Freunde eingekehrt, die eben von einem Paar ähnlicher Objekte, die man in einer südlichen Gegend des Landes entdeckt hatte, lebhaft interessirt wurden.

Alsbald wurden gemeinschaftliche Ausflüge dahin unternommen, das Untersuchungsobjekt von allen Seiten begangen und bekrochen, und nicht ohne umfassende und energische Discussion, — wie sie einer rechtschaffenen deutschen Gesellschaft unter allen Umständen geziemt — die Ueberzeugung festgestellt, daß in den gedachten Steinanhäufungen nicht etwa Thaten des simpeln Zufalles, oder das Ergebniß ordinärer geologischer Vorgänge, sondern Werke von menschlichem Vorbedacht und menschlicher Ausführung — allerdings aber ohne Merkmale forstökonomischer oder sonstiger moderner wirthschaftlicher Tendenzen — zu erblicken seien.

Gleichzeitig ergab sich aus einer Schätzung der zum Errichten solcher Werke erforderlichen Arbeitskräfte, daß die Summe derselben den Umfang gewöhnlicher menschlicher Privatunternehmungen weitaus überschritten habe und somit die Vorstellung von

einem gewissen öffentlichen Charakter derselben durchaus zulässig sei. Diese Vorstellung empfing einen noch sicherern Halt durch die Erwägung der besondern Lage dieser Bauten auf Bergesgipfeln hinter ausgedehnten Waldungen und der Größe der von der Umwallung eingeschlossenen Räume. Und nachdem man einmal die Idee öffentlicher Bauten dafür acceptirt hatte, mußte man implicite den Gedanken, daß es Versammlungsplätze für größere Mengen von Menschen gewesen seien, festhalten und durfte nur darin noch zweifelhaft sein, ob diese Räume bloß friedlichen, Cultus-, Berathungs und dergl. Zwecken, oder auch wohl Vertheidigungszwecken gedient haben konnten.

An diese Frage knüpfte sich aber die weit wichtigere, welchen Menschen, d. h. welchem Zeitalter und welchem Volke die Errichtung und Benützung dieser Plätze zugeschrieben werden müsse.

Nun erhoben sich allerdings Stimmen, welche diese Frage für sehr überflüssig erklärten und auf gedachte Objekte kurzweg im Namen der Celten Beschlag legten; es ist jedoch in vorjüngster Zeit für dieses Universalvolk, das nicht nur den Grundstoff für die jetzigen Bewohner Galliens geliefert, sondern nach den Anschauungen mancher archäologischen Schriftsteller für alle Völker Mitteleuropas, insbesondere aber Süd- und Mitteldeutschlands, geliefert haben soll, so viel erwiesenermaßen fremden Eigenthums in Anspruch genommen worden, daß man billig Anstand zu nehmen hat, Etwas, über dessen Zuständigkeit eben noch erst geforscht werden muß, ohne Umstände solchen Ansprüchen preis zu geben. [1])

Wir beschieden uns deshalb, diese Frage so lange als eine offene zu behandeln, als nicht die vorhistorischen Zustände Ostdeutschlands Urtheilen von besserer Objektivität als bisher zugänglich gemacht sein würden und ließen uns vollkommen daran genügen, am Sammeln von Materalien zur etwaigen Begründung solcher Urtheile uns zu betheiligen. Da dies aber, mit Beziehung auf unseren Gegenstand, ein für Einzelne ziemlich langwieriges und mühsames Geschäft wäre, während, wenn das Interesse Vieler auf den Gegenstand gerichtet wird, die Zustandebringung einer umfassenden Kenntniß dieser Bauten in diesem Lande sowohl, als auch im übrigen Deutschland, ja in allen kultivirten Ländern Europas im Zeitraume weniger Jahre erreicht sein könnte, so hielten wir es für zweckmäßig, durch eine Publikation, wie wenig sonst auch der bis jetzt vorliegende Stoff seiner Menge und der Bekanntschaft mit demselben nach zu einer solchen berechtigen mag, die mittelbare Bitte an unsere Vereinsmitglieder sowie an alle Leser dieser Zeitschrift gelangen zu lassen, dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden.

Jede auch noch so geringfügig scheinende Mittheilung darüber wird von der Kanzlei des histor. Vereins mit Dank angenommen werden — allerdings aber werden genaue Untersuchungen und Schilderungen, von Zeichnungen begleitet, noch willkommener sein.

---

1) In neuester Zeit ist man von der Ansicht, daß alle Steindenkmäler keltisch wärrn, ganz abgekommen; man hält sie für viel älter und glaubt, daß vorkeltische Bewohner unseres Erdtheiles sie errichtet haben. Steinzirkel z. B. hat man nicht nur in den eigentlich keltischen Ländern, sondern auch in Centralindien (Dr. Wise proceed of the Soc. of Ant. of Scott. 1854 p. 154) entdeckt; dort wurden sie, weil das Heidenthum unbeirrt fortbestand, sogar den Fortschritten der Kunst entsprechend vervollkommt und zu Gebäuden verwendet. Die Steine finden sich dort mit mythologischen Figuren und Inschriften in noch nicht entzifferten Sprachen bedeckt. Ueber den Steinzirkeln wurden im Laufe der Zeit in Indien Tempel erbaut, so zu Culna am Hughly — der äußere Steinzirkel besteht dort abwechselnd aus weißen und schwarzen, der innere aus rein weißen Marmorblöcken. Nebst diesen Zirkeln finden sich in Indien auch all die andern Steindenkmale, die man bisher schlechweg als „keltisch" bezeichnete, so die altartigen Cromlechs, die einzeln stehenden Steine, die Kist-vaens oder Steinsärge und die Dolmen oder Steintische.

Daß von einer exacten Erforschung dieses bisher noch ganz unbenützt gebliebenen Materiales im Zusammenhange mit den anderen Reliquien der vorhistorischen Jahrhunderte unserer Länder gewiß neue und vielleicht sehr überraschende Aufschlüsse über die bisher wohl nicht einmal sagenhaft bekannten ältesten ethnographischen und Cultur-Verhältnisse derselben erlangt werden können, läßt sich kaum bezweifeln — im Gegentheile, die Anwendung echt wissenschaftlicher Methoden und Hilfsmittel, die beispielsweise bei dem Jahrhunderte lang unverstandenen paläontologischen Materiale zu so erstaunlich reicher Ausbeute geführt hat, läßt auch hier die schönsten Erfolge erwarten. [1])

Im Folgenden werden wir nun die Wälle aufzählen und beschreiben, die wir selbst besucht haben und daran anschließend einige Mittheilungen über diejenigen bringen, die wir nicht selbst besichtigten oder die uns auch bisher ganz unbekannt geblieben waren; Mittheilungen, die wir dem eben erscheinenden čechischen Werke Pravěk země české von Wocel entnehmen.

Wir führen die Wälle in der Reihenfolge auf, in welcher wir sie besucht haben.

Fig. 1.

1. Der Wall auf dem Berge Hradetz. [2]) Fig. 1. Dieser Berg liegt in dem sogenannten Brdywaldgebirge, das von dem Winkel, den die Mündung der Beraun in die Moldau macht, ausgeht und von da nach Südwesten streicht. Bis zum Thale des Littawabaches, der die Příbramer Blei- und Silberwerke bewässert, bedeckt dasselbe eine Strecke von $4^3/_4$ Meilen Länge und hält im Rayon des genannten Berges eine fast eine Meile breiten mit dichtem Wald bewachsenen Terrains. Sein Gipfel ist keineswegs der höchste und umfangreichste, noch auch der steilste und unzugänglichste dieses Gebirgszuges, wohl aber hat er gewissermaßen eine geborgene und recht einsame Lage mitten in Wäldern, die in grauer Vorzeit ihn rings um wohl meilenweit umgaben und gegen Süden zu reichlich mit ausgedehnten Sümpfen versehen sein mochten, aus denen sich später die zahlreichen Teiche der Herrschaft Dobříš herausbildeten. Nichtsdestoweniger aber enthalten die Thalflächen dieser Gegend große Strecken sehr fruchtbarer Triften und Aecker und nach Norden und Nordosten schaut diese Höhe ebenfalls in eine von der Beraun begrenzte sehr fruchtbare Ebene.

Nur nach drei Seiten hin hebt sich der Gipfel isolirt über die Waldfläche; mit der vierten hängt er zungenförmig mit dem nordostwärts streichenden Gebirge zusammen. Nach Westen zeigt er eine kahle felsige zerklüftete und von Felsentrümmern reich umgebene Stirne, nach Süden einen steilen Abhang, nach Norden eine unter mäßigem Winkel abgedachte Fläche.

Die Umwallung beginnt an der Ostseite, dort eine Art Vorwerk bildend und schließt sich um die Nordseite bis zur felsigen Westseite, diese und die Süd-

1) So haben sich unabhängig von einander, bereits G. von Bonstetten und Alexander Bertrand das Studium der Verbreitung von Dolmen über den Erdboden angelegen sein lassen. Diese finden sich am Nordrande von Afrika (hunderte in der Provinz Constantine und in der Nähe von Algier) eben sowohl wie längs der Nord- und Westküste Europas; — daß die Errichter derselben aus Asien kamen, beweisen die Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem südlichen Abhange des Caucasus und auf der Nordküste des schwarzen Meeres. Palgrave hat sie auch in Arabien nachgewiesen.

2) Hrad ist der čechische Name für Burg, Befestigung. Der Volksmund, der die Berge mit Namen belegte, hat also bereits eine Hindeutung auf diese Umwallung mit diesem Namen hinterlassen. Spuren einer späteren Befestigung des Berges, auf welchen dieser Name etwa außerdem zu beziehen wäre, finden sich hier keine vor.

seite freilassend. Diese letzteren sind indessen keineswegs gar mühselig oder unter Bedenken zu erklimmen, sondern verursachen dem rüstigen Ersteiger höchstens einige Unbequemlichkeit. Spuren einer an diesen Seiten etwa vorhanden gewesenen und durch verschiedene Einflüsse zerstörten Umwallung, finden sich nicht. Der vom Walle eingefriedete Platz ist gegenwärtig von jungem Holze bedeckt; unter dem Rasen vermochten wir nirgends eine Aschen-, Kohlen- oder Moderschicht, ebensowenig auch Urnenscherben aufzufinden. Die Gipfelfläche ist nirgends geebnet, sondern trägt ihre natürliche Wölbung ganz unverändert; dabei ist sie jedoch fast frei von den auf solchen Kuppen nicht ungewöhnlich wüst und allenthalben hinderlich herumliegenden Steinen; — ist also möglicherweise durch die Erbauer des Walles davon gereinigt.

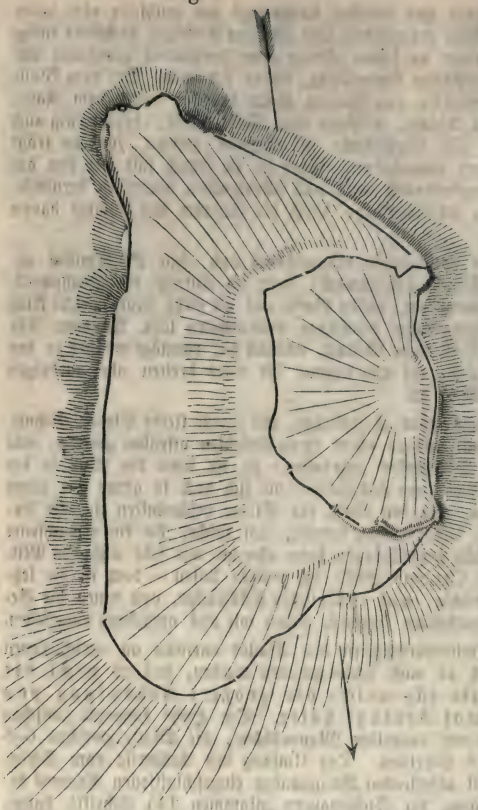
Der Wall besteht aus vollkommen ordnungslos und ohne Bindemittel zusammengeworfenen rohen Steinen (Grauwacke) stellt im Aufrisse ein gleichschenkliches Dreieck oder Kreissegment dar, dessen Basis auf der Erde liegt, welche keine Art von Ebnung und Erhöhung unter demselben wahrnehmen läßt. An einer sehr abhängigen Stelle gibt der Wall seine Gestalt, nämlich die, vermöge welcher er den Namen „Wall" führt, gänzlich auf und nimmt die eines breiten aber niedrigen Steingürtels um den Berg an.

Die Erbauer des Walles haben es gemieden, ihn durch kleine Steine, Schutt, Erde und dergl. zu verdichten, und es schien ihren Absichten offenbar zuwider, eine vegetative Belebung ihres Bauwerkes zuzulassen: so ist denn der Wall in der That frei von Gesträuch, Moos und Unkräutern, die sich doch so gerne auf altem Gemäuer anbauen, geblieben. In der Wahl der Steine beschränkten sich die Erbauer, was die Größe und das Gewicht betrifft, auf solche, die ein erwachsener Mensch mit den Händen leicht herbeibringen kann oder die mit sehr einfachen Mitteln, z. B. einem Hebel an Ort und Stelle sich wälzen lassen — doch ist die letztere Gattung sparsamer vertreten; nach cyclopischen Felsstücken, von denen die Beschreiber ähnlicher Wälle allenthalben sprechen, haben wir uns vergebens umgesehen.

Die Höhen- und Breitenverhältnisse des Walles variiren an verschiedenen Stellen sehr bedeutend und es muß hervorgehoben werden, daß es nicht die leichtere Zugänglichkeit ist, welche die größere Anhäufung von Steinmaterial jedesmal bedingt hätte. Die Höhe schwankt zwischen 2—3 Fuß bis zur einfachen und doppelten Manneshöhe, die Breite zwischen 6–8 Schritten bis zu 15 und 16 Schritten. Der Umfang des theilweise vom Steinwall, theilweise von den steil abfallenden Bergwänden eingeschlossenen Raumes beträgt 680 Schritte; die Länge der Steinmauern zusammen 445 Schritte, davon der Vorwall 77 Schritte und der Querwall hinter diesem 30 Schritte auf sich nimmt. Die Entfernung des Vorwalls von diesem Querwalle macht 17 Schritte. Die beigefügte Zeichnung versinnlicht die Gestalt des Walles, der 4 Eingänge besitzt, die übrigens durch größere Steine nicht ausgezeichnet sind; — zwei dieser Eingänge (die unteren) sind jedoch offenbar dem durch die Umwallung führenden Fuhrwege zu Gefallen durchgebrochen worden.

2. **Der Wall auf dem Berge Pleschiwetz.** (Fig. 2.) Anschließend an die Höhen des Hrebenybergzuges, jedoch durch ein Bachthal von ihm getrennt, liegt vom Hradetz etwas über zwei Stunden weit entfernt der Pleschiwetz. Seinen westlichen Fuß bespült die Litawka. Gegen Norden und Osten umgeben den Berg ausgedehnte, sehr fruchtbare Landschaften. Er hat einen sehr bedeutenden Umfang und ist gegenwärtig mit Nadelholz bewachsen. Sein Rücken, der sich an der westlichen, östlichen und südlichen Seite über sehr hohen, schroffen, mit theilweise senkrechten Felsen wechselnden Wänden erhebt, läuft nur an der nördlichen Seite in eine schräg abwärts gehende Lehne aus, und wölbt sich an der

Fig. 2.



westlichen Seite zu einem flach kuppelartigen Gipfel. Er trägt einen doppelten Steinwall von ganz gleicher Beschaffenheit, sowohl was das Material als die Art des Aufbaues, der Höhe, Breite u. dgl. betrifft, wie jener auf dem Hradetz ist. Nur unterscheidet er sich von dem Letzteren darin, daß die nicht umwallten Stellen in der That unzugänglich und meist wohl auch nicht ohne Lebensgefahr aus freien Stücken oder nur mit großer Mühe zu erklimmen sind.

Der Wall besteht aus einem inneren, dessen Umfang 1833 Schritte mißt, und aus einem äußeren, zu dessen Umgehung ein rüstiger Fußgeher wohl eine Stunde braucht. Der äußere Wall ist fast seiner ganzen Länge nach stärker, d. h. breiter, höher und aus größern Werkstücken, die hie und da in der That ganz kolossal angehäuft liegen, als der innere. Die Umwallung hat zum Focalpunkte die an der Westseite gelegene Kuppelhöhe des Bergrückens. Im J. 1825 fand man unterhalb desselben 32 sehr interessante Bronzegegenstände, darunter einen sehr schön geformten Celt (Wocel, Grundz. d. böhm. Alterthumskunde 1845, p. 11), welche das böhm. Museum bewahrt. Die sehr bedeutende Ausdehnung dieser Umwallung, welche an Größe die des Altkönigs im Taunus, die bisher für die bedeutendste in Deutschland gehalten wurde, weit hinter sich zurücklässt, der Zusammenhang mit angeblich in der Nähe vorhandenen anderen Umwallungen, und die Auffindung celtischer Bronzegeräthe vermochten den eben genannten Autor zu der Vermuthung, daß hier vor Alters der Hauptmittelpunkt eines bojischen Stammes gewesen sein mochte, vielleicht eine jener Ansiedelungen, deren Ptolomäus für Böhmen mehrere aufzählt.

Die gegenwärtige Generation von slavischen Anwohnern des Berges unterhält noch mancherlei Sagen über die „Zaubergärten", die sich oben befinden und vielleicht hätte es einiges Interesse, den in denselben möglicherweise noch durch Uiberlieferung von Volk zu Volk erhaltenen, allerdings aber entstellten und verkümmerten Kern zu suchen. Doch ist nicht zu vergessen, daß das Spiel der dem Wunderbaren zugethanen Volksphantasie hier auch vollkommen Willkürliches schaffen, oder fremde Sagen übertragen konnte.

3. **Der Radelstein** (Fig. 3) im Mittelgebirge, nahe dem Donnersberge, trägt den von uns im Eingange bezeichneten, aus Basaltsteinen bestehenden Wall.

Fig. 3.

Etwa 15 Klafter unterhalb desselben zieht sich um den Berg ein zweiter Wall, etwas niedriger als der erste und durch darüber gebreitete Vegetation unkenntlich, und sonst auch wohl lückenhaft geworden. Der innere Wallraum hält 10 Minuten in der Runde. Die Wallhöhe über demselben beträgt durchschnittlich 4—5 Fuß, die Basis nimmt 9—10 Schritte Breite ein. Der Wall liegt allenthalben auf dem Plateau selbst, nicht auf der dasselbe umgebenden Böschung, wie dies beim Pleschiwetz an der Westseite bemerkt werden kann. Die Größe der Steine und sonstige Art des Aufbaues gleicht den früher beschriebenen vollständig. Vier Eingänge führen in den Wallraum; dem westlich gelegenen zunächst bemerkt man drei mit Steinen ausgelegte nach unten sich verengende viereckige Gruben von mehreren Fuß Tiefe; eine gleiche findet sich in der Nähe des östlichen Einganges. Solche Gruben finden sich gewöhnlich in der Nähe der in Frankreich und England vorkommenden Steinringe und heißen dort margelles oder pitsteads, puupits. Man will in ihnen unterirdische Bestandtheile der Wohnungen jener Leute erkennen, denen die Wacht an jenen Bauten anvertraut war. (?) Die Beziehungen zu fruchtbaren und schon in den ältesten Zeiten angebauten Gegenden fehlen auch bei diesem Platze nicht: südlich davon liegt das reiche Egerthal, in welchem die Neuzeit Bronzegeräthe und Grabstätten (bei Libochowitz) entdecken ließ; nördlich davon, im fruchtbaren Bielathale gibt es ebenfalls viele Fundorte bronzener Waffen, Geräthe und Grabhügel aus vorhistorischen Zeiten.

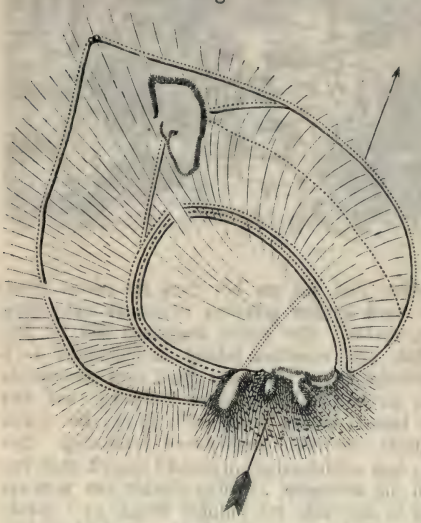
Den Grund des Wallraumes auf dem Radelsteine will man allenthalben mit thierischem Moder, Asche u. dgl. gemischt erkannt haben. An einer künstlichen Ebenung des Gipfels läßt sich kaum zweifeln; die Südwestseite, die sich zu der in die Egerebene führenden Thalsohle, in welcher die alte Verbindungsstraße durch das Mittelgebirge gelaufen sein soll, wendet, stuft sich ebenfalls in drei mächtigen

— ob künstlichen oder natürlichen Terrassen (dies läßt sich wohl nicht mit dem Auge entscheiden) — dahin ab. [1])

Fig.4.

4. Den Namen **Feuermauer** (Fig. 4) trägt ein von den übrigen etwas abweichend gestaltetes Wallfragment auf einer von der Biela umflossenen hohen und steilen Bergzunge, südlich von Teplitz, $^3/_4$ Stunden von Krzemusch, vom Dorfe Dolauken etwas östlich auf dem vorspringenden Theile der Höhe. Das Baumaterial besteht aus Basalt, die Bauart gleicht vollkommen der früher beschriebenen; der Wall ist niedrig (ungefähr 3 Fuß hoch), 188 Schritte lang, und liegt zur Gänze auf einer planirten Ebene, die mit Gras und Nadelholz bewachsen, unmittelbar an gepflügtes Land anstößt, dessen Bebauer die früher vielleicht weitere Ausdehnung des Walles nicht duldeten.

Fig. 5.



5. **Die Hussitenschanzen auf dem Blanik.** (Fig. 5.) Wer hätte in Böhmen einige Zeit gelebt und den Namen des „blinden Jünglings" und des Blanikberges nie gehört? Wer kennt nicht die Prophezeiung des Ersteren, daß in den Tagen der Bedrängniß des Landes, gleich einem Messias, ein böhmischer Herzog mit 1000 Rittern aus dem Berge hervorbrechen „und die Deutschen vertreiben" werde? [2]) — Nachdem wir vergebens so manche Höhe im nördlichen und südlichen Theile des Landes nach künstlichen Steinwällen durchsucht hatten, bedurfte es der vom Topographen Sommer gegebenen Erinnerung, daß sich auf dem Blanikgipfel alte, den Hussiten zugeschriebene Befestigungen befänden, nicht, um unsere Hoffnungen dahin zu leiten.

Wenn an einen Berg, der unter seines Gleichen in diesem Landestheile so wenig Auffallendes besitzt, weder vermöge seiner Lage, noch seiner Höhe oder weiten Sichtbarkeit (wie etwa die Bösige oder der Georgsberg im Norden des Landes), wenn an einen solchen Berg eine Sage von der Bedeutung der Kyffhäuser- oder Untersbergsage sich anheftet, so darf wohl vorausgesetzt werden, daß, sei die Sage nun eine bloße Mutation der deutschen, oder beruhe sie auf einer alten mit der deutschen gemeinsamen Grundlage, an dem Berge selbst irgend eine lokale Beschaffenheit die Handhabe zur Anknüpfung geboten haben möge.

---

1) Vom Pleschiwetz sowohl als vom Hradetz kann man bei heitrem Wetter den Radelstein sehen.
2) Ein in Sagen, wie in profanen und selbst geistlichen Volksliedern (dem Wenzelsliede) wiederkehrender alter Herzenswunsch. Dem Kundigen zu sagen, daß auf deutsch-böhmischer Seite eine reciproke energisch-patriotische Stimmung weder in geistlichen, noch Volksliedern, noch Sagen sich äußert, hieße Eulen nach Athen tragen.

Diese lokale Beschaffenheit konnte nun gerade in unseren gewissen räthselhaften Wällen gelegen sein, die ihre Zauberkreise um einen landschaftlich ungewöhnlich szenirten Punkt schlossen! — Und so war es auch: wir fanden den Bergrücken mit verschiedenen größeren und kleinen emporragenden Klippen (von Urschiefer) besetzt, hie und da Fuchs- und Dachslöcher an ihrem Fuße bildend; eine größere Felsenpartie an der Südostseite, die nackte Stirne des Berges, zeigte schroffe, nach bedeutender Tiefe abfallende zerklüftete und nicht ohne Großartigkeit des Charakters geschichtete und gespaltene Wände, umgeben von einer breiten sehr abschüssigen Fläche, die sich mit riesigen Mengen Trümmergesteins, darunter zerschmetterten und herumgeworfenen Felsensäulen und Tafeln, bedeckt hatte. Diese Felsengruppe hilft ein geräumiges Reduit bilden und stellt eine starke natürliche Bastei vor, hinter der sich's auch heute noch unter dem Schatten alter Buchen im saftigen Rasen köstlich lagert.

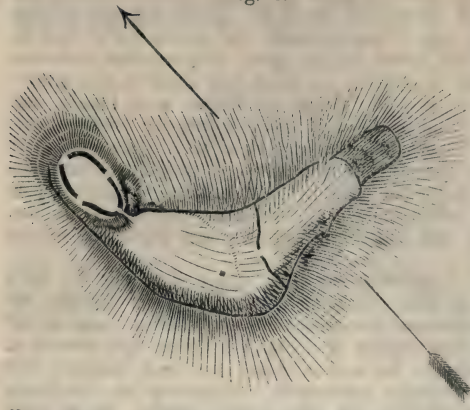
Menschenhände haben — jedenfalls vor sehr langer Zeit, wie die starke Verwitterung zeigt — bis zu dem äußersten, nur unter großer Vorsicht von schwindelfreien Leuten zu erreichenden Vorsprunge dieser Bastei eine Bahn mittelst eingehauener Tritte gemacht, auf welcher man über den Felsen nach abwärts zu einem Platze gelangt, an welchem bei nassem Wetter eine durch faulendes Laub und Tannennadeln gefärbte Flüssigkeit hervorquillt, (in welchem der scharfsinnige Volksgeist gar bald das Stallwasser der Rittersleute — dessen Genuß selbstverständlich jedem vorwitzig Kostenden das Leben rauben würde — erkannte.")

Diese Felsen-Bastei nun ist es, an die sich ein doppelter Steinwall von derselben Art, wie wir sie eben mehrfach beschrieben haben, den größten Theil der Gipfelfläche (da ein Theil derselben in einen schmalen Kamm ausläuft) umgebend, angeschlossen hat. Der innere Wall, der durch einen seichten Graben mit einem niedrigen Paralleldamme — jedoch längs seiner innern Seite — verstärkt erscheint, umfängt einen Raum von 236 Schritten in der Runde. Der größtentheils planirte Raum, den er umfängt, wird von einem etwa 3 Fuß hohen aus Erde errichteten Querdamme durchschnitten. Nördlich vom innern Walle erhebt sich eine ziemlich hohe felsige Klippe, deren Plateau mittelst eingehauener Tritte zugänglich gemacht erscheint. Dieser Zugang wird durch eine ziemlich zweifelhafte Walllinie von einem äußeren Theile des Wallraumes abgeschieden. Der äußere Wallraum hat einen Umfang von 520 Schritten und benützt eine von der Bastei nordwestlich in gerader Linie 195 Schritte entfernt liegende aus drei Steinen bestehende Felsgruppe als markirten Endpunkt. An dieser Stelle, wie wohl allenthalben, wo er auf ebenem Terrain liegt, ist er sehr flach — kaum 2—3 Fuß hoch.

Die erwähnten Erdwerke mögen wohl erst in jüngerer und jüngster Zeit entstanden sein. Den Berg umgibt allenthalben fruchtbares Hügelland, über dem gruppenweise waldige Höhen und Strecken sich erheben; seine Höhe beträgt 307½ W. Kl. über dem Meere.

6. Das Brdywaldgebirge, dessen wir bei Nr. 1 und 2 gedachten, und das sich von der dort erwähnten Litawka südwestwärs bis gegen den Böhmerwald hin erstreckt, enthält noch mehrere Steinwälle (— wie es scheint, verschiedener Art —), von welchen wir aber bisher blos den auf dem **Berge Trschemschin** (Fig. 6) besucht und als einen mit den unserigen übereinstimmenden erkannt haben. Dieser Berg, dessen Gipfel 433 Klafter über der See steht, dacht sich nach Süden zu sehr tief ab und hilft ein weites fruchtbares Thalgelände mit vielen kleinen Teichen umranden. Eigentlich ist er der südliche Bergkopf eines von Norden her gelegten rauhen und sehr dürftigen Hochlandes, das bei Přibram beginnt und hinter dem Städtchen Rožmital zu einer von Waldbergen umgebenen breiten Mulde von fast alpiner Beschaffenheit ansteigt, um mittelst einer schiefen Ebene in den wenig darüber erhöhten, aber vom Hradetz und Pleschiwetz her wohl sichtbaren, zackig gestalteten nacktfelsigen Endkopf des Trschemschin überzugehen. Diese Partie mochte

Fig. 6.



vor Alters ein meilen- und meilenweit unbewohntes, von filzigen Moor- und Sumpfflächen durchfurchtes Waldgebiet darstellen. Nach Süden und Westen zu öffnet sich vom Trschemschin der schönste Überblick über das Land, bis an die „bairischen Berge" (wie hier der Böhmerwald genannt wird) hin, die in dunklen imposanten Massen ihm gegenüber stehen.

Der Steinwall ist einer der schönsten und interessantesten, die wir gesehen haben. Er umfängt die Bergseiten gürtelförmig und hält sich dem Plateau des Bergrückens, mit Ausnahme gewisser Stellen, fast allenthalben mehr oder minder fern. Er besteht aus drei Abtheilungen, deren nordwestlich gelegene an einen hohen schroffen nacktfelsigen, schwer zugänglichen Abhang anschließt, der mit Trümmern herabgestürzter Granitfelsstücke wild bedeckt ist und damit eine ähnliche Szenerie bietet wie der Ritterfelsen am Blanik und die Westseite des Hradetz. Diese Abtheilung enthält auf einem erhöhten, 93 Schritte langen und 25 Schritte breiten Plateau die Mauerreste einer Burg, vor der ein künstlicher Graben gezogen war, über den eine Brücke führt. Von dieser Brücke reicht eine 123 Schritte lange geebnete Fläche bis zu einer Kapelle; 50 Schritte unterhalb derselben erhebt sich der erste Querwall. Der zweite Querwall schließt den Wallraum 118 Schritte weiter an einer schmäleren sehr abschüssigen Stelle, an welche sich ein hufeisenförmig geschlossenes Wallstück von etwa 80 Schritten Durchmesser in der Länge ansetzt, das auf einer scharf abfallenden Berglehne liegt. Dem Boden innerhalb desselben wurde offenbar weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als in den übrigen Abtheilungen, da es hier viel mehr das Gehen hindernde Gegenstände, Steine, Vertiefungen ꝛc. gibt, als dort. An der Süd- und Westseite bildet der Wall einen sehr wohl erhaltenen, durchgängig auf der Böschung der Lehne liegenden gleichmäßig breiten (8—10 Schritte ungefähr), 1—2 Fuß hohen Steingürtel, der eine so gut erhaltene Ordnung seiner Linie und seiner Ränder zeigt, daß man nicht annehmen darf, die Steine seien vorher mauerartig aufgeschichtet gewesen, und wären später auseinandergerollt. Die Steine einer solchen Mauer hätten sich dabei jedenfalls über die allenthalben sehr abschüssige Lehne hinab nach allen Richtungen zerstreut.

Die südliche und westliche, sowie der Burgtheil der nördlichen Wand sind nackt, felsig — der Bergrücken ist gras- und strauchbewachsen. Der Gesammtumfang des Walles mag 1200 Schritte betragen. Ob man von hier aus den Blanik sehen könne, und umgekehrt, wäre zu ermitteln.

7. In seinem dreibändigen Werke „Ansichten über die keltischen Alterthümer, Halle 1846", in welchem, nebenbei gesagt, die guten Hallenser mit Gewalt zu Kelten gestempelt werden, berichtet Keferstein Folgendes:

„Die Wetterau am Fuße des Taunusgebirges zeigt eine Menge höchst merkwürdiger Steinburgen mit Steinwällen und Steinmauern, denen ganz ähnlich im Elsaß, die auf isolirten Berggipfeln liegen und der vorrömischen Zeit angehören. Zwischen Frankfurt und Gießen, bei Kronberg, liegt der Altkönig; er trägt einen Rundwall von ganz kolossalen Steinen, der 1400 Schritte im Umfange

hat; umgeben wird dieser durch einen äußern Ring aus kleineren Steinen von mehr als 2000 Schritt Umfang."

Wir trugen nun große Begierde, dieses Monstrum kennen zu lernen und zu wissen, ob er in eine Kategorie mit unseren böhmischen Wällen zu setzen sei oder ob er sich jener Gattung pelasgischer Substructionen anreihe, die bei gewissen italienischen Städten zunächst römische und über diesen mittelalterliche Befestigungsmauern aufgenommen haben. Nachdem der Eine von uns bei einer Reise durch Deutschland nicht unterlassen hatte, diesen Wall in Augenschein zu nehmen, gereicht es uns zu nicht geringer Befriedigung, sagen zu können, daß zwischen dem Altkönigswall und den böhmischen kein Unterschied stattfindet, und daß er von dem auf dem Pleschiwetz an Umfang und Stärke sogar noch übertroffen wird. Er umkreist mit seinem inneren ovalen Ringe (von 1100 Schritt Länge) einen Gipfel, dem 30—112 Schritte tiefer ein zweiter Ring folgt, an welchen sich — ohne Eingangsverbindung, ein dem Trschemschiner ähnliches geschlossenes hufeisenförmig gebogenes Wallstück von etwa 1000 Schritt Länge ansetzt, das sich hier ebenfalls wie dort einen scharfen Abhang hinab senkt und ein sehr holperiges Terrain umschließt. Der Gipfel des Berges ist gegen Nordwest gerichtet — das hufeisenförmige Stück liegt an der südwestlichen Seite. Nach Süden vom Berge breitet sich die gesegnete Mainebene aus. Die beigefügte Abbildung des Altkönigs mit seinen Wällen (Fig. 7) dürfte dem Leser eine geeignete Anschauung geben.

Fig. 7.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Leitmeritz

von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Čechisirung.

Von

Julius Lippert.

(Fortsetzung).

Aber auch jene Quelle, die in früherer Zeit aus den indirekten Abgaben, als Maut-, Zoll-, Markt-, Gerichts-, Buß- und andern Geldern entsprang und den Fürsten besonders aus den Gauburgen bedeutendere Summen zuführte, versiegte zum Theile aus denselben Anlässen.

Auch an diesen Einnahmen nämlich erhielten die geistlichen Stifte durch fürstliche Freigebigkeit bedeutende Antheile.

Derjenige Zehent (ursprünglich der zehnte Theil aller Feldfrüchte), den der Bischof von Böhmen in allen Provinzen seines Sprengels einzufordern seit der Gründung des Bisthums ein Recht hatte, kam in unserer Provinz bereits 993 an das Kloster Břevnov, dem der h. Adalbert als Bischof denselben nebst dem der Provinzen von Bilin und Tetschen für alle Zeiten geschenkt hatte. [1]) Zwar bestritt später Bischof Johann II. (1227—1236) dieses Recht des Klosters und setzte sich in Besitz des Zehents, wurde aber in dem deshalb entstandenen Prozesse durch vom apost. Stuhle delegirte Richter zur Herausgabe aller unrechtmäßig an sich gezogenen Einkünfte an das Kloster verurtheilt, in dessen Besitze von nun an (1232) der Zehent der Provinz Leitmeritz blieb. [2])

Dasselbe Kloster erhielt ebenfalls schon bei seiner Gründung durch Herzog Boleslaw II. das Recht, den Zoll bei der Burg Leitmeritz jede zehnte Woche zu eignen Handen einnehmen zu dürfen, desgleichen daselbst die Einkünfte, die aus den Marktgebühren eines jeden zehnten Marktes erfloßen und den zehnten Theil von allen Gerichtseinkünften. [3])

Auch das Domstift in der Burg bekam bei seiner Gründung einen bedeutenden Antheil an den Zollgebühren, die die Schiffe, welche vorzüglich Salz aus Meißen elbeaufwärts zu führen pflegten, von diesem und jeder andern Waare bei der Burg zu erlegen hatten. Ein jeder Einheimische mußte von den allgemeinen Zollgebühren an das Domstift für ein kleines Schiff 15 Denare, für ein großes aber zwei Maße der geführten Waare abliefern, die Salz für den Landesfürsten führten, die Hälfte. Fremde Kaufleute aber mußten (jedenfalls außer dem landesfürstlichen Zolle) für ein großes Schiff zwei, für ein mittleres ein großes Maß der geladenen Waare, für ein kleines aber so viel Denare dem Domstifte abliefern, als es Maße geladen hielt. Von diesem Einkommen erhielten die Canonici ein, der Probst zwei Drittel. [4])

Das Kloster zu St. Georg auf dem prager Schlosse bezog die Einkünfte des neunten Marktes und einen Zollantheil in Leitmeritz. Selbst von dem baar einlaufenden jährlichen Tribute (der Friedenssteuer, mir), den die Unterthanen auf die königl. Burg liefern mußten, schenkte Sobeslaus die je zehnte Mark den Canonikern des Stiftes Wyschehrad. (1130) [5])

Der Geist, in dem die Vorfahren diese reichen Stiftungen gemacht hatten, beseelte einerseits nicht immer ihre Nachfolger, und die Beschenkten strebten andererseits nach immer größerer Erweiterung ihrer Rechte. In Bezug auf die Gerichtsbarkeit und die allgemeinen Landeslasten war den Geistlichen vor dem Jahre 1222 keine besondere Stellung gewährleistet. Wohl aber mochten sie von den frommen Stiftern auch hierin mit einer gewissen Bevorzugung behandelt worden sein, deren Umgehung ihnen nach so langer Gewohnheit als eine Verletzung ihrer Rechte erschien. So entspann sich in der Regierungszeit Přemysl Ottokars II. der bekannte Streit um die Kirchenimmunitäten [6]), in welchem die Geistlichkeit durch die Unterstützung des Papstes gegen die weltliche Gewalt den Sieg erhielt. Die Errungenschaften der Klöster und Stifte wurden ihnen durch die königliche Urkunde von 10. März 1222 gesichert. [7]) Demnach wurde auch die Gerichtsbarkeit über alle Unterthanen geistlicher Herrschaften den gewöhnlichen Gaugerichten entzogen und dem Könige (in dessen Vertretung dem Oberstlhofrichter oder dem Kanzler) selbst vorbehalten mit Ausnahme des Falles einer Blutschuld. Die Art der Benützung ihrer eigenen Wälder soll den Geistlichen ganz frei stehen. Unterthanen, die von

1) Erben 993. 35. — 2) Erben 1232. 372. — 3) Erben 993. 33. — 4) Erben 1057. 51. Frind I. Anhang S. 407. Das sogen. spytihněvische Instrument enthält noch eine bedeutende Erweiterung dieser Schenkungen, ist aber anerkannt gefälscht. — 5) Erben 1130. 94. — 6) Siehe Palacky II. 1. 81. ff. — 7) Erben 1222. 302.

einer geistlichen Herrschaft fliehen, sollen weder von königlichen Wirthschaftsbeamten, noch von andern Laien aufgenommen werden. Geistliche Herrschaften sollen nicht mehr zur Lieferung von Victualienfuhren angehalten werden, wenn der König in den Krieg oder zum Landtage reiset, wie dieß seit kurzer Zeit Unsitte gewesen sei. Ebenso wenig sollen sich fernerhin Herren und Ritter in Klöstern gegen deren Willen einquartieren. Der Marschall soll ihre Unterthanen, die sich als Verkäufer auf dem Markte einfinden, mit nichts anderem belästigen, als daß er von denen, die Brod, Erbsen, Mehl und Salz verkaufen, einmal in der Woche, nämlich jeden Samstag je Einen Denar abfordere. Zum Holzschlagen aber (quod preseca dicitur), zum Baue der Landesburgen und zum Graben der Wallgraben sollen auch ferner noch geistliche Unterthanen verwendet werden dürfen. Was die Geistlichen aber überhaupt durch Privilegien nachweisen könnten, soll ohne andere Zeugenschaft seine Geltung haben. Außer einigen Erleichterungen beim Gerichtsverfahren wurden die hohen Zölle verboten, die Geistliche an der Landesgränze zu entrichten gezwungen wurden. Auch die Gesammtbürgschaft wurde dahin erleichtert, daß dasjenige Dorf einer geistlichen Herrschaft, in dem ein Mord begangen und der Mörder nicht ermittelt wurde, im Ganzen 200 Denare zu zahlen hatte, während sonst jeder einzelne Bauer soviel zahlen mußte.

Obgleich auch einige andere Mißstände noch behoben wurden, so war doch diese Immunität immer noch sehr karg gegenüber derjenigen, welche der prager Bischof für sich und seiner Unterthanen erlangt hatte. [1]) Deßhalb hörte das einmal begonnene Streben nach größeren Freiheiten von Seite der Geistlichen damit nicht auf, und Schritt für Schritt wurde endlich erreicht, was auf einmal nicht gelungen war. So wurde das Kloster Břevnov noch in demselben Jahre 1222 auf Bitten seines Abtes Dluhomil mit der Gerichtsbarkeit über seine Unterthanen beschenkt, wie sie außer dem Bischofe von Prag auch das wyšehrader Domkapitel erhalten hatte. Nur wo es sich um das Leben handelte, mußte die Sache vor das Hofgericht kommen. Aber auch dann fielen die Bußgelder dem geistlichen Herrn und nicht den Beamten zu. Außerdem wurden die Unterthanen von Břevnov befreit von den Roboten beim Bau der Burgen, beim Anlegen der Gräben und Teiche, vom Tragen der Netze bei fürstlichen Jagden, vom Verköstigen der Hundewächter, vom Weggelde beim Ausführen des Holzes und von andern Lasten, so wie von den Zöllen auf den Flüssen und Straßen im ganzen Lande. [2])

Aehnliche Vorrechte ließ sich 1227 Agnes, die Aebtissin von St. Georg auf dem prager Schlosse, durch ihren Bruder König Ottokar bestätigen. Auch ihre sämmtlichen Unterthanen (die in der leitmeritzer Provinz natürlich inbegriffen) wurden befreit von den Landeszinsungen, Tributen und Roboten, so wie von der Gemeinbürgschaft und andern ähnlichen Lasten. [3])

Desgleichen wurde das Domstift auf Leitmeritz sammt seinen Unterthanen 1241 speziell von jenen Zahlungen befreit, die bis dahin von jeder Fuhre Holz, die aus dem Walde geholt wurde, an den kön. Jägermeister unter dem Namen dyeztne (cestné) abgeliefert werden mußte. [4])

Aehnliche Befreiungen wie Břevnov erhielt auch das Kloster Doran im Jahre 1249 durch König Wenzel. [5])

4. Einführung des deutschen Städtewesens in Böhmen.

Durch diese Befreiungen ging auch der Rest des königlichen Einkommens noch zum großen Theile verloren. Gerade zur Zeit Přemysl Ottokars I. [6]) aber stiegen die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes, da Böhmen anfing, aus seiner dunkeln

1) Erben 1221. 300. — 2) Tomek Prag I. 180. — 3) Erben 1227. 335. — 4) Idem 1241. 499. — 5) Idem 1249. 57. — 6) Herzog seit Dec. 1197; zum Könige gekrönt 15. Aug. 1198, † 15. Dec. 1230.

Stellung herauszutreten, da die patriarchalische Bedürfnißlosigkeit vor dem Glanze der neuen erblichen Königskrone zu schwinden begann und Böhmens König darnach strebte, durch thätige Einmischung in die Verhältnisse des deutschen Reiches eine politisch bedeutendere Stellung einzunehmen.

Wenn sich ihm gerade hiedurch die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß die Zustände Böhmens ein Emporblühen seiner Macht unmöglich erscheinen lassen, wenn auf der alten Bahn fortgeschritten würde, so zeigte ihm dieselbe Berührung, in die er zu Deutschland trat, ein ganz neues, in Böhmen unbekanntes, lebensfrisches Element. Daselbst blühte bereits der Bürgerstand, der in der Mitte zwischen Adel und Bauer für den Reichthum des Landes eine bedeutendere geistige und physische Arbeitskraft in Verwendung setzt, als der erstere, und durch größere Freiheit und Betriebsmittel gefördert seinen Kräften mannigfaltigere Ziele setzen kann, als der letztere. Kein Staat kann ohne dieser vermittelnden Stand zu höherer Kultur gelangen. Nur in der Kindheit socialer Verhältnisse und auf der niedersten Stufe staatlicher Kultur genügen die unvermittelten Gegensätze. Auch in Böhmen wäre das Volk im Laufe der Jahrhunderte ohne die vorauseilende Einsicht weiser Fürsten zu dieser Erkenntniß gelangt, aber nie wäre die gerechte Forderung befriedigt worden ohne die Hilfe oder gegen den Willen der letzteren. Es war daher eine That, die das böhmische Volk seinen weisesten Fürsten nie genug danken kann, daß diese die Errungenschaft einer Jahrhunderte langen mühsamen Kulturentwicklung als reife Frucht in ihr Haus eintrugen. Ohne die Einführung deutschen Bürgerthums in Böhmen hätte dieses Land wohl noch Jahrhunderte für eine eigenthümliche Entwicklung und Heranbildung desselben in Anspruch nehmen müssen. Wenn wir auch in den damaligen Ansiedlungen in der Gauburg und um dieselbe den Keim eines Stadtwesens sehen wollen— welcher direkte Gegensatz zu demselben lag andrerseits eben in diesem Verhältnisse! Dieses hatte nichts Wesentliches mit dem Bürgerthume gemein, als das Zusammenwohnen in der Nähe eines Marktes. Die Gebundenheit der „Ministerialen" zu persönlichen Diensten konnte Handel und Gewerbe, auf denen das Bürgerthum beruht, nicht aufkommen lassen. Diese störende Gebundenheit konnte aber damals nicht gelöst werden, wenn die nothwendige Gauverwaltung und Gerichtspflege fortbestehen sollte. Aus den nach den angeführten Schenkungen noch übrigen königlichen Unterthanen aber einen Bürgerstand heranzubilden, wäre eine des Erfolges sehr ungewisse, mühevolle Arbeit vieler Menschenalter gewesen, in die sich schon deßhalb kein Fürst mit Vertrauen einlassen konnte, weil ihm nichts eine Garantie bot für ein nothwendiges gleich systematisches Vorgehen seiner Nachfolger, abgesehen davon, daß eine Frucht, deren Reife man voraussichtlich nicht erleben kann, weniger Lockendes hat. Auch war, wie aus dem Vorangegangenen hervorgeht, der Zeitpunkt längst gekommen, in dem eine schnelle Hilfe Noth that.

Daher entschloß sich König Přemysl Ottokar I. das fertige deutsche Bürgerthum, wie es sich in Deutschland gebildet und bereits bewährt hatte, in seinen eigenen Vertretern selbst nach Böhmen zu berufen und durch dieses frische Element sein Land auf Neue zu beleben und den natürlichen Samen seines Wohlstandes zu befruchten. Der beste Beweis, daß die auf die Durchführung dieses Planes gesetzten Hoffnungen aufs trefflichste erfüllt wurden, ist die systematische Consequenz, mit der alle folgenden Fürsten, in die der Čeche seinen Stolz setzt, ohne Ausnahme auf der von Přemysl eingeschlagenen Bahn vorwärts schritten. Gegen einen Přemysl I., Wenzel I., Přemysl Ottokar II., Wenzel II., Johann und Karl IV könnte man höchstens einen Wenzel IV. in seinen letzten Regierungsjahren einwenden. Mit demselben Eifer, mit welchem ihre Vorgänger zur Belebung der geistigen Wohlfahrt des Landes geistliche Stiftungen gegründet, an deren Spitze sie anfangs ebenfalls gezwungen waren, Deut-

sche zu stellen, mit demselben Eifer verlegten sich diese auf die Hebung der materiellen Macht des Landes und bewerkstelligten auch diese mit deutscher Hilfe. Wie aber bald auch der einheimische Adel in geistlichen Stellen eine würdige Versorgung fand, so hob das Städtewesen, obgleich dessen Anfang in Böhmen nur deutsch war, nach und nach auch die niedere einheimische Bevölkerung durch Gewährung eines Antheils an seinen Privilegien empor, und was die slavischen Přemysliden gewiß bezweckten, gelang schon den deutschen Luxemburgern wirklich, — die Heranbildung einer slavischen Bürgerschaft, die ohne das nun so gehässig gewordene Mittel noch Jahrhunderte hätte auf sich warten lassen.

Zweierlei materiellen Nutzen boten die Städte: 1. ein directes, unwandelbares Einkommen der königlichen Kammer und 2. ein unberechenbares Einkommen, das das gesammte Land aus dem durch sie gepflegten Handel und Gewerbe zog. In ersterer Beziehung trug kein noch so ergiebiges Land im ganzen Königreiche einen so hohen Ertrag, als der zu einer Stadt verwendete verhältnißmäßig enge Raum und kein königliches Gut bot für die Verläßlichkeit und Unversiegbarkeit der Einnahmsquelle eine so sichere Bürgschaft, als die reiche Bürgerschaft einer Stadt. An wen konnte sich in Fällen der Noth der König um eine beliebige Summe wenden, als an die Städte, wie man Beispiele hievon in Tomeks Geschichte Prags so häufig finden kann! Wenn man nun meint, die Könige hätten eine solche Bürgerschaft aus ihren einheimischen Unterthanen bilden sollen, so wäre hiedurch, abgesehen von der Unmöglichkeit der Durchführung, der erste Zweck nicht erreicht worden. Groß konnte die Anzahl der Unterthanen, über die der König noch unmittelbar frei zu verfügen hatte, nicht mehr sein, da sie durch die vorangegangenen Schenkungen sehr eingeschränkt worden war. Diese aber boten demselben ohnehin alles, was sie bieten konnten; die Deutschen hingegen, die als Bürger in die neuen Städte zogen, kamen keineswegs mit dem bloßen Wanderstabe in der Hand, sondern sie brachten nebst ihren Kenntnissen auch ihre Kapitalien mit. Etwa arme Landbewohner aus Deutschland in die böhmischen Städte zu führen, wäre schon deßhalb zwecklos gewesen, weil es sich ja darum handelte, Leute zu gewinnen, die die städtischen Rechtsgepflogenheiten und Einrichtungen deutscher Stadtgemeinden nach Böhmen zu bringen im Stande waren, und dieß nur wieder Bürger, die bereits in ihrer Vaterstadt eine bessere Stellung eingenommen hatten, sein konnten. Man kann sich beispielsweise unmöglich einen zugelaufenen Habenichts unter einem Manne denken, dem der König die gewiß schwierige Aufgabe anvertrauen konnte, eine neu begründete Stadt in einem Lande, dessen Verhältnisse in Nichts einen Anschluß boten, politisch und administrativ zu ordnen, zu verwalten, zu regieren und eine neue Rechtspflege einzuführen und zu handhaben. Hiezu gehörte gewiß mehr als eine gewöhnliche Praxis und ein oberflächliches Kennen deutscher Stadtverhältnisse — wir müssen wohl voraussetzen, daß ein solcher Mann in seiner Vaterstadt auch nicht vom Fechten gelebt. Von Leitmeritz wissen wir bestimmt, daß eben angesiedelte Bürger Landgüter kaufen konnten.[1]) Die Namen der ersten Bürger finden wir auf Urkunden neben denen des höchsten Adels im Gefolge des Königs.[2])

Eben so wenig konnte der andere Vortheil, den sich die Könige von den deutschen Städten versprachen, durch einheimische Unterthanen erzielt werden. Wir haben oben alle diejenigen Beschäftigungen genannt, die sich in unserer, das ist der bevölkertsten Gegend, in der Nähe des Marktes und der Burg nachweisen lassen. Alle diese können höchstens als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigungen, nicht aber als eigentliche Gewerbe gelten, die einen Handel hervorzurufen im Stande gewesen wären. Sollte man nun warten, bis aus diesen geringen Anfängen jene

1) Erben 1248. 562. — 2) Idem 1249. 573.

Fertigkeiten sich von selbst entwickelten, zu denen es in Deutschland deutscher Gewerbfleiß längst gebracht hatte? Vor dem aber hätte eine städtische Gemeine keine Lebensfähigkeit gehabt.[1]) Es war gewiß weise, daß die Könige sich um Lehrer und Meister umsahen, die jenen Entwicklungsgang um Jahrhunderte beschleunigen konnten.

Ferner war das Gedeihen solcher Gemeinen unzertrennlich an die eigenthümliche Verfassung und Rechtsgewohnheiten derselben geknüpft, die sich in Deutschland bewährt hatten, in Böhmen aber durchaus unbekannt waren. Wenn diese auch damals bereits schriftlich aufgezeichnet waren, so beruhten sie dennoch auf Gewohnheit und waren wesentlich Gewohnheitsrecht. Wie hätte man aber unter den Einheimischen Männer von solcher Rechtskenntniß gefunden, die im Stande gewesen wären, eine Gemeinde mit lebendigem Rechtsbewußtsein zu bilden, oder gar Männer, eine solche Gemeinde zu organisiren und zu leiten?[2])

Schließlich konnte diese großartige volkswirthschaftliche Neuerung um so unbedenklicher ins Werk gesetzt werden, als der nöthige Aufwand hiezu verhältnißmäßig unbedeutend war. Die Gründung einer Stadt kostete bei Weitem das nicht, wie die Stiftung eines Domkapitels. Außer dem Flecke selbst, auf den die Stadt zu stehen kam, der indeß auch noch oft durch Kauf erworben werden mußte,[3]) brauchte ihr der König nichts zu schenken, als ihre innere Freiheit. So besaß die deutsche Stadt Prag[4]) außer ihren Mauern gar keinen und Leitmeritz kurz nach seiner Gründung mindestens keinen bedeutenden Grund.

So wurden denn seit dem XIII. Jahrhunderte deutsche Bürger nach Böhmen gerufen und sind ebenso wenig als ungebetene Gäste „hergelaufen," wie jene deutschen Bischöfe und Pröbste, die als die ersten geistlichen Hirten Böhmens nicht ohne bedeutende Mühsale und Gefahren die Keime geistiger Kultur in das Land legten. Auch bei den deutschen Bürgern gehörte gewiß ein großer Entschluß dazu, wenn auch auf Aufforderung eines Königs in ein damals mindestens übel berufenes Land unter Leute von fremder Sitte und Sprache mit Hab und Gut zu übersiedeln; — die einzige Gewähr für den günstigen Erfolg ihres Unternehmens konnten sie nur in dem besondern Schutze finden, in den sie der König aufnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der ehemalige Weinbau bei Kaaden.

Vor Zeiten, namentlich im XIV., XV. und XVI. Jahrhunderte, wurde auf den Feldern um die Stadt Kaaden, sowie überhaupt in den Gegenden am Fuße des Erzgebirges ein reger Weinbau getrieben. Schon Karl IV. richtete auf diesen Erwerbszweig sein Augenmerk und verlieh den Bürgern von Kaaden in Betreff des Weinbaues alle die Privilegien und Freiheiten, deren sich Prag erfreute.[5]) In

1) Was sind auch jetzt noch unsere Ackerbautreibenden Titularstädte ohne Gewerbe (wie Trebnitz, Grabern, selbst Lobositz, wenn man Eine industrielle Familie ausnimmt) und was waren Warnsdorf, Haida selbst als Dörfer durch Gewerbe!

2) Wie schwer ist es nicht in unserem gebildeten Zeitalter mancher Gemeinde, von ihrer wiedererlangten Autonomie einen weisen Gebrauch zu machen, weil eben jenes Verständniß derselben verloren gegangen war, das den deutschen Bürger im Mittelalter so sehr auszeichnete.

3) Palacký, Böhmen II. 1. 154.

4) Tomek, Prag I. 319.

5) Urkunden vom 8. September 1374, datum Kaaden, bei Pelzel Karl IV., Urkundenbuch II. Nr. CCCXVII.

einem von den Söhnen Nikolaus II. von Lobkowitz auf Hassenstein vor dem Feste St. Veit 1490 abgeschlossenen Vertrage werden Weinberge bei Priesen erwähnt. Gegenwärtig ist das Weinland anderen Culturgattungen gewichen und in den Namen einzelner Ortschaften und Anhöhen wie: Weinern (Vinary), Weingarten, Weinberg u. s. w. eine Erinnerung übrig geblieben. Der Hirschberg bei Kaaden allein hat noch Spuren des einst auf ihm betriebenen Weinbaues aufzuweisen. Der um Kaaden gewonnene Wein unterlag einem Zehent, von welchem 52 Schock den Klosterbrüdern bei den hl. XIV Nothhelfern geschenkt wurden, laut folgender Urkunde:

„Von Gottes Gnaden Wir Karl Herzog in Schlesien zu Troppau und Jägerndorf, Fürst und Regierer des Hauses Lichtenstein, Römisch-kaiserlicher Majestät geheimer Rath und bevollmächtigter Statthalter im Königreich Böheimb, bekennen hiermit öffentlich vor Männiglichem: Demnach Uns der Guardian und seine Ordensbrüder des Klosters zu den hl. XIV Nothhelfern bei der Stadt Kaaden in Demuth zu vernehmen gegeben, was gestalten weiland Kaiser Rudolph zu ihrem besseren Unterhalte, weil sie sich allein von den „Elaemosynen" unterhalten müßen, als eine gnädigste Beisteuer aus dem Weinbergzehent jährlich 52 Schock aus Wohlgefallen bewilligt hatte, Inhalt der darin ausgefertigten Gnaden-Verschreibung, so ihnen nachher von Weiland Kaiser Mathias christmildesten Andenkens ratificiret und confirmiret worden, Das ratificiren und erneuern Wir ihnen hiermit auch heute wissentlich und Kraft dieses Briefes anstatt und im Namen höchstermeltes kaiserl. Majestät als bevollmächtigter Statthalter in Dero Erbkönigreich Böheimb dergestalt, daß obgemeltem Guardian und seines geistlichen Ordens Brüder wie zuvor, also auch hinführo, bis auf Ihro Majestät gnädiges Wohlgefallen aus dem Weinbergzehent daselbst zu Kaaden jedes Jahr 52 Schock m., zu siebenzig Kreuzer gereitet, erfolgt und zugestellt werden sollen, gnädiglich und ohne Gefährde. Zu Urkund mit unserem hierunten aufgedrücktem, fürstlichen Secret. Gegeben in Prag den 2. Juni Anno 1628."

Noch 1638 wurden bei der k. Stadt Kaaden, obgleich die meisten Weingärten ausgerottet und die übrigen wüst und ziemlichermaßen schlecht und ungebaut waren, gegen 500 Viertel Wein erzeugt, das Seidel Most Anfangs zu 3 kr., später zu 4 kr. geschänkt.

Der heimathliche Wein fand auch unter Freunden und Feinden seine Verehrer; denn der in jenem Jahre erbaute wurde dermaßen schleunigst ausgetrunken, daß bereits im August 1639 fast keiner mehr vorhanden war, und als im September 1647 der schwedische General-Feldmarschall Wrangel und General Wirtenberg nach der Occupation Egers mit ihren Armeen $^1/_4$ Meile von Kaaden bei Pohlig das Lager aufgeschlagen hatten, wurden die Weingärten, in welchen durch Gottes Segen der Wein wohl gerathen war, von der Soldateska erbärmlich abgelesen. Was übrig blieb, war bei dem unter Commando des Generals Grafen zu Holzapfel vorbeigegangenen Generalmarsche des kaiserlichen Kriegsheeres zu Grunde gegangen und außerdem das Weinholz nicht beschädigt worden.

Allein schon in jener Zeit machten sich verschiedenerlei Uebelstände, namentlich des Klima geltend. War auch der Fall vorgekommen, daß 1631 bei dem heißen und dürren Sommer, wo alle Feldfrüchte bei Weitem früher als in anderen Jahren zeitig wurden, schon am 1. August ganz reife Weintrauben auf das Rathhaus geliefert werden konnten, so wurde doch bei dem starken Reife im September 1641 und dem starken Gefröste in den folgenden 2 Jahren abermals nichts an Wein gebaut, nachdem bereits 1640 die vielen Mäuse den Getreidefelbern und auch dem Weingelände großen Schaden zugefügt hatten. Der hiesige Weinbau scheint seit dem 30jährigen Kriege immer mehr abgenommen zu haben und hat gegenwärtig alle Bedeutung verloren. Nur hie und da gönnt man dem Weinstocke noch einen Platz an dem Hause, doch mehr der Zierde als des Ertrages halber.

Joseph Stocklöw.

Geschäftliche Mittheilungen.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 28. Jän. 1867.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Dietl** Franz, Kaufmann in Prag.
„ **Ehrlich** Josef, Fabrikant in Friedland.
„ **Feistmantel** Karl, fürstl. Fürstenberg'scher Hüttenmeister in Neuhütten.
„ **Glogau**, Fabrikant in Teplitz.
„ **Haberditz**, k. k. selbstständ. Bezirks-Adjunkt in Teplitz.
Haupt- und Realschule in Trautenau.
Herr **Hecke** Wilh., gräfl. Clam-Gallas'scher Bau-Ingenieur in Friedland.
„ **Heroux**, Kaufmann in Teplitz.
„ **Hübner** A., Handelskammerbeamte in Reichenberg.
„ **Klepsch** Anton, J. U. Dr. in Rumburg.
„ **Korb Freiherr von Weidenheim** Karl, Landtagsabgeordneter in Bezdiekau.
„ **Linke** Josef, Kaufmann, Landtagsabgeordneter in Rochlitz.
„ **Ludwig** Johann, Eisenhändler in Prag.
„ **Mauermann** Josef, Kaufmann in Friedland.
„ P. **Peucker**, Katechet der Haupt- und Unterrealschule in Teplitz.
„ **Posselt** Johann, Revisions-Adjunkt in Friedland.
„ **Rihl** August, J. U. Dr. in Prag.
„ **Spiegl** Nathan, Fabrikant in Haslau.
„ **Stern**, Kaufmann in Teplitz.
„ **Watznauer** Philipp, Fabrikant in Friedland.
„ Dr. **Zepharovich**, Viktor **Ritter von**, k. k. Univ.-Professor in Prag.
„ **Ziegler** Anton, Apotheker in Petschau.

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge einzusenden.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder	50 Nkr.
Ladenpreis	80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8 4¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder	1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder	20 Nkr.
Ladenpreis	30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	35 Nkr.
Ladenpreis	50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von K. A. C. Höfler. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	70 Nkr.
Ladenpreis	1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder	2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis	5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder	1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis	2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder	40 Nkr.
Ladenpreis	70 Nkr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1867.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Nr. V.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Die Stellung der Juden in Böhmen vor und nach der Epoche des Hussitenkrieges. Von Julius Lippert.
2. Das Revolutionsjahr 1848 in Maffersdorf und den umliegenden Dorfschaften. Von A. Jäger.
3. Leitmeritz. Von Julius Lippert. (Fortsetzung.)
4. Miscellen: Die Cechen und die Adelsfrage im Reichstage zu Kremsier. — Das Schloß Mahlstein in Nordböhmen.
5. Adresse an Herrn Professor Dr. Leopold von Ranke in Berlin. — Antwort des Herrn Prof. von Ranke.
6. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I. 1. Stock.

(Ausgegeben am 15. März 1867.)

Prag,

In Commission der J. G. Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.

Leipzig,

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in **Böhmen** beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zugleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Fünftes Heft.

Die Stellung der Juden in Böhmen vor und nach der Epoche des Hussitenkrieges.

Von

Jul. Lippert.

In unserer Zeit gilt die Stellung der verschiedenen Confessionen zu einander in einem Staate als Maßstab für dessen Culturstandpunkt. Wenn man auch nicht eben an diesem Maßstabe die Verhältnisse des Mittelalters, dem die Idee der Toleranz vollkommen fremd war, messen darf, so lassen sich doch auch in dieser Zeit verschiedene Phasen jener gegenseitigen Stellung deutlich erkennen, die immerhin mit den sozialen und Culturverhältnissen der Völker in innigem Zusammenhange stehen. Die merkwürdigsten Phasen dieses Verhältnisses enthält die Geschichte der Juden, so wie im Allgemeinen, so insbesondere in Böhmen. Sie treten nie selbst in die Aktion und doch trifft sie jedes Ereigniß, jede, auch die geringste Umwälzung in den Verhältnissen des Staates.

In all dem zusammenhanglosen Wirrsal aber, das ihre Geschichte auf den ersten Blick zu bilden scheint, läßt sich doch bei näherer Betrachtung der rothe Faden leicht finden, an den sich ihre Geschicke reihten.

Die Idee, welche seit Karl dem Großen die Staaten des Mittelalters zu ihrer Grundidee gemacht hatten, verbot allerdings allen, die Juden als gleich berechtigte Staatsbürger in ihr Gemeindewesen aufzunehmen und die neu erworbenen Religionsbegriffe stellten sie dem Volke gegenüber von vornherein als Feinde dar. Allenthalben sah und haßte in ihnen der gemeine Mann die lebendigen Nachkommen der Peiniger Christi, und selbst der gebildetste Theologe, der Zeit und Personen besser aus einander zu halten verstand, die halsstarrigen „Leibwächter des Deismus."

Wenn dieß ihre Stellung überall wenig beneidenswerth gestaltete, so kamen hiezu in einzelnen Staaten noch ganz besondere Umstände und Verhältnisse, die jene bald verbesserten, bald verschlimmerten. In Böhmen stand ihr Schicksal von Anfang an in einem nahen Zusammenhange mit dem des deutschen Bürgers, mit diesem stieg und sank ihre Stellung. Dem Deutschen in Böhmen stand der Jude eben nur als Andersgläubiger gegenüber, der slavische Bewohner haßte ihn von Anfang an nicht nur als Mosaisten, sondern vor allem als Fremdling, der es gleich dem Deutschen wagte, durch Gewandtheit und Fleiß im fremden Lande reich zu werden, während jener in „seinem" Lande arm zu bleiben verurtheilt schien. Hierin lag denn auch schon theilweise der Grund der größeren Annäherung des Juden an den deutschen Christen.

295903/cc

Wie es in späteren Zeiten die Fürsten Böhmens für nothwendig fanden, sich in ihrem Lande einen eigenen Stand zu schaffen, auf den sie sich gegenüber der sehr wankenden Verläßlichkeit des einheimischen Adelswesens mit Zuversicht stützen konnten, und wie sie zu diesem Zwecke das deutsche Bürgerthum nach Böhmen verpflanzten, so hatte sich für sie in noch viel früheren Jahrhunderten die Nothwendigkeit herausgestellt, bei dem Mangel irgend einer Art von Finanzwirthschaft ein Mittel zu finden, durch welches sie sich über so zahlreich wiederkehrende Fälle momentan ungedeckter Bedürfnisse aus der Verlegenheit ziehen konnten, ohne in jedem einzelnen Falle die schwerfällige und mißliebige Maschinerie durch einen Landtag zu bewilligender außerordentlicher Contributionen in Bewegung zu setzen.

Diese Vortheile konnte nach dem damaligen Stande der sozialen Verhältnisse in Böhmen niemand anderer dem Fürsten gewähren, als eine reiche Judenschaft. Wie diese demnach naturgemäß unter dem besondern Schutze des Fürsten stand, so knüpfte sich auch an diesen ihr ganzes Geschick. Im Allgemeinen erlebten sie glückliche Tage, so oft ein kräftiger Regent die Zügel der Herrschaft führte; ihr größtes Unglück aber war ein schwacher Fürst. Auch diese Gleichheit des Geschickes brachte sie den Deutschen in Böhmen näher, als es sonst zu erwarten gewesen wäre. Ein vollständiger Umschwung zu ihren Ungunsten aber fand statt, als die Macht des Königthums durch die Stürme der Hussitenzeit gebrochen worden war, als Böhmen sich lossagte von den Traditionen der ruhmvollen Přemysliden, deren Regierungsprinzipien auf dem innigsten Anschlusse an das deutsche Reich beruhten, und sein Staventhum in den Vordergrund stellte. Und auch dieser Schlag traf mit derselben Wucht das deutsche Bürgerthum, so daß in politischer Beziehung von jeher Deutsche und Juden auf derselben Seite zu stehen gezwungen wurden und der Jude nur im Deutschthum sein Heil suchen konnte.

Die erste Einwanderung der Juden nach Böhmen erfolgte in für uns vorhistorischen Zeiten. Auf den ersten Blättern urkundlicher Geschichte finden wir sie bereits als längst anwesend verzeichnet. Tomek [1]) ist der Meinung, sie seien bereits aus dem Römerreiche mit andern Kaufleuten zu den Markomannen Böhmens gekommen und also länger im Lande, als die Čechen und die nachmals eingewanderten Deutschen. Sicher ist indeß, daß sie ihre Handelskreisen nach Böhmen in den frühesten Zeiten nach der Einwanderung der Čechen erneuerten oder vielleicht auch nur fortsetzten und als Handelsleute, die die Erzeugnisse cultivirter Völker zu den Barbaren brachten, von diesen gern gesehen wurden. So sind sie als Begründer des Handels in Böhmen anzusehen und kamen daselbst zu bleibenden Wohnsitzen, ehe noch von der Einwanderung eines Deutschen die Rede ist. Es ist selbstverständlich, daß diese vielgereisten und vielgewandten Kaufleute den einmal erlangten Vortheil nicht aus den Händen ließen und so bei dem Mangel jeder Concurrenz bereits in einer Zeit zu ungewöhnlichem Reichthume gelangten, als die Bewohner Böhmens noch in den einfachsten und ursprünglichsten Verhältnissen dahin lebten. So werden durch Cosmas ihre Ansiedlungen bereits zum Jahre 1091 unter denen anderer (allem nach sämmtlich fremder Kaufleute) im prager und wyschehrader Burgflecken angeführt und sie selbst schon damals als „überreich an Gold und Silber" geschildert. [2]) Durch die Einführung des Christenthums in Böhmen mußte indeß immerhin ihre Stellung zum einheimischen Volke eine in gewisser Beziehung mißlichere geworden sein. Dem Heiden mußten sie eben nur als Fremdlinge erscheinen — der Christ kannte ihre Geschichte, und diese gereichte ihnen in seinen Augen nicht zur Empfehlung. In Folge dessen kamen denn nun, besonders seit die ersten wilden Schaaren der Kreuzzügler den Fanatismus des Volkes erweckt und auch gegen die Juden gewendet hatten, mitunter traurige Tage über diese,

1) Tomek, Geschichte Prags I. 73. — 2) Cosmas 185.

änderten aber im Ganzen an ihrer rechtlichen Stellung nichts. Solche Unglückszeiten brachten für die Juden besonders die Jahre 1096, 1098, 1124 und 1252. [1]) Wenn sich gleich bei solchen Exzessen die Juden vor Allem selbst schützen mußten, wie ihnen dieß besonders im letzten Falle durch tapfere Gegenwehr gelang, so ergriff doch bald der Bischof (wie 1096) bald der Fürst (wie 1252 König Wenzel) ihre Partei.

Einzelne unter ihnen gelangten durch Reichthum und Geschicklichkeit nicht nur zu hohem Ansehen, sondern auch zu großem Einflusse selbst in Regierungskreisen, während ihre Gesammtheit sowohl dem Könige als der hohen Geistlichkeit und dem Adel unentbehrlich wurde — als deren Banquiers. Mußte sich doch mitunter selbst ein Bischof von Prag bequemen, seine kostbaren geheiligten Pallien in die gottlosen Hände der Juden zu legen, wenn auf andere Weise kein Geld zu schaffen war. [2])

Zu Zeiten Wladislaw I. um 1124 war es einem Juden, Namens Jakob, der sich allerdings, aber, wie die Folge bewies, auch nur zum Scheine hatte taufen lassen, gelungen, zu so hohem Einflusse am Hofe zu gelangen, daß man ihn allgemein als einen „Regentenstellvertreter" (vicedominus) ansah [3]), und auch später nennt (1228) König Premysl Ottokar I. einen ähnlichen mit Landbesitz begüterten Juden seinen „minister fidelis." [4]) Auch besaß bereits vor 1124 die prager Judengemeinde ihre eigene Synagoge, in der indeß auch ein christlicher Altar errichtet und mit Reliquien geziert war. [5])

Im 13. und 14. Jahrhunderte war die Ausbreitung der Judengemeinden in Böhmen in stetigem Zunehmen. Eben in dieser Zeit erblühten daselbst die deutschen Bürgercolonien und während bisher die Juden nur in der Nähe der königlichen Burgen Schutz gefunden hatten, wurde jetzt fast jede königliche Stadt der Sitz einer eigenen Judengemeinde, deren „Schule" der Sitz ihrer Verwaltungs- und Gerichtsbehörde war. Ihre eigenen Vorstände besaß die Judengemeinde unter dem Namen der „Judenältesten" nachweislich bereits im 11. Jahrhundert. [6])

Das Schädlichste für die Juden war der Aberglauben der Christen. Nicht wegen Wucher und Betrug wurden sie vom Volke verfolgt, sondern wegen angeblichen Vergießens von Christenblut. Aber auch diesen Verdächtigungen und abenteuerlichen Anschuldigungen gegenüber fanden die Juden nicht nur bei den mächtigeren Königen Böhmens und Ungarns, sondern selbst bei den Päbsten Schutz. Der große Pabst Innozenz III. erließ zu ihren Gunsten zwei Bullen („Sicut Judaeis" und „Obviare non credimus") und Friedrich II. von Oesterreich, sowie Bela von Ungarn thaten dasselbe in gleicher Richtung hinsichtlich ihrer Länder. König Premysl Ottokar II. ertheilte letzteren [7]) Gesetzen nicht nur volle Rechtskraft auch für Böhmen, sondern schärfte auch allen seinen Unterthanen die genaue Befolgung jener päbstlichen Bullen ein. So war dieses Judenschutzgesetz, das dem Culturstande Böhmens im 13. Jahrhunderte gegen-

1) Cosmas 202, 205, 272; Dalemil 145.
2) Das Geschäft machten damals nicht die prager, sondern die regensburger Juden, denen Bischof Hermann 1107 in die Hände fiel, um dem Herzoge zu genügen, wahrscheinlich weil erstere von diesem bereits direkt vollständig ausgesaugt waren. Cosmas 227.
3) Ibid 272. — 4) Erben Reg. (1228) 338.
5) Ueber den Zweck dieses merkwürdigen Altares wird uns nichts berichtet. Tomek glaubt, er sei bei Gelegenheit gesetzt worden, als die Juden durch die ersten Kreuzfahrer gewaltsam getauft wurden. Es scheint uns indeß nicht unmöglich, daß dieser Altar, vielleicht in einer Art Kapelle an der Synagoge zugebaut, für die vielen den Juden dienenden und unter ihnen wohnenden Christen bestimmt war. Hiefür dürfte der Umstand sprechen, daß als der besagte Altar durch den genannten Juden Jakob aus der Synagoge hinausgeworfen wurde, Herzog Wladislaw an den Juden gerade die Repressalie nahm, daß er nun das Verbot erließ, daß künftighin kein Christ mehr bei den Juden dienen dürfe. Cosmas 272.
6) Cosmas 205. — 7) Siehe Jirecek Codex j. b. I. 130.

über dem des 16. alle Ehre macht, das erste und älteste Gesetz, welches fast für den ganzen Umfang der heutigen österreichischen Monarchie Geltung hatte.

Der Inhalt all dieser Privilegien läßt sich auf zweierlei zurückführen: Schutz gegen die unberechtigten Angriffe von Seiten der Christen und Gewährleistung einer eigenen Gemeindeautonomie für die Juden.

In ersterer Beziehung wurde der Jude dem Christen vor dem Rechte im Allgemeinen gleichgestellt und um die muthwilligen Klagen der letzteren gegen erstere wegen Tödtung von Christenkindern hintanzuhalten, bestimmt, daß zur Beweisführung bei einer solchen Klage als Zeugen außer drei Christen auch noch drei Juden nöthig seien und daß der Kläger, der diesen Beweis nicht herzustellen im Stande wäre, dieselbe Strafe zu erleiden habe, die im andern Falle den Juden treffen müßte. Durch diese Bestimmung wurde jedenfalls der Friede der Judengemeinde bedeutend gesichert. Im Allgemeinen war ihnen Gerechtigkeit auch Christen gegenüber, besonders in Eintreibung ihrer Forderungen von Adel und Bürgern, zugesichert. Der Eid eines Juden solle dieselbe Giltigkeit haben, wie der des Christen, so wie der Jude eben so wenig für seine Person eine Maute oder einen Zoll zu zahlen hat wie der Christ, für seine Waaren aber hat er keinen höheren als diesen zu erlegen (§. 12)[1]. Legt ein Christ gewaltthätig Hand an einen Juden, so wird ihm die Hand abgehauen, verwundet er ihn aber, so zahlt er dem Könige 12 Mark Gold, dem Beschädigten aber 12 Mark Silber und die Kurkosten (§. 21 und §. 9). Der Mord eines Juden oder der frevelhafte Angriff auf einen jüdischen Kirchhof wurde mit Verlust des Lebens und Vermögens gebüßt. Mit ähnlichen Strafen wurden ähnliche Frevel bedroht. Selbst ihre besonderen religiösen Gepflogenheiten fanden freundliche Berücksichtigung vor jener Gesetzgebung. Niemand sollte den Juden am Sabath um Auslösung seiner Pfänder angehen und niemand von ihm eine Wegmaut verlangen, wenn er den Leichnam eines seiner Angehörigen nach ihrer Sitte aus fernem Orte zur Begräbnißstätte führte.

In anderer Beziehung war die Judengemeinde in Betreff ihrer Verwaltuug und Rechtspflege vollkommen getrennt von der christlichen Stadtgemeinde. Wie an der Spitze dieser ein Stadtrichter, stand an der jener ein Judenrichter. Nur vor dessen auf der Judenschule gehaltenes Gericht durfte ein Jude geladen werden. Der oberste Richter aber war der König selbst oder in dessen Stellvertretung der Oberstkämmerer (§. 8) und nur dieser konnte sie vor irgend ein anderes Gericht als das der „Schule" rufen (§. 30).

Jedenfalls mußte sich so im Laufe der Zeit auch in dem jüdischen Gemeinwesen ein eigenes Recht ausbilden, von dessen Denkmälern jedoch bisher, so interessant dieß wäre, noch keine Spur gefunden wurde.

Durch dieses für seine Zeit durchaus liberale Gesetz war den Juden in Böhmen jenes Maß von Freiheit und jene rechtliche Stellung gesichert, dessen und deren sie in einem christlichen Staate nach den Ideen des Mittelalters überhaupt nur theilhaftig werden konnten; es fehlte nur Ein Moment, freilich ein sehr wichtiges, zu ihrer völligen Gleichstellung mit den Bürgern des Landes, die politische Gleichberechtigung. Wie schon angedeutet war in vielen Stücken das Verhältniß beider ein ähnliches. Beide gehörten einer andern Nation und Sprache an, als die adeligen und unterthanen Bewohner des Landes, beide hatte das Bedürfniß aus in der Cultur vorgeschritteneren Staaten in den erst im Zustande der Kindheit befindlichen Staat gelockt, beide waren durch diese Ueberlegenheit reich und mächtig geworden, beider Reichthum und Macht gründete sich nicht auf den Besitz von Grund und Boden, sondern zunächst auf die Verwerthung jener

1) Dagegen zahlte noch 1222 der Jude Einen Heller Maute, während man von Geistlichen 30 Heller erhob. Erben Reg. (1222) 303.

geistigen Ueberlegenheit, beide waren schließlich Schöpfungen und Stützen der landesfürstlichen Gewalt — zwischen beiden aber bestand der große Unterschied, daß während die deutschen Bürger im Staate zu Einheimischen wurden, politische Rechte erlangten und einen Theil der einheimischen Bevölkerung zu sich heranziehen konnten, die Juden wegen der Verschmelzung der Begriffe von Kirche und Staat in jener Zeit in politischer Beziehung durch das ganze Mittelalter hindurch Fremdlinge bleiben mußten. Darin hingegen war beider Stellung wieder ähnlich, daß sie beide, die wohlhabenden Fremdlinge, den Neid und Haß der bedürftigen Einheimischen in hohem Grade erregten, ungleich aber wieder darin, daß den deutschen Bürger vorzüglich der Haß des čechischen Adels traf, weil er ihm gegenüber eine politische Partei bildete, während dem Juden gegenüber weniger der Adel, der seiner selbst genug oft bedurfte, als vielmehr der große Haufen des Volkes auftrat. Sollten diese feindseligen Elemente einst zum Siege gelangen, so waren abermals beide Theile in verschiedener Weise gefährdet. In Betreff der Personen hatte allerdings der Deutsche dasselbe wie der Jude zu fürchten. Während es indeß leicht möglich gewesen wäre, daß das Judenthum, das ja nicht den Rang eines Standes besaß, spurlos aus dem Lande verschwunden wäre, war dieß Betreff des Bürgerthums weniger zu fürchten. Wohl hatte der Adel ein Interesse, die politische Bedeutung dieses Standes zu vernichten, der große Haufen des Volkes aber verlangte nur dessen — Čechisirung: es konnte höchstens der deutsche Bürger zu Grunde gehen, das Bürgerthum aber čechisirt werden. In jedem Falle aber hing beider Schicksal wieder eng zusammen. Bei jeder ähnlichen Umwälzung mußte zuerst die Macht des Königthums, die beides geschaffen hatte, gebrochen werden und war dieß wirklich geschehen, dann mußte nothwendig die Čechisirung des Bürgerthumes die Vernichtung des Judenthums begleiten. Zunächst mußte diese Lebensfrage an beide Stände, wenn man auch das Judenthum so nennen darf, herantreten, als mit den Premysliden auch ihr consequentes Regierungsprogramm in die Ewigkeit ging. Die überwiegende Macht des deutschen Bürgerthums hielt indeß in der nächsten Periode die Krisis noch fern. Unter der Regierung des ersten Luxemburgers gestaltete sich diese Lage zwar zeitweilig minder beneidenswerth, doch galten die Bedrückungen König Johanns durchaus nicht den Juden als solchen, sondern auf sie fiel eben nur ein freilich bedeutender Antheil jener großartigen Schatzungen, die die Bürger im Allgemeinen trafen, und wonach er 1336 in der Judensynagoge forschte, das suchte er ja bekanntlich auch in der prager Kirche am Grabe des heiligen Adalbert. Hiefür entschädigte die Juden die milde Regierung seines Sohnes und Nachfolgers, der ihnen allenthalben seinen sorgfältigsten Schutz angedeihen ließ. Neben Vielem, was hier angeführt werden könnte, spricht sich die ehrbare Stellung, die die Juden unter seiner Regierung einnahmen, am besten in ihrer vollkommenen Gleichstellung mit den Christen in der neu gegründeten Neustadt Prags aus. Karl IV. lud sie aus allen Städten mit Ausnahme der Altstadt, die er dadurch nicht auf Kosten der neuen Stiftung schädigen wollte, freundlichst ein, in seine Lieblingsschöpfung zu übersiedeln, erlaubte ihnen nicht nur daselbst gleich den Christen Häuser zu bauen und zu besitzen, sondern gewährte ihnen auch alle dieselben Steuerfreiheiten und Erleichterungen, ganz wie sie diese genoßen. [1])

Die großartige soziale Umwälzung, die hierauf in Böhmen, hervorgerufen nicht zum geringsten Theile durch die Unklughgit des schlecht berathenen Königs Wenzel, Karls ganz unähnlichen Sohnes, erfolgte, zu schildern, kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein. Wenzel IV. war der erste König, der sich von dem bisherigen Regierungsprinzipe lossagte und sich auf die slavischen

1) Pelzel, Karl IV. Urkundenbuch I. Nr. XLIII und XLIV.

Elemente Böhmens allein stützen zu können glaubte. Dieß Experiment ist sowohl ihm wie dem Lande theuer zu stehen gekommen. In den Stürmen selbst litten Deutsche sowohl wie Juden unsägliches Ungemach, nur daß dießmal der Kampf vorzüglich gegen die ersteren gerichtet war, während bei letzteren nur der Gewinn lockte.

Nach jenen Stürmen aber war die Sachlage eine ganz veränderte geworden. Die Bewegung hatte ihr Ziel erreicht, das deutsche Bürgerthum war vernichtet und an die Stelle der vertriebenen oder vernichteten wohlhabenden Bürgerfamilien der alten Zeit traten erwerbsüchtige Emporkömmlinge, die der slavischen Bevölkerung angehörend bis dahin eine untergeordnete Stellung eingenommen hatten. Nahezu alle Städte Böhmens waren čechisirt worden und dieß neue durch die langen Kriege nichts weniger als gehobene Bürgerthum hatte vollauf die Concurrenz der, was Gewandtheit und Fleiß anbelangt, weit überlegenen Judenschaft zu fürchten, die dem ebenbürtigen deutschen Bürgerthume gegenüber gar nicht in Rücksicht gekommen war. Es war daher das ganze Bestreben der neuen Bürgerschaft consequent darauf gerichtet, der fatalen Juden los zu werden: indem man die Concurrenz zu besiegen sich nicht getraute, mußte man sie aus dem Wege zu räumen trachten. Dieses Bestreben wurde von zweierlei Umständen unterstützt. Einmal schienen die Juden selbst eine Handhabe zu den von nun an unaufhörlichen Klagen gegen sie zu bieten, indem auch ihrer viele durch das jahrelange Unglück zum besitzlosen Proletariate herabgesunken waren und keine Art von Erwerb scheuen durften, um den bedeutenden an sie gestellten Forderungen zu genügen und dabei ihr Leben zu fristen. Die Nation war durch die langen Kriege verwildert und verkommen, Raub und Diebstahl an der Tagesordnung und der Jude häufig genug wissend oder unwissend der Hehler des entwendeten Gutes, indem es ihm als Pfand für ein erhobenes Darlehen eingestellt wurde. — Hiezu kam als zweites Moment die ungeheure Schwächung, welche das Königthum erlitten hatte, so daß dessen Macht nicht mehr vollkommen hinreichte, um den Juden den früher genossenen Schutz nachdrücklich angedeihen zu lassen. Von den schwankenden Phasen seiner nunmehrigen Machtstellung hing von nun an auch das Schicksal der Juden ab, deren vollständige Vertreibung aus dem Lande nun das vielfach ausgesprochene Ziel der christlichen Bevölkerung wurde.

Dieses Ziel konnte allerdings nicht mit Eins erreicht werden, vielmehr wurde es eine Arbeit nahezu für Jahrhunderte, binnen welcher Zeit ein beständiges Fortschreiten bemerkbar ist.

Ehe man offen die Vertreibung der Juden zu fordern wagte, verlangte man erst stufenweise Beschränkungen. Schon unter die Bedingungen, die Kaiser Siegmund 1420 vor seiner Thronbesteigung gewährleisten sollte, hatte die prager „große Gemeinde" die Beschränkung der Juden in Betreff des Leihens auf Pfänder verlangt. [1]) Dann verstummte die Judenfrage allerdings auf lange Zeit, indem inzwischen bedeutendere Fragen ihre blutige Lösung fanden. Vergessen aber wurden die Juden deßhalb mit nichten; vielmehr waren sie gesuchte Objekte, so oft die Ueberreizung nach einmal wachgerufener Begeisterung das Volk nach irgend einer in ihrer Art großen That nicht alsogleich schlafen ließ. Als im Jahre 1422 der Prediger von Maria Schnee enthauptet worden war und das Volk darüber aufstand, — da standen die Juden nicht im geringsten Bezuge zu jenem Ereignisse, nichts desto weniger wurden zur Feier des Tages ihre Häuser geplündert. [2]) Eben so unklar ist uns der Zusammenhang, in dem 1483 die Juden mit den Mönchen standen, als diese vom Pöbel aus der Stadt gejagt wurden. Da das Volk einmal in der Arbeit war, schien es Ein Aufwaschen und es wurden auch

1) Archiv český III 208. — 2) Staří letopisové S. 51.

die Juden geplündert; freilich kamen dabei auch jene adeligen Herren sehr schlecht weg, die ihre Schätze bei ihnen aufzubewahren pflegten. [1])

Als indeß nach Jahrzehente langen Stürmen endlich wieder die innere Ordnung der staatlichen Verhältnisse in Angriff genommen wurde, da beschäftigte die Judenfrage wieder vor Allem die Gemüther. Auf dem prager Landtage des Jahres 1494 wurden Beschlüsse gefaßt, die jenen Forderungen der „großen Gemeinde" entsprachen. Leiht ein Jude, wurde bestimmt, auf eine gestohlene Sache als Pfand, so muß er diese, falls sie bei ihm vorgefunden wird, ohne Entschädigung ausliefern, ja selbst den hieraus irgend wie entstandenen Schaden ersetzen und auf Verlangen den Verseter nennen: kann er dieß nicht thun, so geht es ihm an Hals und Gut. Auf bloße Schuldscheine hin aber ohne ein Pfand darf er künftighin gar kein Geld mehr ausleihen! [2]) So glimpflich und billig diese Bestimmungen auf den ersten Anblick hin scheinen, so war doch offenbar ihr Zweck nicht sowohl, möglichem Unrechte vorzubeugen, als vielmehr den Juden überhaupt — das Handwerk zu legen. Während ihnen nur gestattet war, auf Pfänder und auf keine andere Art Geld auszuleihen, war gerade diese Art für sie derartig gefährlich geworden, daß sie bei solchen Geschäften täglich zwischen Leben und Tod schwebten, denn wenn sie, um sicher zu gehen, ihre Geschäfte auf diejenigen beschränken wollten, die sie persönlich kannten und also im Falle des Begehrens nennen konnten, so war es ihnen nicht möglich, ihr Leben durchzubringen. Der in der Culturgeschichte jener Zeit minder Bewanderte könnte vielleicht fragen: Warum wandte sich auch das träge Volk keinem ehrlicheren Gewerbe zu? — Wer indeß minder unbewandert ist, wird dieß zu fragen unterlassen; denn nicht ein unehelich geborener Christ, geschweige denn ein Jude konnte in irgend welcher Zunft Aufnahme finden und außer der Zunft durfte bekanntlich kein Gewerbe betrieben werden. Der Handel Böhmens und sein Verkehr mit dem Auslande aber war durch die Hussitenkriege vollständig vernichtet, durch sie waren die Juden ihrer vordem erworbenen Schätze beraubt worden und der obige Beschluß sollte sie nun offenbar, indem er ihnen den einzigen letzten Erwerbzweig abschnitt, indirekt zwingen, das Land zu verlassen. Daß er diese Bedeutung habe, verschweigen auch die Stände durchaus nicht. Dieß bestätigt König Wladislaw II. ausdrücklich, indem er [3]) sagt, „es sei in den letzten Zeiten vielfach die Rede davon gewesen und geklagt worden über die Juden des Königreichs Böhmen, wie sie die Unterthanen zu Schaden bringen, und man habe davon gesprochen, daß sie unter Christen nicht geduldet werden sollen." Niemanden mußte dieses Beginnen bedrohlicher erscheinen, als dem Könige selbst, dem nie mit disponiblem Gelde überhäuften Wladislaw, und er, der selten zu einer energischen That sich aufraffte, that es dießmal, um jenen gefährlichen Bestrebungen entgenzutreten und durch seine Vermittlung die Juden sich und seiner Kammer zu erhalten. In Folge dessen erließ er unterm 19. Mai 1497 eine eigene Judenordnung [4]), damit die Juden „ohne Schädigung der Unterthanen im Königreiche verbleiben, ihm ihre Abgaben entrichten, so wie ihren Erwerb suchen könnten, da sie ja zur königlichen Kammer gehören und in seinen Nöthen sich stets bereit und willig erweisen." Offenbar hatten die Juden diese seltene Energie des Königs durch einige Opfer zu wecken gewußt.

Der Inhalt der Verordnung war ihnen trotz einigen Beschränkungen im Ganzen günstig — jedenfalls nicht zur Freude ihrer Widersacher.

Die Juden sollten fernerhin wieder nicht nur auf Pfänder, sondern auch gegen anderweitige Bürgschaft Geld an Christen leihen dürfen, jedoch mußte der ganze Handel in Prag vor dem Burggrafenamte, in den übrigen Städten vor der Stadtbehörde vor sich gehen, um den Christen einerseits vor Betrug zu

[1]) Staří letop. S. 236. 2) Archiv český V. 456. — 3) Archiv český V. 478.— 4) Ibidem.

schützen, andererseits aber auch dem Juden zu seinem Rechte zu verhelfen. Sollte in letzterem Punkte, wie dieß bis dahin der Fall gewesen sei, die Landbehörde saumselig sein, so solle sich der Jude an das Burggrafenamt als obere Instanz wenden können. Ein Hauptpunkt des ganzen Statuts, der uns zugleich einen tiefern Einblick in die Verhältnisse gewährt, war die Anordnung des Zinsfußes. Dem Juden sollte es erlaubt sein, doppelt so viel Prozente zu nehmen wie dem Christen, das ist vom Hundert zwanzig, während dieser nur zehn zu beanspruchen hatte und dieß, wie der König sagt, deßhalb: „Würde der Jude dieselben Zinsen nehmen, wie der Christ, so könnte er dabei nicht bestehen; denn der Christ nimmt die seinen frei und verwendet sie für sich, nicht so der Jude; denn dieser muß zuerst uns berichtigen, was er schuldig ist, zweitens jenem Herrn, dessen Schutz er genießt, drittens seine Zinsungen, viertens läßt ihn schwerlich ein Amt, dessen Hilfe er bedarf, ungeschoren gehen und endlich muß er doch selbst auch etwas haben, wovon er mit Weib und Kind leben kann. Zudem sucht ihn der Christ nur, wenn ihn die höchste Noth dazu zwingt, wie etwa wenn ihm Haft oder sonst ein Schaden droht und er anderswo kein Geld auftreiben kann; und gerade hierin pflegen sich die Christen gegen einander sehr unchristlich zu verhalten, indem sie einander mehr Schaden zufügen, als der Jude durch seinen Wucher."

Bekennt hier nicht der König selbst, daß der Staat den Juden zum Wucherer mache, ja daß eigentlich der Staat durch ihn seinen Unterthanen gegenüber Wucher treibe? Den säumigen Schuldner durfte der Jude zwar nicht mehr wie bisher in Haft nehmen, wohl aber mußte ihm das Gericht in der Weise zu seinem Gelde verhelfen, daß ihm jener statt der Haft und des Kostenersatzes wöchentlich vom Tage der Zahlungspflicht an für jedes meißner Schock einen weißen Pfennig zu zahlen hatte.

Bei Summen unter 5 Schock konnten die Zinsen wie immer zwischen dem Juden und Christen vereinbart werden; die Zinsen aber sollten nicht mehr zum Capitale geschlagen und wieder verzinst werden, sondern der Jude hat, sobald er das Geld haben will, den Rechtsweg zu betreten in der angegebenen Weise.

Den Landtagsbeschluß betreffend das Leihen auf gestohlene Pfänder hob die neue Verordnung zu Gunsten der Juden auf. Es habe jener Beschluß, sagt Wladislaw, für die Juden viele Schwierigkeiten geschaffen. Von vielen Dingen, die zu ihnen gebracht werden, können sie nicht wissen, ob sie gestohlen sind, borgen Geld darauf, dann aber suchen die Christen ihre abhanden gekommenen Gegenstände bei ihnen, sie dürfen sie nicht verläugnen und müssen sie ohne Entschädigung hergeben. Vielen Christen aber genügt dieß noch nicht, sondern sie verlangen von ihnen stets, daß sie den Versetzer ihnen nennen oder stellen. Dieß aber sei für die Juden eine schwierige, ja unerträgliche Sache. Viele nämlich, die Pfänder zum Juden bringen, hat dieser sein Lebtag nicht gesehen noch gekannt und anderseits wartet ein solcher durchaus nicht, bis ihn das Gericht ergreifen könne, sondern macht sich so weit als möglich davon. „Und was wird es auch," fährt er in seinen volkswirthschaftlichen Untersuchungen fort, „den Christen nützen, wenn die Juden auf solche Dinge nicht mehr borgen würden? Der Dieb wird mit dem Gestohlenen weiter gehen; der Betroffene kann nun mit geringem Schaden seine Sache unter den Juden erfragen, ist sie aber nicht bei den Juden, so kömmt er ganz darum! Andererseits trifft es sich oft, daß zu ihnen ein bekannter Gauner kömmt, den sie gern vom Halse hätten, ohne ihm zu borgen, der sie aber durch allerlei Bedrohungen dazu zwingt. Auch könnte es sich treffen, daß jemand schleunigst um einer bedeutenden Noth halber Geldes bedarf und seine Kleinode oder Kleider zum Versatze schickt, die Juden aber würden sich alsdann fürchten, daß jene am Ende gestohlen seien und nichts darauf zu borgen wagen, was dem Volke gewiß sehr unbequem wäre." In Berücksichtigung dessen sollen die Juden

wieder wie vordem auf Pfänder leihen dürfen ohne jene unerträgliche Verantwortlichkeit; nur gibt der Landesvater seinem Volke den weisen Rath: „Wer ein Kleid oder Kleinod verpfändet, soll daran denken, ob er es auch wieder wird auslösen können, damit es ihm nicht bei den Juden verfalle; sieht er dann ein, daß es ihm verfallen werde — dann verkaufe er es lieber gleich!“

Diese Judenordnung betrachtete die Verhältnisse offenbar mehr vom Standpunkte der Juden einerseits und dem des Königs und der Herren andrerseits, wie sie sich auch als mit der Beistimmung letzterer erlassen ankündigt. Wie diese selbst namentlich nur die „Herren“ als Verpfänder anführt, so belehren uns auch andere Nachrichten [1]), daß es außer den Fürsten vorzüglich der höhere Adel war, der der Juden bedurfte. Es ist natürlich, daß die übrigen Stände mit dieser königlichen Vermittlung nichts weniger als einverstanden waren. Indem Wladislaw hiedurch die Hindernisse, die die Existenz der Juden bedrohten, wegräumte, benahm er dem Volke zugleich die Mittel, indirekt die Juden zur Auswanderung zu zwingen. Die Stände (mit Ausnahme einzelner Herren) waren aber durchaus nicht gewillt ihr Bestreben aufzugeben, sondern traten vielmehr nun unumwunden mit der nackten Forderung der Ausweisung vor den König. Wir kennen die einzelnen Phasen dieses Prozesses allerdings nicht, ersehen aber aus den Hauptmomenten desselben, wie richtig die Bemerkung sei, Wladislaw habe immer dem Recht gegeben, der das letzte Wort gesprochen. Wären die Juden nicht eben als des Königs persönliches Kammergut angesehen worden, so wäre der königliche Wille in dieser Sache allerdings minder bedeutsam in die Wagschale gefallen, — so aber war der König nicht zu umgehen. Wenn Wladislaw in Prag weilte, dann mögen sich die Juden wohl in ihrer Vertheidigung Rath gewußt haben, war er indeß etwa in Ofen, dann waren ihre Feinde die Herren, wenn sie ihn daselbst aufsuchten. Dieß war im J. 1507 der Fall. Eine Gesandtschaft aller drei Stände hatte dem Könige zu Ofen die alte Bitte vorgetragen und fand dießmal Erhörung.

Triumphirend kehrten die Gesandten Montag nach dem Dreifaltigkeitstage 1507 nach Prag zurück, beriefen die prager Gemeinde auf das Rathhaus und verkündeten ihr — gewiß unter den landesüblichen Zeichen des Beifalls — daß sie es beim Könige erbeten hätten, daß künftighin kein Jude mehr in Böhmen, Mähren und Schlesien sich aufhalten dürfe. Sofort wurde diesen nun aller Orten ihre Ausweisung angezeigt und ihnen Ein Jahr Frist gegeben, binnen welchem sie sich ausverkaufen und auswandern sollten, so daß bis längstens Pfingsten 1508 die ersehnte Zeit anbrechen sollte, in der sich kein Jude mehr im Lande befände. Wer die Juden aber unterstützen oder für sie fürsprechen würde, der solle mit ihnen das Land verlassen. [2]) Dieß hätte zunächst den hohen Adel betreffen müssen.

Der Annalist versichert zwar, die Herren hätten eben auch um diesen Entscheid gebeten, ihr Benehmen aber scheint dieß nicht zu beweisen. Wahrscheinlich gab es indeß unter ihnen selbst verschiedene Parteien. Die Juden begannen nämlich zwar wirklich aus Prag auszuziehen, wurden aber auf dem Lande von dem höheren Adel aufgenommen und auf dessen Gütern so wie seinen unterthanen Städten angesiedelt, worüber im ganzen Lande nicht wenig Streit und Zwist entstand. Dießmal fiel nun der König wieder der Herrenpartei in die Hände und entschied allerdings nichts weniges als consequent zu ihren Gunsten.

Längst mag ihn überdieß seine frühere Nachgiebigkeit gereut haben und er hob daher seine frühere „Begnadigung“ wieder auf und befahl, die Juden abermals aufzunehmen.

Hiemit war aber vor Allem die prager Gemeinde nichts weniger als ein-

1) Z. B. Staří letop. S. 236. — 2) Staří letop. 281.

verstanden, ja sie widersetzte sich sogar offen dem königlichen Befehle. Der Oberstkanzler vermittelte dann den hieraus entspringenden Streit dahin, daß er den Juden von der Gemeinde wenigstens eine Frist erwirkte bis zur Ankunft des Königs, wornach die Sache endgiltig entschieden werden sollte. [1]) Dabei blieb es indeß bis zum Tode Wladislaws (1516) natürlich keineswegs ganz ohne momentane Hetze. [2]) Wohl aber schleppte sich das Provisorium ohne eine definitive Entscheidung auch dann noch Jahre lang hin und die Juden sahen gewiß nicht ihre heitersten Tage während der Dauer dieser Galgenfrist. Wie hatte sich das Blatt gewendet seit den glänzenden Zeiten Karls IV.!

Bald nach dem Regierungsantritte Ludwigs, nachdem die großen Gegenstände des Königreichs auf dem St. Wenzelstage geordnet worden waren, kam auch die Judenfrage wieder auf die Tagesordnung, wurde jedoch dießmal von der prager Gemeinde, die den größten Eifer in der Sache zeigte, auf eigene Faust und deßhalb auch ohne entscheidenden Erfolg in Verhandlung gezogen. Der Annalist [3]) macht sich selbst lustig über den Vorgang, indem er erzählt: „Mittwoch nach Allerheiligen (1517) war die altstädter Gemeinde beisammen, und da wurden die Juden aus Prag ausgewiesen von einigen Kürschnern und Krämern.“ Vor allen war es ein gewisser Komendý, der mit seinem Nachbar 100 Schock gewettet hatte, daß er die Juden doch aus Prag hinausbringe, der mit seinem Anhange diesen Beschluß durchgebracht hatte. Jedenfalls aber widersetzten sich der Ausführung desselben alsogleich die königlichen Behörden und die Juden wurden somit noch immer in ihrer peinlichen Schwebe erhalten. Als hierüber offenbar der alte Streit erneut wurde, ließen sich die königlichen Stellvertreter und Landesregenten nach Ostern des folgenden Jahres (1518) neuerdings in förmliche Unterhandlungen mit der prager Gemeinde ein, die auf dem altstädter Rathhause geführt wurden und endlich abermals ein ferneres Hinausschieben der Entscheidung zur Folge hatten. Die Prager willigten darein, die Juden noch bis zu der Zeit bei sich zu dulden, bis König Ludwig selbst ins Land kommen würde, verlangten aber, daß die Landesverweser sich mit den andern Ständen ins Einvernehmen setzen möchten, damit jenes Privilegium Wladislaws (die Ausweisung der Juden) in die Landtafel eingetragen werde. Bei dieser Gelegenheit traten die Juden selbst vor die Gemeinde, baten sie um Mitleid und Erbarmen mit ihren Greisen, Kindern und Nothleidenden und versprachen das Geld auf geringe Zinsen fortan herzuleihen, und von den Gemeindengrundstücken, die sie in Benutzung hatten, mehr als das Vierfache von dem bisherigen Geschoß zu zinsen. Diese hinausschiebenden Beschlüsse waren indeß auch dießmal nicht nach dem Sinne der großen Judenfeinde, die sich durch ihre rohe Leidenschaftlichkeit populär zu machen wußten. Bald (Ende April 1518) [4]) wurde die Frage gegen die obige Vereinbarung in der Gemeindeversammlung abermals angeregt und zwar wieder durch einen gewissen Gevatter Kürschner, Namens Kardinal, der nachdem Paschek von Wrat der Gemeinde alle Sünden vorgehalten, denen ihre Glieder fröhnen, in langer Rede den Schaden und das Verderben nachwies, das die Juden der Stadt brächten, und es konnte natürlich nicht fehlen, daß ihm das Volk, besonders das der Neustadt, des damaligen Sitzes der exclusiv Nationalen, beifällig zulärmte. Nichts desto weniger schien es in Prag nicht räthlich, mehr als Lärm und Geschrei zu wagen. Man mußte ja wissen, daß die königlichen Landesbeamten entschieden für die Juden eingetreten wären, so wie ja auch die vielen Gönner letzterer unter dem Adel zu fürchten waren. Ein Brief des gewesenen Oberstlandhofmeisters Wilhelm von Bernstein an seinen Sohn Johann [5]) spricht die Ansicht dieses erfahrenen Mannes, durch dessen Einsicht einst

1) Staří letop. 286. — 2) Ibid 358. — 3) Ibid 418. — 4) Ebendaselbst S. 425 — 5) Archiv český I. 86.

die Beschlüsse des bekannten St. Wenzelstages von 1517 zu Stande gekommen waren, unumwunden aus, indem er diesen auffordert, zu Gunsten der Juden und Unterthanen zu wirken. Er behauptet, daß selbst die bloßen Beschränkungen der Juden, wie sie durch den Beschluß, es solle nur vor Gericht geborgt werden, bestimmt worden waren, dem Landvolke schädlich seien. „Mir liegt," schreibt er unter anderem, „an den Juden nichts und für die Juden schreibe ich dieß wahrlich nicht, sondern ich schreibe es zu Gunsten meiner Unterthanen, die ich auf den Weinbergen habe und die meine Weinberge verlassen müßten, wenn die oberwähnten Bestimmungen durchgeführt werden sollten. Denn dem (Juden) Faitl allein sind sie jetzt in Blučin an 400 Sch. schuldig. Und wenn sie keine Ernte hatten, so hat er von ihnen auch nichts genommen, sondern war so mitleidig, ihnen zu warten, und wenn unser Herrgott eine bessere Zeit schenkt, dann werden sie sich wieder aufhelfen können. Dagegen haben gleich heuer Geistliche und Städter auf meinen und anderen Herrschaften auf ein zehneimeriges Faß Wein 5 Schock geborgt..... und auf anderen Herrschaften borgen sie mitunter nur 4 Sch. Das scheint mir ein dreimal so großer Wucher, als ihn die Juden treiben." — „Da du das nun weißt, so sprich darüber! Denn ich will gern zu allem meine Stimme geben, was sich ziemt, aber daß ich, um Anderen aufzuhelfen, mich und meine Leute verderben sollte — das thu ich nicht." — Schließlich verlangt er, daß man, wenn man die Juden schon vertreiben wolle, woran ihm allerdings nichts liegt, den Geistlichen und Laienchristen auferlegen solle, daß sie keine Judenzinsen nehmen, wie sie jetzt deren größere nehmen als die Juden, denn während er den Brief noch schreibe, habe er erst wieder erfahren, daß Christen nur Ein Schock auf drei Eimer borgten und diese Christen könnte er mit Namen nennen. Von diesem Standpunkte aus ist der Widerstand erklärlich, den die Gemeinde in ihren Bestrebungen fand.

Bis 1522 mußte sich die Entscheidung der Sache in Gemäßheit der oben angeführten Vereinbarung verschieben, denn erst in diesem Jahre kam König Ludwig ins Land, aber auch dann erfolgte wie überhaupt auch nachher keine förmliche Entscheidung, theils wohl, weil der König vollauf mit andern Dingen zu thun hatte, theils weil er wohl die Juden weder preisgeben noch auch die Feinde derselben geradezu vor den Kopf stoßen wollte. Nachdem er jedoch das Land wieder verlassen hatte, wurde (1524) von der prager Gemeinde ein abermaliger Judenausweisungsbeschluß gefaßt [1]), indem dießmal den Juden die Ehre widerfuhr, unter einem mit den Huren aus der Stadt verbannt zu werden — und doch ist Prag die einen so wenig wie die andern je los geworden. Allen ähnlichen Beschlüssen fehlte zu ihrer Durchführung die königliche Sanction.

So fristeten denn die Juden in Böhmen forthin ein wahrhaft kummervolles Dasein fast wie zwischen Leben und Tod schwebend und, wie, nach Tacitus die Philosophen in Rom, stets verbannt und stets geduldet, wie unter dem Galgen stehend, bis erst unter der Regierung Ferdinands II. 1624 ihre Stellung wieder rechtlich geordnet wurde, oder bis es, um mit dem „großen Patrioten" und noch größeren Judenfeinde Balbin, so wie mehr im Sinne mancher Zeitgenossen zu sprechen, „sich ereignete, daß das abscheulichste der Völker mit so großen Privilegien und Freiheiten geschmückt wurde, das diese ein ganzes Buch — von zehn (!) Artikeln ausmachen" — jenes Volk, daß schon einst „durch so vielfache Blutschulden, Verbrechen, Wucher, Diebstähle, Gottesraub, fleischliche Laster, durch sie obschwebende Gefahren und unsäglichen Schaden" den König Wladislaw gezwungen, daß er es „binnen einem Monate" Böhmen zu verlassen gelobt! So stellt der „große" Balbin, allerdings sehr bündig, den oben erzählten Verlauf der Dinge dar. [2]) Ein gehängter Hund muß ja wohl Leder gefressen haben!

1) Staří letop. 464. — 2) Balbin. Epitom. lib. V. C. 11.

Weit gefährlicher noch, als in Prag selbst, entwickelte sich der Prozeß der Judenfrage im 16. Jahrhunderte in den einzelnen königlichen Städten des offenen Landes, wo keine so mächtigen Beamten zum Schutze der Juden zur Hand waren, wie dort, die Judenmanie hingegen eine gleich große war. Die innere Geschichte unserer Landstädte ist allerdings noch viel zu wenig aufgehellt, als daß uns der Ueberblick über den Verlauf jenes Prozesses im ganzen Lande möglich wäre. Doch so viel beweist das Eine Beispiel der Stadt Leitmeritz, daß die Reaktion gegen die Juden, die seit dem Hussitenkriege mit der gegen das Deutschthum Hand in Hand ging, hie und da zu vollständigem Siege gelangte.

Auch in Leitmeritz bestand wie in Prag eine eigene bedeutende Judengemeinde, die sich, so lange die Stadt deutsch war, vollkommenen Friedens erfreute. Seit indeß mit dem 15. Jahrhunderte ihre gewaltsame Čechisirung begonnen hatte, begann auch, jedenfalls nicht ohne Zusammenhang mit den Vorgängen in Prag, die Feindseligkeit gegen die Juden, die endlich bis in jenes Stadium trat, daß die Juden nicht bloß wie in Prag durch Gemeindebeschluß ausgewiesen, sondern im Jahre 1541 mit Gewalt aus der Stadt gejagt wurden. Allerdings schlug diese That, wie uns der Stadtschreiber jener Zeit versichert, dem Magistrate und den Bürgern zunächst sehr schlecht an, indem viele Rathsherren und Bürger verhaftet wurden, einzelne lange in Prag im Thurme zubrachten, ja andere sogar um den Kopf kamen: nichts destoweniger wurde König Ferdinand I. endlich besänftigt und verzieh der Gemeinde alle Schuld, die sie durch jenes gewaltthätige Vorgehen auf sich geladen [1]), ja nicht lange darnach erkannte er auf Bitten der Stadt den so gewaltthätig geschaffenen Zustand der Dinge an und verlieh der Stadt Leitmeritz (1546) das förmliche Privilegium, daß weder in der Stadt noch in den Vorstädten oder deren Umgebung auf städtischem Grunde für die Zukunft je wieder ein Jude wohnen, noch auch nur übernachten oder überhaupt unter irgend einem Vorwande die Stadt besuchen dürfe. [2])

So unterlagen die Juden in jenem Kampfe um die Existenz hie und da gänzlich, während ihre Stellung im Allgemeinen auch dort, wo sie durch irgend einen Schutz begünstigt geduldet wurden, eine weit ungünstigere wurde, als sie es vor den sozialen Umwälzungen des 15. Jahrhundertes je gewesen war.

Das Revolutionsjahr 1848 in Maffersdorf und den umliegenden Dorfschaften.

Von

A. Jäger.

(Schluß.)

Wie die Nationalgarde bestanden hat.

Unter die wichtigen Errungenschaften der Märztage zählte man auch die Volksbewaffnung: das Recht und die Pflicht der volljährigen, unbescholtenen Bürger des Staates, Waffen zu tragen, in bewaffneten Korps, Nationalgarden, sich in denselben zu üben, um im Nothfalle das Vaterland gegen äußere

1) Urkunde im leitmer. Stadtarchiv ddto. Prag, S. Veit 1543.
2) Urkunde ebendaselbst ddto. Samstag vor Mariä Himmelfahrt 1546.

und innere Feinde vertheidigen, die Verfassung, die Rechte und Freiheiten des Volkes schützen zu können.

Der Eifer, mit welchem allenthalben, nicht nur in Städten, sondern auch in vielen Dorfschaften Nationalgarden ins Leben traten, zeugt für das Verständniß von der Bedeutung dieses Instituts, besonders für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in jener bewegten Zeit, und für die Sicherheit des öffentlichen und Privateigenthums bei etwa entstehenden Unruhen. [1])

Gleich in den ersten Tagen der Bewegung sah man in Reichenberg viele Männer mit weißen Abzeichen an der Brust; — das war der erste Stamm der entstehenden Nationalgarde. — Am 27. März geschah bereits die Wahl der Offiziere, und die Eintheilung der Mannschaft in 8 Kompagnien zu 100 Mann nach den 4 Stadtvierteln. Es war ein recht stattliches Korps, die Reichenberger Bürgerwehr, und die Einübung geschah mit großem Eifer. Für die anfangs sehr unvollständige Bewaffnung wurden später (14. April) auf Ansuchen aus der Festung Josephstadt 500 Gewehre geliefert; freilich alte, schwere, fast unbrauchbare Flinten mit Feuerschlössern.

Die ehemalige Schützenbrüderschaft schloß sich der Nationalgarde als Jägerkorps an, und nachdem sämmtliche Mannschaft in allen militärischen Exercitien wohl geübt war, wurde am 8. Sept. auf den berzdorfer Feldern (dem Schlachtfelde von 1757) ein Manöver ausgeführt, und zuletzt beim Waldschlössel in Schwarau ein lustiges Lager gehalten. Es war ein Volksfest, welchem viele Theilnehmer von Nah und Fern beiwohnten.

Auch in Gablonz hatte sich sehr bald die Nationalgarde organisirt; eben so gab es in unseren Dorfschaften genug junge Männer, die vor Eifer glühten, an dieser Einrichtung des freien Staates sich zu betheiligen. Von Einem derselben erging am 1. Mai ein Aufruf an die Gemeindebürger in Maffersdorf zur Bildung einer Nationalgarde daselbst. Die Einzeichnungen in die beim Ortsrichter A. Schäfer aufgelegte Liste ergaben bald eine genügende Anzahl Namen, um gemeinschaftliche Uibungen anstellen zu können. Auch bejahrte Männer, welche Verständniß für die Anforderungen der neuen Zeit hatten, und anderen mit ihrem Beispiele vorgehen wollten, traten mit an; als solche sind in Maffersdorf l. N. besonders zu nennen Ignaz Hopf und Anton Hauser. Aber auch Viele, die berufen waren, hielten sich in spießgürgerlicher Afterweisheit spottend ferne, denn auch auf dem Lande wuchert hin und wieder das Ungeziefer des Philisterthums.

Nach dem Vorgange von Maffersdorf bildete sich auch in Proschwitz eine eigene Kompagnie Volkswehr; am 17. Mai wurde im ersteren Orte die provisorische Wahl der Chargen vorgenommen, und ergab folgendes Resultat:

Hauptmann wurde Franz Gürtler Nr. 134, Oberlieutenant Anton Schäfer Nr. 130, 1. Unterlieutenant Franz Kogert Nr. 141, 2. Unterlieutenant Anton Jäger Nr. 36, Feldwebel Joseph Appelt Nr. 55, Tambour Adolph Appelt aus Proschwitz.

Die Mannschaft bestand laut eines an das Böhmischaicher Oberamt ertheilten Ausweises vom 28. August eingerechnet 10 Unteroffiziere aus 128 Gardisten, wovon 36 mit Feuergewehren bewaffnet waren. — Die Proschwitzer Kompagnie war 57 Mann stark, und wählte zum Hauptmann:

Franz Möller Nr. 94, Oberlieutenant Joseph Kratzert Nr. 83, 1. Unterlieutenant Karl Appelt Nr. 54. 2. Unterlieutenant Joseph Möller Nr. 13, Feldwebel Joseph Möller Nr. 24.

---

1) Indessen konnte dieses Verständniß natürlich nicht allgemein sein. Manche betrachteten die Bürgerwehr als ein Possenspiel, von welchem ernsthafte Leute sich fern halten müßten. Andere thaten wohl mit, aber nur der Unterhaltung oder anderer Ursachen wegen.

Auch in mehren anderen Dörfern der Umgegend hatten sich Nationalgarden organisirt; die stärkste, bestgeübte, bewaffnete und uniformirte in Langenbruck, allwo das Hauptgeschäft des Ortes, die Weberei, wegen des starken Bedarfes der im Felde stehenden Armee eben einen starken Aufschwung nahm. — Ausgediente Unteroffiziere wurden zur Abrichtung der Mannschaft bestellt und waren also in dieser Zeit gesuchte Leute. Da sah man auf allen Feldplänen nach der Feierabendzeit exerziren, marschiren und commandiren. Wer kein Gewehr hatte, bekam zur Einübung der Handgriffe ein in Flintenform zugeschnittenes Stück Holz in die Hand, an welchem auch das hölzerne Bajonnet nicht fehlte.

Die Offiziere der Maffersdorfer und Proschwitzer Garde hatten indessen Anstalt gemacht, durch Vorschuß die Mannschaft mit guten Gewehren zu versehen, auch war bereits ein großer Theil uniformirt, und die Sache würde bei längerem Bestande gewiß ein Ansehen gewonnen haben, welches auch den Spöttern Achtung abgenöthigt hätte. Eine Sammlung freiwilliger Beiträge unter den Mitgliedern der Maffersdorfer Garde ergab den Betrag von 67 fl. 12 kr. C. M., womit die Auslagen für eine Trommel, Pulver, Gewehrschranken, die Entlohnung der Abrichter u. s. w. bestritten wurde.

Was waren aber die Thaten unserer kriegerischen Cohorte während ihrer ephemeren Existenz? Sie bestanden nebst den gewöhnlichen Uibungen in einigen Manövern und Uibungsmärschen, wobei man mit den Proschwitzer Waffenbrüdern zusammenstieß, nach überstandenen Strapazen auch tapfer mit den Gläsern anstieß; aus der Begleitung des verstorbenen Gardisten Franz Hopf mit kriegerischen Ehren zur letzten Ruhestätte; aus einer Kirchenparade am Frohnleichnamsfeste 1848, wo beim Gottesdienste die üblichen Salven mit Präzision abgedonnert wurden, und aus der exemplarischen Abstrafung eines ausgedienten Militärs aus dem Orte vor der Front der ganzen Mannschaft, (nämlich durch einen Verweis des Kommandirenden), als welcher er sich erfrechet hatte, die junge Garde zu verspotten und zu lästern. Ist mithin alles ohne Blutvergießen abgelaufen, so ist die Maffersdorfer Garde doch nicht ganz ohne Ruhm vom Schauplatze abgetreten. Ein Vorfall, wie jene Zeit ihn brachte, lieferte den Beweis, daß hier die Aufgabe der Volkswehr begriffen wurde, und nöthigen Falls erfüllt worden wäre.

Am Pfingstaufstande in Prag waren bekanntlich auch einige Adelige betheiliget. Das hundertzüngige Gerücht nannte darunter Namen von Personen, welche gar nichts dabei zu schaffen gehabt; denn das Unwahrscheinliche war in jener neuen romantischen Zeit glaublicher als in ruhigen Zeitläuften. Da wollte man von dem und jenen Herrschaftsbesitzer wissen, daß er geächtet und flüchtig sei; wie weiland seine Vorgänger vor 200 Jahren, und seine Städte und Schlösser, seine Wälder und Felder so wenig als jene jemals wiedersehen werde. Obgleich nun hier zu Lande jenerzeit im Allgemeinen wenig Exzesse und Eigenthumsverletzungen vorkamen, so war denn doch ein gleichsam herrenloses Gut eine gar zu lockende Versuchung; insonderheit ein Theil davon, der Wald, der von Vielen immer noch am liebsten als Gemeingut angesehen würde. Man ging also in die betreffenden Herrschaftswaldungen nach Holz; anfangs einzeln, zuletzt in Rotten; nahm auch wohl Schubkarren mit, um die Last leichter fortzubringen. Das Aufsichtspersonal hatte allzumal den Kopf verloren, viele wußten selber nicht was sie glauben sollten, niemand machte den Versuch, den Frevel zu hindern.

Das Beispiel steckt an, und so kam es, daß auch eine Anzahl Proletarier von Maffersdorf, Jerschmanitz und Langenbruck sich am zwischenliegenden herrschaftlichen Walde vergriffen, und darin einen Schaden anrichteten, welcher (wahrscheinlich übertrieben) auf 700 fl. C. M. geschätzt wurde.

Als die Kunde von diesem Unwesen im Dorfe ruchbar wurde, erkannte der Richter, resp. Garde-Oberlieutenant Anton Schäfer sogleich seine Pflicht, bot

schnell eine Anzahl der nächsten Gardisten auf, zog mit ihnen zum Walde und vertrieb dort die Frevler mit leichter Mühe. Damit war jedoch die Sache noch nicht ganz abgethan, und hätte beinahe noch üble Folgen für unsere Ortschaften gehabt. Der Vorfall mochte, wie gewöhnlich, durch das Gerücht sehr übertrieben worden sein. Die erschrockenen Behörden ordneten alsbald eine Untersuchung an; aber nur nach vorsichtigen Erkundigungen wagte der betreffende Kreiskommissär auf dem Schauplatze der vermeintlichen Rebellion zu erscheinen, und nur auf die beruhigendsten Versicherungen der Gemeindevorstände unterblieb die angedrohte militärische Einquartierung oder noch Schlimmeres. Bei dem gegen Diebstahl und Raub eingeleiteten gerichtlichen Verfahren wurden einige jener Missethäter (nicht besonders hart) bestraft. Dabei fand das pflichtgemäße Verhalten unseres Ortsvorstandes und der Garde volle Anerkennung. In einer kreisämtlichen Zuschrift vom 11. Juli 1848 an die Gemeinde und Nationalgarde von Maffersdorf wird gesagt: daß eine militärische Besetzung der Gegend und Verkündigung des Standrechts wegen Störung der Ordnung nur im Vertrauen auf den bekannten und so eben bewährten gesetzlichen Sinn bei der großen Mehrheit der Bewohner unterbleiben könne; die Nationalgarde aber wird ermuntert, in allen Fällen mit gleichem Pflichtgefühl zu handeln, und die Behörden nebst dem Forstpersonale in jeder Weise zu unterstützen. Am Schlusse heißt es: „Mit Vergnügen erkennt übrigens das Kreisamt das bei diesem Anlaß bewährte männliche Benehmen des Richters Schäfer, und den von ihm an den Tag gelegten regen Sinn für Gesetz, Recht Ordnung."

Indessen war die Rolle der Nationalgarde sehr bald ausgespielt, und es war gut, daß die Bewaffnung noch nicht weiter vorgeschritten war; es wäre nur schade um das darauf verwendete Geld gewesen, auch würde es den Wehrmännern schwer geworden sein, die vom sauer erworbenen Arbeitslohne angeschafften Gewehre hinzugeben. Wie die Sache stand konnte man der Entwaffnungscommission (23. Sept. 1850) leichten Sinnes die schwarzangestrichenen Holzprügel vorweisen: „Das sind unsere Gewehre; nehmt sie hin, wenn sie euch gefallen!" — Die wirklichen Gewehre, — Hauswaffen von früher — waren allzumal verschwunden. Wagte es nachher ein Bursche, mit einem solchen ein Hühnel, oder ein Kaninchen zu erschießen, welches im Freien nicht zu erhaschen war, so lief er freilich Gefahr, sein Gewehr dennoch zu verlieren; denn wenn ein Gensdarm den Knall hörte, so kam und er und nahm es augenblicklich weg.

Wie das freie Vereinswesen blühte und verging.

Ein anderes, sehr wichtiges Recht des freien Staatslebens, welches in dieser Zeit bei uns zum Erstenmale in Ausübung gebracht wurde, war das Vereinsrecht. Im alten Oesterreich, wo das divide et impera, und nicht das viribus unitis an der Tagesordnung war, konnte (abgesehen von abgelebten Zünften und frommen Bruderschaften) von einem Recht der freien Vereinigung zu gewissen Zwecken keine Rede sein; niemand auch dachte nur im entferntesten an einen Verein, der nur das Mindeste mit Politik gemein haben konnte. Kaum für gewerbliche, landwirthschaftliche und andere der Politik ganz fern liegende Angelegenheiten wagte man schüchtern unter höchster Bevormundung Verbindungen anzuregen, welchen der freie Boden und die freie Luft, damit aber die Hauptbedingungen des Gedeihens abgingen.

Die rasche Aufeinanderfolge wichtiger Begebenheiten, bei denen auch das Volk thätig war, gab der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf einmal einen mächtigen Schwung. Damit wurde auch das Bedürfniß gegenseitiger Verständigung, der Mittheilung und des Austausches der Meinungen stärker. Aller Orten wurden Klubbs und Vereine gebildet, in welchen Gleichgesinnte regelmäßig zusammenkamen, politische Zeitschriften lasen und die Zeitfragen eifrig diskutirten.

Wie man überhaupt alle Rechte, um welche man freie Staatsbürger vorher beneidet hatte, mit einer gewissen Hast sich aneignete, so säumte man auch nicht, das Recht zur Bildung von politischen Vereinen alsbald faktisch in Besitz zu nehmen.

Der Nationalitätshader trug dazu bei, das Vereinsleben bei den Deutschböhmen schnell zu fördern, indem er ihnen festes Zusammenhalten räthlich machte. Die von den Czechen am meisten angegriffenen Deutschen in Prag bildeten schon im März den konstitutionellen Verein zur Aufrechthaltung deutscher Nationalität in Böhmen (Obmann Tedesko). Den Czechen war dieser Verein ein Dorn im Auge; am 29. April wurde die Versammlung von ihnen gesprengt, indem der allezeit bereite Pöbel der Hauptstadt in den Sitzungssaal drang, und durch verabredetes Schreien, Pfeifen und Zischen keinen Deutschen zu Worte kommen ließ. [1]) Nur die größte Mäßigung dieser verhinderte thatsächliche Angriffe; Viele flüchteten sich durch die Fenster, darunter Kreuzberg und Kuranda. Man ließ sich jedoch hiedurch nicht einschüchtern, und sammelte sich bald wieder zu energischem Standhalten.

In Reichenberg wurde am 1. Mai durch Karl Herzig die Bildung eines Vereines zur Aufrechhaltung deutscher Nationalität in Böhmen und Wahrung konstitutioneller Rechte angeregt, der sich am 4. Mai unter Herzigs Vorsitz als konstitutioneller Verein organisirte. [2])

Nicht nur in allen größeren Städten Deutschböhmens, sondern auch in den meisten kleineren und vielen Dörfern entstanden nun, aus gleichem Anlasse und zu gleichen Zwecken Vereine, welche untereinander in Verbindung traten, und von den Deutschen über der Gränze in ihren Bestrebungen vielfach aufgemuntert und unterstützt wurden. Die Anhänglichkeit an die deutschen Stammesbrüder bekundete sich allenthalben in größter Stärke; am 4. Mai ging sogar aus dem Egerlande eine Deputation nach Wien mit der Bitte um Trennung von Böhmen, für welches Land man dort keine Sympathien habe; auch an anderen Orten rief die Unduldsamkeit der Czechen den Gedanken an eine politische Scheidung der beiden Nationalitäten hervor.

Vom 28. bis 31. August wurde in Teplitz ein Kongreß der deutschen Vereine und Gemeinden in Böhmen abgehalten. Es fanden sich dort gegen 100 Abgeordnete zusammen, aus Reichenberg Dr. Fischer, Schirmer, Trenkler und Möller. [3]) — Der Reichenberger konst. Verein wurde auf dieser Versamm-

1) Vergl. Springer, Geschichte Oesterreichs II. S. 269.

2) Obmann Ludwig Ehrlich, später Med. Dr. Fischer; Substitut Karl Herzig; Schriftführer Anschiringer, später Gust. Schirmer; der Ausschuß von 20 Mitgliedern war in 4 Sektionen getheilt. 1. Sitzung den 6. Mai; Zweck des Vereins:
a) Alle gemeinsamen Interessen der Deutschen im Allgemeinen zu besprechen und durch Diskussion zur Wahrheit zu bringen.
b) Durch briefliche und gedruckte Mittheilungen ein Band zwischen den in Böhmen lebenden Deutschen zu schaffen.
c) Alles zu berathen und zur Ausführung zu bringen, was zur Errichtung des gemeinsamen Zweckes beitragen kann.
Ein anderer, mehr auf eigene politische Ausbildung der Mitglieder durch Studien politischer, geschichtlicher und philosophischer Werke, und durch aufmerksames Verfolgen der Tagespresse, als auf Wirkung nach Außen berechneter politischer Verein von etwa 300 Mitgliedern hielt seit Anfang Mai seine Versammlungen im goldenen Löwen, wo 29 Zeitschriften auflagen.

3) Präsident des Kongresses: Strache aus Rumburg; Vicepräsident Dr. Tedesko aus Prag; Sekretäre: Stradal, Dittrich, Hille und Uffo Horn.
Berathungen:
1. Konstituirung unseres Vaterlandes Böhmen mit bestmöglichster Wahrung der deutschen Interessen.
2. Auf welche Weise soll der Anschluß an Deutschland in politischer und
3. Auf welche Weise in industrieller Hinsicht geschehen?
Unter den Beschlüssen sind bemerkenswerth:
1. Die Deutschböhmen lehnen unbedingt jede Verschmelzung mit den Czechen in der Provinzialvertretung und Verwaltung ab.

lung für ein Jahr zum Centralverein erklärt; für die nächste Versammlung nach 3 Monaten Eger bestimmt. — Dieser zweite Kongreß der deutschen Vereine trat denn auch am 20. Nov. daselbst zusammen; die inzwischen eingetretenen Ereignisse wirkten aber schon dämpfend auf denselben ein.

Auch an dieser Aeußerung des politischen Lebens hat unser Maffersdorf sich eifrig betheiliget. Zwei Jünger der neuen Aera wandelten eines Abends den Dorfweg entlang, die Gesprächsstoffe der Gesellschaft, die sie so eben verlassen, eifrig weiter spinnend. In der Erkenntniß von dem Nutzen gegenseitigen Meinungsaustausches, und im Drange nach Mittheilung bei so hochwichtigen Ereignissen, wie sie in dieser erregten Zeit schnell auf einander folgten, sprach der Eine zum Andern: „Laß uns einen Verein gründen, der uns, so wie heute, mit Gleichgesinnten regelmäßig alle Wochen einmal zusammenführt!“ — Gesagt, gethan; ein in diesem Sinne erlassener Aufruf fand die lebhafte Beistimmung aller Gesinnungsgenossen, und so kam Anfang Juni der Maffersdorfer politische Leseverein zu Stande, welcher die freisinnigen und bildungseifrigen Männer des Thales jeden Donnerstag Abends beim Richter Anton Schäfer zur Versammlung brachte, die ohne die größte Hindernissen selten ein Mitglied versäumte. Es war ein Klubb eifrigster Demokraten, welche gern das Ihrige zur Weltverbesserung beigetragen hätten, und gut wäre es, wenn die Bewegungspartei stets nur aus so aufrichtigen und gutartigen Elementen bestanden hätte. — Was auch die Mitglieder jenes Vereines selbst in reiferen Jahren von ihrem damaligen Treiben und Träumen zu belächeln finden, Keiner würde so leicht die Erinnerung an jene Zeit schwärmerischer Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl missen wollen.

Mit dem Statuten-Entwurf wurde der in Prag studirende, eben in seinem Heimatsorte Maffersdorf anwesende angehende Jurist Gerhard Hopf[1]) betraut, welcher auch viel dazu beitrug, Geist und Leben in diesem Dorfklubb zu erhöhen, und geschäftsmäßige Ordnung hinein zu bringen.

Am 16. Oktober kam eine schriftliche Aufforderung vom Reichenberger Centralverein an unseren Verein, mit ihm in Verbindung und Korespondenz zu treten, worauf man bereitwillig einging, und die 4 Vertrauensmänner A. Schäfer, A. Appelt, A. Jäger und F. Kogert erwählte, daß sie einer um den andern den Sitzungen des Centralvereines beiwohnen, und ihren Kommittenten darüber Bericht erstatten sollten.

Indessen hatte der Verein auch seine Gegner, welche sein Streben verkannten, oder aus verschiedenen Gründen zu verdächtigen suchten. Solch eine Verdächtigung

---

2. Sie verlangen für die am Reichstage vertretenen Provinzen die Aufhebung der Provinzialgränzen, Prov. Gubernium und Prov. Landtage.
3. Eine möglichst freie, auf Selbstverwaltung gegründete Gemeindeverfassung mit Gemeinderäthen aus direkten Wahlen.
4. Eintheilung der auf dem Reichstage vertretenen Provinzen in Reichskreise auf Grundlage der Sprachgränzen, mit dem Ministerium unmittelbar unterstehenden Kreishauptleuten, an deren Seiten von den Gemeinden gewählte Kreisräthe stehen.

Außerdem Zolleinigung mit Deutschland sammt den Hansestädten, angemessenen Schutzzoll, Beseitigung der Flußzölle; dazu eine Uibergangsperiode von 12—18 Monaten.

Die Eintheilung in Reichskreise war schon vorher in Wien zur Sprache gekommen, weil man in dem von einer Seite angestrebten Föderativstaate das Vorherrschen des slavischen Elementes, und namentlich in den drei Provinzen Böhmen, Mähren und Illirien die Majorisirung der Deutschen, endlich aber weil man einen ewigen unfruchtbaren Kampf zwischen dem Reichsparlamente und den Provinziallandtagen fürchtete.

1) Diesen Wackeren ereilte ein früher Tod im Sommer 1857, als er bereits in Laibach als Beamter angestellt gewesen. — Unter den Männern im vorgerückten Alter, welche für die Ideen der neuen Zeit ein besonderes Verständniß bewiesen, ist der Vater des Vorigen, der Bäcker Ignaz Hopf, Nr. 135, besonders zu nennen. Wenn bei politischen und sozialen Erörterungen jüngere Männer ihm die Ehre besserer Einsicht zugestehen wollten, pflegte er abwehrend sein ehrwürdiges mit Silberhaar bedecktes Haupt zu schütteln: „Nein, nein! in solchen Sachen versteht ihr mehr als wir Alten; jetzt ist eine Zeit, wo wir Alten von der Jugend lernen müssen.“

war auch ins Böhmischaicher Oberamt getragen worden, was dem Richter Schäfer von Seiten des Oberamtmanns Manschinger eine Rüge eintrug, welche indessen in so würdiger Weise zurückgewiesen wurde, wie es dem Charakter der Zeit und der Person angemessen war. [1])

Abschweifend von der Politik richtete man die Aufmerksamkeit zuweilen auch auf näher liegende Angelegenheiten, besonders auf verschiedene Uibelstände im Schulwesen, auf welches schon damals der Raummangel im Maffersdorfer Schulhause sehr nachtheilig einwirkte; auf die für den armen Arbeiterstand so nachtheiligen Winkellotterien, welche freilich durch Aufhebung der Zahlenlotterie überhaupt am gründlichsten zu beseitigen wären. — Gewiß konnte bei längerem Bestehen der Verbindung auch in dieser Richtung Ersprießliches bewirkt werden.

Die Belagerung Wiens durch Windischgrätz setzte natürlich, wie allenthalben, so auch hier die Gemüther in die größte Aufregung. Nun glaubte man die Zeit gekommen, wo die konstitutionellen Vereine ihre Nützlichkeit bewähren sollten, indem sie sich einmüthig für das bedrängte Wien verwendeten. Am 2. November richtete der Maffersdorfer Verein eine eindringliche Zuschrift an den Reichenberger Centralverein, in dieser Richtung geeignete Schritte vorzubereiten, namentlich bei allen mit ihm in Verbindung stehenden politischen Vereinen die gedachte Manifestation zu veranlassen. In gleichem Sinne wirkte Uffo Horn, der auf einer Rundreise durch die deutschen Vereine, überall aneifernd, auch hier in einer Sitzung des Centralvereins feurige Worte sprach, als eben unsere Abgeordneten anwesend waren, um ihre Adresse zu überreichen.

Da auch unter dem Volke in der Stadt die Aufregung sehr groß war, so erließ der Centralverein am 3. Nov. ein beschwichtigendes Plakat, welches auch dem Maffersdorfer Vereine als Antwort auf seine Adresse zugesendet wurde. Neben dringender Mahnung zur Ruhe war darin die Zusicherung der geeigneten Schritte für die gute Sache ausgesprochen. Auch war vom Centralverein wirklich schon am 29. Oktober im Namen sämmtlicher Vereine eine mit 3880 Unterschriften versehene Adresse um Schonung für Wien an den Kaiser abgegangen, welcher am 14. Nov. eine andere um Zurückverlegung des Reichstages von Kremsier nach Wien folgte.

Der Fall Wiens erfolgte am 1. November. Die deutschen Vereine in Böhmen waren nicht im Stande gewesen, das düstere Verhängniß, welches nun über die Stadt hereinbrach, abzuwenden oder auch nur zu mildern, sie eilten nun, den Einzelnen, welche in den unseligen Wirren verunglückt waren, beizustehen.

Am 14. Nov. erging vom konst. Verein in Prag einen Aufruf zur Sammlung von Beiträgen zur Unterstützung der bei der Belagerung verunglückten Wiener. Im Maffersdorfer Vereine geschah am 30. Nov. auf Antrag des Obmanns Appelt eine Sammlung für diesen Zweck, wozu auch die ärmsten Mitglieder ihr Scherflein beisteuerten. [2]) Natürlich geschahen auch in Reichenberg und anderen deutschen Orten Sammlungen für diesen Zweck.

Die Oktroyirung der Verfassung vom 4. März 1849 wirkte nicht eben befriedigend; doch war damit vorläufig dem ungewissen Zustande ein Ende gemacht. — Als aber das provisorische Vereinsgesetz vom 15. März 1849 bekannt wurde, welches das freie Vereinswesen schier unmöglich machte, sah man ein, daß die letzte

---

1) Der Reichenberger Wochenbericht, 1848, Nr. 37, enthält auf S. 446 eine öffentliche Rechtfertigung des Maffersdorfer Lesevereins gegen derlei Verdächtigungen, nebst der Angabe seiner Tendenz und Wirksamkeit.

2) Diese Sammlung ergab 16 fl. 30 kr. C. M., Tags darauf sammelten Schäfer und Jäger in der Gemeinde Maffersdorf l. N. 10 fl. 14 kr.; endlich wurden von den Frauen Florentina Schäfer und Agnes Jäger unter den Frauen in Maffersdorf und Proschwitz noch 11 fl. 57 kr. gesammelt, welche Beträge zusammen 38 fl. 41 kr., am 8. Dez. von A. Schäfer und G. Hopf an den Centralverein zur Einsendung an den Wiener Gemeinderath übergeben, und in Nr. 37 des Wochenberichts quittirt worden sind.

Stunde dieser allen Mitgliedern so werthen Verbindung herannahte. Kein Theilnehmer war geneigt, seine für den gleichgesinnten theueren Freundeskreis bestimmten aufrichtigen Worte von der Polizei beurtheilen zu lassen; darum wurde dieser Verein in der Schlußsitzung am 29. März 1849 unter Abschiedsvorträgen von Hübner, Jäger und Appelt in feierlicher Weise aufgelöst. Die gemeinschaftlich angeschafften Zeitschriften und Bücher (darunter das politische A.B.C., Salzmanns und Zschokke's Volksschriften) wurden unter den Mitgliedern versteigert, das Vereinsvermögen von 20 fl. C. M. als erstes Grundkapital für Anschaffung einer Feuerspritze für die Gemeinde Massersdorf l. N. nutzbringend angelegt.[1]) — Wie dieser, wurden durch das neue Gesetz auch alle ähnlichen Vereine zersetzt, und das freie Vereinswesen entschlummerte vollkommen.

Wie die Reaktion auftrat.

Indem das Rad der Zeit nun einmal einen rückläufigen Schwung erhalten hatte, wußte die Reaktion in ihrem Eifer fast noch weniger, als vorher die Revolution Maß und Ziel zu halten. Man schien auf gewisser Seite der Aufklärung ein groß Theil Schuld von dem Unheil beizumessen, welches die überstürzende Revolution angerichtet, denn es erhob sich nun eine Jagd auf freisinnige Schriften, welche das Revolutionsjahr dem Volke in die Hände gespielt hatte. Gensdarmen und Finanzwache hielten Nachsuchungen in den Sammlungen mehrer Bücherfreunde in Massersdorf, Dörfel, (Hanichen, Christophsgrund,) wo man besonders auf Schriften freireligiösen Inhalts fahndete, welche in diesen Ortschaften gern gelesen wurden. Zuweilen aber kannten diese Sicherheitsorgane davon nicht viel mehr, als der Blinde von der Farbe. Sie griffen aufs Gerathewohl in die Schränke, und konfiszirten die Bücher, die ihnen nach dem Aeußeren besonders in die Augen stachen, und das waren vorzüglich jene mit rothem Einband, denn roth war bekanntlich die verbotene Farbe. Eben so mußten die deutschen Farben und die Bildnisse von Volksmännern vor ihnen versteckt werden. Nach vielen Sekaturen mußte man freilich die weggenommenen Bücher nolens volens den Eigenthümern zurückstellen; es traf sich auch, daß dieselben nachher wieder weggenommen, und, nachdem die Sache um eine Instanz weiter geschleppt worden, zum Zweitenmale zurückgegeben wurden.

Ein Bücherfreund in Dörfel ward in dieser Art besonders sekirt. Am 5. Sept. 1851 kamen 2 Gensdarmen zu ihm ins Haus, durchsuchten seine Sammlung, und nahmen ihm Rau's neue Stunden der Andacht weg. Er wurde hierauf zugleich mit einem Manne aus Hanichen wegen konfiszirten Büchern auf der Bezirkshauptmannschaft zu Reichenberg einvernommen; am 6. April 1852 konnte er nach Statthalterei-Entscheidung seine Bücher zurücknehmen. Am 22. Dezemb. d. J. nahm sie ein anderer Gensdarm, trotz Vorzeigung jener Erledigung wieder weg. Dabei sah er einen Säbel hangen, der ihm auch konfiskabel erscheinen mochte; nach einigen Fragen über Ursprung und Zweck desselben ließ er ihn jedoch für dießmal unangetastet. Uiber die Bücher wurde nun bis an die oberste Polizeibehörde berichtet, und als sie auch dort nicht staatsgefährlich befunden worden, erhielt sie der Besitzer am 23. März 1853 ins Haus zurückgestellt. Beide Erledigungen hat

1) Ein Zweig des aufgelösten Vereines grünte noch eine Zeit lang in Neuwald, wo eine Anzahl „Freunde" im Hause Nr. 45, zum Zwecke des Vorlesens, und gemüthlicher, oft sehr heiterer Unterhaltung regelmäßige, abendliche Zusammenkünfte hielt. Dieses dauerte so lange, bis nach Beseitigung der todtgebornen Verfassung die Presse so weit geknebelt war, daß die Zeitungslektüre kaum ein Interesse noch erregte. Die Besprechung der trostlosen öffentlichen Zustände konnte nur Niedergeschlagenheit hervorbringen, also war dem Volke die Theilnahme daran gründlich verleidet, und dem beschränkten Unterthanenverstande wieder sein bescheidenes, eng begränztes Feld angewiesen. — Unsere „Freunde" mieden nun das Feld der Politik, und wurden später vom Schicksale nach Ost und nach West zerstreut, Einzelne sogar bis über das Weltmeer; aber die Herzen finden sich noch zusammen.

derselbe gut aufbewahrt, um sie erforderlichen Falls als Schutz gegen eine dritte Konfiskation gebrauchen zu können.

Also suchte man das abirrende Volk auf den vorgezeichneten Weg zu leiten; hätte man es nur überzeugen können, daß dieses auch der rechte sei! — Wurden durch Maßregeln solcher und ähnlicher Art im Geiste des Volkes Aenderungen, Besserungen erzielt? Erstere wohl; vom zweiten oft das Gegentheil. — Die selbstständigen Charaktere, welche in allem Wechsel der Verhältnisse aushalten, sind leider nicht die häufigsten. Wer nun durch die Verhältnisse gezwungen war, öfters gegen seine Ueberzeugung zu reden und zu handeln, konnte durch solche Angewöhnung leicht die Wahrhaftigkeit seines Charakters einbüßen, und aus einem wohlwollenden, aufrichtigen, getreuen Menschen ein falscher Heuchler werden. So hat mancher hoffnungsvolle Jüngling den Glauben an das Gute in der Menschheit verloren, und ist der pessimistischen Selbstsucht anheimfallen. Die Beispiele liegen nahe, man darf sie nicht allein in den höheren Gesellschaftskreisen suchen.

Was thaten, und was dachten aber bei diesen Umständen die Fortschrittsfreunde? Alle verhielten sich zuwartend. Die Extremen und Uiberspannten lauerten auf neue Revolution, welche nach ihrer Meinung in kurzer Zeit da oder dort wieder ausbrechen müsse. Die gemäßigten Anhänger zeitgemäßer Reformen aber, welche die Revolution selber als ein unheilvolles Ereigniß scheuten und fürchteten, diese dachten anders. Sie hielten bei gegebenen Verhältnissen ein durch die Nothwendigkeit gebotenes, baldiges Umlenken in eine andere Bahn für unausbleiblich indem wie in den Gewerben und in der Industrie, so auch im Staatswesen das starre Festhalten am Veralteten verderblich ist, und nur die Einführung der bewährtesten Einrichtungen der fortschreitenden Zeit Gedeihen bringen kann.

Wie man in Reichenberg ein deutsches Verbrüderungsfest feierte.

Damit nicht die trostlose Reaktionszeit den Schluß dieses Kapitels vom denkwürdigen Revolutionsjahre bilde, möge hier eine kurze Nachricht über das am 17. Sept. 1848 in Reichenberg gefeierte deutsche Verbrüderungsfest stehen, welches zugleich als Beispiel dienen kann, wie rasch man sich auch in Böhmen hineinfand, die von Frankfurt aus proklamirten Grundrechte des deutschen Volkes auszuüben. [1])

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme hatte lange Zeit schon die Herzen der Besten des Volkes erfüllet, und der Drang nach größerer Einigung der Nation konnte in dieser Zeit frei und ungehindert sich kund geben. Da wurden in verschiedenen Städten an den Landesgränzen Verbrüderungsfeste der Angehörigen verschiedener deutscher Staaten gefeiert, wo man von hüben und drüben zusammenkam, mit herzlichem Wort und brüderlichem Händedruck zum treuen Zusammenhalten sich anzueifern, und an der Freude, einem großen Kulturvolke anzugehören, nach Herzenslust sich zu erlaben.

Ein solches Verbrüderungsfest war durch den deutschen Centralverein für den 17. Sept. in Reichenberg bestimmt worden. Die Stammgenossen aus der sächsischen und preußischen Lausitz fanden sich besonders zahlreich ein, und die Volkszahl, die an dem Feste Theil nahm, wurde auf 15—20,000 geschätzt. Die Stadt war mit Kränzen und vielen hundert deutschen, österreichischen, preußischen, sächsischen und böhmischen Fahnen festlich ausgeschmückt. Nach dem Empfange der Gäste durch den Obmann des Centralvereins, Dr. Fischer, war Promenade im Schloßgarten; da gingen viel wackere deutsche Männer, mit trikoloren Bändern

1) §. 29 der Grundrechte des deutschen Volkes: „Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; eine besondere Erlaubniß dazu bedarf es nicht. Volksversammlungen unter freiem Himmel können bei dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden."

geschmückt, im Austausch vaterländischer Gesinnungen Arm in Arm! Alsdann ging der Festzug mit fliegenden Fahnen von der Altstadt unter Absingung von Arndt's Vaterlandsliede durch die Gassen der Stadt nach dem Schießhause, wo der Festplatz mit der Tribune eingerichtet war. Hier war denn auch die eigentliche Volksversammlung. Die Eröffnung des Festes geschah durch die Liedertafeln; die Eingangsrede hielt der Vereinssekretär Möller. Hierauf sprach der Bürgermeister Just aus Zittau, ein ehrwürdiger, silberhaariger Greis, sehr herzliche Worte; sodann der Frankfurter Deputirte Hensel aus Zittau, Willert aus Hamburg, Uffo Horn, Dr. Kreutzberg, Hohlfeld aus Löbau, alle unter großem Beifall, denn es waren die ersten freien Reden, die hier öffentlich gehalten wurden. Sodann nahm unvorbereitet, hingerissen von der Weihe des Momentes, der schlichte Bürger Pfuhl aus Reichenberg das Wort, um seinen überströmenden Gefühlen Luft zu machen.[1]) Zuletzt sprach Dr. Fischer. — Der Abend versammelte an 300 Festtheilnehmer zu einem gemeinschaftlichen Souper im Gasthofe zum goldenen Löwen, wobei die heiterste, traulichste Geselligkeit herrschte.

Dieses Fest, welches die milden Strahlen der Septembersonne herrlich beleuchteten, hat bei Allen, welche seine Bedeutung zu verstehen und würdigen vermochten, einen unverlöschbaren Eindruck gemacht.

Leitmeritz

von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Čechisirung.

Von

Julius Lippert.

(Fortsetzung).

5. Die Gründung der Stadt Leitmeritz.

Von diesen deutschen Städten Böhmens die erste war Leitmeritz.[2]) Das Jahr ihrer Gründung selbst ist nach den auf uns gekommenen Urkunden nicht mehr mit vollkommener Sicherheit festzustellen. Auch mag die Unternehmung selbst sich kaum in die Schranken eines bestimmten Jahres fassen lassen, die Beendigung des Werkes aber und die Krönung desselben durch die schriftlich gewährleisteten Freiheiten und Privilegien der Bürger dürfte nach aller Wahrscheinlichkeit in den Anfang der Regierung König Wenzels I. oder schon in die Zeit seiner Mitregentschaft, also um das Jahr 1228—1230 fallen.

Wenzel I. wird nämlich in der Bestätigungsurkunde Johanns von 1325[3]) als der erste in der Reihe der Könige genannt, deren Urkunden dem Könige Johann vorlagen. Dieß beweist wol, daß König Přemysl der Stadt noch keine Urkunde ausgestellt hatte, da diese oder mindestens deren Andenken bis zum Jahre 1325 schwerlich schon verloren gegangen wäre, obgleich dieß nicht ausschließt, daß sich auch schon letzterer mit der Gründung selbst befaßte. Dieß glauben wir vielmehr aus der Thatsache schließen zu können, daß König Přemysl Ottokar I. im Vereine mit seinem bereits zum Könige gekrönten Sohne Wenzel I. im Jahre 1228 bekennt,[4]) er habe der Kirche zu Tepl sowol in dem Orte (villa) Leitmeritz als in der Nähe desselben mehrere Güter entzogen, für die er nun jener auf Ermahnen des Erzbischofs Sifrid von Mainz und der Bischöfe von

1) Dieser schlichte, aber edeldenkende Mann ist von den Servilen nachher hart verfolgt und gemaßregelt worden.
2) Palacky Böhmen II. 1. 93. 3) Leitmeritzer Stadtarchiv Nr. 3. — 4) Erben 1228. 338.

Prag und Olmütz das Gut Cramolin übergibt. Da in keiner der Urkunden, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, eine weitere Verfügung über diese entzogenen Güter erwähnt wird, so scheint uns der Schluß ganz berechtigt, daß deren Einziehung eben zum Zwecke der zu errichtenden Stadt geschehen sei, für welche hiedurch ein geeignetes Terrain erst arrondirt werden sollte, da der König nach so vielen Verschenkungen bei seiner Burg selbst nicht einmal mehr eine genügende, zusammenhängende Landstrecke besaß, um auf ihr eine Stadt anzulegen. Daß an einen gewöhnlichen gegenseitigen Tausch nicht zu denken sei, beweist der Umstand, daß die Entschädigung des Klosters Tepl erst auf ausdrücklich erwähnte Vermittelung und Fürsprache der genannten Kirchenfürsten erfolgte. Wie lange jene Einziehung vor der Entschädigung geschehen war, sagt die Urkunde nicht; da aber in derselben einer „Stadt" noch keine Erwähnung geschieht, sondern nur noch der „villa" Leitmeritz, so dürften bis 1228 durch diese Einziehung auch nur die Vorbereitungen zur Anlegung der Stadt getroffen worden sein, während wir ihre Erbauung erst in die nachfolgenden Jahre setzen können.

Zwei Jahre später starb Přemysl Ottokar I. (1230, 15. Dez.), ohne daß wir wüßten, ob er noch die Vollendung seines Planes erlebte. Jedenfalls übernahm sein Sohn Wenzel I. denselben als heiliges Vermächtniß und gewiß ist, daß dieser König unserer Stadt bereits die ersten Freiheiten urkundlich zusicherte. Wann dieß der Fall war, ist nicht mit Bestimmtheit zu behaupten; doch muß es nicht grade erst nach dem Tode Ottokars geschehen sein, denn es ist bekannt, daß Wenzel I. seit seiner Krönung zum Könige (6. Feber 1228) an der Regierung Theil nahm und daß seit der Zeit manche Urkunden von beiden Königen, andere aber nur von einem oder dem andern ausgestellt wurden. [1]) Diese Urkunde selbst ist zwar längst verloren gegangen, ihr Inhalt aber hat sich in der Bestätigung König Johanns erhalten. [2])

Hienach erhielt die kleine Gemeinde dem wesentlichen nach die Exemtion von allen bisher in Böhmen bestehenden Gerichten und folglich auch von allen politischen Aemtern, da diese von den Gerichten noch nicht getrennt waren, so wie die besondere Befugniß, sich in Allem an die Rechtsgebräuche, Freiheiten und Gewohnheiten des magdeburger Stadtrechtes zu halten, zugleich mit der Bestimmung, daß Leitmeritz hinfür der Vorort aller deutschen Städte Böhmens, die das gleiche Recht gebrauchen würden, sein sollte, an dessen Richterstuhl als eine zweite Instanz sich alle die übrigen in strittigen Fällen zu wenden hätten. Mit der Stadt zugleich entstand also der später so berühmt gewordene Schöppenstuhl von Leitmeritz. Als Nahrungsquelle wurde den Bürgern der Sache gemäß der Handel und das Gewerbe angewiesen und diese beiden, wie das im Mittelalter zeitgemäß war, durch Ausschluß der Concurrenz gesichert. Der Handel wurde dadurch an die neue Stadt gekettet, daß Jeder, der was immer für eine Waare zu verkaufen gesonnen war und sie zu Schiff auf der Elbe verfrachtete, dieselbe nirgends zum Verkaufe ausbieten durfte, bevor er sie nicht in Leitmeritz abgeladen und feilgeboten hatte. Erst was so die Bürger nicht kauften, um es im Zwischenhandel weiter zu befördern, wurde ein Gegenstand des freien Handels. Desgleichen durfte Niemand mit irgend einer Waare Handel treiben, die er nicht auf dem leitmeritzer Stapelplatze geladen zu haben nachweisen konnte. Die Hauptartikel dieses Handels waren Salz, das aus Meißen ein- und Getreide das aus Böhmen ausgeführt wurde. Die Bürger von Leitmeritz aber wurden hiedurch die ausschließlichen Handelsleute in diesen Artikeln, insofern der Handel auf der Elbe betrieben wurde. Man nannte dieses Recht die „oneratio et exoneratio navium," deutsch „die Niederlage" oder obgleich nicht in

1) Palacky Böhmen II. 1. 91.
2) Auch diese nur durch eine Vidimirung der Altstadt Prag von 1536. leit. St. A. Nr. 3.

gleichzeitigen Urkunden das „Stapelrecht." Den Ausladе- und Marktplatz bildete der alte Markt am Hafen, welcher (nach Stránský) „Nakol" genannt wurde. (In der Gegend, wo jetzt das Magazin Nr. 381 steht.) Als Sinnbild dieses Rechtes der Niederlage galt seit je der deutsche Roland, dessen Kenntniß die ersten Bürger aus ihrer Heimat mitgebracht haben müssen. [1])

Das Gewerbe wurde durch das sog. Meilenrecht geschützt, nach welchem im Umkreise einer Meile um die Stadt weder ein Schankhaus bestehen, noch ein Mälzer, Fleischhauer, Bäcker, Gewandschneider, Schuster, Schneider, Schmied oder sonstiger Handwerker sein Gewerbe treiben durfte. Bei Verletzung dieser Privilegien waren die Bürger befugt, sich durch Beschlagnahme der Waare, Entfernung der Person oder auf andere Weise, wie ihnen gut dünken würde, selbst Recht zu verschaffen.

Der Fleck, auf welchem die erste Ansiedlung dieser Bürger stattfand, ist uns freilich ausdrücklich in keiner Urkunde genannt, ebenso wenig das Gebiet, das die ersten Bürger im Einzelnen oder die Gemeinde im Allgemeinen durch Schenkung oder Kauf erwarben, doch läßt sich beides aus späteren urkundlichen Andeutungen theilweise ermitteln.

Zum Ansiedlungsplatze wurde denselben jedenfalls der nordöstlich von der Burg gelegene Hügel angewiesen, der am linken Ufer des Pokratitzbaches und in einiger Entfernung von der Elbe steil emporsteigt, nach Norden und Osten in eine kleine, äußerst fruchtbare Ebene übergeht. Dieser Hügel war damals noch zum Theile mit Wald bedeckt, zum Theile aber wahrscheinlich schon urbar gemacht und nicht mehr ganz unbewohnt. In so fern die daselbst gelegenen Güter nicht mehr unmittelbar fürstliches Eigenthum waren, zog sie, wie wir eben gesehen, der König wieder ein. Die daselbst erbaute Stadt, der nach den Begriffen der Zeit Mauern und Thore nicht fehlen durften, nahm aber nicht gleich den ganzen Theil des Hügels ein, den die jetzigen Stadtmauern umschließen, sondern nur jenen Theil, der der Burg zunächst gegenüberlag, so daß 1257 die S. Marienkirche an der Stelle des jetzigen Seminärs [2]) noch als in der Vorstadt gelegen und in einer Urkunde von 1329 [3]) auch die Kirche zu Allerheiligen noch als vor der Stadt stehend erwähnt wird.

Vielleicht wurde gleich bei der Gründung der Stadt oder nicht lange darnach an der Nordwestseite derselben, wo der Mangel einer natürlichen Schutzwehr eine stärkere Befestigung nothwendig machte, vom Könige selbst jenes burgartige Gebäude angelegt, das später die Burg in der Stadt oder die Burg schlechtweg hieß, nachdem die ältere in Verfall gerathen war. Die erste urkundliche Erwähnung dieser Burg in der Stadt, in welche nachmals auch die königlichen Beamten übersiedelten, geschieht indeß erst 1359, in welchem Jahre Karl IV. diese Burg „unser Haus zu Leitmeritz" nennt. [4])

Als zur Stadt gehöriger Grund ist nur der Streifen erweislich, der zwischen den Mauern derselben und der Elbe lag. Dieser bestand theils aus Sumpf, wahrscheinlich in der Gegend der Mündung des Pokratitzbaches, theils wurde er als Viehweide benutzt. [5]) Vielleicht war der Stadtgrund auf der nördlichen Seite bedeutender. Daß auch einzelne in der Nähe befindliche königliche Unterthanen mit ihren Zinsungen an die Stadt gewiesen wurden, scheint aus einer Urkunde von 1329 hervorzugehen. [6])

Für den sämmtlichen Besitz von Gründen, Aeckern und Weinbergen zahlte die

1) Stransky resp. bei Goldast: II. 446. Damit soll aber nicht behauptet sein, daß der heute noch am nördlichen Rathhauseck wachende Roland der ursprüngliche sei, obgleich er mit Ausnahme des neueren Schildes älter ist, als sein Fußgestell und mindestens so alt, als die südliche, gothische Hälfte des Rathhauses.

2) Tomek Prag I. 503. — 3) Leitm. Stadtarch. Nr. 4. — 4) Leitm. S.-A. Nr. 8. — 5) So zu schließen aus der Urkunde des leit. St.-A. von 1319. Nr. 2. — 6) Leit. St.-A. Nr. 4.

Gemeinde (mit Ausnahme etwa einer allenthalben üblichen Steuerfreiheit durch eine bestimmte Zeit) von allem Anfange [1]) in die königliche Kammer alljährlich am Feste des heiligen Martin (11. November) neun und zwanzig Mark Silber, die Mark zu 56 großen prager Pfennigen (Groschen), also 609 fl. österreichischer Währung, deren Werth indeß in jener Zeit bekanntlich ein ungleich höherer war. Zur Aufbringung dieser Summe mußte ein jeder Einzelne, der im Besitze städtischen Grundes war, nach Verhältniß desselben beischießen, welche Abgabe unter dem Namen „Schoß, Geschoß," (soz) [2]) bekannt ist.

Alle übrigen Steuern, die die Stadt unter den Namen „steura, collecta, dacio, contributio" etc. zu liefern hatte, waren nicht regelmäßig fortlaufende, sondern wurden nur aus besonderen Anlässen auf dieselbe Weise wie für das ganze Land ausgeschrieben und eingehoben. Für den Anfang dürfte die Stadt von diesen ganz befreit gewesen sein. Eine besondere Gebühr erhielt die königliche Kammer hingegen von den Fleisch-, Brot- und Schusterbänken.

An der Spitze der Stadtverwaltung stand der Erbrichter, judex hereditarius [3]), advocatus. Neben ihm wird 1319 noch ein „Proconsul" genannt, aus welchem Amte sich das Bürgermeisteramt entwickelte. Ihren Beirath bildeten die Geschworenen, Jurati, deren Anzahl in jener Periode nicht genannt erscheint. Der Erbrichter war jedenfalls, wie anderswo in späteren Fällen erweislich, derjenige, der die ganze Ansiedlung eingeführt und geleitet hatte, und erhielt zum Lohne hiefür mit seinem erblichen Amte die Gerichtseinkünfte.

Der erste Richter dieser Art, den uns Urkunden nennen, ist jener Lutholb (Lutholdus), der sich 1249 auf das von Wenzel I. zu Leitmeritz dem Kloster Doran ausgestellte Privilegium [4]) als Zeuge unterschrieb, welche Thatsache allein als Beweis dienen kann, in welcher Stellung derselbe zum königlichen Hofe stand, denn außer zwei Pröbsten und einem Bürger stehen nur die angesehensten Herren in seiner Gesellschaft. Ob indeß dieser Lutholb der erste Richter überhaupt und der Anführer der ganzen Colonie war, was, wenn wir die Anlegung auf 1230 setzen, immerhin sehr möglich ist, können wir doch nicht behaupten. Ebenso wenig wissen wir, woher der Mann stammte und woher er seine Gesellschaft nahm. Derjenige Litold, der als Advocat bereits auf der Urkunde von 1248 [5]) erscheint, ist jedenfalls dieselbe Person. Im Jahre 1253 erscheint als Richter Ludolph [6]) und 1290 Konrad [7]). Von deren Nachfolgern wird nur Mathyas im Jahre 1319 genannt [8]).

Auch einige Namen der ersten Bürger von Leitmeritz haben sich in verschiedenen Urkunden erhalten. Es sind natürlich nur Personennamen, denn Familiennamen gab es damals noch nicht. Wo aber eine Person durch einen besondern Beinamen bezeichnet wurde, dort pflegte man denselben in andere Sprachen zu übertragen, so daß man aus dem Namen allein oft nicht auf die Nationalität schließen kann. So erscheinen in einer čechischen Uibersetzung des XVI. Jahrhunderts einer Urkunde von 1248 [9]) viele Zeugen, unter denen ganz bestimmt Leitmeritzer Bürger zu suchen sind. Die Urkunde enthält nämlich einen Vertrag zwischen dem leitmeritzer Bürger Hartwig und dem Burggrafen von Zittau. Von beiden Parteien erscheint nun eine Anzahl von Zeugen, aus welchen wir nur die entschieden deutschen Namen als die sicher zur Partei Hartwigs gehörigen, das ist als Leitmeritzer Bürger betrachten können. Diese sind außer dem genannten Hartwig und dem Richter Litold, Voss (sic, vielleicht Wolf?) Johann der Sohn des Harbert, Herbert (ebenfalls als ein Richter, Advokat, vielleicht von irgend einem Dorfe bezeichnet), Lambert, Heinrich mit dem Bei-

1) Dieselbe sagt: innovamus et in pristinum statum revocamus.— 2) Erben 1252. 594.— 3) Leit. St.-A. Nr. 2. — 4) Erben 1249. 573. — 5) Erben 1248. 562. — 6) Idem 1252. 607.— 7) Höfler historische Monumente. Ms. citirt bei Frind Kirchengeschichte I. 151. — 8) Leit. St.-A. Nr. 2. — 9) Erben 1248. 562.

namen „der König" (Henricus dictus rex, in der Uibersetzung Jindřich Král), Burkard und Siffrid. Heinrich der König mußte zu den angesehensten gehören, denn er erscheint auch mit Luthold auf der bereits angeführten Urkunde von 1249 und auf einer von 1253 [1]), welche außer ihm noch nennt: den Richter Ludolph genannt von Budin, seinen Bruder Herman, genannt de porta (Postelberg?), einen Sohn des Heinrich König, Namens Johann, Sifrid genannt von Meißen und Konrad mit dem Beinamen von Pistian (de Pehsan). Die Beinamen pflegten die Bürger ebenso wie der Adel von ihren Besitzungen zu führen. Im Jahre 1251 lernen wir die Bürger Henningus Magnus, seinen Bruder Martin und außer dem schon früher genannten Herbert noch einen Antonius kennen; [2]) 1301 einen Konrad Jarusch und Peter Anschelin. [3])

Eine in einer Copie des leitmer. Archives erhaltene Urkunde von 1251 nennt die Bürger: Henningus Magnus, Anselm Hertelin, Konrad von Sandau, Peter von Topisce (sic, vielleicht Kopist), Martin Herbert, Bruder des Janning, Konrad von Berschan (sic) und Antonius:

Viele dieser Bürger erwarben sich außer ihrem Besitze in der Stadt durch Kauf Landgüter in der Nachbarschaft. So erwarb sich Hartwig im Jahre 1248 den emphiteutischen Besitz von Loboſitz [4]), das bis dahin Heinrich von Leipa [5]), Burggraf von Zittau besessen hatte. Die Brüder Ludolph von Budin und Herman von Porta erwarben vom leitmeritzer Domkapitel den St. Stephansberg bei Gisnov im Jahre 1253 [6]). Zur selben Zeit wird Konrad und 1301 Peter Anschelin als Besitzer (vielleicht nur einzelner Theile) von Pistian genannt. [7]) Der Richter Konrad (wohl der obengenannte) besaß gegenüber der Stadt eine Mühle von vier Gängen, die er jedoch 1290 an den Probst Ulrich von Melnik verkaufte. [8])

Es ist natürlich, daß die neuen Bürger, sobald sie sich häuslich niedergelassen hatten, auch daran dachten, ihre neue Stadt mit einem Gotteshause zu schmücken. Die Quellen, welche Schaller vor sich hatte, geben das Jahr 1235 als dasjenige an, in welchem die Pfarrkirche zu Allerheiligen vor der Stadt (wie die bereits citirte Urkunde sagt) erbaut worden sei. [9]) Dieses Datum steht nicht nur in keinem Widerspruche mit unserer Annahme der Gründungszeit der Stadt, sondern bekräftigt diese noch, denn die Bürger konnten augenscheinlich den Bau einer Kirche nicht eher beginnen, als den ihrer eigenen Wohnungen, und für das religiöse Bedürfniß konnte in der Zwischenzeit die vorhandene Domkirche wohl aushelfen. Von jenem ursprünglichen Baue steht, der Bauart nach zu schließen, noch heute der Thurm an unserer Stadtkirche. So brachten die deutschen Bürger auch die gothische Bauart in unsere Gegend, in der bis dahin ausschließlich noch die romanische herrschend war, wie die bei Frind abgebildete bis ins XVII. Jahrhundert bestandene Domkirche zeigt. Gründerin der Kirche war die Stadt selbst, die ihr eine Anzahl von Grundstücken und Zinsen auf ihrem Gebiete als Dotation anwies. [10]) Somit blieb auch das Patronatsrecht fortan bei der Gemeinde. Die Bürger selbst thaten sich auch später noch in einem seltenen Wetteifer durch Schenkungen an dieselbe hervor, so wie im Laufe der Zeit außer dieser Hauptkirche noch viele andere in und bei der Stadt entstanden, deren Gründungsjahr im Einzelnen nicht immer nachweisbar ist.

Auch die Gründung zweier Klöster fällt der allgemeinen Angabe nach in die erste Zeit des Bestehens der Stadt, wenngleich das Jahr und die Art ihrer Gründung nicht als urkundlich nachgewiesen gelten kann.

---

1) Erben 1253. 607. — 2) Copie einer Urkunde von 1251 im leit. St.-A. — 3) Copie einer Urkunde von 1801 ebendaselbst. — 4) Erben 1248. 562. — 5) S. Peschel, Geschichte von Zittau I. 336 ff. — 6) Erben 1253. 607. — 7) Copie im leit. St.-A. — 8) Frind Kirchengeschichte I. 152. — 9) Alle andere Angaben, deren wir eine ziemliche Anzahl haben, verdienen als offenbar anachronistisch, weil viel zu hoch gegriffen, gar keine Beachtung. — 10) Dieß geht hervor aus der Urkunde des leit. St.-A. Nr. 4.

Das Kloster der Franziskaner von der mildern Observanz oder der Minoriten bei St. Jakob, wie man die Brüder nannte, soll schon im Jahre 1233 auf Kosten des Bischofs Johann II. erbaut worden sein. [1]) Sichergestellt ist, daß die Minoriten im Jahre 1232 in Prag eingeführt wurden. [2]) Nach Hajek seien ihrer drei, von Nation Italiener, von dort aus durch den genannten Bischof nach Leitmeritz gewiesen worden und hätten daselbst einen Bruder Clemens zu ihrem ersten Vorstande (Quardian) gewählt. Eine Dotation war nach ihrer Ordensregel nicht nöthig, ja sogar nicht zulässig. [3]) Der Lage nach muß auch dieses Kloster noch vor der Stadt erbaut worden sein, und falls etwa die Stadt in der Richtung nach Osten ein Thor besaß, so würden die Pfarrkirche und die Klosterkirche recht symmetrisch zu beiden Seiten desselben gestanden sein. Daß man solche Gebäude in den ersten Zeiten außerhalb der Stadt verlegte, scheint darin seinen Grund zu haben, daß die Bürger, so lange ihre Zahl noch gering war, die Vertheidigung dadurch zu erleichtern suchen mußten, daß sie die Stadt auf einen möglichst kleinen Raum in einen möglichst engen Umfang schloßen. Aus demselben Grunde finden wir auch in allen ältern Städten die Häuser mit der schmalen Seite gegen die Gasse gestellt. Erst als sich die Zahl der Bewohner und somit der Vertheidiger mehrte, wurde der Umfang der Stadt erweitert und jene Gebäude in dieselbe mit eingeschlossen.

Die Gründung des zweiten Klosters in Leitmeritz, das wahrscheinlich gleich Anfangs innerhalb der Mauern zu stehen kam, geschah einer ebenfalls nicht verbürgten, aber auch nicht unwahrscheinlichen Tradition nach im Jahre 1236 durch den Bischof Bernhard, den Nachfolger Johann II., den man für ein Glied der nachbarlichen Familie Kaplič von Sulewitz hält. [4]) Dieses Kloster, dessen Kirche dem h. Michael geweiht war, bezogen Prediger vom Orden des heil. Dominik. Einen Besitz von liegenden Gründen konnten auch diese ihrer Regel gemäß mindestens in jener Zeit nicht haben, sondern beide Orden waren auf die Mildthätigkeit der Bürger angewiesen. So fanden mit den Bürgern selbst auch die im Gegensatze zu den früheren aristokratischen Orden mehr volksthümlichen und bürgerlich gesinnten mindern Brüder Eingang in unserer Gegend. [5])

Auch auf der Südseite der Stadt, jedoch noch vor und außer derselben wurde in nicht zu bestimmender Zeit ein Kirchlein der heil. Maria erbaut, dessen Patronat 1257, oder etwas früher, dem Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne wahrscheinlich in der Absicht übertragen wurde, damit er seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß die Errichtung eines Hospitals daselbst übernehme. [6]) Dieses Kirchlein stand auf der Stelle des jetzigen Seminars neben der jetzigen Stiege beim Aufgange links. [7])

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Čechen und die Adelsfrage im Reichstage von Kremsier.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daß man zuweilen daran erinnert, wie die čechischen Patrioten, welche heute eine schwärmerische Begeisterung für die Ferdinandeische Landesordnung und eine rührende Anhänglichkeit an die alten Patrimonialherren zur Schau tragen, in früheren Jahren über denselben Gegenstand gedacht und gesprochen haben. Bekanntlich wurden in den kalten, unfreundlichen Jänertagen des Jahres 1849 im Reichstage zu Kremsier die „Grundrechte" bera-

1) Hajek (Sandel) 411. — 2) Contin Cosmae 370. — 3) Frind Kirchengesch. II. 287. — 4) Frind Kirchegesch. II. 274. — 5) Daß die traditionelle Angabe der Gründungsjahre beiläufig richtig sei, könnte man aus dem Contin. Cosm. 373 schließen, der die Einführung der Minoriten und Dominikaner in Prag und „in regnos Boemiae" der Begünstigung Wenzels I. (1230—1253) zuschreibt. — 6) Tomek Prag I. 503. — 7) Nicht rechts auf der Stelle der jetzigen Marienkirche, wie irrthümlich bei Frind II. 261.

then. Der Reichstag folgte hierin nur dem Beispiele aller anderen constituirenden Versammlungen des Jahres 1848, die er an schonungslosen Radicalismus häufig noch zu überbieten suchte. In stundenlanger brillanter Rede hatte bereits der Berichterstatter Dr. Rieger die Souveränität des Volkes und das Recht der Revolution vertheidigt, unbekümmert darum, daß zu derselben Zeit Windischgrätz in Wien seine Rede in blutiger Weise illustrirte. Der Paragraph war schließlich, wenn auch nicht abgelehnt, so doch vertagt worden. Am 16. Jäner endlich berieth man über die Vorrechte des Adels. Während die Reaktion bereits in allen Ecken und Enden lauerte: fielen noch einmal im erzbischöflichen Palaste zu Kremsier Worte, welche der Sache der Freiheit nicht nützten, wohl aber die zahllosen Feinde des Reichstags auf das tiefste verbitterten. Der Verfassungsausschuß hatte beantragt, daß alle Standesvorrechte, auch jene des Adels abgeschafft werden sollen. Auf der rechten Seite des Saales saßen Rieger, Palacky, Brauner, Trojan, Klaudy, Praschak aus Mähren, kurz alle jene čechischen Föderalen, welche heute in den Landtagen von Böhmen und Mähren in kindlich-mittelalterlichem Aberglauben von dem Adel, ihrem Landesadel, die Glückseligkeit ihres Volkes erwarten, und die Wiederherstellung der ständischen Vorrechte des Adels als den heißesten Wunsch des glorreichen Böhmervolkes verkünden. Wer nur die gegenwärtige Liebhaberei dieser Herren kennt, wird glauben, daß dieselben sich nun auch im Reichstage zu Kremsier wie ein Mann gegen den frevelhaften Antrag des Verfassungsausschusses erhoben und im Namen der Ferdinandeischen Landesordnung laut dagegen protestirten. Aber merkwürdig! Sie blieben sitzen. Noch mehr, Trojan ist sogar für den Antrag des Verfassungsausschusses eingeschrieben, tritt aber sein Wort an den Polen Dylewski ab. Der feurigste, schärfste Redner für die Abschaffung der Standesvorrechte aber ist der Abgeordnete **Klaudy**. Ihm genügt der Antrag des Verfassungsausschusses keineswegs, nicht blos die Standesvorrechte des Adels, auch seine Wappen, Namen und Titel sollen aus Oesterreich verschwinden, dann erst wird die Revolution beendet, der Rechtsstaat gegründet sein. Der Adel ist kein historisches Recht, ruft er aus. „Wenn Gewalt Recht sein kann, wenn durch Raub jemand ein Recht erlangen kann: dann, m. H. ist der Adel ein historisches Recht und wir müssen prüfen, wie wir dieses Unrecht wieder gut machen." „„Wir repräsentiren keine Stände, wir sind Vertreter eines freien Volkes und in einem freien Volke gibt es keinen bevorzugten Stand." Ein ganzes Sündenregister wird dem armen Adel vorgehalten. Er hat keinen Anspruch auf die Dankbarkeit des Volkes, denn er hat die Volksfreiheit gehindert und von seinen im Uibermaße genossenen Rechten dem schmachtenden Volke nichts abtreten wollen. Ein stürmischer Beifall folgt dem Redner, als er die Rednerbühne verläßt, und seltsam, auch die čechischen Freunde begrüßen ihn, als er in ihre Mitte zurückkehrt. In der nächsten Sitzung stellt Schuselka, den die Lorbeeren Klaudy's nicht schlafen lassen, den Antrag: „Adelsbezeichnungen jeder Art, werden vom Staate weder verliehen noch anerkannt" und dieser Antrag wurde denn auch mit großer Majorität zum Beschlusse erhoben. Die čechischen Patrioten hatten damals kein schüchternes Wort für die Rechte ihres glorreichen Königreiches, die ja nach der Ferdinandeischen, wie nach der älteren Wladislawischen Landesordnung einzig und allein in den Vorrechten des Adels, des Herren- und Ritterstandes, bestehen.

Das Schloß Mahlstein in Nordböhmen.

In einsamer Waldeswildniß, ungefähr 1½ Stunde von der Stadt Zwickau in Nordböhmen, 4 Stunden von Zittau und 1½ Stunden von dem Dörfchen Hoffnung entfernt, finden sich auf einer isolirt am Bergesabhang sich erhebenden grandiosen Felsenmasse die geringen Mauerüberreste einer kleinen Burg, Mühlstein oder Mahlstein genannt. Nur das Eingangsthor ist noch vollständig vorhanden, welches

aus dem Waldesgrün emporragend, ein malerisches Bild darbietet. Ueber die Geschichte dieser Burg ist nur wenig bekannt geworden. Eine alte handschriftliche Notiz aus dem Jahre 1596, die dem Einsender vorliegt, besagt über die Entstehung der Burg nur Folgendes: „Es ist das Haus von Räubern erbauet worden, fürnemlich sind das Fürsten gewesen, so man genannt hat die Burgherren, welche auf dem Burgberge vor der Zittau gewohnt haben" und fügt hinzu: Nachmals als nun Volk ins Land kommen und die Gebirge wieder gesätzt sind worden, im 1262 Jahre, haben sich auf ermeldetem Mahlsteine wieder viel Landbeschädiger erfunden, merken lassen, welche nachmals von der Zittau und andern Städten, wie auch andere seind vertrieben und verfolgt worden." Daß die Burg eine Raubburg gewesen, ist höchst wahrscheinlich, indem ihre Lage in der Nähe der zu jenen Zeiten so wichtigen Handelsstrasse zwischen Böhmen und Sachsen, der alten Leipaer Strasse, sie hiezu vorzugsweise geeignet machte. Die Volkssage läßt in dieser Burg große Schätze verborgen sein und enthält die oben gedachte handschriftliche Mittheilung hierüber Näheres, was als Curiosum hier mitgetheilt werden mag. Sie sagt: Als aber diese Räuber auf'n Mahlsteine vernommen haben, daß es mit ihnen so zugehen würde, wie mit anderen auf den Raubschlössern im Lande, haben sie ihre Schätze, die groß und wohl höher, als ein Königreich zu achten gewesen, hin und wieder verpartiret und behalten, wie in einem Buche zu finden ist, welches ich Magister Benedictus Chirocensis Italus gelesen und also befunden, wie hier nachfolgen wird:

Diesen Kurtzen Brief, lasse ich Dir, lieber Bruder Johannes Babtistatus, Du wirst mir es allezeit zu danken wissen, weil Du lebest noch Gut genug haben. Erstlich gehe zur Zittau auf daß Böhmerland zu, unterwegs eine Meile vom Closter Oywin wirst Du ein gebürge, auf die rechte Hand finden ein Schloß, wirst den Thurm sehen, dies heißt Mahlstein, alda gehe hin, unter diesem Schlosse liegt ein Brunn, darinnen ich und meine Vorfahren viel Edelgesteine gewaschen und darein bekommen haben. Am Brunn liegt ein Teichlein, wie ein Hälter, im Teich aber ein mächtiger Schatz in einer kupfernen Braupfanne von Gold und Edelgesteine, Münze und Gold, auf diesem Teichdamme stehe nachgerade, siehe aufs Schloß zu, da wirst Du sehen am Schloß darniedig in einen Stein gehauen dies Zeichen ✝ △ Wann Du dies Zeichen findest, so schlag an dies Zeichen mit einer Hau und Arbeite in dem Stein, da würst Du auf ein blind Fenster kommen, in diesem Fenster liegt ein Buch, von deutscher Schrift und ein Gesichte, darin Du alle verborgenen und heimlichen Schätze sehen kannst, auch meiner Voreltern Waffen in ein Stück Silber gegraben. Dieses gemeldte Buch ließ und siehe nach der Gelegenheit in das Gesichte, da findest Du darinnen alle Sachen, wie Du solch guth haben, oder an welcher Stelle Du es finden solt. Zum bessern Unterricht, ob Du dies Buch oder Fenster nicht bald finden könntest, will ich Dir ein Ort oder Zwey nennen, da auch Gut und Gold an Kleidern und andern Sachen liegen. Erstlich gehe zum großen Thor ins Schloß hinein, gehe nach der rechten Hand an der Mauer herum, so weit Du kannst, da wirst Du finden einen Keller, gehe zum Kellerhals heraus, da wirst Du in der Erden finden fürbas eine harte wohlvermachte Mauer, aber sie ist sehr feste nach dem Felsen zu, allda, wenn Du wirst durch die Mauer kommen, wirst Du auf ein Gewölbe in ein Steinfelß nach dem obern Schloßhofe zu gehauen, Arbeite darin, da würst Du finden einen geweihten Sprengkessel mit lauther alten Thalern, daß mehrentheils viereckigt und gold Stücke darunter auch viel von Sielber, Trinkgeschirr, So die Räuber auf große Herrenhöffe bekommen haben und darein geflüchtet. Nachmals auf ein andere Weise gehe zu obrist aufs Schlos bis Du an dem Johannesthurm gegen der Leippischen Straße zu ein große Thür, welche von mir und meinen Groß-Eltern verschüttet und vermachtigt worden, da mache auf, da sehe Dich für, daß der Schutt und daß Gemäuer (weil dieß lange ohne Dach gestanden) Dir nicht auf den Hals fallen, allda gehe hinein, da würst Du ein Gewölbe und Gemach über dem andern finden, da rüstung, deß mehreren Theils mit

Silber und Gold beschlagen, neben ander Geschätz und Güttern genug seyn wird, aber Dir wird nicht heimlich seyn, der Geist wird Dich unveriret nicht lassen, Vertraue Gott, bete fleißig, ohne Gottes willen wiederfähret Dir nichts.

Zum Dritten und letzten ist am Mittel im Schloße ein sehr großer Stein, da das Schloß darauf stehet, unter diesen Stein ein Ziesterne mit Wasser, alda ein Trog davor gestanden, welcher auf die linke Hand zunächst nicht tief versenket worden, dieser Trog ist voll Göld und Geld, davon ich offt genommen. In der oftgemeldten Ziesterne nach dem Oywin zu im Winkel auf die rechte Hand ist nicht ein kleiner Schatz verhalten, dießen kannst Du einen oder mehr nach Deinem gefallen antreffen und bekommen und Dich davon ernähren.

Ob und wie weit Bruder Johannes Babtistatus von diesen Mittheilungen Nutzen gezogen, hievon schweigt die Sage, vielleicht daß ein glücklicher Mitlebender die noch in der Burg verborgenen Schätze hebt. Die Burg selbst wird nicht mehr lange sichtbar sein, denn neben dem stark sie benagenden Zahn der Zeit, tragen auch Menschenhände immer mehr von ihren Mauern ab und an der Felswand, die sie trägt, arbeiten rüstige Steinmetzen, um Material für Mühlsteine zu gewinnen.

Zittau im Oct. 1866. Gerichtsrath Brückner.

Der Ausschuß des Vereines hat nachstehende Adresse

an Herrn Professor Dr. **Leopold** von **Ranke** in Berlin zu dessen 50jährigem Doktorsjubiläum gerichtet.

Euer Hochwohlgeboren!

Wenn der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen sich erlaubt, Euer Hochwohlgeboren, dem Lehrer deutscher Geschichtsforscher, dem Meister deutscher Geschichtschreibung, seine ehrfurchtsvollsten Glückwünsche zu Ihrem Jubelfeste darzubringen, so geschieht dieses ebenso in dankbarster Anerkennung hoher wissenschaftlicher Verdienste, als in der Uiberzeugung, daß jede große That des deutschen Geistes Gemeingut aller deutscher Stämme sei, Allen Ehre bereite, von allen als solche anerkannt werden müsse.

Sind auch die Zwecke unseres Vereines den Bedürfnissen der in Böhmen wohnenden 2 Millionen Deutschen angemessen, mehr auf Förderung und Belebung des deutschen Sinnes, mehr auf Fruchtbarmachung und Popularisirung der Resultate geschichtlicher Forschung als unmittelbar auf letztere gerichtet, so glauben die Unterzeichneten doch sich an der Feier des 20. Februars betheiligen zu dürfen. Denn wenn auch diese vor Allem dem Träger und Begründer einer streng wissenschaftlichen Richtung gilt, und zunächst die Schüler um den Meister der Geschichte versammelt; so vereinigt sie doch auch alle diejenigen geistig, welche den Werth deutschen Geisteslebens und deutscher Bildung ehren und durch den täglichen Gegensatz um so mehr auf die eifrigste Pflege dieser hohen Güter angewiesen sind, als sie in dem geistigen Zusammenhange mit ihren Stammesgenossen, in der wärmsten Bethätigung homogenen Strebens die Bürgschaft ihres eigenen nationalen Bestandes erblicken, und gerade die Gefährdung des letztern unsern Verein zu ersprießlicher Thätigkeit brachte.

Erlauben daher Euer Hochwohlgeboren Ihnen die Erstlinge unserer Leistungen übersenden und damit fortfahren zu dürfen.

So schmerzlich es uns auch berühren mag, dem Einen großen deutschen Vaterlande nicht mehr anzugehören, so sind wir doch der Uiberzeugung, daß selbst wenn uns nichts mehr einen würde, als die gemeinsame Vergangenheit, ihr reicher Inhalt den Schmerz der Gegenwart mäßigen und die Beruhigung gewähren könne, daß so lange an dem geistigen Verbande der Stämme festgehalten wird, die mehr als tausend Jahre der lebensvollsten und ereignißreichsten Zeit Leid und Freud mit ein-

ander theilten, Welsche und Slaven ihrem großen Vaterlande verbanden, die Zukunft noch immer sich in Harmonie mit der Vergangenheit wird entwickeln können.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren den Ausdruck ehrerbietiger Gesinnung, womit wir zeichnen

Prag, am 12. Februar 1867.

Antwort

des Hrn. Prof. von Ranke auf vorstehende Adresse.

Hochgeehrte Herren, ich muß bekennen, es war mir nicht ganz gegenwärtig, daß die Deutschen sich so weit über alle Grenzmarken von Böhmen erstrecken, wie die Sprachkarte im ersten Hefte Ihrer Mittheilung zeigt, und daß dieselben so zahlreich sind, wie Sie nachweisen. Mit großen Vergnügen habe ich die Sammlung Ihrer Schriften empfangen, die Sie mir zur Feier meines Doctorjubiläums zu übersenden die Güte gehabt haben.

Ich begreife, daß unter den jetzigen Umständen das Nationalgefühl, dieses bedeutenden Zweiges des deutschen Volkes, sich mächtig regt. Es macht mich wahrhaft stolz, daß Sie mich zu den Männern rechnen, deren Arbeiten dazu beitragen können, das Gemeingefühl aller Deutschen wach zu halten und zu wahren. Möge dem deutschen Elemente in Ihrem engeren Vaterlande sein volles Recht widerfahren! so viel erhellt, daß es sich nie von der Gemeinsamkeit aller deutschen Stämme wird entfremden lassen. Je unerwarteter Ihre Zuschrift und die damit verbundenen Gaben mir kamen, um so mehr haben sie mich erfreut. Empfangen Sie verehrte Herren, meinen wärmsten Dank. Dem Herrn Vorsteher reiche ich besonders die Hand zum Gruß.

Berlin, den 27. Februar 1867.

Prof. v. Ranke.

Geschäftliche Mittheilungen.

Kurzer Bericht

über die Thätigkeit der Sektionen.

Erste Sektion.

Obmann: Professor Dr. C. Höfler.
Obmannstellvertreter: Frz. Theumer, Rathssecretär des k. k. Handelsgerichtes.

Seit dem 15. April 1866 wurden in der 1. Sektion (für allgemeine Landesgeschichte) vier Sitzungen abgehalten, und in denselben über nachstehend bezeichnete fachwissenschaftliche Gegenstände verhandelt: 1. Bericht des Professors Dr. Höfler über einen im gräfl. Clam-Gallasschen Palais mitten unter alten Rechnungen und scheinbar werthlosen Schriften gemachten historisch wichtigen Fund, enthaltend ein Fascikel Briefe Kaiser Josef I. an den Grafen Wenzel Gallas, Herzog von Lucera (der von 1708 — 1715 kaiserlicher Gesandter am englischen Hofe und später in gleicher Eigenschaft in Rom war und als Vicekönig von Neapel (1719) starb, — und weiter in einem Musikalienkasten ein mit einem Bindfaden umwundenes Paquet, in welchem Prof. Höfler aus dem 17. Jahrhunderte herrührende Originalcorrespondenzen kaiserlicher Generale damaliger Zeit erkannte; und zwar von den Generalen Piccolomini, Aldringer, Maradas, Colloredo, Suys ꝛc. ꝛc. und die sich als Theile der militärischen diplomatischen Correspondenz des Grafen Mathias Gallas erweisen. Diese Briefe erreichen die Zahl 350, darunter sind 321 genau datirte, und rangiren sich so, daß

auf das Jahr 1633 – 61 Stück
„ „ „ 1634—143 „
„ „ „ 1635—103 „
„ „ „ 1636— 14 „ ausfallen.

Die Zahl der auf den Friedländer und die Katastrophe in Eger sich beziehenden Briefe beläuft sich auf 66 Stück (vom 4. Jäner bis Ende März 1634).

2. Ein Aufsatz des k. k. Oberlandesgerichtsrathes Dr. Carl Ritter von Limbeck in Prag über die Ferdinandeische Landesordnung v. 15.

Mai 1627 (die verneuerte Landes-Ordnung), die in ihrem staatsrechtlichen Theile bis zum Jahre 1848 so ziemlich in Geltung geblieben war, und in deren Einführungs-Manifest und noch schärfer in der Privilegiumsbestätigung vom 29. Mai 1627 Kaiser Ferdinand II. die Rechte des Eroberers in Anspruch nimmt und die Rechtsverwirkung in unzweideutigen Worten ausspricht: so daß die frühere ständische Verfassung Böhmens nicht erst durch das Diplom vom 20. October 1860 und die Verfassung v. 26. Feber 1861 beseitigt wurde, sondern vielmehr bei Erlassung dieser Gesetze schon aufgehoben war, und zwar im Wege der bis dahin sowohl nach der Landesordnung vom J. 1627 als auch späterhin bis zum Erscheinen des October-Diploms und Februar-Patentes dem Monarchen allein zustehenden Gesetzgebungsrechtes!

Ueber Antrag der Sektion wird der Ausschuß des Vereines beauftragt, dem Verfasser den Dank für diese verdienstvolle Arbeit auszusprechen, und wird der betreffende Aufsatz zugleich der Redaction der „Mittheilungen" zur Aufnahme empfohlen. — (Derselbe ist auch bereits im dritten Hefte des fünften Jahrganges der Mittheilungen abgedruckt.)

Professor Dr. C. Höfler bespricht ferner die im böhmischen Museum in Prag befindlichen Copialien der Sitzungsprotocolle des Prager Magistrates aus den Jahren 1346—1419. Jene Protocolle sind vorzugsweise in deutscher, selten in lateinischer und gar nicht in böhmischer Sprache abgefaßt und bieten ein Bild der regen Thätigkeit des damaligen deutschen Magistrats der Hauptstadt Prag und liefern uns ferner den Beweis, daß unsere deutschen Vorfahren in Prag sich um das Wohl der Stadt sehr verdient gemacht haben. Diese Copialien sind für die Stadt- und Landesgeschichte insbesondere so wie für die Geschichte der Deutschen in Böhmen im Allgemeinen von besonderen Interesse und geben auch in linguistischer Beziehung eine wesentliche Materialiensammlung für den deutschen Sprachschatz jener Zeit.

3. „Geschichte der Stadt Graupen" von Dr. Hallwich gelangt zur theilweisung Vorlesung, da der Schluß des Manuscriptes noch aussteht.

Zu einem Beschlusse über diese Stadtgeschichte in Betreff der Benützung derselben für den Verein kam es nicht, weil die Section nicht eher ein entsprechendes Referat liefern konnte, insolange ihr nicht das ganze Werk zur übersichtlichen Beurtheilung vorgelegt werde.

4. Vortrag des Prof. Dr. Höfler über den ersten Band des vom Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Regierungsrath Ritter von Arneth herausgegebenen Briefwechsels zwischen der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne Josef II., und zwar zunächst in den Jahren 1761 — 1772. Gleich ein Brief aus dem Jahre 1761 ist von besonderem Interesse wegen der Analogie der darin besprochenen staatlichen Verhältnisse mit den jetzigen österreichischen Zuständen. Josef spricht in denselben über dringende Reformen in Betreff des Finanzwesens, der Auflassung unnützer und theuerer Beamtenposten und Aenderung des bestehenden Militärsystems. Weitere Briefe zeigen den Kaiser in seinen Familienverhältnissen, und drücken sein unendliches Leid über den Tod seiner ersten Gemahlin, einer geborenen Infantin von Parma aus, die er überaus geliebt, und deren Andenken er auch nach ihrem Dahinscheiden treu bewahrt, während seine zweite Ehe mit einer baierischen Prinzessin bloß als ein durch Politik und äußere Nothwendigkeit geschaffener Act erscheint, der nicht im Stande ist die Lücke in Josefs Herzen auszufüllen. Eine weitere Reihe von Briefen wirket uns in Differenzen politischer Natur ein, die zwischen Mutter und Sohn entstehen, z. B. in Betreff der Theilung Polens, die der Kaiser Josef II. anstrebt und durchführt, trotzdem Maria Theresia davon dringend und entschieden abräth.

Am 28. Februar 1867.

Leopold Wolf,
d. Z. Schriftführer d. I. Sektion.

Dritte Sektion.

Obmann: Prof. Dr. W. Volkmann.
Obmannstellvertreter: Bildhauer Em. Max.

Seit dem 15. April 1866 wurden in der 3. Sektion (für Sprache, Literatur und Kunst) drei Sitzungen abgehalten.

I. In der ersten derselben wird verlesen: 1) ein von Herrn Karl Schneller in Prag eingesandtes Manuskript „Schloß Kacerow und die Herren Ritter Griespeckh von Griesbach", worüber Herr Prof. Dr. W. Volkmann das Referat übernimmt. 2) Weihnachtsspiel aus der Gegend von Haida, eingesandt von Hrn. John. — Ueber Beschluß der Sektion wird letzteres der Redaktion der „Mittheilungen" zu beliebiger Benützung übergeben. — 3) „Der Streit zwischen Winter und Sommer" von Hrn. Stocklöw. Das Manuskript wird der Redaktion zu gleichem Zwecke wie Nr. 2 übergeben.

II. Legenden vom Heilande, Marienſagen, und Heiligenlegenden von Dr. Ruſchka werden verleſen und nach Beſchluß der Sektion der Redaktion der „Mittheilungen“ zur Benützung übergeben.

III. Herr Prof. Dr. Volkmann legt ſein Referat über die sub I erwähnte Einſendung des Herrn Karl Schneller „Schloß Kačerow und die Herren Ritter Griespegkh von Griesbach“ vor und ſtellt auf Grundlage desſelben den Antrag, das beſonders durch ſeine artiſtiſchen Beilagen intereſſante Manuſkript dem Archive des Vereins einzuverleiben, was einſtimmig angenommen wird. — Sodann verlieſt Hr. Dr. Schleſinger eine von Herrn Dr Laube eingeſchickte Abhandlung über die Reſte vorchriſtlicher Cultur in der Gegend von Teplitz in Böhmen und deren Verwandtſchaft mit Pfahlbauten und ähnlichen Erſcheinungen in Deutſchland.

Die Sektion beſchließt, den intereſſanten Aufſatz der Redaction der „Mittheilungen“ zur theilweiſen Veröffentlichung anzuempfehlen und damit die Aufnahme einer Aufforderung an die Vereinsmitglieder zu verbinden, ähnliche Funde für den Verein zu gewinnen. Schließlich empfiehlt die Sektion dem Ausſchuſſe, ſich mit Hrn. Tannenberger sen. in Teplitz Behufs der Acquiſition ähnlicher Fundſtücke in Verbindung zu ſetzen.

Am 28. Februar 1867.

Für den Schriftführer
Leopold Wolf.

Vierte Sektion.

Obmann: Dr. Anton Bauhans.
Obmannſtellvetreter: Dr. Karl Pickert.

Seit Mitte April 1866, wo der letzte Bericht veröffentlicht wurde, hat dieſe Sektion 3 ordentliche Sitzungen abgehalten und zwar am 26. April, 28. Juni und 22. November. In denſelben gelangten nachſtehende dem Vereine eingeſendete Manuſcripte zur Verleſung: 1. „Beiträge zur Geſchichte des Mühlenweſens im nördlichen Böhmen“ von Anton Jäger (Schluß). 2. „Böhmiſche Zigeuner“ von Dr. Födiſch. 3. „Der Böhmerwald“ v. F. Seidl. Sämmtliche Aufſätze wurden nach dem Beſchluſſe der Sektion dem Redacteur der Vereins-Mittheilungen zur Aufnahme empfohlen und iſt der sub 2 angeführte Aufſatz ſeither ſchon zur Veröffentlichung gelangt.

In der Sektionsſitzung v. 26. April wurde den Anweſenden mitgetheilt, daß im Vereine ein „Wunſchbuch“ aufliege; in der Sitzung vom 22. November wurde die Wahl des Obmannes, deſſen Stellvertreters und des Schriftführers vorgenommen. Die Wahl fiel auf dieſelben Mitglieder, welche im verfloſſenen Vereinsjahr dieſe Stelle bekleidet hatten, doch erklärten Hr. Dr. Pickert und G. Klutſchak (Herr Dr. Bauhans war nicht zugegen), daß ſie ihr Amt nur als ein proviſoriſches betrachten, bis ſich eine zahlreicher beſuchte Verſammlung über die zu wählenden Functionäre ausgeſprochen haben würde.

Am 28. Februar 1867.

J. U. C. **Gottfr. Klutſchak,**
d. Z. Schriftführer der 4. Sektion.

Vom 9. November 1866 bis 7. März 1867 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Herrn **Arlt** Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkten in Reichenberg.
„ **Demuth** Anton Joſef, Fabrikanten in Reichenberg.
„ **Ehm** Benj., Kaufmann in Prag.
„ **Erber** Ad., Hofrath, jub. k. k. Sekretär Sr. Majeſtät des Kaiſers Ferdinand in Prag
„ **Gauba** Georg, Bräuermeiſter in Saaz.
„ **Jungwirth** Norbert von, k. k. Finanzwache-Oberkommiſſär in Reichenberg.
„ **Kögler** Johann, Direktor der Lehrerbildungs-Anſtalt in Budweis.
„ **Lode** Ign., penſ. Wirthſchafts-Direktor in Brüx.
„ **Prokſch** Anton, Organiſten in Reichenberg.
„ **Redlhammer** W. E., Kaufmann in Prag.
„ **Stiepanek** Leo, J. U. C. in Prag.
„ **Strandel** Edler von, penſ. k. k. Hauptmann in Budweis.
„ **Swátek** W., Prokuraführer in Budweis
„ **Thomas** Leopold, Fabrikanten in Wien.

Im Auftrage des Ausſchuſſes redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.
Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haaſe Söhne. — Verlag des Vereines.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8. 4¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **A. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1867.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Nr. VI.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Inhalt:

1. Böhmen unter den ersten Hohenstaufen. Von Dr. Ludwig Schlesinger.
2. Die Cechisirung der böhmischen Städte im XV. Jahrhundert. Von Julius Lippert.
3. Die ältesten Baudenkmäler in Böhmen. Von Dreßler und Kiemann.
4. Leitmeritz. Von Julius Lippert. (Fortsetzung.)
5. Miscellen: Die Federbilder in Eger. Von H. Gradl. — Die Familie Junker. Schreiben des Freiherrn Klemens von Juncker-Vigatto. — Aufruf. Von Dr. Dreßler.
6. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8. b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I. 1. Stock.

(Ausgegeben am 5. Mai 1867.)

Prag,

In Commission der J. G. Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung.

Leipzig,

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Beiträge für diese Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zu gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**.

Selbständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

V. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Eigenthum des Vereines.

Prag, 1867.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

295906/55

Statuten

des

Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Zweck.

§. 1. Der Verein hat zum Zwecke die Aufhellung der Geschichte der Deutschen in Böhmen, die Verbreitung der Kenntniß derselben, so wie die Sammlung und Erhaltung der bezüglichen Quellen.

Mittel.

§. 2. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind:

a) Versammlungen der Vereinsmitglieder.

b) Verkehr mit wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes zum gegenseitigen Austausch von Forschungen und Druckwerken aus ihrem Bereiche.

c) Anlegung einer Bibliothek, eines Archivs und eines Antiquariums.

d) Wissenschaftliche Vorträge. (Sofern dieselben öffentlich sein sollen, wird der Verein zu ihrer Veranstaltung die behördliche Bewilligung von Fall zu Fall einholen und überhaupt alle für dergleichen Vorträge bestehenden allgemeinen Vorschriften beobachten.)

e) Herausgabe einer historischen Zeitschrift, in der zugleich auch Mittheilungen über die Angelegenheiten des Vereines veröffentlicht werden.

f) Herausgabe selbständiger Werke.

Mitglieder.

§. 3. Die Mitglieder sind: a) stiftende, b) ordentliche, c) Ehrenmitglieder.

§. 4. Stiftende und ordentliche Mitglieder werden vom Ausschusse, Ehrenmitglieder von der Generalversammlung durch Stimmenmehrheit aufgenommen.

Die Mitglieder des Vereines müssen unbescholtenen Rufes sein.

Die Ernennung von Ausländern zu Ehrenmitgliedern ist der Genehmigung der k. k. Statthalterei zu unterziehen.

Pflichten und Rechte der Mitglieder.

§. 5. Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen Betrag von 100 fl. ö. W. widmet.

§. 6. Die ordentlichen Mitglieder verpflichten sich zu einem Jahresbeitrag von 4 fl. ö. W.

§. 7. Sämmtliche Mitglieder haben das Recht:

a) an den Versammlungen des Vereines theilzunehmen, in denselben Anträge zu stellen und mitzustimmen,

b) die Vereinssammlungen nach den bestehenden Normen zu benützen,

c) Einsicht in die Vereinsverwaltung zu nehmen,

d) die Vereinszeitschrift unentgeltlich, die selbständigen Publikationen zu einem herabgesetzten Preise zu beziehen.

§. 8. Der Austritt aus dem Vereine erfolgt auf schriftliche Anzeige bei dem Ausschusse, hebt jedoch die Verpflichtung zur Entrichtung des Beitrages für das laufende Vereinsjahr nicht auf.

Über den Ausschluß eines Mitgliedes entscheidet die Generalversammlung.

Leitung des Vereines.

§. 9. Zur Leitung des Vereines und zur Ausführung der von der Generalversammlung gefaßten Beschlüsse wählt letztere aus der Mitte der stiftenden und ordentlichen Mitglieder alljährlich einen Ausschuß von 15 Mitgliedern.

§. 10. a) Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte auf die Dauer seines Bestandes den Präsidenten, dessen Stellvertreter und den Kassier.
Der Präsident und dessen Stellvertreter müssen großjährig sein.

b) er ernennt aus der Mitte sämmtlicher Vereinsmitglieder den Geschäftsleiter, den Redakteur der Vereinszeitschrift, den Bibliothekar, den Custos des Archivs und des Antiquariums, vorbehaltlich des gleichen Rechtes für jeden folgenden Ausschuß;

c) ihm steht auch die Anstellung und Entlassung sämmtlicher Vereinsdiener zu;

d) er beschließt über die Einberufung der ordentlichen und außerordentlichen Plenar- und Generalversammlungen,

e) überhaupt über alle Gegenstände, welche nicht ausdrücklich den Vereinsversammlungen vorbehalten sind.

Für seine gesammte Geschäftsführung ist der Ausschuß der Generalversammlung verantwortlich.

Zur Beschlußfähigkeit des Ausschusses ist die Anwesenheit von mindestens 5 Mitgliedern erforderlich.

Die Beschlüsse des Ausschusses werden mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt.

§. 11. Der Präsident und in dessen Verhinderung sein Stellvertreter hat:

Stimmzettel

zu der am _____ 18___ stattfindenden

Ausschußwahl

im Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

15 Ausschußmitglieder:

_____	_____
_____	_____
_____	_____

(Ort:) _____ am _____ 18__

Eigenhändige Unterschrift:

_____

K. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag.

ei

vo

der

dac

verf

ord

lung

Mitg

a) die Oberaufsicht über die ganze Geschäftsführung,
b) den Vorsitz und die Leitung der Ausschußsitzungen, dann der Plenar- und Generalversammlungen,
c) die Vertretung des Vereines den k. k. Behörden und dritten Personen gegenüber,
d) für alle Fälle das Recht der Stimmenabgabe. Bei Stimmengleichheit wird jene Meinung zum Beschlusse erhoben, welcher der Vorsitzende beigetreten ist.

§. 12. Die Vereinsmitglieder versammeln sich in den Sektionen, den Plenar- und Generalversammlungen.

§. 13. Zahl und Zweck der Sektionen wird durch den Ausschuß bestimmt. Ihre Thätigkeit, an der sich jedes Vereinsmitglied betheiligen kann, ist eine rein wissenschaftliche. Jede Sektion wählt sich einen Obmann, dessen Stellvertreter und den Schriftführer auf die Dauer des Vereinsjahres.

§. 14. Die Plenarversammlung besteht aus der Vereinigung aller Sektionen; ihre Thätigkeit ist gleichfalls eine rein wissenschaftliche. Sie wird vom Ausschusse berufen (§. 10, d) und von dem Präsidenten oder in dessen Verhinderung von seinem Stellvertreter geleitet (§. 11, b). Ihre Berufung hat auch dann zu erfolgen, wenn es wenigstens zwei Sektionen verlangen.

§. 15. Die ordentliche Generalversammlung findet in der Regel im ersten Monate nach Schluß des Vereinsjahres statt.

Außerordentliche Generalversammlungen werden nach §. 10, d und überdieß auch in Folge eines von mindestens 20 Vereinsmitgliedern schriftlich vorgelegten motivirten Antrages vom Ausschusse berufen.

§. 16. Jede ordentliche Generalversammlung muß mindestens 3 Wochen, jede außerordentliche mindestens 8 Tage vorher in der deutschen amtlichen Landeszeitung angezeigt werden.

Der Generalversammlung sind vorbehalten:

a) Wahl des Ausschusses und der Ehrenmitglieder.
b) Wahl der Rechnungs-Revisoren für das kommende Vereinsjahr mit der Vollmacht, das Rechnungs-Absolutorium zu ertheilen.
c) Prüfung und Feststellung des Voranschlages für das nächste Vereinsjahr.
d) Beschlußfassung über Vermehrung und Verminderung des Stammvermögens.
e) Systemisirung besoldeter Stellen.
f) Bestellung eines aus Vereinsmitgliedern bestehenden Schiedsgerichtes zur Austragung von Streitigkeiten zwischen Vereinsmitgliedern als solchen.
g) Abänderung der Statuten und Auflösung des Vereines.

§. 17. Die Generalversammlung entscheidet in der Regel mit absoluter, bei Wahlen jedoch mit relativer Stimmenmehrheit.

Zur Beschlußfähigkeit ist die Anwesenheit von 20 Vereinsmitgliedern erforderlich. Alle anwesenden Mitglieder sind stimmberechtigt. Auswärtigen Mitgliedern ist gestattet, sich an den im §. 16, a und b angeführten Wahlen auch schriftlich zu betheiligen; doch müssen die denselben vom Ausschusse zugesandten Originalstimmzettel eigenhändig unterschrieben und längstens bis zum Tage der Generalversammlung bei dem Ausschusse eingelangt sein.

§. 18. Ein Antrag wegen Auflösung des Vereines kann nur dann zum Beschlusse erhoben werden, wenn in der Generalversammlung wenigstens zwei Drittheile aller Mitglieder anwesend sind und von den Anwesenden mindestens drei Viertheile für die Auflösung stimmen.

§. 19. Im Falle der Auflösung des Vereines geht die Bibliothek, das Archiv und das Antiquarium des Vereines an die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien über. Derselben wird auch das vorhandene Vermögen und das aus dem übrigen Besitzthum des Vereines gelöste Kapital unter der Bedingung übergeben, daß sie die etwa eingegangenen Verpflichtungen des Vereines erfülle und die verbleibenden Beträge im Interesse der Geschichte der Deutschen im Kaiserthume Österreich und insbesondere der Geschichte der Deutschen in Böhmen verwende.

§. 20. Der k. k. Regierung bleibt das Oberaufsichtsrecht nach den bestehenden Vereinsgesetzen gewahrt.

Diese Statuten sind laut h. Statthalterei-Erlasses vom 15. Jänner 1867 Z. 1611 mit a. h. Entschließung Sr. k. k. apost. Majestät vom 31. Dezember 1866 genehmigt worden.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag. — Selbst-Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Die Deutschböhmen und die přemyslidische Regierung. Von Dr. Ludw. Schlesinger. 1, 38
Die Herren von Rosenberg als Förderer der Künste. Von Bernh. Grueber . . . 19
Die Industrie bei Radnitz. Von K. Feistmantel 48
Leitmeritz von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Čechisirung. Von Jul. Lippert 55, 95, 125, 153, 203
Die Deutschböhmen und die Regierung Heinrichs von Kärnthen. Von Dr. Ludwig Schlesinger 69
Die Ferdinandeische Landesordnung. Von Karl Ritter von Limbek 81
Skizzen aus dem Böhmerwalde. (V. Vom Lusen zum Rachel.) Von L...s...r. . . . 86
Die Wladislawische Landesordnung. Von Julius Lippert 101
Das Revolutionsjahr 1848 in Maffersdorf und den umliegenden Dorfschaften. Von A. Jäger 110, 144
Die ältesten Baudenkmäler in Böhmen. Von Dr. W. Dreßler und Jos. Kiemann jun. 116, 195
Die Stellung der Juden in Böhmen vor und nach der Epoche des Hussitenkrieges. Von Julius Lippert 133
Böhmen unter den ersten Staufern. Von Dr. Ludwig Schlesinger 166
Die Čechisirung der böhm. Städte im XV. Jahrhunderte. Von Jul. Lippert . . 174

Miscellen.

Das Stadtrecht von Luditz. Von Dr. Fr. Kürschner 26
Alte Schlösser und Weinkeller. Von Dr. Jul. E. Födisch. 34
Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohns aus dem Jahre 1511. Von Dr. Fr. Kürschner 64
Der Kindermord zu Betlehem oder Herodes und die heil. drei Könige. Von J. A. Hübner 66
Der ehemalige Weinbau bei Kaaden. Von Jos. Stocklöw 130
Die Čechen und die Adelsfrage im Reichstage zu Kremsier 158
Das Schloß Mahlstein in Nordböhmen. Von K. Th. Brückner 159
Adresse des Vereines an Herrn Professor Dr. Leopold von Ranke in Berlin . . . 161
Die Federbilder in Eger. Von H. Gradl 207
Die Familie Juncker. Von Frhrn. Klemens von Juncker-Bigatto 209
Aufruf. Von Dr. W. Dreßler 211

Nekrolog.

J. U. Dr. Franz Pelzel 37

Kurzer Bericht über die Thätigkeit der Sektionen 162
Geschäftliche Mittheilungen 34, 99, 132, 162, 212

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Fünfter Jahrgang. Sechstes Heft.

Böhmen unter den ersten Staufern.

Von
Dr. **Ludwig Schlesinger.**

Čechische Historiker beklagen sich darüber, daß die böhmischen Fürsten in der selbständigen Constituirung ihres Herzogthums nur durch die deutschen Kaiser gehindert worden seien, und daß das böse Geschick allemal, wenn in Böhmen ein talentvoller Fürst auf den Thron gelangte, auch gerade in Deutschland einen kräftigen Regenten das Scepter schwingen ließ. Es ist wahr, daß der begabte Herzog Wenzel der Heilige sich genöthigt sah, dem deutschen Könige Heinrich dem Vogelsteller, die alte Tributpflicht zu erneuern, und daß der Nachfolger des heiligen Wenzel, der tapfere und unternehmende Boleslaw I. vom noch tapfereren und gewaltigeren Sachsenkaiser Otto dem Großen in seinen ehrgeizigen Plänen gehindert und dem Reiche wieder unterworfen worden ist. Auch traf es sich nicht günstig für den böhmischen Achilles, den kühnen Herzog Bretislaw I., den größten der Frankenkaiser Heinrich III. als Zeitgenossen zu besitzen und von diesem durch ein kräftiges Halt in seinen hochfliegenden Bestrebungen gestört zu werden. Als ein nicht minder großes Unglück für die Premysliden wird die glanzvolle Periode der ersten Staufer hingestellt und endlich am heftigsten bejammert, daß Ottokar II. im deutschen König von Habsburg seinen Herrn und Meister fand.

Es mögen diese und ähnliche Dinge in der Geschichte manche Gemüther unangenehm berühren, es ist das denkbar und in Gefühlssachen gestatten wir gerne einem Jeden seine Freiheit. Aber unbegreiflich bleibt es, wenn man die Beeinflußung Böhmens durch Deutschland als himmelschreiendes Unrecht hinstellt und es rohe Gewaltakte der deutschen Kaiser nennt, wenn diese in ihrer Eigenschaft als Oberlehnsherren den böhmischen Herzog an seine Vasallenpflicht, freilich nicht immer in sanfter Weise, erinnerten. Lächerlich ist es, im Angesichte von so und so vielen bekannten urkundlichen Beweisen die Vasallenpflicht der böhmischen Fürsten abläugnen zu wollen und in der höchsten Verblendung endlich zum merkwürdigen Ausspruche zu gelangen: Böhmen sei niemals mit dem deutschen Reiche in Verbindung gestanden. Diesen Aeußerungen gegenüber bleibt nichts anders übrig, als die nackten, unverfälschten Thatsachen reden zu lassen, was wir hiemit probeweise in einem Kapitel aus der böhmischen Geschichte über die Zeit der ersten Staufenkaiser versuchen wollen.

Als der wackere Herzog Sobeslaw I. am 14. Febr. 1140 zu Arnau sein Leben beendet hatte, setzte es der Adel, seinen früheren Beschlüssen und Wladisl. II. (1140 1173.)

Versprechungen untreu, durch, daß nicht Wladislaw, der Sohn Sobeslaws, sondern der Sohn des ersten Wladislaw, welcher auch diesen Namen führte, auf den Fürstenstuhl gelangte. Allein der Adel irrte, wenn er meinte, in dem neugewählten Fürsten Wladislaw II. (1140—1173) ein gefügiges Werkzeug zu finden. Im Gegentheil, der junge Herzog wurde einer der thatkräftigsten und selbständigsten Fürsten, die je auf dem Throne Böhmens saßen. In weiser Erkenntniß der Sachlage fügte er sich in das übliche Abhängigkeitsverhältniß von Deutschland und ließ sich noch im J. 1140 von Konrad III. belehnen; zugleich erhielt er des Kaisers Stiefschwester Gertrud, eine wirkliche Schwester Leopolds V. von Oesterreich, zur Gemahlin. Schon nach zweijähriger Regierung sahen sich die Großen des Reiches der Art enttäuscht, daß sie, den großsprecherischen Ratschlägen an der Spitze, auf Umsturz der Dinge sannen und in die neue Verschwörung abermals Premyslidische Familienmitglieder verwoben. Konrad von Znaim stellte sich als Gegenherzog auf und zog mit großer Waffenmacht gegen Böhmen, wo er am Berge Wysoka, westlich von Kuttenberg, mit den Schaaren Wladislaws zusammenstieß. Schon drangen die rosenrothen Banner des letzteren siegreich voran, als Verräther unter seinen eigenen Truppen die Worte erschallen ließen: „Fliehe, wer fliehen kann!“ Da entstand in der That eine allgemeine, rathlose Flucht, der verrathene Wladislaw eilte nach Prag, befestigte schnell die Stadt, übergab sie seinem Bruder Theobald und seiner beherzten Gemahlin zur Vertheidigung und reiste dann nach Würzburg, um vom deutschen Könige Intervention zu erflehen. Konrad III. erfüllte des Böhmenherzogs Bitte, marschirte rasch nach Prag und zog ungehindert in dasselbe ein, da die Mährer es für gut befunden hatten, das Land zu räumen, ohne eine Schlacht gegen die Deutschen zu wagen. (1142.) Im nächstfolgenden Jahre drang Wladislaw nach Mähren vor, eroberte Znaim, Brünn und Olmütz, vertrieb die Theilfürsten und gab ihnen erst auf Verwendung des päpstlichen Legaten, des Kardinals Guido, ihre Landschaften zurück.

Wladislaws Kreuzzug

Wladislaws reger Geist begnügte sich nicht, sein Land gut zu verwalten und die Herrschaft in demselben zu behaupten; er interessirte sich auch für alle wichtigeren Fragen, welche damals das civilisirte Europa beschäftigten. Die Thätigkeit dieses Fürsten nach Außen hin ist somit keine geringe, sie erstreckt sich über die Nachbarländer Böhmens und reicht bis Ungarn, Italien und Palästina. — Als im Jahre 1147 Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich, den feurigen Worten Bernhards von Clairvaux nachgebend, den zweiten Kreuzzug unternahmen, fand sich auch unser Wladislaw mit seinem Bruder Heinrich und Spytihnew, dem Sohne Borìwojs, und viele Großen des Reiches ein, um Antheil zu nehmen an der Rückeroberung des gelobten Landes. Die ganze Expedition aber hatte ein klägliches Ende und so, wie die deutschen Kreuzfahrer, erlitten auch die böhmischen in Kleinasien unsägliches Elend. Als sich Konrad in Folge dessen zur Rückkehr entschloß, begleitete ihn Wladislaw bis nach Konstantinopel und eilte von da über Kiew und Krakau in seine Heimat zurück. Die Abwesenheit des Herzoges hatte in Böhmen Sobeslaw, der Sohn Sobeslaws I., benützt, um sich der Herrschaft zu bemächtigen; Theobald aber, der Bruder des Herzoges, der die Reichsverweserschaft inzwischen führte, nahm den Anführer gefangen und ließ ihn in einen der Prager Thürme sperren. Wladislaw, welcher bei seiner Heimkehr den Aufstand bereits gedämpft fand, befahl den Urheber desselben auf die Burg Pfirmberg zu führen.

Im Jahre 1152 starb Konrad III. von Deutschland und die Heldengestalt des Kaisers Friedrich Barbarossa faßte das Scepter des Reiches mit gewaltiger Faust. Des mächtigen Staufers glanzerfüllte Regierung (1152—1190) bestrahlte auch Wladislaws Herrschaft, so lange dieser gute Freundschaft hielt, mit Ruhm und Ansehen. Anfangs gab es Differenzen zwischen Böhmen und Deutschland. Barbarossa hatte Budissin den Böhmen entrissen und dem Markgrafen von Meißen verliehen; er hatte ferner dem Schwager Wladislaws, Heinrich Jasomirgott, den Besitz von Baiern abgesprochen und dasselbe Heinrich dem Löwen übergeben. Die Spannung nahm zu, als Wladislaw sich weigerte, dem Kaiser zur Römerfahrt die schuldige Heeresfolge zu leisten und Friedrich Rothbart dagegen den Prinzen Udalrich, welcher Ansprüche gegen Wladislaw erhob, ferner Spytihněw, den Sohn Borřiwojs, und den aus seiner Haft in Pfirmberg entsprungenen Sobèslaw an seinem Hofe ehrenvoll aufnahm. (1154). Doch alle diese Zwistigkeiten wurden auf dem glänzenden Hoftage, welchen der Kaiser zu Pfingsten (1156) in Würzburg bei Gelegenheit seiner Vermälung mit Beatrix von Burgund abhielt, geschlichtet. Unter den vielen Großen des Reiches, welche die Feier des Tages verherrlichten, befand sich auch Wladislaw von Böhmen mit seinem Bruder Theobald und in ihrem Gefolge der Prager Bischof Daniel und der Kanzler Gervasius, Propst von Wyschehrad. Der Böhmenfürst ging jetzt mit dem Kaiser einen geheimen Vertrag ein, dem zu Folge er versprach, sich mit aller Macht am nächsten Zuge nach Italien zur Demüthigung der Mailänder betheiligen zu wollen, wogegen Friedrich die Zurückgabe von Budissin und die Verleihung der Königskrone dem Herzoge zusicherte. Ehe es zum Mailänder Zuge kam, wurde ein zweiter Reichstag in Regensburg am 6. Jäner 1158 abgehalten, und daselbst alle näheren Anordnungen und Maßregeln verabredet. Wladislaw, der sich wieder eingefunden hatte, erhielt jetzt thatsächlich aus den Händen des Kaisers am 11. Januar den goldenen Reif und wurde nun allgemein als König von Böhmen begrüßt. Dieses Mal erhielt der Böhmenfürst die Krone auch für seine Nachfolger; der neue König, so heißt es in der Krönungsurkunde, solle sich seiner Auszeichnung an jenen Tagen bedienen, an denen die Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches den Kaiser zu krönen pflegten, nämlich zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, überdieß an den Tagen der beiden Landesheiligen Wenzel und Adalbert. In derselben Urkunde wurde dem Böhmenkönig der seit hundert Jahren von Polen bezogene Tribut bestätiget.

Friedrich Barbarossa (1152—1190) Wladislaw erhält die Königskrone. (11. Jäner 1158.)

Nun gings nach Böhmen heimwärts im Freudenjubel, und mit allem nur erdenklichem Eifer betrieb der neue König die Rüstungen zum Zuge nach Italien. Da der Adel, insbesondere dessen bejahrte Glieder nur geringe Lust zeigten, den König in seinen Plänen, die er mit dem Kaiser verabredet, zu unterstützen, sprach dieser: Er zwinge Niemanden zum Kriege, wer ihm folge, den werde er mit Ehren und Gütern reich bedenken, wer aber nicht wolle, der möge immerhin daheim bleiben und unter den Weibern seiner Ruhe und Bequemlichkeit pflegen. Des Königs Verheißungen und noch mehr sein Spott wirkten mit Zauberkraft. Alsbald hörte man von nichts anderem sprechen, als vom Zuge nach Italien; die Straßen Prags wiederhallten von Gesängen über die Fahrt nach dem fernen Süden, und man frohlockte im Voraus über die Demüthigung der stolzen Mailänder. Und nicht bloß der Adel, dessen Jugend namentlich in Begeisterung für die Waffenfahrt über die Alpen entflammte, rüstete sich, sondern auch der Landmann legte die Sense und den Pflug bei Seite und übte sich mit Schild und Lanze. So kam eine Anzahl von 10.000

Zug nach Italien.

stattlichen Kriegern zusammen, welche im Mai des Jahres 1158 unter Thränen der Ihrigen dem rosenrothen Banner ihres thatenlustigen Königs folgten und über die Tiroler Alpen in das Etschthal und von da stromaufwärts in die gesegneten Fluren Oberitaliens marschirten. Im Heere befanden sich auch Theobald, der Bruder des Herzogs, und der Prager Bischof Daniel mit dem Kapellane Vincenz. Bei Brescia, das mit Mailand verbündet war, erwartete Wladislaw den Kaiser, der nach zwei Wochen eintraf. Bange Furcht ergriff die Brescianer und sie flehten Wladislaw um Fürsprache beim Kaiser an; unter harten Bedingungen erhielten sie Verzeihung. Als jetzt auch die übrigen Hilfsschaaren aus Deutschland angekommen waren, rückte das kaiserliche Heer vorwärts bis zur reißenden Adda, deren gerade ungewöhnlich hochgehende Wogen dem Weitermarsche ein bedeutendes Hinderniß entgegen setzten. Alle Brücken waren abgebrochen, nur bei Cassano stand noch ein Rest einer solchen, doch dabei wachte eine große Schaar von Feinden. Hier bei dem Hauptübergangspunkte lagerte sich der Kaiser mit dem größten Theile der Armee, während Wladislaw mit seinen Böhmen tausend Schritte stromabwärts festen Posten faßte. „Gerade stärken sich," erzählt der Chronist Vincenz, „die Böhmen durch ein Mahl, da sucht Odolen, der Sohn des Ztris, eine seichte Stelle, wo man übersetzen könne, mit noch zwei andern Reitern; da er keine solche fand, treibt er beherzt sein Roß in den Fluß; nur einer von den Gefährten folgt ihm, der andere kehrte zurück. Die zwei Kühnen ergriff die reißende Fluth der Adda dergestalt, daß bald sie, bald die Rosse oben zu sein scheinen. Endlich gelangen sie an das jenseitige Ufer. Sobald dieses König Wladislaw erfährt, springt er vom Mahle auf und läßt die Pauken schlagen zum Zeichen des Aufbruchs. Alle ergreifen die Waffen, und, indem er selbst voraus eilt, wirft sich die ganze böhmische Reiterei in die hochwogende Adda und gelangt mit einem geringen Verluste hinüber. Der böhmische König stürzt nun sofort mit seinen Schaaren auf die Feinde, umzingelt sie von allen Seiten, tödtet viele und nimmt eine große Menge gefangen. Das Siegesgeschrei der Böhmen mischt sich mit dem Wehklagen der Mailänder." — Die Kaiserlichen glaubten schon bei dem Anblick der dahersprengenden Reiterei, die Mailänder hätten Verstärkung erhalten; als sie aber die böhmischen Pauken hörten und sahen, wie die wackeren Krieger Wladislaw's Alles vor sich niederwarfen, erhoben sie ein lautes Freudengeschrei und wunderten sich, daß dieselben so glücklich und rasch über die reißende Adda gekommen sind. Mit Staunen nahmen sie dann wahr, wie der Böhmenkönig Anstalten traf, die Brücke über den Fluß wieder herzustellen, während sein Bruder Theobald die Feinde verfolgte. Viele Schlösser und Dörfer gingen in Flammen auf, aber die Nacht brach herein, ehe die Brücke vollendet war, obwohl man an beiden Ufern mit aller Anstrengung arbeitete. Als am andern Morgen (24. Juli) der Kampf sich erneuerte, wurde die Brücke vollendet, und der Kaiser konnte nunmehr den Böhmen Hilfe bringen; jedoch erst am 25. Juli waren so viele Brücken geschlagen, daß das ganze Heer gefahrlos über den Fluß ziehen konnte. Unaufhaltsam drang der Kaiser über Lodi gegen Mailand vor, um dessen Mauern er am 5. August sein Heer in sieben Abtheilungen lagerte. Auch hier zeichneten sich die Böhmen, welche den dritten Haufen bildeten, durch große Tapferkeit aus. Als schon am 6. August die Mailänder einen Ausfall machten und den Pfalzgrafen Ludwig hart bedrängten, eilten die Böhmen, durch Boten um Hilfe ersucht, rasch herbei; Wladislaw sprengt an ihrer Spitze, bringt die schon wankenden Reihen zum Stehen und durchbohrt

mit eigener Hand den Mailändischen Fahnenträger Tazo de Mandello und den Vicegrafen Gerhard. Nach langem hitzigen Gefechte, als auch der Kaiser auf den Kampfplatz gekommen war, mußten die Mailänder der böhmischen Tapferkeit weichen. „Die Nacht riß die Streitenden aus einander, sonst wären die Böhmen," versichert Vincenz, „mit den fliehenden Mailändern zugleich in die Stadt gedrungen." Die Mailänder aber bekamen eine gute Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Böhmen und verstärkten namentlich gegen die Richtung, wo Wladislaw mit seinem Heerhaufen stand, ihre Befestigungswerke. Als die zunehmende Noth jedoch die stolzen Städter endlich zwang, um Gnade und Frieden zu bitten, so ersuchten sie, wie die Brescianer den Böhmenkönig um Vermittelung bei dem Kaiser. Wladislaw und sein Bischof Daniel hatten nun in der That Verdienste um das zu Stande Kommen des Friedens; der treue Berichterstatter und Augenzeuge dieser Vorgänge, der Prager Kapellan Vincenz, ist der Verfasser des Friedens- und Gnadenbriefes, welcher den Mailändern ausgefertigt wurde. — Als dann am 8. September die gänzliche Demüthigung der Besiegten im öffentlichen Aufzuge der Erniedrigung erfolgt war, wurde die Versöhnung durch einen feierlichen Gottesdienst besiegelt. Der Kaiser saß in seinem Zelte auf dem Throne, die Kaiserkrone auf dem Haupte, ringsum ihn eine Menge deutscher und italienischer Fürsten, da vor aller Augen beschenkte Barbarossa Wladislaw mit einer königlichen Krone von kostbarer Arbeit, welche er selbst als Geschenk vom englischen Könige erhalten hatte.

Bald darauf verfiel König Wladislaw und sein würdiger Bischof Daniel in eine schwere Krankheit. Wladislaw kehrte, sobald er genesen war, in sein Vaterland zurück. Der Kaiser hatte ihn noch persönlich besucht und von der Mailänder Geldschatzung 1000 Mark Silbers geschenkt; zugleich hatte er ihn gebeten, den in Sprachen und sonstigen diplomatischen Kenntnissen erfahrenen Bischof Daniel zurück zu lassen, in welche Bitte Wladislaw nur ungern willigte. Bischof Daniel begleitete mit seinem Kapellan Vincenz den Kaiser noch lange auf seinen mannigfachen Zügen in Italien, eben so Theobald mit einer böhmischen Kriegerschaar, bis im Jahre 1167 der Bischof und der Fürst an der im kaiserlichen Heere ausgebrochenen Pest starben.

Wladislaws Zug nach Ungarn (1164)

Noch einen Kriegszug in die Fremde unternahm der tapfere König Wladislaw, dieses Mal um Stephan III. von Ungarn im Thronstreite gegen Stephan IV. zu unterstützen. Mit einem Heere aus Freiwilligen und auf eigene Kosten geworbenen Truppen stürmte Wladislaw, seiner italienischen Waffenthaten eingedenk, gegen die griechische Armee, deren Kaiser Emanuel Stephan IV. unterstützte. Gräulich waren die Verwüstungen, welche die Böhmen auf diesem Zuge anrichteten; sie trieben indeß die Feinde siegreich bis an die südliche Grenze von Ungarn, dann über die Donau hinüber und eroberten das große Lager der Griechen mit kostbarer Beute. Kaiser Emanuel sah sich genöthigt, Frieden zu schließen, dem zu Folge Stephan III. als König von Ungarn anerkannt wurde. (1164.)

Schmerzlich war es für König Wladislaw, gegen Ende seines Lebens mit seinem alten Kampfgenossen, Freund und Oberlehnsherrn, dem Kaiser Rothbart in Streitigkeiten zu gerathen. Die Haltung des Prager Domkapitels auf Seite des Papstes Alexanders III., des Erzfeindes des Kaisers, sowie die Wahl Adalberts, eines Sohnes Wladislaws und Anhängers Alexanders III. zum Erzbischof von Salzburg vollendeten den Riß in der Freundschaft der wackeren Männer, der nicht mehr, wenigstens nicht vollkommen mehr, ausgeglichen wurde. Wladislaw, des Kämpfens und Strei-

Wladislaw legt die Regierung nieder. Herzog Friedrich. (1173.)

tens müde, stellte 1170 mit dem Kaiser eine leibliche Freundschaft wieder her und entsagte 1173 aus freiem Antriebe der Krone Böhmens zu Gunsten seines ältesten Sohnes Friedrich. Unter den Prämonstratensermönchen des Klosters Strahow, das er selbst gegründet hatte, beschloß der Besieger der Mailänder und Griechen den Rest seines Lebens zu verbringen. Aber auch dieses war ihm vom Schicksale nicht gegönnt.

Friedrich Barbarossa war ein zu gewaltiger Herrscher, als daß er einen Regierungswechsel in Böhmen, der ohne seine besondere Einwilligung vor sich ging, hätte dulden können. Deßhalb rief er den alten Wladislaw und seinen Sohn Friedrich nach Nürnberg vor das Reichsgericht, und befahl zugleich den Sobèslaw, den man zum zweiten Male ins Gefängniß geworfen hatte, mit an den kaiserlichen Hof zu bringen. Friedrich mußte den gebieterischen Forderungen nachgeben, entließ Sobèslaw aus Pfrimberg und brachte ihn in allen Ehren nach Prag. Aber schon am andern Tag war der Unglücksprinz flüchtigen Fußes, um an den kaiserlichen Hof zu entkommen; die wahrscheinlich unbegründete Nachricht, die ihm in der Nacht zugekommen war, Friedrich wolle ihn blenden lassen, bewog ihn zu diesem Entschluß. Am Hoftage zu Ermendorf erklärte nun das Reichsoberhaupt die Wahl Friedrichs für ungiltig und schaffte den Königstitel in Böhmen wieder ab; zum rechtmäßigen Herzoge wurde der vielgeprüfte Sobèslaw ernannt und derselbe durch fünf Fahnen mit Böhmen belehnt (1173).

Herzog Sobèslaw II. (1173—1178).

Mit großem Gepränge kehrte Herzog Sobèslaw in sein Vaterland zurück, wo er ohne allen Widerstand den Fürstenstuhl seiner Väter bestieg (1174). Friedrich blieb als Geisel am Hofe des Kaisers. Der alte Wladislaw aber, welcher es verschmähte bei Sobèslaw das Gnadenbrot zu essen, ging nach Merane in Thüringen, einem Landgut seiner Gemahlin Judith, und lebte daselbst in stiller Zurückgezogenheit nur noch vier Monate. Sobèslaw leistete dem Kaiser die schuldigen Waffendienste, ein Mal auf dessen Römerzuge durch eine Schaar, die sein Bruder Udalrich führte, das andere Mal gegen den Herzog von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott, der den vom Kaiser abgesetzten Erzbischof von Salzburg in Schutz nehmen wollte. Auf beiden Zügen, klagen die Chronisten, gaben sich die böhmischen Truppen rücksichtsloser Raub- und Plünderungslust hin. Ein Theil des Contingentes zum Römerzuge wurde deßwegen von den Einwohnern der Gegenden, durch welche sie marschirten, erschlagen; Sobèslaw selbst aber, der mit einem Heere von 60.000 Mann Oesterreich bis an die Donau entsetzlich verwüstet und auch Kirchen und Klöster nicht geschont hatte, wurde von dem Papste in den Bann gelegt (1177). Des Kaisers Römerzug war nicht glücklich gewesen, die zerschmetternde Niederlage von Leguano (1176) zwang ihn zum wenig ruhmreichen Frieden von Venedig. Daselbst wurden auch die Angelegenheiten der Premysliden'schen Familie geordnet. Der Papst willigte ein, daß Adalbert auf das Erzbisthum Salzburg verzichte, Barbarossa dagegen entsetzte den auch bei ihm mißliebig gewordenen Sobèslaw vom Fürstenstuhl und belehnte den eben in Venedig anwesenden Friedrich mit Böhmen.

Der ungetreue Adel schlug sich sogleich zu den Feinden des entsetzten Sobèslaw, und Friedrich konnte auf leichte Weise in den Besitz von Prag gelangen (1178). Sobèslaw, welcher sich auf die Burg Skala im Klattauer Kreise geflüchtet hatte, suchte von da aus den Thron zurück zu erobern; allein ein Anschlag auf die Prager Burg während Friedrichs Abwesenheit mißlang. Zwar besiegte hierauf Sobèslaw den heimgekehrten Friedrich am Lodènitzer Bache, wurde aber in den Feldern, wo jetzt die

obere Neustadt sich befindet, entscheidend geschlagen (1179). Er mußte nun sein Vaterland verlassen und starb in der Fremde schon im folgenden Jahre (1180).

Solch' böses Mißgeschick traf Sobeslaw unverdient. Er war ein Fürst von guten Eigenschaften, tapfer, milde, vielleicht nur zu sehr nachsichtig. Seine Gerechtigkeitsliebe trug ihm den Spottnamen des „Bauernfürsten" ein, womit ihn der unzufriedene Adel bezeichnete. Die Deutschböhmen verdanken ihm die Bestätigung und Erweiterung ihrer von seinem Großvater erhaltenen Freiheiten.

Herzog Friedrich (1178—1189).

Friedrich hatte sich jedoch bald die Mißgunst des Adels zugezogen, besonders durch Ausschreibung hoher Steuern, die er benöthigte zur Aufbringung einer an Friedrich Barbarossa versprochenen Geldsumme. Die Großen des Reiches benützten die zunehmende allgemeine Unzufriedenheit und beriefen Konrad Otto von Znaim zur Regierung (1182); Herzog Friedrich eilte Hilfe flehend zu seinem Beschützer dem Kaiser, und dieser machte nun mit aller Energie seine Oberherrschaft über Böhmen geltend. Konrad Otto und die Vornehmsten des Landes wurden auf den Reichstag nach Regensburg gerufen. Als sie sich daselbst nach längerer Zögerung eingefunden hatten, erklärte Barbarossa das Land Mähren als eine, von Böhmen unabhängige, reichsunmittelbare Markgrafschaft und belehnte mit derselben Konrad von Znaim; dem Herzoge Friedrich aber gab er Böhmen zurück. Da sich unter den böhmischen Baronen gegen diese Reichsbeschlüsse Widerspruch erhob, ließ der Kaiser eine Menge Henkerbeile in den Rathsaal bringen, welch' deutlicher Wink die Unzufriedenen zur Unterwerfung und friedlichen Heimkehr bewog (1182).

Mähren wird Reichsunmittelbare Markgrafschaft. (1182).

Doch nur zwei Jahre ertrug der widerspänstige Adel die aufgedrungene Herrschaft Friedrichs. Während dieser eben (1184) beim Kaiser in Mainz verweilte, empörte er sich vom Neuen und rief Wenzel, den Bruder Sobeslaws II., auf den böhmischen Fürstenstuhl. Doch Elisabeth, die Gemahlin Friedrichs, vertheidigte heldenmüthig die Burg von Prag, bis der Herzog aus Deutschland mit Kriegshilfe zurückkam. Da auch der Babenberger Leopold V. und der endlich als Erzbischof von Salzburg anerkannte Adalbert mit Hilfstruppen herbeieilten, mußte der Adel nachgeben und sich neuerdings unterwerfen. Was mit Wenzel geschah, ist unbekannt. Friedrich benützte in seiner Siegesfreude die nächste Zeit, um den neuen Markgrafen von Mähren, welcher an Wenzels Aufstand Antheil genommen hatte, zu bekämpfen und vielleicht wieder in das alte Verhältniß zu Böhmen zurück zu bringen. Er schickte seinen Bruder Premysl gegen Konrad Otto und bei Lodenitz im Znaimer Kreise kam es zur blutigheißen Schlacht, in welcher zuletzt die Böhmen, wenn auch mit großen Verlusten, Sieger blieben (10. Dez. 1185). Es erfolgte eine Zusammenkunft der kriegführenden Fürsten im Berauner Kreise, in dem jetzigen Städtchen Knin; wir kennen die Punkte, über die man sich hier vereinigte, nicht; nur soviel ist gewiß, daß die beiden Premysliden seitdem gute Freundschaft hielten, Konrad Otto aber selbständiger Markgraf von Mähren blieb.

Die nun eintretende Friedenszeit verscheuchten jedoch bald neue, innere Uneinigkeiten. Der Bischof von Prag, Heinrich Bretislaw, ein Premyslide, Vetter des Herzogs, fühlte sich in seinen Rechten gekränkt und suchte sich für sein Bisthum eine größere Selbstständigkeit zu verschaffen. Er pilgerte an den deutschen Kaiserhof und fand Barbarossa ganz bereitwillig, auf seine Wünsche einzugehen. Es wurde ihm vom Kaiser ein Brief mit Insiegel und goldener Kapsel ausgestellt, und darin erklärt, daß der Bischof von Prag als deutscher Reichsfürst unabhängig

vom böhmischen Herzoge sei und unmittelbar unter der Gewalt des Kaisers stehe (1187). — Herzog Friedrich starb bald darauf, als er eben Vorbereitungen traf, mit Kaiser Rothbart in das heilige Land zu ziehen. (25. März 1189).

Herzog Konrad Otto (1189—1191).

In der Regierung folgte Konrad Otto von Znaim (1189—1191), bisher Markgraf von Mähren, den der Kaiser nun auch mit Böhmen belehnte. Er sandte zum dritten Kreuzzuge eine Schaar Böhmen unter Anführung Theobalds II., eines Sohnes des uns bereits bekannten Theobalds I.; aber sowie Kaiser Rothbart selbst im fremden Lande seinen Tod fand, so kehrte auch Theobald nicht mehr in sein Vaterland zurück (1190).

Heinr. VI. (1190—1197).

Wenn schon Friedrich Barbarossa das Herzogthum Böhmen in strenger Botmäßigkeit gehalten hatte, so zog sein ihm auf dem deutschen Throne folgender Sohn Heinrich VI. (1190 — 1197), welcher seinen Vater an Macht und Willenskraft wo möglich noch überragte, die Fessel der Abhängigkeit noch straffer zusammen. Der Glanz der absoluten Majestät, welcher beiden gewaltigen Staufenkaisern eigen war, verwischte im weiten Reiche die letzten Spuren jeder individuellen Selbständigkeit. Willig mußten die böhmischen Herzoge den Winken Barbarossas und Heinrichs VI. folgen. Konrad Otto zog auf Befehl des Letzteren mit Kriegsschaaren nach Meißen, um bei dem dort ausgebrochenen Streite zwischen den Markgrafen und seinem Sohne einzuschreiten. Als er hierauf den Lehnsherrn nach Italien begleitete und noch der Kaiserkrönung am 15. April 1191 beigewohnt hatte, wurde er am 9. September desselben Jahres von einer furchtbaren Seuche, die das Heer bei der Belagerung von Neapel ergriffen hatte, dahingerafft.

Herzog Wenzel II. (1191—1192).

Als die Trauerkunde vom Tode des Herzoges nach Böhmen gelangte, stellte der Adel den Bruder Sobeslaws, mit Namen Wenzel II. an die Spitze der Regierung. Allein Kaiser Heinrich nahm auf diese Wahl keine Rücksicht, sondern übergab dem Bischofe Heinrich, welcher eigens zu diesem Zwecke nach Regensburg gekommen war, die Lehnsfahnen von Böhmen für Premysl Ottokar, den Sohn Wladislaws, während er Mähren dessen Bruder Wladislaw Heinrich übertrug. 6000 Mark sollte der neue Herzog dem Kaiser entrichten, und der Bischof mußte für die pünktliche Zahlung persönliche Bürgschaft leisten. Wenzel II. war gezwungen, in die Fremde zu wandern, ward aber vom Markgrafen von Meißen gefangen genommen und verschwindet seitdem den Blicken des Forschers.

Herzog Premysl Ottokar I. (1192—1193).

Herzog Heinrich Bretislaw (1193—1197).

Doch auch Premysl Ottokar saß nicht fest auf dem erworbenen Throne. Da er sich in Verbindungen mit reichsfeindlichen Elementen, wie z. B. mit Heinrich dem Löwen, einließ und die schuldige Summe von 6000 Mark in der bedungenen Frist nicht entrichtete, befahl der Kaiser dem Bischofe Bretislaw an seinen Hof zu kommen, um, wie er versprochen, Einlager zu leisten. Als der Herzog auch jetzt noch nicht Anstalten zur Zahlung traf, setzte ihn Heinrich VI. ab und belehnte den Bischof, welcher es verstanden hatte, sich in die kaiserliche Gunst zu setzen, mit den böhmischen Lehensfahnen, schenkte ihm den Rest der Schuld und sandte ihn mit glänzendem Geleite nach Prag. Im Jahre 1193 hielt Heinrich Bretislaw, Bischof und Herzog in einer Person, seinen Einzug in Böhmen. Bei Zbitz unweit Beraun traf er auf Premysl Ottokar, der mit einem Heere herbeigeeilt war, um ihm den Weg zu verlegen. Aber schmählich verließen die Großen des Landes ihren abgesetzten Herzog und überliefen zum neuen bischöflichen Beherrscher. Nach mehrmonatlicher Belagerung Prags rückte dieser am Ende des Jahres in die Hauptstadt ein, und mit Beginn des nächsten Jahres war durch Waffengewalt und Bannstrahl die

letzte Spur der Herrschaft Premysl Ottokars beseitigt. Auch Mähren brachte der tapfere Bischof-Herzog unter seine Gewalt, indem er den Markgrafen Wladislaw stürzte und gefangen setzte. Hierauf zog er auf Geheiß des Kaisers gegen den Markgrafen von Meißen, um denselben wegen seiner Feindseligkeit wider das Reich zu züchtigen (1194). Auf die unerhörteste Weise wirthschafteten die böhmischen Schaaren im Feindeslande und schonten selbst der Kirchen und Klöster nicht. Den Bischof ergriff später darüber schamvolle Reue, so daß er in einer Versammlung von Geistlichen öffentlich seine Schuld bekannte und unter bitteren Zähren die Anwesenden ersuchte, für ihn zu beten. Als drei Jahre darauf der Herzog erkrankte, und der unzufriedene Adel Miene zum Aufstande machte, ließ sich der leidende Kirchen- und Landesfürst, um wenigstens in Ruhe sterben zu können, von Prag nach Eger bringen, wo er am 15. Juni 1197 verschied.

Herz. Wladislaw III. (1197).

Schon eine Woche darauf bestieg Wladislaw III., den die Großen noch bei Lebzeiten des verstorbenen Herzoges aus dem Gefängnisse befreit hatten, den Fürstenstuhl (22. Juni). Da aber auch Premysl Ottokar sich einfand, um seine Rechte auf die Regierung geltend zu machen, und zur selben Zeit der deutsche Kaiser Heinrich mit Hinterlassung eines unmündigen Knaben gestorben war, schien ein neuer Bürgerkrieg für Böhmen im Anzuge zu sein. Da entsagte in edler Vaterlands- und Bruderliebe Wladislaw dem Herzogthume zu Gunsten Ottokars und begnügte sich mit der Regiernng über die Markgrafschaft Mähren unter der Oberherrschaft Böhmens (6. Dez. 1197).

In Wirklichkeit kam also Böhmen, wie man aus den einfachen, so getreu als möglich den Quellen nacherzählten Thatsachen entnehmen kann, in engsten Zusammenhang mit Deutschland. Die beiden großen Staufer, Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., geboten mit Allgewalt über das böhmische Reichslehen, erkannten keinen Herzog an, den sie nicht feierlich belehnt hatten, vertrieben die mißliebigen Vasallen und setzten getreue an ihre Stelle. Der böhmische Herzog besuchte wie die anderen Reichsfürsten die Reichstage, er bat um die Belehnung und brachte die Huldigung dar; im Kriege, zur Römerfahrt stellte er ein Truppencontigent, und wenn er in dieser Hinsicht mehr that, als er verpflichtet war, so entlohnte es ihm der Kaiser, wie z. B. dem Wratislaw II. und Wladislaw II. durch die Verleihung der Königswürde. Ein getreuer Vasall konnte mit Sicherheit auf die Hilfe des Oberlehnsherrn rechnen, wenn er im Kampfe mit dem widerspänstigen Landesadel oder mit trotzigem Familienmitgliedern sich befand. Es verstand sich dieses Alles von selbst, weil es ja auch schon unter den Franken- und Sachsenkaisern so gewesen war. Nur dadurch unterschied sich die Periode der ersten Staufer von denen der früheren Kaiser, daß Barbarossa und Heinrich VI. in dem Bestreben eine omnipotente Kaisermacht zu schaffen, schonungslos gegen die nationalen Herzogthümer verfuhren, gegen Baiern und Sachsen so gut, wie gegen Böhmen. Sie befolgten consequent die Politik, an die Stelle der alten Stammesherzogthümer verkleinerte Dynastenherzogthümer zu setzen; daher schützte Barbarossa die Premyslidendynastie, schwächte aber das böhmische Herzogthum durch Errichtung einer selbständigen Markgrafschaft Mähren und eines reichsunmittelbaren Bisthums in Prag. — Böhmen theilte eben ganz das Schicksal der andern Reichsherzogthümer, es stieg und sank seine Selbständigkeit, je nachdem die Kaisermacht sank und stieg, es schwand der letzte Rest seiner Unabhängigkeit im Glanze der absoluten Monarchie Barbarossas, es erhob sich wieder, als die staufische Imperatorengewalt im Riesenkampfe mit dem Papstthum tragisch erlegen

war. Die Zeit des unglücklichen Interregnums gewährte allen großen und kleinen Vasallen des Reiches die Freiheit, das Faustrecht zu üben und selbständige Herren zu spielen. Als Rudolph von Habsburg auf den deutschen Königsthron gelangte, mußte er es als seine Hauptaufgabe betrachten, diese Faustrechtsritter wieder in ihr richtiges Verhältniß zum Reiche zu bringen; vor allem andern aber mußte er denjenigen Vasallen, welcher in der „kaiserlosen" Zeit am mächtigsten und unabhängigsten geworden war, nämlich den böhmischen König Ottokar II. bekämpfen. Der gewaltige Barbarossa, der die Welfen stürzte, schenkte dem Premysliden Wladislaw II. die Königskrone, weil er ein getreuer Vasall war; der arme Graf von Habsburg mußte den Kampf auf Leben und Tod gegen Ottokar II. wagen, weil dieser der Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reiches spottete. Alle diese Dinge finden ihre Erklärung in den Verhältnissen des mittelalterlichen Lehensstaates und damit erledigt sich auch die ganz müssige Frage, ob die Kaiser Böhmen gegenüber recht oder unrecht gehandelt haben.

Die Čechisirung der böhmischen Städte im XV. Jahrhunderte.

Von

Julius Lippert.

Daß in der für die böhmische Geschichte so bedeutungs- und unheilvollen Epoche der Husitenkriege von vornherein ganz andere, als blos religiöse Elemente in Bewegung kamen, ist jetzt allgemein anerkannt, ebenso wie, daß die ganze Bewegung von den bis dahin bedeutungslosen Volksklassen ausging, somit demokratischen Ursprungs war. Nicht so übereinstimmend aber sind die Ansichten über die eigentlichen Ziele jener merkwürdigen Bestrebungen.

Palacký, der den Ton angibt in der böhmischen Geschichte, faßt die Sache von einem ziemlich idealen Standpunkte. Die alten Slaven (dieser Grundsatz leuchtet aus seiner Darstellung allenthalben hindurch) waren ein durchaus gemüthliches Volk. Sie kannten keine Ständeunterschiede, keinen Kastengeist, kein Hoch und Nieder, kein Reich und Arm, sondern sie lebten wie Brüder und Schwestern einer großen Familie. Indeß nun die Frommen schliefen, da kam der Teufel und säete Unkraut in den Weizen. Da kam von Deutschland her das Adels- und Feudalwesen, es sonderte sich ein Theil der Nation und bildete den geschlossenen Herrenstand, es kam von Deutschland das Städtewesen mit seinen Immunitäten, Ausnahmsstellungen und Privilegien, kurz es kam sämmtlicher Kastengeist des Mittelalters nach Böhmen, zerriß die einige Nation in Stände und Klassen, so daß schließlich der eigentliche Kern des Volkes in Armuth und Elend versank. Da kam endlich die Zeit, da der Hausherr erwachte und sprach: Das hat der Feind gethan! Und nun nach diesem Erwachen begann ein Kampf auf Leben und Tod, dessen Ziel daher sociale Wiederherstellung, restitutio in integrum sein mußte, ein Befreiungskrieg, der dem Feudalwesen so gut, wie dem Bürgerthume galt.

Es ist ganz unläugbar, daß die sämmtlichen socialen Gestaltungen des Mittelalters von Deutschland aus nach Böhmen kamen, es ist eben so unläugbar, daß wir in den Husitenkriegen eine bewaffnete Reaktion gegen alles Fremdländische, oder was in diesem Falle dasselbe ist, gegen alle bestehenden bedeutenderen Verhältnisse in Böhmen zu erblicken haben: inwieweit diese reaktionäre Bewegung indeß Anspruch auf den Namen demokratischer Bestrebungen in unserem edleren Sinne machen können, wird sich am besten bei der näheren Betrachtung dieses Kampfes einem einzelnen Verhältnisse gegenüber erweisen. Es muß allerdings von vorn herein Mißtrauen erwecken, wenn Ideen, die das 18. Jahrhundert erzeugte, den Čechen des 15. zum Ausbrüten unterlegt werden. Wunder nehmen

aber muß (solche Tendenzen vorausgesetzt) die vollkommene Resultatlosigkeit der Bestrebungen bei dem vollständigsten Siege ihrer Verfechter. Woher kommt es, daß jeder Sieg die Reformpartei förmlich in Verlegenheit setzt und zu Vergleichen nur um so geneigter macht? Palacký [1]) sieht den Grund allerdings nur in dem „Geiste und den Gesinnungen" der Taboriten gegenüber denen der unterlegenen Widersacher, worunter er natürlich jenen alten Geist slavischer Friedfertigkeit und Gemüthlichkeit versteht. In der That aber ist der Grund dessen, daß die čechische sociale Reform nach jedem blutigen Siege rath- und thatlos stehen blieb, kein anderer als der Mangel an organisatorischen Talenten bei vorherrschendem Fanatismus für unklare Ideen, Mangel an praktischem Sinn und schöpferischem Geiste. Angeblich kämpft das Čechenvolk gegen deutsches Feudalwesen und deutschen Kastengeist, ausgemachter Weise siegen die Waffen der Čechen und siehe! nach den blutigen Siegen blüht das Feudalwesen und der Kastengeist in Böhmen mehr als je zuvor! Es war selbst der entschiedensten Partei nur möglich, zu destruiren; als sie aber an einen Neubau gehen sollte, da unterlag der Sieger vollständig den Formen des Besiegten. Auch nicht ein neues Verhältniß (außer der eigenthümlichen Art der Kriegführung) hat das Hussitenthum geschaffen, auch nicht eines der vorhandenen gehaßten Privilegien, die das Leben des Mittelalters kennzeichnen, über den Haufen geworfen. Trotz der Berge von Leichen, die es um sich aufdämmte, hat es schließlich in diesem verschanzten Lager doch nur die vier basler Artikelchen, dieses Almosen des Concils, zu vertheidigen gewußt; siegend sehnte sich das Land zurück, in den Zaum der Besiegten beißen zu können, weil es sich außer der alten Form des Bestehens keine neue denken und schaffen konnte. Man wird nicht läugnen, daß einzelnen Männern ein klarerer Begriff, vielen aus dem Volke ein dunkles Traumbild der erstrebten nationalen und socialen Freiheitsformen vorschwebte, Thatsache aber ist, daß eine Verwirklichung solcher Ideen nirgends stattfand, weil das politisch kindliche Volk die richtigen Formen hiezu zu finden nicht im Stande war — über den Terrorismus kam es nicht hinaus.

Die Richtigkeit dessen zu zeigen, wollen wir nur Ein Verhältniß heraus greifen und den Kampf mit dem deutschen Bürgerthume betrachten.

Das Bürgerthum des Mittelalters war allerdings den Zwecken der Zeit angemessen eben sogut wie der Adelsstand ein Kind des Privilegiums, und die alten Slaven konnten sich allerdings rühmen, bei solcher Verderbtheit der Sitten noch nicht angelangt zu sein. In seinem Hasse gegen das Privilegium und Kastenthum, den Palacký nicht oft genug betonen und hervorheben kann, hätte nun wohl der wiedererwachte altslavische Liberalismus gegen dieses zunächst anstürmen müssen — wir werden aber erfahren, daß es durchaus nicht das Privilegium war, das der Čeche haßte, daß ein Gegenstand des Hasses vielmehr nur der Deutsche war, der es besaß. Das Privilegium, diese verrufene deutsche Erfindung, war dem Čechen des 15. Jahrhunderts schon recht, nur mußte er es ausschließlich besitzen und nicht mit dem Deutschen theilen müssen. — Dies der Inhalt der angeblich demokratisch-liberalen Bestrebungen des Hussitenthums, wie das Folgende darthun dürfte. Hätte der Kampf gegen das deutsche Bürgerthum statt Neid und Nationalhaß einen andern Beweggrund, wie etwa jenes angeblich altslavische Element der Demokratie gehabt, so würde es sich vor Allem gegen die in den Stadtrechten liegenden Beschränkungen des außerstädtischen Volkes haben erheben müssen. Es gab in diesen genug Elemente, die eine Demokratie, der wir nun einmal die Ideen unserer Zeit unterschieben wollten, hätte hinwegräumen müssen. Es hätte da gegolten, die beschränkenden Modalitäten der Aufnahme in die Kaste, das noch beschränkendere Meilenrecht, das dem Landvolke gerade dort, wo Absatz zu hoffen war, die Ausübung jedes Gewerbes

1) Geschichte von Böhmen III. 2. 403.

unmöglich machte und dasselbe somit in seiner Unterordnung ewig zu erhalten drohte, das jeden freien Handel erstickende Stapelrecht einzelner Städte und ähnliche Vorrechte niederzustürzen, und auch das Landvolk durch Antheile an Handel und Gewerbe zu heben; es hätte ferner bei einer solchen Bewegung gegolten, die fremden Rechte, die die Städte zu Republiken mitten in der Monarchie machten, jene deutschen Stadtrechte, von denen Palacky [1]) nicht wegwerfend genug sprechen kann, die den Standesunterschied sanktionirten, niederzuwerfen und durch das altslavische Recht, das ja auf viel humaneren Principien fußen soll (wie sich zweifelsohne nach seiner Entdeckung herausstellen wird) zu ersetzen. Wäre Aehnliches versucht worden, dann könnte man sagen, die hussitische Bewegung war eine Bewegung der Demokratie gegen Standesvorurtheil und Kastengeist, gegen Feudalismus und Privilegium, — so aber wurde kein Versuch gemacht, jene Vorrechte zu vernichten: im Gegentheile ward es das eifrigste Streben, sie auch für die Zukunft sanktioniren zu lassen und zu erweitern, und die deutschen Rechte blieben unangefochten wie sie waren, nur daß sie wie das sämmtliche gehaßte deutsche Privilegienwesen — ins Cechische übersetzt wurden. So war die ganze Bewegung — abgesehen von ihrer religiösen Tendenz — nichts anderes als ein Raubkrieg gegen das wohlerworbene Eigenthum des deutschen Bürgerthums. In die Häuser, aus denen deutsche Bürger vertrieben wurden, zogen Troßknechte der Taboriten ein, und die Bewegung war zufrieden, nach so vielen blutigen Siegen vor dem Friedensschlusse ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ein deutscher Kaiser aber war es, der ihn aus Herrschsucht sanctionirte.

Die Hauptstätten des deutschen Elementes in Böhmen waren zu König Karls I. Zeiten die königlichen Städte, an deren Spitze durch Ansehen und Reichthum hervorleuchtend die prager Altstadt und die Bergstadt Kuttenberg standen. Außer den königlichen Städten gab es indeß auch noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl unterthaner Städte des Adels und der Geistlichkeit, in denen (besonders der letzteren) deutsche Bürger wohnten. Die Mehrzahl der königlichen Städte lag im Innern des Landes und bildete somit mitten im slavischen Lande vereinzelte Inseln, während die Städte an den Gränzen des Landes vor Cechisirung dadurch gesicherter waren, daß dort auch das offene Land durch deutsche Ansiedler urbar gemacht worden war. Dieser Umstand erwies sich wirklich als von großer Bedeutung, indem es zwar gelingen konnte durch Gewalt und Zwang die Städte im innern Lande zu cechisiren, nicht aber die an den Gränzen desselben.

Es war natürlich, daß im Laufe der Zeit in die deutschen Städte auch Slaven Einlaß fanden, denn ein Gesetz zum Ausschluß einer Nationalität, wie solche später im umgekehrten Verhältnisse erlassen wurden, war dem Deutschen unbekannt, so wie es ihm eben so wenig in den Sinn kam, den Besitz der Aemter und Würden in einer Stadt an eine Nationalität zu binden. Nichts desto weniger aber blieben die Städte deutsch und bekleideten in ihnen die Deutschen die vorzüglichsten Aemter, nicht weil die Cechen nicht zugelassen worden wären, sondern weil die alten deutschen Bürgerfamilien durch Besitz und Erfahrung imponirten und die natürliche Majorität bildeten.

Das sollte nun Alles anders werden!

Die Cechen als die „Herren des Landes" sollten auch in den deutschen Städten herrschen und da sie auch nicht die geringste innere Berechtigung dazu besaßen oder etwa durch eigene Ueberlegenheit hiezu gelangen konnten, sollte ihnen ein königlicher Machtspruch hiezu verhelfen, so daß es in Böhmen zum Gesetze wurde, daß die Minorität über die Majorität herrsche — natürlich nur wo die Minorität čechisch war. Dieser Vorgang galt jedenfalls noch für sehr maß-

1) A. a. O. V. 299.

voll und gesetzmäßig — bald aber, als die politischen Stürme jedes Band lösten, setzte man sich auch über solche Bedenken hinaus und vertrieb, ohne weiter viel Redens zu machen, die Deutschen aus dem Lande.

Die ersten Stürme gegen das Deutschthum, deren Verlauf genugsam bekannt ist, erfolgte bereits zur Zeit der Regierung Wenzel IV.

Von allem Anfange an hatte sich der kirchlichen Parteigruppirung eine nationale zugesellt und während die Reform im Allgemeinen so gut ein Wunsch der Deutschen wie der Čechen war, ja zunächst in Prag durch deutsche Prediger (Waldhauser) angeregt worden war, sagten sich die Deutschen von den Reformbestrebungen los, sobald sich die čechischen Magister ihrer mit einer gewissen Ausschließlichkeit bemächtigten und sie auf Bahnen führten, auf die ihnen erstere nicht folgen konnten. Von da an galt wenigstens im Bürgerstande deutsch und katholisch, so wie čechisch und husitisch mit sehr geringen Ausnahmen für identisch. Die im Jahre 1409 durch einen erbetenen Machtspruch čechisirte Universität verließen die deutschen Magister und Studenten, unter denen sich nicht bloß Fürstensöhne, sondern auch Kaufleute befanden, die den Handel mit ihrer Heimat vermittelten, [1]) und hiedurch erlitt das Deutschthum in Böhmen die erste nicht unmerkliche Schwächung. Allerdings war der Entschluß der Deutschen, sich nicht von einer čechischen Minorität beherrschen zu lassen, sondern lieber den bereits liebgewordenen alten Sitz zu verlassen, wie Palacký [2]) nicht ohne Tadel sich ausdrückt, „in leidenschaftlicher Aufwallung" gefaßt, wenn beim guten Deutschen, der nun bald noch ganz andere Dinge erleben sollte, alles „leidenschaftliche Aufwallung" ist, was beim Čechen höchstens Trotz gegen Unterdrückung und ähnlich heißt. Der alte Annalist bedauert allerdings den Verlust, den Prag durch dieß folgenschwere Ereigniß erlitten, findet jedoch den Vorgang der čechischen Magister ganz berechtigt, denn die Deutschen hätten — „die čechische Sprache" unterdrückt. [3]) Es war allerdings unverzeihlich, daß die deutschen Fürsten-, Herren- und Bürgersöhne nicht zuvor čechisch lernten, ehe sie es wagten, die Universität, die Schöpfung eines deutschen Kaisers zu betreten. Bald mußten auch denen die Augen sich öffnen, die in deutscher Arglosigkeit, wie man diese Art von Dummheit zu nennen pflegt, die Gefahr für ihre Existenz nicht ahnten. Was an der Universität geschehen war, sollte nun auch in der Stadt geschehen, die čechische Minorität sollte die deutsche Gemeinde beherrschen. [4]) Der Weg, den die Führer der Čechen, Hus und Hieronymus, einschlugen, war der beliebte, einen Machtspruch vom Regenten zu erbitten. König Wenzel aber war ein zu einsichtsloser Mann, als daß er nicht willig die Hand geboten hätte zur Vernichtung seiner eigenen Macht. Die Einsicht kam ihm allerdings — jedoch zu spät.

Es ist naturgemäß und, wo vernünftige Verhältnisse herrschen, wohl überall der Fall, denen den größern Antheil am Stadtregimente zu übertragen, die durch Ansehen und Macht hervorragen und einen bedeutenderen Antheil der öffentlichen Lasten tragen. Auch in Prag war dieß bis 1413 der Fall und galt als natürlich — traurig war es nur, daß jene Personen gerade Deutsche waren, und in Folge dessen mußte das natürliche Verhältniß durch einen erbetenen königlichen Machtspruch so umgestaltet werden, daß künftighin die Hälfte der Stadtvertretung

1) Staří letopisové S. 11. — 2) A. a. O. III. 1. 236. — 3) Staří letopisové S. 12.

4) Palacký, G. v. B. III. 1. 296, sagt: „Das deutsche Element hatte vom Ende des 13. Jahrhunderts bis auf diese Zeit herab auf dem Rathhause der Altstadt Prags vorgeherrscht" — was eine der vielen Schwächen ist, die in seinem Werke überall dort unterlaufen, wo von dem Verhältnisse der Deutschen zu den Čechen die Rede ist. Nicht seit dem Ende des 13. J. herrschte das deutsche Element in der Altstadt, sondern seit ihrer Gründung — durch Deutsche. S. Tomek, Gesch. v. Prag, wo diese Fragen weit gründlicher und objektiver erörtert sind.

aus Čechen bestehen mußte, ja nach einer andern Version mußten von nun an sechzehn Čechen in den Gemeinderath kommen, während den Deutschen nur zwei Stellen zu besetzen blieben.[1]) So mußten sich nun die Gründer der Stadt, die reichsten und mächtigsten Repräsentanten derselben, von jener Minorität beherrschen lassen, die sie selbst durch Aufnahme in den deutschen Gemeindeverband aus dem niedersten Stande emporgehoben hatten. Bald hierauf wurden die beiden vornehmsten deutschen Rathsherren — man weiß nicht warum — enthauptet. So weit hatte Wenzel die Hand geboten; bald darauf öffneten sich ihm die Augen, er zog die Hand zurück — doch nun brauchte man sie schon nicht mehr. Nach seinem Tode gesellte sich zu den kirchlichen und nationalen durch ihn selbst beförderten Bestrebungen in naturgemäßer Verbindung noch eine dritte, die nämlich, Wenzels Bruder und Rechtsnachfolger Sigismund, den Deutschen und Katholiken von der Thronfolge auszuschließen und einen nationalen, das ist einen slavischen Regenten einzuführen, oder wie Palacký sagt, es erwachte bei den Čechen die Idee des „Panslavismus." Hiedurch mehrte sich die Gefahr für die Deutschen in Böhmen in erschreckender Weise. Sie waren es, welche in Verbindung mit einem kleinen Theile des Adels den Kampf für das Recht unternahmen und in unwandelbarer Treue für Siegmund fochten, den sie als einzig rechtmäßigen König anerkannten. Dieser Kampf fiel unglücklich für sie aus, — Siegmund ließ sie zuerst im Stiche, dann gab er sie preis. Sie waren das Opfer, mit dem er, durch die Waffen besiegt, die Herrschaft erkaufte.

Das Unglück traf naturgemäß zuerst und zunächst die Deutschen in Prag und als dieses schon arg erschütterte Bollwerk gefallen war, hielt die nationale Exklusivität ihren Triumph- aber auch zugleich Verheerungszug durch die übrigen Städte des Landes. So wie in Prag die bekannten Pöbelexcesse, der berüchtigte Fenstersturz der neustädter Rathsherrn und ähnliche Szenen dem Tode Wenzels vorangingen, so erhob sich auch nach seinem Tode der Pöbel, der bei der nunmehrigen Stadtbehörde kein energisches Einschreiten zu fürchten hatte[2]) zu einem Sturme gegen die reichen Klöster und die deutschen Kaufleute, so daß diese gezwungen waren, sich aus der Stadt zu flüchten, womit ein Theil der sehnlichsten Wünsche des Pöbels erfüllt war. Welche Gräuel und Verwüstungen bei dieser Gelegenheit statt fanden, ist sattsam bekannt. Die deutschen Kaufleute und Handwerker[3]) suchten auf den königlichen Burgen Hradschin und Wyschehrad Schutz und fanden ihn daselbst mindestens auf so lange Zeit, bis sie neuer Verrath auch von da verbannte. Auch gelang es ihnen noch einen Theil ihrer Habseligkeiten zu retten, mit sich fortzutragen oder auf Wagen fortzuführen. Ihre unbeweglichen Güter fielen natürlich alsogleich in die Hände ihrer Gegner, aber auch die schwer gerettete Habe verloren sie bald durch Verrath ihres vermeintlichen Schirmherrn. Dieß war also die nächste Frucht jener Errungenschaften. — Prag war für eine Zeit eine čechische Stadt. Diese That vom 17. August 1419 war der erste Triumph der regierenden rohen Gewalt über die bisher zu Vieler Unzufriedenheit bestandenen Rechtsordnungen. Der Sieg schien ein entschiedener und es handelte sich zunächst darum, seinen Erfolgen die Gewähr der Dauer zu verschaffen und dem begonnenen Kampfe selbst eine größere Ausbreitung zu geben. Was in Prag vorgegangen war, sollte nun auch in den königlichen und andern Landstädten geschehen, das Deutschthum sollte auch in diesen ausgerottet werden. Das Mittel, das in Prag hiezu angewendet worden war, hatte sich als probat erwiesen, dabei entschloß man sich zu bleiben.

---

1) Pelzel, Wenzel IV. II. 622., v. d. Hardt IV. 758.
2) „Nemagice se koho báti" sagt der Annalist. S. 26.
3) Ebendaselbst und Chronic universit. in fontes rerum austr. herausgeg. von Höfler I. S. 38.

Während sich Kaiser Siegmund daran machte als bereits anerkannter König den böhmischen Thron zu besteigen, verlangten die böhmischen Stände außer der Genehmigung ihrer kirchlichen Sonderlichkeiten vor Allem, daß kein Ausländer, weltlichen oder geistlichen Standes im Allgemeinen ein Amt oder eine Würde des Landes inne haben dürfe, „ganz besonders aber in den Städten keine Deutschen in die Aemter eingesetzt würden, wo es möglich sei, daß auch Čechen dieselben bekleiden könnten;" ferner daß sämmtliche Gerichte und Klagen in ganz Böhmen in čechischer Sprache geführt würden (was den deutschen Schöffen galt) und „daß die Čechen allenthalben im ganzen Königreiche und in den Städten die ersten Stimmen haben sollten." Ebenso sollte niemand mehr vor ein ausländisches Gericht (jedenfalls dachte man an Magdeburg) gefordert werden dürfen und die unter König Wenzel aus dem Lande und der Stadt Vertriebenen sollten nicht mehr zurückkehren dürfen. Hieran schloß noch die prager Gemeinde das besondere Verlangen, daß der König all der Dinge, die neuerdings in der Stadt vorgefallen, nicht in Argem gedenken wolle, vielmehr solle er all die Einrichtungen und Entscheidungen, die die Stadträthe seit dem Tode Wenzels getroffen, gutheißen und bestätigen, die zum allgemeinen und besonderen Besten der Stadt und nicht gegen die Ehre und das Recht des Königs geschehen seien. [1]) Das zuerst angeführte Begehren kennzeichnet genügend die Tendenz des ganzen Bestrebens. Kein Deutscher sollte ein Amt in einer Stadt bekleiden, in welcher dieses Amt möglicher Weise von einem Čechen bekleidet werden könnte! Es kam somit nur darauf an, jeder einzelnen Stadt aufzudisputiren, daß sie eine gemischte sei, das heißt, daß in ihr zwölf oder achtzehn Čechen ein Unterkommen fanden, und dann mußten jenen Gesetzen zufolge diese 12 oder 18 Čechen auch nothwendig Rathsverwandte und Schöppen werden. Wohl sagte der Gesetzentwurf, dieselben sollten auch die Fähigkeit des Regierens besitzen („by uměli vlásti"), doch weiß Jeder, wie dehnbar der Begriff solcher Befähigung ist. Daß es sich dabei durchaus nicht etwa um eine Reaktion gegen das Privilegiensystem des Bürgerthums, sondern um die ausschließliche Beschlagnahme dieser Privilegien zu eigenem Nutzen handelte, beweist die demselben Actenstücke in Einem angehängte Bitte, der neue König möge sämmtliche Landesprivilegien und Rechte, „und so auch die der Städte" aufrecht erhalten und durch Urkunden bestätigen.

So aufrichtig in diesen Artikeln einzelne Herzenswünsche der čechischen Nation niedergelegt waren, so wenig erschöpften sie deren ganze Fülle, vielmehr enthielten sie nur eine Auswahl derer, die man mindestens mit einem Scheine von Rechtsgefühl aussprechen zu können glaubte.

König Siegmund soll nur ausweichend und somit unbefriedigend geantwortet haben, seine Antwort ist uns aber nicht erhalten. Doch wurden die Kämpfe in Böhmen und besonders die auf der Kleinseite zwischen den königlichen und den husitischen Bürgern nicht zu Gunsten der letzteren entschieden und wir finden in Folge dessen bald Gesandte aller Stände Böhmens vor Sigismund in Brünn versammelt und diesem huldigend. Es schien also Hoffnung vorhanden, daß die alte Ordnung wiederkehre. Im Namen des Königs und des Stadtrathes wurde durch Herolde in der Stadt verkündet, daß allen Flüchtigen freie Rückkehr gestattet sei. In Folge dessen kehrten außer der Geistlichkeit auch die deutschen Bürger nach Prag zurück und es ist nicht zu verwundern, wenn sie aus dem Exile an ihren alten Herd eilend „vor Freuden in die Hände klatschten und lachten," indem sie sich Glück wünschten, daß nun endlich die Husiten- und Wiklefitenwirthschaft ein Ende nehmen werde. Die „Anhänger der Wahrheit" aber überfiel Angst und Schrecken über diese Wendung der Dinge. [2])

1) Landtagsschluß 1419 in Archiv český III, 207 und 208.
2) Laurenz von Březowa in Fontes rer. austr. I. 348.

Bald aber nöthigte das feindselige Verhalten der extremen Partei Siegmund, zu den Waffen zu greifen und einen Kriegszug gegen Böhmen zu unternehmen. Wäre es, was vorauszusehen war, dazu gekommen, daß Siegmund mit seinem Heere die Stadt Prag belagerte, so waren die Deutschen in derselben dem Pöbel in die Hände geliefert, und sie entschlossen sich deßhalb neuerdings, lieber vor dem Ausbruche eines erneuerten Sturmes Prag abermals zu verlassen. Der Magistrat gestattete ihnen freien Abzug und sie zerstreuten sich, Weiber und Kinder, so wie ihre werthvollsten Habseligkeiten mit sich nehmend, auf die nahen befestigten Schlösser. Das prager Schloß und der Wyschehrad allein nahmen vierhundert [1]) der reichsten deutschen Familien auf. Doch mußten sich diese den königlichen Befehlshabern gegenüber verpflichten, nach Ablauf einer gewissen Frist (vom 24. April 1420 an) zur Wiedereroberung der Stadt selbst behilflich zu sein und erst zu ihren verlassenen Wohnungen zurückzukehren, wenn die Anhänger des Hussitismus niedergeworfen wären. Jedenfalls thaten sie dieß mit Freuden und es brauchten unter ihnen nicht gerade die „furchtsamen prager Bürger" [2]) zu sein, denn nur auf diese Weise bot sich eine Hoffnung, daß die Deutschen in ihre rechtlich erworbene Stellung und zum Besitze ihres Gutes wieder gelangen konnten. Allerdings blieben immer noch einzelne Deutsche zurück, viele fügten sich vielleicht in Allem dem Willen der Čechen, doch gehörten diese wohl größtentheils der niedern und ärmern Klasse an, gegen welche Sorte der čechische Pöbel eine geringere Abneigung zu haben schien.

In Prag wurde nun ein entlaufener fanatischer Mönch, schon früher der Abgott des Volkes, der eigentliche Herr der Stadt. Von den übrig gebliebenen Rathsherren (die wenigen Deutschen waren mit ausgewandert) nahm er den Eid der Treue für die hussitische Sache ab und setzte in Gemeinschaft mit seinen Priestern und Magistern eigene Hauptleute der Stadt ein. [3]) In die übrigen Gemeinden des offenen Landes wurde ein Aufruf erlassen, der wiederum beweist, wie sehr sich im Hussitenthume die Nationalität in den Vordergrund drängte. Die Deutschen werden die „gebornen Feinde" der Čechen genannt, „die sich", behaupten die prager Čechen, [4]) „wenngleich ohne Grund gegen unsere Sprache erboßen; und wie sie unserer Sprache am Rhein (sic!), in Meißen und Preußen gethan, die sie verdrängt, so gedenken sie auch uns anzuthun, und die Städte der Vertriebenen in Besitz zu nehmen (Sollte man nicht glauben, dieß sprächen die Deutschen?). O Bosheit und mehr als Bosheit, wer kann dieß ansehen ohne sich über sie zu erzürnen! Wer sieht dieß, ohne zu weinen! Wer ist dem Königreiche treu, der darum nicht trauert, daß die lügenhafte Ungerechtigkeit des Fürsten nicht nur dieses goldene und allerchristlichste Königreich mit Ungeziefer anzufüllen gedenkt, sondern auch die unsterbliche Wahrheit Gottes in uns erlöschen will!" Die Gemeinden des Landes sollen deßhalb der Hauptstadt zu Hilfe eilen, „damit dieses allerchristlichste Königreich von solchem Unrechte und solcher Unterdrückung der Sprache befreit" werden möge. Aus dieser Tonart also wurde schon anno Domini 1419 gepfiffen. Durch diesen Aufruf, dem der größte Theil des Adels, besonders der niedere, bereitwillige Folge leistete, wurde die Fehde gegen das Deutschthum in Böhmen, die schon lange auf eigene Faust geführt wurde, zu einem erklärten, angesagten Kriege. Die bequeme Neutralität, der Utraquismus in politischem Sinne, war nun unmöglich, man mußte Čeche sein oder Deutscher, hussitisch oder königlich. Ein schwankender, hin und her überlaufender Charakter, wie sie solche Zeiten zu erzeugen pflegen, war der damalige Oberstburggraf des pragen Schlosses, der bekannte

1) Nach Palacký gar 1400, G. v. B. III. 2. S. 92; Březowa a. a. O. I. 354 hat die obige Zahl. — 2) Palacký, G. v. B. III. 2. S. 93. — 3) 3. April 1419; Březowa a. a. O. I. 355. — 4) Archiv český III. 213.

Čenĕk von Wartenberg, in dessen unverlässlichen Schutz sich ein Theil der geflüchteten Deutschen, wie erzählt, begeben hatte. Sein Verrath an der Sache des Königs stürzte diese in neues Unglück. Am 17. April 1420 ließ er sämmtliche Priester (76 oder mehr an der Zahl) und einige Gewerbsleute, die bei ihm Zuflucht gesucht hatten, gefangen nehmen, die übrigen deutschen Bürger aber, sowohl Kaufleute als Handwerker, jagte er sammt Weibern und Kindern aus dem Schlosse und setzte sich in Besitz ihrer hinterlassenen Habe, so wie er auch die Sakristei des Domes und die Gebäude der Geistlichen ausplünderte. Unermeßliche Güter sollen so in seine Hände gefallen, ein Weinen und Wehklagen aber entstanden sein, wie es die Leute seit Kindeszeiten nicht vernommen. Die Männer suchten für ihre unglücklichen Familien neue Asyle in den umliegenden Städten und besonders in Kuttenberg. Viele derselben finden wir später auch in Beraun. Die zurückgelassenen Weiber aber saßen täglich weinend vor den Thoren des Schlosses und baten wenigstens um Herausgabe ihres Gutes — die „Förderer der Wahrheit aber verspotteten sie durch höhnisches Bedauern, lachten und freuten sich über den Verlust der Reichthümer.“ [1]) So fiel auch das prager Schloß in die Hände der prager Čechen.

Glücklicher war der Theil der Bürger, der sich auf den Wyschehrad gerettet hatte, denn obgleich dieser zur selben Zeit belagert wurde, so wußte er sich doch mit Glück zu vertheidigen. [2])

Als Čenĕk am 7. Mai an den ersten Verrath den zweiten zu Gunsten des Königs reihte (um bald einen dritten anzuschließen) ging die kleinseitner Bürgergemeinde, die Schöpfung König Přemysl Ottokars II., vollständig zu Grunde. Der nach den früheren Kämpfen noch übrige Theil derselben wurde bei einer neuerlichen Belagerung des Schlosses von Seite der Čechen niedergebrannt und der Rest der vielleicht bis dahin herüber und hinüber schwankenden Bürger mußte nun unverhüllt seine Farbe zeigen. Die sich somit zum Deutschthum bekannten, zogen sich auf das Schloß zurück, das somit zum zweiten Male das Asyl deutscher Bürger wurde, während der Rest der čechisch gesinnten Bürger mit Hab und Gut aus den Ruinen der Kleinseite auf die Altstadt übersiedelte und dort jedenfalls in den verlassenen Häusern der Deutschen sich niederließ. [3]) Hiedurch erhielt die čechische Partei der Alt- und Neustadt aufs Neue eine ansehnliche Verstärkung. Bald erhielt Prag eine noch weit ansehnlichere Verstärkung, als am 20. Mai das Heer der Taboriten demselben zu Hilfe kam, während indessen auch König Siegmund das Land betreten hatte, nicht sowohl zum Schutze der Deutschen, als vielmehr zur Wiedererlangung seiner angefochtenen Herrschaft. Freilich konnte er sich dabei fast einzig und allein nur auf die Deutschen innerhalb und außerhalb Böhmens stützen.

Die Prager empfingen ihre socialistischen Freunde von Tabor auf das feierlichste und versahen sie reichlich mit Lebensmitteln, die in größtem Uiberflusse in den verlassenen Häusern der Deutschen, besonders in verschiedenartigen Getränken bestehend, vorgefunden wurden. [4]) Drei Tage später kamen ähnliche Schaaren Landvolkes aus der Umgegend von Saaz, Laun und Schlan und bald darauf auch die horebitischen Bauern aus dem königgrätzer Kreise zu ähnlichem Zwecke nach Prag [5]) und wurden jedenfalls auf ähnliche Weise verpflegt. Durch diese extrem rohen Elemente, die von ihren Weibern, wahren Hyänen der Schlachtfelder jener Zeit, begleitet und in Gemeinheit und roher Grausamkeit überboten wurden, gewann auf eine Zeitlang die radikalste Richtung der hussitischen Bestrebungen in Prag dermaßen die Oberhand, daß die damals regierenden Rathsmänner der Alt- und Neustadt abgesetzt und neue, den hinzu gekommenen

1) Chronic. univ I. 39; Březowa I. 357; Staří letop. 35. — 2) Březowa I. 357. — 3) Derselbe I. 361. — 4) Derselbe I. 363. — 5) Ebendaselbst I. 364.

Elementen entsprechendere eingesetzt werden mußten. [1]) Die unbestreitbare Annehmlichkeit, die es bietet, sich in ein fertiges Nest zu setzen, führte nun auch bald auf den Gedanken, ein umfassendes Spionirsystem einzuführen. Es gab immer noch eine Anzahl von Familien in Prag, die man vielleicht als unschädlich, vielleicht auch weil sie sich die Miene gaben, der čechisch-husitischen Partei zugethan zu sein, duldete, ohne von ihrem entschiedenen Uibertritte zur herrschenden Partei Beweise in den Händen zu haben. Diese Leute mochten zwar allerdings nicht eben den Stolz der Deutschen bilden, doch kommen derlei Naturen, die sich in der Hoffnung, bald wieder zu herrschen, eine geraume Zeit auch zu ducken verstehen, zu allen Zeiten vor. Es wurde daher beschlossen, nach diesen heimlichen Gegnern des Kelches zu forschen und sie in der Stadt nicht länger zu dulden. Zu diesem Zwecke besuchten die husitischen Priester fleißig die Häuser der Verdächtigen und ermahnten sie, die Messe zu hören, zu beichten und sich, sofern sie nicht aus der Stadt gewiesen werden wollten, zur Communion sub utraque vorzubereiten. Dieß verbreitete unter den Betroffenen begreiflicher Weise einen ungeheuern Schrecken. Einzelne sollen nun in aufrichtiger Weise zum Husitenthume übergetreten sein, so daß ihnen ein eigenes Kirchlein, zum h. Geiste, zum Zwecke gesonderten utraquistischen Gottesdienstes eingeräumt wurde, während all die herrlichen Kirchen Prags, Denkmale deutscher Kunst, vor Allen die zu St. Maria am Tein in die Hände der Čechen fielen; [2]) andere thaten es nur, um ihre zeitlichen Güter nicht zu verlieren, die übrigen aber, und das wohl die Mehrzahl, verließen lieber Haus und Hof und all ihre Güter und wanderten ihren entschiedeneren Landsleuten nach in's Exil. [3]) Nach der gewöhnlichen Uiberlieferung [4]) sollen auf diese Weise in der Altstadt allein sieben hundert und zwanzig Häuser verlassen worden und leer gestanden sein, so daß außer den Rathsherren noch eine eigene Commission niedergesetzt werden mußte, um diese Häuser, die seit ihrer Erbauung Jahrhunderte lang ein wohlerworbenes Eigenthum deutscher Bürger waren, an die fremden Ankömmlinge, oder wie man, um wie dermalen landesüblich zu sprechen, sagen müßte, an die „Hergelaufenen" zu vertheilen. Getränke aber, Lebensmittel, Kleinode und andere Schätze, die in denselben gefunden wurden, nahm die Gemeinde selbst in Beschlag und verwendete sie für die Bedürfnisse ihrer Vertheidiger. [5]) Die eigentlichen Taboriten aber bivouakirten noch immer auf der Hetzinsel, während ihre Weiber im Kloster St. Ambros (Zollamtsgebäude) hausten. Ein Deutscher, der sich nach dieser Frist noch in der Gegend der Stadt sehen zu lassen das Unglück hatte, wurde am 6. Juni von den Taboriten verbrannt. [6]) Am 14. Juni übersiedelten die Taboritischen Bauernhorden zunächst auf die Neustadt, schlossen mit den Pragern Verträge, gemäß denen sowohl sie, wie die übrigen Fremden Antheil an dem Stadtregimente erhielten, darauf aber mit Wagen und Rossen in die Altstadt selbst übersiedelten, indem sie sowohl die königlichen als die von den rechtmäßigen Besitzern verlassenen Häuser in Beschlag nahmen „und Tag für Tag ungeheuern Schaden in ihnen anrichteten." [7]) Die Weiber blieben indeß immer noch auf der Neustadt und wetteiferten daselbst mit ihren Männern in der Kunst des Zerstörens. Nun wurde erst eine förmliche Inquisitionsbehörde ernannt, um die etwa noch immer nicht unter beiderlei Gestalt Communicirenden zu erforschen, welche Behörde täglich auf dem Rathhause ihre Sitzungen hielt, alle Denuncirten und Verdächtigen vorrief und die schuldig Befundenen unter dem entehrten Banner des Wartenbergers durch Büttel aus der Stadt führen

1) Ebendaselbst I. 366. — 2) Hieher ist jedenfalls die Nachricht bei Březowa I. 396 zu beziehen. Palacký III. 2. S. 180 sieht in dieser Thatsache den Beweis, daß in Betreff des „Nationalitätsgefühls" — kein blinder Fanatismus vorherrschte. — 3) Chronic. univers. I. 42 und Březowa I. 367. — 4) So das Chron. univ. — 5) Březowa I. 367. — 6) Derselbe I. 368. — 7) Derselbe I. 370.

ließ.[1]) Ihre Häuser und Güter aber verfielen der neuen Gemeinde. Zu gleicher Zeit wurden alle zurückgelassenen Frauen und Kinder der Entwichenen aus der Stadt gejagt, so daß auch diese Häuser, zu deren Schutze sie in der Hoffnung eines baldigen Umschwunges zurückgeblieben waren, wie man es wünschte, verfügbar wurden. Ja der eifrig hussitische Chronist[2]) gesteht sogar sehr naiv und die wahre Sachlage sehr bezeichnend, „es seien damals sehr viele, besonders Deutsche, aus der Stadt gejagt worden, die längst zur Wahrheit bekehrt waren und unter beiderlei Gestalten communicirten oder zu communiciren versprachen, bloß weil einzelne unter ihnen — volle Vorrathskammern besaßen!" Es hatten sich nämlich gerade damals die deutschen Kaufleute wegen der angehofften Ankunft des Königs und vieler Gäste in dessen Gefolge mit einem großen Vorrathe von verschiedenen Getränken und allerlei Lebensmitteln versehen, nach denen eben der taboritische Pöbel nun so begierig griff. Die so erbeuteten Getränke schenkte die prager Gemeinde dermaßen billig aus, daß sich die „Brüder und Schwestern" bei allem Eifern gegen öffentliche Todsünden gar häufig besoffen.[3]) Jene Gattung von Deutschen aber traf um dieses Lohnes für ihren Uibertritt willen, gewiß weder Neid noch — Mitleid.

Somit war das langersehnte Ziel vollständig erreicht, die deutschen Bürger waren aus ihrem Besitzthume geworfen, die Sieger hatten sich in die Beute getheilt — Prag war eine exclusiv čechische Stadt geworden. Daß dieser für die Geschichte Böhmens so bedeutungsvolle Sieg ein verhältnißmäßig so leichter werden konnte, hatte seinen Grund nur darin, daß es gelungen war, einen unklugen König zu überlisten, ihn in das Parteigetriebe herabzuziehen und ihn, der in seiner durch eigene Unfähigkeit schwankend gewordenen Stellung einsichts- und planlos bald nach diesem, bald nach jenem Rettungsanker griff, zu überreden, die fanatisch nationale Partei werde ihm endlich seinen Thron wieder auf sichere Füße stellen. Die nächste Zukunft lehrte den armen Wenzel, wie betrogen er in diesem Wahne war, für die Deutschen Böhmens aber, die bisher die festesten Stützen des Königthums gewesen waren, hatte dieser Mißgriff die unglückselige Folge, daß nun zur Empörung gestempelt wurde, was naturgemäßer Kampf für unzweideutige Rechte war, daß nun Verrath hieß, was ehedem Treue war. Dieß entwaffnete zu Zeiten Wenzels den Widerstand der Deutschen, und als ihn die Regierung wieder in den Waffen wünschte, dann war es zu spät. Denn mittlerweile hatte sich das bis dahin bedeutungslose čechische Bürgerthum mit den Elementen des Stadtpöbels und des Landvolkes allirt, und ein offener Kampf der Deutschen wäre nunmehr Tollheit gewesen. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als (wie sie hofften vorübergehend) das Feld zu räumen, die Stadt zu verlassen, die sie geschaffen, und dem Könige ihre Hilfe anzubieten, damit er die Revolution niederwerfe, und ihre Sache für gerecht anerkennend sie wieder einführe in ihre alte wohl erworbene Stellung. Sie konnten dieß um so eher von Siegmund erwarten, als nunmehr ihre Sache und die seine identisch schien — doch erfuhren sie schließlich, daß mit der Herrschsucht kein Vertrag zu schließen sei.

Auf die Wiedereroberung Prags mußte zunächst all ihre Hoffnung gerichtet sein. Das große Kreuzheer, an dessen Spitze Siegmund Ende Juni vor Prag erschien, mußte diese Hoffnung bedeutend beleben, täuschte sie aber bald. Nach einigen Rekognoscirungen und Scharmützeln[4]) begann Siegmund durch Vermittlung der čechischen Barone, die es weder mit Siegmund noch mit dem

1) Gleichlautend Chron. univers. I. 45. — 2) Brezowa I. 370. — 3) Ebendas. a. a. O. — 4) Daß der bekannte Kampf am Witkow (Žižkaberge), den die böhmische Geschichte stets als große Schlacht registrirt, nichts anderes als ein Scharmützel war, geht aus der Darstellung der Gleichzeitigen deutlich hervor. Brezowa (I. 378) gibt die Dauer des Kampfes auf Eine Stunde, die Gefallenen, jedenfalls noch übertrieben auf dreihundert an.

Volke verderben wollten, Unterhandlungen mit den Pragern, so daß das Heer müssig liegend, an allem Nöthigen Mangel leidend, mit dem Kaiser, der gerade die čechischen Barone (begreiflicher Weise) bevorzugte, in Zwiespalt gerieth und ihn selbst als Ketzerfreund und Betrüger verfluchend am 30. Juli unverrichteter Dinge von Prag abzog.

Bald darauf löste sich auch das enge Band zwischen den bürgerlichen und bäuerlichen Čechen, das Taboritenheer verließ Prag (22. Aug.), obgleich erst neuerdings ihm zu Liebe die Magistrate in seinem Sinne umgetauscht worden waren, und ging seither seine eigenen blutigen Wege in nichts weiter mit seinen neubürgerlichen Landsleuten einig, als im Hasse gegen das Deutschthum. Nichts destoweniger fand Prag durch anderweitige Zugelaufene (advenae), für die ja die hinterlassenen Güter der Deutschen eine genügend große Lockung waren, Verstärkung genug, um den Kampf schon auf eigene Faust fortzusetzen. Wir besitzen noch einzelne Verzeichnisse aus den Jahren 1421 und 1422, die uns einen annähernden Begriff geben können von der ungeheuern Zahl von Gütern und Ländereien, über die abgesehen von den Häusern die prager Gemeinde nunmehr verfügte, indem sie dieselben umsonst oder um einen Spottpreis den Mitbürgern und Ankömmlingen schenkte, so daß Leute, die eben noch mit dem Dreschflegel nach Prag gekommen, nicht nur in kürzerster Zeit in den Besitz von Landgütern und Schlössern, sondern auch, wenn sie sich durch radikalen Sinn auszeichneten, zu Ehrenstellen gelangten. [1]) Was uns aus diesen Verzeichnissen bekannt ist, beläuft sich allein auf 153 Maierhöfe, Schlösser, Mühlen und ähnliche Güter, 88 Weinberge und auf der Kleinseite allein auf 66 Gärten, die näher und weiter von Prag gelegen ehedem Besitz der Geistlichen oder Vertriebenen waren und nun an Schuster, Walker, Schneider, an Bauern, die aus den verschiedensten Gegenden, beispielsweise von Mies, Saaz, Gastdorf, Turnau und andern Orten herbeigeströmt waren, gelangten. Nun verschwanden die Namen, wie von Ach, Walter, Burghard, Reinhard und ähnliche aus Prag und machten den Familien Walchář, Postřihač und Mokrynos Platz. Von der Nadel weg konnte man nun Großgrundbesitzer werden — nur Čeche brauchte man zu sein.

Siegmunds Bestreben mußte es nun zunächst sein, wenigstens zu vertheidigen und zu erhalten, was noch nicht verloren war, die königlichen Burgen, an deren Spitze Wyschehrad und Prag (Hradschin) und die königlichen, der Mehrzahl nach deutschen und somit dem Könige treuen Städte. Hätte er seine Stellung richtig erfaßt, so würde er besonders die letzteren mit allem Nachdrucke geschützt und auf keinen Fall preis gegeben haben. Allerdings rennommirte er, er werde den Čechen um keinen Preis den Wyschehrad geben [2]), ordnete auch die Vertheidigung der beiden prager Schlösser an, verjagte aus ihnen die dahin geflüchteten Bürgersfrauen als in der Vertheidigung hinderlich: [3]) alles dieß aber konnte weder zum Schutze seiner Herrschaft, noch weniger zu dem der Bürger genügen. Ohne Heer eilte er „wie wahnsinnig“ klagend über das erlittene Unrecht von Stadt zu Stadt und hielt sich abwechselnd zu Kuttenberg, Časlau, Kolin, Nimburg, Leitmeritz und andern ihm treu ergebenen deutschen Städten auf. [4]) Seine Hauptstützpunkte aber waren das radikal deutsche Kuttenberg und Leitmeritz.

Während er allenthalben mit vollen Händen Belohnungen unter die čechischen Herren ausstreute, deren Treue er sich zunächst zum Schutze seiner Burgen erkaufen wollte, erfahren wir von nichts, das er zum Schutze seiner Städte gethan hätte; und doch zeigte die nächste Zukunft nur allzu deutlich, wie unverläßlich die so theuer erkaufte Treue der Großen und wie einzig und allein ver-

1) Gedruckt in fontes rer. austr. I. Abth. VI. Band. 2. S. 287 ff. — 2) Březowa I. 417. — 3) Ebendaselbst I. 385. — 4) Ebendaselbst I. 411.

äßlich bis zu ihrem Untergange die bald verlassenen deutschen Städte waren. Und welche Bedeutung hatte am Ende die Erhaltung eines der vielen kleinen Schlösser des Landes, für die er dem Herrn oft genug das Schloß selbst schenken mußte, [1]) gegenüber der Erhaltung einer Stadt, wie etwa Kuttenberg?

Unter den nachmals čechisirten Landstädten müssen wir zunächst zwei Gruppen unterscheiden. Der eine bedeutend geringere Theil derselben hatte ähnlich wie Prag innere Parteikämpfe zu bestehen, in denen nach längerem Schwanken schließlich wie dort das Čechenthum siegte, so daß diese Städte bald nach Beginn der Bewegung auf der Seite der Prager erscheinen, wenn auch hin und wieder einmal die deutsche Partei in ihnen zu einem vorübergehenden Siege gelangte.

In dem andern bedeutend größeren Theile blieb das Deutschthum von inneren Feinden unangefochten oder doch in ähnlichen Kämpfen siegreich und erlag erst der Uibermacht des äußeren Feindes.

Durch Plünderung ihrer Klöster dokumentirte sich zunächst in den Städten Pisek, Klattau, Pilsen, Königgrätz, Saaz und Laun das Vorhandensein einer nationalen Partei (1419). Außer Klattau schickten auch noch Tauß und Schüttenhofen um dieselbe Zeit gewisser Maßen Vertreter zu den beliebten Volksversammlungen. [2]) Die Saazer, Launer und Schlauer schickten sodann die schon erwähnte Hilfe den Pragern, doch erzählt der Chronist [3]) ausdrücklich, daß jene Leute aus der Umgegend jener Orte (also nicht Bürger) gewesen seien; es scheint somit in jenen Städten die Landbevölkerung über das Bürgerthum bis zu einem gewissen Grade den Sieg davon getragen zu haben. Schlan und Laun kehrten noch im Jahre 1420 unter den Gehorsam Siegmunds zurück und zwar, wie der Chronist sagt, [4]) durch Zuthun der „Reicheren:" das heißt wohl, es siegte in diesen Städten wieder die altbürgerliche Partei. Auch Königingrätz war trotz der vorhandenen Gegenpartei bis zum 26. Juni 1420 königlich und deutsch. Aehnlich, jedoch weit entschiedener, waren es die übrigen königlichen und viele unbedeutendere Schutzstädte. Am entschiedensten waren Kuttenberg, Časlau, Kaurim und Kolin aufgetreten, die bereits am 6. November den prager Čechen ihre Absagebriefe schickten. [5]) Außer diesen waren besonders Leitmeritz, Nimburg, Kolin, Deutschbrod und Budweis die vorzüglichsten Zufluchtsstätten der gegenhusitischen Partei. [6]) Auch Pilsen wurde bekannter Weise ein vorzüglicher Hort der Königlichen.

Siegmund war indeß nicht einmal im Stande, das bisher Gerettete ferner auch nur zu erhalten. Die Uebergabe des Wyschehrads (2. Nov. 1420), die nach dem verunglückten Entsetzungsversuche, den besonders die böhmischen Herren im kaiserliche Heere nur ungern und wider Willen [7]) wagten, geschehen und der etwas später darauf erfolgte gänzliche Rückzug des Königs aus Böhmen (Anfang März 1421) war das Signal, die Bewegung und nationale Bestrebung auf das bloßgestellte schutzlose Land auszudehnen. Natürlich mußte nun vor Allem die Macht der königlichen Städte gebrochen, diese Schutzfesten des Königs und Deutschthums erobert und ihre Privilegien allerdings nicht vernichtet, wohl aber auf neue čechische Bürger übertragen werden.

Seit es ein Bürgerthum in Böhmen gab, war das Jahr 1421 für dasselbe das unglücklichste. Die Lage der Städte verschlimmerte sich von Woche zu Woche, bis sie endlich unrettbar wurde. Prager und Taboriten, die nun von keinem äußern Feinde mehr bedrängt wurden, vereinigten sich abermals, um die Reste der Königsgetreuen in Böhmen zu vernichten. In einem

---

1) Die Registra Zápisův, gedruckt im Archiv český, bieten wiederholte Beispiele dar. — 2) Staří letop. 29.— 3) Březowa I. 364.— 4) Ebendaselbst I. 365.— 5) Archiv český IV. 375 ff. — 6) Fontes rer. austr. I. 410. — 7) Březowa I. 421.

großen Verheerungszuge, den sie gemeinschaftlich im Süden beginnend gegen Osten und von da nach Nordwesten zu unternahmen, gewannen sie die letzten verlassenen Trümmer. Alles fiel in dieser Zeit der Versuchung von Siegmund ab, der größte Theil des Adels trat auf die Seite der Hussiten, Čenek von Wartenberg wurde zum dritten Male zum Verräther, ja der Erzbischof selbst, das berufene Haupt des Katholocismus, fand es räthlicher, König und Kirche zu verlassen und Utraquist zu werden. [1]) Die Treue deutscher Städte hingegen bestand ihre glänzendste Probe in diesem Jahre.

Besiegen konnten die Bürger freilich die hellen Haufen ihrer Feinde nicht, sie mußten vielmehr ihrer Uibermacht ausnahmslos unterliegen; nichts desto weniger aber hätte sich ihre Haltung den Dank Siegmunds wohl verdient. Dieser hatte sie ganz im Stiche gelassen, weder für ihre Unterstützung durch Geld oder Proviant, noch für eine genügende Besatzung in ihnen gesorgt: rein mit eigenen Mitteln mußten sie den Vertheidigungskampf beginnen und führen, so gut und so lange es menschlichen Kräften möglich war. Früher oder später trat freilich an jede Stadt die Stunde der unglücklichen Entscheidung. Nur darin war ein Unterschied, daß ein Theil der Städte, als die Möglichkeit Stand zu halten eben so undenkbar war, als die Hoffnung auf Errettung, wenigstens das Leben ihrer Bürger durch einen ehrenhaften Vertrag zu sichern suchte, während der andere Theil selbst den hoffnungslosen Kampf bis auf das Aeußerste führte und mit Gut und Blut der Bürger deren Treue besiegelte. Die erstgenannten Städte zogen es in der Regel vor, ihre Kapitulation speciell mit den Pragern und nicht mit den Taboriten zu schließen, so daß sie von nun an in dasselbe Abhängigkeitsverhältniß zur Hauptstadt und der „großen Gemeinde" derselben traten, in dem sie bisher unmittelbar zum Könige selbst gestanden waren. Den Bürgern blieb es in diesem Falle gewöhnlich frei gestellt, zur Sache der Hussiten zu übertreten oder — auszuwandern, nur waren die näheren Bedingungen in den einzelnen Fällen verschieden. Von ihren Häusern und Gütern nahmen dann einzelne der Sieger Besitz und gründeten, so wie dieß in Prag der Fall gewesen war, eine neue Bürgergemeinde. In denjenigen Städten aber, die durch Sturm genommen wurden, wurde die deutsche Bürgerschaft regelmäßig durch Feuer und Schwert vertilgt.

Einzelne wenige Städte, wie Königgrätz und Prachatitz waren schon das Jahr zuvor noch während der Zeit der Kämpfe um Prag erobert worden. Ersteres wurde in der Nacht vom 25. zum 26. Juli 1420 unvermuthet durch einen Haufen von Bauern und Kohlenbrennern unter Anführung des wegen seiner hussitischen Richtung aus Grätz verbannten Priesters Ambrosius überrumpelt und eingenommen. Die „Gegner der Wahrheit" so wie die gefangen genommene Besatzung wurden aus der Stadt gewiesen und diese mit Hussiten besetzt. „Die Güter der aus der Stadt gewiesenen Gegner aber theilten sie, so wie sie die Häuser jener an solche austheilten, die sich bereits im Festhalten am Gesetze Christi bewährt hatten." [2])

Ein noch traurigeres Schicksal ereilte nach der Wyschehrader Schlacht am 12. Nov. 1420 die deutsche Stadt Prachatitz, ein Besitzthum des wyschehrader Probstes. Bei der ersten Annäherung des Taboritenheeres waren die meisten deutschen Bürger entflohen, die Zurückgebliebenen aber hatten die Stadt übergeben und sich die Zerstörung der Stadtmauern und einzelnen Häuser gefallen lassen. Bald aber kehrten die alten Bürger wieder zurück, stellten Mauern und Häuser wieder her und verfolgten die utraquistischen Einwohner, so daß sich Zizka zu einem neuen Angriffe aufgefordert sah. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, die Bürger mit Dreschflegeln niedergehauen, fünf und achtzig derselben in der

1) Ebendaselbst I. 455. — 2) Ebendaselbst I. 373.

Sakristei verbrannt, andere in Brunnen geworfen, so daß fast sämmtliche Bürger ums Leben kamen. Indessen plünderten die Taboritenweiber die Häuser und spähten nach etwa noch verborgenen Bürgern. Nach dem Morde der Männer wurden Weiber und Kinder aus der Stadt gejagt und diese selbst von dem Taboritenpöbel allein in Besitz genommen. So wurde Prachatitz gewiß in gründlicher Weise čechisirt. [1]) Dasselbe Schicksal wiederfuhr den „Deutschen" in Neubistritz [2]), ein ähnliches hatte schon vordem die der königlichen Stadt Wodnian [3]) betroffen. Ebenso wurden die zunächst folgenden Städte durch Sturm genommen und in ihnen in Folge dessen die alte Bevölkerung spurlos vernichtet oder verdrängt. Nach der Flucht Siegmunds war die erste Stadt — Pilsen war vergeblich belagert worden — die das Unglück traf, das grunddeutsche Komotau [4]) (16. März 1421). Trotz der tapfersten Gegenwehr konnte die Stadt dem Sturme der vereinigten Prager und Taboriten dennoch nicht widerstehen. Hier fand nicht nur der Pöbel Gelegenheit, sein Müthchen an den verhaßten Bürgern und Deutschen zu kühlen, sondern auch die Taboritenweiber konnten hier ihre berühmte Hyänennatur wieder zur Schau tragen. Ungeheuere Beute wurde dort zusammengerafft, alle Bürger durch Feuer und Schwert vertilgt, so daß kaum dreißig entgingen. Außer Bürgern fanden dabei auch Rittersleute und Juden denselben Tod, so daß ungerechnet die vielen verbrannten 2500 Leichname gezählt worden sein sollen. (Dagegen fielen bekanntlich in der berüchtigten Schlacht bei Wyschehrad nur 500 — freilich meist von altem Adel.) Die Taboritenweiber versprachen den Frauen und Jungfrauen freien Abzug, führten sie vor die Stadt, — rissen ihnen daselbst die Kleider vom Leibe, stahlen ihnen ihre kleinen Habseligkeiten, sperrten die Unglücklichen in eine Hütte und verbrannten sie — so wurde auch Komotau für eine Zeit čechisirt. [5]) Es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn nach solchen Schreckensscenen manchem guten Städtlein der Muth entsank, so daß es sich, da ja an Sieg ohnedieß nicht zu denken war, lieber bei Zeiten den Pragern ergab, als daß es den Taboriten in die Hände zu fallen gewillt war. Nichts desto weniger aber wagten noch viele Städte den verzweifelten Kampf.

In Beraun (Verona) hatten nicht nur einzelne flüchtige prager Bürger, sondern außer diesen auch 47 Priester und 3 Magister der ehemaligen Universität

---

1) Staří letop. 46, Březowa I. 409 u 424. — 2) Březowa I. 409.— 3) Ebend. u. Staří letop. 46

4) Mindestens sehr ungenau ist es, wenn Palacký III. 2. 205 sagt: „Bis zur Mitte des XIII. Jahrh. war Komotau ganz böhmisch" (čechisch). Soll das heißen: die Stadt Komotau war čechisch, so ist es falsch, denn als Stadt war Komotau seit Anfang (d. i. eben seit dem 13. J.) deutsch. Der vordem bestandene Ort war allerdings čechisch. Ebenso schlau spricht Palacký allenthalben, wo es sich um städtische Verhältnisse handelt. So behauptet er III. 2. S. 45: das deutsche Element hätte seit Ottokar II. in den meisten königl. Städten Wurzel gefaßt, woraus man schließen sollte, diese Städte seien vor Ottokar II. čechisch gewesen, während sie doch vor dem einfach gar nicht bestanden, die aber bestanden, waren deutsch. Ferner wird dort eben auch behauptet, es seien bereits im vierzehnten Jahrhunderte čechische Uebersetzungen der magdeburger Rechte, des Sachsen- und Schwabenspiegels für jene Städte nothwendig geworden, ohne nur irgend Einen derartigen Codex genauer zu citiren. Wir wären wahrlich begierig, eine čechische Uebersetzung des Schwabenspiegels oder eines andern der genannten Rechtsbücher aus dem vierzehnten Jahrh. zu sehen — die wir kennen, sind aus dem Ende des fünfzehnten. Was versteht ferner Palacký wohl unter „böhmischem" Stadtrechte? Meint er damit, wie es jedenfalls sein muß, wenn die Gegenstellung einen Sinn haben soll, ein „čechisches," so widerspricht er nicht nur der Wahrheit, sondern auch sich selbst sehr, wenn er III. 2. 45 sagt: dessen (des čechischen Stadtrechtes) Rechtsvorort sei die Altstadt Prag gewesen und V. 299, wo es sich ihm darum handelt, die Schöpfung der Leibeigenschaft den Deutschen aufzuhalsen, sich vernehmen läßt: „Waren doch ihre (der Städte) Stadtrechte bloße Uebersetzungen des bekannten Sachsen- und Schwabenspiegels (?) oder auch eine böhmische Compilation aus alten deutschen Gesetzbüchern, welche als „Rechte der Altstadt Prag" sich ankündigten." Diese Oberflächlichkeit zeigt sich allenthalben, wo es sich um Deutschthum und Stadtwesen handelt. Seine „Geschichte Böhmens" würde richtiger den Titel: „Geschichte der Čechen in Böhmen" führen. — 5) Staří letop. 44; Březowa I. 453; Chron. univ. I 52.

nebst einigen katholischen Edelleuten Zuflucht gefunden. Dieß mochte zunächst das Augenmerk der Taboriten auf diese königliche Stadt lenken. Am 4. April erstürmten dieselbe die Heere der Prager und Taboriten — Gäste und Wirthe wurden verbrannt [1]) Ebenso erging es am 17. April der Stadt Böhmisch-Brod, in der sich eine königliche Besatzung aus Deutschen und Ungarn bestehend vergebens vertheidigte. [2]) Hiedurch erschreckt traten zwar mehrere Städte in Unterhandlungen, die bedeutendste Anzahl aber ließ sich immer noch nicht von der äußersten Gegenwehr abschrecken. Die Prager eroberten Hohenmaut, die Taboriten Policka. Hierauf zog das gesammte Heer vor die damals als „urdeutsch" berüchtigte und gehaßte Stadt Jaromirž. Als es nicht ohne bedeutenden Schaden bis an die innern Mauern vorgedrungen war (15. Mai), capitulirten die Bürger, denen jede Hoffnung auf Errettung unmöglich war, auf freien Abzug. Die Capitulation wurde angenommen, nichts destoweniger Bürger und Bürgerinnen ausgezogen und ausgeraubt bis aufs blanke Hemd, [3]) ihrer viele ertränkt und verbrannt, die andern ins Exil geschickt. Seither ist Jaromirž exclusiv čechisch und die čechischen Bürger daselbst rühmen sich der Ureinwohnerschaft. Hierauf wurden in jener Gegend noch Trautenau und Braunau [4]) erstürmt. Diese beide Städte entgingen trotzdem der Čechisirung vielleicht schon ihrer Lage wegen, jedenfalls aber auch deßhalb, weil sie sich auf den Schutz der benachbarten Schlesier stützen konnten, die bald darauf einen Rachezug in jene Gegenden unternahmen, Politz und Aeupel einäscherten und somit jedenfalls auch die etwa in Trautenau und Braunau zurückgebliebenen Čechen wieder verjagten. [5]) Ebenso wurden noch im Juli desselben Jahres Bilin und Dux erobert und die Einwohner umgebracht. Gleich im Beginne des nächsten Jahres (10. Jäner 1422) wurde zu diesen Opfern noch Deutschbrod gesellt, das während der Unterhandlung treulos genommen und derartig verwüstet wurde, daß es sieben Jahre lang öde lag. [6])

Dagegen suchten die nachgenannten Städte in der Erkenntniß ihrer hilfs- und hoffnungslosen Lage ihren Bürgern, deren Sache nun einmal entschieden verloren war, durch Unterhandlung wenigstens das nackte Leben zu erhalten. Mehr gelang auch ihrer Nachgiebigkeit nicht. Auch sie wurden ihres deutschen Charakters beraubt und čechisirt. Nokycan hatte bald nachdem sich der König vor Žižka zurückgezogen hatte, die Thore den Taboriten geöffnet. [7]) Laun ließ sich durch den Fall Komotaus derartig erschrecken, daß es sich durch eine Gesandschaft der prager Gemeinde unterwarf und die letzthin verwiesenen Husiten wieder aufnahm, was bald auch Schlan nachahmte. [8]) Aehnlich entmuthigend wirkte der Fall von Beraun auf Melnik, das sich in gleicher Weise der prager Gemeinde unterwarf, [9]) und der Fall von Böhmisch-Brod auf die Städte Kauřim, Kolin (Colonia), Časlau und Nimburg, die sich sämmtlich „Gott und den Pragern" ergaben. [10])

Von weitaus größerer Bedeutung aber war die Uibergabe von Kuttenberg, jener alten deutschen Bergstadt, die in Reichthum und Ansehen den ersten Rang nach der Hauptstadt einnahm, die ihren Eifer für das Deutschthum in mehr als entschiedener Weise bewiesen hatte. Ein Heer zog aus ihren Thoren,

---

1) Chron. univers. 51; Staří letop. 45; Březowa 453. — 2) Staří letop. 45; Chron. univers. 52; Březowa 455. — 3) Palacký (III. 2. 216) übersetzt „camisias" (bei Březowa I. 458) recht witzig mit „leichten Kleidern." — 4) Laut gleichzeitiger Aufzeichnung im dortigen Stadtbuche. 5) Ostas ist nicht, wie Palacky behauptet, eine ehemalige Stadt, sondern ein mit Sandsteinfelsen gekrönter Berg bei Politz. — 6) Belege für das obige siehe: Staří letop.; Chron. univers.; Chron. veteris collegiati; Březowa, obgleich die Reihenfolge nicht immer übereinstimmt. Am richtigsten scheint sie in chron. veter. coll. — 7) Březowa I. 450. — 8) Ebedaselbst 454 — 9) Ebendaselbst. — 10) Březowa 455. Archiv český I. 203, enthält die Vergleichsurkunde der genannten Städte und Leitmeritz vom 20. Mai 1421.

um das anrückende Husitenheer in offenem Felde anzugreifen. Die klaffenden Mauern Kolins, die einziehenden Gesandten der unterworfenen Städte und die Größe des Čechenheeres bewiesen den Kuttenbergern, daß alles vergeblich sei. Man schickte Gesandte, um mindestens freien Abzug aus der Stadt zu gewinnen, da an bessere Bedingungen nicht mehr zu denken war. Nach einer feierlichen Aussöhnungsceremonie nahmen die Prager am 25. April 1421 Besitz von der Stadt und ließen weiter ziehend diejenigen Čechen in derselben zurück, die zu ihrer Sicherung und zur Bekleidung der Aemter bestimmt wurden. Die deutschen Bürger aber erhielten kraft der von den Pragern unterm 10. Mai 1421 ausgestellten Urkunde [1]) vollständige Verzeihung ihrer früheren Uibelthaten und ein Vierteljahr Frist, binnen welcher Zeit ihnen Gelegenheit geboten werden sollte, sich über das Wesen des Utraquismus zu belehren und schließlich sich für oder gegen denselben zu entscheiden. Welche letzteres thäten, die sollten die Freiheit haben, ihr liegendes Gut zu verkaufen, das bewegliche aber mitzunehmen und sammt ihrem Gesinde unter sicherem Geleite der Prager wohin immer auszuwandern. Bis dahin aber sollte niemand zur Communion unter beiderlei gezwungen werden. Diese verhältnißmäßig auffallend milde Behandlung der Kuttenberger könnte unerklärlich erscheinen, wenn nicht die besondern Verhältnisse in jener Stadt, die ihren Reichthum allein dem Berg- und Münzwesen verdankte, zu deren weiterer Förderung gerade die gewandten deutschen Arbeitskräfte unentbehrlich hätten erscheinen lassen. Die Husiten konnten sich allerdings in den Besitz der prächtigen Häuser setzen, die Geschäfte der Münze und des Bergbaues aber verlangten erfahrene Leute. Dieß gibt der čechische Chronist [2]) selbst als Grund jener Milde an, wenn er weiter erzählt, die (zum Verbleiben entschlossenen) Kuttenberger hätten die Prager gebeten, ihnen gerade den Peter von Swojschin zum Bergmeister zu geben und zwar deßhalb, weil dann aus Anhänglichkeit an den beliebten Mann, der schon zu Wenzels Zeiten jenes Amt zu Aller Zufriedenheit bekleidet hatte, die Bergleute die Bergwerke nicht verlassen, sondern fleißig fortarbeiten würden. Zu etwas also waren die Deutschen doch nütze! — Die Prager willigten gern auch in diese Bitte, um nur ihre Arbeiter nicht zu verlieren. Doch half auch diese Nachgiebigkeit nicht: die meisten Bürger verließen sammt den Bergleuten den verleideten Aufenthalt, packten ihre Habseligkeiten auf Wagen und führten diese — den Husiten zu, die trotz Geleit und Vertrag der Versuchung zur Plünderung nicht widerstehen konnten. Viele mußten froh sein, mit dem blanken Leben und abgeschnittener Nase davon zu kommen. Auch dieser Treubruch ist ein Beweis, daß man durch jene Milde nur der Auswanderung vorbeugen wollte, als dieß aber nicht erreicht werden konnte, an ein Einhalten des Vertrages nicht mehr dachte. Der Glanz Kuttenbergs erlosch, um in alter Pracht nie wieder aufzuleuchten. Bald darauf ergaben sich auch Chrudim, Leitomischel, nachdem dieses der Bischof verlassen hatte, und Königinhof nach der Eroberung von Jaromirž. Von da bewegte sich der Zug der Taboriten wieder westlich zurück und es ergaben sich Bunzlau, Leitmeritz und schließlich die erzbischöfliche Stadt Raudnitz.

Somit hatte das Jahr 1421 die bedeutungsvolle Entscheidung gebracht. Durch die Macht- und Thatlosigkeit Siegmunds war jener Stand vernichtet worden, der seit Premysl Ottokar I. bis zur letzten Stunde die treueste Stütze des böhmischen Königthums abgegeben hatte. Man könnte den Deutschen jener Zeit vielleicht den Vorwurf machen, daß sie zu lässig in ihrer Vertheidigung gewesen oder daß sie die Gefahr in ihrem Beginne unterschätzend sich von ihr unvorbereitet überraschen ließen. Letzteres läßt sich nicht ganz läugnen, doch haben

1) Archiv český I. 198. — 2) Březowa I. 457.

wir auch gesehen, wie klug ihnen vorerst durch ein fürstliches Machtgebot die Hände gebunden worden waren. Der andere Vorwurf aber läßt sich ihnen überhaupt nicht machen. Kuttenberg hat beispielsweise in seinem anticechischen Eifer nur zu viel gethan, es hat aber auch auf dem offenen Schlachtfelde, vor den Mauern von Chotěboř und Přelauč sein Schwert zu schwingen gewußt, Pilsen hat sich unterstützt durch die katholischen Barone meisterlich zu vertheidigen gewußt, Elbogen und Brüx haben im Anschlusse an das offene deutsche Land bis zum Ende sich gehalten, wo aber, wie bei den meisten königlichen Städten der Fall war, diese inselartig mitten unter einer durch die größten Leidenschaften aufgewühlten und fanatisirten Landbevölkerung lagen, da konnten sie nirgends Schutz finden als hinter ihren Mauern; ohne ein bedeutendes Kriegsheer (und das mangelte eben nach der Flucht des Königs allen) wäre es Wahnsinn gewesen, aus jenen hervorzutreten; das Höchste, was sie noch leisten konnten, war eine muthige Vertheidigung, das Größte, was sie für die deutsche Sache und den König noch opfern konnten, war ihr Leben und wir wissen, daß es in jenem verhängnißvollen Jahre Tausende von Deutschen mannhaft geopfert haben. Ganz anders standen in jenem Jahre ihre Gegner da — nie mehr im ganzen Hussitenkriege haben wir die extremsten Parteien so einig gesehen, als in jenem Momente, da es galt, das Deutschthum zu vernichten. Man weiß, wie leicht sich der besitzlose Haufen gegen den Besitz fanatisiren läßt, man kennt die Stellung des čechischen Bauers und des deutschen Bürgers — da brauchte es wahrlich nur Worte wie „Sprache," „Nation," „Religion!" es brauchte nicht des Beispiels und Hetzrufes adeliger Herren — und die Meute war entfesselt. Konnte man doch die Majestät des Königs vor dem Volke nicht besser herabziehen, als daß man sie als den Repräsentanten des gehässigsten Deutschthums hinstellte: Er (Siegmund), schrieben die Prager in alle Welt hinaus, als nach der wyschehrader Schlacht der Sturm von Stadt zu Stadt tobte, habe vor, die „čechische Sprache, die er durch die abscheulichste Verachtung und Verketzerung in der ganzen Welt unschuldig beschimpft, zu vertilgen." „Die Deutschen und die Ungarn, die grausamsten Feinde unserer Sprache, schont er und bevorzugt sie vor den Čechen....; wie man deutlich aus dem verfluchten Munde dieses Königs vernahm, wie er sich geäußert, daß er ganz Ungarn dafür gäbe, wenn im böhmischen Lande kein Čeche wäre!" [1]) Daß dieß mehr als planmäßige Erfindung war, hat Siegmund nicht bewiesen, wohl aber hatte jenes von Deutschenhaß glühende Manifest bereits ein Jahr nach seinem Erlasse die erwarteten Früchte getragen: im Ganzen und Großen war Böhmen von Deutschen gesäubert.

Zwar fügten die spätern Jahre noch einzelne Blätter zu jenem Siegeskranze hinzu, es wurde Außig zerstört und Leipa verwüstet und so die Sprachgrenze weiter nach Norden hin vorgeschoben, es wurde im Süden Tachau genommen — doch war dieß Alles nur ein geringer Nachtrag zu der Blutarbeit des Jahres 1421. Zwar dauerten die Kämpfe in und um Böhmen noch länger als ein Jahrzehent fort, doch waren sie wesentlich anderer Art. Der Höhepunkt der ganzen socialen Bewegung war die eben kurz geschilderte Zeit — nur im Hasse gegen die Fremdlinge war man einig gewesen, nun begannen die blutigsten Kämpfe der Parteien untereinander. Ob deutsch — ob čechisch, die Frage hatte noch die ganze Nation zu einigen vermocht, im folgenden Kampfe für und gegen Ornate und dergleichen sank der große Kampf zu kleinlichen, doch nicht minder blutigen Fehden, und die Bewegung wäre im Sande verlaufen, wenn nicht eine doppelte Noth noch auf einige Zeit die Spannung zu erhalten im Stande gewesen wäre. Dieß waren einmal die im Eifer allerdings sehr erkalteten Heer-

1) Derselbe I. 427.

züge der Kreuzfahrer und zweitens ein weit größerer Feind — die innere Noth. Die Bewegung war wohl im Stande gewesen, das Bestehende niederzureißen, doch Neues an die Stelle zu setzen, dazu fehlte die Kraft. Wenn die Čechen, die nun ihrer Handels- und Gewerbsleute los waren, die Ackerbauer aber zu den Fahnen gerufen hatten, ferner leben wollten, mußten sie das Ausland plündern und jene Raubzüge sind es, in welche sich schließlich die so pompös angekündigte Bewegung auflöste. Außer der Vernichtung des Reichthums gelang ihr nur noch, die Anerkennung jener bekannten vier Punkte in Religionssachen zu erringen, in jeder andern Beziehung — die Verarmung und Verödung des Landes abgerechnet — blieb sie resultatlos. Nur die religiöse Richtung des Strebens dauerte aus bis ans Ende, aber auch sie begnügte sich schließlich nach einem gewaltigen Anlaufe mit ziemlich geringfügigen Zugeständnissen; die soziale Richtung verschwand am Ende vollständig, ja schlug in nächster Zeit in eine ungewöhnliche Reaction um, denn seit das Čechenthum ausschließlich in den Besitz der verhaßten Privilegien gekommen war, waren diese nunmehr ein Gegenstand seiner besondern Vorliebe. Es war daher wie selbstverständlich, daß nachdem das Einvernehmen mit der Kirche wieder hergestellt und die Partei der Compactaten zum Siege gelangt war, der Staat in politischer Beziehung in das alte Gleis gelenkt und Siegmund als König anerkannt werden mußte — neue Staats- und Gesellschaftsformen zu schaffen war der Revolution, trotzdem daß sie entschieden siegreich gekämpft, nicht gelungen. Schon auf dem ersten Landtage nach der Lipaner Schlacht trat in der Wahl der Gesandten die alte Standesgliederung, wie sie vor dem bestanden, scharf hervor [1]) und das Feudalwesen gewann grade seit jener Zeit, wo das Slaventhum in Böhmen ausschließlich herrschte, seine schärfste Ausprägung und nachmals seine sanctionirte Gesetzmäßigkeit gerade unter einem polnischen Könige, obgleich [2]) der „alte slavische Geist .... allen Standesunterschieden obhold blieb." Dem vielgerühmten hussitischen „Brüderthume" können wir jene sociale Bedeutung, die man ihm unterlegt, durchaus nicht beimessen: es gründete sich einfach auf eine kameradschaftliche Gesellschaftsform, wie sie wohl in den Raubhorden Prokops entstehen mußte, auf die socialen Verhältnisse des Friedens aber nicht den geringsten Einfluß nahm.

Außer dem Abschlusse der Compactaten war nur die nationale Bestrebung, die Čechisirung der Städte von bleibenderem Erfolge und nur diesen einen Erfolg zu sichern war wieder das eine Bestreben der Nation, ganz besonders aber und aus begreiflichen Gründen, der neuen Bürger.

Der Adel verlangte (auf dem Landtage von 1435) von Siegmund als Bedingung seiner Anerkennung nebst anderen Artikeln in Betreff der Deutschen nur ganz allgemein, „daß kein Deutscher oder anderer Fremdling Beamte sein, noch irgend ein Schloß oder Gut (in Böhmen) besitzen dürfe." Die neuen Bürger aber verlangten ganz ausdrücklich, „daß niemand, der nicht unter beiderlei communicirt, in eine Stadt aufgenommen werden dürfe," daß der Unterkämmerer (höchste Beamte der königl. Städte) ein Prager und Utraquist sein müsse, daß kein Deutscher, wenn er auch unter beiderlei communicirt, eine Raths- oder andere Beamtenstelle bekleiden dürfe, daß überhaupt Deutsche und Fremdlinge in kein Amt eingesetzt werden dürfen und was jedenfalls für die neuen Besitzer alten Bürgergutes das Wichtigste war — daß die, welche aus den Städten geflohen oder vertrieben wurden, nicht wieder in dieselben aufgenommen würden, „es möchte ihnen denn die Gemeinde der betreffenden Stadt diese Gnade erweisen;" ebenso wenig sollen sie wieder in den Besitz ihrer Güter kommen, es gestatte es ihnen denn die Gemeinde selbst. [3]) Die anscheinend milde Form,

1) Palacky G. v. B. III. 3. 175. — 2) Derselbe III. 3. 9. — 3) Archiv český III. 420.

in welcher die Ausschließung der exilirenden Deutschen aus Böhmen begehrt wurde, hatte ihren guten Grund. Sobald es nur auf die nunmehr rein čechischen Bürger der Städte selbst ankam, war keine Gefahr, daß die Deutschen zu Recht und Gut wieder gelangten; der Kaiser aber mußte voraussichtlich für die mildere Fassung, die doch die Möglichkeit einer Rückkehr nicht von vorn herein aufzuheben schien, zu stimmen sein. Hiezu kam noch, daß man gewissen Städten, die ohne die Deutschen in ihrer Art überhaupt nicht bestehen und gedeihen konnten, die Möglichkeit ihres Fortbestandes nicht abschneiden durfte. Daß dieser Fall vorkam, werden wir bald sehen. Es war nun die Frage, wie viel Siegmund, wenn er ein nur halbwegs treues Gedächtniß für die bewiesene Treue der deutschen Bürger besaß, von jener Forderung herabhandeln, oder ob er seiner Herrschsucht lieber seine Bürger als etwas anderes würde opfern wollen. Jedenfalls hätte er die Entscheidung in einzelnen Fällen nicht den parteiischen Gemeinden, sondern vielleicht, wenn nicht sich selbst, so doch einem unparteiischen Gerichtshofe vorbehalten können, wenn er es schon nicht wagen durfte, das Recht zu schützen, wie es einem Kaiser oblag. Siegmund dachte daran nicht, sondern versprach bereits auf dem folgenden Brünner Landtage die Erfüllung jener Wünsche und somit die Sanctionirung der durchaus nicht zu Recht bestehenden Verhältnisse. Am 20. Juli 1436 gab er zu Iglau sämmtlichen böhmischen Ständen die gewünschten Zusicherungen schriftlich, worunter auch die, daß fernerhin keine Fremden, sondern nur Čechen in Böhmen zu Aemtern gelangen sollten und daß er überhaupt alle vorhandenen (also auch die Stadt-) Privilegien bestätigen wolle, den Städten aber versicherte er zwei Tage später auf die besonders angelegentliche Bitte ihrer Abgesandten speciell, daß er keine der Städte, die in den letzten Zeiten entvölkert wurden, gegen ihren Willen zwingen wolle, die Ausgewanderten wieder aufzunehmen.[1]) Hiedurch war das Los der Städte entschieden, und zwar so, daß man hätte glauben sollen, es würde nun nimmermehr dahin kommen, daß noch fernerhin ein deutsches Wort in einer böhmischen Stadt (ausgenommen die Gränzstädte) gehört würde; und doch zeigte es sich bald, daß das unläugbare Bedürfniß des staatlichen Lebens nicht im Einklange stand mit den Phantomen des Racenhasses. Wie unendlich verändert sahen nun die einst durch Handel und Gewerbe blühenden Städte aus, wie verändert war nun jenes Prag, „dem einst Frankreich, England, Ungarn, Polen und Venetien seine Waaren gereicht, so daß die Stadt nicht nur berühmt genannt werden konnte, sondern in unseren Ländern die herrlichste der Städte war.“[2]) Wohl mochte nun Siegmund den unschätzbaren Verlust des Landes schmerzlich empfinden! Für einzelne ehedem blühende Erwerbszweige, wie das Bergwesen, und für Städte, wie Kuttenberg, war er gerade zu unersetzlich. Siegmund sah sich trotz seinem gegebenen Versprechen und trotzdem, daß Kuttenberg bereits rein čechisch — aber auch arm — geworden war, genöthigt, als es sich auf dem Landtage des Jahres 1437 um die Hebung dieses ehemaligen „Kleinodes des Landes“ handelte, offen zu erklären „er wisse nach vielfältiger Berathung und Umfrage... nichts Besseres zu finden, als daß die alten Bergleute, die des Bergbaus kundig waren, — wiederkehren.“ Er ließ daher die neuen Bürger Kuttenbergs sowohl, als die vertriebenen, die sich zur Rückkehr entschloßen, vor sich rufen, und erklärte ihnen, wofern sie nicht einen Vertrag schlößen und sich zum Besten

1) Archiv český III. 449.

2) Litera de civitate prag. in fontes rerum austr. II. 315 und I. 563:

„O Praga debeas nunquam carere dolore,
Quae tanto fueras plene ditata decore,
Expulsis senibus surrexit stulta juventus,
Quorum consiliis debilitata ruis.“

„des gesammten Landes" vereinten, nichts weiter auf den Bergbau in Kuttenberg auszulegen, noch ihn irgendwie wieder heben zu können. Hiedurch waren die neuen Bürger derartig in die Enge getrieben, daß ihnen keine andere Wahl blieb, als zu verarmen, oder, so viele sich von den vertriebenen Deutschen noch dazu entschließen konnten, wieder bei sich aufzunehmen. Sie wählten das letztere, schloßen (am 6. Febr.) mit den Exulanten einen Vertrag und räumte ihnen sogar die Skt. Barbarakirche zu ihrem katholischen Gottesdienste ein, wie dieß die Deutschen verlangt hatten. In Betreff der Häuser aber, die von Čechen in Besitz genommen worden waren, wurde später ein Vertrag dahin geschlossen, daß die Deutschen den Werth ihrer Häuser bestimmten, die Čechen aber die Wahl hätten, die Hälfte dieses Preises zu zahlen und das Haus zu behalten, oder umgekehrt, das Haus zu behalten und die Hälfte hinauszuzahlen. [1]) Es läßt sich denken, daß hiebei wohl die meisten Häuser in den Händen der neuen Besitzer blieben, da die Deutschen aus ihrem Exile kaum viel erübrigtes Geld werden mitgebracht, vielmehr dessen bedurft haben. Wir können in diesem Vertrage ebenso wenig mit Palacký eine Lösung „der nationalen Frage im Geiste der Mäßigung und Freiheit" sehen, als wir es für richtig halten können, daß (das deutsche) Kuttenberg das „erste" Beispiel der Unverträglichkeit geliefert habe. Auf Seite der Deutschen konnte, wie ihre Sache damals stand, weder von „Mäßigung" noch von „Freiheit" die Rede sein, auf čechischer Seite aber überwog, wie es nicht deutlicher ausgedrückt sein kann, einzig und allein der Vortheil das nationale und religiöse Bedenken. Die Deutschen in Kuttenberg kennzeichneten von nun an sehr treffend die Stellung, die das Deutschthum zu Böhmen einnahm, als es trotz jener großartigen Niederlage und allen Gegenmitteln einer barbarischen Legislatur dennoch aufs Neue siegreich vordrang.

Sehen wir uns nun um nach den politisch-socialen Neugestaltungen und Schöpfungen des so lange Zeit siegreich reagirenden „altslavischen Geistes," des angeblichen Feindes aller Standesunterschiede und mittelalterlich-deutschen Gesellschaftsformen! Sollten deren Spuren nicht wenigstens in den eroberten Städten zu finden sein? — Nichts weniger, als das! Auch hier werden wir umsonst nach originalen Schöpfungen suchen. Die neuen Bürgergemeinden eilten, die alten Privilegien und Vorrechte, die alten deutschen Verwaltungs- und Gerichtseinrichtungen ihrer Städte für sich bestätigen zu lassen, und die Sieger unterlagen — sie mochten es merken und zugestehen oder nicht — dadurch der Macht deutschen Geistes, der in dem Fortbestehen aller städtischen Einrichtungen allein schon sein Denkmal sich wahrte. Die alten deutschen Stadtrechte regierten nach wie vor in den böhmischen Städten, wenn gleich das deutsche Wort verschwand und ihre Satzungen nunmehr ins Čechische übertragen wurden.

Leitmeritz, die ehemalige Vermittlerin zwischen der Mutterstadt Magdeburg und ihren Töchtern in Böhmen, blieb auch nunmehr noch der Rechtsvorort für letztere und sein berühmter Schöppenstuhl entschied nach wie vor nach magdeburger Recht. Die beiden čechischen Rechtsbücher, die es heute noch verwahrt, und die wohl zeitweilig als böhmische Rechtsbücher gelten konnten, sind nichts anderes, als nach jener Periode angefertigte wörtliche Uebersezzungen von Compilationen sächsischen Land- und Stadtrechtes. Selbst der unmittelbare Rechtsverkehr mit Magdeburg blieb, so viel auch bereits seit Wenzel IV. gegen ihn geeifert worden war, bis ins XVI. Jahrhundert aufrecht. Leitmeritz sandte noch in diesem Jahrhunderte in Fällen richterlicher Rathlosigkeit seine Boten an die Väter von Magdeburg um Rath, bis die Regierung des ersten Ferdinand auch dieses Band zerschnitt.

1) Urkunden bei Sternberg, Umrisse e. Gesch. der b. Bergwerke I. 2. 112 ff.

Die einzige positive Schöpfung jener Zeiten war die Stadt Tabor, die mitten in jenen Stürmen durch die excentrisch demokratische Partei gegründet worden war. In ihr also hätte sich wohl das altslavische Element am ehesten zu originaler Entwicklung entfalten sollen. Diese Entfaltung aber bestand einzig darin, daß sie sich von Siegmund die Aufnahme unter die königlichen Städte und die Verleihung der Rechte und Privilegien derselben erwirkte, so daß sich das Gemeindewesen Tabors fortan von dem der alten Städte nicht unterschied.[1]) Leichter war es, schlechtweg die Aufhebung aller „heidnischen und deutschen Rechte" zu verlangen[2]), als neue zu schaffen oder zu warten, bis sich von vorn beginnend wie einst in Deutschland, solche aus den Zeitbedürfnissen selbst herausentwickeln würden. Daß man an ihre Stelle schlechthin das „göttliche Recht" zu setzen begehrte, beweist wohl nichts so sehr, als den Mangel an Einsicht in das Rechtswesen.

Dennoch wäre es unrecht, jener Zeit alle original čechischen Schöpfungen absprechen zu wollen. Im Gegentheile gehört grade jener Zeit die Entwicklung einer ganz und gar eigenthümlichen, unbestreitbar originellen Rechts- und Staatsauffassung, man könnte sagen, die Gründung einer ganz eigenthümlichen Staatsrechtsschule an — wir meinen jene merkwürdige Auffassung, die trotz aller Originalität doch wieder sehr an jene Auffassung der alten Juden mahnt, welche diese von dem durch Jehova grade für sie und für sie allein bestimmten und gelobten Lande hatten, an welche Vorbestimmung freilich auch die verhärteten Kanaaniter nicht glauben wollten. Zum Beweise, daß Böhmen den Slaven gehöre, konnte man zwar keine Urkunde Jehovas, wohl aber — so lächerlich, doch wahr! — eine Urkunde — Alexanders des Großen anführen, in welche dieser ddto. „in der neu angefangenen Stadt Alexandria an dem großen Wasserfluße Nilo gelegen im zwölften Jahre seiner Reiche" den Slaven die „ganze Landschaft der Welt von Mitternacht an bis in die wälschen Länder, frei erblich und zu ewigen Zeiten" schenkte, „auf daß darinnen niemand anderer wohnen oder sich niederlassen dürfe, denn allein die ihrigen. Dafern sich aber jemand allda niederlassen würde, derselbe soll ihr Knecht und seine Nachkommen ihren Nachkommen dienstbar sein und ewig bleiben."

So sehr diese Urkunde, die angeblich die Mönche des Slavenklosters auf der Neustadt aufbewahrten, an Plumpheit der Erfindung jede Plumpheit übertrifft, so kennzeichnet sie doch deutlich die Staatsideen jener Zeit, in der sie durchaus nicht als bloße Münchhauseniade von Freunden heiterer Laune hochgeschätzt wurde. So weit kann das Rechtsgefühl einer Nation doch nicht vernichtet werden, daß es, falls es sich schon einmal im unrecht erworbenen Besitze zu erhalten gedenkt, nicht wenigstens nach einem wenn gleich falschen Rechtstitel suchen würde. Durch Paprocký und Hajek, die bekannten Herolde des Čechenthums kam die Kenntniß jener famosen Urkunde in das Volk und es wurde von diesem wenigstens Jahrhunderte lang auf deren Echtheit geschworen. Man weiß ja, mit welcher Pietät auch heute noch das čechische Volk an den Lügen Hajeks hängt. Am schlagendsten aber beweist den Werth, welchen man jener Lügenurkunde beilegte, der gelehrte Balbin, der selbst am Ende des 17. Jahrhunderts ihre Unechtheit noch nicht entschieden zu behaupten wagte,[3]) obgleich er seine historischen Bedenken nicht ganz unterdrücken konnte; ja daß er es nur der Mühe werth fand, ein Alibi Alexanders im genannten Jahre nachweisen zu wollen, beweist, welche Auctorität bis auf ihn jener Urkunde innewohnte. Ein würdiges Seitenstück bilden die „plumpen Satzungen des sogenannten soběslavischen Rechtes[4]), welche nach Palacký's Ausdrucke ersonnen wurden, „um die

1) Archiv český III. 450 f. — 2) Dieß thaten 1420 die Taboriten, siehe Březowa 386. — 3) Balbin Miscell. II. S. 98. — 4) G. v. B. III. 2. 182.

neuen Prätensionen (der prager Gemeinde) mit dem Gewande falscher Alterthümlichkeit zu verdecken." Nach ihnen [1]) sollte kein Deutscher in der Stadt Prag, so wie in ganz Böhmen weder ein weltliches noch geistliches Amt inne haben — bei Verlust der Nase! Vielmehr sollten die Deutschen nur für Gäste gehalten werden. Solchen gegenüber war man natürlich vollkommen im Rechte, wenn man ihnen heute oder morgen das Gastrecht kündigte, wie Anno 1421.

Die ältesten Baudenkmäler in Böhmen.

Ein Beitrag zur Kenntniß derselben

geliefert von

Dr. W. Dreßler und Joh. Kiemann jun.

(Schluß).

Die Bekanntschaft mit den im Früheren angeführten umwallten Plätzen verdanken wir unserer eigenen, zuweilen wiederholt vorgenommenen Anschauung; die folgenden Plätze aber finden sich aufgezählt und beschrieben in dem bereits genannten archäol. Werke Wocels. Leider läßt sich von den Schilderungen, die er darin gibt, ein unbeschränkter Gebrauch hier nicht machen, da sie nicht seiner persönlichen Anschauung und Untersuchung entstammen, sondern den oft allzusehr im Genre poetischer Stylübungen auftretenden Berichten Anderer (wovon allerdings die Berichte des Cons. Benesch eine Ausnahme machen) entnommen sind. Diese Reserve scheint uns um so mehr geboten, als wir nicht zweifelfrei bezüglich der Gleichartigkeit aller dieser Wälle mit den unserigen sind, insofern es auf das Materiale, die Struktur und den Zweck ankommt, dem sie gedient haben mochten und wir müssen dabei so lange beharren, als nicht eigene Anschauung oder genaue Beschreibungen, denen keine vorgefaßte Ansicht zu Grunde gelegt wurde, uns darüber sicherstellen. Die Alterthumsfreunde nämlich beliebten diese Wälle bisher ohne Bedenken als Vertheidigungsmittel keltischer Völker, als Festungen, zu betrachten, und dieser Ansicht huldigt auch Wocel mit seinen Berichterstattern — wir werden jedoch im Weiteren sehen, daß diese Ansicht Manches für sich, Wichtigeres aber gegen sich hat.

8. Der Berg Zdár, 2000′ hoch, ¾ Stunden östlich von der Stadt Rokitzan gelegen, wird an einer Seite von einem mit Vegetation bedeckten und von Bäumen durchwachsenen 3—4′ hohen Walle umfaßt, der an den übrigen nicht umwallten, aber stark abschüssigen Umfang der Gipfelfläche sich anschließt. Den obersten engeren 280 Schritte langen und 180 Schritte breiten Gipfelplatz sperrt ein innen 6′, außen 18—24′ hoher halbzirkelförmiger Steinwall, zwischen welchem und der abfallenden Bergseite der durch eine Art Hornwerk gedeckte Zugang offen blieb.

9. Zwei Stunden weit von dem eben genannten Berge, oberhalb des Dorfes und Schlosses Březina, dem Grafen Sternberg gehörig, liegt der Berg Hradischt, dessen Scheitel von einem elliptischen, 300 Schritte im Längen- und 160 Schritte im Breitendurchmesser haltenden, hie und da bis 3 Klafter hohen, aber der Zerstörung bereits an manchen Stellen ausgesetzt gewesenen Walle umschlossen wird. Zwei durch flügelartig vorspringende Wallstücke gedeckte Eingänge führen in den Wallraum. Innerhalb desselben wurde eine trichterförmige Grube bemerkt, sowie auch Spuren einer weitern Umwallung an den Bergseiten zu finden sind. Außerdem befinden sich im Wallraum die gemauerten Fundamente einer kleinen Burg.

---

1) Zu lesen bei Hajek (Sandel) 313. S.

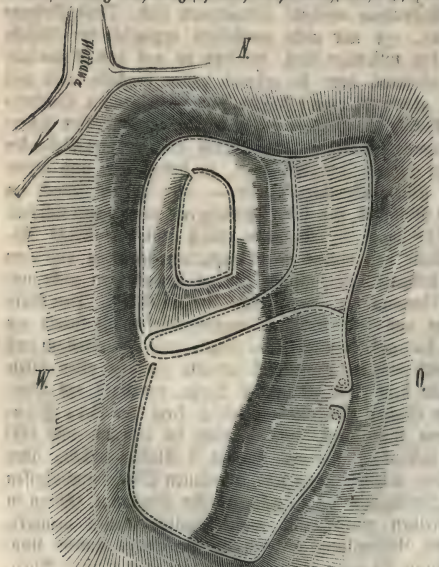
10. Der Berg Ostrý, nördlich vom Dorfe Zinetz, gegenüber dem Pleschiwetz, am linken Litawkufer ist an seinem Vorderhaupte mit einem kleinen kreisförmigen Steinwalle gekrönt.

11. Desgleichen umgibt den Gipfel der bei dem Dorfe Zborow auf der ehemaligen Planitzer Herrschaft gelegenen Höhe ein kleiner halbkreisförmiger Steinwall.

12. Der Burgberg beim Dorfe Tschernowitz in der Nähe von Komotau. Eine cyklopische Mauer umfängt die eine Seite der Gipfelfläche, während die andere mit senkrechten Felswänden abfällt. Im Wallraume finden sich zwei trichterförmige Gruben.

13. Der Berg Svatobor bei Schüttenhofen wird theils von cyklopischen (i. e. Steinwällen) theils von ans Erde aufgeschütteten umgeben.

14. Die breite Ebene auf der Höhe des Berges Wladarsch bei Chiesch im Egerer Kreise zeigt viele Reste einer bestandenen doppelten Steinumwallung. Nicht zu verwechseln damit sind Mauer- und Gräbenbauten daselbst, welche aus dem 17. Jahrhunderte stammen, da Banner 1639 dort bekanntlich ein schwedisches Lager aufschlug. [1])



1) Wocel führt außer diesen von ihm für keltisch gehaltenen Bauten auch auf Bergen gelegene Erdwälle auf, die er für Bauten bojischer Bewohner erklärt, weil sie viele Uibereinstimmung mit den in England vorfindlichen keltischen Bauten besitzen. Die in Ebenen erbauten Erdschanzen gehören sämmtlich offenbar nachkeltischen Zeiten an. Zu dieser Gattung von Bergwällen ist einzubeziehen der auf dem Berge Hradischt, gelegen am rechten Miesufer, gegenüber dem Schlosse Nischburg, hinter Stradonitz. Zahlreiche Reste von Gräben und Wällen sind auf diesem Gipfel anzutreffen, während die Umgebung eine Menge bronzener Geräthschaften, goldener und silberner Münzen unzweifelhaft keltischen Ursprungs finden ließ. Da dieser Berg archäologisch noch nicht durchforscht ist, so erlauben wir uns die Aufmerksamkeit unserer Freunde in jener Gegend darauf zu lenken. Eine andere ganz räthselhafte Gattung von Wällen repräsentiren die sogenannten verschlackten Wälle, deren ein vorzüglicher auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz am linken Ufer der Wattawa liegt. Der Beschreibung, die der C. Benesch davon lieferte, entnehmen wir Folgendes: Ein 12—15 Fuß hoher, an der Basis 24', auf dem Kamme 5' breiter äußerer Wall umsäumt den breiten 600 Fuß über dem Flusse liegenden Gipfel des Berges. Vor diesem Walle zieht sich auf der Ostseite ein ziemlich tiefer Graben hin. Die Nord- und Westseite der Höhe fallen steil ab. Der Umfang des äußeren Walles beträgt 620 Klafter. Neben dem Haupteingange, den 2 Hörner des Walles bilden, finden sich 2 Gruben. Auf eine sehr merkwürdige Weise legt sich ein zweiter steilerer Wall als eine Art Doppelschanze vor die höchste mit einem dritten Walle umgebene Partie des Berges. Dieser dritte Wall ist erbaut aus großen, durch die Wirkung bedeutender Gluth zu Schlacken gebrannten Steinen, zwischen denen aber auch ungebrannte Steine vorkommen, ist 15—20 Schuh hoch, sehr steil und bildet ein unregelmäßiges Viereck von 65 Kl Umfang, 31 Kl. Breite und hat ein Areale von 2015 □Kl. Das Gesammtmaß der umwallten Räume beträgt 200 Kl. Länge, 115 Kl. Breite und 19555 □Klafter Fläche.

Wir mögen diese Aufzählung nicht abschließen, ohne die Merkmale, die uns bei der Betrachtung dieser Wälle als wichtig erscheinen, hervorzuheben und zusammenzufassen, um sie bei der weitern Bearbeitung dieses Gegenstandes möglicherweise als Leitfaden verwenden zu können. Gleich im Eingange bemerkten wir, daß über den Zweck dieser umwallten Plätze eine andere Vermuthung füglich nicht zulässig sei als die, daß sie zur Versammlung größerer Mengen von Menschen gedient hätten, die allenfalls verschiedenen Kategorien angehörten, wie sich aus der Mehrheit der Abtheilungen innerhalb des allgemeinen Wallumkreises wohl urtheilen läßt. Hält man den Gedanken öffentlicher Versammlungsplätze — ohne vorläufig den Zweck, sei er nun ein kriegerischer oder friedlicher gewesen, zu berücksichtigen— fest, und prüft die Mittel, welche die Lage dieser Orte für die Verpflegung einer größeren Menschenzahl, welche ja doch mehrere Male des Tages die Bedürfnisse des Hungers und Durstes befriedigen muß, bietet oder zuläßt, so springt es in die Augen, daß von einer längern und ununterbrochenen Dauer solcher Versammlungen keine Rede sein und daß man dieselbe höchstens auf eine Reihe von Stunden oder allenfalls Tagen schätzen darf.

Die Plätze haben im Allgemeinen eine so enorme, gewaltige Ausdehnung, daß an das Zusammenkommen einer nur geringen Anzahl von Leuten, die sich auch auf längere Zeit hinaus leicht verproviantiren ließe, innerhalb derselben viel weniger gedacht werden kann, als an das Herbeiströmen großer Volksschaaren, mit Weibern, Kindern und allerhand Gethier, wie wir's ja auch jetzt noch bei Festlichkeiten zu Ehren berühmter Bergheiliger, die es hie und da gibt, alljährlich mit erleben können. Für eine nach Hunderten und Tausenden zu zählende Menge von Kehlen bedarf es aber insbesondere unter der Gluth heißer Sommertage — und man kann doch nicht annehmen, daß diese allen Luftströmungen und Stürmen frei ausgesetzten Berggipfel im Winter oder im Spätherbste oder während der sprüchwörtlich gewordenen Wetterwendigkeit unseres Frühlings zu Versammlungen, zum Lagern von Menschen benutzt worden seien — gewaltiger Quantitäten frischen Wassers, und diese bieten keineswegs die am Fuße der Berge — meist sehr vereinzelt — hervorbrechenden Quellen, sondern einzig und allein größere Reservoirs, als Teiche, Flüsse und Bäche, deren Wasser aber nach den Gipfelflächen meist nur unter Anwendung vieler Kräfte und mit großem Zeitaufwande zu bringen war, da die meisten dieser Gipfel von solchen Reservoirs — bergauf gerechnet — mehr als stundenweit entfernt liegen. Auffallend ist dabei, daß, wo selbst solche Quellen in leicht erreichbarer Entfernung von der Umwallung hervorbrechen, keine Spur von Anstalten zu finden ist, des ungehinderten Bezuges dieses Wassers sich zu versichern und daß eine Einschließung von Quellen oder Bächen in den Bereich der Umwallungen, so weit wir nach unserer bisher gehaltenen Umschau urtheilen können, absolut nirgends versucht wurde. Da nun auch keine Brunnengrabungen im Bereiche der Wallplätze, keine Cisternenanlagen zu bemerken sind, so darf man schließen, daß es in der Absicht der Errichter dieser umwallten Plätze nicht gelegen war, einen für den Fall des längern Beisammenbleibens einer größeren Anzahl von Menschen ein-

---

Die beigegebene Planzeichnung versinnlicht dem Leser die Gestalt dieser Umwallungen. Auch bei der Stadt Sobieslau, am Flüßchen Luschitz, im sogen. Svakower Walde soll es einen derartigen verschlackten Wall geben; desgleichen bei Bukowetz, anderthalb Stunden nordöstlich von Pilsen.

Ein mauerartig, mit senkrechten Wänden und kunstgerecht gelegten Steinen, ohne Bindemittel, aufgeführter Steinwall bildet einen Theil der den Zugang zur Burg Waldek (bei Horschowitz) deckenden Werke. Dieselben stehen der modernen Befestigungskunst sehr nahe (bilden eine im Zikzack laufende Doppelreihe von Erdschanzen mit Laufgräben) und mag dieser Steinwall, der den obern Rand eines abschüssigen Steinfeldes säumt, eben nur als Fortsetzung dieser Erdwälle zu betrachten sein, um etwa einer vertheidigenden Schützenkette auch auf diesem Terrain Unterstand zu gewähren. Im Süden der Ruine Maidstein im Budweiser Kreise soll ebenfalls ein Steinwall sich befinden, den Dr. Hochstetter einen „Markomannenwall" nannte.

tretenden Wassermangel zu decken und daß somit auch der Fall einer mehr als augenblicklichen Einschließung in diese Räume bei der Errichtung derselben nicht vorgesehen wurde.

Betrachtet nun Jemand unbefangen und mit kritischem Blick diese Umwallungen, und sucht aus ihrer Beschaffenheit allein, ohne Rücksicht auf die durch die Tradition bereits zu einer Art Autorität gelangte Ansicht, ihren Zweck herauszulesen, so wird er — und zwar ausnahmslos — bei jeder dieser Umwallungen finden, daß zwischen Zugänglichkeit des Terrains und Stärke der Umwallung kein constantes Verhältniß eingehalten wurde, ja daß an leicht zugänglichen Stellen die Umwallungen geradezu oft so schwach sind, daß sie als Hinderniß gegen das Eindringen von Menschen oder Bergungsmittel für menschliche Körper, selbst wenn diese gebückt oder zusammengekauert dahinter lagern, nicht gelten können, während anderwärts, wo das Terrain eine langsame und schwierige Annäherung nur gestattet, Steinmaterial aber in Hülle und Fülle vorhanden lag, die mächtigsten Dämme aufgerichtet stehen. Hatten nun Menschen, und dies waren doch die Erbauer dieser Mauern, wirklich die Absicht, ein gegebenes Terrain gegen das Andringen vor Feinden zu verbarrikadiren, so mußten sie dies in einer aller Orts zweckentsprechenden Weise thun. Daß sie aber dort, wo die Gefahr am deutlichsten ausgesprochen lag, gerade die geringsten Vertheidigungsmittel hätten aufstellen sollen, ist ihnen doch nicht zuzumuthen, selbst wenn man glaubt, daß ihre geistige Entwicklung gerade nur um einen Grad höher als die der Affen gediehen gewesen.

Besieht man sich nämlich solche Wallstellen, so findet man, daß sie allenfalls auf den Erdboden hingestreckten Schützen mit Hinterladungsgewehren eine vorübergehende Unterkunft gewähren können, daß sie aber Menschen, die mit Bogen und Pfeilen, Lanzen u. dgl. Wurfgeschossen beim Kampfe umgehen mußten, keine Deckung gewähren konnten. Oder denkt man an Volksstämme, die mit Steinwürfen angriffen und sich vertheidigten, wie ja auch die Deutschen zu Zeiten es manchmal übten, [1]) und erblickt demzufolge in jenen Wällen den Munitionsvorrath, der für die Vertheidigung bereit gehalten wurde, so läßt sich wiederum der Einwurf geltend machen, daß diese Aufspeicherung dann allenthalben eine gleichmäßige hätte sein müssen und daß, obgleich die Gattung Steine, aus denen die Wälle bestehen, zum Herabstürzen von Höhen und Schleudern auf kurze Distanzen, insbesondere auf die Häupter tiefer stehender Angreifer, ausgezeichnet sich eignete, eine wirksame Vertheidigung gegen auf ebenen Boden andringende Feinde damit nicht ausführbar war, weil das Gewicht und die Größe dieser Steine ein Massenfernwerfen nicht erlaubte. Außerdem erblickt man auch in der Anlegungsweise dieser Wälle, deren Linie meist nicht auf den Rand zwischen Gipfelfläche und Böschung der Bergwand gelegt ist, sondern willkürlich bald über die Fläche bald über die Böschung sich zieht, nichts weniger als die Absicht, ein Plateau mit einem genügend hohen schirmenden Rahmen, mit einer Wand zu umgeben, die den Blicken der Angreifer die Vertheidiger allenthalben entziehen konnte, und die den Hinaufstürmenden der vollen Wucht aus nächster Nähe geschleuderter Projektile blosstellt, während sie dem Leib der Vertheidiger eine bequeme Brustwehr bietet, ganz abgesehen davon, daß bei gewissen Wällen, wie z. B. bei dem am Trschemschin, die die Seitenlehnen des Berges bandartig umgürtenden Wallpartien eine Beschirmung des ihnen entsprechenden umwallten Raumes auch nicht in dürftigster Weise zulassen und eine Vertheidigung durch Steinstürzen auf die herandringenden Feinde geradezu erschweren.

Aus der Anlegungsweise und Beschaffenheit dieser Wallplätze läßt sich somit

---

1) So erzählt Dio Cassius von einem germanischen Reitersmann Pusio mit Namen, der bei dem Angriffe auf eine dalmatinische Festung die Brustwehr der Mauer durch einen gewaltigen Steinwurf zerschmetterte, so daß die Besatzung von der Mauer sich zurückzog und nicht lange mit der Übergabe säumte.

erkennen, daß sie, sofern man ihnen den Charakter von Vertheidigungsanstalten für größere Volksmengen, wie etwa die ganze eines von einer ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnten Gaues wäre, beimessen will, der wesentlichsten Erfordernisse solcher entbehren und eine Anzahl dem Zwecke gerade zuwiderlaufender Eigenschaften besitzen: der ausschließliche Zweck ihrer Erbauung kann also die Vertheidigung nicht gewesen sein; denn der Mensch auf der höchsten wie auf der niedersten Culturstufe äußert in dieser Hinsicht keine gleichgültige Gedankenlosigkeit, sondern wählt mit dem äußersten Aufwande von Scharfsinn die jederzeit zweckdienlichsten Mittel. Hiemit braucht jedoch nicht ausgeschlossen zu werden, daß diese Plätze bei feindlichen Einfällen dazu dienten, um die Bewohner zu versammeln und die Feinde zu beobachten und daß sie im Nothfalle auch einen improvisirten Sturmlauf könnten ausgehalten haben. Der eigentliche Zweck mußte jedoch ein anderer sein, als die Vertheidigung, für welche im Allgemeinen diese Plätze in der Anlage viel zu umfangreich, viel zu leicht zugänglich und die Verschanzung viel zu ungenügend (der unverständlichsten Einrichtungen, wie z. B. der hufeisenförmigen Vorwälle nicht zu gedenken) war; die Umwallungen, da sie ernstliche Zwecke nicht erfüllen konnten, dürfen also wohl nur mit einen *symbolischen* Charakter bekleidet gedacht werden.

Und diese Anschauung hat sehr Vieles für sich.

Der Mensch, dessen herrliche Naturanlagen in den begünstigten Racen (denn die physische wie geistige Begabung sind in seinem Geschlechte nicht minder ungleich vertheilt als in der übrigen organischen Welt) sich sehr zeitig entwickelt haben müssen, begriff bald, daß es eine Ordnung und einen Zusammenhang in dem Walten höherer Kräfte gibt; seine Phantasie verlieh dieser Erkenntniß die Gestalt menschenähnlicher mächtiger Wesen düsterer und freundlicher Art, je nach der Einwirkung auf seine Geschicke, und suchte einen Verkehr mit ihnen herzustellen.

In den Erbauern unserer Steinwälle darf man mit mancherlei Grund, und zwar da sie von uns bisher allemal in der Nähe fruchtbaren Ackerlandes, nicht aber im öden Gebirge gefunden wurden, wie auch, weil vielerlei zierliches Bronzegeräth, Waffen und Grabmäler in ihrer Umgebung zum Vorscheine kommen, eine auf einer gewissen Culturstufe stehende ackerbautreibende Bevölkerung vermuthen.

Ist es nun nicht natürlich, daß der von keiner positiven Religionslehre beeinflußte Bewohner dieser Landschaft auf denselben Höhen, über welche die segentragenden Wolken ebensowohl hereinzogen, als diejenigen, die seine Saaten zerschlugen, sein Haus in Brand steckten und sein Leben gefährdeten, dem wehenden Hauche der Gottheit näher zu sein, ihm begegnen zu können vermeinte? Und haben nicht alle Völker und alle religiösen Gesellschaften, mit denen wir bekannt geworden, das Christenthum nicht ausgeschlossen, diesem der Naturreligion eigenen Gedanken irgend eine ihrer Huldigungen zugestehen müssen? Vom Schwarzen Innerafrikas, der gewisse Berge nicht besuchen darf, weil sie der Wohnsitz der Geister sind, wie Barth berichtete, bis zum hochentwickelten Griechen, der den Plenarsitz aller oberirdischen Götter auf den Olymp verlegte; vom Berge Tabor, auf welchem Christus mit den aus dem Himmel herabsteigenden Propheten verkehrte, vom Sinai, auf dem der Auserwählte des israelitischen Volkes den Lippen der Gottheit nahe lag, bis zu den verschiedenen Heiligen gewidmeten Bergkapellen, Kirchen und Klöstern, die in der That an vielen Orten nur eine von heidnischen auf christliche Namen übertragene und somit in Continuität erhaltene Verehrung und Heiligstellung im Volke besitzen: allenthalben finden wir dieselbe hohe Vorstellung von der Dignität gewisser Berggipfel verbreitet und sie ist auch tief in dem menschlichen Naturgefühle begründet.

Wir können also wohl annehmen, daß an diesen Orten Versammlungen abgehalten wurden, die die Bedeutung der feierlichen Annäherung eines Volksstammes an die göttlichen Wesen, die er in den Naturkräften verehrte, gehabt haben; und solchem Zwecke entsprachen die Localitäten in einer hervorragenden Weise,

vorausgesetzt, daß solche Feierlichkeiten lauen Sommernächten vorbehalten blieben, in denen das Schauspiel der auf- und niedergehenden Gestirne und der auf nahen und entfernten Bergen angezündeten Opferfeuer eine unbeschreiblich großartige Wirkung auf die Gemüther gehabt haben muß. Schon die Lage dieser Localitäten, fern von menschlichem Handel und Wandel in den Thälern und Ebenen, geschieden durch ein breites Waldesdunkel von den profanem Dienste und Nutzen gewidmeten Fluren und Feldern und erhaben über große Strecken Landes, auf das sich eine weite mannigfaltige Aussicht von ihren Höhen eröffnet, einsam, ernst und großartig wie sie ist, erhebt sie unwillkürlich unsere Seele über das Gewöhnliche, Gemeine. Gesellt sich hiezu noch eine ungewöhnliche Scenerie, die, obgleich das Resultat geologischer Vorgänge, wie der Einsturz und die Zerbröckelung nackter Felsenstirnen, von den Blicken des Naturmenschen als der Schauplatz zorniger Kraftäußerungen mit himmlischer Stärke begabter Wesen aufgenommen wird, welche Anschauung dadurch unterstützt wird, daß an diesen Stellen die göttlichen Kräfte ihre Anwesenheit auch in der Gegenwart manifestiren — da sie beständig eine Anzahl vom Blitze beschädigter oder gespaltener, und von den Winden umgebrochener Bäume darbieten: so ist es wohl begreiflich, daß an solchen Orten, die das Großartige mit dem Unheimlichen verbunden zum Ausdruck bringen, der Cultus einer ziemlich entwickelten Naturreligion, bei einem Volke, das auf der geringsten architektonischen Kunstentwicklung stand, eine ihm zusagende und diesen Mitteln entsprechende Niederlassung sich bereiten konnte. Und wie in Latium der Name Templum ursprünglich nichts weiter bezeichnete, als einen zu Cultuszwecken abgegränzten Raum, später aber das zu Cultuszwecken errichtete Gebäude, so dürfen wir in den umwallten Plätzen eines in der Kindheit der Cultur stehenden Volkes in analoger Weise wohl auch solche Tempelbezirke, Fana, d. i. der Gottheit geweihte Orte, erblicken. Halten wir nun diese Vorstellung fest, dann läßt sich die sonst unbegreifliche Art der gürtel- oder bandförmigen Umwallung verstehen; wir vermögen den merkwürdigen Formen und Eintheilungen der Wälle einen symbolischen Sinn beizulegen; es stellen sich gleichgültig dar die Mißverhältnisse zwischen Stärke der natürlichen Lage und Schwäche der Umwallung oder umgekehrt, und die Frage nach der Wasserversorgung dieser Plätze erscheint als eine überflüssige; der gewaltige Umfang dieser Orte aber stellt sich als zweckmäßig heraus. Aber auch der sonderbare Umstand, daß die Erbauer der Wälle Fürsorge trafen, diese Wälle mit Vegetation sich nicht bedecken zu lassen und dadurch unkenntlich zu werden — eine Fürsorge, die wahrscheinlich länger bereits als tausend Jahre vorgehalten hat, — erklärt sich leichthin, wenn man an die Bedeutung der Plätze als Tempelbezirke hält, die für alle Zeiten durch eine unverwischbare Schranke von dem übrigen Lande als Heiligthümer abgesondert bleiben sollten — während gerade die gegentheilige Beschaffenheit, nämlich die Ausfüllung der Wälle mit kleinem Gestein und Erde, die bei allen unseren Wällen mit auffallender Absichtlichkeit vermieden erscheint, nöthig gewesen wäre, um aus ihnen durch Wurzelwerk und Vegetation zu einem dem Zerfalle widerstehenden Ganzen verbundene Vertheidigungsmauern zu errichten. Dabei scheint es, als wäre die Symbolik, welche in den ältesten Tagen der Römer, Griechen und Semiten rohe Steine mit göttlicher Dignität bekleidete, auch hier nicht außer dem Spiele gelassen worden; [1]) es ist wenigstens auffallend, daß

1) Die urältesten Götterbilder bei den Griechen, Römern und Semiten waren rohe Steine, insbesondere schwarze; Gegenstand religiöser Verehrung waren die Bactylien, vom Himmel gefallene Steine. Durch gestaltlose, dunkelfarbige, meist mehr oder weniger kegelförmige Steine wurden folgende Gottheiten repräsentirt: 1. Kybele; — dieser Stein wurde 205 vor Chr. von Pessinus nach Rom geschafft. 2. Artemis, zu Sikyon und Perge. 3. Aesculapius, von Epidaurus geholt, auf einer Tiberinsel bei Rom (Orosius l. 3. c. 22). 4. Hermes, dessen auf den Straßen aufgestellte Säulen erst in späteren Zeiten Köpfe erhielten. Auch bloße Steinhaufen wurden ihm aufgeschichtet! (Eudokia, Violarium pag. 159). 5. Der Sonnengott Elagabalus zu Emesa. 6. Aphrodite zu Paphos. 7. Ammon im libyschen Orakeltempel.

wir solche Wälle nur aus hartem dunklen Gestein erbaut antrafen, und von Steinmauern im Sandstein- oder Kalkgebirge, wo sie um so vieles leichter und imposanter als in einem andern zu errichten gewesen wären, bisher wenigstens Nichts bekannt geworden ist.

Uiber die Formen und Abtheilungen der Umwallungen jetzt schon, nachdem erst so wenige Beispiele bekannt geworden, Etwas zu sagen, scheint uns verfrüht; nur das Eine wiederholt sich an allen ohne Ausnahme, daß nämlich die höchsten Punkte der Gipfelfläche auch die Mittelpunkte oder Focalpunkte der Umwallungen darstellen und ferner dies, daß bei der Auswahl dieser Punkte (resp. der Berge, auf denen sie liegen) die Lage nach einer bestimmten Himmelsgegend hin nicht maßgebend gewesen.

Sind wir nun auch durch die Resultate unserer bisherigen Anschauungen auf die Seite derer gestellt, welche in diesen Plätzen keine Kriegslager, sondern dem Cultus der Gottheit geweihte Räume erblicken wollen, so fühlen wir uns doch, zur Orientirung unserer Leser, verpflichtet, auch die Gründe, welche für die andere Ansicht vorgetragen werden, nicht zu verschweigen. Diese Gründe wurden geschöpft aus den Berichten Cäsars und anderer römischer Schriftsteller über die Vertheidigungsweise der Celten, indem man voraussetzte, daß diese Wälle keltischen Ursprungs sein müßten. Diese bestand darin, daß bei feindlichen Einfällen ins Land die Bewohner desselben die Flucht ergriffen, und in vorher angelegte befestigte Lager — entweder hinter Wäldern und Sümpfen, oder auf schwer zugänglichen Bergen — mit aller beweglicher Habe retirirten, wozu sich auch die Armeen, falls sie geschlagen waren, oder eine offene Feldschlacht nicht wagen durften, verstehen mußten.

So war z. B. Gergovia, eine Veste der Arverner, erbaut auf einem nur von einer schmalen Stelle wohl zugänglichen Berge, um dessen Seiten ein 6 Fuß hoher, aus großen Steinblöcken errichteter Wall lief, mit dem Zwecke, den Sturm-Anlauf der Römer zu verzögern („qui nostrorum impetum tardaret“). — Zwischen diesem Walle und der Stadtmauer standen die gallischen Völkerschaften in dicht neben einander errichteten Lagern. (Caes b. g. VII. 46.) Livius (L. XXXIII. 19) erzählt, daß, als Cn. Manlius in Galatien (Kleinasien) mit einem römischen Heere einfiel, die keltischen Stämme jener Gegenden ihre Wohnsitze verließen und nach altem nationalen Gebrauche in die befestigten Lager auf die Berge flüchteten, und zwar die Tolstibojer auf den Olymp und die Tektosagen auf den Berg Magabo. Noch mehrere Beispiele aus Cäsar (B. g. II. 12 und VI. 4) werden von Wocel angeführt, um zu beweisen, daß die Gallier befestigte Berglager — die allerdings nicht castra (Lager), sondern oppida (worunter sowohl Städte als Lager begriffen werden) bei Cäsar genannt werden — in der genannten Absicht unterhielten. Er unterläßt es jedoch, die Art und Weise, wie die Gallier Verschanzungen zu bauen pflegten, und die bei Cäsar VII. 23 ausführlich und genau beschrieben ist,

---

8. Jupiter mit dem Beinamen Karios, (Achilles Tatios l. 3. c. 6). Die Rhea gab bei seiner Geburt statt des Kindes dem Kronos einen Stein zum Verschlingen. Auch zu Rom wurde Jupiter anfangs blos in einem Steine angebetet. (Augustinus de civitate dei l. 2. c. 29. Servius zur Aeneis VIII. 641). Daher der feierlichste Eid: per Jovem lapidem jurare! Auch zu Athen wurden die heiligsten Eide auf einem gewissen Steine am Marktplatze geschworen. (Plutarch. Colde c. 28.) Um Regen zu erflehen, wurde in Rom ein neben dem Marstempel befindlicher Stein, lapis manalis, in Prozession herumgetragen (Nonius p. 547). Ein schwarzer Steinkegel zu Delphi, der Erdnabel, Omphalos, galt für den Mittelpunkt der Erde. Pausanias l. 10 c. 16, 2.

Vorstehende Notizen hatte Herr Prof. Ed. Jahn, des hies. kle inseitn. Gymnas., die Güte, zusammenzustellen.

Die Kaaba, das Heiligthum der Moslems, ist bekanntlich auch nichts anderes als ein schwarzer Stein. Auch bei den Germanen genoßen Steine religiöse Ehren. Siehe Rochholz, der Steinkultus in der Schweiz. Argovia J. 1862 und 1863, S. 1—103.

anzuführen. Diese Beschreibung ist es aber, die gegründete Bedenken gegen die Identität unserer Bergwälle mit jenen Lagerschanzen aufkommen läßt. Sie lautet: Muri autem omnes Gallici hac fere forma sunt. Trabes directae perpetuae in longitudinem paribus intervallis distantes inter se binos pedes in solo collocantur. Hae revinciuntur introrsus et multo aggere vestiuntur; ea autem, quae diximus, intervalla grandibus in fronte saxis effasciuntur. His collocatis et coagmentatis alius insuper ordo additur, ut idem illud intervallum servetur neque inter se contingant trabes, sed paribus intermissae spatiis singulae singulis saxis interjectis arte contineantur. Sic deinceps omne opus contexitur, dum justa muri altitudo expleatur. Hoc cum in speciem varietatemque opus deforme non est alternis trabibus ac saxis, quae rectis lineis suos ordines servant, tum ad utilitatem et defensionem urbium summam habet opportunitatem, quod et ab incendio lapis et ab ariete materia defendit, quae perpetuis trabibus pedes quadragenos plerumque introrsus revincta neque perrumpi neque distrahi potest. Das heißt, die Gallier ließen Balken in gerader Richtung horizontal der Länge nach fortlaufend durch die ganze Dimension der Mauer in immer gleichen Entfernungen (2 Fuß) auf den Boden legen, d. h. so daß ihre Richtung von der äußern Seite der Mauer nach innen zu ging und durch die Länge der Balken die Dicke der Mauer (40 Fuß) bestimmt wurde. Diese Balken wurden nach innen zu verbunden, möglicherweise durch Balken, die im rechten Winkel querüber gelegt wurden oder auch durch Klammern und andere Bindemittel. Die Zwischenräume wurden nach außen mit großen Steinen ausgefüllt, denn zur Ausfüllung im Innern der Mauer genügten kleinere Steine oder Schutt. Darüber kam nun eine gleiche zweite Reihe von Balken, welche aber nicht über die Balken der großen Reihe geschlichtet, sondern über die Zwischenräume, die mit Steinen und Schutt gefüllt waren, gelegt wurden. Solchergestalt wurden so viele alternirende Reihen von Holz und Fütterung übereinander errichtet als zur beabsichtigten Höhe der Mauer genügten, die sowol gegen das Inbrandgestecktwerden von Außen mittelst vorgelegter Steine als gegen Zerreißung und Durchbrechung mit dem Mauerbrecher hinreichend sicher war.

Diese keineswegs primitive, sondern selbst Cäsars Lob erntende Befestigungskunst vermögen wir nun in unseren Wallbauten, welche den multus agger, nämlich das hoch an der Innenseite angefüllte Dammmateriale gänzlich vermissen lassen, nicht wieder zu erkennen; ganz besonders in jenen nicht, die einen flachen, niedrigen, ebenen Stein-Gürtel von regelmäßiger Breite um die Bergseiten darstellen.

Dessenungeachtet erscheint es noch nicht gerathen, in dieser Frage ein endgiltiges, jede weitere Verhandlung ausschließendes Urtheil zu fassen und ist die Fortsetzung und Verallgemeinerung der Studien über den gewiß höchst interessanten Gegenstand vor Allem zu wünschen und zu empfehlen. Die geographische Verbreitung eines uralten Culturvolkes, dem ein ziemlich entwickelter religiöser Apparat eigen gewesen zu sein scheint, an der Hand dieser Denkmäler kennen zu lernen und für die Geschichts- wie die ethnologische Forschung fruchtbar zu machen, ist gewiß eine der dankenswürdigsten Mühen und der aufforderndsten Aufgaben.

Aus dem früher Gesagten erhellt, daß wir uns noch gar nicht außer Zweifel befinden, ob das Volk, das wir meinen, wirklich ein keltisches gewesen sei; sicher jedoch und außer Frage ist es, daß diese Bauten weder slavischen, wie sonst geschah, noch germanischen Erbauern zugeschrieben werden dürfen. Der germanische Göttercultus beschränkte sich auf heilige Bäume und heilige Haine; die Edda kennt keine Steinkreise und einen Priesterstand gab es nicht. Neque druides habent, qui rebus divinis praesint neque sacrificiis student, sagt Cäsar von ihnen. Bei feindlichen Einfällen in das Land wichen sie in die Tiefe der Wälder zurück und hinter Sümpfe; Berge vertheidigten sie nicht. Hätte übrigens bei den

Germanen und Slaven zur Zeit, als ihnen das Christenthum gebracht wurde, eine Erinnerung an den Götterculthus auf diesen Höhen noch gelebt, so wären uns die Berichte über die Ausrottung dieser Reminiscenzen durch die Missionäre nicht versagt: wenn diese Höhen göttlichem Dienste geweiht waren, dann waren sie es gewiß in einer weit vor dem Beginne der christlichen liegenden Zeit!

Westliche, sehr niedrige Partie des Walles auf dem Blanikberge.

Leitmeritz

von seiner Gründung bis zum Beginne seiner Čechisirung.

Von

Julius Lippert.

(Fortsetzung).

6. Leitmeritz unter den Přemysliden.

Auch die Thatsache, daß die prager Bischöfe bei der Einführung neuer Ordensgesellschaften in Böhmen Leitmeritz nächst Prag vor allen andern Städten ins Auge faßten, kann beweisen, daß diese neue Schöpfung ein Lieblingsgegenstand des königlichen Hofes war. Es ist auch begreiflich, daß bei König Wenzel I., dem bekannten Freunde deutscher Sitte und deutschen Wesens, die erste deutsche Stadt Böhmens außer Prag als seine eigene Schöpfung und als Vermächtniß seines Vaters zugleich in besonderer Gunst verblieb. Hingegen gewann diese bald Gelegenheit, sich durch treue Anhänglichkeit in Zeiten arger Noth ihrem Gönner dankbar zu erweisen und das in das Bürgerthum gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Es ist nicht zu wundern, daß Wenzels vielseitige Neuerungen auf eine ebenso vielseitige Opposition stießen. Mißgunst und Neid erhob sich gegen die von ihm begünstigten deutschen Colonien im Lande, Aerger und Groll bei den Großen über die Befestigungen, durch die er sich seine Städte zu sichern Asylen umschuf, bei manchen wohl auch ein besonderer Haß gegen den König, der durch das deutsche Ritter- und Turnierwesen die alte Sitte verdrängte und um den Ruhm eines deutschen Minnesängers warb. Ein Theil des Adels hingegen, vorzüglich des höheren, ahmte das Beispiel seines Königs nach, legte auf seinen Gütern gleichfalls deutsche Colonien an, baute Burgen auf Bergspitzen nach deutscher Art, nannte sie und nach

ihnen sich selbst mit deutschen Namen, entweder mit Uebersetzung des čechischen oder mit Anschluß an das Wappenbild. Diesen Theil des Adels bevorzugte der König auf ausgezeichnete Weise und beschenkte ihn mit königlicher Freigebigkeit. Hiebei ging jedoch jener Theil des Adels, den man den niedern oder die Ritter nannte, die auf ihren kleinen Gütern saßen und von dem Leben, das am Hofe und in den höhern Kreisen geführt wurde, nichts genoßen, leer aus. Außer ihnen klagte auch die Geistlichkeit, [1]) daß ihre Unterthanen zu den Befestigungs- um Ummauerungsarbeiten bei den neu angelegten Städten gezwungen würden und einem gewissen Theile der Bevölkerung mochte es durchaus nicht angenehm sein, daß der König mit großer Strenge die Diebe und Räuber, die die Wege und den Handel gefährdeten, aufheben ließ. Hiezu kam noch, daß der König in seinen spätern Jahren die Regierung jenen Hofleuten überließ und für seine Person sein Vergnügen auf den einsamen Burgen suchte, die er gebaut hatte.

So häufte seine ganze Regierungsweise, seine wohlgemeinten Absichten sowohl, wie seine begangenen Fehler bei einem Theile des Volkes einen großen Zündstoff der Unzufriedenheit. Welche besondere Ursachen das Feuer anfachten, ist nicht genug bekannt, doch das ist gewiß, daß im Jahre 1248 die Empörung hinter seinem Rücken in hellen Flammen aufschlug, als dieser eben in Klingenberg weilte und ein Aufgebot für den Gegenkaiser Wilhelm von Holland erlassen hatte. [2]) Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Konrad benützten die Unzufriedenheit der böhmischen Herren; diese versammelten sich in Prag und ernannten Wenzels Sohn Přemysl zu ihrem Könige. Es ist bekannt, wie Wenzel bei der allgemeinen Verbreitung des Aufruhrs das Land verlassen mußte und erst im folgenden Jahre 1249 einen mißglückten Versuch machte, von Mähren aus vordringend, die Hauptstadt zu nehmen, dann aber gegen Saaz zog und dieß in seine Gewalt bekam. Nichts desto weniger wurde er von seinem Sohne bald so eingeschlossen, daß er gegen Ende März einen Vertrag eingehen mußte, durch den er die Regierung an seinen Sohn abtrat und für sich nur die drei Burgen Klingenberg, Elbogen und Brüx behielt.

Daß sich damals Leitmeritz nicht freiwillig dem Sohne anschloß, geht aus seiner fernern Haltung hervor, ob es aber nicht etwa wie andere Städte und Burgen mit Gewalt dazu gezwungen wurde, ist nicht erweisbar. Ob es indeß diesem Schicksale entging oder nicht, so war es doch die erste Stadt, welche dem verfolgten und verlassenen Könige aus Treue und Dankbarkeit die Thore öffnete und ihn sammt seinen wenigen Getreuen in ihre Mauern aufnahm. — Auch der Papst Innocenz IV. hatte sich inzwischen seiner angenommen und durch zwei Bullen [3]) dem Bischofe von Meißen geboten, Ottokar und seine Anhänger zu bannen, den bereits gebannten Bischof Nikolaus von Prag aber vor seinen Richterstuhl zu rufen, die rebellischen Prälaten zu entsetzen und den von Wenzel geschworenen Eid als erzwungen zu lösen. Ein ähnliches Schreiben vom deutschen Kaiser wurde in der prager Domkirche publizirt und König Wenzel erließ auf dieses gestützt von Leitmeritz aus einen Aufruf an die Prälaten und Stifte der prager Diöcese, binnen acht Tagen ihm ihre Mannschaft zur Verfügung zu stellen, und sammelte so auf's Neue ein Heer gegen die Empörer.

Sein Aufenthalt in Leitmeritz dauerte mehrere Wochen und fiel in die Zeit des Monats Juli 1249. Um ihn waren daselbst von Geistlichen die Pröbste Hermann von Leitmeritz, Otto von Melnik und Kuno von Bunzlau, von weltlichen Großen Častolov von Zittau und sein Sohn Heinrich aus dem Geschlechte der Herren von Lipa, die wir schon oben als Herren von Gütern in unserer Gegend (Lobositz) und in Beziehungen zu unsern Bürgern kennen lernten, ferner der Hof-

1) Cont. Cosm. 372. — 2) Contin. Cosm. 373 f. Cf. Palacky Böhmen II. 1. 131 f. Tomek, Prag I. 198 f. — 3) Vom 22. und 24. April 1249. Erben 570 ff.

marschall Boresch von Riesenburg (Borso), Gallus von Löwenberg (Lemberg), Jarosch von Sliwna (Oberstruchseß), Smil von Zittau (wahrscheinlich der prager Burggraf, [1]) und Johannes Lozzos (etwa der Burggraf von Leitmeritz? [2]) Mit diesen, den vornehmeren Bürgern und andern Getreuen, die sich nun wieder durch jene päpstlichen und kaiserlichen Schreiben erschreckt um ihn sammelten, hielt Wenzel I. Hof zu Leitmeritz und erließ von da aus in die Orte der Umgebung strenge Befehle gegen alle Friedensstörungen, wie sie seit dem Beginne der Empörung an der Tagesordnung waren. Auch verhandelte er daselbst Sachen des Friedens, wie das am 23. Juli ausgestellte Privilegium für das Kloster Doran beweist. Inzwischen sammelte sich um ihn ein zahlreiches Heer, indem besonders die eingeschüchterten Prälaten ihm nicht nur ihre Mannschaften zuführten, sondern auch allerlei Geschenke überreichten. Nachdem er nun mit seinen Getreuen geheimen Rath gehalten, führte er jenes nach dem königlichen Schlosse Sadska, um von da aus, wie er sich den Anschein gab, nach Mähren abzuziehen, wandte sich aber plötzlich gegen Prag, nahm dieß am 5. August ein, wie man glaubte ebenfalls durch Unterstützung der Bürger, und belagerte die Burg daselbst. Endlich machte die bekannte Versöhnungsscene zwischen Vater und Sohn dem unseligen Streite ein Ende (16. Aug. 1249). Wenzel führte die Regierung wieder in seiner gewohnten Weise bis an sein Lebensende fort (22. Sept. 1253) und Přemysl begnügte sich indessen mit der Herrschaft über Mähren. Somit hatte schließlich doch das Königthum im Bunde mit dem Bürgerthume über die reactionären Elemente den Sieg behalten.

Přemysl Ottokar II. hatte als regierender König ein anderes Interesse, denn als ehrgeiziger Kronprinz. Als er nach dem Tode des Vaters auf rechtmäßige Weise zur Regierung gelangt war, handelte er mit den deutschen Städten nicht etwa wie mit jenen Großen, die sich während der Herrschaft seines Vaters bereichert hatten, sondern er schenkte ihnen gleich diesem seine königliche Gunst und schritt auf der von seinem Großvater eingeschlagenen Bahn weiter fort. Er wußte die Treue zu würdigen, mit welcher die Städte an seinem Vater gehangen, auch als ihn bereits Alle, selbst der Sohn, verlassen. Wie er in Prag eine neue Stadt mit deutschen Einwohnern, die Kleinseite, gründete, eine große Anzahl Städte auf dem Lande anlegte, ganze bis dahin mit Wald bedeckte Gaue an den Gränzen mit deutschen Colonisten bevölkerte, ist hinlänglich bekannt. Daß er somit auch die Lieblingsschöpfung seines Vaters und Großvaters nicht vernachlässigte, könnte man schon daraus schließen. Wir wissen aber, [3]) daß er alles, was jene für Leitmeritz gethan, guthieß und alle Rechte und Vortheile, die sie ihm gewährt, urkundlich bestätigte, wenngleich jenes Privilegium selbst verloren ging. Die strebsamen und so von oben begünstigten Bürger trachteten auch ihrerseits die Güter der Gemeinde zu vermehren, und gingen darauf aus, ihr Gebiet durch fortgesetzte Ankäufe von ihren (meist geistlichen) Nachbarn zu erweitern und abzurunden.

Hiezu ertheilte Ottokar II. seine ausdrückliche Genehmigung [4]) und bestätigte im Vorhinein alle Käufe, welche die Bürger mit dem Abte von Osek, den Pröbsten von Prag, Leitmeritz, Doran und Chotěschau in gehöriger Weise schließen würden. Wenn uns auch die wirklich erfolgten derartigen Käufe urkundlich nicht bekannt sind, so gibt uns doch dieses Privilegium einen Wink, auf welche Art jene Güter zur Gemeinde gekommen sein mögen, die wir in spätern Jahrhunderten nachweislich in ihrem Besitze finden. Sicherlich auch entstand das Privilegium auf Veranlassung und mit Bezugnahme auf schon obschwebende Kaufsverhandlungen, denn sonst sähe man keinen Grund, warum gerade gewisse Herrschaften ge-

1) Palacký přehled nennt einen Smil für 1249—1251 ohne jenen Beinamen. — 2) Erben 1249. 573. — 3) Bestätigung Johanns I. A. Nr. 4. — 4) 28. April 1272, Copie im l. St. A.

nannt, andere benachbarte aber, wie Brevnov, Wyschehrad ꝛc. nicht eingeschlossen wurden.

Auch den „goldenen König" sah Leitmeritz in seinen Mauern, aber wie seinen Vater nicht in den Zeiten des Glanzes, sondern in kummervollen Tagen. (1277 Oktober) [1]). Das Jahr darauf fiel der edle Gönner des Bürgerstandes durch Verrath der Herren, die ihn schon so oft übel berathen hatten, gewiß am meisten beweint von seinen treuen Bürgern.

Mit seinem tragischen Falle begann eine unsäglich traurige Zeit für Böhmen. Was Uibles speciell Leitmeritz betroffen, können wir zwar nicht berichten, doch ist dieses bei der allgemeinen Zerrüttung gewiß kein Asyl des Friedens geblieben. Aus dem Meere des Unheils taucht nur eine einzige freundlichere Erscheinung auf, die Thatsache, daß das Bürgerthum in Böhmen selbst in so verwirrten Zeiten bereits auf eigenen Füßen stehen konnte und als politisch berechtigte Macht im Staate anerkannt werden mußte. Als zur Beilegung der maßlosen Wirren im Lande im Jahre 1280 zu Weihnachten von dem Reichsverweser Otto von Brandenburg ein Landtag zusammenberufen wurde: nahmen — wahrscheinlich zum ersten ersten Male — bei den Verhandlungen desselben auch Bürger der „befestigten" Städte Theil. Auf demselben Landtage wurde bestimmt, daß alle ausländischen Deutschen, welche während der letzten königlosen Zeit des Beutemachens wegen nach Böhmen gekommen waren, binnen drei Tagen das Land frei und ungehindert verlassen sollten; die aber darüber hinaus verweilen würden, sollten als Räuber behandelt werden. Hierin wurden die deutschen Bürger in Böhmen bereits als Landesangehörige den fremden Deutschen gegenüber gestellt. [2])

Die Segnungen des Friedens kehrten aber deshalb noch nicht nach Böhmen zurück. Eine furchtbare Hungersnoth, die uns die alten Chronisten in gräßlichen Zügen schildern, verheerte das ganze Land, unsere Gegend gewiß nicht ausgenommen. Als endlich nach langen Verhandlungen am 24. Mai 1283 der eilfjährige Prinz Wenzel als König nach Prag einzog, begann wieder eine glücklichere Zeit für Böhmen.

Obgleich man diesen König als einen Feind der Deutschen schildert, von denen er so viele Unbilden erlitten haben soll, so bezog sich doch diese Abneigung sicherlich nicht auf die deutschen Städte, denen er vielmehr wie seine Ahnen gewogen blieb. Dieß beweist er durch die Bestätigungen ihrer Freiheiten, wie eine solche auch Leitmeritz zu Theil ward. [3])

Unter seiner Regierung traf aber auch bereits das erste bekannte Brandunglück die junge Stadt und vernichtete außer den Gebäuden derselben auch die königlichen Freiheitsbriefe. [4]) Es geschah dieß in demselben Jahre, in welchem Wenzel II. feierlich zum Könige gekrönt wurde (1297). Die Bürger bemühten sich aber nicht nur, ihre Stadt wieder aufzubauen, sondern stifteten auch zum Andenken an jenes Unglück eine neue Kirche vor der Stadt zu Ehren des heil. Laurenz, die später als Pfarrkirche genannt wird. [5]) Auch der König ließ seine Stadt nicht ohne Unterstützung und außer den Vergünstigungen, die er ihnen etwa für die Zeit des Wiederaufbaues gewähren mochte, verlieh er ihr durch ein Privilegium [6]), das er 1300 auf Bitten der abgesandten Bürger, die ihn zu Brünn trafen, als er eben auf seinem polnischen Feldzuge begriffen war, ausstellte, eine bedeutende Freiheit für alle Zeiten. So oft nämlich der König eine außerordentliche Steuer (collecta) den

---

1) Sommer nennt eine Urkunde vom 16. October 1277 aus Leitmeritz. — 2) Cont. Cos. 452 nennt diese ausdrücklich: „Theutonicos alienigenarum nationum"

3) Die Urkunde ist verbrannt, das Factum bestätigt l. St. A. N. 4. — 4) Das Factum erwähnt ausdrücklich die eben angeführte Urkunde; in der Jahreszahl stimmen alle Angaben überein. Die älteste findet sich in den Gedenkblättern des Stadtschreibers Sigmund (1485—1505) in der strahöver Bibliothek. — 5) Anonymi Ephemerides in Dlabač Copie, strahöver Bibliothek. Als Pfarrei in registrum decimarum] bei Balbin Miscell. — 6) C. St. A. N. 1.

Bürgern auflegen würde, so sollten die Leitmeritzer sowohl von ihrem freien Besitzthume als auch von jenen Gütern, die sie außer der Stadt von Edelleuten oder Geistlichen gegen einen Zins in Pacht besäßen oder besitzen würden, so wie von den Capitalien, Waaren und was sie sonst noch für Güter in der Stadt hätten, nur die Hälfte der entfallenden Steuer zahlen; von den Häusern aber, die sie auf den in der Stadt ihnen zugemessenen Gründen erbaut hatten oder noch erbauen würden, sollte gar keine (außerordentliche) Steuer gezahlt werden, wohl aber in der obiger Weise von jenen Gründen in der Stadt, die zum Häuserbau benützt würden. Wer sich aber immer in Zukunft als Besitzer von Grundstücken in den Stadtverband begeben würde, sollte sich bei außerordentlichen Steuern derselben Freiheiten zu erfreuen haben. Hiedurch wurde der Wiederaufbau der Stadt ermöglicht und das Bürgerrecht von Leitmeritz ein Gegenstand des Strebens von Seite begüterter, freier Nachbarn. So konnte auch die slavische Bevölkerung der Vortheile des Stadtwesens theilhaftig werden, verlor aber dabei allerdings bei der großen Majorität der deutschen Stadtbewohner nach und nach ihre Nationalität.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Federbilder in Eger.

Es ist ein relativ unbedeutender Geschäftszweig, dessen Bild ich hier entwerfen will, wenn man ihn zum Ganzen des böhmischen Handels und der Industrie überhaupt hält, aber auch wieder bedeutend, weil er auf einem einzigen Fleck des ganzen Erdbodens, in der „ehemals freien Reichsstadt" Eger blüht. Die Industrie der Federbilder entwickelte sich ungefähr seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Hieronymus Trötscher, aus dem Konvent der PP. Dominikaner in Eger, wie es scheint auch hier geboren (1742), beschäftigte sich, wahrscheinlich seit seiner Aufnahme als Frater (1765) bis zu seinem Tode (1808), viel mit dem zuletzt glücklich gelösten Probleme, Vögelbilder durch Anwendung der natürlichen Federn als Bedeckung getreuer, als dies durch Farben geschehen kann, darzustellen; hier in Eger brachte er seine Aufgabe zum Abschluß und seitdem wurde an der ganzen Arbeit auch nichts mehr geändert. Die Vollkommenheit und die einzelnen Geschäftsgeheimnisse sind somit sein alleiniges Eigenthum. Bald ergriff die damalige Malerzunft diesen neuen Beitrag zu ihrem Sortiment mit Begierde, um ihn auch praktisch zu verwerthen. Aus ihren Mitgliedern hatte der Meister in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl von Schülern und Schülerinen; deren erste waren Christof Maier und dessen Schwester Susanne, späterhin verehelichte Müller, die bereits von ihrem Vater, dem egrischen Maler Ludwig Maier, die Malerkunst erlernt hatten, seit den Jahren 1783—1785 aber zu der neuen Kunst griffen. Die Herstellung dieser „Blößlinge" (so nennt man das rohe Vogelbild ohne Zuthat von Malerei u. s. w.) kam, besonders späterhin, immermehr in die Hände von Frauen, die durch diese Arbeit einen leichten und ziemlich annehmbaren Verdienst hatten; früher wurde es auch von Männern getrieben, von vielen bloß zum Nebenerwerb; unter den älteren waren ein gewisser Hackl, Schloßgärtner in Wallhof, P. Eisler, der als Student sich die Fertigkeit in Eger aneignete und dann in Prag, von wo er seine Arbeit herschickte, während der theologischen Studien sein Leben davon fristete (— er starb als Dechant von Eger —) ferner die noch namentlich bekannten Auflieger Schnurrer, Zehring, Dörfler u. a. Gegenwärtig treiben diese Kunst mit mehr oder weniger Vollendung: Antonia Zimmermann Eva Triebl, Marg. Deschauer, Rosina Tauber, Eva Löbl, Magdalena

Dusch u. a. Der Verdienst pr. Tag, für ein lediges Frauenzimer oder für eine Person einer Familie nicht gering, belauft sich auf 50—80 kr.

Unter den eigentlichen Händlern, welche die Waare versenden oder selbst damit herumreisen, sind aus der ältern Zeit zu nennen: Gschihai (der das Geschäft ziemlich hob und fast fabrikmäßig betrieb), Faßmann, Pistorius, Hasel, Pfeifer, Dörfler u. a.; jetzige Händler sind: Georg Gradl, Jos. Kölbl, Jos. Deschauer, Georg Wolf, Martin Wolf, J. Becker, Steph. Kölbl, Ignaz Dusch, Sprüßling u. a.

Die Verbreitung der Waare geschah früher hauptsächlich durch Zusendung an Hausirer, zu denen die Pirmasenzer (Pfalzbaiern) das größte und thätigste Contingent lieferten, während jetzt die Egerer außer Sendungen auch selbst mit der Waare reisen; die Ausdehnung des Vertriebes ist eine über Europa und drüber hinaus verbreitete; Georg Gradl versendet seine Erzeugnisse in die Schweiz, nach dem ganzen Deutschland, Norwegen; G. Wolf nach Schweden, Ungarn; M. Wolf Einzelnes nach Amerika (gelegentlich durch Auswanderer), England, Italien, Galizien; Ign. Dusch in die Türkei. Dazu kommen die Reisen der Geschäftsleute, von denen ich natürlich nur die der Egeraner anführen kann. Es besuchen G. Gradl ganz Norddeutschland, einen Theil Dänemarks durch mehr als 14 Jahre (dazu Leipzig, Teplitz, Pyrmont u. s. w. während der Messen und Saison), Jos. Kölbl Nord- und Süddeutschland; Becker Hannover, Baden; die ältern: Faßman Rußland; Pistorius Frankreich; Dörfler Norddeutschland; Silbernagel Rußland.

Was die Erzeugnisse selbst betrifft, so sind Proben derselben in Deutschland und Oesterreich allenthalben verbreitet und wohl schon Jedem vor die Augen gekommen; weniger bekannt dürfte aber den Meisten die Verfertigung dieser Bilder und die Art des Zusammenarbeitens sein, weßhalb ich einiges darüber beifüge. Bei kleineren Händlern geschehen meist alle Arbeiten in der Familie, größere beziehen Vögel und Malerei. Das erste Geschäft ist die Verfertigung von „Blößlingen", das dem „Aufleger" gehört. Derselbe kümmert sich zunächst bei Forstleuten, Köchinen und Bauern um die Federn, die in Natur- und gefärbte Federn unterschieden werden. Zu gefärbten werden hauptsächlich weiße Gans-, Tauben-, Hühner- oder andere Federn verwendet, die, mit vegetabilischen Farbstoffen (Fernambutholz, Orleans, Indigo u. s. w.) unter Beisatz von Alaun und Schwefelsäure (Vitriolöl) gekocht, dauerhaft gelbe, rothe und blaue Farben erhalten. Nach den Federn werden „Naturvögel" und „gefärbte" geschieden; erstere enthalten die wissenschaftlichen Gattungen, letztere sind zum größten Theil Phantasievögel, auf Farbenkomposition beruhend. Auf das „Auflegepapier" (grobes, bedrucktes oder beschriebenes, mit einer dicken Lösung von feinem Talk und Leimwasser überstrichenes Papier) werden nach Vorzeichnung mittelst Pausen die einzelnen Federn mit Traganth dachziegelartig übereinander gelegt und die Vögelbilder dann langsam getrocknet. Vom „Aufleger" kauft sie der eigentliche Geschäftsmann, der die zweite Arbeit, das „Zusammenputzen" besorgt. Bei diesem werden die Vögel aus dem groben Leimpapier „ausgeschnitten," gepreßt, um sie flach zu bekommen, und „zusammengestrichen," d. h. einzelne etwa noch abstehende Federchen mit Gummi arabicum nachgeleimt und schmale Papierränder mit entsprechender Farbe vertuscht; hierauf klebt man sie („picht sie auf") auf das nach Größen geschnittene „Vogelpapier" (meist Royal Fine), was früher auch durch Traganth, jetzt mit thierischem Leim geschieht. So vorgerichtet erhält sie der Maler, der eine entsprechende Staffage (Wege, Baumstämme, Blumen und ähnliche Untersätze) und die nicht natürlich anzufertigenden Theile (Schnäbel, Füße, Fleischauswüchse, Augen) hinzumalt; früher gebrauchten einige Händler (G. Gradl) Holzdruck oder (M. und G. Wolf) Steindruck, der mit Farben nachgemalt wurde. Nach geschehenem Malen wird die Waare nochmals untersucht, Federn fester geklebt, Flecke radirt und schließlich „schreiben" lassen; diese Namen, Devisen oder Verse sind mit einem eigenen, zwischen Schreib- und Druckschrift schwebenden Alphabet geziert.

Was die Größe und das Anderweitige das Sortiments betrifft, ist folgendes erwähnenswerth. Die Vogelgröße ist 4fach: der „ganze Bogen" (so heißen auch die Blößlinge ohne das Papier) von 10″ Länge, 3″ Breite, der „halbe B." von 7″ L. und 2″ Br., das „Quart" von 4″ L. und 1″ Br., die „Kleinen" von 2″ L. und ½″ Br. Die Mittelpreise pr. Hundert sind für die großen 18 fl., für die „Halben" 10 fl., für „Quart" 5 fl.; die kleinen haben mehrere Preise, weil mehrere Sorten: Eichenlaub (eigens mit Bürsten geschickt bis auf die Rippen durchgeschlagene Eichenblätter mit Baumstöcken als Untersatz), doppelte (zwei „kleine" auf gemeinsamem Untersatz), Rosen (Rosenzweige mit einem oder 2 Kleinen), Versvögel (mit Blumen, Beerenzweigen, Briefchen, Musik-, Jagd- und Ackerbau-Emblemen) und einfach Kleine (Malerei mit Wegen und Bäumen wie bei den größeren Sorten); ihr Preis von 2 bis 3 fl. 80 kr. Eine Zeitlang erzeugte man auch körperliche Vögel, indem die Federn auf Formen von Papiermaché oder dünner Pappe aufgeklebt wurden; jetzt verschwindet diese Art wieder aus dem Handel und nur Geschäftsleute zweiten Ranges verkaufen ihrer zeitweilig in den nahen Kurorten oder spielen welche, wie die Gypsfigurenhändler ihre Waare, in Hotels und Kneipen aus.

Im Ganzen kommt der Handel seit einigen Jahren ins Stocken und hat schon viel seiner ehemaligen Intensität verloren; viele der Geschäftsleute verlegen sich noch auf andere Arbeitszweige. Schuld des Sinkens sind diese indeß selber; einestheils wurde wenig Energie und Geschick entwickelt, andererseits hält diese Fabrikation nicht gleichen Schritt mit den Anforderungen der Zeit; (so gibt es eine ziemliche Anzahl Arten unter den Vogelbildern, die der Ornithologie geradezu ins Gesicht schlagen); außerdem stirbt auch die Malerei nach und nach ab und zu einer Dienstbarmachung neueren Druckes sind die Leute — zu alt, ebenso wie zu weiteren Reisen.

Es wäre Schade um diesen Geschäftszweig. In neuerer Zeit dachte man daran, durch wissenschaftstreue Bilder, einzeln oder in Tableaux oder in Atlanten (nach Arten, Familien und Gattungen) Jagdliebhabern, Schulen, Museen und ähnlichen Anstalten gute Erzeugnisse anzubieten. Ob der Gedanke durchdringen wird, liegt aber im Schooße der Zukunft!

Eger. **Heinrich Gradl.**

Die Familie Junker.

Herr J. Mayer, Vorstand des hist. Vereins für die Oberpfalz und von Regensburg hatte die Güte, uns folgendes Schreiben, welches durch den Aufsatz des Herrn. Prof. Grueber „die Jungherren von Prag", Mittheilungen V. Jahrgang S. 172 ffg. veranlaßt wurde, zu übermitteln.

An den Hochverehrlichen Ausschuß des Historischen Vereines der Oberpfalz und von Regensburg!

In Bezug auf die eine Erläuterung bedürfenden Angaben, weche sich in den Verhandlungen über die Baumeister Jungkherrn, vide „Mittheilungen des Historischen Vereines der Deutschen in Prag" vorfinden, glaubt sich der Gefertigte zur folgenden Aeußerung veranlaßt.

Die Familie Juncker (wird mit ck geschrieben) besteht gegenwärtig:

A. aus den 2 Linien 1) Klemens Freiherrn v. Juncker Bigatto in Böhmen auf den Gütern Schweißing, Oschelin, Rockendorf und Schuttiber; 2) dem Freiherrn Sigmund Juncker Bigatto in Baiern, auf dem Besitze von Spindlhof, Sohne des verstorbenen General-Lieutenants Freyherrn Karl Anton v. Juncker Bigatto.

B. Dann jener des Freiherrn Moritz von Juncker auf Oberkunreuth, k. k. Stadt-Gerichts-Direktor, mit dem Besitze Ruprechtsreuth in der Oberpfalz.

C. Dann des k. preußischen Regierungs-Direktors Woldemar v. Juncker auf Oberkunreuth in Gumbinen, Preußen.

Sämmtliche bildeten sich wie später folgt.

Die Jungherrn (nach der alten Schreibart in den Diplomen) sollen ohne Zeitangabe, aus Weitra in Ober-Oesterreich, ins Egerland gezogen sein und der Erste, welcher nach alten Chroniken urkundlich genannt wird, ist Sigmund Juncker, welcher Vice capitaneus castri in Egra 1327 war und anno 1338 starb, im Chor der Dominikaner begraben liegt und viele Stiftungen machte. Vor demselben ist kein Juncker bekannt. Der in der Abhandlung als vielbekannter Burggraf genannte Dietrich Juncker erscheint nirgend, kann also nicht angenommen werden, wie sich auch im Verzeichnisse der Egerer Burggrafen, vide Pröckels Geschichte, noch in den Familien-Archive, kein Juncker als Burggraf vorfindet. Durch einen 15jährigen Aufenthalt in Eger war ich in den Stand gesetzt, im Vereine mit Hrn. Stadt-Archivar Pröckel mein Familien-Archiv zu completiren, und eine genealogische Tabelle zusammenzustellen, mit allen Ueberzweigen und zahlreichen Notizen, vielen Originalien, der Einzelnen, von 1327, (obigen Sigmund anfangend) bis zum heutigen Tag 1866, ohne nur eine Spur dieses Burggrafen, aber auch eben so wenig davon zu finden, daß zu irgend einer Zeit einer der nachfolgenden Juncker sich der Bau- oder Steinmetzkunst beflissen habe.

Sämmtliche Nachkommen desselben lebten auf ihren zahlreichen Besitzungen im Egerlande und waren Bürgermeister 10 in der Zahl oder Rathsherren zu Eger, auch hatten Einige hohe Stellen am kaiserlichen Hofe zu Wien und Prag. — Erst im Jahre 1725 wanderte der letzte Bürgermeister Joh. Adam Juncker, mit 2 Söhnen in die Obere Pfalz aus. Dort bildeten dieselben durch den Ankauf des Landgutes Woppenhof die ältere, und Ruprechtsreuth die jüngere Linie. Beide wurden 1741 in den Reichsfreiherren-Stand erhoben und behielten das Prädikat Junckern von Oberkunreith bei, welches seit dem Jahre 1497 die Familie erblich zu führen berechtigt ist, da es durch allerhöchste kaiserliche Gnade selben verliehen wurde, als dem Namen ihres Stammsitzes Oberkunreuth bei Eger. Erst bei der Uibersiedlung des letzten Bürgermeisters, Junckers 1725 ging er, so wie das durch Waldsteins Tod geschichtlich gewordene Haus, an die Stadtgemeinde über durch Kauf.

Vor ohngefähr 20 Jahren fand sich, daß ein Professor Juncker in Preußen lebe und es gelang dessen Sohne, nun Regierungs-Direktor in Gumbinen, auf Grund meiner Dokumente, seine Abstammung bis auf einen Juncker zurück zu führen und zu erweisen, welcher ein Sohn des anno 1600 gestorbenen Bürgermeisters Franz Jungkher v. Oberkunreuth war, und im Kriege nach Ostpreußen kam, und sich dort niedergelassen haben mag. In Folge dieses Ausweises, erhielt derselbe

C. von Sr. Maj. dem Könige von Preußen die Bewilligung, das Prädikat Seines Ahnherrn „auf Oberkunreuth" fortführen zu dürfen; um so mehr, da die Rupprechtsreuther Juncker auf Oberkunreuth mit dem Freiherrn

B. Moritz, welcher ohne männliche Descedenz ist, ausstirbt, die Linie

A. von Woppenhof jedoch erbte in Böhmen nach dem 1812 verstorbenen Jos. Ritter v. Bigatto dessen Besitzungen, mußten aber, da mit selbem die Familie erlosch, dessen Namen und Wappen dem ihrigen beifügen. Durch die allerhöchste Gnade Sr. Maj. des Kaisers Franz I. wurde 1816 es bewilligt, die Woppenhofer Linie legte das Prädikat v. Oberkunreuth ab, nahm den Namen Junckern-Bigatto an, und wanderte 1812 wieder in Böhmen ein, war also nicht 100 Jahre abwesend. Die vor wenig Jahren erschienene Sage vom Münster in Straßburg ist Dichtung und nicht von mir ausgegangen.

Indeß ob nicht bei der Auswanderung in Weitra Junckern dort zurückblieben, Baumeister ꝛc. ꝛc. wurden; kann möglich sein, vor der Hand aber annectiren wir uns die in Frage stehenden nicht. Mit ganz besonderer Hochachtung.

Klemens B. von Juncker Bigatto.

Regensburg am 20. Dezember 1866.

Aufruf.

Der eben in Angriff genommene Bau mehrerer Eisenbahnen in Böhmen gibt wahrscheinlich an einem oder dem anderen Orte Veranlassung zur Entdeckung vorchristlicher und vorhistorischer Begräbnißplätze.

Gewöhnlich werden dieselben nun in der Art ausgebeutet, daß die metallenen Beigaben, Waffen, Schmuckſachen u. dgl. hinweggenommen, verschenkt und verhandelt, die Urnen und sonstigen Gefäße allenfalls von einem Alterthumsfreunde oder Curiositätensammler aufgehoben werden, die vorfindlichen Skelette und Schädel aber in der Regel mißhandelt, zertrümmert und wieder mit verscharrt werden. Muß nun im Allgemeinen daran erinnert werden, daß aus einzelnen Gegenständen, wie Urnen, Geräthen u. s. w. ein Schluß auf die Zeit und Nationalität der ehemaligen Besitzer viel schwieriger und unsicherer wird, als aus dem Ensemble einer solchen Grabstätte und muß somit ersucht werden, auf die Beschreibung oder Erhaltung dieses (wenn es möglich ist,) das meiste Gewicht zu legen — so darf unter keiner Bedingung dabei verharrt werden, die Knochenreste als gleichgültig und werthlos für die Wissenschaft zu betrachten und zu behandeln.

Denn gerade im Gegentheile läßt sich aus den Schädel- und Beckenformen, die für reine sowohl als vermischte Völker gewisse meist allgemeine Charakteristika enthalten, die Nationalität einer Anzahl an einem und demselben Fundorte angetroffener Skelette mit Sicherheit oder großer Wahrscheinlichkeit bestimmen — was von den erzenen Geräthen, Waffen u. dgl. nicht gilt, da diese von den das transalpine Europa bewohnenden Völkern, wie es sehr wahrscheinlich ist, nicht erzeugt, sondern zu ihnen von Griechen, Phöniziern und anderen industriellen Völkern des Alterthums gebracht wurden und deshalb bei sehr verschiedenen Nationen ganz gleiche Beschaffenheit besitzen können und besitzen. Es wäre gerade in Böhmen und Seitens unserer deutschen Landsleute von Interesse, den anthropologischen Theil der Alterthumskunde zu kultiviren, weil derselbe zur Eruirung ehemaliger markomanischer und suevischer Wohnplätze und Städte führen kann (vorausgesetzt nämlich, daß diese deutschen Stämme nicht durchgängig die Leichenverbrennung, sondern auch die Leichenbestattung im Brauche hatten). — In der Schweiz, in Würtemberg und Baden, wo römische, keltische und frühgermanische Grabstätten neben einander vorkommen, hat man bereits zahlreiche und zwar stichhaltige Versuche gemacht, die Nationalität der Bewohner dieser Stätten aus ihren Schädelformen zu bestimmen: sollte dasselbe nicht auch in Böhmen möglich sein, wo es zwischen weit auffallender unterschiedenen Schädelformen, nämlich dem germanischen, keltischen und slavischen Typus zu erkennen gilt?

Bevor jedoch an solche Versuche gedacht werden kann, müssen möglichst zahlreiche Exemplare alter Schädeltypen vorliegen. Diese zu sammeln und damit die archäoanthropologische Forschung auf einem der interessantesten Gebiete Mitteleuropas, wie es unser Land in dieser Beziehung ist, einzuleiten, sollen wir daher als unsere jetzige Aufgabe betrachten und zu Nutz und Frommen künftiger Geschichtserweiterung und Berichtigung recht eifrig und sorgfältig ausführen.

Dr. W. Dreßler.

Geschäftliche Mittheilungen.

Preisaufgaben

der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte.

Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte hat für die Zeit vom 14. März 1866 — 14. März 1876 folgende Preisaufgaben gestellt: Für den 1. Preis (1000 Thlr. in Gold): Eine Ausgabe der verschiedenen Texte der lat. Chronik des Herrmann Korner. Für den 2. Preis (1000 Thlr. in Gold): Eine Geschichte des jüngeren Hauses der Welfen von 1055 — 1235 (von dem ersten Auftreten Welf IV. in Deutschland bis zur Errichtung des Herzogthums Braunschweig Lüneburg). Für den 3. Preis wird keine bestimmte Aufgabe gestellt. Der Stifter verlangt für denselben ein deutsch geschriebenes Geschichtsbuch, für welches sorgfältige und geprüfte Zusammenstellung der Thatsachen zur ersten, und Kunst der Darstellung zur zweiten Hauptbedingung gemacht werden. Speciallandesgeschichten sind nicht ausgeschlossen, doch werden vorzugsweise nur diejenigen der größeren deutschen Staaten berücksichtigt. Sowohl handschriftlich eingesendete als auch gedruckte Werke können eingesendet werden; nur müssen die letzteren in der Zeit vom 14. März 1866—1876 erschienen sein. Der Preis beträgt gleichfalls 1000 Thlr., für bereits gedruckte Werke jedoch, welche Eigenthum des Verfassers bleiben, blos 500 Thlr.

Die näheren Bestimmungen dieser Preisausschreibung sind in den „Nachrichten v. d. k. Gesellschaft der Wissenschaften u. d. G. A. Universität zu Göttingen 1867, Nr. 9" enthalten.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 28. April 1867.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Aichelburg** Alfons Graf, Herrschaftsbesitzer in Marschendorf.
„ **Drechsel** Ant., Bleich- und Appreturanstaltbesitzer in Dittersbach.
„ **Falge** Hubert, Professor in Nachod.
„ **Fiedler** Joh., Bergwerksteiger in Radowenz.
„ **Fischel** Alexander, Fabrikant in Prag.
„ **Freisleben** Josef, Phil. Stud. in Prag.
„ **Hasner** Josef, Ritter v. Artha, Med. et Chir. Dr., k. k. Univ.-Prof., Landtagsabg. in Prag.
„ **Hoffmann** Gustav, Kaufmann in Prag.
„ **Hübler** Franz, Phil. Stud. in Prag.
„ P. **Köppl** Cornel, Consistorialrath, Pfarrer in Iglau.
„ **Krumpholz** Paul Jos., J. U. Dr., Landesadvokat in Freiwaldau.
„ **Lang** Karl, Phil. Stud. in Prag.
„ **Latzel** Josef, Fabrikant in Barzdorf.
„ **Mayer** Josef, Ph. Stud. in Prag.
„ **Merta** Johann, J. U. Dr., Landes-Advokat, Vicebürgermeistet in Iglau.
„ **Otto** Heinrich, Phil. Stud. in Prag.
„ **Papsch** Franz, Phil. Stud. in Prag.
„ **Raymann** Moritz, Fabrikant in Freiwaldau.
„ **Rott** W., k. k. Notar in Auscha.
„ **Rotter** Heinrich, Phil. Stud. in Prag.
„ **Rzehak** Joh., Bergwerksbesitzer in Wüstrey.
„ **Sauer** Karl Marquard, Professor an der Handelsakademie in Prag.
„ **Schlosser** Karl, gräfl. Clam-Gallasscher Forstmeister in Friedland.
„ **Schmied** Josef, gräfl. Clam-Gallasscher Forst-Controlor in Friedland.
„ **Siegl** Eduard, Direktor in Barzdorf.
„ **Stieraud** Anton, Handelsmann in Wüstrey.
„ **Thorsch** Philipp, Kaufmann in Prag.
„ **Umlauf** Jos., Bergwerksbetriebsleiter in Radowenz.

☞ Die Fortsetzung der Chronik der Geschenke (Nr. 9) liegt diesem Hefte bei.

☞ **Die dießjährige ordentliche General-Versammlung wird am 29. Mai l. J. abgehalten werden.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

☞ Der Verein hat bisher folgende Werke, welche von den Mitgliedern gegen portofreie Zusendung des Preises durch den Ausschuß bezogen werden können, herausgegeben:

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. Abth. Gr. 8. 5½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 80 Nkr.

2. Abtheilung Groß 8 4½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 Nkr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 70 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. 50 Nkr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Naffl**, k. k. Professor am Gymnasium zu Laibach. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 20 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 30 Nkr.

„Andeutungen zur Stofffammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Petters** in Leitmeritz. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 35 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 50 Nkr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonnaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 70 Nkr
Ladenpreis . . . . . 1 fl. 10 Nkr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. 50 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 5 fl. — —

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 1 fl. 25 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 2 fl. — —

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 40 Nkr.
Ladenpreis . . . . . 70 kr.

Prag.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1867.

Vierter

Jahresbericht

des Vereines

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

Vom 16. Mai 1865 bis 15. Mai 1866.

Prag, 1866.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines.

Anton

Zoologischer Garten

des Grafen

zu

Oberlichtfeld bei Hainfeld.

Zoological Garden.

Vom 16. April 1865 bis 15. April 1866.

Druck von

Der Ausschuß ist in der angenehmen Lage, die Ergebnisse des abgelaufenen Verwaltungsjahres als sehr günstige bezeichnen zu können.

Der Verein zählte am Schlusse des 4. Vereinsjahres 1492 Mitglieder, darunter 33 stiftende. Im Vergleiche mit dem Vorjahre, in welchem 1706 Mitglieder gezählt wurden, zeigt sich zwar in diesem Punkte eine scheinbare Verminderung; allein das Verhältniß gestaltet sich anders, wenn man — was maßgebender als die Zahl der nominellen Mitglieder ist — die Summe der eingezahlten Jahresbeiträge berücksichtigt. Es wurden nämlich im 4. Vereinsjahre 1495 Beiträge eingezahlt, im 3. Jahre dagegen nur 1367 und im 2. nur 1223. An beitragenden Mitgliedern zählte daher der Verein (das 1. Vereinsjahr abgerechnet) niemals über 1500 und es zeigt sich in dieser Beziehung sogar eine bedeutende Zunahme.

Im Ganzen sind dem Vereine seit dessen Begründung bis zum Schlusse des 4. Verwaltungsjahres 2407 Mitglieder beigetreten; von diesen verlor er 834 durch Austritt, 81 durch den Tod. Unter den letzteren betrauern wir auch Hrn. Anton Schmalfuß, der sich als Mitbegründer des Vereines, so wie als Ausschußmitglied und erster Redakteur der „Mittheilungen" die namhaftesten Verdienste um den Verein erworben hat. Auf Anregung seines Freundes, des Hrn. Alois Borrosch, haben seine Verwandten und Erben einem Wunsche gemäß, den der Verstorbene in den letzten Jahren öfter ausgedrückt hatte, seine namhafte und werthvolle Büchersammlung dem Vereine geschenkt und der Ausschuß hat beschlossen, sein Andenken dadurch im Vereine dauernd zu erhalten, daß er seinen Namen unter die der stiftenden Mitglieder einreihte.

Indem der Ausschuß dem Gefühle der Trauer für die aus dem Leben geschiedenen Vereinsmitglieder hiemit Ausdruck gibt, ist er der allgemeinen Zustimmung versichert.

Die Sammlungen des Vereines wurden auch in diesem Jahre insbesondere durch Schenkungen namhaft vermehrt. Der Ausschuß erfüllt eine überaus angenehme Pflicht, indem er von den vielen Gönnern folgende Herren dankend erwähnt:

Jos. Wilh. Bayer, Kaufmann,
Karl Binder, Weinhändler,
W. Dimmer, Buchhändler,
Richard J. Dotzauer, Großhändler,
Jakob S. Goldschmidt, Lederfabrikant,
Rudolf Haase, J. U. Dr.,
Const. Höfler, Ph. Dr., k. k. Univ.-Professor,
J. A. Hübner,
Franz Kollmann, J. U. Dr.,
Leo Nagel, J. U. Dr., Landesadvokat in Schluckenau,

Karl Nagelholz, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien,
Franz Pelzel, J. U. Dr., Landesadvokat,
Vikt. Wilh. Ruß, J. U. Dr. in Wien,
Edmund Schebek, J. U. Dr., Handelskammer-Sekretär,
Eduard Seutter von Lötzen, Kaufmann, Direktor der Filiale der Kreditanstalt,
Josef Singer, Fabriksbesitzer,
Wilhelm Volkmann, Ph. Dr., k. k. Univ.-Professor,
Oswald Otto Winter, Oekonom,
Leopold Wolf, Buchhalter,
Ed. J. Zahn, J. U. Dr.

Das deutsche Casino in Prag hat wie in den früheren Jahren so auch heuer die Vereinsbibliothek durch die Uiberlassung einer großen Anzahl von in- und ausländischen Zeitungen in sehr dankenswerther Weise vermehrt.

Das Antiquarium zählt bei einem Zuwachse von 734 Nummern im Ganzen 6046 Stücke.[1]) Das Archiv hat einen Zuwachs von 173 Nummern erhalten, so daß die Gesammtziffer 2661 beträgt.[2]) Der Umfang der Bibliothek hat sich in dem letzten Jahre mehr als verdoppelt; sie umfaßt 7061 Bände (gegen 3133 im Vorjahre), darunter sind 111 Handschriften und 6950 Druckwerke. Der Ausschuß fühlt sich verpflichtet, dem Hrn. Vereinsbibliothekar Rudolf Glaser für den großen Eifer und Zeitaufwand, womit er sich der Ordnung der Vereinsbibliothek gewidmet hat, hiemit den wärmsten Dank auszudrücken.

Die Einnahmen des Vereines betragen in diesem Jahre 6736 fl. 25 kr., und zwar: Jahresbeiträge der

Mitglieder	6102 fl. 80 kr.
Interessen der Activkapitalien	438 fl.
Erlös für die Vereinspublikationen	112 fl. 45 kr.
Verschiedene Einnahmen und Geschenke	83 fl.

Dazu kommt noch der Gewinn beim Einkaufe von Werthpapieren in Folge der Coursdifferenz im Betrage von 620 fl. 25 kr. Somit beträgt die Summe sämmtlicher Empfänge in diesem Jahre 7356 fl. 50 kr.

Die Ausgaben belaufen sich auf 4552 fl. 20 kr. und vertheilen sich folgendermaßen:

Mittheilungen	1612 fl. 14 kr.
Honorar und Druckkosten für den 2. Theil der Geschichte von Trautenau	217 „ 20 „
Bibliothek	303 fl. 84 kr.

1) 1. Münzsammlung . . . . . 1444 Stücke
und zwar Goldmünzen 1
Silbermünzen 328
Kupfermünzen 663
Denkmünzen und Medaillen 79
Münzencopien 343
Münzscheine und andere Werthzeichen 30
2. Siegelsammlung . . . . . 3157 Stücke
3. Wappensammlung . . . . . 120 „
4. Antiquitäten . . . . . 31 „
5. Album deutsch-böhm. Künstler . . . . . 396 „
6. Kupferstichsammlung . . . . . 244 „
7. Holzschnittsammlung . . . . . 133 „
8. Sammlung von Ansichten . . . . . 160 „
9. Porträtsammlung . . . . . 361 „

2) 136 Pergament-Original-Urkunden.
600 Papier-Original-Urkunden.
169 Urkunden-Abschriften.
64 Fascikeln mit 1756 Nummern.

Antiquarium	14	„ 50	„
Archiv	12	„ 7	„
Durchforschung der Archive	75	„ —	„
Honorar des Schriftführers	349	„ 92	„
Gehalt des Vereinsdieners	302	„ 8	„
Zins für die Vereinslokalitäten	469	„ —	„
Einrichtungsgegenstände	148	„ 85	„
Heizung, Beleuchtung und Reinigung	215	„ 79	„
Verwaltungsauslagen	831	„ 81	„

Es stellt sich daher ein Uiberschuß der Einnahmen von 2804 fl. 30 kr. heraus und wenn das verfügbare Vermögen vom Schlusse des 3. Vereinsjahres im Betrage von 976 fl. 44 kr. dazu gerechnet wird, so ergibt das einen Kassastand von 3780 fl. 74 kr. Dazu kommt noch das Stammvermögen des Vereines im Betrage von 8000 fl. und es beläuft sich demnach das gesammte ziffermäßige Vereinsvermögen am Schlusse des 4. Jahres auf 11780 fl. 74 kr.

Das Stammvermögen ist angelegt in Pfandbriefen der böhmischen Hypothekenbank im Betrage von . . . . . 3700 fl.
und in 6% Salinen im Betrage von . . . . . 4300 „
welche letztere demnächst gleichfalls in Hypothekarpfandbriefe umgewechselt werden sollen.
Das Kurrentvermögen findet die Bedeckung in 6% Salinen im Betrage von . . . . . 1050 „
in Pfandbriefen der böhmischen Hypothekenbank im Betrage von 300 „
in 6% Kassaanweisungen der böhm. Escomptebank im Betrage von 2200 „
und in einem Baarwerthe von . . . . . 230 „ 74 kr.

Uiber die Thätigkeit der Sektionen enthielten bereits die „Mittheilungen" übersichtliche Berichte.

Der Ausschuß hat in diesem Vereinsjahre 30 Sitzungen abgehalten. In der ersten Sitzung wurde H. Gustav Rulf, k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath zum Kassier und H. Ph. Dr. Alexander Wiechovsky zum Schriftführer und Hausverweser gewählt. Letzterer sah sich im August v. J. veranlaßt, die beiden ihm vom Ausschusse übertragenen Aemter niederzulegen, da er ein Privat-Untergymnasium und eine Privat-Unterrealschule errichtete und daher durch seine eigenen Berufsarbeiten zu sehr in Anspruch genommen war. Der Ausschuß kann nicht umhin, dem H. Dr. A. Wiechovsky für die aufopferungsvolle und erfolgreiche Thätigkeit, mit welcher er die Geschäfte des Vereines seit dessen Begründung geleitet hat, hiemit auf das wärmste zu danken. Zum Schriftführer und Hausverweser wurde nach H. Dr. A. Wiechovsky Ph. Dr. Karl Pickert gewählt.

Gleich beim Beginne des 4. Vereinsjahres und im ganzen Verlaufe desselben war die Organisation der Vertreterschaften, dieser für den Verein so wichtigen Einrichtung, für den Ausschuß ein Gegenstand der sorgfältigsten Berathung und derselbe kann es mit Genugthuung konstatiren, daß in dieser Richtung vieles zum Heile des Vereines geschehen ist.

Gegenwärtig sind mit der Vertretung des Vereines folgende Herren betraut, denen bei dieser Gelegenheit für ihre gütigen Bemühungen um die Förderung der Vereinszwecke der wohlverdiente Dank ausgedrückt wird:

In **Arnau**:	Dr. Robert Schwarz,
Asch:	J. C. Barenther, Bürgermeister,
Auffig:	B. H. Walter, Apotheker,
Beuſen:	Friedr. Seidel, k. k. Notar,
Bilin:	Med. et Chir. Dr. Karl Preiß,
Böhm.-Kamnitz:	Leo Theumer, k. k. Bez.-Amts-Adjunkt,
Böhm.-Leipa:	Ant. Zink, Apotheker und Bürgermeister,

Brüx: Karl Heinrich, Reallehrer,
Budweis: P. Richard Mutz, k. k. Gymn.-Professor,
Bürgstein: Georg Max, Fabriksbuchhalter,
Eger: Wenzel Emer, Kaufmann,
Elbogen: Richard Aichhorn, jub. k. k. Postoffizial,
Falkenau: Jos. Niemetschek, Stadtwundarzt,
Freiheit: Franz Baudisch, Kaufmann und Gasthofbesitzer,
Friedland: Ant. Mohaupt, Hauptschullehrer,
Gablonz: J. U. Dr. Lubert Graf, Landesadvokat,
Heinersdorf: Adolf Lange, Lehrer,
Hohenelbe: Anton Katzer, Hauptschuldirektor,
Hohenfurth: P. Justin Bauer, Stifts-Sekretär,
Iglau: Karl Werner, k. k. Gymn.-Professor,
Innsbruck: Franz Paukert, Maschinen-Ingenieur,
Kaaden: Anton Fleischer, k. k. Bez.-Amts-Adjunkt,
Karlsbad: Joh. Goldbach, Direktor der Haupt- und Gewerbeschule,
Komotau: P. Timoth. J. Faßl, Gymn.-Direktor,
Krumau: Gregor Kardasch, k. k. Notar,
Leitmeritz: Herm. Blömer, Buchhändler,
Liebenau: Aug Czernicky, dirig. Hauptschullehrer,
Lobositz: Franz Pfannschmidt, Bürgermeister,
Marienbad: Johann Schlesinger, Musterlehrer,
Marienthal in Sachsen: P. Reim. Patzelt, Stiftskaplan,
Mies: Ad. Streer Ritter v. Streerowitz, k. k. Postmeister,
Morchenstern: Paul Weiskopf, techn. Chemiker,
Petschau: Jos. Mayer, k. k. Postmeister,
Pilsen: P. Maurus Pfannerer, Ph. Dr., Gymn.-Professor.
Plan: Hans Rasp, k. k. Postmeister,
Reichenberg: P. Valentin Zodl, Professor an der Oberrealschule,
Rumburg: Rudolf Ulbrich, Agent,
Saaz: Ph. Dr. Wenzl Katzerowsky, Gymn.-Professor,
Schönlinde: Al. Wilh. Stellzig, Fabrikant,
Staab: W. Seifert, k. k. Postmeister,
Steinschönau: Med. et Chir. Dr. Ed. Charwat,
Sternberg in Mähren: Friedr. Neumann, Reallehrer,
Tachau: Rud. Kerl, k. k. Bez.-Amts-Aktuar,
Teplitz: Med. et Chir. Dr. Ant. Eberle, Badearzt u. Stadtrath,
Tetschen: J. U. Dr. Franz Klier, Landesadvokat,
Trautenau: Franz Schneider, Hauptschullehrer,
Warnsdorf: Phil. Knorre, k. k. Bez.-Amts-Adjunkt.

Die Redaktion der „Mittheilungen" übertrug der Ausschuß nach dem Tode des H. Anton Schmalfuß dem H. Ph. Dr. J. V. Grohmann und derselbe hat sich diesem höchst wichtigen Zweige der Vereinsthätigkeit mit der größten Liebe und Hingebung gewidmet und die Vereinszeitschrift mit solcher Umsicht und solchem Geschicke redigirt, daß dadurch, wie es dem Ausschusse von verschiedenen Seiten ausdrücklich mitgetheilt worden ist, die Interessen des Vereines in der erfreulichsten Weise gefördert wurden.

Nachdem die Geschichte von Trautenau mit dem Erscheinen der 2. Abtheilung im Laufe des Vereinsjahres zum Abschlusse gebracht worden war, glaubte der Ausschuß am meisten den Wünschen der Herren Mitglieder entgegen zu kommen, indem er die Herausgabe einer populären Geschichte Böhmens vorbereitete. Uiber die Modalitäten der Herausgabe dieses Werkes wurden von einer eigens zu diesem Zwecke eingesetzten Commission so wie innerhalb des Ausschusses die ein-

gehendsten Berathungen gepflogen und es sind Veranstaltungen getroffen, daß mit dem Beginne des Vereinsjahres 1867/8 die Drucklegung des Werkes wird beginnen können. Die Abfassung desselben wurde H. Ph. Dr. Ludwig Schlesinger übertragen.

Da die bisher geltenden Statuten des Vereines sich zum Theile als den Verhältnissen nicht entsprechend bewiesen, indem ja bei deren Abfassung ein Verein von geringerer Ausdehnung in Aussicht genommen war, so hielt es der Ausschuß für geboten, eine Revision derselben vorzunehmen und derselbe hat nach gründlichen Berathungen auf Grundlage der innerhalb einer vierjährigen Vereinsthätigkeit gewonnenen Erfahrungen einen Entwurf ausgearbeitet, den er nun der verehrten Generalversammlung zur Beschlußfaßung vorlegt.

Die gegenwärtigen Vereinslokalitäten erwiesen sich in Folge der fortschreitenden Vergrößerung der Sammlungen als unzureichend und der Ausschuß sah sich zur Adaptirung eines größeren Lokales veranlaßt, das sich im neuen Theile desselben Hauses befindet, in welchem der Verein bis jetzt seine Lokalitäten besitzt.

Die Zahl der gelehrten Gesellschaften, mit welchen unser Verein im Schriftenaustausch steht, hat sich im letzten Jahre von 48 auf 57 vermehrt. Das Verzeichniß derselben ist:

Agram: Gesellschaft für südslavische Geschichte und Alterthümer,
Altenburg: Geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes,
Ansbach: Historischer Verein in Mittelfranken,
Augsburg: Historischer Verein von Schwaben und Neuburg,
Baireuth: Histor. Verein für Oberfranken,
Bamberg: Histor. Verein für Oberfranken,
Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg,
Bern: Histor. Verein des Canton Bern,
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande,
Braunsberg in Ostpreußen: Histor. Verein für Ermland,
Bregenz: Vorarlberger Museums-Verein,
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur,
Breslau: Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens,
Brünn: K. k. mährisch-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. (Hist.-statist. Sektion),
Darmstadt: Histor. Verein für das Großherzogthum Hessen,
Dresden: Königl. sächs. Verein für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer,
Erfurt: Verein für die Geschichte und Alterthumskunde,
Frankfurt am Main: Verein für Geschichte und Alterthumskunde,
Freiberg in Sachsen: Alterthumsverein,
Giesen: Lokalverein für die Geschichte von Giesen und der Umgegend,
Glarus: Histor. Verein des Canton Glarus,
Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften,
Göttingen: Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-August-Universität,
Graz: Histor. Verein für Steiermark,
Greifswald: Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde,
Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte,
Hanau: Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde,
Hannover: Histor. Verein für Niedersachsen,
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde,
Hohenleuben: Voigtländischer alterthumsforschender Verein,
Innsbruck: Ferdinandeum,

Kiel: Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte,
Klagenfurt: Geschichtverein für Kärnten,
Köln: Histor. Verein für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln,
Laibach: Historischer Verein in Krain,
Landshut: Historischer Verein für Niederbayern,
Leiden: Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde,
Leipzig: Königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften,
Linz: Muse m Francisco-Carolinum,
Lübeck: Ver in für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde,
München: Königl. bayerische Akademie der Wissenschaften,
München: Historischer Verein von und für Oberbayern,
Nürnberg: Germanisches Museum,
Regensburg: Historischer Verein für die Oberpfalz,
Stade: Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln,
Stettin: Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde,
Stuttgart: Würtembergischer Alterthumsverein,
Washington: Smithson'sche Stiftung,
Weinsberg: Histor. Verein für d. Wirtemberg. Franken,
Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften,
Wien: Alterthumsverein,
Wien: K. k. geographische Gesellschaft,
Wien: Verein für Landeskunde von Niederösterreich,
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung,
Wittenberg in Preußen: Verein für Heimathkunde des Kurkreises,
Würzburg: Hist. Verein für Unterfranken und Aschaffenburg,
Zürich: Antiquarische Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Alterthümer).

Der Ausschuß glaubt zum Schlusse im Hinblicke auf die günstigen Resultate der vier ersten Vereinsjahre die zuversichtliche Hoffnung aussprechen zu können, daß sich der Verein von Jahr zu Jahr in seinem Bestande immer mehr befestigen und daß sich seine Thätigkeit immer reicher und gedeihlicher gestalten wird.

Prag, am 30. Mai 1866.

Der Ausschuß des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Dr. Franz Pelzel,
Präsident.

Dr. Karl Pickert,
Schriftführer.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 1. Dec. 1866.

2.

Geschichte.

Der Krieg in Böhmen.

Auf unserem Büchertische liegt eine ganze Reihe von Büchern und Brochüren, die alle den letzten preußischen Krieg zum Gegenstande haben. Wir blättern ein Buch nach dem andern durch und fast alle diese Bücher sind in Preußen verlegt und im preußischen Sinne geschrieben. Es ist doch eigens um unser Oesterreich. Zuerst wird es von den preußischen Armeen besiegt, nun wird es von den preußischen Federn überflügelt und geschlagen. Die Sache ist übrigens gar nicht so gleichgiltig als es scheint. Auf dem Felde von Königgrätz hat Preußen einen großen glänzenden Sieg errungen; aber die moralische Wirkung dieses Sieges wird auf dem Felde der Literatur erfochten. Während Oesterreich schweigt und schweigen muß, weil ihm außer dem bekannten Telegramm Benedeks noch immer keine klaren und genauen Berichte über die Pläne und Operationen der österreichischen Armee geboten sind, hat Preußen durch seine schriftstellerischen Pioniere die Gemüther längst für *seine* Darstellung des österreichischen Krieges gewonnen und namentlich den Glauben an die Humanität seiner Kriegführung zu einem unverrückbaren Dogma unter den Völkern erhoben.

Die meisten dieser Brochüren und Bücher sind übrigens einander durchaus ähnlich, leichte Waare, eben nur bestimmt, die unmittelbare Neugier zu befriedigen und der Speculation des Verlegers zu dienen. Hat man eine dieser Brochüren gelesen, so kennt man sie alle, so sehr schöpfen sie alle aus gleichen Quellen, so sehr hat eine von der andern abgeschrieben. Nur einzelne Werke heben sich vortheilhaft ab von der Masse der übrigen und nur diese wollen wir in kurzen flüchtigen Umrissen unsern Lesern vorführen.

Das erste ist feuilletonistischer Natur: *Tagebuch vom Oesterr. Kriegsschauplatz von Hans Wachenhusen.* Berlin, Hausfreund-Expedition (Lenke et Comp.). Der bekannte Verfasser hat den Feldzug als Gast bei der Elbearmee mitgemacht und sein Tagebuch unter den frischen Eindrücken des Krieges niedergeschrieben. Darin liegen die Vorzüge und die Mängel des Buches. Die Vorzüge des Buches beruhen in der lebhaften Schilderung von Einzelheiten, durch welche wir namentlich einen klaren Einblick gewinnen, in die anfänglichen Besorgnisse, in die Gefühle und Ansichten des preußischen Heeres vor und nach der Schlacht bei Königgrätz. Selbst das Essen spielt in dem Buche dieselbe Rolle, wie in diesem Kriege. Der Verfasser ist immer hungrig, wie die preußische Armee, deren Appetit unsere čechischen Landsleute mit Staunen und Schrecken erfüllte. Daß bei den Schilderungen von Land und Leuten in Böhmen manche Unrichtigkeiten unterlaufen, ist nicht zu verwundern. Befremdet hat uns aber doch, daß Wachenhusen dem böhmischen Adel, den Seigneurs einen Vorwurf daraus macht, daß sie bei Annäherung des Feindes ihr Schloß und „ihre Unterthanen" dem ganzen Kriegselend überließen und die Flucht ergriffen. Das klingt ja, als ob in Oesterreich das patriarchalische Regiment des Adels noch in voller Geltung stünde. Wenn die Erbitterung gegen die böhmischen Seigneurs und die damit verbundenen Repressalien darin ihren Grund hatten, so haben die Preußen ganz gewiß die Unschuldigen getroffen. Begreiflicher ist der Irrthum, wenn Wachenhusen den Bürgermeister Dr. Roth für einen wüthenden Čechen hält und den Nachrichten über den Trautenauer Verrath unbedingten Glauben schenkt. Wachenhusen schrieb eben sein Buch während des Krieges, und hatte vielleicht von der Existenz der Stadt Trautenau zum erstenmale gehört, als ihm die Schauerthaten der dortigen Bürger durch die erhitzten leichtgläubigen Kampfgenossen berichtet wurden. Im übrigen ist das Buch leicht und lebhaft geschrieben, enthält eine Menge interessanter Details, eine Menge richtiger Beobachtungen und wird gerade wegen

seines feuilletonistischen Charakters zahlreiche Leser finden.

Ernster und wissenschaftlicher ist das zweite Buch: **Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien**, von dem bekannten kriegswissenschaftlichen Schriftsteller W. Rüstow, (Zürich, Friedr. Schultheß), 1. und 2. Theil. Rüstow hat bereits die Geschichte aller Kriege, welche seit dem J. 1848 in Europa geführt wurden, in wissenschaftlicher Weise bearbeitet; es war zu erwarten, daß er auch über Führung des letzten Krieges sein Urtheil abgeben wird. Leider begann er noch während, ja vielleicht noch vor dem Kriege mit seiner Arbeit. Daher ist denn auch der 1. Theil seines Werkes, welcher das Emporsteigen des Ungewitters schildert, ziemlich lückenhaft und von geringerem Interesse. Auch in dem zweiten Bande macht sich die Eile der Arbeit hie und da ziemlich bemerkbar; nichts destoweniger wird das Publikum dem Verfasser gerade wegen dieser Eile Dank wissen, weil es gerade, so lange die Ereignisse noch in frischer Erinnerung haften, am begierigsten strebt, das Urtheil eines Fachmannes über dieselben zu vernehmen. Rüstows Buch macht in mehrfacher Beziehung einen guten Eindruck. Rüstow ist ein Preuße und zwei seiner Brüder sind in diesem Kriege für Preußen gefallen, er ist voller Bewunderung für die Großthaten der preußischen Armee, er weist mit großer Fachkenntniß die Fehler der österreichischen Kriegführung nach, aber er thut dies jederzeit in wissenschaftlicher Weise, er begründet den Tadel, den er auszusprechen genöthigt ist. Dabei schildert er die Pläne, die Stellungen und Bewegungen der Kriegsheere mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit, daß auch der Laie, mit Hilfe der beigefügten Karte, ein klares Bild von den Ereignissen des letzten Krieges erhält. Der zweite Theil enthält die Schlachten von Custozza und Königgrätz, also weitaus die interessantesten Partien des ganzen Krieges.

Das Unglück, welches die österreichischen Waffen bei Königgrätz getroffen, schreibt Rüstow zum großen Theile der falschen Stellung zu, in welche Benedek die österreichische Armee geführt hat. Gegen einen Frontangriff war diese Stellung allerdings ungemein stark und Benedek hatte alles gethan, um sie durch Verhaue und Verschanzungen noch furchtbarer zu machen. Allein Benedek mußte nach den Gefechten von Nachod, Trautenau und Skalitz sehr gut wissen, daß er nicht bloß von dem Prinzen Friedrich Karl in der Front angegriffen werden würde, sondern daß auch der Kronprinz zu gleicher Zeit seine ganz offene Flanke bedrohte.

So schön also auch die Stellung bei Chlum dem Prinzen Friedrich Karl gegenüber sein mochte, unter den gegebenen Verhältnissen, die Benedek kennen mußte, war ein Sieg der Oesterreicher in dieser Stellung nach Ansicht des Verfassers geradezu unmöglich. Wir müssen das Urtheil hierüber den Fachmännern überlassen, und uns darauf beschränken, das des gelehrten Militärs einfach zu registriren. Der zweite Theil des Rüstow'schen Buches führt die Ereignisse bis zu dem ersten Auftreten der französischen Friedensvermittlung. Wir sehen den übrigen Abtheilungen, deren noch zwei im Laufe dieses Jahres erscheinen sollen, mit hohem Interesse entgegen.

Oesterreichische Geschichte für das Volk. IV. Band. — Wien 1866. 8°. SS. 230.

Das obige Werk erscheint auf Kosten des Wiener Volksschriftenvereins in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei unter Betheiligung einer Anzahl vaterländischer Schriftsteller, von denen jeder einen der 17 Bände, auf welche das ganze Unternehmen berechnet ist, zur Bearbeitung übernommen hat. Bis jetzt sind nebst dem aus der Presse so eben erst hervorgegangenen 4. Bande der 1., 2., 3., 6., 11., 12 und 15. der Oeffentlichkeit übergeben. Der 1., von M. A. Becker verfaßt, geht auf die Urzeit der österreichischen Länder zurück und verfolgt ihre Geschichte bis zum Sturz des weström ischen Reiches; im 2. zeigt uns Jos. Jireček das Entstehen christlicher Staatengebilde auf dem Gebiete des heutigen österreichischen Kaiserthums; im 3. schildert Dr. Heinr. Zeißberg die Blüthenepoche der nationalen Dynastien in Innerösterreich, Böhmen und Ungarn: der Babenberger, Přemysliden, Arpaden; im 6. erzählt Prof. Krones die Schicksale der österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder während des letzten Jahrhunderts vor ihrer dauernden Vereinigung (1526); der 11. und 12. Band, von Prof. Weiß und Dr. Fr. Ilwof bearbeitet, entrollen vor unseren Blicken das düstere Gemälde des österreichischen Successions- und des siebenjährigen Krieges; der 15. Band, aus Karl Werner's Feder, begleitet Kaiser Franz I. vom Antritt seiner Regierung bis zum Abschluß des Friedens von Lüneville; in dem

neulich ausgegebenen 4. Band endlich behandelt Dr. Alfons Huber die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV., also ungefähr die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, die für uns eine besondere Wichtigkeit hat; denn innerhalb der beiden Endpunkte dieser ziemlich kurzen Jahresreihe vollziehen sich in den österreichischen Hauptlanden große und folgenschwere Veränderungen. Die alten Herrscherfamilien Oesterreichs, Ungarns und Böhmens sterben aus und ihre staatliche Hinterlassenschaft wird zum Zankapfel erblustiger Machthaber, deren Bestrebungen die römische Curie den Anspruch auf ein ihr allein gebührendes Entscheidungsrecht entgegensetzt. Nach vielfachen und blutigen Wirren gelangen schließlich in Oesterreich die Habsburger, in Ungarn die Anjou, in Böhmen die Luxemburger zum Besitz der Herrschergewalt.

Diesen so reichen und mannigfaltigen Stoff weiß Huber recht übersichtlich zu gruppiren; seine Art zu erzählen ist einfach und ansprechend; seine Auffassung sucht sich von gewissen naheliegenden Einseitigkeiten möglichst frei zu erhalten. Daher wünschen wir sowohl ihm als auch dem ganzen Werke recht viele Leser aus dem Volke, glauben jedoch, daß einer durchgreifenden Popularität der „Oesterr. Gesch. für das Volk" besten Falls nicht weniger als 17 Gründe im Wege stehen werden: dies sind ihre — 17 Bände.

A...z...r.

Büdinger (Max). — Ein Buch ungarischer Geschichte 1058 — 1100. — Leipzig 1866. 8°. S. 166.

Die hier zum Thema gewählte Epoche der ungarischen Geschichte beginnt unter König Andreas I. (1046—1061), dem dritten Nachfolger des h. Stephan, durchläuft dann die Regierungszeit Bela's I., Salomon's, Geiza's I. und Ladislaus I, worauf sie unter Koloman (d. i. Kolumban 1095 — 1114) ihren Abschluß erreicht. Den geschichtlichen Inhalt dieser Epoche bilden die von Außen hereinbrechenden Gefahren für die Unabhängigkeit des — bei Abgang eines festen Successionsgesetzes — durch Thronkämpfe zerrütteten Ungarn, so wie auch die schließlich von entschiedenem Erfolg gekrönten Anstrengungen der ungarischen Politik, die Suprematie-Gelüste der auswärtigen Mächte abzuweisen. Der in Rede stehende Zeitabschnitt gehört, insofern er die Selbständigkeit des im ersten Wachsthum begriffenen ungarischen Staates gesichert und befestigt hat, zu den Glanzpartieen der Geschichte Ungarns. Ob er der Ehre einer monographischen Behandlung würdig sei, darüber kann deshalb kein Zweifel herrschen. Allein wer einem Thema eine Specialschrift widmet, der berechtigt uns zu der Erwartung, daß er im Bereiche seines Thema's entweder Neues zu Tage gefördert, oder Zweifelhaftes ins Reine gebracht, oder wenigstens herrschende Irrthümer berichtigt habe. Nichts von alledem finden wir in Büdingers Buche. Der Herr Verfasser erklärt zwar in der Vorrede, er habe „mit den abendländischen, meist lange schon ausgebeuteten Quellen **auch** die byzantinischen Autoren und Nestors neuerlich zuerst in zuverlässigem Texte edirte altrussische Chronik in umfassender Weise verwerthet"; allein dieses „**auch**" könnte nur denjenigen täuschen, der von Pray, Katona, Schwandtner, Engel u. s. w. nichts wüßte. Die Byzantiner sind längst für die ungarische Geschichte ausgenützt, und einer allenfallsigen Nachrevision stehen schwerlich lohnendere Ergebnisse in Aussicht als unwesentliche Details. Daß auch die neue Textrecension der Nestorchronik den bisherigen Stand der ungarischen Historiographie irgendwie zu verrücken nicht im Stande sei, beweist abermal die — obige Schrift. Ob sie daher eine „fühlbare" Lücke ausfülle, ist jedenfalls sehr problematisch.

A...z....r.

Monumenta Germaniae historica..... edidit Georgius Henricus Pertz, — Scriptorum Tomus XVIIII. — Hannoverae 1866. Fol. max. Pagg. XXXVI + 722.

Dieses 1826 gegründete, jetzt schon auf 19 starke Folianten angewachsene Riesenmagazin historiographischer Literatur, bestimmt alle Quellen deutscher Geschichte vom Jahre 500 bis 1500 nach Ch. G in fünf Hauptabtheilungen [1]) aufzunehmen, faßt den Begriff „Deutschland" nicht im gothaischen Sinne auf, sondern zieht

1) Diese sind: Scriptores — Leges — Diplomata — Epistolae — Antiquitates. Bis jetzt werden nur die zwei ersten Abtheilungen bearbeitet, die andern drei sind vorläufig bloße Rahmen, die noch ihres Inhalts harren.

auch das außer-ungarische Oesterreich in den Umkreis seiner Aufgabe und greift selbst auf das Gebiet der an der deutschen Ostgrenze wohnhaften Slawenvölker vielfach hinüber. So ist denn auch für Böhmen und dessen Nebenländer jener mit echt-geschichtlichem Weitblick angelegten Quellensammlung eine Stelle vorbehalten. Vor der Hand wird dort Böhmen durch einen einzigen Chronisten vertreten: den Prager Domdechant Cosmas († 1125, 21. Okt.), dessen bis zum Jahr 1125 reichendes Werk der wackere Köpke mit Benutzung aller vorhandenen Hilfsmittel (im 9. Bande der „Scriptores") so trefflich edirt hat, daß diese Ausgabe selbst gegen die Textrecension eines Pelzel und Dobrowsky, denen kein so reicher Apparatus literarius zu Gebote stand, entschiedene Vorzüge beanspruchen darf. Möchte doch allen übrigen Geschichtsquellen des böhmischen Mittelalters in den „Monumenta Germaniae" eine eben so gediegene Bearbeitung zu Theil werden!

Der vor kurzem erschienene 19. Band der „Monumenta" verbreitet ein neues und dankeswerthes Licht über die Verhältnisse Deutschlands zum Süden und Osten Europa's. Im Hinblick auf den Zweck dieser Bläter müssen wir es uns versagen, auf die zahlreichen Annalen italienischer Chroniſten, die der 19. Band zusammengestellt hat, hier des Näheren einzugehen, so lebhaft uns auch einige derselben, z. B. die Annales Forojulienses annorum 1252 — 1331 und die Annales Romoaldi II., archiepiscopi Salernitani annorum 893 — 1178 (beide von Arndt bearbeitet) durch die Wichtigkeit und das Interesse ihrer Mittheilungen hiezu auffordern. Dagegen heischt die dem Osten gewidmete, letzte Abtheilung des 19. Bandes, ob sie gleich Böhmen nur mittelbar angeht, von uns dennoch einige Zeilen der Würdigung. — An der Spitze des hier dargebotenen quellenschriftlichen Materials stehet eine Reihe von Annalen aus verschiedenen Städten und Klöstern Schlesiens, z. B. aus Breslau, Grüssau, Heinrichau u. s. w. (Annales Wratislawienses, Grissovienses, Heinrichovenses u. s. w.). In der „Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens" behauptet Dr. Röpell, alle diese schlesischen „Annales" hätten aus einer und derselben Urquelle geschöpft; allein eine genauere Prüfung ihrer Texte wird dieser Hypothese kaum Recht geben können — trotz unläugbarer Concordanzen. Der Zeit nach fallen die Annales Silesiaci meist in das 12., 13. und 14. Jahrhundert. — Ihnen folgt eine Anzahl polnischer Annalen unter verschiedenen Spezi altiteln, und sehr verschiedene Zeiträume umfassend. In den polnischen Annalen ist begreiflicher Weise öfter von Böhmen die Rede, doch fällt dabei für die böhmische Geschichte kein sonderlicher Gewinn ab. Am richtigsten dürften die Annales capituli Cracoviensis und die ebenfalls in Krakau entstandenen Annales Polonorum I., II., III., IV. sein: die letzteren enthalten willkommene Nachrichten über die 5 ersten Krakauer Bischöfe, so wie auch über die Primordien des polnischen Reiches vor dem Jahre 965. — Den Schluß des 19. Bandes bilden außer einigen altpreußischen Jahrbüchern die Annales Dunemundenses und Colbazenses, jene aus Livland, diese aus dem Kloster Kolbaz bei Stargard in Hinterpommern.

Die von Arndt und Röpell besorgte Bearbeitung sämmtlicher zur letzten Abtheilung des 19. Bandes gehörigen Jahrbücher trägt auf jeder Blattseite die Kennzeichen diplomatisch-geschulter Hände; doch scheint eine unzulängliche Bekanntschaft mit den slavischen Idiomen hie und da Verlesungen der Handschriften verschuldet zu haben. So steht beispielsweise pag. 626 bei dem Jahre 1142: „Tunc obiit Boleslaus Trivoust." Offenbar soll der Name lauten: Boleslaus Krzivousti d. i. Boleslaus, das Schiefmaul. Vergleiche das böhm. Křivý (poln. Krziwi) = krumm, schief; und usta = Mund. A.. z...r.

Szalay (Ladislaus von). — Geschichte Ungarns. Deutsch von Heinrich Wögerer. — Pest 1866. 8°. SS. XV + 372.

Von dem Werke des in seiner Heimat hochgefeierten Szalay umfaßt der in einer recht guten Verdeutschung uns vorliegende 1. Band die Zeit von der Ankunft der Magyaren in Europa (884 nach Ch. G.) bis zum J. 1222. Eine auf Quellenkenntniß basirte, vom Hauche des Patriotismus durchwärmte Darstellung bildet den Hauptvorzug der Szalay'schen Geschichte. Auch der Unbefangenheit befleißt sich unser Autor, obschon nicht immer mit Erfolg. So theilt er z. B. mit Tausenden seiner Landsleute die wahrhaft barocke Antipathie gegen den finnischen Ursprung der Magyaren und stempelt daher die Vorväter seines Volkes zu einem scythischen, den räuberischen Chazaren verwand-

ten Stamme. Ein besonderes Augenmerk richtet er auf den Entwicklungsgang der ungarischen Verfassung; wenn er aber die Keime derselben in einem noch vor der Besitznahme Pannoniens abgeschlossenen Bündniß der sieben magyarischen Stammeshäuptlinge sucht, so thut er jedenfalls mehr als eine nüchterne Kritik billigen kann. Freilich beruft er sich hiebei auf den ältesten ungarischen Chronikenschreiber, den sogenannten Anonymus Belae regis Notarius; allein mit welcher Vorsicht dieser zu Ende des 12. Jahrhunderts verstorbene Chronikant namentlich in Bezug auf die Urzeit der Magyaren benützt werden müsse, weiß jeder Fachmann zugenüge. Das sogenannte „avitische" Gepräge des ungarischen Staatsrechtes wird keineswegs verwischt, wenn man die von König Andreas II. i. J. 1222 erlassene „Goldene Bulle" als die Grundlage der ungarischen Verfassung hinstellt. — Ueber das ungarische Städtewesen hat Szalay ganz richtige Ansichten; nicht so klar scheint dagegen das zu sein, was er (S. 133) über den Stand der „Unfreien" sagt; vielleicht beirrt hier nur der Ausdruck „Unfreie," da ihnen nach ihrer rechtlichen Stellung, besonders ihrer Freizügigkeit zu urtheilen, eher der Name von „Halbfreien" gebühren dürfte. — Interessant ist die durch König Stephan I. zu Anfang des 11. Jahrhunderts herbeigeführte Umstellung der Grundbesitzverhältnisse und deren Einfluß auf die Rechte des Adels — Es gehört mit zu den löblichen Seiten der Szalayschen Geschichtschreibung, daß sie neben dem politischen, staatsrechtlichen und kirchlichen Element auch andern interessanten Verhältnissen des Volkslebens eine — wenngleich nur sekundäre — Rücksicht schenkt. Alles in Allem ist der 1. Band vollkommen geeignet, den nächsten Bänden einen günstigen Empfang zu sichern. **A...z....r.**

Vlasák Franz. „Der altböhmische Adel und seine Nachkommenschaft nach dem 30jährigen Kriege" ist der vielversprechende Titel eines bei Stýblo in Prag erschienenen Büchleins, das indeß fast nichts bietet, als ein Namensregister der böhmischen Adelsfamilien, wie sich dasselbe aus Palacky's Werken, etwa aus Schallers und Sommers Topographien und einigen anderen Büchern mit nicht allzugroßer Mühe zusammenstellen läßt. Spuren eigener Forschung, ganz neue oder berichtigende Entdeckungen sind nirgends zu bemerken. Die Familien werden erst in erloschene, dann in noch blühende eingetheilt, sonst aber alphabethisch geordnet. Bei jeder Familie ist die Zeit ihrer ersten Nennung (ganz nach palackyschen Forschungsquellen), ihr letztes Glied, gewöhnlich auch ihr Stammsitz und Wappen kurz angeführt. Für den bloßen Geschichtsfreund dürfte die Form kaum entsprechend genug sein, der Forscher aber findet darin nichts Neues. Es würde uns deßhalb das Büchlein kaum Stoff zur Besprechung geben, wenn uns nicht ein elegischer Hauch, der durch dasselbe weht, ein Interesse dafür erweckt hätte. Das Büchlein und der Verfasser haben ihre recht traurigen Erfahrungen gemacht! Bereits vor zehn Jahren wurde sein Inhalt in čechischer Sprache in „Památky archeologické" und einem besonderen Abdrucke herausgegeben, und während dem Verlaufe von zehn Jahren hat endlich der Hr. Verfasser „die Ueberzeugung gewonnen, daß gerade diejenigen, welche die genealogischen Daten am meisten interessiren sollten ..... entweder gar nicht oder nicht geläufig — böhmisch lesen können" (Vorwort). In Folge dessen erscheint nun eine neue Auflage — deutsch. Uns hat letzteres um so mehr überrascht, als wir nach der Vorliebe des Hrn. Verfassers weit eher eine französische Ausgabe erwartet hätten. Durch irgend ein für uns glückliches Ereigniß scheint aber noch in letzter Stunde der Hr. Verf. auf die deutsche Sprache aufmerksam geworden zu sein, deren Existenz ihm bei Abfassung des čechischen Textes kaum bekannt sein mochte, da er Bezeichnungen, wie sie im Deutschen ganz gebräuchlich sind, im Čechischen aber nicht vorkommen, seinen Landsleuten durch französische Worte verdolmetschen mußte (z.B. S. 128). Doch der Hr. Verf. liebt Gerechtigkeit, und das müssen wir loben an ihm. Zur Strafe dafür, daß der Adel nicht mehr böhmisch lesen kann, werden diejenigen in Böhmen naturalisirten deutschen Familien, die „so kurze Zeit in Böhmen blieben, daß ihre Mitglieder nicht einmal noch böhmisch verstanden" — ganz übergangen (S. 48), wohingegen der englischen Aristokratie das Compliment gemacht wird, daß ihr der altböhmische Adel gleiche! (S. 9.) Traurig ist es freilich, daß auch von diesen Herren so manche ihren altslavischen Namen überhaupt änderten, doch noch lange nicht das traurigste — denn „andere gingen noch weiter, indem sie es wagten (sic!) ihre böhmischen Familiennamen in fremde Sprachen zu über-

setzen" oder denselben wenigstens deutsche Form zu geben"! (S. 6.) O, der Schnödigkeit!

Außer mit unterlaufenen sachlichen Fehlern (die Kinsky beispielsweise gehörten nicht von Anfang an zum Herrenstande) missfallen uns manche Rauheiten der Sprache. Wir erwähnen nur den Satz: „Die Herren Zajic von Hasenhurg (ihre Ahnen „von Waldeck" übersieht der Hr. Verf.) starben in Böhmen aus im Jahre 1663 mit Jaroslav Z. v. Hasenburg, dem Sohne des bekannten Herrn Johann Zbyněk v. H., der sein Vermögen mit alchymischen Experimenten fast gänzlich vergendet hat, so daß dessen Nachkommen in Armuth abstarben." (S. 40.) Wir wollen gern zugeben, daß es überhaupt gar nicht nothwendig sei, daß der Mensch deutsch könne — aber doch, möchten wir bescheiden hinzusetzen, mit Ausnahme des Falles, daß er — ein deutsches Buch schreiben will.

Als Nachschlagebuch oder als Repertorium, wie es der Hr. Verf. ausspricht, räumen wir indeß dem Werkchen gern sein Verdienst ein, wir anerkennen besonders, daß sich der Hr. Verfasser nicht, wie so häufig Adelsgeschichtschreibern widerfährt, zu unkritischen Annahmen verleiten ließ, aber uns will doch dieses Repertorium nicht sowohl als ein „historisch-genealogischer Beitrag", als vielmehr als Compilation aus gedruckten, größtentheils leicht zugänglichen Werken vorkommen. Wir wenigstens konnten für die Adelsgeschichte der ältern Zeit nirgends einen Beitrag etwa zur palackyschen Darstellung, wohl aber Excerpte aus derselben wahrnehmen. Wir hätten also lieber jene zu viel sagende Bezeichnung weggewünscht; dadurch wäre der Brauchbarkeit des Buches nichts abgegangen, wohl aber wäre uns nicht die Redensart eingefallen: „Heut' haben wir schön gespielt!" sagte der Balkentreter zum Cantor.

J. L.

Bibliographie.

A. Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.

Anschiringer A., Vollständiges Repertorium (zugleich Gewerbs- und Handelsschema) der in Folge Einführung des allgemeinen Handelsgesetzbuches vom 17. December 1862 seit 1. Juli 1863 handelsgerichtlich protokollirten Geschäftsfirmen im Kronlande Böhmen. Auf Grundlage der bei den sämmtlichen Handelsgerichten dieses Landes geführten Register für Einzeln- und Gesellschaftsfirmen zusammengestellt. Erstes Supplement. 8°. Reichenberg. Jannasch.

Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Privatmünzen und Medaillen. Herausgegeben von dem Vereine für Numismatik zu Prag. 1. Abtheilung. Personenmünzen. Beschrieben von H. Mittner. Heft 24 mit Kupfertafeln. 4°. Prag.

Gindely Dr. A., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschulen. III. Band. Die Neuzeit. 8°. Prag. F. Tempsky.

Handbibliothek literarische. Alphabetisch und systematisch geordnet von Ed. Baldamus 6. Bändchen. Die literarischen Erscheinungen der letzten 10 Jahre auf dem Gebiete der Forst- und Jagdwissenschaft (1856—1865). 8. Prag. Reichenecker.

Heller Seligmann. Zur Charakteristik der Schriften und Schriftsteller des Neuen Testamentes. 8. Prag. Steinhauser.

Klutschak Franz. Die Kriegsjahre Prags in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Drei Episoden aus dem österreichischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege. 8. Prag. Gottlieb Haase Söhne.

Kraupner F., Hilfstafeln zur Berechnung der Bodenkrafterschöpfung und des Bodenkrafterſatzes auf Grund durchschnittlicher chemischer Analysen der landwirthschaftlichen Producte und der gebräuchlichen Düngermittel zusammengestellt. 8. Prag. Reichenecker in Comm.

Neumann Josef. Beschreibung der bekannten Kupfermünzen. 22. Heft. Jetone und Marken, mit einer Kupfertafel. 8. Prag. Selbstverlag.

Obentraut Adolf Ritter von., Das Strafrecht der Gemeinde. Handbuch für den Gebrauch der Straffenate der Gemeinden. 8. Prag. Calve in Com.

Palacky Franz. Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. II. Band, 1. Abtheilung. Böhmen als erbliches Königreich unter den Přemysliden. Vom Jahre 1197—1306. Der ersten Auflage 3. Abdruck 8. Prag. F. Tempsky.

Pokorny, Dr. A., Illustrirte Naturgeschichte des Thierreiches. Für die unteren Klassen der Mittelschulen bearbeitet. 7. vermehrte und verbesserte Auflage mit 478 Abbildungen. 8. Prag. F. Tempsky.

Prausek Vincenz. Über den Lautir-, Schreiblese- und den Buchstabenunterricht nebst einer Anleitung zum Gebrauch der Buchstabentafeln

und des Satzkastens. 4. mehrfach erweiterte Auflage. 8. Prag. F. Tempsky.

Rittershain G. v., Erster Jahresbericht der königl. böhmischen Landes-Findelanstalt in Prag. (Seperatabdruck aus der Vierteljahrsschrift für praktische Heilkunde). Gr. 8. Prag. Reichenecker in Comm.

Schenkl Dr. R., Griechisches Elementarbuch für die 3. und 4. Klasse der österreichischen Gymnasien; nach den Grammatiken von Curtius und Kühner bearbeitete 6. Aufl. 8. Prag. F. Tempsky.

Schneider Dr. F. X., Lehrbuch des Bergrechtes. Zweite auf Grund des allgemeinen Berggesetzes für das Kaiserthum Oesterreich vom 23. Mai 1854 und mit Rücksicht auf das k. sächsische und das allgemeine Berggesetz für preußische Staaten umgearbeitete Auflage. Lex. 8. Prag. H. Mercy in Comm.

Taschenausgabe der Landesgesetze für das Königreich Böhmen. Nr. 10. Das Jagdgesetz vom 1. Juni 1866. Mit alphabetischem nach Schlagwörtern abgefaßten Materienregister. Nr. 11 12. Straßenadministrationsgesetz giltig für das Königreich Böhmen vom 31. Mai 1866. — Straßenpolizeiordnung für Böhmen mit Ausnahme der königl. Hauptstadt Prag vom 15. Juni 1866. Mit alphabet. nach Schlagwörtern abgefaßten Materienregister. Gr. 16. Prag. Heinrich Mercy.

Vierteljahrsschrift für praktische Heilkunde. Herausgegeben von der medicinischen Fakultät in Prag. Redaction Dr. J. Halla. Dr. J. Kraft. XXIII. Jahrgang 1866. Band IV. oder 92. Band der ganzen Folge. 8. Prag. C. Reichenecker.

B. Schriften deutschböhm. Schriftsteller, welche anderswo erschienen sind:

Gundling J., Ein moderner Don Juan. Roman. 2 Bände. Zweite Ausgabe. 8. Leipzig. Grunow.

Kafka J., Die homöopathische Therapie auf Grundlage der psychologischen Schule. Ein praktisches Handbuch für Aerzte, welche die homöopathische Heilmethode kennen lernen und am Krankenbette versuchen wollen. II. Band. 2. Heft. Lex. 8. Sondershausen. Eupel.

Liebich Christoph, Compendium des Waldbaues. Zweite vermehrte Auflage. Mit 7 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer lithogr. Tafel. gr. 8. Wien. Braumüller.

Meißner Alfred, Unterwegs. Reisebilder. 8. Leipzig. Grunow.

Stifter Adalbert, Witiko. Eine Erzählung. Zweiter Band. 8. Pest. Heckenast.

Zeulmann R., Die landwirthschaftlichen Creditanstalten. Gr. 8. Erlangen. Besold.

C. Werke über Böhmen.

Beeche W. E., Der deutsche Krieg vom Jahre 1866. Nach geschichtlichen Quellen zusammengestellt. Gr. 8. Wittenberg. Herrose.

Berichte, interessante und Schilderungen vom Kriegsschauplatze. Zusammenstellung der in den Times enthaltenen, von ihren Berichterstattern nach eigener Anschauung entworfenen Schilderungen. Heft 1. — 5. gr. 8. Berlin. Weiß.

Borbstädt. Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866. 8. Berlin. Mittler.

Borowy Dr. E., Die Utraquisten in Böhmen. Quellenmäßig dargestellt. Gr. 8. Wien. C. Gerold in Comm.

Bote, der, vom Kriegsschauplatze. Eine wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse seit dem Gasteiner Vertrag und der Kriegsereignisse in Deutschland und Italien. Heft 1—10. 16. Leipzig. Pronicke.

Bürgerkrieg, der deutsche. 4°. Braunschweig. Graf.

Custozza und Königgrätz. Histor. romant. Enthüllungen aus Oesterreichs neuester Geschichte. Leipzig 1—5. Lex. 8. Wien. Hartleben.

Dudik Dr. B., Waldsteins Correspondenz. Eine Nachlese aus dem k. k. Kriegsarchive in Wien zu dem Werke: Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Oberkommandos. II. gr. 8. Wien. Gerold in Comm.

Eberwein J., Kriegsbilder aus den Kämpfen von 1866. 8. Rudolfstadt. Müller.

Erlebnisse eines freiwilligen Feldgeistlichen auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. 8. Brandenburg. Wiesecke.

Errungenschaften Preußens in den blutigen Tagen des Jahres 1866. 8. Berlin. Humburg et Comp.

Hauff L., Geschichte der Kriege von 1866 in Mitteleuropa, ihre Ursachen und ihre Folgen 1. und 2. Lieferung. 8. München. Gummi.

Hocker R., Geschichte des deutschen Krieges im Jahre 1866. 1. Heft. gr. 8. Cöln. Ahn.

Horwitz J., Von Berlin nach Nikolsburg. Skizzen aus dem Kriegsjahre 1866. gr. 8. Berlin. Springer.

Hozner, Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Berichte und Schilderungen des Correspondenten der Times im Hauptquartiere der ersten Armee. Autorisirte Uebersetzung deutsch von D. Born. 8. Berlin. F. Duncker.

Kessel, Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündete im Jahre 1866. 8. Berlin. Schulze.

Krieg, der deutsche, von 1866 mit 9 Portraits in Holzschnitt. Gr. 4. Leipzig. Quandt und Händel.

Kriegsberichte, gesammelte Actenmäßige Darstellung von Mitkämpfern und unparteiischen Beobachtern in den gegenseitigen Heerlagern. Hoch 4. Leipzig. Purfürst.

Kriegspanorama, illustrirtes. Gedenkblätter des Krieges. Nr. 1—16. 4. Wien. Bartelmus.

Leben, das, des Johann Comenius, Bischofs der böhmischen Brüderkirche und dessen Testament der sterbenden Mutter der Brüderunität. Aus dem Böhmischen übersetzt. 8. Leipzig. Reclam.

Petermann A., Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 mit Karte und Schlachtenplan. gr. 4. Gotha. J. Perthes.

Petsch Melch., Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und dessen Verbündete 1866. 16°. Berlin. Schlesien.

Retcliffe J., Von Berlin nach Königgrätz. Histor. Roman. 2 Bde. 8. Leipzig. Häfele.

Rüstow W., Der Krieg in Deutschland und Italien, politisch militärisch beschrieben I. und II. Abtheilung mit Karten gr. 8. Zürich. Schultheß.

Schilderung illustrirte, zusammenhängende der Schlachten und Kämpfe auf den Kriegsschauplätzen in Böhmen und Deutschland im J. 1866. Nach den besten Quellen bearbeitet von einem Veteranen. 4.

Schlacht, die, bei Königgrätz. Dargestellt von einem alten Militär. Mit Plan. gr. 8. Berlin. Mathes.

Schöffer J., Die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz in Böhmen am 3. Juli 1866. 8. Cassel. Meißner.

Siegeschronik, preußische, und feierlicher Einzug der Sieger in Berlin. 8. Berlin. Geheime Oberhofbuchdruckerei.

Steinmann G., Streifzüge preußischer Verwaltung durch Böhmen. gr. 8. Berlin. Dümmler.

Tourtual Fl., Böhmens Antheil an den Kämpfen Kaiser Friedrich I. in Italien. II. Thl. Das Schisma. 1159—1175. gr. 8. Münster. Aschendorff.

Tourtual Fl, Forschungen zur Reichs- und Kirchengeschichte des XII. Jahrhundertes. Exkursheft zum Schisma. gr. 8. Münster. Aschendorff.

Winterfeld R., Vollständige Geschichte des preußischen Krieges von 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen, von seiner Entstehung an in zusammenhängender Darstellung nach den besten Quellen und unter Benützung der amtlichen Berichte. 8. Auflage nebst Karten und Abbildungen. gr. 8. Berlin. Stempel.

Wurzbach, Dr. C., Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich; enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. XV. Theil. Leon—Lomeni. Mit 5 geneolog. Tafeln. 8. Wien. (Mit Unterstützung des Autors durch die kaiserl. Akademie der Wissenschaften.) Gerold in Wien.

Lepař, J., Všeobecný dějepis k potřebě žáků na vyšších gymnasiích (allgem. Geschichte zum Gebrauche für Schüler an höheren Gymnasien) I Theil. das Alterthum. 1. Heft. gr. 8. Prag. J. L. Kober.

Mužové slavni národa československého od 14. do 18. století. (Die berühmten Männer der čechoslawischen Nation vom 14. bis 18. Jahrhundert). Biographische Skizzen mit Abbildungen 1. 2. Heft kl. 8. Prag. Pašeka.

Památky archeologické a místopisné vydávané od archeologického sboru musea království českého. (Archäologische und topographische Denkmäler. Herausgegeben von der archäologischen Sektion des böhmischen Museums.) VII. Band. XIII. Jahrgang, 1. Heft, mit einer color. Kunstbeilage. gr. 4. Prag. Strejšowsky.

Tokstern, A. F., Dějiny šlechty české v hodnosti velkopřevorské. (Geschichte des böhmischen Adels in der Großpriorswürde.) 1. Heft. 8. Prag. Petřik.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 8. Febr. 1867.

3.

Geschichte.

Ondřeje z Habernfeldu vypravováni o vojně české od roku 1617. Z latiny přeložil Emanuel Tonner. V Praze. Tiskem a nákladem Dr. Ed. Grégra 1867.

Den Hauptinhalt dieses Werkchens bildet die čechische Uibersetzung des im Jahre 1645 zu Leyden gedruckten „Bellum bohemicum recesente Andrea ab Habernfeld ab anno MDCXVII, Lugduni Batavorum anno 1645," das nur noch in sehr wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte. Der Verfasser, Andreas Haberbüschel von Habernfeld gehört zu denjenigen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, die wie Stranský, Skala u. a. durch die Gegenreformation aus Böhmen vertrieben, im Asyle Trost und Zerstreuung darin fanden, die Geschichte ihres unglücklichen Vaterlandes zu schreiben, um sie der Welt bekannter zu machen und besonders die letzten Ereignisse von ihrem Standpunkte aus zu rechtfertigen. Habernfeld gehörte einer prager durch Rudolf II. in den Ritterstand erhobenen Bürgerfamilie an, war mit dem Geschichtschreiber Paul Skala von Zhoř verschwägert und seines Zeichens ein Arzt. Während der Ereignisse des 8. November 1620 finden wir ihn in der Nähe König Friedrichs, 1622 und 1645 unter den Emigranten in Haag. Außer dem in Rede stehenden Werke besitzen wir von ihm noch eines religiösen Inhalts „Hierosolyma restituta etc." Haag 1622 und eine Widerlegungsschrift der gegen die Čechen durch Ferdinands III. Bevollmächtigten, Maximil. von Trautmannsdorf auf dem Friedenscongresse zu Münster erhobenen Anklagen von 1645. Sämmtliche Werke sind in lateinischer Sprache abgefaßt.

Nachdem uns der H. Uibersetzer in einem Vorworte mit diesen biographischen Daten bekannt gemacht, unternimmt er eine Vertheidigung seines Autors gegen das wegwerfende Urtheil, das Voigt (Acta litt. Boh. et Mor. 1775 Vol. I p. 92—100) über ihn gefällt. Den meisten Punkten dieser Vertheidigung stimmen wir vollkommen bei, denn eine Unparteilichkeit, wie sie Voigt von einem Schriftsteller verlangt, der seine eigene Zeit beschreibt, gehört zu den psychologischen Unmöglichkeiten. Doch hätte Herr Tonner immerhin gradezu gestehen können, ja sollen, daß wir es mit einer Parteischrift zu thun haben, denn daß ihm das Gegentheil zu beweisen gelungen sei, wird er selbst am wenigsten glauben.

Habernfeld schreibt, wie es nicht anders zu denken ist, durchaus vom Standpunkte seiner Partei: jedoch muß grade diese ehrliche Parteilichkeit dem Historiker erwünscht erscheinen, denn nur die Vergleichung verschiedener Parteiauffassungen und Parteischilderungen kann ihm ein lebendiges Bild des geistigen Lebens in einer bestimmten Periode gewähren.

So liefert denn auch sein nicht umfangreiches Büchlein, in dem er nach einer weiter ausgreifenden Einleitung die Ereignisse vom Jahre 1617 bis nach der Epoche von 1620 übersichtlich, theilweise flüchtig, mitunter aber in gehobener Sprache und glühender Begeisterung schildert, einen interessanten Beitrag zur Kenntniß jener Zeit, besonders aber zur Kenntniß der Auffassung, welche die Partei Friedrichs von den Dingen hatte. Den Werth authentischen Berichts hat die Erzählung nur für jenen kurzen Zeitraum, in welchem sich der Verf. als Augenzeuge der Dinge anführt, die sich kurz nach der Schlacht am weißen Berge in Prag selbst zutrugen, während welcher Zeit er sich unmittelbar im Gefolge des Königs befand. (S. 34 ff.) Von diesem spricht er allenthalben mit Achtung, ja mit Liebe; sein Hauptfehler war übel berathen zu sein; dafür aber schildert er Christian von Anhalt als abgefeimten Schurken, der in dem ganzen Werke nur einen mit langer Hand angelegten Verrath ausgesponnen habe — die wahre Ursache alles Unheils aber nennt er die Jesuiten, mit deren Anklage das Werk beginnt und endet. Tilly nennt er im Verhältnisse zu den übrigen

Siegern den Böhmen noch ziemlich geneigt, den Churf. von Sachsen aber ihren Hauptfeind.

Das eigentliche Unglück für Böhmen war nicht die Schlacht, sondern vielmehr die Rath- und Besinnungslosigkeit nach derselben. Den Schluß des Werkes bildet eine Vertheidigung des böhmischen Wahlkönigthums und des unbeschränkten Wahlrechtes der Stände. In diesem Sinne ist auch ein Urkundenanhang beigedruckt, den H. Tonner ebenfalls ins čechische übersetzt hat. Dann folgt noch eine Uibersetzung der angeführten Vertheidigungsschrift, die Habernfeld mit einem Einbegleitungsschreiben, das von rührendem Patriotismus und immer noch nicht ganz aufgegebener Hoffnung zeugt, an Axel Oxenstierna sandte, damit dieser sich auf dem Congresse des armen von aller Welt verlassenen Böhmens annehme. Auch diese Hoffnung schlug fehl und Habernfeld hat die Heimat nicht mehr wieder gesehen.

Jedem Geschichtsfreunde wird die neuerliche Herausgabe dieses verschollenen Büchleins als ein Beitrag zur Quellenkunde für jene Periode willkommen sein, doch dürfte gleich uns mancher den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese im Original, oder doch mindestens in Verbindung mit diesem erschienen wäre. Gewiß wäre sie dann für einen größern Kreis von fach gebildeten zugänglich und für alle diese brauchbarer geworden. Doch hat H. Tonner jedenfalls auf die Fachmänner weniger, als vielmehr auf das Volk gerechnet. Es scheint bei der Publikation eine gewisse Zeitgemäßheit, eine reiche Sammlung von Anspielungen und Parallelen ꝛc. die Hauptsache zu sein.

Jedes Bestreben, dem Volke, dem čechischen wie dem deutschen, seine Geschichte näher zu bringen und zugänglicher zu machen, kann auf unsere vollste Anerkennung rechnen, ob aber das čechische Volk bereits auf jener Stufe historischer Vorbildung stehe, daß es besonders opportun erscheinen könnte, ihm entschiedene, nicht ohne Leidenschaft geschriebene Parteischriften unter dem Namen „Geschichte" darzubieten, muß allerdings der Herr Autor besser wissen, als wir, die wir eines bescheidenen Zweifels uns nicht erwehren können. J. L.

Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau am 27. Juni 1866. Dargestellt von J.U.D. Hieronymus Roth, Advokat und Bürgermeister in Trautenau, Mitglied des böhmischen Landtages und des Abgeordnetenhauses des Reichsrathes. 2. Auflage, Prag, Bellmann 1867. gr. 8° 48 S.

Eine der traurigsten Episoden des letzten Krieges ist die Affaire von Trautenau. Bekanntlich waren die Preußen am 27. Juni in Trautenau eingerückt und von den Einwohnern auf das bereitwilligste empfangen worden. Aber schon eine halbe Stunde nach dem Einmarsche entspann sich vor der Stadt mit den österreichischen Truppen, die in der Nähe standen, ein Gefecht, das schließlich mit dem Rückzuge der Preußen endete. Erbittert über den schlechten Stand ihrer Sache fingen noch während des Gefechtes preußische Soldaten an, über Verrath zu schreien und zu behaupten, daß aus den Häusern der Stadt auf sie geschossen worden sei. Das Wort „Verrath" findet rasch einen gläubigen Wiederhall. Die Preußen dringen in die Häuser, schießen auf die friedlichen wehrlosen Bewohner, und nehmen schließlich den Bürgermeister Dr. Roth und mehrere Trautenauer Bürger gefangen.

Achtzig Tage lang schmachtete Dr. Roth und seine Leidensgefährten in preußischer Gefangenschaft. Mit gebundenen Händen wurden sie zunächst nach Jauer und von dort nach Glogau escortirt. In allen Orten, welche sie passieren, benimmt sich die Bevölkerung in der brutalsten Weise. Man weigert sich den Verschmachtenden einen Trunk Wasser zu geben, man bewirft die Gefangenen mit Koth und Steinen, überschüttet sie mit Beschimpfungen und die Soldaten, welche sie escortiren, wetteifern an Rohheit mit der pöbelhaften Menge. Elf Wochen erdulden die Gefangenen in Glogau die schlechteste Behandlung, ohne Verhör, ja ohne daß ihnen amtlich auch nur gesagt worden wäre, weshalb sie gefangen genommen worden waren, bis ihnen der Prager Friede endlich Erlösung und Freiheit brachte.

Wir wären versucht, ein solches brutales Verfahren in einem deutschen Staate für unmöglich zu halten, wenn es Dr. Roth nicht selber wäre, der uns die Geschichte seiner preußischen Gefangenschaft in der vorliegenden Broschüre erzählte. Dr. Roth ist ein echter deutscher Mann, von strengster Wahrheitsliebe. dessen liebenswürdige Persönlichkeit Referent selbst im böhmischen Landtage kennen und schätzen gelernt hat. An der Wahrhaftigkeit seiner Darstellung kann nicht gezweifelt werden. Das Gerücht,

daß die Trautenauer Bürger unter die preußischen Truppen geschossen hätten, könnte allerdings auch dadurch veranlaßt sein, daß die weittreffenden Kugeln der österreichischen Jäger vor der Stadt bis auf den Ringplatz geflogen und dort einzelne Soldaten getroffen hätten. Wer mit den Oertlichkeiten Trautenau's bekannt ist, wird diese Möglichkeit zugeben. Auf diese Weise würde sich die Trautenauer Affaire als ein unseliges Mißverständniß von Seiten der preußischen Truppen, die hier ja zum erstenmale den Kampf bestanden und daher in fieberhafter Aufregung waren, erklären und zum Theil entschuldigen lassen. Nicht entschuldigen aber läßt sich das Verhalten der schlesischen Städte, durch welche die schuldlosen Gefangenen geschleppt wurden, und die Rohheiten, denen die Gefangenen in jenen Städten, namentlich in Landeshut ausgesetzt waren, werfen ein trauriges Licht auf die sittliche Verkommenheit ihrer Bewohner.

n.

Rechtsgeschichte.

Das Recht in Böhmen und Mähren. Geschichtlich dargestellt von Dr. Hermenegild Jireček. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Prag. Karl Bellmanns Verlag. 1866.

Gegenwärtiges Werk ist eine Fortsetzung der Rechtsgeschichte Böhmens, die wir bereits im Vorjahre angezeigt haben; in vorliegender Abtheilung führt der Verfasser die Geschichte bis zum Schlusse des XII. Jahrhundertes weiter. Gang der Darstellung ist derselbe wie im ersten Hefte. Nach Feststellung der Gränzen Böhmens und Mährens in dieser Periode und dem Nachweis, daß beide Länder vom Auslande als Ein Staat angesehen wurden, wenngleich die aus der böhmischen Kanzlei hervorgehenden Urkunden ganz genau zwischen Böhmen und Mähren unterscheiden, wendet sich Verfasser zur Darstellung der Colonisation und der landwirthschaftlichen Handels- und Gewerbeverhältnisse jener Zeiten. Wir können dieses Verfahren nur billigen. Die Art und Weise der Ansiedlung, die thatsächlichen Verhältnisse des Lebens bestimmen das Recht auf mannigfache Weise und liefern gar vielfach den Schlüssel zum Verständniß der Rechtsentwicklung.

Oekonomisches und Rechtsleben, Sitte und Cultur einerseits und Recht anderseits sind sich gegenseitig tragende und bedingende Momente im Organismus des Volkslebens. So muß es denn dem Leser eines rechtsgeschichtlichen Werkes ganz erwünscht sein, bei dessen Studium den Hinweis auf die zum Verständniß erforderlichen Antiquitäten zu finden. Hierauf wendet sich das Werk zur Darstellung des Ständewesens. Die Stände sind durch Gleichheit der Stellung und Beschäftigung und Gemeinsamkeit der sich darauf beziehenden Rechte und Einrichtungen verbundene Classen der Bevölkerung. Es ist bekannt, welche Bedeutung die Stände für die mittelalterliche Staats- und Gesellschaftsordnung hatten, indem dieselbe durchweg eine ständische war, ganz im Gegensatz zum Leben des modernen Staates, der eine allgemeine, gleiche Unterordnung unter seine Gewalt kennt, den Einfluß der Stände auf dem Boden des Privatrechts ganz aufgehoben hat, auf dem des öffentlichen Rechts immer mehr und mehr in den Hintergrund drängt und sie zu blos socialen, natürlichen, nicht rechtlichen Gruppen verflüchtigt.

Daran reiht sich eine Darstellung des böhmischen Staatsrechts jener Periode. Das Herrscherrecht ruhte auf dem Přemyslidenstamme. Berufen wird der Fürst (kněz) nach der Seniorats-, seit dem XII. Jahrhundert der Primogenitur-Erbfolgeordnung; er wird feierlich inthronisirt, vom deutschen König bestätigt, mit der Fahne (vexillum) belehnt. Die deutsche Institution des Königthums fand erst später in der durch das Christenthum modificirten Gestalt anfangs als persönliche, später als erbliche Würde Eingang. In Symbolisirung der Staatsgewalt durch Titel und Wappen finden wir mannigfache Anknüpfungen an den sowohl im Fürstenhause als im Volke verehrten heiligen Wenzel. Darin finden wir zunächst etwas Natürliches, auch bei andern Völkern Wiederkehrendes. Die geschäftige, vielgestaltende Sage legt auf das Haupt ihres Lieblingshelden einen Kranz der schönsten Erinnerungen und so knüpft man denn auch manche Institutionen des menschlichen Lebens an seinen Namen und seine Persönlichkeit, um ihnen größere Heiligkeit und über das Menschliche hinausreichenden Ursprung anzudichten. So knüpfen die Römer ihr Staatsrecht an Romulus, ihr Sakralrecht an Numa, so knüpft das Mittelalter die Institution des Kaiserthums in der bekannten Theorie von den zwei Schwertern an Christus. Erklärlich sind solche Reminiscenzen bei der naiven, kritiklosen ungeschichtlichen Anschauung des Alterthums

und Mittelalters; unerklärlich aber das Festhalten derselben auch in der Gegenwart, ihre Benützung zu staatsrechtlichen Constructionen. Unserer Zeit ist die Glaubensseligkeit früherer Jahrhunderte verloren gegangen; ganz andere reale Mächte sind die wirksamen Elemente unseres Staatslebens; mit Schemen, abgestorbenen Ordnungen, vergilbten Pergamenten vermag man heut zu Tage kein Staatsgebäude mehr aufzubauen; jene Erscheinungen sind verschlungen vom ewig fluthenden Leben, zerdrückt vom sausenden Webstuhl der Zeit, sie ruhen im Grabe der Vergangenheit aus dem man ihre Schatten nicht störend aufscheuchen soll.

Die folgenden Punkte der Darstellung betreffen zunächst die Landeseinkünfte. Das Mittelalter kannte keine Volkswirthschaftslehre, keine Finanzwissenschaft; es kannte keine Staatssondern nur Einkünfte des Fürsten.

So sind denn die öffentlichen Abgaben kein organisches Gefüge, sondern nur durch den Drang des Augenblicks auferlegte Leistungen, mit Uiberwiegen der Naturalleistungen. Daran reiht sich die Darstellung der Gemeindeverfassung und der Anfänge der Polizeigesetzgebung. Gerichtsverfassung, Criminal-, Privatrecht, die Geltung des fremden Rechts, die völkerrechtlichen Beziehungen Böhmens werden in den letzten Paragraphen des interessanten Werkes behandelt.

Und so ist denn in dem Buche gar manche Gelegenheit geboten, sich in den Geist verklungener Zeiten zurück zu versetzen und der denkende Leser wird sich kaum der Bemerkung erwehren können, daß damals Alles anders war denn heute, daß aber eben darum auch die Gegenwart das Recht habe, anders zu sein als jene Zeit, daß sie ein Recht habe, mit ihrem Maße, nach ihren Bedürfnissen, nach ihren Verhältnissen gemessen zu werden. **J. U.**

Geographie.

Deutsches Land und Volk zu beiden Seiten des Oceans. Geschichte und Gegenwart. Zum Privat- und Schulgebrauch. Von Dr. Wilhelm Jensen. Mit einer Karte von Deutschland. Stuttgart. Verlag von Schmidt und Spring, 1867. 302 S. gr. 8°.

Es ist eine herrliche Idee, welche dem vorliegenden Buche zu Grunde liegt. Das deutsche Volk nach allen Richtungen zu schildern, von seinem ersten Auftreten bis zu seiner Ausbreitung über alle Theile der Erde: wahrhaftig, der Gedanke war es werth, daß ein wahrhaft genialer Mann seine Ausführung unternommen hätte. Welch ein großartiges Bild entrollt dieser Gedanke vor unserem Geiste! die Deutschen haben das römische Weltreich zertrümmert, deutsches Blut rollt auch in den Adern der Spanier, Franzosen und Italiener, deren Sprachen heute noch von deutschem Geiste durchweht sind. In Norwegen und Schweden, in Island und England haben deutsche Stämme dauernde Reiche begründet; ostwärts sind ihre Colonien bis an die Newa und an die Mündungen der Donau vorgedrungen und haben Bildung und Civilisation unter slavischen und magyarischen Völkerschaften verbreitet. Der angelsächsische Zweig hat den mächtigsten Staat Amerikas gegründet, Indien unterworfen, Australien entdeckt und bevölkert und zahlreiche Colonien in Afrika angelegt. Seine Flotten beherrschen die Meere, sein Handel verbindet die entlegensten Punkte der Erde. Der hochdeutsche Stamm — die Deutschen im engeren Sinne — repräsentirt in Europa allein eine Nation von 50 Millionen, welche das eigentliche Deutschland, die Schweiz, Oesterreich, Frankreich und Rußland bewohnen, er zählt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 6 Millionen Bewohner, er hat in Australien zahlreiche Colonien gegründet und seine Sprache und Literatur hat den Weg um die ganze Erde gefunden. Ein Buch, das diese Verhältnisse in würdiger populärer Weise schilderte, müßte in der That ein wahrer Schatz sein für jeden, der das Glück hat, der großen deutschen Nation anzugehören.

Leider war Hr. Dr. Jensen der riesigen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht gewachsen. Was seinem Buche vor allem fehlt, das sind sichere statistische Daten. Entweder es hat der Verfasser diese Daten sich nicht zu verschaffen gewußt oder er hat sich nicht Zeit genommen, dieselben einzusehn. Dadurch macht das Buch allenthalben den Eindruck einer flüchtigen, fabriksmäßigen Arbeit und täuscht die großen Erwartungen, mit denen man es in die Hand nimmt, in der unangenehmsten Weise. So genügt es keineswegs zu sagen, daß in Australien auch Deutsche wohnen, das weiß ohnehin jedes Kind, es mußte die Zahl derselben bestimmt, ihre Ansiedlungen, ihre Stellung und Bedeutung eingehend geschildert werden, wenn das Buch seinem Zwecke nur halbwegs

entsprechen wollte. Wenn hiezu noch selbst in naheliegenden Ländern Fehler vorkommen, wie der, daß auf S. 191 das friedliche Budweis in Böhmen für eine starke Festung erklärt wird: so sieht man, daß der Verf. ohne jeden Beruf und ohne alle Vorbereitung an sein Werk gegangen ist, wie ein ganz gewöhnlicher Bücherfabrikant, der für einen Leipziger Buchhändler um einige Groschen jedes beliebige Buch zusammenschmiert. Die Enttäuschung ist um so herber, je größer die Erwartungen waren, welche der prächtige Stoff in uns erregt hat. So wie das Buch vorliegt, wäre es besser ungeschrieben geblieben. **R.**

Politik.

Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen. Vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einen österreichischen Soldaten. Leipzig, Engelmann. 1866.

Man hat es geliebt die Niederlagen, welche die österreichische Armee in den Jahren 1859 und 1866 erlitten hat, auf ganz äußerliche Weise zu erklären; i. J. 1859 wurde den gezogenen Kanonen der Franzosen, i. J. 1866 dem Zündnadelgewehre der preußischen Armee die Schuld beigemessen. Erst das Circular des gegenwärtigen Kriegsministers enthüllte unnachsichtlich die tieferen Ursachen unserer Niederlagen und sprach es zum erstenmale unverholen aus, daß die ganze Armee reorganisirt werden müsse, daß nicht die Bewaffnung allein, sondern das System an unseren Niederlagen Schuld gewesen sei. Von denselben Ideen wird auch die vorliegende Brochüre getragen. Sie hat einen österreichischen Soldaten zum Verfasser, und es ist ein recht hochgestellter Officier, dem die Autorschaft des interessanten Schriftchens zugeschrieben wird. Wir sehen in diesem Umstande ein höchst erfreuliches Zeichen, daß die traurigen Erfahrungen des verflossenen Jahres auch in den maßgebenden Kreisen einen tiefen Eindruck und das Verlangen nach Reformen hinterlassen haben. Die furchtbare Niederlage bei Jena i. J. 1806 ist der Ausgangspunkt eines neuen starken Preußens geworden; wir geben die Hoffnung nicht auf, daß auch Oesterreich aus dem Unglück von Königgrätz geläutert und gekräftigt wieder erstehen werde.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift stellt für jede Armee, welche einen Krieg mit Aussicht auf Erfolg führen will, folgende Bedingungen auf: Die Armee muß einen guten Führer und intelligente Officiere haben, in der Armee muß ein guter Geist herrschen, und die Armee muß gut verpflegt und zweckmäßig bekleidet sein. In Folge dessen bespricht der Verfasser zuerst die Intelligenz, dann den Geist, und endlich die Verpflegung, Ausrüstung und Administration in unserer Armee. In allen drei Richtungen findet er große Uibelstände, er enthüllt sie mit schonungsloser Schärfe, aber auch mit großer Sachkenntniß und mit der Wärme eines Patrioten, dem es um Heilung der vorhandenen Schäden ernstlich zu thun ist. Wir können hier aus leicht begreiflichen Gründen auf den Inhalt nicht näher eingehn; bemerken wollen wir nur, daß es nach Meinung des Verfassers nur einen einzigen Mann gibt, das große Werk der totalen Reformation der Armee zu beginnen und glorreich zu vollenden; es ist dies der Sohn des Helden von Aspern, der Sieger von Custozza; er allein sei der Riesenaufgabe gewachsen und im Stande die zahlreichen Hindernisse zu überwinden. **X.**

Musik.

Kirchenmusiklehre.

Ein Hilfsbuch für Lehrerbildungs-Anstalten, Organistenschulen und andere Lehranstalten bei dem theoretisch-praktischen Unterrichte in der Musik von J. D. Manzer.

1. Theil. Elementar-Musiklehre.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Leitmeritz, Selbstverlag des Verfassers. 1864.

2. Theil. Harmonielehre.

Zweite verbesserte Auflage. Leitmeritz. Selbstverlag des Verfassers 1866.

3. Theil. Lehre vom Gregorianischen (römischen) Choralgesange. Leitmeritz, Selbstverlag des Verfassers 1863.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in unserem Vaterlande der kirchliche Volksgesang arg darniederliegt; den eigentlichen Choralgesang kennen jene, die ihn vortragen sollen, oft kaum dem Namen nach; die Behandlung der Orgel und die Begleitung des Kirchengesanges ist in vielen Fällen eine erbärmliche; und die kirchliche Figuralmusik, in wie wenig Kirchen entspricht dieselbe den Anforderungen, die man an sie stellen darf. Zu dieser Verwilderung unserer Kirchenmusik hat wohl wesentlich auch der Umstand bei-

getragen, daß es bisher an einem brauchbaren Hilfsbuche für die kirchlich musikalische Bildung gemangelt hat. Die Leiter der Lehrerbildungsanstalten und Organistenschulen sahen sich genöthigt, meist nach eigenen Heften vorzugehn, die Zöglinge waren gezwungen, die Vorträge mühsam nach- oder abzuschreiben, das Wie und Wieviel des Lehrstoffes war nicht festgestellt, und die Ansichten hierüber gingen meist auseinander — kurz es war ein unerquicklicher Zustand, der die Lücke in unserer musikalischen Literatur geradezu schmerzlich empfinden ließ.

Durch J. D. Manzer's „Kirchenmusiklehre" ist nun dem Uibelstande abgeholfen und die Lücke im erwünschtesten Maße ausgefüllt. Uiber die Bestimmung der „Kirchenmusiklehre" spricht sich der Verfasser in der Vorrede des 1. Theiles aus: es „sollte den Lehrern der Musik an jenen Anstalten, in welchen die musikalische Bildung der Zöglinge und Schüler eine kirchliche Richtung nimmt, ein Hilfsbuch für den theoretisch-praktischen Musikunterricht geboten werden, das zugleich den Lernenden als Vorlage zur Wiederholung der theoretischen Vorträge, zur Vorbereitung auf diese und zur weitern Uibung durch Privatfleiß dienen könnte." Inwieweit die Absicht und der Wunsch des Hrn. Verf. zur That geworden ist, davon liefert die Einführung seines Lehrbuches bei dem Musikunterrichte in einigen Lehrerbildungsanstalten und Musikinstituten, der reichliche Absatz und die in Folge dessen nöthig gewordene zweite Auflage des 1. und 2. Theiles den klarsten Beweis. Auch die öffentlichen Blätter haben bereits dem ausgezeichneten Werke ihre Aufmerksamkeit zugewendet und demselben eine sehr günstige Beurtheilung zu theil werden lassen. Systematische Anordnung, Bündigkeit, Faßlichkeit, Sicherheit und Klarheit, praktische Richtung, vor allem aber pädagogische Basis — das sind die Vorzüge, die der genannten „Kirchenmusiklehre" nachgerühmt werden.

Die „Kirchenmusiklehre" besteht aus drei Theilen, die zwar zusammen ein Ganzes bilden, deren jeder aber auch für sich als selbständiges Buch gebraucht werden kann. Der 1. Theil, die „Elementar-Musiklehre," enthält die allgemeinen Begriffe von allem, was auf die Erlernung der Musik Bezug hat. Die klare und verständliche Darstellung und die zweckmäßige Wahl der Beispiele erleichtern wesentlich das an sich etwas ermüdende Studium der Elemente, und allerlei wissenswerthe Beigaben (wir nennen hier nur die Belehrung über die Taktmesser) regen die Lernbegierde des Schülers in nicht geringem Grade an. Die „Aufgaben," deren die „Elementar-Musiklehre" 41 enthält, befördern das Verständniß und die geistige Verarbeitung des Lehrstoffes, bieten dem Schüler eine sehr angenehme Selbstbeschäftigung dar und sind für die methodische Behandlung des Gegenstandes, folglich auch für den Lehrer von unschätzbarem Werte. — Im Laufe d. J. 1866 erschien die 2. verb. Auflage der „Harmonielehre", die den zweiten Theil der „Kirchenmusiklehre" bildet. Schon ein flüchtiger Blick in dieselbe zeigt, daß das Buch in Schule und Kirche aufgewachsen ist, daß es einen Meister in der Methode und tiefen Kenner der echten Kirchenmusik zum Verfasser hat. Die die Regel erläuternden Beispiele sind fast durchwegs dem katholischen Volksgesange und dem kirchlichen Choral entnommen; auch die Muster der polyphonen Musik gehören der geistlichen Musik an. Der Lernende findet in den Beispielen überall Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes im schönsten Verein. Die Weisen, die hier als Beispiele aufgestellt sind, hat der Schüler meist schon in der Schule geübt und in der Kirche gesungen, oder bei den kirchlichen Ceremonien in und außer der Kirche vortragen hören. Der werthvollste Abschnitt des Ganzen ist der vierte, mit dessen Inhalt, nämlich der Harmonisierung des Gregorianischen Choral- und des kirchlichen Volksgesanges, der Hr. Verf. ein Feld betrat, das bisher, wenigstens bei uns nicht viele Bearbeiter gefunden hat. Es ist dieß eine Kenntniß, die keinem Chorleiter und Organisten, folglich auch keinem Volksschullehrer, der ja seinen Wirkungskreis auch auf dem Kirchenchore hat, abgehen sollte. Ist schon die richtige Harmonisierung des kirchlichen Volksgesanges von sehr großer Wichtigkeit, so ist dieß in noch weit höherem Maße bei dem Gregorianischen Choralgesange der Fall, weil derselbe durch eine verkehrte, dem Systeme der alten Tonarten fernstehende Harmonisierung seine Einfachheit, Reinheit, seine Würde und seinen kirchlichen Ausdruck gänzlich einbüßen kann. Wer sich also für die Einfachheit und Würde sowohl des einen als des andern begeistert fühlt, der wird in diesem Werke ausreichende Gelegenheit finden, sich die nothwendige Kenntniß in der richtigen Behandlung des Choral- und kirchlichen Volksgesanges anzueignen.

Im 3. Theil der Kirchenmusiklehre („Lehre vom Gregorianischen Choralgesange") geht der

Verfasser nach der Einleitung, welche in gedrängter Kürze über den Gregorianischen Choral und die Regeln des Vortrags belehrt, zur Tonlehre über und behandelt das Tonsystem, die Notazion und das Liniensystem, die Schlüssel und ihre Transposition, die Pausen, die Diatonik und ihre Tonleitern, die Intervalle, endlich die Intonation mit zahlreichen Uibungen. Im zweiten Abschnitte ist von den Kirchentonarten die Rede und zwar von den Kirchentönen im allgemeinen und besonderen, von dem Charakter und der Transposition der Kirchentonarten. Der dritte Abschnitt hat die „Psalmodie" zum Gegenstande und belehrt über den Psalmengesang und die Psalmentöne. Der 4. Abschnitt enthält die Gesänge bei der heil. Messe, sowie eingehende Belehrungen über den Ursprung und die Bedeutung jedes einzelnen Theiles der heil. Messe nebst ihren Gesangweisen. Im 5. Abschnitte sind die Gesänge aus den Tagzeiten enthalten. Den Inhalt des 6. Abschnittes endlich bilden die Gesänge in der Charwoche, am Lichtmeßtage und das Libera. Aus dem hier Angeführten ist zu ersehen, daß das Buch so ziemlich alles enthält, was ein Chorregent und Kantor vom Gregorianischen Gesange zu wissen nöthig hat. Werke dieser Gattung von andern Verfassern, z. B. das von Bilseker, setzen die Kenntniß der lateinischen Sprache voraus, die nicht bei jedem hierzu Berufenen vorausgesetzt werden kann, während Manzer's Lehrbuch vom Latein beinahe ganz absieht, und nur das in der Kirchensprache wiedergibt, was in derselben gesungen werden muß. Auch dieser Umstand dürfte viel dazu beitragen, dem Werke in den Kreisen, für welche es bestimmt ist, die weiteste Verbreitung zu verschaffen. **Sl.**

Noch einmal Feuillet de Conches.

(Siehe Mittheilungen Jahrg. III. Nr. IV. Lit. Beilage 10 S. 74)

Der Artikel dieses Literaturblattes, in welchem ich, soviel es die Zwecke dieser Blätter erlaubten, die Briefe der Königin Marie Antoinette von Frankreich besprach, hat den k. preußischen geh. Hofrath L. Schneider zu einem Aufsatze: „Die Statuetten der Königin Marie Antoinette früher im Marmor-Palais bei Potsdam" veranlaßt, der mir offenbar mit der Absicht mitgetheilt wurde, mich zu überzeugen, daß, was ich, Feuillet de Conches über Aufstellung einer nackten Statuette der erwähnten Tochter der großen Maria Theresia durch ihren Gegner K. Friedrich II. Glauben schenkend, berichtete, unwahr sei. Der Hr. Geh. Hofrath begnügt sich aber nicht mit Rectificirung einer Thatsache, welche mich sehr wenig, wohl aber Hrn. Feuillet de Conches angeht, sondern schließt mit mannigfachen Seitenhieben auf den österreichischen Kritiker, welcher es wagte, dem K. Friedrich wegen angeblicher Aufstellung der nackten Statue der unglücklichen Königin ein nicht gerade schmeichelhaftes Epitheton beizulegen, mit folgenden pathetischen Worten: so ist es also mit der edelhaften Ausgeburt der Unsittlichkeit des cynischen Philosophen von Sanssouci nichts, sondern es bleibt von derartigen literärischen Erscheinungen nichts übrig, als daß ein deutscher Kritiker diese Worte über einen deutschen König in einem Werke niedergeschrieben hat, welches der Geschichtsforschung dienen will.

Die Sache verhält sich aber doch etwas anders, als der Hr. Geheime Hofrath Schneider in seiner Entrüstung über die Verkennung der Unschuld des deutschen Königs Friedrich II., der bekanntlich deutsch radbrechte, französisch schrieb und für deutsche Geistesbildung einer sattsam bekannten Grad von Achtung besaß, uns glauben machen will.

1. Hr. Schneider höchst entrüstet, daß ein deutscher Geschichtsverein (?) die französische Anschuldigung ohne Weiters als erwiesen annimmt, gesteht selbst S. 129, daß eine sehr sinnlich gearbeitete nackte Statue mit der Aufschrift: Maria Antopia Galliarum regina, nebst einer andern ähnlichen, wie Hr. Feuillet de Conches es behauptet, in den k. Gemächern zu Potsdam bis zu den letzten Jahren aufbewahrt, gezeigt und zwar von der k. Preußischen Schloßdienerschaft als Statuetten der Königin Marie Antoinette gewiesen und erklärt wurde.

Somit gibt der Hr. Geh. Hofrath den einen Theil der Behauptung des deutschen Kritikers, welchen dieser Hr. Feuillet de Conches entnommen, zu, und da dieser Theil wahr ist, war es jedenfalls erlaubt, Hrn. Feuillet de Conches auch in Betreff des zweiten Theiles zu folgen, daß die Aufstellung durch K. Friedrich II. geschah.

2. Erst auf das Werk und die Darstellung Feuillet de Conches hin hat der k. Preußische Historiograph Dr. Preuß in einem Artikel der Voss. Ztg. Jahrg. 1865, Nr. 61, nach Durchgehung

der Akten des k. Geh. Civilcabinets dargelegt, daß diese Statuetten, nicht, wie bisher in Potsdam behauptet wurde, die Königin Marie Antoinette und wie man auch annimmt, ihre Schwägerin Mad. Elisabeth darstellten, sondern eine Venus und eine nackte weibliche Figur ohne nähere Bezeichnung und dieselben von — dem K. Friedrich Wilhelm III. erworben worden waren.

3. Geht daraus hervor, daß beide mit Mar. Ant. Galliarum Reg. bezeichneten, einander jedoch unähnlichen nackten Gestalten, ohne daß man für nöthig hielt, die Inschriften abzumeißeln, auf Befehl des Königs im Marmor-Palais aufgestellt wurden und somit bis auf den erst durch Feuillet de Conches veranlaßten Artikel des Hrn. Preuß das Publicum in dem Glauben erhalten wurde, man habe es hier mit Statuen der Gemahlin Ludwigs XVI. zu thun. Wie sie erworben wurden, und welche Rolle ein Graf von Pfaffenhofen dabei gespielt, ist hier ganz gleichgiltig. Jedenfalls wäre es besser gewesen, wenn besagter Artikel statt i. J. 1865, bereits 1840 geschrieben und das Publicum, welches das Marmor-Palais besuchte, nicht so lange in Täuschung erhalten worden wäre, die eben erst gehoben wurde, als Hr. Feuillet de Conches seine starke Anklage erhob.

4. Geht daraus hervor, daß, wenn der französische Schriftsteller Recht hatte, als er von der Aufbewahrung dieser vermeintlichen Statuen der Königin mit bitterem Tadel sprach, die Schuld des Irrthums nicht ihn, sondern die k. Preußische Schloßbehörde trifft, er Unrecht hatte, wenn er die Aufstellung mit Friedrich II. in Verbindung brachte, und eben so hatten wir Unrecht, als wir annahmen, daß, nachdem Feuillet de Conches im Einen recht berichtet hatte, er auch im andern recht unterrichtet war.

5. Sollte diese Auseinandersetzung noch nicht genügen, so müßte der deutsche Kritiker zum Schlusse noch zweierlei hinzufügen, erstens daß der König, dessen Andenken hier etwas unsanft berührt wurde — was wie gesagt, auf einer unfreiwilligen Täuschung Feuillet de Conches und durch ihn seiner Leser beruhte — zwar als König von Preußen ganz ungemeine Verdienste hat und der deutsche Kritiker vollkommen begreifen kann, daß er bei den Preußen als der Gründer ihrer Macht in einem oft übertriebenen Ansehen stehe, derselbe jedoch anerkannter Maßen in seinen Mitteln wenig wählerisch war und, um nur den Ausspruch Johannes von Müller's, seines großen Bewunderers, anzuführen, eben so galt als „le plus grand des rois", wie als „le plus immoral," somit es nicht ganz undenkbar war, daß die Statuetten von dem deutschen Könige Friedrich II, aufgestellt wurden, wie sie in Wahrheit auf Befehl des frommen Friedr. Wilhelm III. jedenfalls auch eines deutschen Königs, aufgestellt und von der k. Preußischen Schloßdienerschaft als Bilder Marie Antoinettens bis zur neuesten Zeit gezeigt wurden.

6. Endlich wenn uns Hr. Geh. Hofrath Schneider auf den Aufsatz des k. Preuß. Historiographen Preuß von März 1865 verweist, so wäre es in der That ein Schein von Böswilligkeit gewesen, auch nach diesem Aufsatze — vorausgesetzt daß man die Vossische Zeitung, in welcher er abgedruckt war, zu lesen bekam, — noch an K. Friedrich II. als Urheber des von Feuillet de Conches gerügten Scandales festzuhalten. Was aber Hr. Preuß im März 1865 in Berlin bekannt machte, konnte — und dieses wird mir Hr. Geh. Hofrath Schneider trotz seines unverdienten Grimmes — zugeben, dem deutschen Kritiker zu Prag am 31. Januar 1865, an welchem Tage der fragliche Artikel der Mittheilungen bereits ausgegeben wurde, nicht bekannt sein. Wahrscheinlich würde man selbst ohne den März-Artikel der Vossischen Zeitung auch in Potsdam noch im J. 1867 an die Tradition geglaubt haben, welche sich aus dem Marmor-Palais in die Vorrede des Hrn. Feuillet de Conches verirrte.

Anfrage.

Der Herausgeber der „Schles. Provinzialblätter", Hr. Th. Oelsner, in Breslau hat an die Redaktion die Anfrage gerichtet, ob in der Gegend von Krummau jemand in der Lage sei, über den goldenen Wunderzahn eines schlesischen Bauernjungen Aufschluß zu geben. Besagter Knabe ist nämlich von seinem Wunder in Krummau entbunden worden durch einen Rector Bruchmann daselbst. Vielleicht ließe sich in den Archiven von Krummau oder der Umgegend etwas Näheres eruiren.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gotteieb Haase Söhne.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. März 1867.

4.

Deutsch-österreichische Revue.

Monatschrift für die gesammten politischen und scientifischen Bestrebungen der Gegenwart. Organ der deutschen Partei in Oesterreich. Wien. Arnold Hilbergs Verlag. I. B. 1. Heft. 1867.

Die deutsche Partei in Oesterreich hatte in den letzten zwei Jahren bittere Erfahrungen machen müssen. Ein Ministerium war an's Ruder gekommen, welches den deutschen Beruf Oesterreichs läugnete, und die verfahrenen Verhältnisse in Oesterreich einmal vom slavischen Standpunkte aus ordnen wollte. Zu diesem Ende wurde die Februarverfassung sistirt, die Alliance, welche die Feudalen und Čechen in Böhmen und Mähren zur Bekämpfung des deutschen Wesens und des Liberalismus geschlossen hatten, in auffälliger Weise begünstigt, und alle mögliche Nationalitäten und Nationalitätchen gehätschelt und zu einer Bedeutnug aufgebläht, die sie nicht haben und die sie trotz allen künstlichen Brutanstalten niemals behaupten werden. Die Schlacht bei Königgrätz und der Prager Friede schienen das Schicksal der Deutschen in Oesterreich vollends zu besiegeln. Das letzte politische Band, welches Oesterreich mit Deutschland verbunden hatte, ward zerrissen. Mit ungemessenem Jubel begrüßten die slavischen Parteiführer dieses Ereigniß und zeigten hiedurch, welche Bedeutung sie demselben beilegten. Mit dem Prager Frieden war nach ihrer Ansicht die Rolle der Deutschen in Oesterreich ausgespielt und die kühnsten Phantasien der slavischen Patrioten ihrer Erfüllung nahe. Die Zeit schien gekommen, wo Oesterreich ein slavischer Föderativstaat werden sollte, in welchem den Magyaren und Deutschen nur höchst bescheidene Rollen zugetheilt waren. In allen Winkelblättern belferte es gegen die Deutschen. Man war jetzt Regierungspartei, da brauchte man keine weiteren Rücksichten zu nehmen und konnte den Deutschen unverholen zeigen, was sie unter der Herrschaft der slavischen Föderalen zu erwarten hätten. Die niedrigsten, gemeinsten Denunciationen füllten täglich die Spalten dieser Blätter und man that sehr erzürnt und schrie über Nachlässigkeit in der Rechtspflege, wenn der Staatsanwalt nicht augenblicklich zu Dienste stand und auf die Denunciationen jener literarischen Schwindler hin das freie deutsche Wort in Ketten und Banden legte. Man war jetzt Regierungspartei und wer noch immer seinen politischen Schwerpunkt in Wien suchte, der war ein Landesverräther, und wer sich unterfing, die Schauergeschichten, welche die čechischen Blätter über die preußische Occupation brachten, in Zweifel zu ziehen, der war ein preußischer Agent und war von Bismarck durch blanke Silberthaler bestochen worden. Wahrhaftig es gehörte viel Geduld von Seite der Deutschen dazu, die lächerliche Dünkelhaftigkeit, die widerliche denunciatorische Sprache jener politischen Gernegroße zu ertragen und es erforderte einen ungewöhnlichen Muth, unter solchen Verhältnissen, die das Zeichen eines offenbaren Zerfalles waren, den Glauben an Kaiser und Reich unerschütterlich festzuhalten.

In dieser Zeit entstand der Gedanke, die obige Monatschrift zu begründen. Es schien zeitgemäß für die deutsche Partei in Oesterreich ein Centralorgan zu schaffen, um darin einerseits die maßlosen Angriffe auf ihre berechtigte Stellung in Oesterreich abzuwehren, anderseits wenigstens sich in geistiger Verbindung zu erhalten mit der großen deutschen Nation, von welcher der Prager Friede die österreichischen Deutschen äußerlich losgetrennt hatte. Noch bevor das erste Heft der obigen Zeitschrift erschienen war, hatten sich freilich die Verhältnisse gründlich geändert. Der slavisirende Föderalismus hatte Banquerott gemacht und die Deutschen in Oesterreich waren im Kampfe gegen die Pläne Belcredis zum erstenmale als einige, festgeschlossene Partei auf-

getreten, die ihre Stellung und Bedeutung im österreichischen Kaiserstaate zu behaupten verstanden hatte. Durch diese Erfahrung hatten sich auch die Ansichten in Bezug auf Ausscheidung der Erbländer aus dem deutschen Bunde wesentlich gemildert. Diese Ausscheidung war eine Nothwendigkeit, wenn die politische Einigung Deutschlands durchgeführt werden sollte; außerdem zeigte sich die Existenz der deutschen Nationalität in Oesterreich durch dieselbe keineswegs gefährdet. Die Deutschen in Oesterreich brauchten nur einig zu sein und sie waren stark genug, jedem Versuche, Oesterreich über ihre Köpfe hinweg zu einem slavischen Föderativstaate umzugestalten, einen unübersteiglichen Damm entgegenzusetzen.

Trotz dieses Umschwunges war die Idee, welche der Deutsch-Oesterr. Revue zu Grunde lag, keineswegs veraltet. Die „Deutsch-Oesterr. Revue" hatte auf literarischem Gebiete das zu verfolgen, was auf politischem Gebiete durch die Bildung einer großen deutschösterreichischen Partei gelungen war. Gerade als Monatschrift, deren Artikel wissenschaftlich begründet und daher nachhaltiger wirksam sind, konnte sie wesentlich zur Klärung und Einigung der politischen Ideen unter den Deutschen in Oesterreich beitragen; sie konnte der Sammelpunkt werden ihrer literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen und die Deutschen in Oesterreich in beständiger Fühlung mit der geistigen und politischen Entwicklung ihrer Mutternation erhalten. Eine schöne, hohe Aufgabe, welche des Aufgebotes aller Kräfte würdig war.

Die Verlagshandlung hat sich zunächst redlich bemüht, eine stattliche Reihe von Mitarbeitern für das Unternehmen zu gewinnen, leider, wie es scheint, nicht überall mit gleichem Erfolge. Zwar haben Herbst, Brinz und Anast. Grün zugesagt; dagegen fehlen die politischen Parteiführer in Wien und Kaisersfeld, von dem die Anregung zu dem ganzen Unternehmen ausgegangen war, hat schließlich jede nähere Verbindung mit demselben in Abrede gestellt. Wenn endlich auch Norddeutschland in der Reihe der Mitarbeiter gar keine Vertretung gefunden hat: so mag das auffällig sein; es wäre jedoch voreilig, aus diesem zufälligen Umstande auf die zukünftige Haltung der Monatschrift einen Schluß zu ziehen. Eine feindselige Haltung gegen Norddeutschland würde die „Deusch-österreichische Revue" der nationalen Basis berauben und das ganze Unternehmen rasch in Frage stellen. Die Zeit ist vorüber, wo man mit Erfolg auf den deutschen Partikularismus spekuliren durfte.

Trotz dieser Lücken enthält die Liste der Mitarbeiter eine so große Reihe glänzender Namen, wie sie wohl noch selten ein österreichisches Journal vereiniget hat. Wenn es der Redaktion gelingt, den Eifer dieser Mitarbeiter thätig zu erhalten: so dürfte die „Deutsch-österr. Revue" einer glänzenden Zukunft entgegengehen.

Das 1. Heft der „Deutsch-Oesterreichischen Revue", das am 15. Januar erschienen ist, wird von Prof. Bischoff in Graz eröffnet. Der berühmte Rechtsgelehrte plaidirt in einem streng wissenschaftlichen Artikel für die Durchführung des constitutionellen Princips in Oesterreich durch Einführung des parlamentarischen Systems und der Verantwortlichkeit der Minister. Es ist schade, daß hiebei die wirklich vorliegenden Verhältnisse in Oesterreich zu wenig berücksichtigt sind, der Aufsatz hat daher mehr ein theoretisches als ein praktisches Interesse. Der zweite Artikel schildert mit vieler Wärme die traurige Lage, in welche die Sachsen in Siebenbürgen durch die Sistirungspolitik Belcredi's gerathen sind; es ist der Nothschrei eines tüchtigen deutschen Volksstammes, der, verlassen von seinen Brüdern diesseits der Leitha, in der dualistischen Strömung unserer Tage unterzugehen droht. Auf den trefflich geschriebenen Aufsatz folgt eine etwas flüchtige Skizze der Zustände in Galizien, wo das Ministerium Belcredi die Ruthenen preis gab, um die Polen für seine Politik zu gewinnen. Die „politische Rundschau" umfaßt die Zeit von den Adreßdebatten der Landtage bis zum Erscheinen des Januarpatentes; die „volkswirthschaftliche Revue" hebt die hohe Bedeutung hervor, welche das deutsche Element für die Nationalökonomie Oesterreichs hat, daß das deutsche Element, auf welchem das industrielle und commercielle Leben Oesterreichs vorzugsweise beruht, das einzige und unabweisliche Bindemittel zwischen den volkswirthschaftlichen Interessen aller Theile bildet. Die „literarische Revue," welche Halms „Wildfeuer," und einige andere Novitäten bespricht, nimmt die deutschösterreichischen Schriftsteller gegen Julian Schmidt und jene literarische Clique in Schutz, welche seit Jahren daran gearbeitet haben, die geistigen Leistungen Deutschösterreichs herabzudrücken. Die „musikalische Revue" endlich, die einen ganz ungebührlichen Raum wegnimmt, scheint zunächst für das Wiener

Publikum berechnet, da sie sich ausschließlich mit der Wiener musikalischen Welt beschäftigt. Es ist das ein Fehler aller Wiener Literaten, daß sie glauben, die Welt drehe sich um Wien und jeder Theaterklatsch, den die Herren auftischen, müsse das ganze Reich eben so wie sie interessiren. Den Schluß des Heftes bildet eine Correspondenz aus Böhmen und einige kleinere Notizen.

Man sieht der Inhalt des 1. Heftes ist reich und mannigfaltig. Manches mag darunter sein, was den hochgespannten Erwartungen nicht entspricht, welche sich an das Erscheinen der „Deutsch-Oesterreichischen Revue" geknüpft hatten. Einiges ist in der That zu unbedeutend, als daß es die „scientifischen Strebungen" der Deutschen in Oesterreich würdig repräsentirte. Was aber vor allem fehlt, das ist die Frische, die Begeisterung, die im gegenwärtigen Augenblicke die deutsche Partei in Oesterreich erfüllt, es fehlt die Siegesfreudigkeit, welche sie auch in den schlimmsten Zeiten des letzten Jahres im Kampfe für ihr gutes Recht nie verlassen hat.

Die Deutschen in Oesterreich gehören jetzt zur streitenden Kirche und ein Organ, das in ihren Reihen kämpft, muß frisch vom Leder ziehen. Indeß wäre es ungerecht, aus dem vorliegenden ersten Hefte bereits ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen. Aller Anfang ist schwer; freuen wir uns, daß überhaupt ein Anfang gemacht worden ist.

Geschichte.

Wattenbach (W.). — Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. — Zweite umgearbeitete Auflage. — Berlin, Verlag von W. Hertz 1866. 8°. SS. XIV + 574.

Böte Wattenbach im obigen Buch auch nichts weiter als eine lexikalisch angeordnete Uebersicht aller Quellenschriften für die Geschichte des deutschen Mittelalters, so wäre schon dies ein namhaftes Verdienst. Allein er wollte mehr geben als ein trockenes, auf bloße Nachschlagsbedürfnisse berechnetes Repertorium und realisirte seinen Plan in höchst gelungener Weise, indem er in zusammenhängender Darstellung sowohl die persönlichen Verhältnisse der mittelalterlichen Geschichtsschreiber Deutschlands als auch die Genesis, den Charakter, Werth und die Schicksale ihrer historiographischen Hinterlassenschaft eben so gründlich als eingehend bespricht. Er hat hiedurch nicht allein dem Geschichtsforscher vom Fach einen Dienst erwiesen, sondern auch jedem Geschichtsfreunde eine äußerst interessante Lektüre in die Hand gegeben. Wie willkommen sein Buch gerade außerhalb der streng-fachmännischen Kreise sei, beweist die binnen wenigen Jahren nöthig gewordene 2. Auflage, welche einzelne Versehn und Lücken der 1. berichtigt und ausfüllt. An die letzten Römerzeiten anknüpfend, leitet Wattenbach seine Schrift mit den alten deutschen Heiligenlegenden ein, verweilt dann bei Cassiodor, Jordanis, Isidor von Sevilla, Gregor von Tours und Fredegar, und läßt hierauf die Epoche der Karolinger, Ottonen, Salier und Hohenstaufen ihren mit der Zeit stets voller anwachsenden Quellenreichthum der Reihe nach vor uns ausbreiten. Hiebei ist der Begriff einer „Quellenschrift" im weitesten Sinne gefaßt, so daß abgesehn von Reimchroniken auch eigentliche Dichtungen, insofern sie zur Signatur eines Zeitalters gehören, in Wattenbachs Buche ihre Stelle finden; so z. B. die Lieder der sogenannten Vaganten, dieser eben so lustigen als durstigen Vögel des 12. Jahrhunderts, die unter andern auch den Verfasser des weltbekannten „Est mihi propositum, in taberna mori" in ihren Reihen zählen. So weit Wattenbach die Geschichtsquellen Böhmens in den Rahmen seiner Aufgabe einbezieht, legt er natürlich Palacky's „Würdigung der böhmischen Geschichtsschreiber" zu Grunde, bereichert jedoch diese Schrift mit mancherlei neuen Daten und Gesichtspunkten. Mit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schließt Wattenbachs Buch die Entwicklungsgeschichte der Historiographie Deutschlands ab. Was den Verf. hiezu bewogen, ist nicht etwa die Spärlichkeit oder Werthlosigkeit des quellenschriftlichen Materials der nachfolgenden 250 Jahre; im Gegentheile kommt mit Rudolph von Habsburg ein neuer Aufschwung in die deutsche Geschichtschreibung, die denn auch nach ihm auf dem Gebiete der Landes- und Lokalchroniken sehr achtungswerthe Leistungen zu Tage gefördert hat. Allein da diese späteren Quellen theils noch ungedruckt sind, theils hinsichtlich ihres kritischen Zustandes noch allzutief im Argen liegen, so zog es Wattenbach vor, von ihnen — wir wollen hoffen: nur vorläufig — abzusehen. Ein alphabetisches Namens- und Sachregister erleichtert die Benützung des Wattenbach'schen Werkes.

A...z...r.

Chronicon Sclavicum, quod vulgo dicitur parochi Suselensis. Niedersächsisch und lateinisch herausgegeben von Dr. E. A. Th. Laspeyres. — Lübeck 1866. 8°. SS. LXXX + 380.

In dem etwa drei Meilen von Lübeck gelegenen Dörfchen Süsel von einem dortigen Geistlichen in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts abgefaßt, reicht diese Chronik von 814 bis 1485, und gibt unter unverkennbarer Anlehnung an Helmolds und Ditmars treffliche Chronikenwerke in den späteren Partien viel selbständige Nachrichten über slawische und deutsche Geschichte. Da sie der gelehrten Welt bisher fast nur aus dem lateinischen Abdruck in Lindenbrog's 1609, 1639 und 1706 erschienenen „Scriptores rerum septentrionalium" bekannt war, so veranstaltete der Lübecker Gerichtsrath Laspeyres die obige Ausgabe, die sich durch zwei Vorzüge auszeichnet. Erstlich beruht sie auf der wahrscheinlich noch in der Inkunabelepoche (d. h. vor 1500) gedruckten, leider undatirten Editio princeps der Chronica Suselensis parochi, leistet also für die Ursprünglichkeit des Textes volle Gewähr. Zweitens bringt sie außer dem lateinischen auch einen niederdeutschen Text ebenfalls auf Grundlage einer äußerst seltenen niederdeutschen Editio princeps, von der sich glücklicher Weise auf der Lübecker Stadtbibliothek ein Exemplar erhalten hat. Laspeyres betrachtet den niederdeutschen Text für das Original, das Latein für eine, freilich mit dem Original fast gleichzeitige Uebersetzung, während andere Gelehrte, z. B. Dr. Lappenberg (im 6. Bande des Pertz'schen Archivs S. 404) das umgekehrte Verhältniß annehmen. Da Pertz das Chronicon Sclavicum schwerlich in seine „Monumenta Germania" aufnehmen wird, so kömmt die obige Ausgabe gewiß vielen Gelehrten recht erwünscht. **A...z...r.**

Opel (F. O.). — Wallenstein im Stift Halberstadt. 1625—1626 — Halle 1866. 8°. SS. 99.

In der Hoffnung, zwischen den kirchlich-politischen Parteistandpunkten des 30jährigen Krieges glücklich hindurchlaviren zu können, suchte das Domkapitel von Halberstadt sein Heil in einer nebulosen Neutralität, die dem kaiserlichen Hofe zu Wien so verdächtig wurde, daß Waldstein am 18./28. Oktober 1625 Halberstadt und die Umgegend stark besetzte. Die Leiden und Drangsale, welche diese erst im Herbst des nächsten Jahres aufgehobene Okkupation über die Halberstädter Domherren und Bürger, so wie auch über die umwohnenden Landleute gebracht hat, bilden nun das Thema der obigen Monographie. Sogerne wir an das rasch eingetretene und zu einer erschreckenden Höhe angewachsene Elend der von den tausend und abermal tausend Lasten der Occupation Betroffenen glauben wollen, so pflichten wir deßohngeachtet dem Hrn. Verfasser nicht bei, wenn er seine aktenmäßigen Nachweise der von des Friedländers Soldateska ausgegangenen Requisitionen, Erpressungen, Plünderungen und Räubereien zum Fundamente der schwersten Anklagen gegen die Person des Oberfeldherrn benützt und sein Verdammungsurtheil in folgende Worte faßt: „Die Thatsache steht fest, daß Waldstein bereits jetzt (d. i. 1625) nicht einmal den Versuch machte, seine ungeordneten Heerhaufen durch den Geist einer strengen militärischen Disciplin zu einem wohlgegliederten, die Intentionen des Führers in strengster Folgsamkeit verwirklichenden Ganzen zu machen..... Nur so, daß er die Landschaften, denen die Ernährung seiner Truppen gerade zufiel, ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht oder gar die Forderungen der Billigkeit der Raubgier des entfesselten Kriegsvolkes schonungslos preisgab, war es möglich, sie überhaupt zusammenzuhalten und ohne regelmäßige Soldzahlungen, ohne ein geordnetes Proviantwesen zu kriegerischen Zwecken zu verwenden."— Zunächst ist es nicht wahr, daß Waldstein die Handhabung der Disciplin auf die leichte Achsel nahm; selbst der Reichshistoriograph v. Hurter, den doch niemand einer Vorliebe für Waldstein verdächtigen wird, muß in seiner Schrift: Zur Geschichte Wallensteins S. 40 gestehen: „Darin aber würde man Wallenstein Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er hätte den Bedrängnissen durch sein Kriegsvolk, ob nun dieselben von den Knechten oder den Obersten herrührten, mit Gleichgiltigkeit zugesehen. Er hat scharfe Befehle dagegen erlassen, er ist mit Ernst eingeschritten" u. s. w. Kann man ihn aber dafür verantwortlich machen, daß er trotz aller Strenge nicht alle Excesse verhütet hat? Das „Vae victis!" kam im 30jährigen Kriege nicht von der Laxheit einzelner Feldherren, sondern von der allgemein eingerissenen Verwilderung der Sitten und Verrohung der Gemüther, die sich gegen den Feind jede Art von

Mißhandlung und Unmenschlichkeit erlaubte. Wie hausten damals in Böhmen das sächsische und schwedische Heer! Als Banner i. J. 1638 in Böhmen einfiel, stand — wie der Augenzeuge Balbin versichert — bald der 3. Theil des Landes in Flammen und 16 Meilen in der Runde breitete sich um Prag eine Wüstenei aus; im Saazer Kreise allein lagen 400 Flecken und Dörfer in Asche. Die Schweden begnügten sich also nicht damit, alles bewegliche Eigenthum wegzunehmen, sondern auch das unbewegliche zu zerstören, so daß die Einwohner zahlloser Ortschaften mit dem nackten Leben in Wälder oder Gebirge flüchteten. Und als später die rückkehrenden Landleute ihre Felder wieder bebauen wollten, herrschte eine solche Noth an Pferden und Hornvieh, daß sie sich selber vor den Pflug spannen mußten. War Waldsteins aus allen Richtungen der Windrose zusammengelaufene Soldateska etwa barbarischer als die seit Gustav Adolph durch ihre Disciplin berühmte, schwedische Armee? Man darf nicht Wallenstein imputiren, was die Wildheit des Zeitalters verschuldet hat. **A...z...r.**

Rechtswissenschaft.

Lehrbuch des Bergrechtes von Dr. **Franz Schneider**, k. k. Oberbergrath und Professor an der Prager Universität. Prag. Heinrich Mercy. 1867.

Dieses Werk meines verehrten Lehrers ist die zweite Auflage des im J. 1848 erschienenen „Lehrbuch des Bergrechtes," das von der Kritik (vergl. z. B. Jenaische Literaturzeitung, 7. Jahrgang Nr. 113 u. ff.) eine sehr günstige und ehrende Aufnahme gefunden.

Seit Erscheinen dieser ersten Auflage hat die gesetzgebende Gewalt sich in verschiedenen Staaten dieses Rechtsstoffes bemächtigt und umfassende Codificationen des Bergrechtes hervorgerufen.

In Oesterreich erschien am 23. Mai 1854 ein allgemeines Berggesetz für alle Kronländer mit Ausnahme der Lombardei, Venedigs und Dalmatiens, das an die Stelle der früheren Partikulargesetzgebungen trat. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit der Umarbeitung der ersten Auflage mit Rücksicht auf den Stand der neuesten Gesetzgebung.

Kann es nun aber die Aufgabe der Rechtswissenschaft nur sein, geltendes Recht darzustellen, so erfordert doch andererseits die Natur und die Entstehung des Rechtes gar vielfachen Rückgriff auf die Geschichte. Das Recht ist nicht, wie Laien meinen, ein Inbegriff der Gesetze, ein Aggregat abstrakter Regeln, sondern ein sich unter mannigfachen Aenderungen bildender, ändernder, ein wechselnder Organismus von Normen für das äußere gesellschaftliche Handeln des Menschen, eine Ordnung des Zusammenlebens, die dem Einzelnen, wie den sittlichen Lebensformen Familie, Gemeinde, Staat das Maß ihres äußern Wirkens zutheilt. Diese Auffassung des Rechtes weist auch der Rechtswissenschaft ihren ebenbürtigen Platz an unter ihren Schwestern. Bestände das Recht nur in Gesetzen und würde man das Recht kennen, wenn man die Buchstaben der Gesetze kennte, nun dann wäre allerdings das Studium des Rechts ein Gedächtnißwerk, die Thätigkeit des Gesetzgebers ein willkürliches Belieben.

Aus der tiefern Auffassung des Rechts ergibt sich, daß die Rechtswissenschaft und die Thätigkeit des Juristen eine Reihe sich gegenseitig bedingender Aufgaben enthalte; die Wissenschaft bietet eine historische, eine systematische, eine praktische Seite. Es verhält sich damit wie in der Sprachwissenschaft. Das Recht ist Product langjährigen Wachsens, stillen, nur dem tiefeindringenden Forscher erkennbaren Webens, wie die Sprache Product tausendjähriger Entwicklung des Volksgeistes.

Die Systematik nun bringt den Organismus zur Darstellung und Entfaltung, die Praxis lehrt Anwendung des Rechts auf die durch das nie rastende Leben in ewig neuen Combinationen erzeugten Rechtsfälle und Verhältnisse.

Diese Probleme zu lösen, ist Aufgabe wissenschaftlicher Darstellung und sie zu lösen auf dem besondern Gebiete des Bergrechts unternimmt der Verfasser der vor uns liegenden Arbeit.

Zur Würdigung der Bedeutung derselben sei es uns erlaubt, zunächst einige Worte über die Stellung des Bergrechts im Rechtssysteme zu sagen, und dann auf die eine oder andere bedeutsame Erscheinung auf diesem Gebiete aufmerksam zu machen.

Man kann die Fossilien als Pertinenz der sie bergenden Grundstücke ansehen, so daß sie dem Eigenthümer der Grundoberfläche zur ausschließenden Gewinnung vorbehalten sind, oder als herrenloses Gut der freien Besitzgreifung und sofortigen Eigenthumserwerbung eines Jeden verfallen.

Das allgemeine Berggesetz rechnet zur letzten Classe alle Mineralien, welche wegen ihres Gehaltes an Metallen, Schwefel, Alaun, Vitriol, Kochsalz benützbar sind; ferner die Cementwässer, Graphit und Erdharze, endlich alle Arten von Schwarz- und Braunkohle.

Während bei Fossilien der ersten Art, wozu Steinbrüche aller Art, als: Kalk, Marmor, Bau- und andere Steingattungen und Thon, dann alle unmetallischen Farb- und Erdarten gehören, sowie der Torf, rücksichtlich des Eigenthums die Grundsätze des allgemeinen Privatrechtes entscheiden, sind die Mineralien der zweiten Art die sogenannten bergfreien oder vorbehaltenen, und rücksichtlich ihrer hat sich eine Reihe von Rechtsbestimmungen gebildet, deren Totalität das Bergrecht bildet. Es bestimmt, unter welchen Modalitäten diese Mineralien gesucht und occupirt werden können, welche öffentlichen und Privatrechtsverhältnisse sich an den Betrieb des Bergbaues knüpfen, wie Bergbauberechtigungen erlöschen, entzogen und zurückgelegt werden.

Eine Reihe interessanter Rechtsverhältnisse ergeben sich namentlich aus dem gesellschaftlichen Betriebe des Bergbaues. Die Bergbaugemeinschaft ist nämlich Regel, denn die Ausbeutung eines verliehenen Occupationsrechts an Fossilien von einem Einzelnen auf alleinige Rechnung (Eigenlehner) ist bei der aus der Natur des Bergbaues fließenden Schwierigkeit der Berechnung künftigen Erfolges und dem hohen Kapitalaufwande, den der Beginn der Unternehmung erheischt, minder thunlich. Darum Association, welche viele kleine Kräfte vereinigt, große Erfolge ermöglicht, den etwaigen Verlust bei dem mehr oder weniger gewagten Geschäfte für den Einzelnen minder fühlbar macht. Die Formen der Association sind der Gesellenbau und die Gewerkschaft. Die Gewerkschaften bieten viel Analogie zu den Aktiengesellschaften.

Das Gesellschaftsvermögen ist bei den letzteren getheilt in gleiche Antheile „Aktien." Das Eigenthum an einem solchen Theile verleiht gewisse Rechte in der Gesellschaft, insbesondere auf eine Quote des reinen Ertrages, doch nicht auf Zinsen bestimmter Höhe. Dritten Personen haftet nur der aus den eingezahlten Aktienbeträgen gebildete Gesellschaftsfond, der als ein den Gesellschaftszwecken dienendes, mit juristischer Persönlichkeit versehenes Vermögen erscheint. Was hier die Aktie, das ist in der Gewerkschaft der Kux. Er verleiht Mitgliedschaft in der Gewerkschaft, gibt Miteigenthum zu intellektuellen Theilen an den gewonnenen Fossilien und Anspruch auf den entsprechenden Antheil des dafür gelösten Kaufpreises; andererseits verpflichtet er zur verhältnißmäßigen ordentlichen, und solange der Ertrag den Aufwand nicht deckt, zur außerordentlichen Zubuße, deren Nichtentrichtung nach Ablauf des Quartals das Eintreten der Retardats (Verlust des Kuxes) nach sich zieht.

Wir könnten noch eine Reihe hierher gehöriger, interessanter Verhältnisse berühren, doch würde das die uns gezogenen Grenzen überschreiten. Gewiß gehört das Studium des Bergrechts zu den anziehendsten. Die Abgeschlossenheit des nächtlichen Schaffens in dem tiefen Schooße der Erde führte zu einer besondern Kunstsprache und zur Erzeugung besonderer Formen, mit denen die Rechtsverhältnisse bekleidet wurden. Den Kern dieser Hülle aufzufinden, den juristischen Gehalt, der in dem oft uralten Formen verborgen liegt, zu Tage zu fördern, ist Aufgabe der Wissenschaft, und wie sehr dieselbe durch gegenwärtiges Werk gefördert worden, welch treffliches Hilfsmittel uns dadurch geboten wurde, das im Einzelnen darzulegen, mag Aufgabe Anderer an andern Orten sein; ich bescheide mich damit, die Leser dieser Blätter auf dieses Geistesproduckt eines Deutschböhmen aufmerksam gemacht zu haben.

J. U.

Poesie.

Herbert Lucian. Nicolaus und Metternich. Roman und Geschichte. 1. Abtheil. **Kaiser Alexander und Großfürst Constantin.** 2 B. Leipzig. Grunow. 1866.

Der čechische Fanatismus ist bekanntlich unverschämt genug, die uralte Verbindung Böhmens mit dem deutschen Reiche zu läugnen. Die Frage, die nach dem Prager Frieden ohnehin nur ein historisches Interesse hat, ist aber auch so lange völlig gleichgiltig, als es sich nicht läugnen läßt, daß Böhmen auch heute noch deutsches Culturgebiet ist, das auf allen Gebieten deutscher Kunst und Wissenschaft würdige Repräsentanten zählt. Die deutschen Schriftsteller in Böhmen, sie sind die lebendigen Zeugen, daß es der Barbarei noch nicht, wie im 15. Jahrhunderte, gelungen ist, die deutsche Cultur Böhmens zu verdrängen; sie sind die Mittelglieder, durch welche trotz der politischen

Trennung die geistige Einheit mit Deutschland erhalten wird. Und die Anerkennung, welche unsere deutschböhmischen Schriftsteller nicht nur in der Provinz, in der sie zufällig geboren sind, sondern bei dem gesammten deutschen Volke finden, wirkt belebend und fördernd zurück auf das Nationalgefühl der Deutschen in Böhmen.

Zu den fruchtbarsten und den beliebtesten deutschen Schriftstellern gehört gegenwärtig unser Landsmann, Lucian Herbert (Julius Gundling). Das Feld, das Lucian Herbert mit so vielem Glück bisher angebaut hat, hat sich dieser Schriftsteller eigentlich erst selbst geschaffen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, in seinen Werken, die er „Roman und Geschichte" nennt, uns die großen Ereignisse unseres Jahrhunderts, die uns z. B. Gervinus in streng wissenschaftlicher Weise geschildert hat, im leichten poetischen Gewande vorzuführen. Seinen Namen begründete Herbert durch den „Louis Napoleon" der bereits in mehrere Sprachen übersetzt ist. Hieran schlossen sich: „Napoleon III., Napoleon III. und sein Hof; Carlo Alberto und Louis Napoleon, Victor Emanuel, 1830 die Juli-Revolution und 1831 oder Polens letzte Tage. Nachdem er in seinem letzten Werke „die todte Hand", das wir bereits früher (IV, 5) besprochen haben, die Zustände in Oesterreich während der Reactionsperiode in meisterhafter Weise geschildert hat: eröffnet er mit den vorliegenden zwei Bänden einen neuen Romancyklus, der die ganze Zeit zwischen dem Wiener Congresse und dem Jahre 1848 schildern soll, die Zeit der Vergewaltigung Oesterreichs, Deutschlands, ja ganz Europas durch das einträchtige Zusammenwirken der zwei Männer, welche auf dem Titel dieses Werkes stehen, Nicolaus und Metternich. Das Werk ist auf 6 Bände berechnet. Die vorliegende 1. Abtheilung behandelt die letzten Lebensjahre des Kaisers Alexander, die Verschwörung, welche den Czar in ihrer geheimnißvollen Unfaßbarkeit so tief verstimmte, die Geschichte der Entsagung des Großfürsten Constantin, dessen Hof- und Familienleben in seiner Originalität eingehend gezeichnet werden, die Niederwerfung der Revolution im Dezember 1825 bei der Thronbesteigung des Czaren Nikolaus. Eine wahrhaft tragische Gestalt ist Kaiser Alexander. Der Begründer der heiligen Alliance ist mit dem König Wilhelm von Preußen auf einer Inspektionsreise in Frankreich, um mit eigenen Augen zu prüfen, ob man den Franzosen ohne Gefahr das Joch der Occupationsarmee bereits abnehmen könne. In Dijon erfährt er, daß die russische Armee in Frankreich den Geist der Unzufriedenheit eingesogen habe, daß unter den Officieren bereits ein Complott existire, das nach dem Tode des Kaisers bei der Thronbesteigung des Thronfürsten Constantin zum Ausbruche kommen soll. Der Chef der geheimen Polizei überreicht ihm die Brieftasche der Schauspielerin Bernier, in welcher die Namen von 600 Officieren, welche theils dem Complotte angehören, theils in Rußland dafür gewonnen werden sollen, enthalten sind. Großmüthig vernichtet der Kaiser die Liste der Verschworenen, ohne die Namen derselben gelesen zu haben. Um jedoch dem Complotte die Spitze abzubrechen, betreibt er nun die Thronentsagung seines Bruders Constantin, und bestimmt im Geheimen den jüngeren Nikolaus zu seinem Nachfolger. Aber die Großmuth, die der Czar in Dijon geübt, wird sein finsteres Verhängniß. Bald tauchen überall in Rußland Anzeichen auf, daß die Verschwörung, deren Anstifter er in Dijon in seiner Hand hielt, wirklich existire, ohne daß es seiner Polizei gelingt, derselben habhaft zu werden. Er macht sich bittere Vorwürfe, die Sicherheit des Reiches, die Zukunft seiner Familie leichtfertig auf's Spiel gesetzt zu haben, er fällt in tiefe Melancholie, die ihn mit Todesgedanken quält. Die letzte Reise des Kaisers, wo ihm mitten unter den Huldigungen seiner Völker auf Schritt und Tritt das Gespenst der Revolution entgegentritt und die letzten Stunden des mächtigsten Herrschers in dem entlegenen Städtchen Taganrog, wo es an Arzneien mangelte für den kranken Kaiser, wo kein Trauerflor vorhanden war, um das Zimmer des todten Czaren schwarz auszuschlagen: das Alles ist meisterhaft geschildert nnd von unbeschreiblicher Wirkung. Weniger gelungen ist die Schilderung der geheimen Verschwörung, wo denn doch die agitirenden Personen, namentlich die Schauspielerin Vernier zu unbedeutend sind, um den 25. December genügend zu erklären. Auch sonst mag Einzelnes zu flüchtig behandelt sein, wie es z. B. unwahrscheinlich ist, daß König Wilhelm einen ganz unbedeutenden Brief, den die Königin Louise vor vielen Jahren an ihren Vater geschrieben, i. J. 1817 seinem kaiserlichen Bruder im Reisewagen wörtlich herzusagen weiß. Das sind jedoch Kleinigkeiten, welche dem Werthe des Ganzen wenig Abbruch thun. Diese Kleinigkeiten werden weitaus überwogen durch die außerordentlichen Vorzüge, welche alle Werke

Lucian Herberts kennzeichnen, durch den gewandten, klaren Styl, durch die feine, sichere Charakteristik, und durch das seltene Talent, die großartigsten Ereignisse unseres Jahrhunderts mit wenigen Strichen vollkommen klar und anschaulich, im glänzendsten Farbenspiel hinzuzaubern. Durch diese Vorzüge stellt sich auch der neueste Roman Lucian Herberts den besten Werken dieses beliebten Erzählers würdig an die Seite und wird wie diese dem deutschen Lesepublikum eine höchst willkommene Lektüre sein. J. V. G.

Bibliographie.

A.

Gohren Theodor, Anleitung zu chemischen Untersuchungen mit besonderer Beziehung auf Landwirthschaft und landwirthschaftliche Industrie. Zum Gebrauche auf landwirthschaftlichen und landwirthschaftlich-industriellen Lehranstalten, sowie für praktische Landwirthe, Bräuer, Brenner und Zuckerfabrikanten. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8°. C. Reichenecker.

Jahrbuch für österreichische Landwirthe, 1867. Begründet und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von E. Komers. VII. Jahrg. 8. Mit Beil.: Landwirthschaftl. Geschäftskalender. Prag. Calve.

Industrie-Statistik des Pilsner und Piseker Kreises. Herausgeg. von der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen. Für das J. 1865.

Müller Rudolph, Lose Tagbuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode von 1866. 4°. Reichenberg. Janasch.

Obentraut Max, Ritter von, Grundsätzlicher Leitfaden für angehende, junge Beamte in praktischen Umrissen. I. Uiber den amtlichen Geschäftsstyl. II. Uiber die Geschäftsformen. III. Uiber die Eigenschaften eines Beamten. 2te vermehrte Aufl. 8°. Prag. Calve.

Patek J., Die Giftpflanzen. 2. Heft. 4°. mit 20 Foliotafeln. Prag. Tempsky.

Sommer, P. W., Kurze Geschichte der Stadt Schlackenwerth in Verbindung mit dem Priestercollegium. Nebst Anhang: Der große Brand am 9. Mai 1866. Nebst einer lithogr. Beilage: Piaristencollegium zu Schlackenwerth i. J. 1866. 8°. Schlackenwerth. Selbstverlag.

Tilscher Fr., System der technisch-malerischen Perspektive. Für technische Lehranstalten, Kunstakademien und zum Selbstunterricht, gr. 8°. und ein Atlas von 18 Tafeln. Quer Folio. Prag. Tempsky.

Winkler, Dr. E., Die Lehre von der Elasticität und Festigkeit mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendung in der Technik. Für polyt. Schulen, Bauakademien, Ingenieure, Maschinenbauer, Architekten 2c. Mit in den Text gedr. Holzschnitten und lithogr. Tafeln. I. Th. 1. Lief. gr. 8°. Prag. Dominicus.

B.

Führich, Prof. Jos., Ritter v., Von der Kunst. 1. Heft. gr. 8°. Wien. Sartori.

Geyer A., Uiber die neueste Gestaltung des Völkerrechts. Rede. gr. 8°. Innsbruck. Wagner.

Jelinek Dr. K., Uiber den jährlichen Gang der Temperatur und des Luftdruckes in Österreich und an einigen benachbarten Stationen. Mit 2 Tafeln. (Aus den Denkschriften der kais. Akademie der Wissensch.) gr. 4°. Wien. Gerolds Sohn.

C.

Archiv für österr. Geschichte. Herausg. von der zur Pflege vaterländ. Geschichte aufgestellten Commission d. k. Akad. d. Wissensch. 36. Bd. 1. Hälfte. Lex. 8°. Wien. Gerold.

Höfler Dr. C., Geschichtsschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen. III. Th. (Fontes rerum austriacarum. Oesterr. Geschichtsquellen. Herausg. von der histor. Commission der k. Akademie der Wissensch. in Wien. 1. Abth. VII. Bd.) Lex. 8°. Wien. Gerold.

Tomek, Základy starého mistopisu Pražského (Topographie des alten Prag). 1. Abth. Altstadt Prags, 2. Hälfte. gr. 4°. Prag. Verlag der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften.

Harrach J. hrabě. Chronologický přehled dějin českých. (Johann Graf Harrach, Chronologische Uibersicht der böhm. Geschichte.) Folio. Prag. Stýblo.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 5. Mai 1867.

5.

Deutsch-österreichische Revue.

Monatschrift für die gesammten politischen und scientifischen Bestrebungen der Gegenwart. Organ der deutschen Partei in Oesterreich. Wien, Arnold Hilbergs Verlag. 1. B. 2. Heft Februar 1867.

Wir haben bereits in unserem letzten Hefte die deutsch-österreichische Revue als ein zeitgemäßes Unternehmen begrüßt und den lebhaften Wunsch geäußert, daß die Monatschrift sich in der That als das Organ der geeinigten deutschen Partei in Oesterreich bewähren möge. An dem Januarhefte hatten wir jedoch zwei Dinge auszusetzen. Es schien auf demselben noch der Druck des Ministeriums Belcredi zu lasten, dem Inhalt fehlte die Schärfe, und die Bedeutsamkeit, welche die Situation nach dem Sturze Belcredis verlangte, dann aber erweckten einzelne Stellen in uns die Besorgniß, daß die Monatschrift die Vertretung deutsch-österreichischer Interessen in einer feindseligen Haltung gegen Preußen und den norddeutschen Bund suchen könnte.

In Bezug auf den ersten Punkt freut es uns constatiren zu können, daß das 2. Heft gegen das erste einen wesentlichen Fortschritt bildet. Der Inhalt desselben ist reich und gediegen, und bekennt ganz entschieden liberale Farbe. Gleich der erste Artikel „Schmerling und Belcredi" enthält ein politisches Programm, das alle liberalen Deutschen in Oesterreich gern unterschreiben werden. Zwei Fehler haben den Sturz des Ministers Schmerling herbeigeführt, sein zahmer Liberalismus, der dem freiheitlichen Ausbau der Februarverfassung widerstrebte, und sein halbes Deutschthum. „Seine Februarverfassung gewährte dem deutschen Elemente in Oesterreich gerade Vorzug genug, um den Unwillen der andern Nationalitäten zu erregen, sie sicherte aber jenem keineswegs das Uebergewicht und noch weniger trug sie dem Zusammenhang mit Deutschland hinlänglich Rechnung." Den dritten Fehler endlich beging Schmerling dadurch, daß er Ungarn und den passiven Widerstand desselben unterschätzte. Seine Politik Ungarn gegenüber gipfelte in der Ueberzeugung, das Land würde auf die Dauer den unhaltbaren Zustand nicht ertragen, die Verfassung anerkennen, so wie den Reichsrath beschicken. Er selbst hat das in den bekannten Worten ausgesprochen: „Wir können warten." Wir haben seither gesehen, daß zwar die Ungarn, nicht aber die Regierung warten konnte. Gegen Belcredi gehalten, hebt sich das Bild Schmerlings in der österreichischen Geschichte aber immer noch vortheilhaft ab. Schmerlings Liberalismus war zahm und ungenügend, Belcredi geradezu reactionär. Schmerling fehlte es an einer entschiedenen deutschen Haltung, an starkem deutschen Bewußtsein; Belcredi aber war ein entschiedener Feind der Deutschen, er versuchte es, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen und den politisch unfähigsten Stamm des Reiches zur Oberherrschaft zu berufen. Nur Eins hatten Belcredi und Schmerling als Minister gemein; das Ende. Auch Belcredi fiel durch die diesmal nahegerückten Liberalen diesseits und jenseits der Leitha, durch die deutsche und ungarische Verfassungspartei. Die Lehre, welche aus dem Sturze der beiden Minister folgt, ist klar genug. Schmerling konnte sich nicht halten, weil er die Ungarn ignorirte und die Deutschen, auf die er sich stützen wollte, nicht fest um sich zu schaaren verstand; Belcredi nicht, weil er die Deutschen bei Seite schob und bei den Slaven das Gegengewicht für die ungarischen Ansprüche suchte. Die Ereignisse könnten nicht deutlicher sprechen. Vor der Sprengung des deutschen Bundes mochte man den Versuch wagen, mit den Deutschen

allein zu regieren. Nach Königgrätz gibt es in Oesterreich zwei regierungsfähige Völker, die sich in die Aufgabe theilen müssen. Die Leitha soll künftig zwei gleichberechtigte Machtgebiete scheiden, in deren jedem die beliebten slavischen Schmerzensschreie, mögen sie nun aus Prag oder Agram tönen, ungehört verhallen. Die Aufgabe der deutschen Verfassungspartei wird es nun sein, die vollständige Gleichberechtigung mit Ungarn zu erstreben. Das Mindeste, was wir fordern können, ist die Berufung wenigstens einiger hervorragenden Parteimitglieder in das neue Ministerium, damit der nun zusammentretende legale Reichsrath diesem mit Vertrauen entgegenkommen könne und bei dem schwierigen Werke der nothwendigen Verfassungsreform nicht fortwährend Widerstand von der Ministerbank erfahre. Daß die Revision nicht nur in dualistischem, sondern noch mehr im Sinne der Freiheit erfolgen, daß vor allem die volle Verantwortlichkeit der Minister verfassungsmäßig sichergestellt werden müsse, scheint uns selbstverständlich. Die Regierung hat ein größeres Interesse, die Deutschen Oesterreichs zu befriedigen, als diese selbst; denn bei der raschen Entwicklung der Dinge in Deutschland ist die Gefahr einer Mißstimmung in den deutschösterreichischen Provinzen weit größer, als einer Mißstimmung in Ungarn."

Unter den übrigen Aufsätzen verdienen namentlich zwei: „Zur Armee-Reform" und „Wallenstein, der Vorkämpfer und Märtyrer der Idee des einigen Deutschlands" einer besonderen Erwähnung. In dem ersten Artikel wird nachgewiesen, daß früher die ganze Organisation und Verfassung unseres Heeres reformirt werden müsse, bevor man ein nach preußischem Muster erlassenes Wehrgesetz durchführen könne. Namentlich wird auf den gegenwärtigen Zustand unseres Militärgerichtswesens hingewiesen, das vielfach noch an das Mittelalter erinnert. Solange dieses nicht reformirt ist kann von einer allgemeinen, d. h. alle Bevölkerungsschichten umfassenden Wehrpflicht wohl kaum die Rede sein. Ebenso veraltet ist das Institut der sogenannten Regimentsinhaber, das noch aus jener Zeit stammt, wo dieser oder jener Reichsgraf dem „römisch-deutschen Kaiser" ein Regiment geworben, darin nach Gutdünken schalten und walten, ja selbst über Leben und Tod seiner Soldaten entscheiden durfte." Der zweite Artikel sucht die übrigens schon früher ausgesprochene Ansicht, daß Wallenstein sich die Aufgabe gestellt hatte, die Reichsfürsten zu vernichten, den Religionsfrieden und die Einheit des deutschen Reiches wieder herzustellen, aus den Aeußerungen Wallensteins neu zu begründen. Ob aber dann gerade die Geschichte Wallensteins geeignet ist, von Oesterreich den Vorwurf undeutscher Politik abzuwaschen, wie der Verfasser beabsichtigte: ist doch sehr zweifelhaft.

Diese wenigen Proben werden genügen, die Reichhaltigkeit der Monatschrift darzuthun. So sehr wir in diesem Punkte den Fortschritt anerkennen, den das 2. Heft gegen das 1. gemacht hat, so sehr müssen wir bedauern, daß in anderer Beziehung die Monatschrift die Besorgnisse nicht zerstreut hat, die wir bereits bei unserer ersten Besprechung geäußert haben. Es muß auffällig sein, wenn die deutsch-österreichische Revue noch immer (S. 188) von „unseren Feinden im Norden Deutschlands" spricht und auch in den „Kleinen Notizen" die particularistische Eifersüchtelei gegen Preußen nicht verwinden kann. Preußen war Oesterreichs Feind, so lange Oesterreich Mitglied des deutschen Bundes war und mit Preußen um die politische Führung in Deutschland rivalisirte. Der Prager Friede hat den Grund zu dieser Feindschaft für immer beseitigt. Oesterreich hat in der That kein Interesse mehr, den Einigungsproceß in Deutschland zu stören, und wenn es nur ehrlich und aufrichtig geschehen läßt, was es ohnedies nicht ändern kann: so kann ein mächtiges und geeinigtes Deutschland unter Preußens Führung leicht sein natürlichster und werthvollster Bundesgenosse werden. Unter solchen Verhältnissen ist es mindestens unpolitisch, noch immer von „unseren Feinden in Norddeutschland" zu reden, wobei wir ganz davon absehen, daß die „deutsch-österreichische Revue" für ein deutsch-nationales Unternehmen gelten will. In ihrem eigenen Interesse müssen wir nochmals den Wunsch aussprechen, daß es ihr gelingen möge, sich über die Ansichten der Wiener Kirchenthurmpolitiker zu erheben; die deutsche Partei in Oesterreich wird sich wenigstens, so weit wir blicken, mit dieser Richtung nicht indentificiren.

Geschichte.

Die Kölbel von Geißing von Prof. Dr. Hallwich im Archiv für die sächsische Geschichte bei Tauchnitz in Leipzig, 5. Band 1867.

Der Herr Verfasser dieses interessanten Aufsatzes hat von der Aufgabe des historischen Vereins der Deutschen in Böhmen als Antheil die Erforschung der Spezialgeschichte jenes Theils von Böhmen, der sich im Süden des Erzgebirges von Tetschen bis Brüx hinzieht, auf sich genommen und diese sich selbst gestellte Aufgabe in einer Reihe von Studien theilweise bereits gelöst. „Die Herrschaft Türmitz", „das Lied von der Schlacht bei Außig," Jakoubek von Wřesowitz," die druckfertige „Geschichte von Graupen," „die Geschichte von Mariaschein" und nun „die Kölbel von Geißing" bilden eine zusammenhängende Kette ähnlicher höchst verdienstvoller Arbeiten. Abgesehen davon, daß die letztgenannte auf der gründlichsten und emsigsten Benützung bisher für die böhmische Geschichte wenig oder gar nicht benutzter Quellen beruht, ist sie für uns besonders deßhalb interessant, weil sie uns zeigt, wie durch eine seltsame Verkettung der Interessen grade die antideutsche Bewegung der Hussitenstürme — freilich durchaus gegen Wissen und Willen der Stürmenden — dennoch nicht umhin konnte, wenigstens mittelbar die Germanisirung eines guten Theils von Nordböhmen mit zu verschulden, während sie doch allenthalben das Deutschthum auszurotten bestrebt war. Durch jene Kriege war auch der vordem blühende Bergbau in Graupen zu Grunde gegangen und da sich im entvölkerten Böhmen keine Leute zur Wiederaufnahme desselben fanden, so nahmen diese deutsche Familien, die über die nahe sächsische Gränze kamen, in die Hände. Unter ihnen wanderten damals auch die Ahnen der böhmischen Linie der Kölbel als schlichte Bergleute nach Graupen ein, erwarben durch Fleiß und Kenntnisse ein namhaftes Vermögen, das ihre Nachkommen vorzüglich durch Gütererwerbung in der Gegend vermehrten. Durch eine für die damalige Zeit vorzügliche Bewirthschaftung des anfänglich kleinen Besitzes wuchs der Reichthum der Familie so, daß sie schließlich in den Besitz der ganzen Strecke von Kulm und den Abhängen des Erzgebirges bis an die Elbe gelangte, wo die Kölbel allenthalben Wälder ausrodeten, Strecken urbar machten, neue Dörfer anlegten und deutsche Schulen gründeten, so daß in kurzer Zeit besonders durch letzteres Mittel die vordem noch čechische Landbevölkerung jener Gegend germanisirt wurde. Die schlichte deutsche Bergmannsfamilie aber hatte sich zu einer böhmischen Adelsfamilie emporgeschwungen und behauptete eine achtbare Stelle unter dem böhmischen Adel, bis auch sie die Gegenreformation, von deren Folgen die Deutschen Böhmens eben so hart wie die Čechen betroffen wurden, aus dem Lande verbannte. Erst wenn auf solche gründlich eingehende und umfaßende Weise die Detailgeschichte Böhmens sichergestellt sein wird, wird auch die Gesammtgeschichte desselben ein anderes wohlgetroffeneres Bild bieten, als es uns bis jetzt durch die fast ausschließlich slavischen Bearbeitungen derselben entgegengehalten wurde, so wie bereits diese Vorarbeiten eine Menge bisher gangbarer Irrthümer als solche nachweisen und corrigiren.

J. L.

Dorfchronik. Geschichte der Ortschaften Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald. Von A. Jäger.

Die letzte Lieferung der Jäger'schen Dorfchronik ist nunmehr erschienen, und das in seinen früheren Lieferungen schon besprochene Werk liegt uns vollendet vor. Welches Dorf Böhmens könnte sich eines derartigen literärischen Denkmales rühmen, das aus der Feder eines Mannes mitten aus dem Volke hervorgegangen ist? Wer will dem Deutschböhmen noch ferner Sinn für die Geschichte seiner Heimath absprechen? Der nehme nur die Dorfchronik zur Hand, und wenn er zufällig ein Gelehrter ist, so kann er vom bescheidenen Dorfchroniſten lernen, wie sich aus vergilbten Urkunden und verstaubten Gerichtsbüchern ein lebensfrisches Zeit- und Kulturbild der Vorfahren mit Weglassung jedes gelehrten Apparates gewinnen läßt! Da ist verständliche Sprache, zum Herzen gehende Betrachtung, freiheitlicher Geist und doch bei Allem erschöpfende Gründlichkeit und Bewältigung des Stoffes! — Die Chronik, die mit dem Anhange (eine chronologische Zusammenstellung der Begebenheiten) 471 Seiten enthält, somit einen recht hübschen Band ausmacht, theilt sich in zehn Kapitel ab, von denen die ersten 7 bereits in

diesen Blättern besprochen wurden. Die drei letzten Kapitel: „Von Streit und Aufruhr", „Sitten und Gewohnheiten unserer Dorfbewohner vor 100 Jahren", „Von der Industrie in unserer Gegend, und was damit zusammenhängt — von Wald und Feld" schließen in würdiger Weise das Buch ab. Die Leser der Mittheilungen kennen bereits Proben aus dieser Abtheilung, die im Jahrgang 1866 abgedruckt wurden und solchen allgemeinen Beifall fanden, daß sie auch in andere Blätter übergegangen sind. So fanden wir z. B. den Artikel „Die Dosenfabrikation in Reichenau" (Mitth. 1866 S. 56) in der Wiener Reform Schuselkas, wir wissen nicht, ob mit des Verfassers Erlaubniß, nachgedruckt.

Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung; es verdient sie und wird auch jene befriedigen, welche nicht aus der engern Heimath des Verfassers sind. Finden sich doch bei der Reichhaltigkeit der Chronik ganze Artikel, sowie zahlreich eingestreute Notizen von allgemeinem Interesse. Wir wählen ein Beispiel, weil es sich an die Person des jüngst verstorbenen, allerorts unvergeßlichen Erzherzogs Stephan knüpft. Es sollte im J. 1846 die Riesengebirgsstraße von Reichenberg nach Trautenau gebaut werden, aber die Reichenberger und Maffersdorfer lagen einander wegen der Lage der neuen Straße in den Haaren. Da die Reichenberger durch ihre Herrschaftsverwaltung an maßgebender Stelle mit mehr Einfluß für ihr Projekt wirkten, so schickten die Maffersdorfer und mit ihnen verbündet die Gablonzer eine Deputation nach Prag an den Statthalter Erzherzog Stephan. Derselbe interessirte sich sogleich für den Streit und versprach selbst in die Gegend zu kommen, um durch eigenen Augenschein ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Am 17. Juni 1847 war der Erzherzog wirklich in Maffersdorf, dessen Einwohner dem hohen Gaste eine große Ehrenpforte errichtet hatten. Als man nun zur Besichtigung der bereits in Angriff genommenen Straßenarbeiten schritt, machte man den Prinzen aufmerksam auf das Sumpfgelände am oberen Badhausteiche, das man nur mit Schwierigkeiten werde übersetzen können. „Das ist noch lange kein Venedig," erwiderte der Erzherzog beruhigend. In Bezug auf die eigentliche Streitfrage über die Lage der Straße entschied er aber dahin, daß beide Linien, sowohl die von den Maffersdorfern als auch von den Reichenbergern verlangte gebaut werden sollen. Und so geschah's auch.

L. S.

Chronologický přehled dějin českých
sestavil a vydal Jan hrabě Harrach.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn der Adel eines Landes sich für Kunst und Wissenschaft interessirt und den Jüngern derselben nach Mäcenas Beispiele weidlich unter die Arme greift. Noch lobenswerther ist es, wenn die Herren aus dem bevorzugten Stande selbst unter die Gelehrten treten und ihre beneidenswerthe Muße wissenschaftlichen Untersuchungen widmen. Böhmens Adel hat schon manch' wackeren Kämpfen in die Gelehrtenrepublik entsendet, man erinnere sich nur an die Namen: Prokop von Rabstein, Kaspar Schlick, Benedikt von Waldstein, Bohuslaw von Lobkowitz oder Wilhelm von Slawata. Wenn es die genannten Herrn, sowie auch die gelehrten Kolowrate und Sternberge nicht an Fleiß und Ausdauer fehlen ließen, um etwas ihres Namens Würdiges auch in der Wissenschaft zu leisten, so kann dieses nicht behauptet werden von einem gräflichen Schriftsteller aus der neuesten Zeit, der das oben angezeigte Werk auf den literarischen Markt gebracht hat.

Johann Graf Harrach hat es sich ziemlich leicht gemacht mit seinen čechisch geschriebenen chronologischen Tabellen der böhmischen Geschichte. Zur Abfassung solcher chronologischer Zusammenstellungen gehört überhaupt keine große Genialität, kein mühsames Forschen, kein ausgebreites, tiefes historisches Wissen, auch nicht einmal, wenn man sich wie Graf Harrach mit sechs und einem halben Blatte begnügt, ein so außerordentlicher Fleiß. Dagegen verlangt man von derlei Arbeiten eine geschickte, unpartheiische Auswahl, gleichmäßige Vertheilung des Stoffes, Sicherheit in der Angabe der Daten und endlich eine bequeme, handliche Form. Wir können nicht sagen, daß Graf Harrach in seinem Werke auch nur Einem dieser wesentlichen Erfordernisse chronologischer Verzeichnisse nachgekommen sei. Warum ist denn das Städtewesen und Bürgerthum, das doch wenigstens im XIII. Jahrhunderte von der größten Bedeutung in der böhmischen Geschichte ist, mit gar so wenig Notizen bedacht? Warum fehlen denn in der Reihe berühmter Männer insbesondere viele Deutschböhmen? Warum wird nicht im leeren Raume neben dem heil. Prokop der ebenso berühmte Einsiedler Günther erwähnt? Kennt der Herr Graf nicht die drei berühmten Schlaggenwalder Gelehrten, Kaspar Brusch († 1559), den Beschreiber des Fichtel-

gebirges und Verfasser einer berühmten Geschichte deutscher Klöster, den Christophorus Crinesius († 1629), den größten Orientalisten seiner Zeit und Zacharias Theobald († 1627), den berühmten Geschichtschreiber des Hussitenkrieges? Wo sind die beiden Brixner „Pontanus“ der gelehrte Jesuit und der Dichter Barthold von Breitenbach, den Erzbischöfe und Fürsten gleich hoch ehrten? Warum ist der Theolog und Historiker Hackenschmidt aus Falkenau († 1683) ausgelassen, warum der Arzt Löw von Erlsfeld aus Plan († 1725), warum der Mechaniker Johann Klein aus Kamnitz († 1762), warum sogar der allgemein bekannte Habernfeld und sein Schüler D. Bas. von Deutschenberg aus Leipa? Diese und viele andere um Kunst und Wissenschaft verdiente Männer sind weggelassen, die doch recht gut neben Rehor Ferus und anderen aufgenommenen hätten stehen können.

Noch unangenehmer berührt werden wir, und wir müssen vollends den Stab brechen über die Schülerarbeit des Grafen Johann Harrach, wenn wir die Sicherheit und Genauigkeit der angeführten historischen Thatsachen und Jahreszahlen prüfen. Verweilen wir beim ersten Blatte, welches von 600 v. Ch. beginnt und bis 1061 n. Ch. reicht. Schon die erste am Kopfe des chronologischen Werkes stehende Zahl 600 v. Ch. als Zeit der Einwanderung der Bojer nach Böhmen ist bereits seit Niebuhrs darüber angestellten Untersuchungen völlig unhaltbar, was Graf Harrach auch aus Palacky (I. 20), den er doch kennt, hätte lernen können. Die über die Markomannen mitgetheilten Schlagsätze und Zahlen sind längst schon und zwar am gründlichsten durch Kaspar Zeuß in das Bereich der historischen Irrthümer verwiesen worden; die sieben sagenhaften Herzoge gehören in die Fabel und die Nachrichten darüber sind durch Dümmler, Büdinger u. a. in ihrem wahren historischen Werth hinlänglich gewürdigt worden. Hätten diese sieben Herzoge füglich wegbleiben können, so hätte aber doch der Verfasser der chronologischen Tabellen aus der Regentenreihe Böhmens nicht den Boleslaw Chrobri (1003—1004) auslassen sollen, der, wenn er auch ein Pole gewesen, denn doch über Böhmen von Prag aus herrschte. Aber selbst nicht einmal die Reihe der Přemysliden ist in den Tabellen genau und correct; so gilt als Antrittsjahr der Regierung Wenzels des Heiligen nicht 925, sondern 928, so wird Friedrich schon 1173 Herzog, was gar nicht angeführt ist, so regiert Ottokar I zum zweiten Male seit 1197 und nicht 1198. — Sollen wir noch mehr Beweise für die gänzliche Ungenauigkeit dieser Zeittafeln bringen? Ist es nicht geradezu unverzeihlich, wenn der Herr Graf (irregeleitet durch einen Druckfehler bei Palacky I. 100, wo am Rande 805 anstatt 806 stehen soll) die beiden Kriegszüge Karl des Großen nach Böhmen in das Jahr 806 versetzt, während doch der erste Einfall — wenn man nur den Palackyschen Text gelesen hätte, in den Sommer von 805 fällt? Klingt es nicht allzu naiv, wenn bei diesen beiden Kriegszügen die Bemerkung gemacht wird, daß sie ohne Erfolg (bez prospěchu) gewesen seien? Dann muß der Herr Graf nichts wissen von dem einem jeden Kinde bekannten Tribut, den seit diesen Kriegszügen die Čechen an das deutsche Reich entrichten mußten, dann ist sich der Herr Graf auch nicht der Entstehung des Wortes král bewußt, das doch, wie auch sattsam bekannt ist, aus dem Namen des gewaltigen Siegers „Karl“ entstanden ist.

Wir verzichten, auf die weiteren Blätter der Tabellen einzugehen, wir beklagen auch nicht ferner das höchst ungeschickte Format, wodurch vielleicht zu ihrem Heile die Besitzer der Tabellen von dem Gebrauche derselben abgeschreckt werden. Wir bedauern auch gar nicht, daß diese Zeittafeln in čechischer Sprache erschienen sind, aber um etwas thut es uns doch Leid, das sind die Druckkosten und die in der That prächtige Ausstattung, die einem gediegeneren Werke hätten zu Gute kommen sollen. **Š.**

Rechtswissenschaft.

Dr. A. Brinz. Über Tacitus Annal. I. 9.: jus apud cives, modestiam apud socios, gelesen am 13. Dezember 1866 zum Eintritt in den akademischen Senat der Universität Tübingen.

Eine schmerzliche Bewegung ging im vorigen Sommer durch die deutsche Partei in Böhmen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Prof. Brinz einen Ruf an die Universität Tübingen angenommen habe. Professor Brinz! Wer von den Deutschen in Böhmen kannte, verehrte, liebte ihn nicht! Noch bevor er die politische Laufbahn betrat, war der berühmte akademische Rechtslehrer der Liebling der Prager Studenten,

die mit Begeisterung seinen Vorträgen folgten, die ihn als ihren Freund und Gönner verehrten. Im Reichsrathe war Brinz jederzeit in den ersten Reihen jener Männer zu treffen, welche für die freiheitliche Entwicklung der Februarverfassung kämpften; im böhmischen Landtage gehörte er neben Herbst und Hasner zu den Führern der Deutschen, die jetzt seine herzgewinnende Persönlichkeit schmerzlich vermissen. Sein treues, edles Gemüth hatte ihm hier rasch die Herzen seiner Parteigenossen gewonnen. Wenn ein jüngerer Abgeordneter sich in die Debatte gewagt hatte, Brinz war der erste, der ihn durch ein freundliches, beifälliges Wort ermunterte, und wenn ein Parteigenosse während der Debatte ins Gedränge kam, Brinz war augenblicklich bereit, mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit für ihn einzutreten. In seiner Politik ließ sich Brinz einzig und allein durch sein Rechtsgefühl leiten. Seine gerade ehrliche Natur verschmähte alle Winkelzüge und ließ sich nie durch Opportunitätsgründe irre machen. Was er als Recht erkannt hatte, das sprach er rückhaltlos aus, darnach handelte er, ohne sich um den Erfolg des Augenblicks oder um den Haß seiner Gegner zu bekümmern. Sein Rechtsgefühl machte ihn in der deutschen Frage zu einem Gegner des Grafen Bismark. Man mochte in dieser Beziehung anderer Meinung sein, immer aber mußte man die Redlichkeit seiner Uiberzeugung, sein unbeugsames Festhalten am Rechte bewundern. Brinz war einer der bedeutendsten Redner des böhmischen Landtages. Schon sein sonores Organ, seine markige Sprache rissen die Zuhörer unwillkürlich mit sich fort. Er liebte es, den Stier bei den Hörnern zu packen und seine scharfen, streng juristischen Argumente fielen wie Keulenschläge auf seine Gegner. Den Cechen, die so gern anders reden als sie denken, die stets ein Hinterpförtchen haben, deren Politik die krummen Wege den geraden vorzieht, war diese deutsche, offene Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, in tiefster Seele zuwider und kein deutscher Abgeordneter ist von ihnen in gleichem Maße verhöhnt, verfolgt und angefeindet worden.

Nach allem diesem wird man die Größe des Verlustes begreifen, welche die Deutsche Partei durch den Austritt des Prof. Brinz erlitten hat. Wir haben diesen Verlust, wie so manches andere, dem Ministerium Belcredi zu verdanken. Prof. Brinz hatte schon längst einen ehrenvollen Ruf an die Universität Tübingen erhalten. Er hielt es für seine Pflicht, dem Minister Belcredi hievon die Anzeige zu machen. Die rücksichtslose Antwort, die er hierauf empfing, nöthigte ihn, dem ehrenvollen Rufe zu folgen und ein Land zu verlassen, dem er die schönsten Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Die vorliegende Schrift ist der erste Gruß, den uns unser Brinz aus seiner neuen Heimat sendet. Indem wir dieselbe freudig begrüßen, begnügen wir uns, den Inhalt, dessen Bedeutsamkeit zu Tage liegt, einfach zu skizziren:

Die Lob- und Leichenredner des Augustus hoben unter den Wohlthaten seiner Regierung neben dem jus apud cives die Bescheidenheit der Bundesgenossen hervor.

Die letzten Zeiten der Republik zeigen ein unbescheidenes Drängen der Bundesgenossen nach Erlangung der Civität, nach Theilnahme an den Rechten und der Herrschaft Roms, an der sie bisher nur passiven Antheil hatten. Der Bundesgenossenkrieg, ein Krieg der Untergebenen gegen ihre Herrn war vom Standpunkte dieser das höchste Maß der Unbescheidenheit. Die Bundesgenossenschaft war Unterwerfung, daher das ungestüme, die Völker in Eins zusammendrängende und organisirende Drängen nach Incorporation, nach Civität. Warum aber, seitdem Italien einig war, nicht ein ähnlicher Sturmlauf auf die Civität von Seite der Provinzen? War nicht apud cives das Recht?

Diese Frage führt uns zur Betrachtung der Worte: apud cives jus. Bedeuten sie, daß die öffentlichen Verhältnisse nach dem Recht geordnet waren, daß das öffentliche Bewußtsein und Gewissen der Herrschaft des Augustus Legalität beimaß? Ist das Recht nicht der Rahmen der Staatenentwicklung, sondern nur die schmiegsam wechselnde Form, die sich aus den Verhältnissen durch die in ihnen lebenden Kräfte entwickelt; war das Bedürfniß und der Gedanke der Cäsarenherrschaft lebendig geworden, dann wäre das Wort jus apud cives nicht bloß ein schmeichlerisches, sondern ein im vollen Umfange wahres und gerechtes Wort. Tacitus freilich begleitet seine Stelle mit der Glosse: At Romae ruere omnes in servitium. So scheinen doch über die Legalität der Herrschaft des Augustus widersprechende Ansichten geltend gewesen zu sein. Ihren Streit können wir nur lösen durch Rückgreifen auf das positive römische Staatsrecht. Nach ihm mangelt der Herrschaft des

Augustus die Rechtscontinuität; denn entweder war er Mandatar des Senates und Volkes, dann war er durch die Republik nicht Monarch geworden, sondern nur ihr kündbarer Prokuraführer, oder Augustus hatte die Gewalt ipso jure bekommen, dann reichten Senat und Volk nicht aus, dies nach bisherigem Recht zu bewirken; denn sollte die Verleihung eines Amtes ein Haben ipso jure bewirken, mußte der Beleihende das Amt selbst besessen haben, ein gleichartiges oder größeres; ein Amt, eine Magistratur besaßen aber weder Senat noch Volk.

Das Recht der Augusteischen Monarchie ist somit sehr problematisch, wenn wir ihre Begründung mit dem Rechte als einem über der Kraft und dem Erfolge stehenden Maße messen. Aber auch dann, wenn das Recht kein absoluter, sondern nur ein relativer Maßstab ist, wenn das Recht zu einer That in ihrem Erfolge liegt, fließt eine Art Protest gegen das Recht der ersten Cäsaren, denn folgerecht und schrittweise ging aus der Herrschaft derselben der vollendete, den Herrscher über das Gesetz stellende Absolutismus hervor, die Privatisirung der öffentlichen Gewalt, die Verneinung des öffentlichen Rechts.

Lange ward in Rom das öffentliche Bewußtsein mit der neuen Ordnung der Dinge nicht einig, Freunde der neuen Ordnung pflegen aber gemeiniglich auf die Rechtsfrage sich nicht einzulassen, und so scheint es denn, daß die Freunde des Augustus mit den Worten: jus apud cives gar nicht den öffentlichen Zustand meinten, sondern nur den Zustand des Privatrechts. Gerichtsverfassung und Proceß, Ehe, Erbrecht, Eigenthum und Schuldrecht, kurz alle Theile des Privatrechts waren Gegenstand umfassend eingreifender Fürsorge des Herrschers. Der kluge Mann erkannte, daß nach den fast ein Jahrhundert den Privatbesitz unterwühlenden Proscriptionen und Landanweisungen die Befestigung des Privatrechts gemäß der Wahlverwandschaft, die zwischen Usurpation auf der einen und Privatrecht und Privatinteresse auf der andern Seite besteht, auch seine usurpirte Herrschaft zu festigen vermöge.

Ist dieß der Sinn der Worte: jus apud cives, dann ist auch klar, warum die Bundesgenossen so bescheiden waren; denn was ihnen die römische Civität geboten hätte, hatten sie daheim auch.

Incorporation war jetzt identisch mit Subjection. Das öffentliche Recht nahm die Gestalt der vollendeten Absolutie an und es schien, daß das Recht eigentlich und nothwendig nur für die niedere Region des Privatrechts da sei, für die höhern Schichten der öffentlichen Angelegenheiten dagegen die Gewalt da sei. Allerdings war die Gewalt dahin gekommen, wo Kraft, Geist, Genie war; aber vom Rechte abgetrennt, bleibt die Gewalt nicht immer beim Genie, sie bringt das Genie unter sich und bleibt solange, bis eine stärkere Faust von außenher sie niederwirft. — So beginnt denn von dem Momente, als die republica vom Rechte abseits an das Genie gekommen war, die Zeit des sinkenden römischen Reichs! —

x + y.

Numismatik.

Joseph Neumann, Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen. 22. Heft. Jetone und Marken. Mit einer Kupfertafel. Prag 1866, Eigenthum u. Verlag d. Verf.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der H. Verfasser dem Anfänger in der Numismatik die Termine „Jetone" und „Marken" erklärt, übergeht derselbe zur Aufzählung und Erklärung der in einzelnen Ländern vorkommenden Jetone und Marken. Um sich die mühsame Arbeit ein wenig zu erleichtern und den Freunden der Numismatik eine klare und leichte Uibersicht zu verschaffen, hat der H. Verf. die betreffenden Jetone's und Marken nach den Staaten geordnet. Er fängt mit dem österr. Kaiserstaate und zwar mit dem Königreiche Ungarn sammt den Nebenländern an, Seite 3—8, und beschreibt hier 54 mehr oder weniger bekannte Jetone und Marken und übergeht zum Königreiche Böhmen, Seite 8—63. Wenn wir auch unter der Rubrik „Königr. Ungarn" einige Jetone und Marken vermissen — freilich weniger bekannte — so müssen wir wieder offen gestehen, daß in der Rubrik „Königr. Böhmen" allen Anforderungen vollkommen entsprochen wurde; diese Rubrik zeigt, mit welcher Sorgfalt und mit welchem unermüdlichen Fleiße der H. Verfasser an dieser Abtheilung gearbeitet; sie ist die gelungenste Abtheilung seiner mühevollen Arbeit. Namentlich wurde den Jetonen ein besonderer Fleiß und eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und Freunde der Numismatik finden hier die Beschreibung mancher ihnen bis jetzt unbekannten, sehr seltenen Jetone nicht blos adeliger Familien

und adeliger Privatpersonen, sondern auch bürgerlicher Privatpersonen, Beamten 2c. Die Zahl der hier beschriebenen Jetone und Marken beträgt 344, also bedeutend mehr, als die der ungarischen. Hierauf folgt die Beschreibung der Jetone und Marken der Markgrafschaft Mähren und des Herzogthums Schlesien, Seite 63—64, 7 an der Zahl, dann der des Erzherzogthums Oesterreich, S. 65—76, 34 an der Zahl, des Herzogthums Steiermark (6), Kärnthen (3) und Tirol, dessen Jetone und Marken noch nicht vollständig beschrieben wurden. Die Abbildungen sind sehr präcis ausgeführt. Wir können dem vorliegenden Hefte, wie den früheren, nur das größte Lob ertheilen, und wünschen nur, daß dieses gediegene Werk bald vollendet werde und daß es sich einer großen Verbreitung, die es in der That verdient, erfreuen möge. **J. K. H.**

Volkswirthschaft.

Ein Wort an die deutschen Volksfreunde wegen **Errichtung von Spar- und Vorschuß-Vereinen** in Böhmen. Von Richard Dotzauer. Prag, 1867. (Selbstverlag.) [1])

Es ist bekannt, welche ausgezeichneten Erfolge die nach dem Plane Schulze-Delitzsch's gegründeten, auf dem Grundsatze der Selbsthilfe beruhenden Spar- und Vorschußvereine namentlich in Nord- und Mitteldeutschland allenthalben aufzuweisen haben. Die Zahl derselben ist bereits nahe an 1000 und ihr jährlicher Umsatz beziffert sich nach Millionen von Thalern. Der Organismus dieser Vereine wird ein immer lebendigerer und hat namentlich dadurch noch eine überaus ersprießliche Erweiterung erfahren, daß die Spar- und Vorschußvereine einzelner gewerblicher Genossenschaften ihre Thätigkeit auch auf den gemeinschaftlichen Ankauf von Rohmaterial und den gemeinschaftlichen Absatz von Gewerbserzeugnissen ausdehnten. Es ist sehr zu bedauern, daß diese so außerordentlich wohlthätig wirkenden Vereine gerade in den deutschen Gegenden Böhmens, die doch vornehmlich auf die Gewerbthätigkeit angewiesen sind, bis jetzt so wenig Verbreitung gefunden haben. Wir können es daher nur mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude begrüßen, daß ein Mann von so bewährter Energie, wie Hr. Richard Ritter von Dotzauer, dessen Name als der eines wahren Volksmannes allenthalben nicht nur unter unsern Landsleuten, sondern viel weiter hinaus einen so ausgezeichneten Klang besitzt, die Einführung von Spar- und Vorschußvereinen in seine Hände genommen hat. Nachdem derselbe in seiner Vaterstadt Graslitz einen solchen Verein ins Leben geführt hatte, hat er sich damit nicht begnügt, durch diese Schöpfung ein Beispiel zur Nachahmung gegeben zu haben, sondern er war mit der ihm eigenen steten Rücksichtnahme auf das allgemeine Wohl sogleich darauf bedacht, allen seinen Landsleuten diese vortreffliche Institution zuzuführen. So ist die kleine Brochure entstanden, welche vor uns liegt, in der wir aber trotz ihres bescheidenen Umfanges eine wahrhaft bedeutende That echter Gemeinnützigkeit und ausgezeichneten Bürgersinnes erkennen.

In klarer Darstellung setzt der Verfasser die Verhältnisse, welche zur Gründung von Spar- und Vorschußvereinen geradezu drängen, auseinander und zeigt die verhältnißmäßig geringe Schwierigkeit ihrer Einführung und ihre allseitige ersprießliche Wirksamkeit selbst in kleineren Orten, wo weniger Gewerbsleute sind und mehr Ackerbau getrieben wird. „Wenn nur 50 ordentliche Mitglieder mit einem wöchentlichen Beitrag von 10 kr. einen Verein bilden, so beziffern sich die Beiträge im ersten Jahre auf 240 fl., im zweiten Jahre auf 480 fl., im dritten Jahre auf 720 fl. und in wenig Jahren wird ein Capital beisammen sein, welches das gewerbliche und wirthschaftliche Leben heben und befruchten wird." Dabei sind gestiftsentlich weder Interessen noch Geldinlagen in die Sparabtheilung einbezogen. Der Verfasser hat es aber bei der theoretischen Darstellung nicht bewenden lassen, sondern hat seiner Schrift einen vollständig ausgearbeiteten Statutenentwurf so wie Formularien für das betreffende Bittgesuch an die Statthalterei und aller Drucksachen und Schriftstücke, welche bei einem solchen Vereine benöthigt werden (als Einlagsbüchlein, Darlehensgesuch, Darlehensbestätigung u. s. w.) hinzugefügt und somit geradezu alles gethan, um die sofortige Einführung von Spar- und Vorschußvereinen an allen Orten zu ermöglichen.

„Wägen nun alle, die Sinn und Herz für das Wohl unserer deutschen Stammesbrüder haben, sich zur Gründung solcher wichtiger Institute vereinigen und unbekümmert um Unverstand und Trägheit die Einleitungen treffen, damit schon in nächster Zeit zur Hebung der Gewerbe und der Landwirthschaft und des Volkswohles überhaupt eine Anzahl Spar- und Vorschußkassen entstehen." Mit diesem Wunsche des edlen Verfassers schließen wir diese Anzeige, indem wir ihm, dessen Name bei allen gemeinnützigen deutschen Vereinen Prags unter den hervorragendsten Förderern und Gönnern in erster Reihe glänzt, für diesen neuesten Beweis seines unermüdlichen patriotischen Wirkens wärmstens danken. **K. P.**

1) Der Hr. Verfasser hat die erste Auflage dieser gemeinnützigen Schrift gratis verschickt und wird demnächst eine zweite Auflage veranstalten und dieselbe in die deutschen Provinzen des österr. Kaiserthumes versenden.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

DB
191
V48
Jg.4-5

Verein für Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern, Prague
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY